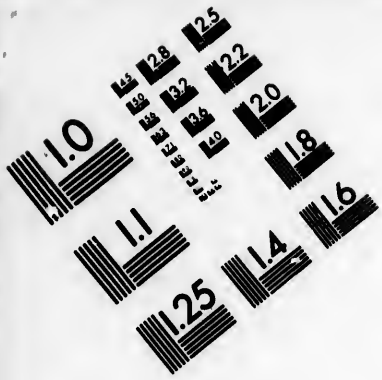


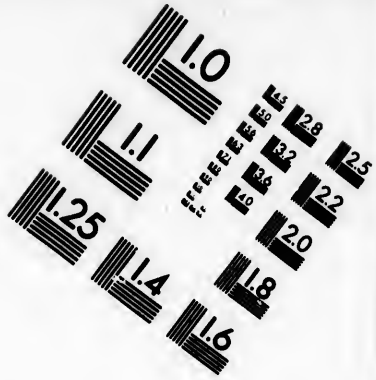
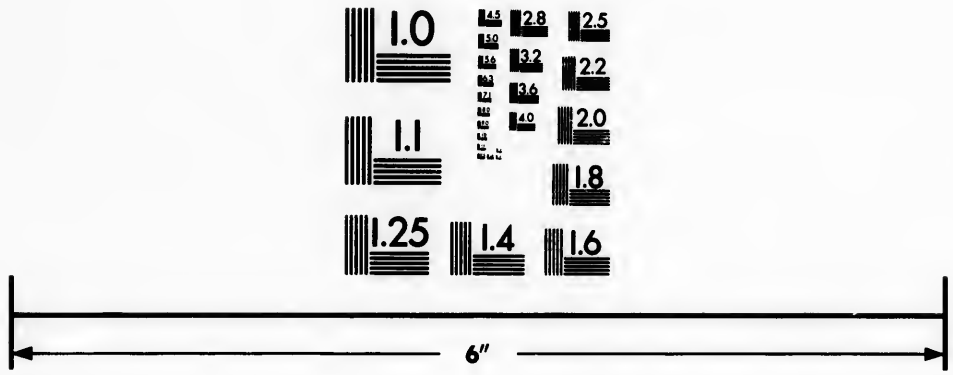
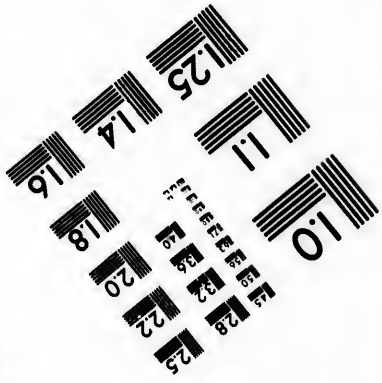


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.

Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1986

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- ☐ Coloured covers/ Couverture de couleur
- ☐ Covers damaged/ Couverture endommagée
- ☐ Covers restored and/or laminated/ Couverture restaurée et/ou pelliculée
- ☐ Cover title missing/ Le titre de couverture manque
- ☐ Coloured maps/ Cartes géographiques en couleur
- ☐ Coloured ink (i.e. other than blue or black)/ Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- ☐ Coloured plates and/or illustrations/ Planches et/ou illustrations en couleur
- ☐ Bound with other material/ Relié avec d'autres documents
- ☑ Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/ La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- ☐ Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/ Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- ☑ Additional comments:/ Commentaires supplémentaires: Various pagings.

- ☐ Coloured pages/ Pages de couleur
- ☐ Pages damaged/ Pages endommagées
- ☐ Pages restored and/or laminated/ Pages restaurées et/ou pelliculées
- ☑ Pages discoloured, stained or foxed/ Pages décolorées, tachetées ou piquées
- ☐ Pages detached/ Pages détachées
- ☑ Showthrough/ Transparence
- ☐ Quality of print varies/ Qualité inégale de l'impression
- ☐ Includes supplementary material/ Comprend du matériel supplémentaire
- ☐ Only edition available/ Seule édition disponible
- ☐ Pages wholly or partially obscured by errata slips, tissues, etc., have been refilmed to ensure the best possible image/ Les pages totalement ou partiellement obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure, etc., ont été filmées à nouveau de façon à obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
						✓					

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

McLennan Library
McGill University
Montreal

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol ⟶ (meaning "CONTINUED"), or the symbol ▽ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:

L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

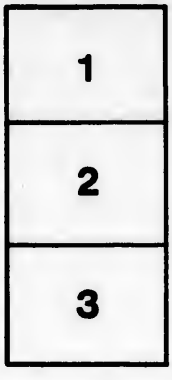
McLennan Library
McGill University
Montreal

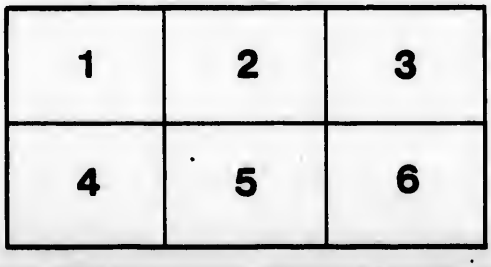
Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole ⟶ signifie "A SUIVRE", le symbole ▽ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.





Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Dritter Band: Asien.

Erste Abtheilung:
Vorder-Indien.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Die evangelische Mission

in

Vorder-Indien

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Vorwort.

Das vorliegende Heft erscheint in vollständig neuer Bearbeitung. Die Gründe dafür brauche ich dem Sachverständigen nicht aus einander zu setzen. Der größere Leserkreis aber mag in der von verschiedenen Seiten in den Rezensionen früherer Hefte schon an mich gestellten Aufforderung, die erste Auflage bei Seite zu legen und selbständig zu arbeiten, ein Zeugniß sehen, daß ich nun nicht übereilt oder rücksichtslos gehandelt habe.

Daß meine Arbeit trotzdem unter dem Titel der Burkhardt'schen Missionsbibliothek geht, könnte ungerechtfertigt erscheinen. Ich meinerseits jedoch würde nicht den Muth haben, die vorliegenden Blätter — so viele Mühe sie mir auch gemacht haben — in die Oeffentlichkeit zu senden, wenn ich nicht den schützenden Schirm des alten Titels über mir hätte. Ein Buch über Indien zu schreiben, das dem heutigen Stande der Kenntniß von diesem Lande gemäß dem gebildeten Leser eine zutreffende und zureichende Anschauung der dortigen Verhältnisse geben und ihn befähigen soll, sich ein sachgemäßes Urtheil über die verschiedenen dort thätigen Missionen zu bilden — ist keine kleine Sache. Man bedenke die Haufen Materials, zu dessen gründlicher Verarbeitung in mancher Hinsicht kaum ein Anfang gemacht ist. Man stelle sich meinen Schrecken vor, als ich das auf der Berliner Bibliothek vorhandene Material musterte und sah, daß ich aus den Signaturen No Nr. 1—9920 und Up Nr. 1—3846 auszuwählen habe.[1]) Dabei

[1]) Die Nummern sind zwar nicht der Reihe nach fortgeführt, sondern durch Lücken zur Einschiebung neuer Nummern unterbrochen; doch umfaßt eine und dieselbe Nummer oft mehrere Bände, sodaß die Zahl der letzteren den obigen Zahlen ziemlich entsprechen wird.

aber sind die Parlamentsberichte, sowie die viele hundert Jahrgänge von Missionsberichten gar nicht mit eingerechnet. Daß sich unter solchen Umständen die weitangelegte Arbeit nicht mit der wünschenswerthen Gründlichkeit ausführen läßt, liegt auf der Hand. Ich mußte mich an das Verfahren meines Vorgängers, ein Mosaik zu geben, anlehnen, wenn ich auch die zu verwendenden Farbensteine anders zu wählen hatte, als er es that. Es wird daher auch hier wieder zutreffen, was mir die Kritik in der Theologischen Literaturzeitung 1878, Nr. 8, die mir soeben zur Hand kommt, vorwirft, nämlich daß ich (in II. 1 und 2) den Stoff nicht sorgfältig genug verarbeitet habe. Ich weise in dieser Beziehung aber auf die erste Auflage hin, die noch viel deutlicher die breiten Nähte zeigt zwischen den fremden Abschnitten, die entweder nach dem Original — oder kondensirt aufgenommen wurden. Was Land und Leute betrifft, glaube ich sogar einen guten Schritt weiter in der Verarbeitung des Materials gethan zu haben, als wozu mich die erste Auflage verpflichtete. Auch für dieses vorliegende Heft bitte ich die Herren Kritiker, den Schutz, den mir der Titel der Burkhardt'schen Missionsbibliothek gewährt, zu beachten, wenn sie tüchtige Stücke aus andern Büchern entweder geradezu abgedruckt oder excerpirt finden, was ihnen um so leichter werden wird, als ich mich bemüht habe, die Quellen anzugeben.[1]) Bei dieser Gelegenheit gedachte ich eine Reihe von weiteren Vorwürfen, welche die genannte Kritik enthält, zu beantworten. Bei näherer Erwägung aber scheint es mir nicht angemessen, die Leser, denen zum größten Theil jene Kritik nicht zu Gesichte gekommen sein dürfte, damit zu behelligen. Ebensowenig will ich auf eine andere vielleicht mehr beachtete Rezension (Basler Magazin 1878, Heft 3) näher eingehen, da der Verfasser selbst bedauert, daß er in seinem Bestreben, sich von der alles lobenden Art der Bücheranzeigen fern zu halten, zu weit gegangen sei.

Was das vorliegende Heft betrifft, so wird man mir vielleicht vorwerfen, daß ich zu viel über die Religionsgeschichte gegeben habe. Indessen wer ein Verständniß für das heutige Indien gewinnen will, muß zuvor einen möglichst gründlichen Einblick in das alte Indien

---

[1]) Namentlich Herrn Pfarrer Paul Wurm möchte ich bei dieser Gelegenheit meinen besten Dank aussprechen für seine Geschichte der indischen Religionen, die mir für dieses Heft sehr zu statten kam. Wann hätte ich wohl auch mit demselben fertig werden können, hätte ich in diesem Stücke auf eigenen Füßen stehen sollen.

suchen. Ich kann dazu meinen Lesern nicht dringend genug das schon erwähnte treffliche Buch von P. Wurm zum weiteren Studium empfehlen.

Die Schilderung von Land und Leuten kann bei einem Gebiete wie Indien, mag es historisch auch zu einem Ganzen verschmolzen sein, nicht einheitlich gegeben werden, ohne die Treue einzubüßen. Ich sah mich daher genöthigt, den verschiedenen Abschnitten, welche die einzelnen indischen Länder behandeln, solche Schilderungen voranzustellen. Um aber Wiederholungen zu vermeiden, mußten die Charakterzüge über die verschiedenen Abschnitte vertheilt werden. Wer also ein Ganzes haben will, muß schon die Rubrik Land und Leute aus den verschiedenen Abschnitten hinter einander lesen.

Für gelehrte Indologen habe ich nicht geschrieben und bitte sie, ihren Maßstab nicht an mein Buch zu legen. Immerhin war es mein Bestreben, der Indologie soviel als möglich abzulauschen; und die Brocken des Sanskrit, die aus einem in meiner Sekundanerzeit in linguistischem Uebermuthe betriebenem Studium übrig blieben, sind mir doch hie und da zu statten gekommen. Uebrigens hat dann und wann ein guter Freund — Herr Oberprediger Brandt in Niemegk, früher in Bombay, sowie unsere erste dravidische Autorität, Dr. Gundert, denen ich hiermit meinen besten Dank sage — auf einzelne Anfragen freundlichst geholfen.

Was die Schreibung der Namen betrifft, so suchte ich diejenige anzunehmen, welche möglichst den Klang des Originals wiedergibt — gebrauchte also vor allen Dingen unsere deutschen Vokale statt der englischen. Die langen suchte ich dabei von den kurzen zu scheiden (ā, a u. s. w.) Hinsichtlich der Konsonanten setzte ich „s" nur für den scharfen Zischlaut, wie er im Deutschen im Auslaute erscheint, während für das weiche „S" im Anlaute das gebräuchliche „Z" beibehalten wurde. „y" ist konsonantisch; ich wollte es nicht durch „j" ersetzen, um der Verwirrung mit dem englischen „j" = „dsch" vorzubeugen. Endlich habe ich für das dentale „sch", das sich weder durch „sch" noch durch „s" recht wiedergeben läßt, das gebräuchliche „Ç" gesetzt. Leider war ich nicht im Stande, die Cerebralen durch besondere Lettern auszuzeichnen — nicht aus typographischen Gründen, sondern wegen meiner mangelnden Sprachkenntniß, zumal da mir nicht einmal ein Sanskritlexikon zu Gebote stand. Auch hinsichtlich der langen

Vokale und des ç mag manches Versehen vorgekommen sein. Man nehme in diesem Stücke mit dem guten Willen vorlieb. — Uebrigens bemerke ich hinsichtlich der Namen kurz, daß die indische Form oft sehr von derjenigen, die sich im Munde der Europäer ausgebildet hat, abweicht. Oft hält es schwer, in angemessener Weise von der Verballhornisirung der Engländer der Originalform etwas näher zu rücken. Die englische Schreibweise gab ich mit *Cursiv-Antiqua.*[1])

Endlich bitte ich, es weder als Prunken mit meiner Sekundanerweisheit, noch als Ziererei oder Pedanterie auf Grund erborgter Brocken anzusehen, wenn ich in gewissen Stücken den indischen Sprachen weiter gefolgt bin, als dies sonst gewöhnlich geschieht. Ich konnte mich z. B. nicht entschließen, Formen wie Schânâr, Pulayer u. s. w. für den Singularis zu gebrauchen, da sie Pluralformen sind. Der dazu gehörige Singular lautet Schânân, Pulayen u. s. w. Die Endung —er und —en in solchen Namen sollte richtiger auch —ar und —an geschrieben werden; jenes kommt in vielen Fällen der Aussprache näher. Man verzeihe, wenn die strenge Konsequenz in der Schreibung derartiger Namen vermißt wird. Pareiyar schreibe ich mit Absicht für Paria, die uns gewöhnliche Form dieses Namens, schon deshalb, um den unrichtigen Begriff, der mit unserm Paria verknüpft ist, fernzuhalten. Daß ich den Flüssen das ihnen gebührende Geschlecht gebe und z. B. „die Kâvêrî" schreibe, mag auch etwas beitragen, den Leser in jene uns so vielfach fremdartigen Verhältnisse zu versetzen. — —

Lob und Dank aber sei dem Herrn, der durch die schwere Arbeit hindurchgeholfen und mich auch dieses Heft hat zum Schlusse bringen lassen.

R. Grundemann.

[1]) Leider ist diese Unterscheidung in den ersten Bogen unterlassen worden, da man das betreffende Zeichen in der Korrektur übersehen hatte.

Vorderindien.

A. Allgemeines.

1. Geographische Uebersicht.

Wie mit Zauberklang tönt der Name Indiens seit uralten Zeiten herüber zu den westlichen Völkern der alten Welt. Schon als vor ihren Blicken das ferne, unermeßlich große Land noch wie im ahnungsvollen Nebelschleier gehüllt lag, sandte es ihnen als Zeugnisse seiner reichen, üppigen Natur allerlei Produkte, die zuerst als fremdartig angestaunt, mehr und mehr durch Gewöhnung zum alltäglichen Bedürfnisse wurden. Damit aber war ein Sehnen und Streben nach jenem Wunderlande erweckt und genährt, das nicht ruhen konnte, bis Indien der europäischen Macht gewonnen war. Wohl hat in neuester Zeit der Wunderschein mehr erbleichen müssen. Dennoch bleibt der Einfluß Indiens auf die europäische Entwickelung unverlöschlich, und vielleicht mehr als in irgend einem andern Lande wird in Indien die Mission zu einer Pflicht des Dankes, mit dem die christlichen Völker eine alte Schuld abzutragen haben.

Betrachten wir zunächst im kurzen Ueberblick das mächtige Land, das größer ist als das Deutsche Reich mit England und Frankreich und den drei großen südlichen Halbinseln Europas zusammen genommen.[1]) Wohl mögen sich dort in den verschiedenen Landschaften Unterschiede finden, die denen nicht nachstehen, welche unsere nördlichen Küstenländer von den Gestaden des Mittelmeers scheiden. Dennoch ist Indien[2]) ein großes Ganze, dessen Theile durch einen einheitlichen Charakter zusammengehalten werden. Es ist nun einmal eine Welt für sich, wenn diese sich auch erst über manchen schroffen, physischen und ethnographischen Kontrasten durch die Entwickelung des tonangebenden arischen Völkerlebens gestaltet hat.

Wie aus der Vogelschau blicken wir herab auf die gewaltige Ländermasse, die fast wie ein unregelmäßiges Viereck (Trapezoid) vor

[1]) 68,700 geographische Quadratmeilen.

[2]) Wir beschränken hier zunächst den Namen Indien überall auf die große Halbinsel von Vorderindien.

uns liegt. So hat es der Altmeister unsrer wissenschaftlichen Kenntniß Indiens, Sir William Jones, uns vorgeführt. Eine Linie aus der Gegend der Mündung des Indus bis zu der des Ganges gedacht, bildet die Diagonale, die nun nach Norden und nach Süden je ein Dreieck abtheilt. Das erstere hat seine Spitze dort, wo der Indus die gigantischen, schneebedeckten Bergketten des Himâlaya durchbricht, und von dort aus fast gegen Süden strömend zur rechten von niederen Bergzügen begleitet wird, die eine Seitenlinie jenes Dreiecks andeuten. Die andere wird von jenem höchsten Gebirge gebildet, das, wie ein kolossaler Wall, Indien von dem Innern Asiens scheidet. Die Grundlinie wird einigermaßen bezeichnet durch die Höhen des Vindhyagebirges, welche in niederen Vorbergen und Hügellandschaften auslaufend sich allmählich zu dem Tieflande herabsenken, das den größten Theil des gedachten Dreiecks einnimmt. Dieses große Gebiet wird als **Hindustan** [1]) bezeichnet. Es zerfällt in zwei sehr verschiedenartige Theile. Im Westen haben wir das Gebiet des Indus, das nur in seinen nördlichen Landstrichen, wo vier große Zuflüsse mit diesem Strome das Pandschâb (Punjaub) oder Fünfstromland bilden, einen fruchtbaren Charakter zeigt, während nach Süden hin das Land dürre wird und eine ähnliche Natur wie die westlichen Nachbarländer Irans zeigt. Völlige Wüsten schließen dies Gebiet nach Osten ab. Nur ein verhältnißmäßig schmaler Isthmus fruchtbaren Landes (Sirhind) führt uns zwischen diesen und dem Himâlaya hinüber in das herrliche Land der Ganga, [2]) die mit ihrer „Zwillingsschwester" Dschamna (Jumna) die weite Ebene bewässert, welche als die eigentliche Heimat der indischen Kultur anzusehen ist. Nicht unterbrochen durch irgend einen Berg senkt sich diese stellenweis 50 Meilen breite Fläche mit reichstem Alluvialboden, auf dem bei subtropischer Vegetation jährlich zwei Ernten gedeihen, kaum merklich vom Fuße des Gebirges nach dem Meere zu hinab. Im Osten schließt sich daran die Ebene des Brahmapûtra. Um den unteren Lauf beider mächtigen Ströme, die in einem breiten Delta sich in ungezählte Arme auflösen, trägt das frucht-heiße Tiefland Bengalen schon einen andern Charakter, den der Tropenzone.

Die Eigenthümlichkeit des mittlern Hindustan wird namentlich durch den mächtigen Wall des Himâlaya bedingt, der es von Mittelasien getrennt hält. Diese Trennung wird wesentlich erhöht durch einen etwa 4 Meilen breiten Gürtel von Sumpfland mit dichtem Urwald und tödtlicher Fieberluft, Terai, der fast der ganzen Länge nach den Fuß des Gebirges umsäumt.

Doch auch die südlichen, resp. südwestlichen Theile Hindustans, die in dicht bewaldeten Berglandschaften unregelmäßig von vielen höheren

---

[1]) Dieser Name ist der neupersischen Sprache entnommen, während der allgemeine Name Indien durch Vermittlung des Altpersischen zu den Griechen kam, der, ursprünglich nur ein Volk im Indusgebiete bezeichnend, bald verallgemeinert wurde.

[2]) Ganga (komin.) ist die korrektere Form des Namens. Man verzeihe mir jedoch, wenn ich daneben durch die uns geläufigere Form nach griechischer Umbildung, Ganges gebrauche.

Ketten durchschnitten, sich gegen die Grundlinie des von uns vorgestellten Dreiecks erheben, haben, wenn auch nicht in gleicher Kraft, doch eine ähnliche abschließende Wirkung auf das Gangesland. Es sind dies von Osten beginnend Bihâr und die an das Vindhyagebirge sich anlehnenden Länder: Bandêlakhand (Bundelkund), Mâlava (Malwa) und Radschastan mit Marwâr. Die letzten werden von Nordost nach Südwest vom Aravâligebirge durchzogen, jenseits dessen (vom mittleren Ganges gerechnet) das Land dürr und immer dürrer wird und in die große indische Wüste Tharr übergeht, welche die Grenzscheide gegen das Indusgebiet bezeichnet. An Mâlava schließt sich endlich noch Gudserat, zum Theil aus einer Halbinsel bestehend, an, das ebenfalls zu Hindustan zu rechnen ist. Nach Lassens Vorgang faßt man diese Länder unter dem Namen Upavindhyagebiet zusammen.

Bisher haben wir nur das eine von den beiden oben angedeuteten Dreiecken besprochen. Scharf von diesem zu sondern ist für die Betrachtung Indiens jenes zweite, das seine Spitze nach Süden kehrt, das Dekhan[1]), die Halbinsel Vorderindiens. Es ist ein großes Hochland, nur an den Küsten umsäumt von Streifen Tieflandes. Zu dem schmaleren (5 M.) im Westen hat es in schroffen Felsgebirgsterrassen seinen jähen Abfall, etwas allmählicher senkt es sich herab zu dem breiteren (12 M.) Südostsaum. Diese beiden Randgebirge haben den Namen der Ghâts und werden als Westghâts und Ostghâts unterschieden. Die letzteren übersteigen wenig die Höhe von 3000 Fuß, wie sie durchschnittlich das ganze Hochland hat, die anderen erheben sich hie und da mehr als 2000 Fuß über das letztere. Beide Ketten vereinigen sich in dem Gebirgsknoten der Nilagiri (Blauen Berge), dessen höchste Gipfel diejenigen der Ostghâts fast in dreifacher Höhe übertreffen. Als Fortsetzung der Ghâts können die Alligiri gelten, welche den Rücken der Südspitze des Dreiecks ausmachen und von den Nilagiri durch die eigenthümliche Lücke (the gap) von Coimbatur getrennt werden.

Die Nordgrenze des großen Hochlandes haben wir bereits im Vindhyagebirge angedeutet. Dasselbe erhebt sich zum Theil mit 5000 Fuß hohen Gipfeln darüber, zum Theil bildet es auch nur Terrassen, die in die erwähnten Waldgebirge auslaufend den Uebergang zum Tiefl ande Hindustans vermitteln.

Das Innere des Dekhan bilden ausgedehnte Tafelländer mit sanfter Neigung gegen Osten oder Südosten, daher die wichtigsten Flüsse an den Höhen der Westghâts entspringend ihre Mündung an der Ostküste haben; der Gôdâvarî, Krischna, Pennâr, Kâvêrî u. a. Die Nerbadâ (— budda Nármadâ) dagegen begleitet die Hauptkette des Vindhya von Osten nach Westen. Ebenso fließt etwas südlicher der Tapti. Zwischen diesen beiden Flüssen erscheint die mächtige Felsenburg des Dekhan einigermaßen geöffnet und bietet einen Zugang zum Innern, da die Mauern der Ghâts eigentlich erst südlich von dem letztgenannten Flusse beginnen. Auch an der östlichen Spitze des gedachten Dreiecks

[1]) Dakschinapatha, das Südland, buchstäblich: der Pfad zur Rechten.

ist das Dekhan zugänglicher, da dort die breite Küstenebene von Orissa mit Bengalen zusammenhängt.

An diesen beiden Punkten also liegen die Verbindungsglieder Hindustans mit dem Dekhan, was für die ethnographische Betrachtung Indiens von besonderer Wichtigkeit ist.

Lernten wir in Hindustan subtropisches Land kennen, so haben wir im Dekhan ein Tropenland vor uns. Aber nur auf dem von kurzen Bergströmen reichlich bewässerten westlichen Küstensaum entfaltet sich die volle Pracht und Ueppigkeit tropischer Vegetation. Das Plateau und die Südostküste leiden vielfach an Dürre. Größere Waldungen fehlen. Die freiwillig gedeihenden Gewächse haben ein dorniges, stachliges Gepräge und zeugen von der Widerstandskraft, die sie der sengenden Sonnenglut entgegensetzen. Großentheils kann der Ackerbau die Hülfe künstlicher Bewässerung nicht entbehren.

Die verschiedenen Landschaften des Dekhan werden wir bequemer unter ethnographischem Gesichtspunkte vorführen und behalten uns die Besprechung derselben für den folgenden Abschnitt vor.

Um jedoch das Bild von den natürlichen Verhältnissen Indiens zu vervollständigen, müssen wir zunächst das **Klima** ins Auge fassen. Im allgemeinen ist bereits angedeutet worden, daß sich in Hindustan, das noch jenseits des Wendekreises liegt, wenn auch demselben nahekommend, ein subtropisches Klima zeigt. Die Nähe der mächtigen Schneeberge wirkt jedoch hier mäßigend auf die Hitze, so daß in der kühlen Jahreszeit sogar Nachtfröste vorkommen und dann mittelst einfacher Vorrichtungen selbst ein dünnes Eis erzielt werden kann. Das Dekhan dagegen ist ein tropisches Land. Aber auch hier ist auf dem Hochplateau vermöge der Erhebung über den Meeresspiegel die Hitze geringer, als man infolge der Annäherung an den Aequator erwarten sollte.

Von dem größten Einflusse auf das Klima Indiens sind indessen die vorherrschenden regelmäßigen Winde, die hier an die Stelle der zwischen den Tropen herrschenden Passatwinde treten und mit einem aus dem Arabischen stammenden Worte[1]) Monsune genannt werden. Unser Sommerhalbjahr ist die Zeit des Südwestmonsun. Gewöhnlich erreicht er, schwarze Wolkenmasse zusammentreibend, zu Ende des Monats Mai die Malabarküste und bringt unter heftigen Gewitterstürmen durchdringenden Regen. Nach einigen Tagen zerreißt der Wolkenschleier, und in heitrer reiner Luft prangt die zuvor unter der Hitze schmachtende Natur wie umgewandelt mit frischem Grün. Der Regen wiederholt sich darauf mit Unterbrechungen und steigt im Juli bis zur größten Menge. Von da an nimmt er ab. Im Oktober hat Malabar den schönsten, klaren und stillen Sommer. Inzwischen aber sind die Regenwolken den Höhen des Ghâts folgend immer weiter nach Norden gegangen. Da, wo dieser Wall ein Ende nimmt, verbreiten sie sich weiter über das westliche Hindustan, aber auch des Regens wird weniger durch die Vertheilung; bis in den Thälern des Himâlaya

[1]) Mausim, Jahreszeit.

die letzten Reste sich ergießen. Für das Dekhan hat der Südwestmonsun nicht viel Feuchtigkeit. Die Wolken sind von den Westghâts aufgehalten. Nur die Striche des Plateaus, die dicht an den letzteren liegen, erhalten etwas Regen; die Koromandelküste aber geht leer aus.

Für diese bringt der Nordostmonsun, aber nicht in gleicher Stärke, die Regenzeit, die vom Oktober bis Dezember währt. Darauf weht er als trockner Wind, bis er im April verschwindet. Dies ist in diesen Gegenden die angenehmste Zeit, der aber bald die unerträgliche Hitze folgt, zu der Zeit, da Malabar die letztere überstanden hat und durch neuen Regen erquickt wird.

„Die Regenzeit bildet im Verlauf der indischen Jahreszeiten die wichtigste Abtheilung. Sie verwandelt die heiße Glut, die vorhergeht, in Kühle, die Dürre in üppige Grüne und macht den Boden aufs neue für die wichtigsten Kulturen tauglich. Sie beschränkt eine Weile aufs Haus und bezeichnet einen Ruhepunkt im Jahreslaufe. Kein Wunder daher, wenn der Inder das Jahr nach der Regenzeit nennt, wie der Bewohner des Nordens nach dem Winter.“ [1])

Der wichtigste Theil Hindustans, die Gangesebene, hat nicht blos jene zwei Jahreszeiten, die heiß-trockne und die nasse, sondern es kommt noch eine dritte, die kühle, dazu. Der Kreislauf des Jahres gestaltet sich dort folgendermaßen: In der letzten Hälfte des Juni beginnt der Regen und dauert bis Mitte September. Der Oktober führt zur kühlen Jahreszeit, die bis Ende März anhält. Die Nächte sind oft empfindlich kalt. Die schon erwähnte Eisbildung findet sich jedoch nicht mehr in den östlichen Theilen dieses Gebietes. Von April bis Juni tritt die heiße Zeit ein. Etwas anders gestaltet sich das Klima von Bengalen, das seinen Regen durch den abgelenkten Südwestmonsun von Osten her erhält. Die Feuchtigkeit ist hier bedeutender, [2]) die Hitze andauernder, intensiver und darum entnervender.

Aus dem Gesagten läßt sich abnehmen, daß Indien zum großen Theile ein reiches Land von üppiger Fruchtbarkeit ist. Es kommt dazu, daß der Boden selbst auf weite Gebiete hin eine unerschöpfliche Ergiebigkeit hat, so daß ihm 2 und sogar 3 Ernten in jedem Jahre abgewonnen werden können.

Auch die Flora Indiens ist so reichlich mit den für den Menschen nützlichen Pflanzen ausgestattet, daß hier alle Vorbedingungen für ein Kulturleben gegeben waren. Besonders ist dies da der Fall, wo beide, die Kulturgewächse der gemäßigten Zone und die der Tropen neben einander gedeihen, wo Weizen, Gerste und Hafer neben Reis, Zuckerrohr (Dschuari=Sorghum) und Mais, [3]) die Baumwolle neben Flachs und Hanf, Apfel-, Birnen-, Pfirsich- und Aprikosenbaum neben der Banane und verschiedenen Palmenarten wachsen. So finden wir es namentlich in der Gangesebene. Die tropischen Gebiete des südlichen Indien bringen dagegen vorzugsweise jene geschätzten Produkte, die im

[1]) Lassen, Indische Alterthumskunde. I, 214.
[2]) Dennoch hat Malabar eine noch größere Regenmenge als Bengalen.
[3]) Der Mais ist jedoch erst nach der Entdeckung Amerikas eingeführt worden.

Abendlande schon in alter Zeit Indiens Ruf begründeten. Wir erinnern hier nur vor allen Dingen an den Zucker, den Pfeffer und andere Gewürze. Daneben wäre die Indigopflanze zu nennen, die aber mehr in Bengalen kultivirt wird. — Wie verschiedenartig die Flora mit wildwachsender Vegetation die einzelnen Gegenden Indiens in landschaftlicher Beziehung gestaltet, wird in den folgenden besonderen Schilderungen gezeigt werden.

Die Fauna Indiens hat gleichfalls mannigfache Arten von Thieren aufzuweisen, deren Einfluß auf die Kulturentwickelung seiner Bewohner von großer Bedeutung sein mußte. Mächtige Raubthiere zwangen den Menschen zum energischen Widerstande. Gegen den Löwen scheint der Kampf fast beendigt. Um so härter ist derselbe noch immer gegen den König der indischen Wälder, den Tiger, zu führen. Doch ist auch die Klasse der Pflanzenfresser reichlich vertreten, von denen so manche dem Menschen dienstbar geworden sind, namentlich der kolossale Elephant. Das Kamel und das Pferd kommt nur in den nordwestlichen Gebieten vor. Von Kuh und Stier in Indien aber möchte man fast sagen, daß ihnen der Mensch unterthan geworden sei — wie ja überhaupt der Thierwelt dort eine ganz eigenthümliche Auffassung zu Theil geworden ist. Auch das Thierreich liefert seinen Beitrag zu jenen kostbaren Exportprodukten, wie wir, am Seidenwurm vorübergehend, nicht vergessen wollen.

Die reichen Schätze von edlem Gestein und Metallen, die Indien in seinen Bergen hegt und die einst fleißiger als jetzt gehoben wurden, sollen uns hier nicht lange aufhalten. Später werden wir ihnen vielfach begegnen bei einer vorzugsweise schmucksüchtigen Bevölkerung.

2. Ethnographische Uebersicht.

Wie uns die physische Geographie Indiens einen ziemlich scharf markirten Gegensatz zwischen Hindustan und dem Dekhan zeigt, so tritt der ethnographischen Betrachtung vollends schroff ein solcher entgegen. Sehen wir, um uns zu orientiren, zunächst einmal ganz ab von den Mischungen und weiteren Entwickelungen, die im Laufe der Zeit entstanden sind, so haben wir dort im nördlichen Tieflande Völkerstämme von hellbrauner Hautfarbe, während der Süden von ganz anders gearteten, dunkeln, ja dem Schwarz nahekommenden Völkern bewohnt wird. Die Linguistik bestätigt diese Scheidung durch Aufweisung von zwei Klassen völlig von einander verschiedener Sprachen. Dort haben wir die uns verwandten arischen Völker, hier die mit Türken und Mongolen verwandten Nischâda-Völker oder Dravidâ, dort die Träger der eigenthümlichen indischen Kultur, hier die von ihnen als Mlêtschha (Barbaren) verabscheuten einstmaligen wilden Waldvölker, die, wenn auch zu den Waldthieren gerechnet, doch mehr und mehr das Objekt arischer Kultivation wurden, welche letztere, obwohl von nicht geringen Erfolgen begleitet, doch den großen ethnographischen Unterschied nicht auszulöschen vermocht hat.

Dieser Unterschied ist von der höchsten Wichtigkeit gerade für unsre Betrachtung. Ohne Berücksichtigung desselben ist kein rechtes Verständniß der Mission in Indien zu gewinnen. Während auf manchen Gebieten die Saat des Evangeliums schon sehr reichliche Früchte trägt, sind andre wie ein harter Boden, auf dem nur hie und da vereinzelt ein Pflänzchen sprießt.[1]) Gerade die uns blutverwandten Arier trotzen hartnäckig der besten Gabe, die wir ihnen bringen können. Lernen wir zunächst dieses Geschlecht näher kennen.

Wir müssen dazu bis in die in Nebel gehüllte Vorzeit zurückgehen, wo wir freilich in mancher Beziehung noch unsicher im Dunkeln tappen. Alle Hülfsmittel aber leiten uns dazu, im Hochlande von Iran die Urheimat der Völkerstämme zu finden, welche zum Theil nach Westen wandernd die Ahnen der europäischen Kulturvölker wurden, zum Theil nach Osten ziehend die indische Kultur begründeten. Die Sprachforschung hat an der weiten Familie der indogermanischen Sprachen (deren Verwandtschaft, obwohl lange unter dem wunderbaren Gesetze der Lautverschiebung verhüllt, nun durch dieses gerade recht evident geworden ist), sowie durch kritische Vergleichung des Wortschatzes der einzelnen Sprachen manchen Lichtstrahl bis in jene graue Vorzeit zurückgesandt. Suchen wir nach einem gemeinsamen Namen jener Stämme, so kommen wir auf den, welchen die nach Indien gewanderten beibehalten haben, nämlich Arya,[2]) den wir vielleicht am richtigsten als „Arianer" in die deutsche Sprache einführen sollten. Die Form: „Arier" aber hat sich eingebürgert und scheint praktischer. Der Name bedeutet: die Ehrwürdigen — Leute von guter Abkunft und guten Sitten, oder wir können sagen: Kulturmenschen im Gegensatz zu Barbaren (Mlêtschha).

Als Nomaden kamen diese Arier mit ihren Heerden nach Südosten ziehend durch die Engpässe Kabulistans, des Nordwestthores von Indien, in das Pandschâb.[3]) Ein Zug folgte dem andern, und nach und nach (vielleicht in einem langen Zeitraume) wurde das Gebiet der fünf Ströme von arischer Bevölkerung erfüllt. Lange Zeit mögen sie hier als Nomaden gelebt haben: zu einem seßhaften Leben brachten sie es noch nicht. Als sie später sich mehrten und gleichsam zwischen den riesigen Bergen und dem dürren Indusgebiete sich eingeklemmt fühlten, schoben sie sich weiter vor nach den fruchtbaren Gefilden der heiligen Ganga. Die Wanderung dahin ging über den bereits erwähnten Isthmus fruchtbaren Gebietes, Sirhind, das deutlich als der älteste Schauplatz einer höheren arischen Kulturentwickelung zu erkennen ist. Den recht gedeihlichen Boden aber fand diese doch erst in jenem weiten Tieflande. Die dunkle Urbevölkerung, die sich vorfand, wurde in die Himâlaya-

---

[1]) Nachträglich muß ich bemerken, daß in dieser Beziehung mit dem ethnographischen der vielleicht noch wichtigere soziale Gesichtspunkt verknüpft ist.

[2]) Herodot bezeugt, daß sich die Medier Arier nannten. Vergl. Lassen a. a. O. I, 6.

[3]) Die Zeit dieser Wanderung läßt sich bis jetzt nicht näher bestimmen. Nach Schätzung der Geschichtsforscher soll sie 15—1400 v. Chr. stattgefunden haben, also in der Zeit, als die Israeliten aus Egypten zogen. Vielleicht fand damals eine Völkerwanderung statt, deren Wogen sich bis nach Indien wälzten.

thäler oder in das Waldgebiet der Vindhyaländer bei Seite geschoben oder ausgerottet, oder unterworfen und derart dem sich bildenden Staate einverleibt, daß sie als eine streng gesonderte, dienstbare Klasse (Çudra) unter sich abgeschlossen blieb. Die Arier vertauschten ihr Nomadenleben hier vollends mit seßhaften Sitten, sie wurden Ansiedler, Vaiçya. Doch hatte sich unter den Kämpfen um das neue Land ein besonderer Kriegerstand herausgebildet (Kschatriya), über die sich mit weiterer Ausbildung der Religion der Priesterstand (die Brahmanen) erhob. Damit haben wir das Hauptmerkmal der arischen Kultur in Indien, jenen mit der Zeit zur höchsten Schroffheit erstarrenden Standesunterschied, für den der aus dem Portugiesischen herstammende Name der „Kaste“[1]) sich bei uns eingebürgert hat. Diejenigen Ureinwohner, die im Lande übrig geblieben waren, ohne daß es gelang, sie in jene Ordnung des Staatslebens hineinzuziehen, wurden als Kastenlose mit höchster Verachtung gemieden.[2])

Fassen wir nun die äußere Erscheinung der Arier ins Auge.[3]) Bei nicht besonders hoher Statur (5′ 2″ im Durchschnitt) zeigen sie ein ovales Gesicht, hohe Stirn, hervortretende Nase (oft die sogenannte Adlernase), schöne, große, schwarze Augen in horizontaler Lage von starken Augenlidern mit langen Wimpern bedeckt. Die Backenknochen springen nicht hervor, das Kinn ist rund und gewöhnlich mit Grübchen versehen. Die Nasenflügel stehen sich nahe, die Nasenlöcher sind nicht breit. Der Mund ist von mittlerer Größe, sehr fein gebildet, die Lippen nie dick, sondern zart und wenig schwellend. Die Haare sind glänzend schwarz, weich, glatt und nie gekräuselt. Der Bart, wo ihm Wachsthum gestattet, wird stark und lang. Die Gestalt des Körpers ist schlank, die Hände und Füße sind von besonderer Zierlichkeit, die Haltung anmuthig und gewandt. Die Farbe der zarten Haut kann als ein dunkles, der Broncefarbe sich näherndes Gelb beschrieben werden und zeigt bei plötzlicher Gemüthsbewegung den Uebergang zur Bläße.

Denken wir uns nach dieser Beschreibung den Arier zwischen den Chinesen und den Neger gestellt, so müssen wir wohl bekennen: „Das ist doch Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleisch.“ Es versteht sich, daß wir hier nur den Grundtypus der Arier angegeben haben, der aber in der Wirklichkeit hie und da mancherlei Abänderungen erfährt.

Nur mit wenigen Zügen mögen die geistigen Eigenthümlichkeiten angedeutet sein. Es finden sich bei den Ariern alle Vorbedingungen einer höheren geistigen Kultur: Schärfe des Verstandes, Tiefe des Gemüthes und besonders das den Indogermanen vorzugsweise eigene harmonische Gleichmaß aller Seelenkräfte. Eine objektive Richtung

---

[1]) Im Sanskrit heißt er varna, das ursprünglich „Farbe“ bedeutet, mit Beziehung auf den Unterschied in der Hautfarbe der Arier und der Ureinwohner.

[2]) Die Kastenlosen werden mit verschiedenen Namen benannt. Dazu gehören auch die aus Vermischung der niederen Kasten mit Brahmanenweibern entstandenen Tschandâla. „Paria“ wird keineswegs allgemein gebraucht, sondern, soviel ich weiß, nur im Tamulengebiete.

[3]) Lassen I, 402.

des innern Lebens unterscheidet den Inder deutlich von dem subjektiven Semiten: dieser hat nur lyrische Poesie — jener hat vorzugsweise das nationale Heldenepos gepflegt. Zudem dürfen wir nicht ein ideales Sehnen und Streben übersehen, das an die Eigenthümlichkeit germanischen Wesens erinnert. — Doch die Natur und die Verhältnisse, in denen eine Nation lebt, üben überall auf den Nationalcharakter einen bestimmenden Einfluß. Auch die Arier mußten einen solchen unter der entnervenden Hitze des indischen Klimas erfahren. Mögen auch einzelne Stämme, wie die Mahratten und Dschât, thatkräftig, männlich und abgehärtet erscheinen, so wohnt doch im ganzen allen Indern eine besondere Neigung zur Ruhe inne, deren Einfluß ihre gesammte Weltanschauung bestimmt, die uns weiter unten näher treten wird. — Ein anderer durchgreifender Zug der geistigen Richtung ist der stationäre Charakter der Inder. Er erreichte auf jedem geistigen Gebiete, auf dem er thätig war, eine gewisse Höhe, auf der er, als auf der letzten Stufe stehen bleibend, seine bald erstarrenden und verknöcherten Errungenschaften ohne weiteren Fortschritt festhielt.[1]) An dieser Erscheinung mögen jedoch auch die politischen Verhältnisse einer Reihe von Jahrhunderten, besonders der alle Kräfte absorbirende Widerstand gegen die muhammedanischen Eroberer, mit die Schuld tragen.

Diesen Verhältnissen ist es auch mit zuzuschreiben, daß man überhaupt nicht überall den jetzt vielfach unter tiefer Entartung verborgenen Nationalcharakter in seinen edlen Zügen sofort erkennen kann. Aber welche Nation hätte denselben überall in der platten Wirklichkeit rein bewahrt? Auch auf den Straßen unserer Großstädte merkt man ja heutzutage oft herzlich wenig von dem edlen germanischen Wesen.

Gehen wir nun zu der zweiten Abtheilung der Völker Indiens über, den Nischâda oder Dravidâ,[2]) die nach den Wohnsitzen der hauptsächlichsten von ihnen auch als Dekhanische Inder bezeichnet werden. Leider finde ich keine zusammenfassende Charakteristik ihrer physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten, die ich jener der arischen Völker an die Seite stellen könnte. Ich muß also in dieser Hinsicht auf die folgenden Darstellungen der einzelnen Gebiete und ihrer Bewohner verweisen. Alles, was sich hier sagen läßt, ist dies: Die Nischâda sind dunkler, werden vielfach geradezu als schwarz bezeichnet, ohne jedoch den tiefen Ton der Hautfarbe des Negers zu erreichen. In vielen andern Zügen unterscheiden sie sich auffallend von den arischen Indern.

Es hat aber guten Grund, daß wir an dieser Stelle so kurz sein müssen. Jene Völker finden sich schon seit langer Zeit nicht mehr im reinen, ursprünglichen Zustande vor. Die Arier haben sich nicht blos darauf beschränkt, die nördlichen Tiefländer zu kultiviren und dort ihre Kräfte zu entfalten. Sie fühlten den Beruf, Herren des ganzen Indiens

[1]) Lassen I, 412.

[2]) Mit dem erstern Namen bezeichneten die Arier selbst die nichtarischen Völker, soweit sie nicht in ihre Staatsordnung mit hineingezogen wurden. Der Name Dravidâ scheint von einem alten Reiche auf dem Tafellande des Dekhan verallgemeinernd übertragen zu sein.

zu werden. So haben sie ihren Einfluß auch über das Dekhan ausgedehnt. Zwar haben dabei auch kriegerische Unternehmungen nicht gefehlt, wie uns die alten Heldensagen melden, die aber selber auch andeuten, wie wenig die Macht des Schwertes ausreichte, die wilden Waldvölker dauernd zu unterwerfen. Auch hier ging es wie mit dem Mantel, den nicht des Sturmwinds rauhe Kraft, sondern die stille wirkende Macht der Sonnenstrahlen dem Wanderer entriß. Kolonisation war das Mittel, mit dem auch hier die Kultur weiter getragen wurde, und zwar nicht das Vorschieben großer Massen von Einwanderern, sondern die missionirende Niederlassung frommer Einsiedler, die unten ausführlicher zu erwähnen sein wird. Viele sind dabei Märtyrer geworden.[1]) Aber immer wieder traten solche Pioniere der Kultur an ihre Stelle, denen größere Zahlen von Verehrern folgten, um sich in ihrer Nähe anzusiedeln.

Nicht überall hatte dies Verfahren gleichen Erfolg. Im Süden Hindustans waren die mit dichten Dschangeln (Jungle, Urwald) bedeckten Gebirgsländer ein zu großes Hinderniß für diese „Mission durch Stärkung an der Peripherie." Von hier aus wäre das Dekhan nie der arischen Kultur gewonnen worden. Größere Erfolge dagegen ließen sich erreichen, dort wo die niedern Küstenländer der großen Halbinsel in das Tiefland Hindustans übergehen, wo auch, wie bereits erwähnt, die erst weiter südlich beginnenden hohen Mauern der Ghâts noch nicht den Zugang versperren zu dem hohen Tafelland im Innern.

In der Gegend jener beiden nördlichen Spitzen des mächtigen Dekhanschen Dreiecks waren die offenen Thore, durch welche die Arier Eingang fanden. Besonders im Westen, wo um die Nerbadá und den Tapti der Uebergang von der Küstenebene ins Hochland ein ganz allmählicher ist. Dort hat sich eine breite Flut arischer Ansiedlung ergossen und das jetzige Mahratta in Besitz genommen, während andre Züge der Küstenebene folgend auch Konkan (Kankana) zu einem arischen Gebiet machten. Dasselbe geschah auf der Ostseite mit Orissa, das von Bengalen aus zugänglich war.

Aber die überschüssige Bevölkerung Hindustans, die nach Süden ziehen konnte, reichte bei weitem nicht hin, um die weiten Länder des Dekhan auszufüllen. Doch that die oben beschriebene Art der Mission das Ihrige, um dieselben auf das nachhaltigste mit arischen Einflüssen zu durchdringen. Brahmanische Kultur und Religion sind auf diese Weise weit und breit über die ganze Halbinsel verbreitet. Natürlich ist dabei auch ethnographische Vermischung Hand in Hand gegangen, und man kann sich nicht wundern, daß unter solchen Einflüssen die dravidische Bevölkerung mancherlei Aenderungen erfuhr.

Daß aber jene geringen nordindischen Elemente dort im Dekhan nicht wie der Tropfen auf dem heißen Stein verzehrt wurden, das danken sie der schützenden Macht der Kaste, mit der sie sich, so wie alle,

[1]) Die wilden Waldvölker, die die Einsiedler tödten, werden Rakschâse genannt, die sonst eine höhere Stellung als die Mlêtschha überhaupt einnehmen, wahrscheinlich, weil sie durch physische Kraft imponirten. Sie scheinen als eine Art Riesen gedacht.

die ihrem Einflusse zugänglich waren, alsbald umgaben. Damit war denn auch hierher jenes eigenthümliche Merkmal der indischen Kultur verpflanzt. Die Kaste fand hier einen fruchtbaren Boden. Nach und nach mehrten sich ihre Umzäunungen bis zur Unzahl, indem immer weitere Kreise der Bevölkerung herangezogen wurden, die ja unter einander wieder nach diesem System sich spalteten und zersplitterten. Je weiter aber diese Kreise wurden, desto geringer blieben in ihnen die brahmanischen Einflüsse, und so finden wir hier große Massen der Bevölkerung, die, obwohl in die Ordnung des brahmanischen Staats eingefügt, ganz in dem alten Dämonendienst der dravidischen Völker verharren. [1])

Noch mehr ist dies der Fall bei den Stämmen, welche auch hier allen Einwirkungen der Kulturmission Trotz boten und im Schutze der Wälder mehr oder weniger in ihrem wilden Naturleben verblieben. Diese haben sich denn bis auf die neueste Zeit als Völkerinseln erhalten. Auf einigen derselben hat das Evangelium einen fruchtbaren Boden gefunden, wie bei den Kolh und Santhal. Sie waren in ihrer Abgeschlossenheit durch die Jahrhunderte dazu aufbewahrt worden. Eben dahin gehören die Khond, die Bhilla, die Mîna und Mêra und manche andre Stämme, denen wir auf den einzelnen Gebieten wieder begegnen werden. Uebrigens ist es noch nicht von der Forschung entschieden, ob alle diese Völkerschaften zur großen dravidischen Völkerfamilie gehören, oder ob sie als die Reste einer noch vordravidischen Urbevölkerung anzusehen seien. Bei einigen hat die jüngst bekannt gewordene Sprache die letztere Annahme beseitigt. Betrachten wir daher vorläufig überhaupt die nicht arischen Inder als dravidisch. Darüber, ob dies auch auf die unkultivirten Stämme, die sich in den Thälern des Himâlaya finden, auszudehnen sei, wage ich kein Urtheil.

Ueberblicken wir nun die kultivirten dravidischen Völker, so sind als bestes Mittel zur Unterscheidung die Sprachen zu beobachten, die durch das Eindringen der brahmanischen Kultur keineswegs verdrängt sind, sondern vielmehr weiter entwickelt und zu Schriftsprachen erhoben wurden, freilich vielfach durchdrungen von Worten aus dem Sanskrit, der Sprache der alten Arier. Da haben wir das Tamil, das vom Cap Comorin bis über Madras hinaus und bis an die West-Ghâts gesprochen wird und die reichste Literatur von allen diesen Sprachen hat. Weiter nach Norden reiht sich daran das Telugu oder Telinga, das an der Küste bis an das arische Gebiet von Orissa reicht, während es im Nordosten an das von Mahratta grenzt. Nördlich davon liegt das weite Bereich der bis zur neueren Zeit noch ohne eigne Literatur verbliebenen Gônda (Gondvana). Nicht so die Malabaren auf dem südlichen Theile der Westküste, deren ausgebildete Sprache, das Malayalim, im Norden an das bis vor kurzem schriftlos gebliebene

[1]) In andern Kasten findet sich auch Mischung oder ein Festhalten der alten Religion unter brahmanischen Formen. Auch Reste von dem ursprünglichen Zustande der dravidischen Fischer- und Jägerstämme haben sich in den niedern Kasten erhalten.

Tuluva grenzend, im Osten an das ungleich ausgebreitetere Kanaresische (Karnâta) reicht, das im Norden das Mahrattagebiet, im Westen Konkana berührt und auch im Bereiche des Tuluva die Sprache der höheren Kasten bildet.

Aber auch die arischen Inder, die in alten Zeiten, wie wir sie oben betrachteten, eine ethnographische Einheit bildeten, verbunden durch das gemeinsame Band der Sanskritsprache, haben sich im Laufe der Zeit in verschiedene Völker gespalten, denen damit verschiedene Tochtersprachen von der genannten zu Theil wurden, während diese selbst immer noch überall bei ihnen als die heilige Sprache, wenn auch oft mit sehr wenigem Verständnisse, festgehalten wurde. Schon genannt sind die nach dem Dekhan eingedrungenen Stämme, deren besondere Sprachen wir hier aufzuführen haben, als Konkani, Mahratti und Uriya in Orissa. Von der letztern kommen wir sogleich auf das ihm verwandte Bengali, an das sich nicht blos in der weiten Gangesebene, sondern auch von dort weit nach Südwesten vorgeschoben das Hindi anschließt. Es ist die verbreitetste aller indischen Sprachen, die verschiedene dialektische Abänderungen umfaßt. [1]) Auch Gudserat hat eine arische Sprache, obwohl die Bevölkerung zum großen Theil dravidisch ist (Kola). Mit Annahme der Kultur fand die arische Sprache Eingang, die sich hier als Gudserati ausbildete. Im Westen grenzt das Hindi an das Sindhi, im Norden an das Pandschâbi, an das sich hoch im Himâlaya das Kaschmiri anschließt. Alle diese Sprachen stehen zu einander etwa so, wie die verschiedenen romanischen und verhalten sich zum Sanskrit so, wie diese zum Lateinischen.

Mit allen den Völkern, die durch die eben aufgeführten arischen und dravidischen Sprachen vertreten sind, dürfen wir jedoch die ethnographische Uebersicht über Indien noch nicht schließen. Die Hindu, unter welchem Namen man wohl die Arier und Dravida zusammenfaßt, machen freilich $^6/_7$ der gesammten Bevölkerung Indiens aus. Da diese sich aber nach den neuesten Berechnungen auf 239 Millionen Seelen beläuft, so ist jenes übrige Siebentel mit 34 Millionen immerhin noch eine sehr beachtenswerthe Volksmenge. Sehen wir von einigen kleineren Gruppen ab, die sogleich unten sollen namhaft gemacht werden, so können wir diese dritte Abtheilung der indischen Bevölkerung zusammenfassen unter dem Namen **Muhammedaner.** Dies ist ja freilich kein ethnographischer Begriff. Dazu sind die Vertreter des Islâm in Indien sogar aus mannigfachen Nationen verschiedener Rassen zusammengekommen. Dennoch sind sie unter den besondern Verhältnissen und im Gegensatz gegen die besprochenen Nationen Indiens derart mit einander verschmolzen, daß sie nicht blos als religiöse Gemeinschaft, sondern fast als nationale Einheit angesehen werden können, obwohl die ethnographischen Unterschiede noch nicht verwischt sind oder sich gar noch als Gegensätze geltend machen.

---

[1]) Im Bereiche des Hindi (nach Westen zu), sowie auch im Pandschâb findet sich noch ein andres arisches Volk mit besonderer Sprache zerstreut: die Dschât. Sie gehören jetzt zum Theil dem Islam an.

Da gibt es[1]) Nachkommen von Arabern, die zu Schiffe eingewandert in verschiedenen Theilen des Landes Kolonien gründeten — man nennt sie Patans. Dieser Name kommt aber zunächst den von Kandahar und Kabul eingewanderten Afghanen (Paschto) zu, die mit den Ariern stammverwandt sind und auch eine arische Sprache reden.

Die Tataren und Mongolen, die aus Bochara und Sarmakand mit Timor ins Land gekommen sind, werden gewöhnlich mit dem letztern Namen genannt, unter dem auch die später als Abenteurer ins Land strömenden Vertreter verschiedener tatarischer Stämme, Usbeken (Türken), Kalmücken u. s. w. mit begriffen werden. — Perser waren schon durch die Herrschaft der Ghasnaviden ins Land gekommen; ihre Zahl mehrte sich, als nach Zerstörung des persischen Reiches viele von dort flüchtige vornehme Familien an den Höfen der muhammedanischen Fürsten in Indien eine Zufluchtsstätte suchten. Es darf nicht übersehen werden, daß die Muhammedaner zahlreiche Sklaven verschiedenen Ursprungs mitbrachten, die gleichfalls durch das gemeinsame Band der Religion, zum Theil auch durch Vermischung, mit dieser Klasse der indischen Bevölkerung verschmolzen, die daher das bunteste ethnographische Gemenge bildet. Spuren des mongolischen wie des semitischen, des arischen wie selbst des afrikanischen Typus finden sich dort neben einander.

In Hindustan werden die Muhammedaner Mohren genannt.[2]) — Sie sind im großen und ganzen ein treuloses, der Sinnlichkeit ergebenes Geschlecht, das nach Reichthum, Einfluß und Herrschaft trachtet. So lange sie ihr Ziel vor sich haben, sind sie strebsam und kräftig; ist jenes erreicht, so werden sie verweichlicht, verfallen dem äußersten Luxus wie der Ausschweifung im Uebermaße. Grausamkeit, Jähzorn und Stolz gehören mit zu ihren charakteristischen Zügen. Letzterer gegenüber der britischen Herrschaft sticht auffallend ab von dem kriechenden Wesen, mit dem die Hindu ihre Feindseligkeit gegen dieselbe verbergen.

Am stärksten vertreten sind die Muhammedaner im Induslande, wo sie die Mehrheit ausmachen. Auch im Pandschâb und im westlichen Duâb[3]) bilden sie ein Drittel der Bevölkerung und darüber. Gegen Süden hin ist ihre Zahl geringer.

In wie weit sich bei den verschiedenen Zweigen der muhammedanischen Bevölkerung die ursprünglichen Sprachen erhalten haben, kann hier nicht angegeben werden. Jedenfalls ist das Hindustani, auch Urdu genannt und mit arabischer Schrift geschrieben, ein Gemisch von Hindi und Persisch, die Verkehrssprache der indischen Moslim und hat mit ihrer weitausgedehnten Herrschaft die Stellung einer lingua franca in ganz Indien erlangt.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß die Muhammedaner in verschiedenem Maße über Indien verbreitet sind. In den Indusländern

[1]) Nach Ph. van Möllern, Ostindien I, 385 ff.
[2]) Nach van Möllern; sonst finde ich dies nicht erwähnt.
[3]) Die Ebene der Ganga und Dschamna; ursprünglich überhaupt die Ebene zwischen zwei Flüssen.

machen sie die überwiegende Masse der Bevölkerung aus, da sie auch die frühern Bewohner zum Theil für ihre Religion gewonnen haben. Auch am obern Ganges beträgt ihre Zahl noch ein Drittel, während sie in andern Ländern bis auf einen geringen Bruchtheil herabsinkt.

Andere Nationen sind in Indien nur in verhältnißmäßig geringerer Zahl vertreten. Es gibt Parsi, die wir näher bei Bombay kennen lernen werden, ebenso wie die Juden, die dort und auf der Westküste überhaupt am meisten vorhanden zu sein scheinen. Die Armenier machen sich als gewiegte Handelsleute bemerkbar. Auch Chinesen haben sich mit ihrer rastlosen Betriebsamkeit hie und da festgesetzt. Schon in alter Zeit finden sich die syrischen Thomaschristen auf der Malabarküste. Natürlich fehlen auch die Europäer nicht als Element der Bevölkerung. Nach einer nicht ganz neuen Angabe waren 40000 Briten in Indien angesessen. Als herrschende Klasse spielen sie die Hauptrolle. Größer ist die Zahl der Mischlinge, die mit dem Namen Eurasier bezeichnet werden, und unter denen wir die ziemlich tief stehenden Indoportugiesen mit ihren leeren römisch-katholischen Ceremonien und ihrer verdorbenen portugiesischen Sprache hervorheben.

Dem Hindu erscheinen alle diese Klassen der Bevölkerung als Kasten, denen er ihre Stellung auf der langen Stufenleiter seiner Kastenunterschiede angewiesen hat.

Nachträglich mögen noch einige weitere Bemerkungen über die Sprachen hier eine Stelle finden.

Das Sanskrit ist eine zu hoher Vollkommenheit ausgezeichnete Sprache. Die Fülle der Vokale, die soweit geht, daß kein Konsonant ohne Vokal ausgesprochen wird, gibt ihr den Wohllaut, die Menge der Konsonanten (34) mit ihren vielen Nuancen verleiht ihr eine eigenthümliche Feinheit. Der Formenreichthum in Deklination und Konjugation ist erstaunlich und übertrifft das Griechische bei weitem. Dieser sind nicht weniger als 5 Modi eigen (darunter Potentionalis, Conditionalis, Precativ), sowie 6 Tempora, jene hat 8 Casus (u. a. Instrumentalis und Locativ), aufzuweisen. Die Wortbildung und Wortverbindung mit ihren feinen Wohllautsregeln zeugt von einer außerordentlichen sprachlichen Kunstfertigkeit. — Geschrieben wird das Sanskrit mit jener eigenthümlichen Unzialschrift, die als Dêvanâgarî, Götterschrift, bezeichnet wird. Wir geben als Probe den Anfang des Rigvêda, ohne bei der Umschreibung die feinen Distinktionen der Palatalen, Cerebralen u. s. w. auszudrücken.

अग्निमीळे पुरोहितं यज्ञस्य देवमृत्विजं।
होतारं रत्नधातमं॥
अग्निः पूर्वेभिर्ऋषिभिरीड्यो नूतनैरुत।
स देवाँ एह वक्षति॥

Agnim ile purohita, yajnasya devam rtvija
hotara ratnadhatama.
Agni purvebhir rsibhir idyo nutanair uta
sa deva e ha vaksati.

(Ein hier durch „r" ausgedrückter Laut ist ein eigenthümlicher Vokal.)

In den Tochtersprachen ist die Vokalfülle vielfach abgeschliffen und der Formenreichthum vermindert. Das Dêvanâgarî ist zum Theil beibehalten wie im Hindi, zum Theil mehr oder weniger Kursiv geworden.

Am meisten ist diese Veränderung in der Schreibung der dravidischen Sprachen vollzogen, die erst seit dem Eindringen der arischen Kultur zu Schriftsprachen wurden. Wie schon bemerkt, weichen sie nach ihrer Struktur in dem ursprünglichen Wörtermaterial völlig vom Sanskrit ab, wenn auch jetzt viele Ausdrücke aus dem letztern aufgenommen worden sind. Es würde zu weit führen, wollten wir einen genauern Einblick in diese Sprachen gewinnen. Nur ein Charakterzug sei bemerkt: die Bildung von Formen durch Assonanz der Vokale. Als Sprachprobe möge aus der am meisten ausgebildeten unter den dravidischen Sprachen, dem Tamil, hier die Uebersetzung des bekannten Verses folgen: „Laß mich dein sein und bleiben."

Nân jendrum, unmeijutta Swâmi umirdattil
Wirdâmer nirka, sutta Meijubadêsattil
Nir jennei kâttirangum. Nileiwaram kordum.
Adarku ingum angum Nân ummei pôttawum.

3. Geschichtliches.

Die älteste Geschichte Indiens ist in mythisches Dunkel gehüllt. Durch die ausschmückende Heldensage hindurch erkennen wir zunächst die Gestalt eines Eroberers (Rama), der seinen Zug weit nach Süden bis Lanka (Ceylon) ausdehnte. Dabei bedurfte er der Hülfe jener arabscheuten Nischâda (die hier als Affen unter ihrem Könige Hanumân erscheinen), auch konnte er das erreichte Ziel nicht dauernd seiner Herrschaft unterwerfen, wie sich aus der Sage entnehmen läßt. Ueberhaupt ist der historische Kern derselben deutlich: die Ausbreitung der Arier und ihrer Kultur nach Süden.

Etwas klarer wird schon die Geschichte Indiens bei der großen Bewegung, in die es durch die Entstehung des Buddhismus versetzt wurde. Aus der ältesten Religion der Arier, wie wir sie in den Vêda ausgeprägt finden, hatte sich mit der Zeit der Brahmanismus entwickelt, mit pantheistischer Spekulation, dem Büßerleben, den mannigfaltigen Ceremonien. Die Brahmanenkaste hatte sich schroff über die übrige Bevölkerung erhoben. Dieser Schroffheit gegenüber trat im 6. Jahrhundert v. Chr. ein Königssohn, Gautama oder Sakyamuni, als Stifter einer neuen Religion auf, die später nach seinem Ehrennamen Buddha, d. h. der Weise, benannt wurde. Weit im Lande

fand sie Anklang und schlug in den nächsten Jahrhunderten, während sie sich nach Tibet, Ceylon, Hinterindien und selbst bis Java ausbreitete, auch in Vorderindien so tief Wurzel, daß das Brahmanenthum hier sich ernstlich bedroht sah. Zwischen beiden Religionen entspann sich darauf ein Kampf ums Dasein, der endlich im Laufe der ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zur völligen Ausrottung des Buddhismus auf dem Festlande von Vorderindien führte. Auch über diese Vorgänge ist uns nur wenig sichere Kunde überliefert, da trotz der hohen Ausbildung der indischen Literatur die Geschichtschreibung in derselben nie gedeihen wollte.

Dagegen wurde von einer andern Seite das über Indien ruhende Dunkel einigermaßen gelichtet, als dies Land durch Alexanders des Großen Kriegszug mit Europa in direkte Berührung kam. Unter harten Kämpfen war jener ins Pandschâb bis an den Hyphasis (Satledsch, Sutlej) vorgedrungen. Die Bitten seiner Krieger bewogen ihn zur Umkehr. Nach seinem Tode drang Seleukus Nikator abermals gegen Indien vor (315), kam bis zum heutigen Patna und überwand den König Sandrakottus (Tschandragupta), der damals die Länder vom Indus bis zum Ganges beherrschte, ohne jedoch nachhaltige Erfolge zu erzielen. Ein Jahrhundert später erfolgte von griechischer Seite die Gründung des indobaktrischen Reiches, zu dem ein Theil Vorderindiens erobert wurde. Nach dem Verfall dieser Herrschaft gewannen wilde Nomadenstämme Centralasiens durch ihre räuberischen Einfälle bedeutenden Einfluß.

Durch die Ausbreitung des Islam nach Persien wurden die muhammedanischen Eroberungen in Indien vermittelt. Sebektekin, der Begründer des Reiches der Ghasneviden (so genannt von ihrer Hauptstadt Ghasni [Ghizni] in Kabulistan), machte um 977 einen Raubzug über den Indus. In seine Fußtapfen trat Mahmud, sein Sohn und Nachfolger. In wiederholten Kriegszügen verwüstete er das Land, fanatisch Tempel und Götzenbilder zerstörend und Priester mordend. Schließlich aber wurde die dauernde Herrschaft über das eroberte Land mit Einsetzung von Statthaltern (Nawab, Nabob, plur. von Nâib, Gesandter), befestigt (1022). Diese führten ein hartes, despotisches Regiment.

Ueber ein Jahrhundert regierte diese Dynastie. Ihr folgten mehrere andre, deren Annalen voll sind von grausamen Kriegen und Metzeleien, Verheerungen und Plünderungen, sowie von Verrath und Entthronungen. Schon 1152 war der Sitz der Herrschaft dem Andrange der Seldschucken weichend nach Lahûr (Lahore) verlegt. Die den Ghasneviden folgende sogenannte Sklavendynastie (Ghaurs) schlug ihren Thron in Delhi auf (1210) und erstreckte ihre Herrschaft bis zur Gangesmündung. Schon um jene Zeit gingen die Wogen der großen mongolischen Eroberungszüge unter Dschingis-Khom bis nach Indien. Ein ernstlicheres Eindringen dahin war jedoch dem Timurleng vorbehalten. Im Jahre 1397 eroberte er Delhi, richtete ein furchtbares Blutbad unter den Einwohnern an, zog aber mit Beute und Sklaven bald darauf wieder nach Sarmakand zurück. Der entflohene Herrscher bestieg noch einmal seinen bis in die Grundfesten erschütterten Thron. Ihm folgte eine Reihe von Herrschern, zum Theil afghanischer Abkunft

bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Timurs Nachkommen aber hatten ihre Absichten auf Indien keineswegs aufgegeben. Einer derselben, **Baber**, der einen Theil der Tatarei und Afghanistan beherrschte, führte 1525 diesen Plan aus, eroberte Delhi und machte es zu seiner Residenz. Nach seinem Tode 1530 mußte sein Sohn Humayun dem noch einmal sich erhebenden frühern Herrscherhause weichen. Er floh in das väterliche Stammreich, von wo aus er 1554 siegreich zurückkehrte und das Reich des sogenannten **Großmoguls** oder Kaisers gründete. Sein Sohn **Akbar** (1555—1605) dehnte nicht nur die Grenzen seines Reiches über ganz Hindustan aus, sondern erwarb sich auch einen Ruhm durch Förderung der Künste und Wissenschaften. Die Regierung seines Sohnes Dschehangir und seines Neffen Schah Dschehan war weniger bedeutend. Erwähnenswerth dagegen ist der Sohn des letztern, **Aurengzib**, 1658—1707. Er drang in das Dekhan ein und eroberte den größten Theil der Halbinsel.[1]) Durch ihn ist der Name des Großmogul sprüchwörtlich geworden. Man kann auf den kolossalen Reichthum schließen, den er zusammenbrachte, wenn man hört, daß seine jährlichen Einkünfte sich auf 672 Millionen Mark beliefen. Uebrigens war er ein furchtbarer Tyrann von unmenschlicher Grausamkeit.

Nach seinem Tode gerieth das Reich mehr und mehr in Verfall. Hier und dort machten sich Statthalter unabhängig. Endlich raffte sich auch in den **Mahratten**, den Resten der alten Kriegerkaste, die Jahrhunderte lang zertretene Hindubevölkerung wieder auf, bildete verschiedene Staaten und beschäftigte die Streitkräfte der entnervten Mogulen und ihrer ebenso unter despotischem Prunk verweichlichten Statthalter. Da fiel **Nadir Schah** von Persien verwüstend ins Land. Delhi fiel; 200,000 Menschen verloren dabei das Leben. Der Schatz des Kaisers wurde geraubt, und der Sieger kehrte mit unermeßlicher Beute heim (1739).

Schon aber regten sich mehr und mehr die Europäer, die bisher verhältnißmäßig nur in beschränktem Maße in Indien Fuß gefaßt hatten. Von den **Portugiesen** waren die ersten Kolonien auf der Küste von Malabar angelegt worden, nachdem Vasco da Gama 1498 den Seeweg nach Indien gefunden und vor der Seestadt Calicut zuerst geankert hatte. Aber diese Ansiedelungen blieben auf einige Küstenplätze beschränkt, da im Norden die muhammedanische Herrschaft, sowie im Dekhan das Hindureich von Bidschanagor in Karnatak keine weite Ausdehnung der europäischen Macht gestattete. Goa wurde 1506 der Hauptpunkt der portugiesischen Kolonien. Fast 100 Jahre lang hatten die Portugiesen den für Europa so wichtigen indischen Handel in den Händen. Wie sie für die Ausbreitung der römischen Kirche sorgten, ist weiter unten zu erwähnen.

---

[1]) Ueberall wurden Provinzen organisirt, zum Theil unmittelbar unter Verwaltung von Statthaltern, Nabob, Subahdar (Sa—?), zum Theil blieben die Reiche unter ihren Radschas, doch dem Großmogul tributpflichtig.

Doch auch diese Macht gerieth in Verfall — im Laufe des 17. Jahrhunderts. Die Holländer, die sich zuerst auf der Koromandelküste zu Negapatam niedergelassen, traten an ihre Stelle Allein sie wandten ihre Kräfte weniger dem Festlande zu, machten vielmehr die Inseln des indischen Archipels, besonders Java und die Molukken, sodann Ceylon zum Schauplatz ihrer kolonialen Thätigkeit. Auch die Dänen, die 1618 die Stadt Trankebar erworben hatten und eine zweite Kolonie zu Serampûr am Hûghli anlegten, thaten nicht viel, um ihre Besitzung zu erweitern. Wichtiger schien die Niederlassung der Franzosen in Pondichery zu werden. Eine Zeitlang strebten sie wohl nach der Herrschaft in Indien; bald aber stellte sich das Uebergewicht der Engländer heraus.

Schon im Jahre 1600 hatte die Königin Elisabeth einer Gesellschaft von Londoner Kaufleuten ein Privilegium für den Alleinhandel mit Indien auf 15 Jahre gegeben. Damit entstand die englisch-ostindische Kompagnie, deren erste Unternehmung (nach Sumatra) sofort einen Gewinn von 95 Prozent des eingelegten Kapitals abwarf. Dieser Erfolg entflammte weitern Eifer. Doch erst 1612 wandten sich die rührigen Kaufleute dem indischen Festlande zu. Zu Surât, einem unbedeutenden Handelsplatze am Ausflusse des Tapti, wurde mit Bewilligung des Großmoguls eine Kaufhalle angelegt. Das war das kleine Samenkorn, aus dem das große indobritische Reich erwachsen sollte. Der Kompagnie wurde das Privilegium erneuert. Einige weitere Faktoreien dort im Nordwesten der indischen Küste kamen bald dazu und wurden wesentlich vermehrt durch die Schenkung der Insel Bombay, die Karl II. als Mitgift seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, erhalten hatte und der Kompagnie als freies Lehn für ewige Zeiten überließ (1668). Aber gleich einer Spinne, [1]) die ihre Fäden an verschiedenen Punkten anknüpft, um die Maschen ihres Netzes über den ganzen dazwischenliegenden Raum zu ziehen, hatte man bereits auf der Koromandelküste, dort, wo jetzt die prächtige Stadt Madrâs am Strande sich ausbreitet, von kleinen Hindufürsten Grund und Boden gekauft, eine Burg erbaut und nach dem heiligen Georg genannt, die erste unabhängige Besitzung der Engländer in Indien (1639). Bald darauf erhielten die Handelsherren, vermittelt durch die glücklichen Kuren, die ein englischer Arzt beim Großmogul ausgerichtet hatte, ausgedehnten Einfluß in Bengalen. Doch treuloserweise mit dem verrätherischen Statthalter dieser Provinz gemeinsame Sache machend, waren sie schon nahe daran, dort gänzlich verdrängt zu werden. Nur an einem Orte wurde ihnen gestattet zu bleiben. Ein kleines Gebiet am Hûghli mit dem Oertchen Kalikatta ward ihnen überlassen. Sie bauten eine kleine Befestigung, nach Wilhelm von Oranien Fort William genannt. Das sind die Anfänge der stolzen Großstadt Kalkutta (1686).

Dabei aber hatte die Kompagnie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, besonders in der Heimat, wo mehrfach andre rivali-

[1]) Basler Magazin, 1858, S. 209.

sirende Gesellschaften entstanden und bei der Erneuerung der Privilegien die Parteiwirren jener Zeit zu ihren Gunsten auszubeuten verstanden. So konnten die reichen Handelsherren der leicht erworbenen Schätze nicht froh werden. Schon ein paarmal hatte sich die Kompagnie durch Verschmelzung mit solcher Nebenbuhlerin zu retten gewußt. Zu Ende des 17. Jahrhunderts aber nahm sie einen Konkurrenzkampf mit einer mächtigen Gegnerin auf, indem eine um die andere den Preis der Waaren herabsetzte und zuletzt mit großen Verlusten verkaufte. Als beide erschöpft waren, kam es auch hier zur Verschmelzung (1702), aus der die United East India Company hervorging, deren Privilegien sogar das Recht des Krieges und Friedens, sowie der Civilgerichtsbarkeit für die indischen Kolonien umfaßte. Erst von da ab beginnt die geschichtliche Bedeutung der ostindischen Kompagnie.[1])

Die Zerrüttung des Reiches der Großmoguln war der britischen Machtentfaltung in Indien günstig. Weithin gingen die Kriegszüge der Mahratten. Ohne Beihülfe aus Delhi mußten die Statthalter sich selbst vertheidigen und benutzten im Falle des Sieges mehrfach die Gelegenheit, sich unabhängig zu machen. Hier griff nun die Kompagnie ein, regte einen Nabob oder Radja gegen den andern auf und verband sich mit dem, der ihrem Interesse am förderlichsten schien. Ehrlichkeit und Treue war dabei nicht viel geachtet. In Bengalen war zwar ihre Lage sehr bedroht, als der Nabob Sarâtsch ed Daula Fort William eroberte.[2]) Doch der Gouverneur Lord Clive eilte von Madras herbei, erfocht bei Plassey (1757) einen glänzenden Sieg, machte einen in der Schlacht zu ihm übergegangenen muhammedanischen Feldherrn zum Nabob, der den Engländern tributpflichtig wurde, deren Herrschaft über Bengalen sich vollends entschied, als es gelang, die rivalisirenden Franzosen zu verdrängen. Das ganze Land wurde schließlich (1765) dem Großmogul und dem Nabob gegen eine jährliche Rente von

---

[1]) Einige Mittheilungen über die Organisation der Kompagnie mögen hier am Platze sein. Die Gesammtheit der Proprietors — Aktionäre, wie wir jetzt sagen würden, die wenigstens je 500 Pf. St. zum Grundkapital beigetragen hatten — wählte aus ihrer Mitte jährlich den Ausschuß von 24 Direktoren (Court of Directors), diese aus ihrer Mitte den Präsidenten als Haupt des Ganzen. Einzelne aus einer Anzahl von Direktoren gebildete Ausschüsse bearbeiteten die verschiedenen Angelegenheiten und erstatteten dem Hofe der Direktoren Bericht, der die Beschlüsse faßte. Diese konnten jedoch durch die Gesammtheit der Proprietors jederzeit umgestoßen oder abgeändert werden. Der Präsident des Direktorenhofes, im Besitz der vollziehenden Gewalt und die Kompagnie nach außen repräsentirend, leitete auch die Verhandlungen mit dem Staate sowie mit andern Körperschaften. In Indien selbst aber wurden nach Erwerbung größerer Gebiete aus den anfänglich nur kaufmännischen Geschäftsführern politische Gouverneure, zugleich als Oberbefehlshaber über Abtheilungen von Militär, das schon damals aus eingeborenen Soldaten (Sipahis, *Sepoys*) bestand. Ein Rath aus vier bis sechs Beamten stand ihnen zur Seite, ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges unternommen werden durfte. Dazu kam ein Gerichtshof, der selbst über Leben und Tod zu entscheiden hatte. Aus der Handelsgesellschaft war eine politische Macht geworden, deren Einfluß im Interesse der Proprietors ausgebeutet wurde.

[2]) Die Kriegsgefangenen ließ er unmenschlicherweise in die sogenannte „Schwarze Höhle" sperren, wo die meisten in einer Nacht erstickten.

20 Millionen Mark abgekauft und Lord Clive zum Generalgouverneur aller Besitzungen der Kompagnie ernannt. Sein Nachfolger Warren Hastings erwarb weiter vom Könige von Audh (Oude) die Provinz Benares.

Auch im Dekhan breitete sich die britische Macht aus, nachdem die feindseligen Bestrebungen der Franzosen von Pondichery aus durch den Frieden von Paris (1763) für einige Zeit beseitigt waren. Ein Krieg mit Hyder Ali (Haider), Sultan von Mysore (Maisur), endigte zunächst nur mit der Errungenschaft der Handelsfreiheit. Bedenklich aber wurde die Lage der Kompagnie, als Warren Hastings einen ungerechten Krieg mit den Mahratten anfing. Auf Veranlassung der Franzosen verband sich Hyder Ali und später sein Sohn und Nachfolger Tippo Saib mit den Angegriffenen. Weit und breit erhoben sich die indischen Fürsten gegen die Engländer. Es war ein schwerer Krieg. Zur Aufbringung der Kosten wurden die Kolonien systematisch ausgesogen, und doch ward die Kompagnie mit Schulden überhäuft. Durch geschickte Trennung der Gegner wurde endlich der Friede von Mangalûr herbeigeführt, indem die Briten doch ihren frühern Besitz und Bestätigung der Handelsfreiheit erlangten (1784). Ein zweiter Krieg mit Tippo Saib (1790—92) kostete diesem die Hälfte seines Reiches, und als er die Wirren der europäischen Revolutionszeit benutzend noch einen Versuch wagte, verlor er durch schnell entschlossenes Handeln der englischen Heerführer den Thron. Mit der Eroberung seiner Hauptstadt Seringapatam, unter deren Trümmern er sich begrub, fielen ungeheure Reichthümer den Engländern in die Hände. Ein Theil seines Reiches wurde mit den unmittelbaren Besitzungen der Kompagnie vereinigt, ein andrer tributpflichtigen Radschas überlassen.

Es würde viel zu weit gehen, wollten wir hier die zahlreichen Erwerbungen von einzelnen kleineren Fürsten aufführen. Es genüge, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts die Mahratten, welche inzwischen den Großmogul zu einer bloßen Scheinherrschaft herabgedrückt hatten, die einzigen mächtigen Gegner Englands in Indien waren. Auch ihre gänzliche Unterwerfung erfolgte 1817, durch die das Reich der großen Kaufherren in London so erweitert wurde, daß es nunmehr 120 Millionen steuerbarer Bevölkerung umfaßte. Unter den Vergrößerungen neuerer Zeit möge die Erwerbung des Pandschâb (1849) nach harten Kämpfen gegen die streitbare Bergbevölkerung der Sikhs hervorgehoben werden.

Doch schon längst war die ostindische Kompagnie nicht mehr die unbeschränkte Handelsgesellschaft von ehemals. Schon 1783 war infolge vieler wohlbegründeter Klagen gegen die Verwaltung derselben in Indien ihr ein Oberaufsichtsamt (Board of Control) seitens der Krone beigegeben, mit der Aufgabe, alle staatlichen Anordnungen des Direktorenhofes zu überwachen. Dadurch wurden aber viele Schäden nicht beseitigt, der Geschäftsgang vielmehr schleppender und schwerfälliger. Die Vollmacht des Generalgouverneurs mußte bedeutend erhöht werden. Das Schlimmste aber war, daß fortan niemand die

Verantwortlichkeit tragen wollte für das, was in Indien geschah. Die Direktoren schoben die Schuld auf das Aufsichtsamt, und dieses auf jene. Ein Fortschritt war es zwar, daß das Handelsmonopol aufgehoben wurde.[1]) Dennoch blieben viele andere Uebelstände. Wir werden unten noch besondere Sünden der Kompagnie zu erwähnen haben. Hier sei nur im allgemeinen angedeutet, wie ihr Wirken in Indien, von Gewinnsucht und Eigennutz geleitet, wenig dazu gethan hat, um die ihren Händen anvertrauten Völker zu heben und zu fördern, wie sie vielmehr die Kolonien nur als eine auszubeutende Fundgrube ansah. Es ist schon angedeutet, wie die Wege der Kompagnie zum Theil mit grober Ungerechtigkeit und Treulosigkeit bezeichnet sind. Nicht weniger wiegen ihre Unterlassungssünden.

Trotz aller schlau berechnenden Duldung resp. Pflege, die man den religiösen Sitten der Eingeborenen zu Theil werden ließ, war es nicht gelungen, irgend wo unter denselben aufrichtige Sympathien zu erwecken. Tiefer Groll gegen die fremden Herrscher verbarg sich sowohl bei den Hindu als auch bei den Muhammedanern unter der Gefügigkeit, die angesichts der vorhandenen Macht überall zur Schau getragen ward. Aber mehr und mehr häufte sich der Zündstoff, der endlich 1857 in dem großen Militäraufstande in helle Flammen aufging. Am furchtbarsten tobte er in Delhi und Kânpur (Cawnpore). Ein furchtbarer Schrecken ging durchs Land. Die englischen Civilbeamten flohen mit ihren Familien, wo sie konnten. Die Offiziere waren von ihren Truppen verrathen. Ströme von Blut wurden vergossen. Bei Kânpur ließ der unmenschliche Nana Sahib nach treulos gebrochener Kapitulation 450 Engländer ums Leben bringen, und zwar 130 Frauen und Kinder in entsetzlichster Weise. Die Mission aber war von allen diesen Greueln gleichfalls derart berührt, daß wir nicht umhin können, unten ausführlicher darauf zurückzukommen. Hier sei nur kurz erwähnt, wie es den kräftigen Anstrengungen Englands im folgenden Jahre gelang, den Aufstand niederzuwerfen. Mit der Einnahme von Lacknau (Lucknow) war das schwere Werk gethan. Allmählich beruhigte sich das Land, wozu eine Proklamation der Königin Victoria, durch welche allen Aufständischen, die nicht unmittelbar an der Ermordung von Engländern betheiligt waren, vollständige Amnestie zugesichert wurde, das Ihrige that. Mit dieser Proklamation aber war auch das Stundenglas der Kompagnie abgelaufen. Den Völkern Indiens wurde verkündigt, daß die Königin mit Zustimmung des Parlaments beschlossen habe, das Privilegium der Kompagnie aufzuheben und die Regierung Indiens durch einen besondern Staatssekretär selbst zu übernehmen. Der Generalgouverneur wurde als Vizekönig zum Stellvertreter Indiens ernannt. Seitdem ist das Land ruhig geblieben. Manches ist zur Förderung äußerer Wohlfahrt geschehen; wir deuten

[1]) Auch wurden in neuerer Zeit manche schreiende Ungerechtigkeiten in Steuererhebung, Rechtspflege u. s. w. durch Reformen seitens der Regierung abgestellt und ein milderes System eingeführt. Der Generalgouverneur wurde dem Einfluß der Kompagnie entzogen und von der Krone ernannt.

nur den Bau der Eisenbahnen an. Dennoch will es scheinen, als ob es auch jetzt noch an dem Maße von Uneigennützigkeit fehlte, das erforderlich sein würde, um Indien mit aufrichtigem Danke an England zu fesseln. Die große Hungersnoth 1876/77, die bei Abfassung dieser Zeilen noch im frischen Andenken ist und das letzte Datum dieses kurzen Ueberblickes über die Geschichte Indiens bilden mag,[1]) zeigt doch, wie die reichen Hülfsquellen dieses zum großen Theil üppigen Landes bisher keineswegs zum Besten der Bevölkerung in der Weise entwickelt worden sind, wie sie es verdienten.

Hatten uns die ethnographischen Bemerkungen besonders auf den Gegensatz aufmerksam gemacht zwischen den nordindischen Kulturvölkern und jenen südindischen Naturvölkern, die allmählich mehr oder weniger von jener Kultur durchdrungen wurden, so daß wir die Bevölkerung des ausgedehnten Gebietes als ein eigenartiges Ganze unter dem Begriffe Hindu zusammenfassen konnten, in der dann schroff getrennt fremde Volkselemente sich eingesprengt fanden, so zeigt uns die Geschichte die Hindu in ihrer Entwickelung — oder richtiger sollten wir sagen, in ihrem Rückgange — unter der muhammedanischen Fremdherrschaft. Wo sonst Muhammedaner hinkommen, haben sie mit Feuer und Schwert ihren Glauben eingeführt — oder die Völker ausgerottet. In Indien hat ihr Fanatismus viele Jahrhunderte lang vergeblich gerungen mit der Kraft und Zähigkeit der Hinduart; er hat sie nicht überwältigt. Aber das indische Volk ist dabei verknöchert[2]) und erstarrt in Formen, aus denen der Geist, der ihnen einst inne wohnte, längst gewichen ist. Das Volk mit schönen Anlagen und edeln Geistesgaben liegt verkümmernd unter dem Banne. Zwar hat eine politisch-christliche Macht den Bedrückern die Herrschaft entrissen. Dennoch ist's von dieser Seite bisher nicht gelungen, den Bann zu lösen. Erst wenn die befruchtende Kraft des Christenthums die unter aller Verkommenheit schlummernden edlen Anlagen der Völker Indiens zu neuem Leben erweckt haben wird, können diese wahrhaft frei werden. Ein weiterer Abschnitt wird uns zeigen, in wie weit nach dieser Richtung Anfänge gemacht sind durch die Mission. Zuvor aber müssen wir den jetzigen Zustand dieser Völker näher ins Auge fassen. Um ihn richtig zu würdigen, schöpfen wir zunächst den Gegenstand unsrer Betrachtung aus der Kulturgeschichte.

4. Aus der Kultur- und Religionsgeschichte Indiens.

Als Blüte der indischen Kultur ist uns, wenn auch gleichwie in einem Herbarium getrocknet, ihre alte Literatur aufbehalten. Sie

---

[1]) Die Annahme des Titels einer Kaiserin von Indien können wir als eine leere Form übergehen.

[2]) Fast möchte ich mit einem andern Bilde sagen: vollends zu zähem Leder geworden.

ist in der jetzt längst aus dem Leben verschwundenen und nur hie und da von etlichen indischen Gelehrten wirklich verstandenen Sanskritsprache abgefaßt. Die ältesten in derselben vorhandenen Denkmäler sind die heiligen Lieder der Vêdas,[1]) welche als Offenbarungsurkunden gelten. Die mit diesem Namen in Indien jetzt bezeichneten Schriften enthalten aber nicht blos jene ältesten Lieder (die genauer als Vêda-Sanhitâ bezeichnet werden), sondern auch die viel später abgefaßten Brahmânas und Sûtras, die sich zu jenen verhalten wie der Talmud zum Alten Testament. Die älteste Sammlung solcher Lieder resp. Gebete ist die Sanhitâ des Rig- (Rik) Vêda,[2]) die aber auch Stücke ungleichen Alters umfaßt und nach ihren jüngsten Theilen zu urtheilen um das 6. Jahrhundert abgeschlossen sein mag. Der Sômavêda enthält keine neuen Lieder, sondern eine Zusammenstellung der Verse, die bei dem Sômaopfer gesungen wurden, aus dem Rigvêda. Der Jadschurvêda bildet die Grundlage für das gesammte Opferceremoniell, während der Atharvavêda Sprüche für allerlei Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens, Zauberformeln u. s. w., gibt. — Den Vêdas sind, wie gesagt, fortlaufend Brahmânas beigefügt.

Diese beschreiben die Opferceremonien zu den Sanhitâs, zu welchen sie gehören, und enthalten zuweilen allerlei Sagen mit einer Menge Wiederholungen. (M. Müller sagt: Theologisches Gefasel.) Einen philosophischen Anhang bilden gewöhnlich die Aranyaka (Waldtheil, weil die Philosophen Waldeinsiedler waren), und wieder ein Theil der Aranyaka wird Upanischad (Sitzung) genannt. Diese enthalten spekulative Ideen über die Schöpfung der Welt. Hier finden wir vorzugsweise das System des brahmânischen Pantheismus. Die jüngsten zum Atharvavêda reichen bis in die Zeit nach Christi Geburt herab.

Eine dritte Reihe der Vêdaliteratur sind die Sûtras, die zum Theil die weitläufigen Auseinandersetzungen der Brahmânas kurz zusammenfassen (Vedânta), theils sprachliche und sachliche Erklärungen beifügen (Vedânga).

Eine ganz neue Periode der indischen Literaturgeschichte wird bezeichnet durch die Gesetzbücher, unter denen das des Manu als das älteste bekannt ist. In seiner jetzigen Redaktion mag es aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. sein, da es schon den Gegensatz gegen den Buddhismus zeigt. Es beginnt mit einer kurzen Kosmogonie, worauf die Verhältnisse des privaten und öffentlichen Lebens nebst den verschiedenen Verbrechen und den darauf zu verhängenden Strafen folgen, und schließt mit der Lehre von der Seelenwanderung und Seligkeit.

Noch interessanter jedoch dürften für uns die zwei großen Heldengedichte sein (die Itihasa), welche besonders die Nationalliteratur der Kriegerkaste bildeten.

1) „Das Mahâbhârata beschreibt den Kampf der zwei alten nahe verwandten von den Bhârata abstammenden Königsgeschlechter, der Pândava und Kaurava, die furchtbare achtzehntägige Schlacht, welche mit der Niederlage der Kaurava endigt, und ihre nachherige Rache. Es sind die ersten Kämpfe der Arier unter sich im Ganges-

1) Vêda = Erkenntniß ist mit unserm „wissen" stammverwandt. Der Name rührt von einer in spätern Erläuterungsschriften sich wiederholenden Formel her.

2) cf. Wurm, Geschichte der indischen Religion, S. 16 ff.

land. Die Namen kommen schon in den Vêdas vor, aber die Sage hat sich mehrmals umgestaltet, bis das Mahâbhârata zu einem Gedichte von mehr als 100,000 Doppelversen (Çlokas) angewachsen ist. Die Bestandtheile sind aus verschiedener Zeit und verschiedenartig. In Europa ist am bekanntesten die Episode von Nala (Nal und Damayanti). Die Redaktionszeit wird von den Indologen verschieden von 400 bis in die letzten Jahrhunderte v. Chr. angenommen.

2) Ramâyana ist ohne Zweifel in der Hauptsache das Werk eines Mannes, des Valmiki, der sich als Verfasser angibt, und beschreibt in 24,000 Doppelversen die Heldenthaten des Râma, eines Königssohns von Ayôdha (Audh), welche das Fortschreiten der arischen Herrschaft durch das Dekhan bis nach Ceylon bezeichnen. Râma erscheint hier als Inkarnation des Gottes Vischnu. Er ist ein Tugendheld, der immer Entsagung und Pflichterfüllung predigt. Brahmanische Askese und Priesterherrschaft treten in diesem Gedichte stärker hervor als im Mahâbhârata." [1])

Kürzer können wir über die folgenden Perioden der indischen Literaturgeschichte hinweggehen. Es sind vorwiegend religiöse Schriften, die sie geliefert haben. Die frische Originalität der Vêdas sucht man in ihnen vergebens. Der „spekulative und grübelnde Geist" hatte die Mythen weiter und weiter ausgesponnen. Es waren verschiedene Auffassungen und damit Sekten oder richtiger Konfessionen entstanden. Eine jede suchte durch Schriften ihre Lehre nicht blos aufzustellen, sondern zu beweisen. Daher enstand jenes wuchernde Gewirr theologischer Epigonenschriftstellerei im Dienste der Parteien, das mit unsrer mittelalterlichen Scholastik verglichen werden möchte, wenn nicht in Indien die maßlose, unbändige Phantasie überall dem scharfen, begriffspaltenden Verstande zur Seite stände. Es sind eine Reihe von Werken dieser Art unter dem Namen Purâna uns aufbewahrt worden. Neben der breiten philosophischen Belehrung im Anschluß an die Mythen enthalten sie rituelle und asketische Vorschriften und nehmen in mancher Hinsicht die Stelle religiöser Volksschriften ein. In ihrer jetzigen Gestalt sollen sie im 11. oder 12. Jahrhundert n. Chr. entstanden sein, offenbar aber liegen ihnen ältere Schriften zu Grunde. Noch jüngeren Ursprungs sind die Upapurâna sowie die Tantra, die der besonderen Sekte der Çakta angehören und ihre Zauberformeln enthalten.

Daneben aber wurden auch andre Wissenschaften, Grammatik, Astronomie, Algebra u. s. w., eifrig getrieben und fanden ihre literarische Bearbeitung. Alle solche Werke werden mit unter den Begriff der Çastra zusammengefaßt, der übrigens auch die Vêdas, die Gesetzbücher Purânas u. s. w. mit einschließt. — In der Poesie haben jene Perioden noch manches Schöne geleistet. „Das Drama, das in Verbindung mit Tanz und Musik den Indern schon früher bekannt war, erlangte unter griechischem Einflusse eine hohe Vollkommenheit." Jene bekannteste Probe, die Sakuntala des Kalidasa, aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammend, rief beim Erscheinen der englischen Uebersetzung in Europa allgemeine Bewunderung hervor. Auch die Thierfabel wurde bearbeitet und zum Thierepos erweitert. „Indische Fabel- und Märchensammlungen fanden unter Vermittlung der Griechen, Perser und Araber ihren Weg nach Europa." [2]) Die brahmanische

[1]) Wurm, a. a. O.
[2]) Weber, Weltgeschichte I, S. 62.

Theologie aber überwucherte zuletzt auch die weltliche Poesie, indem sie Kommentare mit Deutung in ihrem Interesse beifügte.

Wie gesagt reicht die Entstehung dieser literarischen Werke bis tief in das Mittelalter hinein. Unter dem Drucke der muhammedanischen Fremdherrschaft aber sowie unter der Zersplitterung der Religionsparteien verkümmerte die Kraft des Volkes auch nach dieser Seite mehr und mehr, und zuletzt versiecht gleichsam der Strom der Sanskritliteratur im Sande. — Daß auch mehrere der dravidischen Völker, nachdem sie den Brahmanismus angenommen, vor allen die Tamulen und Kanaresen, eine ausgedehnte Literatur in Uebersetzungen wie Originalen[1]) hervorbrachten, sei hier nur angedeutet. Während die Sprachen Hindustans, wie es scheint, ziemlich unfruchtbar lagen, hat namentlich das Tamil bis in die neueste Zeit manche poetische Blüte gebracht, und wir werden weiterhin sehen, wie dort die volksthümliche Dichtkunst bereits in den Dienst des Evangeliums getreten ist.

Die Sanskritliteratur ist die einzige Quelle, aus der wir den Zustand der ältesten indischen Kultur überhaupt näher kennen lernen. Es ist schon angedeutet, wie die Arier nach ihrer Einwanderung nach Indien zunächst lange Zeit im Gebiete des obern Indus und seiner Nebenflüsse sich aufhielten. Es ist das heutige Pandschâb, von ihnen aber, mit Hinzunahme des Indus und der im Osten fließenden Sarasvâti, als Siebenstromland bezeichnet. Wahrscheinlich noch nomadisch mit ihren Rinderheerden hin- und herziehend, führten sie in viele Stämme getheilt unter der Leitung von Geschlechtshäuptern ein patriarchalisches Leben. Blicken wir zunächst auf ihre Religion, wie wir sie aus den ältesten Vêdaliedern kennen lernen.

Ohne Götzenbilder verehrten sie personifizirte Naturkräfte.[2]) Dadurch steht die älteste indische Religion im entschiedenen Gegensatz zum Fetischismus. Ebenso fern aber hält sie sich von dem Dämonendienste (Schamanismus). Während letzterer wohl die überweltliche Gottheit anerkannt, aber nicht sie, sondern die untergeordneten bösen Geister, die auf Erden walten, verehrt, aus Furcht und um sie zu versöhnen, ist bei den alten Ariern die Verehrung nur überirdischen, guten Mächten geweiht, die alle bösen Mächte überwinden. Der Begriff Gott, dêvas (θεός, deus und der germanische Kriegsgott Tiu), hängt mit dem des Lichtes zusammen. Zählt die alte Mythologie nun auch eine ganze Anzahl von Göttern auf, so stehen dieselben doch nicht so zu einander, daß man hier schlechtweg von Polytheismus sprechen könnte; vielmehr ist die Personifikation noch so flüssig und noch nicht zu festen Formen erstarrt, daß unter den verschiedenen Gestalten doch immer die einige Gottheit erscheint.[2]) Es ist ein gewisser Monotheismus, der im Hinter-

[1]) Das tamulische Hauptwerk ist der „Kural" des Tiruvalluver, eine Sammlung moralisirender Sinnsprüche. Zur Charakteristik dieser Literatur sei nur gesagt, daß sie polemisch gegen den Buddhismus gerichtet ist und zwar vom Çivaitischen Standpunkte.

[2]) „Man kann wohl Agni, den Gott des Feuers, unterscheiden — —, Indra als den Gott des Gewitters erkennen, Váruna und Mitra als Himmelsgötter, Uschas als Göttin der Morgenröthe, Sûrya, Savitri und Puschan als Sonnengötter, aber fast bei jedem einzelnen Hymnus bekommen wir den Eindruck, als ob der jetzt angerufene Gott der allerhöchste wäre." Wurm, a. a. O. S. 22.

grunde der alten arischen Religion liegt. Bemerkenswerth aber ist, daß diese „die Erscheinungen der menschlichen Religiosität, namentlich das Opferfeuer Agni, das Gebet Brahmâ (?) u. s. w. selbst wieder zu Göttern macht." Es zeigt sich darin, wie einer der Indologen sagt, eine mystisch-sakramentale Auffassung. Jedenfalls aber liegen darin auch die Wurzeln des später sich entwickelnden indischen Pantheismus.

So interessant es nun auch sein dürfte, näher auf diese alte arische Religion einzugehen, um so mehr, da, wie wir unten zu berichten haben, das religiöse Bedürfniß der Hindu in neuerer Zeit sich wieder aus dem Wust der maßlos angewachsenen Vielgötterei jenen ursprünglichen Anfängen zuwendet, so reicht doch unser Raum nicht dazu. Wir erwähnen nur kurz, daß sich 3 Klassen von Göttern, deren Zahl später auf 33 angegeben wird, unterscheiden lassen: die Götter des Lichthimmels, die des Luftraumes und die Erdengötter, jene zuletzt angedeuteten Personifizirungen. Die Zahl 33 aber läßt sich schwer oder gar nicht identifiziren, sie hat symbolische Bedeutung.

Nehmen wir nun als Probe dieser ältesten Mythologie nur heraus, was sie von dem Indra sagt, einem der gefeiertsten Vêdagötter. Er erscheint im Gewitter, wie der griechische Zeus. Man muß hierbei die Macht dieser Naturerscheinung in Indien in Betracht ziehen. Indra ist der streitbare Held, welcher allein den Kampf mit den Dämonen ausgefochten hat. Diese erscheinen nicht wie in der germanischen Mythologie in der erstarrenden Winterkälte, sondern in der verderblichen Sommerdürre, die unter den austobenden Gewittern dem Segen bringenden Regen Platz machen. Vrittra ist besonders der Dämon, der mit dem Indra streitet. Er hat die Wasser gefangen und wie Kühe in eine Höhle getrieben. Der siegreiche Indra spaltet den Felsen und melkt die befreiten Kühe. — Die Erscheinung Indra's wird folgendermaßen vorgestellt: er fährt in goldenem Wagen, den zwei röthliche Rosse mit goldenen Mähnen und Haaren wie Pfauenfedern ziehen; sie tragen ihn davon, so schnell wie den Habicht seine Flügel. Eine Hauptrolle spielt Indra's Donnerkeil, der verschieden beschrieben wird: golden oder eisern, viereckig oder hunderteckig. Himmel und Erde erzittern, wenn er ihn schwingt. — Nach einer obigen Bemerkung dürfen wir uns nicht wundern, wenn Indra der Herr des Himmels und der Erde genannt wird, der die Berge festgesetzt hat u. s. w., obwohl dieselbe Stellung auch andern Göttern, besonders dem Váruna (*Οὐρανός*, der Lichthimmel), zugeschrieben wird. Zu verkennen ist freilich nicht, daß Indra mehr und mehr in den Vordergrund tritt, und daß an ihm mehr die physischen Eigenschaften hervorgehoben werden als die geistige und sittliche Größe und Reinheit, die durch die Hymnen an Váruna hindurchklingt.[1]) Indra, obwohl auch der Beschützer des Guten und Feind des Bösen, wird mehr der nationale Held, der Vorkämpfer der Arier gegen die nicht arischen Völker. Ferner ist er kein unerschaffenes

[1]) Ich kann mir nicht versagen, wenigstens einige Strophen als Probe anzuführen aus E. Meier, Die klassischen Dichtungen der Inder. S. 11 ff. Rigvéda 25.

Wesen, sondern es ist öfter von seiner Geburt die Rede. — Zu allen seinen großen Thaten muß er erst gestärkt werden durch den Sômatrank, den ihm die Menschen opfern.[1]) Er muß sich darin erst berauschen, um seine wunderbare Stärke zu zeigen. Er wird von seinen Verehrern eingeladen, diesen Trank in vollen Zügen zu saufen, wie ein durstiger Hirsch oder Ochse, und dafür Reichthum an Kühen und Rossen zu verleihen.

So zielt der Götterdienst der alten Arier doch schließlich immer auf die Erlangung irdischer Gaben. Dabei ist bemerkenswerth, daß sie durch Gebet und Opfer in ein Vertragsverhältniß zu den Göttern zu treten meinen, durch welche diese zur Erfüllung ihrer Wünsche gezwungen werden. Auf Seiten des Menschen liegt also die wirkende Ursache, daher denn auch weder Dank- noch Sühnopfer vorkommen. Wie die religiösen Verrichtungen auf zeitliches Glück streben, so sind auch die Vorstellungen von dem Leben des Menschen nach dem Tode, die bestimmt ausgeprägt sind, durch und durch sinnlich gefärbt, ganz dem Paradies des Islâm entsprechend. Die Abgeschiedenen schwelgen mit den Göttern im Sômatranke und andern sinnlichen Genüssen. Vorstehendes möge genügen, um uns die Religion der alten Arier zu charakterisiren.[2])

In jener ältesten Zeit war noch keine Kastensonderung vorhanden. Jeder Familienvater konnte sich den Göttern mit Gebet und Opfer nahen, nur die feierlichen Opfer, welche die Könige für den ganzen Stamm darbrachten, wurden durch gewisse von der Gottheit bevorzugte und bei den Stammfürsten hochgeehrte Priesterfamilien verrichtet. Zwischen den einzelnen Stämmen scheint es oft zu Fehden und Kämpfen gekommen zu sein, in denen sich die Manneskraft stählte.

1. Alle Opfer, die wir täglich
Dir, o Váruna, darbringen,
Sind ja nach der Menschen Weise
Allezeit nur unvollkommen.

2. Gib uns drum nicht preis dem Tode,
Du, der freche Sünder strafet!
Laß uns deinen Grimm nicht fühlen,
Du, der alles Unrecht rächet.

3. Unsres Heiles wegen preisen
Deinen Geist wir, Váruna,
Wie der Fuhrmann freundlich zuspricht
Seinem angespannten Rosse.

— — — — —

5. Einen goldnen Panzer tragend,
Der den reinen Leib bedecket,
So ist Váruna umgeben
Ganz mit goldig lichten Strahlen.

14. Er der Gott, den weder Menschen,
Welche andre Menschen hassen,
Noch die Mord- und Frevelsücht'gen
Je im Stande sind zu tödten.

15. Der den Menschen aller Arten
Speis' und Nahrung zubereitet
Und sie gibt in aller Fülle
Zur Erhaltung ihres Lebens.

16. Nach dem Gott, der viel erschauet,
Streben sehnend meine Bitten,
So wie sich die Kühe sehnen
Nach dem Stalle ihres Herren.

— — — — — — —

21. Löse unsres Hauptes Fesseln
Und die Fesseln unsres Leibes
Und die Fesseln unsrer Füße,
Gott, damit wir leben können.

[1]) Das Sômaopfer wurde aus dem mit Milch und Mehl gemischten berauschenden Safte der Asclepias acida bereitet. Die berauschende Kraft, das darin verborgene Feuer führten dann zur göttlichen Verehrung des Sôma selbst. Er wird gerühmt als der Gott, der die Kranken heilt, die Blinden sehend macht und den Göttern und Menschen die Sterblichkeit verleiht.

[2]) Nach Wurm, Geschichte der indischen Religion.

Mehr aber noch war dies in der folgenden Periode der Fall, die als Zeit des Heldenthums und kriegerischer Großthaten bezeichnet werden kann. In derselben findet zu gleicher Zeit der Uebergang der Nomaden zu einem seßhaften Leben statt. Wohl mögen Anfänge davon schon in die Zeit des Aufenthaltes im Pandschâb fallen, wohl mag seit lange dort neben der Viehzucht — jedenfalls aber in beschränktem Maße — der Ackerbau getrieben worden sein, doch zu der festen Niederlassung und der damit verbundenen höheren Kultur kamen die Arier jedenfalls erst nach ihrem Eintritt in das Tiefland des Ganges. Der letztere vollzog sich aber keineswegs schnell und plötzlich. Der oben angedeutete Isthmus fruchtbaren Landes (Sirhind), der das Pandschâb mit jenem Gebiete verbindet, scheint in einer längeren Uebergangszeit eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Während einzelne Stämme, dem Laufe des Indus folgend, die wenig anlockenden Gebiete zu beiden Seiten seines untern Laufes einnahmen, hatten andere Stämme von dem ungleich schöneren Ländchen am Fuße der Berge, durchströmt von der Sarasvati, Besitz genommen. Die große Bedeutung, die dieser im Wüstensande versiegende Fluß in der Mythologie gewonnen hat, deutet darauf hin, daß dort der große Fortschritt des Kulturlebens stattfand, wie wir ihn schon in den Vêdas im großen und ganzen vorfinden, während nur die ältesten Stücke derselben uns die oben angedeuteten Verhältnisse zeigen. Das Land um die heilige Sarasvati wurde Jahrhunderte lang der Gegenstand blutiger Kämpfe. Ein Stamm nach dem andern rückte vor, und indem er die jeweiligen Inhaber nach Südosten ins Gangesland weiterschob, wo sie der schwarzen Urbevölkerung neue Wohnsitze abringen mußten, trat er selbst die Erbschaft einer gehobenen Kultur an, wie sie jene Vorgänger dort geführt hatten. Diese blutigen Eroberungskämpfe hatten aber selbst mit Theil an der gänzlichen Umwandlung der Sitten und Lebensformen. „Statt der kleinen Fehden und Raubzüge um den Erwerb von Heerden oder Weideplätzen, wie sie im Induslande vorkamen, wurden nun Eroberungszüge unternommen, Schlachten geliefert, kühne Kriegsthaten ausgeführt, die Stammhäupter wurden zu Heerkönigen, denen ein streitbarer Waffenadel zur Seite stand; neben den religiösen Hymnen und Opferliedern entstanden Kriegs- und Heldengesänge, aus denen mit der Zeit das indische Epos sich herausbildete." Die alte Naturreligion wurde durch Ausspinnung der Mythen erweitert, neue Götter traten in den Vordergrund, und das theologische System des Pantheismus brach sich immer weitere Bahnen. Der Kultus, namentlich die Opferceremonien wurden komplizirter. Sie zu verrichten bedurfte es genauerer Kenntnisse. Der Priesterstand, von dem wir oben nur die ersten Ansätze fanden, ward immer unentbehrlicher und sonderte sich immer bestimmter und zuletzt schroff von den kriegerischen Helden ab, während auch andrerseits durch die Aufnahme der sich unterwerfenden Urbewohner eine streng gesonderte Klasse der Bevölkerung entstand. Damit war, wie schon oben angedeutet, der Grund für das Kastenwesen gelegt. Gehen wir hier auf dasselbe etwas näher ein.

Max Müller hat sehr treffend drei Arten der Kaste unterschieden: die ethnologische, die politische und die professionelle. Wo

ein Volk das Gebiet eines andern auf niederer Kulturstufe stehenden in Besitz nimmt und sich die Urbewohner, soweit sie nicht ausgerottet oder verdrängt werden, unterwirft, findet meistentheils eine Vermischung der beiden Nationen nicht statt, zumal wenn die eine von dunklerer Hautfarbe ist. Auch wenn die unterworfenen schon längst Sprache und Sitte der Eroberer angenommen haben, sieht der hellfarbige den dunkelfarbigen Nachbar noch nicht als ebenbürtig an, so daß er ihm seine Tochter zur Ehe gäbe. Auf diese Weise wurde die übrig bleibende Urbevölkerung im Gangeslande, die sich den Ariern unterwarf, aus ethnologischen Gründen zur Kaste der Çudra. Es ist wichtig, daß das Wort, mit dem die indischen Sprachen die Kaste bezeichnen, „Varna", Farbe bedeutet.

Aehnlich aber doch ganz anders begründet wurde die gegenseitige Abneigung, welche in der arischen Bevölkerung immer mehr verschiedene Klassen von einander trennte. Fast bei allen Völkern findet sich der Gegensatz des Adels gegen das gemeine Volk. Derselbe bildet sich meist in einem heroischen Zeitalter aus, in dem die durch Waffenthaten um das Volk verdient Gewordenen eine besondere Rangstufe einnehmen. Folgen aber Parteikämpfe zwischen den beiden Klassen, etwa wie jene zwischen den römischen Patriziern und Plebejern, so verschärft sich dieser Gegensatz und wird unter Umständen zu einer dauernden Scheidung, die hinter jener ethnologischen nicht viel zurücksteht. So haben wir uns die Absonderung der Vaiçya, des Hauptbestandtheils der arischen Bevölkerung seit der Heroenzeit, mit der Einnahme des Gangeslandes zu denken. Es ist die politische Kastentheilung.

Doch auch unter der obern Klasse einer Nation kommt es wohl zu weiteren Parteikämpfen. Trafen wir schon in älterer Zeit bevorzugte Familien, deren Mitglieder mit der Verrichtung von Opfern in besonderen Fällen betraut waren, so finden wir später immer mehr einen gesonderten Priesterstand, der sich nicht wie das gemeine Volk durch den aufstrebenden Adel bei Seite schieben läßt, sondern mit diesem selbst den Kampf um den Vorrang aufnimmt. Hierbei nimmt die Kastensonderung einen religiösen Charakter an. Die Mythologie und ihre weitere Ausbildung zum dogmatischen System muß die Waffe bilden, mit der der Priesterstand seinen Vorrang zu erringen sucht. Den Brahmanen ist's gelungen. In dem immer weiter entwickelten pantheistischen System werden sie selbst zu Erdengöttern, wie ja auch früher schon den Kultusmitteln göttliche Verehrung gezollt wurde. Vor der Macht der Religion mußten die Helden des Schwertes sich beugen. Die Kschatriya (Kschanya) sanken auf die zweite Stufe herab, und der Begriff des religiös „Reinen und Unreinen" trug dazu bei, auch hier die Kluft des Kastenunterschiedes zu erweitern und zu befestigen. Aber auch nach unten zu wirkte die religiöse Begründung der Kaste weiter. Gewiß lag es im Interesse der Brahmanen, der zweiten Kaste gegen die dritte und dieser gegen die letzte einen religiösen Halt zu geben. Daher entstand denn die Lehre, daß sie selbst aus dem Munde des Brahmâ, die Kschatriya aber aus den Armen, die Vaiçya aus den Lenden und die Çudra aus den Füßen desselben hervorgegangen seien.

Bei diesen Unterschieden, wie sie sich bei vielen andern Völkern finden und sich in gewissem Maße bis auf den heutigen Tag in unsrer modern europäischen Gesellschaft vorfinden, blieb es jedoch nicht. Es ist fraglich, ob es eine Zeit gab, wo nur diese vier Kasten (wie sie seit langer Zeit in unsern Handbüchern der Geschichte aufgezählt werden) in Indien bestanden. Schon Manu's Gesetzbuch kennt außer ihnen 16 gemischte Kasten. Die Namen derselben bezeichnen gewisse Berufsarten, und darin tritt uns die professionelle Kaste entgegen. Andrerseits aber finden sich darunter Namen von Stämmen der Urbevölkerung, und darin zeigt sich die Ausdehnung des Kastenwesens über das ganze den Ariern bekannte Gebiet. Diese letztere Art von Kasten bildet jedoch als „unrein" eine noch tief unter den Çudra stehende Abtheilung, und gegenüber den höheren Kasten wird alles, was tiefer steht, auch wohl geradezu als kastenlos bezeichnet. Diese weitere Zerspaltung der Bevölkerung wird erklärt durch Zwischenheirath der verschiedenen höhern Kasten. Diejenigen Abkömmlinge, deren Vater höher steht, haben noch immerhin eine leidliche Stellung. Ist aber die Mutter von höherer, der Vater von niederer Abkunft, so entsteht jenes verworfene Geschlecht, wie die Tschandâla, Söhne von Çudra und Brahmanenweibern. [1])

„Hören wir nun die Bestimmungen Manu's über die vier Kasten, so ist das Erbtheil der Brahmanen Weisheit, Tugend und Heiligkeit, das der Kschatriya Stärke und Macht, das der Vaiçya Reichthum, das der Çûdra Unterthänigkeit und Verachtung. Die erste Kaste soll den Vêda lesen, ihn andere lehren, Opfer darbringen und die Opfer der andern leiten, Gaben verleihen und empfangen; die zweite das Volk beschützen, Wohlthätigkeit üben, Opfer darbringen, die heiligen Schriften lesen, aber nicht lehren, und die sinnlichen Begierden zähmen. Die dritte soll für die Hausthiere sorgen, Almosen geben, die heiligen Gebete erlernen, Handel treiben und den Acker bauen. Die vierte hat nur eine Pflicht, den höheren Kasten in Ehrerbietung zu dienen. Die drei höheren Kasten haben den gemeinsamen Vorzug vor den Çûdra, daß sie als Zweimalgeborne (dvidscha) die heilige Schnur anlegen und die damit verbundenen Weihen empfangen, welche als eine zweite Geburt gelten. Sie dürfen die Vêda lesen und das heiligste aller Gebete, die Gâyatrî, täglich hersagen. Doch ist die heilige Schnur bei den drei Kasten nicht von gleichem Stoff: bei den Brahmanen aus drei Fäden Baumwolle, bei den Kschatriya aus Hanf, bei den Vaiçya aus Schafwolle. Der Brahmane trägt einen Gürtel aus Zuckerrohr und einen bis an die Haare reichenden Bambusstab, der Kschatriya einen Gürtel aus Bogensehnen und einen bis zur Stirn reichenden Bananenstab, der Vaiçya einen Gurt von Hanf und einen bis zur Nasenspitze reichenden Stab von Feigenholz. Die Einweihung durch die heilige Schnur wird beim Brahmanen im achten, beim Kschatriya im elften, beim Vaiçya im zwölften Lebensjahre vollzogen. [2]) Auch in Bezug auf das Strafrecht besteht der Unterschied, daß die niedrigeren Kasten für dasselbe Vergehen härter gestraft werden als die höheren. Die Heirath scheint nach den ältern Stücken des Gesetzbuches noch nicht so beschränkt gewesen zu sein, daß ein Arier nicht auch eine Arierin von niederer Kaste hätte zur Frau haben dürfen; aber nach den spätern Bestimmungen bei Manu gelten nur diejenigen für Kastengenossen, welche väterlicher- und mütterlicherseits von derselben Kaste stammen." [3])

[1]) Der Name Nischâda bezeichnet übrigens die dravidischen Stämme, insofern sie eine den Ariern fremde Sprache reden; sofern sie von der brahmanischen Religion und Lebensordnung sich fern halten, werden sie Dasyu genannt.

[2]) Fast als zusammentreffend mit dieser Weihe ist übrigens die zweite Geburt (Pûnardschanma) anzusehen. Anm. d. Verf.

[3]) Wurm, a. a. O., S. 71, dem ich hier überhaupt in der Darstellung des Kastenwesens gefolgt bin, sowie ich sein Buch auch weiterhin in diesem Kapitel vielfach benutzte.

Daß übrigens die Erringung des Vorranges seitens der Brahmanen nicht ohne schwere Kämpfe abgegangen ist, zeigt deutlich die im Mahâbhârata aufbewahrte Sage, aus der ersichtlich ist, daß auch die Priester sich gelegentlich in denselben der fleischlichen Waffen bedienten und zwar nicht ohne Erfolg, wenn dieser auch dort im Parteiinteresse wohl weit übertrieben ist. Paraçu Rama rottet das ganze Geschlecht der Kschatriya aus, daß 5 große Blutlachen auf der Erde stehen. Dann veranstaltet er ein großes Opfer und übergibt die gereinigte Erde den Priestern. Erst aus Verbindung der Witwen der ermordeten Krieger mit Brahmanen entsteht ein neues Kschatriyageschlecht.[1]) Wie aber dem Brahmanenthume auf dem Gipfel seiner Macht aus dem auch den beiden folgenden Kasten zugänglichen Büßerleben ein gefährlicherer Gegner im Buddhismus erwuchs, ist weiter unten zu zeigen.

Ehe wir jedoch auf die Entwickelung der Religion in dieser Periode eingehen, verfolgen wir die weitere Ausbreitung der Arier über ganz Vorderindien. Noch ehe die Brahmanen den Vorrang über die Kschatriya gewonnen, hatte sich im Gangeslande geordnetes, staatliches Leben ausgestaltet. Zu einem großen, die ganze Nation umfassenden Reiche ist es freilich nie gekommen. Aus den verschiedenen Stämmen wurden kleinere oder größere Staaten unter despotischem Regiment, das aber schon frühzeitig in weitem Maße unter dem Einflusse der als Rathgeber fungirenden Priester stand, wie denn auch das religiöse Gesetzbuch des Manu die Grundlage der Rechtsordnungen wurde. Solche Reiche werden durch die alten Städte Indraprastha und Mathura an der Dschamna, sowie Hastinapura zwischen Dschamna und Ganges bezeichnet. Weiter östlich lag das Reich Ayodhya (Audh) mit seiner glänzenden Hauptstadt. Außerdem werden Vanarâsi (Benares) und das Reich der Magadha und Videha am untern Ganges genannt. Auch Pataliputra am Einfluß der Çona in den Ganges wurde in der Folge eine Stätte altindischer Kultur und Herrlichkeit.

Wie nun von hier aus die arische Gesittung nach dem Dekhan nicht direkt über die Vindhyaländer, sondern auf Umwegen im Westen und Osten ausgedehnt worden ist, wurde oben bereits angedeutet. Nicht die Kriegsthaten der Helden, sondern die Macht der Religion war das Mittel dazu. Hier finden wir die Brahmanen bereits ganz im Vordergrunde, und die von ihnen aufgestellte Lehre von der Verdienstlichkeit des Büßerlebens hatte auch auf die andern arischen Kasten einen solchen Einfluß gewonnen, daß selbst Könige ihre Burgen verließen, ihre Waffen niederlegten, um in der Einsamkeit ein Leben der Weltentsagung zu führen. So sehen wir in den beiden großen Epen die Einsiedeleien in den Wäldern, entfernt von den Wohnungen der Menschen, theils einzelne, theils mehrere vereinigt zu einem açrama mandala. Dies waren die Missionsstationen arischer Religion und

[1]) Nach andrer Version entsteht eine große Unordnung — Vaiçya und Çûdra rauben die vornehmsten Brahmanenfrauen, die Erde beginnt zu sinken, und nur durch Schöpfung eines neuen Kschatriyageschlechts und Wiederherstellung des Königthums wird ihr Untergang aufgehalten.

Kultur, durch welche die dunkelfarbigen wilden Bewohner des Dekhan einem gesitteteren Leben gewonnen wurden. Immerhin werden hie und da noch Kämpfe mit den Waffen nebenhergegangen sein, denn fromme Fürsten folgten den Büßern nach, um, wenn auch nicht selber sich dem asketischen Leben zu weihen, wenigstens durch die verdienstliche Verehrung der Asketen ihr Heil zu fördern. Es liegt nahe anzunehmen, daß, namentlich wenn jene wilden Waldbewohner sich an den Einsiedlern vergriffen oder sie gar tödteten, die alten Krieger wieder zum Schwerte griffen, um die an ihren heiligen Freunden begangene Missethat zu rächen.

Ein hervorragendes Beispiel dieses Einsiedlerlebens wird im Râmâyana an dem Agastya beschrieben. Er wohnt allein, aber in der Nähe seines Bruders und anderer Büßer. Von diesem Manne, heißt es, der aus Liebe Heiliges gewirkt hat, nachdem er zum Heil der Menschen den Tod gefesselt hatte, wurde die südliche Welt zugänglich gemacht. Durch seine Macht wird diese Südgegend von den Râkschasa, mit Furcht angesehen, nicht mehr besessen. Seitdem von ihm diese Gegend eingenommen, sind die Nachtwandler besänftigt und ohne Feindschaft. Unter dem Namen dieses Heiligen wird die Südgegend in den drei Welten gepriesen als eine verehrte, der sich die grausamen Wesen nicht zu nahen wagen.[1]) Es ist nicht näher bestimmt, wer diese Râkschasa waren. Nach andern Andeutungen des genannten Epos war der Süden Indiens bei der Ankunft der ersten arischen Ansiedler nur von bösen Geistern und wilden Thieren bewohnt. Wir werden darunter jedoch eben die Urbewohner in mythologischem Gewande zu verstehen haben. An mehreren Stellen wird ein von Râkschasa angerichtetes großes Morden unter den Einsiedlern erwähnt. Agastya, als er dem aus seiner Heimat verbannten Râma den Weg nach Süden zeigt, fordert ihn auf, dort die Einsiedler zu beschützen. So scheint die politische Herrschaft über einzelne Gegenden des Südens erst um der brahmanischen Missionsstationen willen begründet worden zu sein. Wie aber die arischen Fürsten dann auch weiter in die Verhältnisse der dravidischen Stämme eingriffen, zeigt die Sage, die den Râma einen vertriebenen Affenkönig Hanumân in sein Reich wieder einsetzen läßt, wofür ihm die dankbaren Affen eine Felsenbrücke vom Festlande nach Lanka (Ceylon) bauen, damit er dort seine von dem Riesenkönig Râvana geraubte Gattin wieder befreie. Darin liegt jedenfalls ausgedrückt, daß auch unter der Urbevölkerung sich für die Arier Bundesgenossen fanden, die ihnen mit zum Siege verhalfen.

Das jüngere der beiden Epen, Mahâbhârata, zeigt uns schon bedeutende Erfolge der arischen Kulturmission. „Hier wohnen die Einsiedler nicht mehr in entlegenen Wäldern mitten unter wilden Urbewohnern und ihrer Grausamkeit preisgegeben, sondern entweder im innern Lande in wohlgeordneten Reichen, oder wenn an den Grenzen der arischen Herrschaft, wie z. B. an der Narbadâ, doch in der Nähe von sie beschützenden Königen in zahlreichen Einsiedeleien ungestört sich

[1]) Lassen I, 582.

ihren Uebungen und Beschäftigungen hingebend, von den Königen besucht und geehrt." Die Verehrung aber wird ihnen nun doch mehr deshalb zu Theil, weil sich das Andenken an ihre Vorgänger, jene alten Heiligen, mit ihnen verknüpft. Die Stätten, wo diese gelebt (Tîrtha, eigentlich Badestelle in einem Flusse oder See), sind heilige Wallfahrtsorte geworden, deren Besuch jetzt die Segnungen der Opfer ersetzt. Solche Plätze werden besonders an der Nârbadâ und dem Gôdâvari erwähnt. Im Westen findet sich Gôkarna (in Nordkanara) als ein berühmter Handelsplatz und Wallfahrtsort. Die Völker des südlichen Dekhan und Ceylons stehen mit den Bewohnern des Nordens in Verkehr, der wahrscheinlich auch schon frühe durch Schiffahrt vermittelt wurde.[1]) Im Tamulenlande erscheint das Reich der Pândya mit seiner Hauptstadt Mâthurâ, dessen König an dem großen Kampfe der Pandâva und Kaurâva theilnimmt und dem Könige der ersteren bei seinem Krönungsopfer Geschenke sendet. Auch Malabar und das Tululand wurde frühzeitig unter arische Kultur gebracht, wie die dort ausgebildete Sage von der Entstehung des Landes unter Vermittlung des Râma (Paraçu Râma) beweisen. Hinsichtlich des Tululandes ist es beachtenswerth, daß der letztere Eingeborne zu Brahmanen weiht. Noch jetzt sind die Tulubrahmanen, von denen man vermuthet, daß sie einem vorbrahmanischen Priestergeschlechte entstammen, an ihrer dunkleren Farbe als nicht arischen Ursprungs zu erkennen. Aehnliches findet sich auch in anderen Gegenden und beweist, daß die Arier bei der Kultivirung des Dekhan, zuweilen von ihrem strengen Kastensysteme abgehend, sich den bestehenden Verhältnissen akkomodirt haben. Wie sogar dravidische Elemente in die brahmanische Religion ihren Eingang fanden, werden wir unten bei der Besprechung des Civakultus zeigen.

Sehen wir jedoch zuvor, wie sich die Religion der Arier unter den besonderen Verhältnissen dieser Periode aus der alten Vêdareligion weiter entwickelt hatte. Wie bereits angedeutet, besteht diese Entwicklung in der immer deutlicheren Herausbildung eines Pantheismus. Schon nach der Anschauungsweise der alten Theile der Veden kommt die in den verschiedenen Göttergestalten personifizirte Gottheit erst durch den Kultus der Menschen zur Kraft und Wirkung. Wir sahen bereits, wie das Opfer und das Gebet göttlich verehrt wurde. Das letztere, Brahmâ, kommt ursprünglich nur als Neutrum vor. Später aber erscheinen in dem immer komplizirter werdenden Opferkultus — dessen eingehende Beschreibung uns hier zu weit führen würde — besondere Personen als Hauptleiter des Opfers unter dem Namen Brahmân — „Beter."[2]) Persönliche Götter in einer überirdischen Welt hatten die alten Inder

[1]) Schon in den Veden kommen die Açvin als Beschützer der Schiffahrt vor. Daß Indien schon frühzeitig auch mit den westlichen Völkern Schiffahrtsverkehr hatte, ist sehr wahrscheinlich. Lassens namentlich sprachlich sehr gut begründete Hypothese, daß das Ophir des A. T. in Abhira an der Indusmündung wieder zu finden ist, stimmt wohl dazu. Diese Hypothese ist übrigens durch die Entdeckungen Mauchs im südlichen Ostafrika bisher wenigstens noch nicht widerlegt worden.

[2]) Eine andre Auffassung dieses Ausdrucks übergehen wir hier, da die Sache unter den Sanskritforschern noch nicht ausgemacht ist.

nicht. Erst im frommen Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, zur Persönlichkeit. Für eine Volksreligion aber ist diese Auffassung nicht geeignet. Falls durch dieselbe nicht die Religion überhaupt verflüchtigt wird, muß es dazu kommen, daß eine besondere Klasse als Träger des Göttlichen eine bevorzugte Stellung erringt, wie dies ja den schließlich als Erdengöttern verehrten Brahmanen zu Theil ward.

Ohne uns hier in die Tiefen der brahmanischen Philosophie begeben zu können, wie dieselbe in den oben genannten jüngeren Theilen der Veden zur Darstellung gekommen ist, wenden wir unsre Aufmerksamkeit auf den nun in den Vordergrund getretenen Hauptbegriff: Brahmâ. Das Brahmâ war früher der Akt der menschlichen Religiosität, nun wird es als die Weltseele gefaßt.[1]) Die Entstehung der wirklichen Welt aus derselben durch Emanation bildet einen großen Theil der indischen Gedankenarbeit jener Periode. Damit aber geht ein anderes Problem Hand in Hand: nämlich die Entstehung des Bösen. Es wird pantheistisch gelöst: mit der Welt ist das Böse entstanden. Daher eine Aufhebung desselben kann nur durch Auflösung der Welt und Rückkehr in das Brahmâ stattfinden. Dem einzelnen Menschen bleibt dabei keine persönliche Fortexistenz. Der Zustand persönlicher Besonderheit ist ja gerade die Quelle der Sünde und des Uebels, sowie Qual und Strafe. Die Erlösung (môkscha) ist die Auflösung in das Brahmâ. So gibt's für den Brahmanen zwei Strömungen: eine von Brahmâ zur Welt, die immer trüber wird, je weiter sie sich von der Quelle entfernt; die andere aber geht von der Welt zurück zum Brahmâ, „die Ueberfahrt, man kann es auch ein Schwimmen gegen den Strom nennen, ein Zurückkehren aus der Vielheit in das Eine." Die praktische Ausführung des letztern Gedankens ist das der Welt entsagende Leben des frommen Asketen, in dem sich die Erlösung vollzieht.

Jenes abstrakte Weltprinzip hat nun aber eine konkretere mythologische Gestalt gewonnen als der Gott Brahmâ, der an der Spitze der Götter steht und mit vier Köpfen (nach den vier Weltgegenden als Herr der ganzen Welt) abgebildet wird. In der mythologischen Sage spielt diese Figur jedoch keine ausgedehnte Rolle, sowie auch nirgends dem Brahmâ ein Tempel geweiht ist. Er ist als Urquell des Wissens mehr der Gott der Gelehrten als des Volkes.[2])

Auch der Mythos über die Emanation der Welt aus diesem „durch sich selbst Seienden", Seligen, Unerforschlichen, Existirenden und noch nicht Existirenden, der zuerst die Gewässer aus sich selbst hervorgehen läßt und in diese einen Samen legt, aus dem ein goldenes Ei entsteht[3]), in dem er selbst Brahmâ geboren wird, das er nach Jahres-

[1]) Es ist das All: Brahmâ wohnt überall, wird überall geboren, ist das Eine, Große, Unerforschliche, Undeschreibliche, das Absolute. Es wird mit der geheimnißvollen Silbe ôm bezeichnet, die, aus drei Lauten bestehend (ô = a u), gleichwohl in einem Laute ausgesprochen (das m ist Nasallaut), das Eine in Vielheit und Vielheit im Einen ausdrückt.

[2]) Doch wird ihm eine Gattin zugeschrieben: Sarasvatî, die nicht mehr wie einst blos Flußgöttin ist, sondern Göttin der Ordnung und Harmonie, Poesie und Redekunst.

[3]) Nach andern Angaben lag dieses Weltenei 4300 Millionen Jahre in der Tiefe

frist durch seine eigene Andacht in zwei Theile spaltet, aus der Schale Himmel und Erde bildet — läßt sich deutlich als die Einkleidung des pantheistischen Philosophems erkennen. Diese Darstellung findet sich bei Manu, wo weiter erzählt wird, wie Brahmâ die verschiedenen Kasten aus verschiedenen Theilen seines Körpers hervorgehen läßt. Dann theilt er sich selbst in zwei Theile und wird mit dem einen Mann, mit dem andern Weib. Nun schafft er den Virâdsch, der den Manu (Mensch) hervorbringt. Dieser stellt sich in seinem Gesetzbuche selber als den Schöpfer aller lebendigen Wesen vor. Zu dieser Schöpfung mußte er sich durch strenge Askese vorbereiten und erschuf zuerst 10 Rischi, die Herren der lebendigen Wesen. Weiter folgen die letzteren selbst im größten Wirrwarr aufgezählt.

Nun geräth aber die Welt in eine fortgehende Verschlimmerung. Der Mythos, in welchem das dargestellt wird, hat viel Anklänge an den griechisch-römischen von den vier Weltaltern.

1) „Das Krita-yuga, d. h. das Zeitalter, in welchem alles gethan wurde und nichts zu thun übrig blieb, dauerte 4800 Götterjahre.[1]) Die Pflicht wurde treulich erfüllt. Es gab in diesem Zeitalter weder Götter noch Danava, Ghandarva u. s. w. (verschiedene Namen für böse Geister, die wie Râkschasas — von Urvölkern, welche den Ariern schwere Kämpfe bereitet hatten, hergenommen sein mögen). Es wurde nicht gekauft und verkauft. Die Menschen brauchten sich nicht anzustrengen. Die Erde brachte ihre Frucht hervor auf den bloßen Wunsch der Menschen, um ihrer Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit willen. Die Menschen fühlten keine Beschwerde des Alters. Es herrschte keine Gewaltsamkeit, Traurigkeit, Furcht, Neid u. s. w. Das höchste Brahmâ war der erhabene Sammelpunkt dieser Yogin (Asketen). Damals war Nârâyana, die Seele aller Wesen (Brahmâ), weiß. — — — Die Kasten beteten eine Gottheit an, hatten eine Opferformel, eine Regel, einen Brauch. Obgleich sie verschiedene Pflichten hatten, so hatten sie doch nur einen Vêda und erfüllten ein Gesetz. Durch Werke, welche jedem der vier Stände angemessen waren, ungestört durch Begierden oder Hoffnung auf Belohnung, erreichten sie die höchste Glückseligkeit.

2) Im Tréta-yuga (Alter der Dreiheit, der heiligen Feuer) begann das Opfer, die Gerechtigkeit nahm ab um ein Viertel, Vischnu wurde roth. Die Menschen gewöhnten sich an eine Wahrheit und Gerechtigkeit, die von Ceremonien abhing. Die Menschen suchten einen sichtbaren Gegenstand ihrer Verehrung und Belohnung für ihre Gottesdienste und Gaben; sie waren nicht mehr bereit zur Askese und Freigebigkeit aus bloßem Pflichtgefühl. Dies Zeitalter dauerte 3600 Götterjahre.

3) Im Dvâpara-yuga war von der ursprünglichen Gerechtigkeit nur noch die Hälfte übrig. Vischnu wurde braun, der Vêda vierfach. Einige studirten vier Vêda, andre drei, andre zwei, wieder andre einen, und manche gar keinen. Da die Schriften so zertheilt waren, wurden die Ceremonien sehr verschieden und das mit Andachtsübungen und Opfern beschäftigte Volk sehr leidenschaftlich. Manche Unglücksfälle trafen die gefallenen Menschen und veranlaßten sie zu Büßungen und Opfern. Das Dvâpara-yuga dauerte 2400 Götterjahre.

4) Das Kali-yuga (Streitalter), unser jetziges Zeitalter, dauert nur 1200 Götterjahre. Von der ursprünglichen Gerechtigkeit ist nur noch ein Viertel übrig. Vischnu ist in diesem Zeitalter der Finsterniß schwarz geworden. Die Vorschriften der Vêda werden nicht befolgt, Werke der Gerechtigkeit und Opfer unterlassen. Unglücksfälle, Sünden, Zorn, Angst, Hunger u. s. w. nimmt überhand. Die Gerechtigkeit wird immer weniger, die Menschen selbst vermindern sich, und so geht alles abwärts."[2])

---

[1]) Ein Göttertag ist gleich einem Menschenjahr.

[2]) Wurm, a. a. O. S. 86. Mit dieser Darstellung der verschiedenen Weltalter stimmt im Grunde die Lehre von den drei Qualitäten der wirklichen Welt

Nur im Vorübergehen erwähnen wir die Sage von der Sintflut, in der Manu — der übrigens zuvor 10,000 Jahre mit aufgehobenem Arme auf einem Beine gestanden hatte, mit gesenktem Kopfe, ohne zu blinzen[1]) — mit den 7 Rischi[2]) von Brahmâ in Gestalt eines Fisches gerettet wird (wobei das Schiff zuletzt auf einem Gipfel des Himâlaya stehen bleibt). Manu erhält darauf den Auftrag, alle lebenden Wesen zu schaffen: Götter, Menschen, alle Welten mit allen beweglichen und unbeweglichen Dingen. Gestärkt durch strenge Andachtsübungen führt er diesen Auftrag aus.

Auch der Begriff der Sünde fehlt der brahmanischen Theologie nicht; namentlich tritt der Begriff einer Gesammtschuld hervor mit Anklängen an die christliche Lehre von der Erbsünde. „Aber der pantheistische Standpunkt bringt es mit sich, daß die sittliche Zurechnung für den Einzelnen sehr abgeschwächt wird, denn die Schuld an dem betrübten Zustande dieser Welt ruht eigentlich auf dem Brahmâ, das sich von sich selbst entfernt hat, indem es die Welt ausströmen ließ. Der Büßer hat eigentlich die Schuld des Brahmâ zu büßen. So hat sich die heitere Weltanschauung der Vêda in ein dumpfes Brüten über dem unabwendbaren Elend des menschlichen Lebens und ein alle Thatkraft lähmendes Verlangen nach dem Nichtsein des Einzelnen verwandelt, wozu das heiße Klima und der Kastenunterschied noch das Ihrige beigetragen haben mögen."[3]) Daraus ergibt sich in der Praxis ein starker Fatalismus, den das Volk ausspricht mit den Worten: dem Menschen ist seine Bestimmung auf den Schädel geschrieben. Damit hängt die Sterndeuterei zusammen, die sich seit alter Zeit zu einer astrologischen Wissenschaft ausgebildet hat.

Den ungelösten Gegensatz, in dem das Schuldbewußtsein des einzelnen Menschen zu jener pantheistisch gefaßten Gesammtschuld der Welt steht, versucht nun der Brahmanismus zu lösen durch die Lehre von der Seelenwanderung, die nach rückwärts die Ursache der „schwer zu ertragenden Unterschiede dieser Welt (Kastenunterschiede und alles Elend) erklärt, für die Zukunft aber, obgleich der Pantheismus kein Jenseits übrig läßt, einen Boden herstellt, auf welchem sich eine Ausgleichung zwischen Sünde und Strafe, sowie Gerechtigkeit und Belohnung vollzieht. Diese Lehre nimmt in dem religiösen Denken des Hindu die

---

zusammen. 1) Sattva, die Güte, die göttliche Seite (guna) des Universums, die erste Station der Ausströmung aus dem Brahmâ, die Region des persönlichen Brahmâ und der Götter, die Welt des Lichtes, der Tugend und der Weisheit. 2) Radschas, die Leidenschaft, Aktivität, mittlere Station, schwankend und kämpfend zwischen Göttlichem und Ungöttlichem, Vollkommenem und Unvollkommenem, die Welt des Menschen. 3) Tamas, d. h. Finsterniß, die letzte Stufe der Entäußerung des Brahmâ, die Region des Unreinen, der Thiere, Pflanzen und der todten Materie.

[1]) Bezeichnung einer außerordentlichen Askese.

[2]) Rischi werden die alten, gottbegeisterten Sänger genannt, die als Heilige verehrt werden. Der Begriff entspricht den Propheten des A. T. Von ihnen leiten die Brahmanen ihre verschiedenen Geschlechter ab.

[3]) Dazu kommt die oben erwähnte Neigung zur Ruhe. Ein oft gebrauchter Sinnspruch in Indien ist dieser: Es ist besser zu sitzen als zu stehen, besser zu liegen als zu sitzen, besser zu schlafen als zu wachen, aber der Tod ist besser als alles.

hervorragendste Stellung ein. Die oben erwähnte Lehre von den drei Qualitäten der Welt findet hier ihre Anwendung. Die Seele wandert aufwärts oder abwärts aus einer jener Regionen in die andre. Selbst die Götter sind nicht sicher vor der Seelenwanderung und kommen in den niederen Zustand des Menschenlebens (Raaschas).[1]) Ein Mensch, der grausam handelt, gierig ist, die Religion verleugnet u. s. w., wird als Thier geboren. Dabei wird die Aehnlichkeit mancher menschlicher Laster mit den Eigenthümlichkeiten gewisser Thiere beobachtet. Der Obstdieb wird zum Affen, der Pferdedieb zum Tiger, der Stolze zum Pfau (?) u. s. w. Aber manche Seele ist so bös, daß der Uebergang in den Thierkörper keine für sie genügende Strafe ist. Da kommen denn verschiedene Höllen heran, in denen die Seelen gepeinigt werden. „Es gibt einen Ort der Finsterniß, einen Ort der Thränen, einen Wald, dessen Blätter Schwertklingen sind. Hier werden die Seelen von Eulen und Raben zerhackt, dort werden ihre Köpfe täglich von den Höllenwächtern mit großen Hämmern eingeschlagen, oder sie werden in Pfannen gebraten, müssen glühende Kohlen verschlingen u. s. w."

Diese Höllenstrafen aber sind nicht ewig. Hat ein Sünder seine nach Jahrtausenden bemessene Strafzeit durchgemacht, so beginnt dann erst wieder die aufsteigende Wanderung durch die verschiedenen irdischen Leiber. Versündigt sich der Mensch wieder, so sinkt er aufs neue zurück. So kann eine Seele durch ihre Schuld viele millionenmal geboren werden müssen. Die Geschöpfe, welche die Seele auf dieser Wanderung zu durchlaufen hat, sind nach einer Rangordnung in verschiedene Klassen getheilt. Zur niedrigsten Klasse gehören: Würmer, Fische, Schlangen, Hunde, Esel; dann folgen die Elephanten, Pferde, Löwen, Eber, neben denen bezeichnenderweise die Çûdra und Mlêtschha stehen. Die dritte Klasse bilden die Gauner und Schauspieler, die Rakschâse u. s. w. Höher stehen die Tänzer, Waffenschmiede, Vaiçya. Die fünfte Klasse umfaßt die Kschatriya, die sechste die Brahmanen, frommen Büßer, die Götter, die großen Rischis, und den Schluß macht Brahmâ. Ein Mensch nun, der seine Sinnlichkeit bezähmt, Buße übt und die Erkenntniß der Vêda besitzt, also mit der Eigenschaft der Sattva ausgestattet ist, wird als Gott geboren[2]) und geht schließlich in das Brahmâ zurück.

Auf diesem Standpunkte hat allerdings der Begriff der Erlösung in christlicher Fassung keinen Platz. Dem Hindu gibt es keinen Erlöser. Jeder Mensch muß sich selbst erlösen, daß er hinauf kommt in höhere Existenzsphären und zuletzt in das Absolute aufgeht. Doch gibt es Mittel, diese „Ueberfahrt" zu beschleunigen: Reinigungen und Bußen, in Beziehung auf einzelne Uebertretungen, um vor der abwärtssteigenden Seelenwanderung bewahrt zu bleiben, und verdienstliche Leistungen (Opfer, Askese, beschauliche Betrachtung), die der fromme

---

[1]) Diese Ausdehnung der Seelenwanderung auf die Götter vollzieht sich erst im Buddhismus, aber auch im Brahmanismus ist sie deutlich vorbereitet.

[2]) Damit hängt es zusammen, daß noch jetzt hervorragende Persönlichkeiten nach ihrem Tode unter die Götter versetzt und göttlich verehrt werden.

Hindu ohne Beziehung auf irgend eine Verschuldung übt, um womöglich Stufen der Seelenwanderung zu überspringen und schneller zur Auflösung in das Brahma zu gelangen. Die Uebertretungen, deren Strafen man durch Büßungen vorzubeugen sucht, werden hauptsächlich als Verunreinigung (namentlich auch durch Verletzung der Kastenregel) aufgefaßt. Alle die tausend und aber tausend kleinlichen Vorschriften, die Manu's Gesetzbuch und alle die andern Çâstra enthalten und von denen die folgenden Schilderungen einige Beispiele vorführen werden, lassen sich selbst bei der peinlichsten Vorsicht nicht erfüllen. Dadurch aber ist der sittliche Begriff von Sünde und Schuld völlig abgestumpft und durch den der Verletzung jenes geistlosen äußerlichen Ceremoniells verdrängt worden.

Manche jener Vorschriften erinnern an das alttestamentliche Ceremonialgesetz. Der Tod, jede Berührung einer Leiche u. s. w. verunreinigt, ebenso die Geburt eines Kindes. Besonders aber greift die Verunreinigung durch Berührung eines Kastenlosen oder des Mitgliedes einer niederen Kaste tief in das Volksleben ein. Bei den ersteren findet sogar schon eine atmosphärische Verunreinigung statt bei Annäherung über einen gewissen Abstand hinaus. Der Hindu muß deshalb in beständiger Furcht schweben.

Die Mittel der Reinigung sind vor allem Wasser, besonders das heiliger Flüsse, unter denen bekanntlich die Ganga obenan steht. Auch gibt es Badeplätze von besonderer Heiligkeit, besonders an der Vereinigungsstelle mehrerer Flüsse. Ein anderes hauptsächliches Reinigungsmittel ist der Kuhmist. Jedenfalls aus der alten Nomadenzeit her hat sich bei den Ariern eine besondere Verehrung der Kuh erhalten. Sie gilt als ein heiliges Geschöpf, und selbst ihre Exkremente dienen dazu, die schlimmsten Verunreinigungen hinwegzunehmen.

Unter den eigentlichen Bußübungen mag das Fasten genannt werden, neben dem auch das Genießen unappetitlicher Absonderungen der Kuh, das oftmalige Anhalten des Athems, das fortwährende Hersagen eines Gebetes verordnet ist, wozu beim Brahmanen noch das Studium der Veden hinzukommt. Schwerer sind die Bußen, welche Manu für grobe Verbrechen vorschreibt, besonders für Tödtung, wobei jedoch das Leben einer Kuh höher angeschlagen wird als das eines Menschen von niederer Kaste. Ein Kschatriya aber, der einen Brahmanen ermordet, soll sich von Bogenschützen erschießen lassen, oder sich selbst mit dem Kopfe dreimal ins Feuer stürzen, bis er todt ist.

Die Opfer, welche später im Volksleben sehr zurückgetreten sind, spielen in der Zeit des älteren Brahmanismus noch eine ziemlich bedeutende Rolle. Doch sind sie nicht, wie man nach den obigen Andeutungen über die Theologie erwarten sollte, zu Sühnopfern ausgebildet. Es sind vielmehr die alten aus der Vêdazeit herübergenommenen Opfer, die durch allerlei Formalitäten, an welche sich geistlose allegorische Spielereien anschließen, komplizirt geworden sind. Dagegen werden die Thieropfer schon seltener, die Speise- und Trankopfer treten in den Vordergrund. Auf die Gesinnung des Opfernden wird kein Gewicht gelegt. Das Opfer wirkt ganz als opus operatum — nur muß jeder

Formfehler vermieden werden, der die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann.

Die philosophische Anschauung jedoch, die sich immer mehr Bahn brach, setzte ein anderes Heilmittel an die Stelle der Opfer: Die Askese. „Höher als alle Gaben, welche man dem Agni (Opferfeuer) übergibt, steht das innere Sichselbstverbrennen des Menschen, die Glut der Askese." Das ist die in den Upanischads und bei Manu vertretene Grundanschauung, die sich als orthodoxe Auslegung des vedischen Opferkultus geltend zu machen wußte. Vielleicht wirkte zu ihrer Entwickelung und Verbreitung das Auftreten bereits des Buddhismus mit; jedenfalls aber war sie schon aus dem brahmanischen Pantheismus hervorgegangen. Hier ist ein Weg gefunden, auf dem man unmittelbar nach diesem Leben in das Brahmâ dahinschwinden kann, ohne mühsam die Leiter der Seelenwanderung hinaufzusteigen. Nur den drei höheren Kasten ist dieser Weg geöffnet. Ein Çûdra kann mit den größten Bußübungen höchstens erreichen, daß er bei seiner nächsten Geburt in die Klasse jener Zweimalgebornen (dvidscha) eintritt. Die Askese ist auch nicht für jedes Lebensalter bestimmt: einer Ehelosigkeit durchs ganze Leben wird nicht das Wort geredet. Erst auf der höchsten Stufe des Lebens tritt die Askese ein, nachdem auf der ersten Stufe der Unterricht eines Brahmanen (Guru, d. i. geistlicher Führer) genossen wurde, dann ein eheliches Leben geführt wurde. Wenn die Haare grau werden, dann soll der Mann sein Haus verlassen und als Waldeinsiedler (Vânaprastha) leben.

„Er nimmt das heilige Feuer mit und lebt dann von Früchten, Wurzeln und Wasser, gekleidet in ein Kleid von Rinde oder dem Felle einer schwarzen Gazelle, die fünf täglichen Opfer verrichtend, mit dem Lesen der Vêda und dem Studium der Upanischad beschäftigt und stets der Betrachtung hingegeben, zur Reinigung seines Leibes, zur Vermehrung seiner Wissenschaft und Frömmigkeit, zur Vollendung seines Geistes. Er kann die Frau bei den Söhnen zurücklassen oder mitnehmen. Das Gesetz schreibt ihm auch verschiedene Arten von „tâpas" d. i. Bußübungen oder Kasteiungen zur Abtödtung der Leidenschaften vor, woher die Benennung Tâpasa für Einsiedler entstanden ist. Er soll durch stets gesteigerte Kasteiungen seinen Leib ausdörren.[1]) In dem höchsten Stadium des Einsiedlerlebens muß er als Sanyâsi allein sein und ohne Feuer von Almosen leben, Stillschweigen beobachten und seine Gedanken stets auf den höchsten Geist richten, den Tod nicht wünschen noch fürchten."[2]) So entschlägt er sich aller Thätigkeit und

[1]) In der heißen Zeit fünf Feuern sich bloßstellen, d. h. vier angezündeten Scheiterhaufen und der Sonne; in der Regenzeit sich dem Regen unbekleidet preisgeben, in der kalten ein nasses Kleid anlegen. Er soll auf der Erde hin- und herrutschen oder den ganzen Tag auf den Zehen stehen u. s. w. Diese Selbstpeinigungen werden viel von den Dichtern besungen; als Protektor derselben wird der Gott Çiva gepriesen. Es gibt Beispiele, daß dieselbe bis zum Selbstmord fortgesetzt wurde. Auch die Witwenverbrennung, die zuerst in der Heldenzeit auftam, gehört in diese Klasse der freiwilligen Askese.

[2]) Lassen I, 580. Für die Kontemplation gilt die Vorschrift: Er soll Leib,

jedes Gefühls. Er kommt so zum Entwissen (Nirvêda), in dem er sich in das Brahmâ auflöst.

Dieses Büßerleben hatte schon früher in Indien tiefe Wurzeln geschlagen. Es bildet einen hervorragenden Zug der Heroenzeit, in dem es zu einem geistlichen Heldenthum geworden, das allen Waffenruhm weit überbietet. Die Sage hat auch hier vieles ins Ungeheuerliche übertrieben. Im Mahâbhârata z. B. steht einer dieser Helden 1000 Jahre lang auf einem Beine, ohne ein Wort zu sprechen.

Es ist oben schon angedeutet worden, welch ein wichtiger Faktor das Büßerleben für die Kultivirung Indiens, namentlich des Dekhan geworden ist. Nach andrer Seite hin hat es hohe Bedeutung für die Ausbildung der indischen Philosophie, die durch die Konsequenz ihres Denkens uns in Staunen setzt und alles von Völkern der alten Zeit, auch von den Griechen in dieser Richtung Geleistete, übertreffend, vielmehr an die Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts erinnert, wenn sie freilich auch bald mit indischer Maßlosigkeit sich ins Abstruse verliert. Bei aller Anerkennung aber, die wir diesen Leistungen zollen, erkennen wir an ihnen deutlich, wie wenig die Arbeit des bloßen Menschenverstandes zu befriedigenden Ergebnissen zu führen vermag. Mag im Hintergrunde auch ein tiefes Sehnen nach Erlösung und eine aufrichtige Frömmigkeit liegen, die indischen Systeme haben es weder zu einem befriedigenden Gottesbegriff, noch zu einem rechten Verständniß der Welt gebracht, welche letztere ihnen ohne Zweck und ein Uebel bleibt. Diese Systeme (darçana), unter denen Vêdânta[1]), Sânkhya und Nyâya als die hauptsächlichsten hervorzuheben sind, schließen sich eng an die Veden an und gelten also für orthodox, auch wenn sie auf eine grundverschiedene Weltanschauung hinauslaufen. Die Entwickelung der indischen Philosophie geht übrigens bis tief in die Zeit des Mittelalters hinein. Von der ganz Indien erschütternden Lehre Buddhas, die sich an das Sânkhyasystem anschließt, wenn nicht etwa gar dieses als unter buddhistischen Einflüssen entstanden ist, werden wir unten besonders zu handeln haben.

Dem ganzen Volke jedoch konnten diese Philosophien und das dazu gehörige Büßerleben die Religion nicht ersetzen: sie waren nur für wenige Bevorzugte. Zwar bestand noch der vedische Opferkult, war aber für den gemeinen Mann viel zu umständlich und zu kostspielig. Mit der Ausbreitung des alle Opfer verwerfenden Buddhismus verloren sie mehr und mehr an Bedeutung. Die vagen Vêdagötter konnten ohnehin nicht mehr dem religiösen Bedürfniß genügen. Ein Volk braucht Götter in faßlicherer Gestalt. Auch die brahmanische Theorie

---

Haupt und Nacken unbeweglich halten, fest sitzen, die Augen auf die Nasenspitze gerichtet, nicht in verschiedene Richtungen sehen. Beiläufig sei bemerkt, daß er Haare, Bart und Nägel wachsen lassen muß.

[1]) Vedânta bleibt streng pantheistisch. Hier wird, um die Einheit des Brahmâ festzuhalten, die Welt für Täuschung erklärt. Das Sânkhyasystem kommt zum Dualismus und erscheint einerseits deistisch als Yoga-, andrerseits atheistisch als Sânhyasystem. Das Nyâgasystem hält die Erkenntniß der Wahrheit für den Weg der Erlösung und hat daher besonders die Logik ausgebildet.

der Selbsterlösung paßt ihm nicht, es braucht einen Erlöser und zwar einen solchen, der sich als Mensch zu seinem Elende herabläßt. So gab ihm der Buddhismus einen solchen in der Person seines Stifters. Unter Anregung von dieser Seite (?) kommt auch der Brahmanismus jenem Bedürfniß entgegen durch die Lehre von den Inkarnationen (Avatâra) der Götter. Dieselbe hat mit der christlichen von der Menschwerdung Gottes (von der sie übrigens völlig unabhängig ist, da ihr Vorhandensein im 3. Jahrhundert v. Chr. historisch feststeht) zwar manche Aehnlichkeit. Hier wie dort ist ein wirkliches Eintreten in die menschliche Natur, im Râma und Krischna macht die Gottheit ein ganzes Menschenleben durch im Gegensatz gegen die vorübergehenden Verwandlungen der griechischen Götter. Auch der Zweck der Avatâren ist das Heil und die Erlösung von der Ungerechtigkeit. Und doch welcher Abstand zwischen dem Heiland in Menschengestalt und jenen indischen Inkarnationen, da die Götter in Konsequenz der Seelenwanderung auch in Thierleibern erscheinen. Das gibt ein phantastisches Durcheinander, das die ästhetische Seite der indischen Religion stark beeinträchtigt und sie tief unter den äußerlich schönen, maßvollen griechischen Göttergestalten zurückstehen läßt. Aber auch abgesehen von jenen Ungeheuerlichkeiten der thiermenschlichen Götter, da wo sie nur in Menschengestalt gedacht sind, wie müssen sie mit ihrem unheiligen Leben verschwinden vor dem Einen, „der keine Sünde gethan hat". — Dazu kommt, daß in der Avatâra keinerlei Entäußerung stattfindet; der betreffende Gott existirt neben seiner Inkarnation fort.

Im älteren Brahmanismus [1]) nun ist diese sich inkarnirende Gottheit eine Gestalt, die in den Veden bereits vorhanden ist, aber eine so untergeordnete Rolle spielt, daß wir bisher nicht Gelegenheit hatten, sie zu erwähnen: Vischnu. Dort ist er der Begleiter des Indra. [2]) Je mehr der letztere unter der Polemik des Buddhismus in den Hintergrund trat, desto mehr suchte der Brahmanismus diese andere Göttergestalt dem Volke lieb zu machen, indem er sie identifizirte mit menschlichen Größen aus der Heldensage Râma und Krischna, deren Heldenthaten als Erweisungen einer einheitlichen, die Welt vom Uebel befreienden Thätigkeit dargestellt wurden. Die pantheistisch verschwommene Figur des Brahma war für diesen Zweck nicht geeignet; im Gegentheil: gegenüber jener Personifikation des schöpferischen, aber auch alles in sich wieder auflösenden Prinzips mußte eine Figur in den Vordergrund gestellt werden, die das erhaltende Prinzip repräsentirte. Vischnu wird der Träger der Idee der göttlichen Welterhaltung. Da in Indien mit der letzteren sich von selbst der Begriff des Regens verknüpft, so wird Vischnu zugleich mit Nârâyana, dem Wassergotte, identifizirt, der den Vrittratödter, Indra, nun vollends überflüssig macht, da er den fruchtbaren Regen spendet. In dieser Eigenschaft wird er abgebildet auf

[1]) Erst im späteren Brahmanismus findet die Lehre von den Avatâren ausgedehntere Anwendung.

[2]) Er wird der Gott der drei Schritte genannt, weil er mit drei Schritten den ganzen Weltenraum durchschreitet.

einer zusammengerollten Schlange, Çêscha, über den Fluten des Urmeeres ruhend. Doch auch zu der andern erhaltenden Naturkraft, dem Sonnenlicht, wird er in Beziehung gesetzt. So stellt man ihn vor auf Garuda, einem Vogel mit goldenen Fittigen, einherfahrend. Im Râmâyana wird er beschrieben mit einer Muschel, einer Wurfscheibe und einer Keule in seinen Händen, also wohl schon damals mit vier Händen abgebildet, von denen die eine frei war. Sein Palast oder sein Himmel wird Vaikuntha genannt.

Ein indischer Gott muß auch seine Gattin haben. Man gab dem Vischnu die Lakschmi oder Çri, die Göttin der Liebe, der Ehe und des Reichthums. Den Kämpfen gegenüber, die der Gatte hat, um zur Erhaltung der Welt die feindlichen Gewalten abzuwenden, stellt Lakschmi das stille hegende und pflegende Element dar. Geheiligt ist ihr die fruchtbare, Nahrung spendende Kuh. Ihr Fest ist das Erntefest, ihr Symbol die Lotusblume.

Neben Vischnu aber tritt rivalisirend schon frühzeitig eine andre volksthümliche Göttergestalt: Çiva, auch Mahâdêva, d. h. großer Gott, genannt, Rudra (Sturmgott) der Veden. Aber er ist jetzt mächtiger als alle die alten Götter, die durch Askese überwunden werden können, „denn er ist selbst der größte Asket, der Patron aller Büßer. Dort im Himâlaya, wo der Ganges mit gewaltigem Getöse von schwindelnder Höhe herab durch schauerliche Felsklüfte sich seinen Weg nach der hindustanischen Ebene bahnt, ist Kailâsa, der Palast des Çiva, zu suchen. Er ist der Herr der Berge (Giriça). Als Symbol seiner Gewalt führt er einen Dreizack und eine Jagdschlinge oder eine Antilope, zuweilen auch eine Feuerflamme in der Hand. Häufig trägt er eine Halskette von Todtenschädeln und eine Eigenthümlichkeit seines Gesichts ist das dritte Auge auf der Stirne. Zuweilen wird er mit fünf Köpfen abgebildet, wahrscheinlich zum Zeichen seiner Superiorität über den vierköpfigen Brahmâ. Der heilige Stier (Nandi) ist ebenfalls ein wichtiger Theil seiner Umgebung. Çiva wirkt zerstörend, aber auch reinigend und befruchtend."

Mit Çiva wird auch dessen Gattin Kali und ihre Söhne Ganêça und Kartikêya verehrt und zwar vorherrschend im südlichen Indien, wo sich dieser Kultus scharf von dem des Vischnu scheidet. Ueber die ausgedehnte Verehrung des Çiva unter dem Symbol des Lingam (phallus) wird unten mehr zu sagen sein, sowie über den mehr blutigen Charakter der Opfer, die dieser Götterfamilie dargebracht werden und im auffallenden Gegensatz zu den sonstigen Opfern des Brahmanismus stehen.

Alle diese Züge weisen darauf hin, daß Çiva ein dravidischer Gott ist, der als eine fremde Gestalt in den brahmanischen Götterkreis eingeführt und mit dem vedischen Rudra identifizirt worden ist. Die Verbindung des Çiva als Parameçvara mit dem Dämonendienste im südlichen Indien liefert außer anderen überzeugenden Gründen den Beweis dafür. Auch gibt es keinerlei Spuren von Phalluskultus auf arischem Boden. Daß aber der Brahmanismus sich überhaupt herbei ließ, solche fremden Elemente aufzunehmen, erklärt sich wiederum aus dem mächtigen Einfluß des Buddhismus, der gewiß den unter den

dravidischen Völkern noch wenig eingewurzelten Brahmakultus ernstlich bedroht hätte, wenn es nicht gelang, ihm auf solche Weise vorzubeugen.

Haben wir hiermit die Uebersicht über den älteren Brahmanismus vollendet, so dürfen wir denselben doch nicht als die im ganzen Verlaufe seiner Periode allgemein anerkannte Religion der indischen Kulturvölker denken. Nur in den ersten Jahrhunderten seiner Entwickelung stand er unangefochten da; dann wurde ihm die Alleinherrschaft durch jene neu aufkommende Religion, deren Einflüsse wir bereits mehrfach erwähnen mußten, den Buddhismus, streitig gemacht. Viele Jahrhunderte bestanden beide neben einander. Endlich aber wurde der Rival, der inzwischen auf Ceylon, Sumatra, Java, in Hinterindien und andrerseits selbst in dem großen chinesischen Reiche und Tibet ein mächtiges Terrain gewonnen hatte, so übermächtig, daß der alte Brahmanismus sich zu einem letzten Verzweiflungskampfe aufraffte. Derselbe, mit ungleichen Waffen geführt, erreichte sein Ziel. Die neue Religion, deren Anhänger aufs grausamste mit dem Schwerte verfolgt wurden, ward in Vorderindien vollständig ausgerottet.

Demnach hat der Buddhismus für Vorderindien nur historische Bedeutung, und wir haben ihn daher nicht in diesem Hefte der kleinen Missionsbibliothek ausführlicher zu besprechen, sondern bei Darstellung der Missionsgebiete, auf denen er noch jetzt herrscht und der Verkündigung des Evangeliums entgegentritt. Dennoch können wir diese für die Geschichte Indiens so wichtige Erscheinung, eine Religion, die mehr als ein Jahrtausend lang im weitesten Maße auch in Vorderindien geherrscht hat, wenigstens in diesem Kapitel nicht mit Stillschweigen übergehen, um so weniger, da auch nach der Ausrottung des Buddhismus ein „Zwillingsbruder" desselben dort übrig blieb, die Dschainareligion, die bis heute noch in einigen Ländern Indiens in Lebenskraft steht.

Es war im 6. Jahrhundert v. Chr., da der Brahmanismus aus der in Verfall gerathenen Vêdareligion bereits ziemlich weit entwickelt war, als der Stifter des neuen Religionssystems auftrat: der Königssohn von Kapilavastu,[1]) Gautama Çramana, auch Çâkya-muni genannt. Buddha (der Erwachte, der Wissende) ist die Bezeichnung seiner geistlichen Würde, vermöge deren er als Religionsstifter, ja als Erlöser der ganzen Welt auftrat. Im Brahmanismus sucht der Büßer nur die Befreiung der eignen Seele von der qualvollen Wanderung durch andre Lebenssphären; Gautama dagegen setzte sich die Befreiung aller Geschöpfe zu seinem Ziel. Hielt er auch die brahmanische Lehre vom Weltübel und der Seelenwanderung fest, so beseitigt er doch manche Punkte des Brahmanismus, die für jede tiefere Religiosität unbefriedigend bleiben mußten. Nicht blos den drei oberen Kasten, sondern allen Menschen gleicherweise soll die Befreiung von der Seelenwanderung offen stehen. In der Religion sollte die Kaste keine Bedeutung haben. Damit war jedenfalls ein Ton angeschlagen, der bei dem Volke, wie es unter dem Drucke des hochmüthigen Brahmanen-

[1]) Entweder im jetzigen Bihar oder Audh gelegen.

thums seufzte, besonders in den dravidischen Ländern einen starken Anklang finden mußte. Auch daß er die Vêdagötter, die zu bloßen Puppen für das rohe Volk geworden, und die ihnen zu bringenden umständlichen und kostspieligen Opfer beseitigte, mußte ihm weit und breit Eingang verschaffen. So auch seine Polemik gegen die Selbstpeinigung. Nicht jene nichtsthuerische negative Askese, sondern die Wohlthätigkeit in barmherziger Liebe und Tugend ist ihm die verdienstliche Uebung, durch welche der Mensch sein Heil befördert. Dazu machte er das asketische Leben praktischer, indem er an Stelle des Einsiedlerlebens das Klosterleben setzt; wobei denn freilich auch bald wieder ein ziemlich scharfer Gegensatz zwischen Mönchen und Laien sich herausbildet, der aber nicht in die Mißstände des Kastensystems führt, da ja auch den Laien jederzeit der Eintritt in ein Kloster und das Mittel zur Befreiung von der Seelenwanderung offen steht. Dieses besteht darin, daß die Seele ihren Unterschied von dem Materiellen erkennt, in Verbindung mit dem sie eben dem Bösen verfallen ist. Die Lust zum Dasein führt sie in die Seelenwanderung. Wo sie sich aber, alles Körperliche als fremd erkennend (buddha), von allem Verlangen und allen Empfindungen frei macht, da kommt sie von der Nothwendigkeit neuer Geburten los und erreicht das Nirvâna, das Verwehen. Diese geringen Andeutungen über die Lehre des Buddhismus mögen an dieser Stelle genügen.

Es liegt nahe, daß dieselbe durch die Anhänger des Gautama weiter ausgebildet wurde, nachdem er nach langjähriger Verkündigung hingeschieden war, 543 v. Chr. Der Meister, der im gelben Bettlergewand umhergezogen, wurde selbst vergöttert. Auch gestaltete sich das Klosterleben keineswegs so ideal, wie der Stifter es aufgefaßt hatte. Doch gewann die neue Lehre, von missionirenden Jüngern weiter getragen, bald Anhang vom Himâlaya bis Ceylon. In großer Zahl entstanden die Klöster (Vihâra), namentlich im Süden des mittleren Ganges, wo noch jetzt die Landschaft Bihar *(Behar)* ihren Namen davon führt. Dort war damals das Reich Mâgadha, dessen König Açôka schon den Buddhismus beschützte. Das Eindringen Alexanders des Großen in Indien war auch dem letzteren förderlich, indem es die alte Ordnung der Dinge lockern half. Als ein späterer Herrscher von Mâgadha, Tschandragupta, von den Griechen Sandrakottos genannt, die letzteren aus dem Pandschâb verdrängte und die Grenzen seines Reiches bis zum Indus ausdehnte (320—310 v. Chr.), ward auch dadurch der Buddhismus verbreitet, dem dieser Regent als Abkömmling einer niederen Kaste ergeben war. Noch mehr aber ist dies von einem seiner Nachkommen und Thronfolger zu sagen, dem jüngeren Açôka, der plötzlich bekehrt zu einem buddhistischen Konstantin wurde. Bald erhoben sich in seinem ganzen Lande die buddhistischen Heiligthümer (Stupa), kleine Reliquienthürme — denn auch die Verehrung von Reliquien des Stifters war herrschend geworden — und wie gesagt, das Land ward mit Klöstern übersäet, denen der König in freigebigster Weise ungeheure Schenkungen machte.

Dadurch wurde Açôka jedenfalls ein Beförderer der indischen

Baukunst, die sich erst in dieser Periode ausbildete. Die Stupas gaben das Vorbild, aus dem sich auch die brahmanischen Tempelbauten entwickelten, die wir gewöhnlich als Pagoden bezeichnen. Auch jene noch jetzt bewunderten alten Felsentempel zu Ellora und auf Salsette und Elephante (bei Bombay) gehören der buddhistischen Baukunst an.

Hatte Açôka auch den Buddhismus zur Staatsreligion erhoben, so lag ihm doch eine gewaltsame Verdrängung des Brahmanismus fern. Ueberhaupt muß man es anerkennen, daß der Buddhismus die Mission durchs Schwert verschmäht hat. Wie sehr er nun auch mit innerem Einflusse den Brahmanismus berührte, was wir in der Zurückstellung der Thieropfer und der Lehre von den Avatâren bemerkten, so gelang es ihm doch nicht, diesen ganz zu verdrängen.

Nach Açôka's Tode kam in Magadha eine Dynastie auf, die dieser Religion abhold war, wodurch ihre Blüte bereits zu welken begann. Doch lebte sie nochmals auf, als die Yuetschi oder Indoskythen, welche um den Anfang der christlichen Aera dem griechisch-baktrischen Reiche ein Ende machten und das Gangesland eroberten, sich zum Buddhismus bekehrten. Nach und nach aber traten in dem Gebiete des letzteren Spaltungen hervor. Die zurückgedrängten Reste des Brahmanismus erhoben wieder das Haupt. Es folgten Zeiten des Kampfes, in der immer mehr bittere Verfolgung mit äußerer Gewalt sich gegen den Buddhismus wendete. Mehr oder weniger unter furchtbarem Blutvergießen wurde er zuletzt in ganz Vorderindien ausgerottet, in der Zeit nach 700 n. Chr.; um 1100 wird er noch vereinzelt in Kaschmir angetroffen. Vielleicht retteten sich Schaaren seiner Bekenner durch Beitritt zu der verwandten, dem Brahmanismus näher stehenden Sekte der Dschaina, die in der Folgezeit zu ihrer Blüte gelangte. Der Brahmanismus aber nahm einen neuen Aufschwung, freilich nicht an innerm Werth gewinnend, aber doch sich befestigend, um zähe dem von Westen herandringenden Islâm Stand halten zu können. Damit kommen wir auf den neueren Brahmanismus, wie er noch jetzt die herrschende Religion der Hindu bildet.

5. Die Religion der Hindu in der Gegenwart.

Es ist schon erwähnt, wie sich die Lehre von den Avatâren im Gegensatz gegen den Buddhismus ausbildete. Besonders in Krischna, der Inkarnation des Vischnu, scheint es, wollte man dem Volke an Stelle des strengen Moralpredigers einen den sinnlichen Neigungen entsprechenden Erlöser geben. Die dravidische Gottheit Çiva war in den Olymp der Hindugötter aufgenommen. Man suchte die drei großen Volksgötter zu einer Einheit zusammen zu schließen, und so entstand das Trimûrti, die sogenannte indische Dreieinigkeit. Hierher gehört jene oben erwähnte theologische Epigonenliteratur der Purâna, das Tummelfeld verschiedener Parteien (Konfessionen), die jedoch das Volk nicht vor immer tieferem Versinken in groben Götzendienst bewahren konnten. Auf die Menge jener Richtungen können wir hier im

einzelnen nicht eingehen. Es genüge, daß weit überwiegend die Vischnuiten und Çivaiten (Vaischnava und Çaiva) die theologischen Parteien des jetzigen Brahmanismus ausmachen und selber wieder vielfach gespalten sind. Neben ihnen wären schon mehr als vom Brahmanismus abweichende Sekten die Çakta (Verehrer der Götterfrauen) und die Ganupatya (Verehrer des Ganêça) zu erwähnen.[1])

Neben diesen religiösen Spaltungen ist auch die soziale Zersplitterung im Kastenwesen immer weiter fortgegangen. Die Brahmanen zerfallen in verschiedene Abtheilungen, die wohl schroff einander gegenüber treten. Im übrigen sind es oft die geringfügigsten Unterschiede, welche Kasten von einander trennen, wie z. B. in Malabar Fluß- und Seefischer sich strenge sondern. Jede Kaste hat natürlich ihre eignen Götter. Die Zahl der letzteren ist daher sehr gewachsen — aber es gehört doch indische Maßlosigkeit dazu, dieselbe auf 330 Millionen anzugeben, wie es jetzt geschieht.

Die Philosophie hat auf die Ausbildung des neueren Brahmanismus nur wenig Einfluß geübt. Bei den Çivaiten steht der Philosoph Çankarâtschârya (im 8. Jahrhundert) in Ehren, der das Klosterleben aufnahm und viele Klöster (Matha) gründete, darunter das wichtigste Çrinagiri in den Westghâts. Erst später hatten die Vischnuiten solche Häupter,[2]) die sich in Philosophie und Askese hervorthaten. Auch bei ihnen ist das Einsiedlerleben durch das Klosterleben verdrängt worden. Später treten unter den Vischnuiten verschiedene Formen des Krischnadienstes als besondere Richtungen hervor, die zum Theil einen wollüstigen Charakter tragen, während in der Gegenpartei die jetzt weit verbreitete Sekte der Lingaiten hervortrat.

Gehen wir nunmehr etwas näher auf die in Indien vorhandenen Religionsvorstellungen ein, so pflegt uns nach den Handbüchern der Geschichte und der Erdbeschreibung die schon erwähnte Dreieinigkeit (Trimûrti, Dreigestalt), Brahmâ, Vischnu und Çiva, entgegen zu treten, als Personifikation der schaffenden, erhaltenden und zerstörenden göttlichen Thätigkeit. Es ist dies jedoch eine nur mechanische Zusammenstellung der thatsächlich in Indien verehrten großen Götter Vischnu und Çiva mit dem von Alters her im Hintergrunde noch stehenden Brahmâ zu einem dreiköpfigen Bilde, das, wie es scheint, einem kunstliebenden Könige im Dekhan im Laufe des 15. Jahrhunderts seinen Ursprung verdankt. Zur Grundlage eines religiösen Systems ist das Trimûrti nicht geworden. In den Purâna erscheint es bald in vischnuitischer, bald in çivaitischer Weise modifizirt. Ueberhaupt wird in Indien weniger davon gesprochen als in Europa. Vielleicht sollte es eine Union der streitenden Parteien zur Opposition gegen das Dschainathum, wenn nicht noch gegen die letzten Reste des Buddhis-

[1]) Die Anhänger der verschiedenen religiösen Parteien in Indien unterscheiden sich durch verschiedene Zeichen, die sie mit Farbe, Asche, Kuhmist, Schlamm eines heiligen Flusses u. s. w. in ihrem Gesichte anbringen. Alle Vischnuiten machen zwei senkrechte Linien über die Stirn bis auf die Nase, einige Çivaiten haben drei wagerechte Striche auf der Stirn u. s. w.

[2]) Râmânudscha und Madhvâtschârya (im 12. resp. 14. Jahrhundert).

mus bilden. Doch diese Union ist nie volksthümlich geworden, und vergeblich würden wir in Indien nach einem Tempel des Trimûrti oder einem zur Ehre desselben gefeierten Feste suchen.

Auch Brahmâ, der schon in der früheren Periode aus jener pantheistischen Abstraktion zu einer volksthümlichen Gottheit geworden war, ist ganz zurückgetreten, und die oben beschriebene Darstellung findet sich nur auf älteren Bildwerken. Mehr Verehrung genießt seine Gattin Sarasvatî, „die Göttin der Weisheit und der Erfindungsgabe, die Erfinderin der Sprachen, die Beschützerin der Harmonie, Poesie und Redekunst." Sie wird mit einem musikalischen Instrument (Vina) oder mit einem Buche in der Hand abgebildet. Jährlich wird ihr ein Fest gefeiert, an dem ihr die Schulkinder allerlei Früchte opfern und sie um guten Verstand zum Lernen anrufen.

In der Schöpfungsgeschichte, wie sie sich in dem mythologischen Gewirr der Purâna findet, kommt Brahmâ auch vor (wie auch das Weltenei); hier aber wird er als Urvischnu gefaßt. Indem wir diese verschieden gefärbten pantheistischen Vorstellungen von der Entstehung der Welt übergehen, hören wir nur, wie die Purâna sich die vorhandene Welt vorstellen.

Der Götterberg Mêru oder Ratnasânu ist Mittelpunkt des Erdkreises. Auf seinem Gipfel hat er einen Durchmesser von 32,000 Yôdschana, an seinem Fuße von 10,000, so daß er der Sonnenknospe des Lotus gleicht. Innerhalb des weltumschließenden Gebirges sind 7 Meere: nämlich von Salz, Zucker, Wein, Butter, Molken, Milch und Wasser, und 7 Erdtheile (dvîpa). Indien gehört zum Dschambudvîpa. Ueber dem Mêru sind die Stockwerke des Himmels. Die zwei obersten, die Büßerwelt und der Wahrheitshimmel, sind bei der Zerstörung der Welt nicht mit zerstört worden. Unter der Erde befinden sich die 7 Stockwerke der Hölle. Die ganze Erde schwimmt wie ein mächtiges Fahrzeug auf dem Urmeere.[1])

Bodenlos abenteuerlich ist auch, was die Purâna von der Dauer der Welt, oder richtiger der Welten, lehren, die nach verschiedenen Abschnitten auf Millionen von Jahren berechnet wird.[2]) Nach der Zerstörung einer Welt sinkt die Weltseele in einen Schlafzustand zurück, um nach langer Zeit wieder zu einer neuen Schöpfung zu erwachen.

Mit der Lehre von der Schöpfung ist auch die von der Entstehung der heiligen Schriften (Inspiration) in dem wild wuchernden mythologischen Wirrwarr verflochten. Auch diesen ganzen Kram überlassen wir den indischen Schriftgelehrten, ohne uns viel darum zu kümmern; die Masse des Volkes in Indien kümmert sich auch nicht darum. Wohl aber müssen wir die Volksgötter, wie sie jetzt verehrt werden, näher kennen lernen.

Obenan unter ihnen steht Vischnu (der auch Hari, Bhâgavata und mit manchen andern Namen genannt wird), der Lieblingsgott der

---

[1]) Wurm, Geschichte der indischen Religion. S. 225.

[2]) Die Perioden der Zerstörung und Erneuerung der Welt werden Kalpa genannt. Wie lange sie dauert, wird folgendermaßen beschrieben: Es ist ein Felsen 16 Meilen hoch, ebenso lang und breit. Alle hundert Jahre wird er einmal berührt mit einem feinen Gewebe. Wenn er durch diese Berührungen soweit abgerieben ist, daß er nur noch die Größe eines Mangokernes hat, dann ist eine Kalpa verflossen.

Hindu. Er wird als ein würdevoll schöner und milder junger Mann von dunkelbläulicher Farbe, mit vier Händen und im Gewande eines Königs frühester Zeiten dargestellt. In der einen Hand hält er einen Bogen, in der andern einen Pfeil, in der dritten das Tschakra (Wurfscheibe), in der vierten die heilige Muschel. Die beiden erstgenannten Attribute wechseln auch wohl mit der Keule und der Lotusblume. Manchmal sieht man ihn auf der Lotus mit seiner Gattin Lakschmi, die bereits oben (S. 42) charakterisirt wurde. Ungeachtet seiner Anhänglichkeit für diese seine Gattin erzählen die Mythen nur zu viel Beispiele ehelicher Untreue von ihm.[1])

Am meisten wird Vischnu verehrt in seinen 10 Inkarnationen (Avatâra).[2]) Diese erfolgen in stufenmäßiger Reihenfolge. Zuerst offenbart er sich als Fisch, der in der weiter ausgesponnenen Sintflutsage eine große Rolle spielt (Matsyâvatâra). Darauf folgt die Schildkröten-Inkarnation (Kûrmâvatâra), die in einem kosmogonischen Mythos vorkommt, der veranschaulicht, wie aus dem Urmeere der feste Erdkörper entstanden. Die Götter mußten unter Vischnu's Leitung das Milchmeer buttern, was in der ungeheuerlichsten Weise ausgemalt wird. Vischnu selbst gab sich als mächtige Schildkröte zur Grundlage her, auf welcher der erbutterte Berg ruhen konnte. Daher die Vorstellung, daß die Erdscheibe auf dem Urmeere von einer Schildkröte getragen werde. Weiter kommt die Eber-Inkarnation (Varâhâvatâra). Bei der Verderbniß der Welt durch die Macht feindlicher Dämonen (Asura) war diese, da Brahmâ ihr nicht helfen konnte, 100 Yôdschana tief ins Urmeer versunken. Vischnu wühlt sie als Eber wieder heraus und trägt sie auf seinen Hauern auf ihren früheren Ort.

Als Löwenmensch (halb Mensch, halb Löwe, Nrisinhâvatâra) erscheint Vischnu, um einen Dämon[3]) zu überwinden, der die drei Welten in seine Gewalt gebracht und die Götter aus ihren Himmelssitzen vertrieben hatte, so daß sie in Menschengestalt auf Erden umherirrten. Der Dämon wird von seinen Tatzen zerrissen. In dem fünften Avatâra rettet Vischnu als Zwerg (Vamanâvatâra) den Indra, den ein Dämonen- (Daitya-) König, Bali, im Begriff ist, durch 100 der großartigsten Opfer zu überwinden, indem er von dem letzteren sich so viel Gebiet schenken läßt, als er mit drei Schritten durchmessen könne. Sobald ihm der Eid des Königs die Schenkung sichert, wächst der Zwerg zum Riesengott, der Erde, Luft und Himmel mit seinen Schritten durchmißt, so daß jenem nur noch die Unterwelt übrig bleibt.

Endlich in der sechsten Inkarnation erscheint Vischnu völlig als Mensch, in die oben erwähnten Kastenkämpfe der Brahmanen und

---

[1]) Böttger, Kulturgeschichte Indiens. S. 94.

[2]) In den Purâna ist die Lehre von den Avatâren zum Theil viel weiter ausgedehnt. Es werden deren nicht blos 22 aufgezählt, sondern es heißt, sie sind unzählig, wie die Tausende von Kanälen, die von einem unerschöpflichem See ausgehen. Eine besondere Sekte scheint im Anklang an die buddhistische Lehre das Religiöse im Menschen als Avatâre des Vischnu resp. Krischna zu fassen, der dabei dem Buddha entspricht.

[3]) Hiranyakaçipu, Herrscher der Daitya.

Kschatriya eingreifend, in Paraçu-Râma, um das ganze Geschlecht der letzteren auszurotten. Dieser Râma[1]) existirt schon als Mensch, und Vischnu verbindet sich mit ihm und gibt ihm das Beil (paraçu) zum Abzeichen. Als der große Râma, Râmatschandra, aber erscheint der Gott, um auf der Erde ein ganzes Menschenleben durchzumachen. Seine Thaten in diesem Avatâra bilden den Inhalt des schon genannten Epos Râmâyana.

Darnach ist die Geburt des Vischnu in menschlicher Gestalt veranlaßt durch den Wunsch der Götter, einen zehnköpfigen Riesenkönig (Râvana, Herrscher der Râkschasa), der auf Lanka (Ceylon) gegen die frommen Einsiedler wüthet, zu beseitigen, da diesem früher von Brahmâ zugestanden ist, daß ihn keiner von den Göttern noch von den Dämonen überwinden könne. Gegen die Menschen glaubt er sich ohnehin sicher. Dazu kommt ein großes Roßopfer, durch welches der alte kinderlose König Daçaratha von Ayôdhya (Audh) von den Göttern die Zusage einer Nachkommenschaft erhält. Auf Zureden der Götter entschließt sich Vischnu, sich von den drei Gattinnen des Königs gebären zu lassen. Er reicht den letzteren einen Trank, von dem die Kauçalya das meiste genießt und infolge davon Mutter des Râma wird. Zugleich aber empfangen auch Lakschmana und Bharata, die Söhne der beiden andern Frauen, durch jenen Wundertrank das Leben. Râma, bei einem frommen Einsiedler erzogen, kommt um seine Thronfolge durch ein unbedachtes Versprechen, das der Vater seiner dritten Gattin gegeben. Er will den Vater nicht wortbrüchig machen und wählt das Einsiedlerleben, das auch seine Frau Sîtâ mit ihm theilt. Diese wird vom Riesen Râvana nach Lanka entführt. Râma sucht seine Gattin und wird dabei unterstützt von dem Affenkönige Sugriva, der seine Heere nach allen Richtungen aussendet, nachdem ihm durch Râma sein gefährdeter Thron gesichert ist. Einer der Heerführer, Hanumân, ist so glücklich, die Geraubte auf Lanka zu entdecken. Derselbe leistet dann dem Râma bei seinem Kriegszuge treffliche Dienste besonders durch den Bau einer Brücke nach Ceylon (Adamsbrücke). Der Riesenkönig wird besiegt und getödtet, Sitâ, die auch in der Gefangenschaft dem Gatten treu geblieben ist, wird befreit, und Râma kehrt mit ihr nach Ayôdhya zurück, woselbst ihm Bharata freiwillig die Herrschaft abtritt.

Die Bedeutung dieses Râmamythos für die Kulturgeschichte des Dekhan ist oben schon erwähnt worden. So wenig religiöse Momente nun auch darin liegen mögen, so ist Râma doch eine der Lieblingsgottheiten in Indien geworden. Auch Hanumân genießt weit und breit im Dekhan göttliche Ehre und hat viele Tempel mit seinem Bilde in Affengestalt.

Noch beliebter aber ist Vischnu in seinem achten Avatâra, die den Höhepunkt seines Kultus bildet, als Krischna. Geben wir daher auch diesen Mythos etwas ausführlicher.

Wieder ist die Erde in trauriger Lage, da die Dämonen, besonders der König Kansa (eine Inkarnation des Dämon Kalanêmi) in Mathurâ an der Dschamna, ihr böses Wesen treiben. Wieder bitten die Götter den Vischnu, er möge dem abhelfen. Dieser läßt zwei seiner Haare auf die Erde fallen, ein schwarzes und ein weißes. Das erstere soll in dem achten Kinde der Dêvaki Mensch werden und den Kansa tödten. Sie aber ist eine Schwester des Kansa, verheirathet mit Vasudêva, dessen frühere Kinder jener infolge einer ihn bedrohenden Weissagung bereits hat tödten lassen. Als Krischna geboren wurde, entstand große Freude im Himmel. Blumen wurden herabgestreut, und himmlische Musik ertönt zu Ehren des Neugeborenen, der die Erde von dem Tyrannen befreien sollte. Das Kind hatte vier Arme und das Zeichen des Vischnu an der Brust. Vasudêva, der das wunderbare Knäblein göttlich verehrt, weiß keinen andern Rath, es vor den Nachstellungen des Kansa zu schützen, als dadurch, daß er es mit einem Mädchen vertauscht. Dadurch kommt Krischna zu dem Hirten Nanda. Das Töchterchen des letzteren aber erweist

[1]) Râma heißt: „der Beglückende."

sich als eine Inkarnation der Lakschmi und entflieht, als sie getödtet werden soll, nachdem sie dem Kansa verkündigt, daß der Knabe, der ihn tödten werde, in Sicherheit gebracht sei. Der Tyrann beschließt alle neugeborenen Knaben umzubringen. Dazu werden böse Geister in Ammen verwandelt, die über das Land verbreitet werden, um sie mit ihrer giftigen Milch zu tödten. Krischna tödtet die Amme und erschlägt alle, die der König gegen ihn sendet, mit seiner Keule.

Bald wird er nun der Liebling der Hirten und Hirtinnen (Gôpi), die er vor allerlei Unglück schützt. Namentlich behütet er sie vor dem Zorn des Indra, der dadurch erregt ist, daß er an die Stelle seines Kultus die Verehrung der Berge und des Viehs eingeführt hat — eine Andeutung über Zulassung des dravidischen Dämonendienstes. — Unter den weiteren Heldenthaten des Krischna ist die Bewältigung der Schlange Kâliya bemerkenswerth. Sie hatte das Wasser der Dschamna vergiftet. Der Sieger aber drückte ihr den Kopf zusammen und tanzte darauf herum.[1]) Auch ist er der Ueberwinder gefürchteter Râkschasa. Ein gutes Theil seiner gepriesenen Thaten sind nicht heroischer, sondern erotischer Natur. Die Hirtinnen sind bezaubert von seinem Gesang und Flötenspiel.

„Er, dess' Arme erschauernd vor Lust
Gleich Zweigen ein Hirtinnen-Tausend umfassen."

— — — — — —

Die eine umarmt er, die andere küßt er, und herzet dann jene,
Blickt lieblich und lächelnd nach dieser und hascht sich die andere Schöne:
Wie Hari im lustigen Mädchenkreis
Mit den Scherzenden lieblich zu scherzen weiß![2])

Und dabei sitzt seine Geliebte Râdhâ von ihm verlassen an der Dschamna. Das mag mit Vermeidung stärkerer Stellen genügen, die Moral des Krischna zu charakterisiren, deren schwarze Flecken auch durch die Schönheit indischer Poesie nicht bedeckt werden.

Wie er bei einem Kampfspiele am Hofe des Kansa, nachdem er seine übermenschliche Kraft bewiesen, diesen tödtet, wie er dann in die Kämpfe der Kaurava und Pândava eingreift, der ausführlich im Mahâbhârata erzählt wird, sei hier nur angedeutet. Schließlich wird er König von Hastinapûra; aber er wird nicht glücklich, denn es erfüllt sich der Fluch einer Mutter, deren Söhne er verrätherischerweise in jenen Kämpfen umgebracht, daß er nämlich seine eignen Verwandten tödten solle. Zuletzt wird er, lebensüberdrüssig, in Gestalt einer Gazelle von einem Jäger erschossen und stirbt, um sich mit Vischnu wieder zu vereinigen.

Einer Kritik bedarf das Leben dieses Gottmenschen nicht. Doch das Andenken an seine Thaten bildet noch immer die Lieblingsunterhaltung der Hindu. Sie können sich nicht satt hören an der Erzählung seiner Kinderstreiche, wie er den Hirtenmädchen die Milch stahl, oder ihnen beim Baden die Kleider wegnahm, um sich an ihrer Nacktheit zu ergötzen. Auch hören sie es nicht ungern, wie er frech gelogen, wie er sich die schöne Rukminî, die sich nur auf Hörensagen in ihn verliebt hatte, eben als sie einem andern vermählt werden sollte, entführte und den nachjagenden Bräutigam tödtete u. s. w. Er ist der Lieblingsgott der Frauen, und fast in jedem Tempel befindet sich sein Bildniß. In Orissa ist sein Kultus wahrscheinlich mit der Verehrung einer Gottheit der Urbewohner, die bereits durch den Buddhismus zum Reliquiendienst umgestaltet war, verschmolzen. Er wird dort Dschaganâtha,[3]) d. h. Herr der Welt, genannt. Das hölzerne Bild, dem

[1]) So wird Krischna als Schlangentreter abgebildet. Mit der entsprechenden christlichen Symbolik aber hat dies so wenig zu thun, wie gleich klingende Wörter zweier fremden Sprachen, die aus ganz verschiedenen Wurzeln stammen.

[2]) Gita Gôvinda bei E. Meier. Gôvinda (Kuhfinder) ist der Hirtenname des Krischna; Hari, der Grüne, heißt er als Frühlingsgott.

[3]) Nach englischer Schreibweise Juggernauth.

die bekannten Wallfahrten und Feste gelten, enthält eine Büchse, in der sich die Gebeine des Krischna befinden sollen.

Als der neunte Avatâra des Vischnu wird die Buddha-Inkarnation genannt, die aber nur beschränkte Verehrung findet — und, sonderbarerweise, die Ausrottung des Buddhismus zur Aufgabe haben sollte. Die zehnte Kalki-Inkarnation soll erst in der Zukunft stattfinden. Am Ende des jetzigen Zeitalters (Kaliyuga), wann die Gottlosigkeit überhand nimmt und überall Ungerechtigkeit und Geldgier herrschen, wird im Dorfe Sambhala aus brahmanischem Geschlechte Vischnu als Kalki geboren werden, der alle Mlétschha und Dasyu und ungerechte Menschen vertilgen wird. Er bewirkt ferner die Läuterung der Menschenseelen, und dann wird ein Geschlecht entstehen, das wieder tugendhaft lebt, wie das der Kritayuga. Das jetzige Zeitalter wird dann 360,000 Jahre gedauert haben.

Ein mächtiger Nebenbuhler des Vischnu ist Çiva geworden, dem im südlichen Indien die überwiegende Masse der Bevölkerung, im nördlichen aber auch ein nicht geringer Bruchtheil derselben dient. Daß dieser Kultus dravidischen Ursprungs ist, wurde schon oben gesagt. Die Mythologie der Çivaiten hat aus den Purâna geschöpft, aber alle die großen Thaten des Vischnu zum Heile der Menschheit auf Çiva übertragen. Dabei jedoch erscheint dieser im ganzen ernster, imponirender und mehr eine heilige Scheu erweckend als die andern brahmanischen Götter, freilich keineswegs durch sittliche Größe. Er ist nicht wie jene durch die Macht der Uebungen frommer Büßer zu überwinden, sondern steht über diesen als ihr Schutzpatron. Daher läßt er sich auch nicht selbst zur Inkarnation herab, sondern, da der Avatâra einmal für die Volksreligion beliebt geworden, so sendet er Persönlichkeiten aus seiner Umgebung, die in Menschengestalt erscheinen, um seine Ehre herzustellen und die Menschheit zu beglücken: so seinen weißen Stier Nandi, auf dem er reitet. Çiva (auch Mahâdêva, großer Gott, und Içvara, Herrscher, sowie mit manchen andern Namen genannt, die Çâstra legen ihm deren 8000 bei) wird sehr verschieden abgebildet: bald als Gott des Unglücks, bald als der des Guten, daher er auf seinem Diadem wohl den (wechselnden) Halbmond trägt. Im Gegensatz zu Vischnu ist er weiß oder silberfarben. Aus seinen Augen sprühen berauschende Dämpfe. Sein Kopfputz besteht aus gewundenen Schlangen, auch ist er mit Todtenköpfen und Menschenknochen geschmückt. In einer seiner vier Hände hat er einen Dreizack, in der andern eine Streitaxt. — Andere Abbildungen zeigen ihn weniger abschreckend. Zu den beiden Augen kommt noch ein drittes auf der Stirn. Gewöhnlich reitet er auf seinem Nandi. Seine Gattin ist Pârvatî (Kâlî).

Eine Besonderheit des Çivadienstes aber ist die, daß man den Gott unter dem Symbol des Lingam (gewöhnlich Linga = Phallus) verehrt.[1]) In den Tempeln oder auf freiem Felde steht dasselbe in Gestalt eines Obelisken. Die strengeren Çivadiener (Lingaiten) aber tragen es in Form eines kleinem schwarzen Steines in einem Büchschen als Amulet an ihrem Leibe (Dschangama-Linga).

[1]) Die trotz aller Zerstörung neues Leben zeugende Kraft andeutend.

Ueberhaupt gibt es unter den Çivaiten sehr verschiedene Sekten. Die einen, im Norden Dandi, im Süden Smârta genannt, tragen als Abzeichen drei wagerechte Striche auf der Stirn und tragen einen Stab mit einem Stückchen rothen Zeuges. Es sind dies die Anhänger des Çankaratscharya, des çivaitischen Haupttheologen. Sie leben zum Theil in Klöstern, zum Theil treiben sie Geschäfte.

Eine andere Art Çivaiten sind die unter dem arabischen Namen Fakir (Fâqîr) bekannten Bettelmönche, Yôgin oder Gosain. Auch sie stützen sich auf eine theologische Grundlage, die Yôgalehre, in der sehr genau die verschiedenen Uebungen zur Versenkung in das Brahma beschrieben werden: Das Anhalten des Athems, die 84 verschiedenen Richtungen der Augen auf die Spitze der Nase (!) u. s. w. Dadurch soll der Mensch die acht übernatürlichen Fähigkeiten bekommen, z. B. sich leichter oder schwerer zu machen als alle Gegenstände, sich zu verkleinern oder zu vergrößern, sich an einen andern Ort zu versetzen u. dergl. Durch die Sucht nach diesen übernatürlichen Fähigkeiten sind die Yôgin, die sich als Nachfolger der alten indischen Büßer überall im Lande herumtreiben, um das Volk in Verwunderung zu setzen und reichliche Almosen zu bekommen, zu Gauklern, Zauberern und Wahrsagern der schlimmsten Art geworden. Einzelne wohnen in Klöstern und machen von da aus ihre Bettelreisen, andere führen ein ganz unstetes Leben. Nackt zu gehen ist ihnen in neuerer Zeit durch die englische Regierung verboten. Sie finden sich besonders im nördlichen Indien und haben ihr Hauptheiligthum in Benares.

In Südindien dagegen überwiegt die Lingaitensekte, auch Vira-Çaiva, die starken Çivaiten, genannt, die etwa im 12. Jahrhundert entstanden ist. Ihre Entstehung wird weitläufig mythologisch beschrieben. Çiva's Stier, Nandi, erscheint in einem Avatâra als Basava und stellt unter vielen Wunderthaten, die er namentlich als Minister des Königs Bidschala von Kalyana verrichtete, den in Verfall gerathenen Çivadienst in der strengeren Form der Dschangama (so heißen die Mönche dieser Sekte) wieder her. Auf die weitschweifige Philosophie der Lingaiten (die Lehre von den 6 Plätzen) können wir hier nicht eingehen. Es genüge, nach Wurm die Eigenthümlichkeiten dieser Sekte in folgenden Punkten zu charakterisiren:

1) Eine ans Monotheistische streifende Verehrung des Çiva, neben dem die andern Hindugötter sehr geringschätzig behandelt werden.

2) Die schon erwähnte Verehrung desselben unter dem Symbol des umgehängten Linga, so daß der Lingait zu seinem Gottesdienst eigentlich keinen Tempel braucht.

3) Opposition gegen die Vorrechte der Brahmanen-Kaste, so daß innerhalb des Lingaismus der Kastenunterschied aufgehoben ist, aber die Lingaiten sich von andern Hindu wie eine selbständige Kaste abschließen.

4) Die Mönche nehmen eine ganz ähnliche Stellung ein und sind so zahlreich wie im Buddhismus. Sie sind der Priesterstand und trotz der Aufhebung des Kastenunterschiedes bei ihrer großen Zahl und Bettelhaftigkeit für das Volk eine ebenso drückende Hierarchie wie die brahmanische und buddhistische Priesterschaft. Sie müssen „von den drei Arten des Schmutzes, von Erde, Geld und Weibern" los sein. Sie müssen Çiva als Vater und Mutter und seine Anbeter als Brüder und Schwestern, Çiva's Reichthümer als die eigenen ansehen. Sie müssen gleichgültig sein gegen die Befleckung durch Geburt, durch Gemeinschaft mit andern Kasten,

durch Berührung eines Leichnams und durch das Essen von übrig gebliebenen Speisen. Sie sollen keinen andern Gott anbeten als Çiva, noch bei den Anbetungsceremonien gegenwärtig sein.

5) Ihre philosophische Lehre ist nicht der eigentliche Vedantismus, jedoch auch nicht materialistisch. Eine mystische Versenkung in Çiva, den Gott, von welchem alles individuelle Leben ausgeht, und der es wieder zurücknehmen kann, ist das höchste Ziel der Frommen.

Schließlich sei hier noch bemerkt, daß der Çivadienst dem Stiere besondere Ehre angedeihen läßt, wie denn lebendige Exemplare desselben bei den Tempeln gehalten werden.

Auch die Gattin des Çiva findet eine weitverbreitete Verehrung. Sie heißt Pârvatî, ist aber noch bekannter unter dem Namen Kâlî[1]), unter dem sie besonders in Bengalen verehrt wird. Sie ist das Schauerlichste, was heidnische Phantasie erfinden kann. Sie ist schwarz wie die Nacht. Wild hängen ihr die langen Haare bis zu den Füßen. Ueber die wüthend verzerrten Gesichtszüge fließen Ströme von Blut, und blutig ist die fußlang hervorhängende Zunge. Um den Hals hängt eine Kette von Todtenschädeln; in einer Menge von Händen schwingt sie verschiedene Mordinstrumente. Dabei tritt sie wüthend auf den am Boden liegenden Çiva. Aber die Darstellung ist nicht überall dieselbe. Als Pârvatî ist sie weniger schrecklich, eine schöne Frau auf einem Tiger reitend in ernster, drohender Haltung.

Sie ist die Göttin der Cholera und anderer Epidemien. Sie zu versöhnen bedarf es blutiger Opfer von Geflügel, Böcken oder Schweinen. Ja selbst Menschenopfer sind ihr in alter Zeit und bis ins vorige Jahrhundert gebracht worden, was vielleicht selbst in neuester Zeit noch hie und da im Verborgenen geschehen ist. Bei der Kâlî ist es womöglich noch deutlicher als beim Çiva, daß hier eine dravidische Gottheit mit in die Zahl der arischen Götter eingedrungen ist. Da sie in Bengalen vorzugsweise von den Çudra verehrt wird, so liegt die Annahme nahe, daß ihr Dienst sich dort aus den vorarischen Zeiten her erhalten hat. Im Dekhan gehört sie zu den Dorfgöttern, die eine Mittelstellung zwischen den von den unteren, nichtarischen Kasten verehrten Dämonen und den arischen Göttern einnehmen. Durch lokale Verhältnisse verändert erscheint sie dort unter mancherlei Namen.

Wir erwähnten oben bereits die religiöse Sekte der Çâkta. Diese hat ihre Eigenthümlichkeit in der ausschließlichen Verehrung der weiblichen Gottheiten (Çâktî = Götterfrau). Hier ist das weibliche Prinzip, der allgebärende Mutterschoß der Natur, als höchstes gefaßt, und dieser Kultus bildet also das Seitenstück zum Lingaismus, indem er wie dieser Opposition macht gegen die Vedanta-Philosophie, die im akosmistischen Pantheismus die Vielheit der Wesen für eine bloße Täuschung erklärt. Diesem haltlosen Spiritualismus gegenüber aber ist der Çâktidienst in noch viel greulicheren Naturalismus versunken. Er ist mit den schändlichsten Unsittlichkeiten verknüpft. Ueber die nächtlichen Orgien, die er feiert, und bei denen vorübergehend aller Kastenunterschied bei Seite gesetzt wird, sträubt sich unsre Feder, hier einen Bericht zu geben.

[1]) Auch Durgâ und Dêvî wird sie genannt.

Nur in Kürze erwähnen wir noch einige Götter zweiten Ranges. 1) Ganeça,[1]) ein Sohn des Çiva, der Gott der Klugheit, mit dessen Verehrung man jedes Buch beginnt, und dessen Bild sich fast in jedem Tempel findet: ein vierhändiger Mensch mit Elefantenkopf. Sein Kultus ist sehr populär; er wird bei jeder Gelegenheit angerufen, wo man irgend etwas unternimmt und dazu der Klugheit bedarf. — 2) Kârtikêya, gleichfalls ein Sohn des Çiva, im Dekhan Subhramanya, auch Schanmukha genannt, ist der indische Mars mit 6 Köpfen, der dort viele Heiligthümer hat, in denen Tempeldirnen ihm dienen. — 3) Dakscha ist bekannt durch einen Mythos, der auf die Auszeichnung des Çiva hinausläuft, in welchem ein großes Opfer den Mittelpunkt bildet, bei dem auf Veranlassung der Kâli eine allgemeine Keilerei unter den Göttern entstand. — 4) Gangâ, die bekannte Flußgöttin, ist in der Mythologie mit dem Çiva verknüpft. Sie ist aus den Thränenströmen seiner Augen entstanden und durch Baghiratha vom Himmel auf die Erde herniedergebracht. Bei Haridvâra, wo der Fluß aus dem Himâlaya hervorbricht, sowie auch bei Allahabad, bei Benares und bei der Mündung ins Meer sind besonders heilige Orte, wo die Göttin, die man in lieblicher Gestalt mit der Lotosblume in der Hand abbildet, besonders verehrt wird. Das Wasser der Gangâ wäscht alle Sünden ab, und wer in demselben stirbt, erlangt die Auflösung in das Brahmâ.[2]) — 5) Kâma, der griechische Eros, der auf einem Papagei reitend der Liebenden Herzen mit Zuckerrohrpfeilen verwundet. Die edle, poetische Seite der menschlichen Liebe findet jedoch in Indien wenig Boden und tritt weit zurück hinter den gemeinen Çâktidienst. Daher auch Kâma nicht sehr beachtet zu sein scheint.

Schließlich sind noch die 8 Welthüter (Lôkapâla) zu nennen, unter denen sich die alten Vêda-Götter wiederfinden: Indra, Vâruna (als Gott des Wassers), Agni, Sûrya, Sôma oder Tschandra als Mondgott, Vayu, Yama — der die Seelen der Todten ins Jenseits holt und über sie Gericht hält — und Kuvêra, der Herr der verborgenen Schätze, der als Gott des Reichthums verehrt wird.

So tiefe Wurzeln aber auch diese Religion weit und breit in den Völkern Indiens haben mag, sie erscheint vielfach doch nur auf eine Religion ganz andrer Art aufgepfropft, die sich in manchen Gebieten mehr oder weniger in ihrer ursprünglichen Form erhalten hat. Hier haben wir auf ein von dem bisher betrachteten prinzipiell ganz verschiedenes Heidenthum hinzuweisen, das neben jenem in Indien der Mission entgegentritt. Es ist dies der Dämonendienst der nichtarischen Völker. Die Religionen aller Naturvölker treffen in gewissen Hauptpunkten zusammen. Wie bei andern Völkern liegt auch hier vielfach im Hintergrunde die Anerkennung eines, obersten, allmächtigen, guten Gottes, der die Welt geschaffen hat. Doch nicht diesem

[1]) Sonst (z. B. in Bombay) wird er auch, wenn ich nicht irre, Ganpatrao genannt.
[2]) Doch wird die Gangâ nach südindischer Auffassung durch die vielen in ihr abgewaschenen Sünden so verunreinigt, daß sie jedes Jahr einmal zur Kâvêri kommt, um in ihren Fluten sich selbst zu reinigen.

gilt die Verehrung, sondern den bösen feindlichen Geistern, die dem Menschen Schaden drohen. In Indien nennt man mit einem Sanskritausdruck diese Dämonen: Bhûta, während sie bei den verschiedenen Stämmen, wo ihre Verehrung noch besteht, mit verschiedenen Namen benannt werden. Die letztere besteht nicht in irgend einer freundlichen Hinneigung des Menschen zu der unsichtbaren Macht, sondern ist durch und durch ein Dienst der Furcht. Die Opfer, die man ihnen bringt, sollen ihre feindseligen Absichten von dem Menschen abwenden; auch durch Zauberei sucht man ihre Macht unschädlich zu machen, und endlich ist die Ekstase das Mittel, durch welches sich der Priester in die unsichtbare Welt versetzt, um die Dämonen zu bekämpfen oder als Wahrsager die Zukunft zu erforschen. Diesem letzteren Zug, der in der Religion nordasiatischer Völker besonders hervortritt, gilt der Name Schamanismus, unter dem jedoch nicht eine besondere Art von Naturreligion zu verstehen ist. Wir haben Aehnliches in Amerika sowie in Afrika gefunden. Auch bei den Naturvölkern Indiens spielt die künstlich durch berauschende Mittel hervorgerufene und durch Musik und Tanz gesteigerte Ekstase eine große Rolle.

Obgleich der Bhûtadienst in verschiedenen Theilen Indiens im großen und ganzen übereinstimmt, sind doch im einzelnen manche Abweichungen zu bemerken, daher wir eine weitere Darlegung der besonderen Schilderung der betreffenden Missionsgebiete vorbehalten.

Es ist eine für die Religionswissenschaft wichtige Frage, ob jene Dämonen als personifizirte Naturkräfte oder als die Geister verstorbener Menschen zu denken sind. Hinsichtlich der Religion der südafrikanischen Völker mußten wir uns für die letztere Annahme entscheiden. Auch in Indien liegt die gleiche Auffassung nahe, da von manchen Stämmen die Geister ausgezeichneter, vor noch nicht langer Zeit verstorbener Personen mit unter die Bhûta versetzt sind. Immerhin wird doch auch die Auffassung der letzteren als Naturgeister von manchen Berichterstattern festgehalten.

Die Gebiete unvermischten Bhûtadienstes aber sind beschränkt und schmelzen immer mehr zusammen. Vielfach sind einzelne Elemente aus dem System des Hinduismus aufgenommen, wie z. B. Çiva als Herr der Bhûta verehrt wird. Andrerseits aber bilden da, wo das letztere längst zu voller Geltung gelangt ist, die Grundzüge jenes Dämonendienstes noch immer die breite Basis der Volksreligion, die so zum trüben Gemisch eines zwiefachen Heidenthums geworden ist.

6. Uebersicht der Missionsgeschichte Indiens bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

a. Die ersten christlichen Einflüsse in Indien und die Thomaschristen.

Die ersten christlichen Einflüsse in Indien reichen bis in eine sehr frühe Zeit hinauf und sind keineswegs geringfügiger Art. Zeigen sie sich doch sogar in einer der späteren Episoden des Mahâbhârata und

einem der Upanischad so deutlich, daß Indologen[1]) daraus auf christliche Missionen im nordwestlichen Indien geschlossen haben. Ja man hat sogar die Ausbildung der indischen Sekten, welche die Verehrung eines Gottes in den Vordergrund stellen, auf Einwirkungen des Christenthums zurückführen wollen. Ueber diesen Punkt sind jedoch die Ansichten der Forscher noch getheilt.

Von ganz anderer Seite aber finden wir in den apokryphischen Apostelgeschichten Nachrichten über das frühste Auftreten des Christenthums in Indien. Vor allem erscheint der Apostel Thomas als der Gründer von christlichen Gemeinden daselbst, wie sich ja die christliche Kirche Malabars, die sich aus den ältesten Zeiten erhalten hat, nach seinem Namen nennt. Freilich sind die Berichte über seine Missionsthätigkeit sehr in den Nebel der Legende gehüllt, und man hat sie lange Zeit hindurch völlig in das Gebiet der Erdichtung verweisen wollen. Sehr willkürlich substituirte man das östliche Arabien und Persien für Indien als den Schauplatz jener apostolischen Thätigkeit.

Die neuere Forschung hat jedoch, gestützt auf das Zeugniß von Münzen, durch welches der von Thomas bekehrte König Gundaphorus historisch beglaubigt wird, einen festen Kern der Legende nachgewiesen[2]). Dennoch dürfen wir uns die Erfolge des Christenthums in dem indoskythischen Reiche nicht zu bedeutend vorstellen. Vielleicht gingen sie über eine Beifügung christlicher Momente zu der wahrscheinlich dort herrschenden Religionsmischung (Zoroasters, Brahmanismus und Buddhismus) nicht hinaus. Daß sich in jenen Ländern keine Spuren des Christenthums bis auf die neuere Zeit erhalten haben, liegt darin, daß dieselben im Laufe der Jahrhunderte den Tummelplatz verschiedener Völker bildeten.

Nachhaltiger aber war die Pflanzung des Christenthums auf der Malabarküste, wo die Gemeinden der Thomaschristen sich bis jetzt erhalten haben. Auch sie führen in ihren mit apokryphischen Berichten übereinstimmenden Traditionen ihre Stiftung auf den Apostel Thomas zurück, der, nachdem er in jener Gegend gewirkt, auf dem Thomasberge (Mailapur) bei Madras den Märtyrertod erlitten haben soll, von wo sein Leichnam nach Edessa gebracht worden sei.

Es wird schwer halten, aus dieser Legende den historischen Kern herauszuschälen. Wahrscheinlich aber mag es sein, daß bereits in der apostolischen Zeit auf der Malabarküste das Christenthum gepflanzt ward. Auch zu Mailapur bestand seit den sehr alten Zeiten eine christliche Gemeinde. Die Handelsverbindungen westlicher Länder mit jener Küste, wo nicht nur Araber, sondern auch Griechen Kolonien hatten, und selbst Juden in nicht geringer Zahl angesessen waren, erleichterte den Eingang des Christenthums[3]).

---

[1]) Weber, Indische Studien.

[2]) Vergl. Germann, Die Kirche der Thomaschristen, dem ich in diesem Abschnitte vielfach gefolgt bin.

[3]) Es finden sich übrigens auch Andeutungen von Judenchristen, die den Ursprung ihres Bekenntnisses auf den Apostel Bartholomäus zurückführten.

Beglaubigter sind die Nachrichten über die Mission zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Nach Eusebius wirkte damals Pantaenus in Indien, der frühere Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandrien, das um jene Zeit sowohl für das Christenthum als auch für den Verkehr des Abendlandes mit Indien den Mittelpunkt bildete. — Auf dem Konzile zu Nicaea finden wir schon Johannes, den Bischof von Persien und Großindien. Immer deutlicher treten die christlichen Gemeinden Indiens in der Geschichte hervor in regem Verkehr mit der übrigen Christenheit, indem die Beziehungen zu den Nestorianern Syriens in den Vordergrund treten. Von Antiochien aus erhielten die malabarischen Gemeinden ihren Bischof, wie denn auch das Syrische die Kirchensprache wurde.[1]) Ueber die folgenden Zeiten der Ausbreitung des christlichen Bekenntnisses haben wir wenig Nachrichten. Auch das viel citirte Zeugniß des Kosmos Indikopleustes ist nur zu unbestimmt.[2])

Die Verbindung mit der westlichen Christenheit wurde sehr verringert durch das Auftreten der Araber, besonders indem diese sich des bisher vornehmlich in den Händen der Christen befindlichen Handels vollständig bemächtigten. Die dadurch mehr und mehr isolirten indischen Gemeinden wurden in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt. Die Erinnerung an sie entschwand den Völkern des Abendlandes immer mehr. Als Vasco da Gama die Verbindung Europa's mit Indien auf dem neu entdeckten Seewege hergestellt hatte, war man erstaunt, dort eine große Zahl christlicher Kirchen mit ausgedehnten Gemeinden zu finden.

Die katholischen Portugiesen aber, obgleich zunächst zu den Thomaschristen in freundliche Beziehung getreten, erkannten diese bald als Ketzer. Es begannen die Bekehrungsarbeiten. Den Jesuiten gelang es durch die Schrecken der Inquisition, durch Gewalt sowie durch List und Ränke, nach langen Kämpfen die syrischen Christen der Botmäßigkeit des römischen Stuhls zu unterwerfen. Dies geschah 1599 auf der sogenannten Synode zu Diamper (Udiamparûr bei Cochin). Seitdem wurde Kranganûr (Kondungalur) der Sitz eines römischen Erzbischofs.

Das Joch der Jesuitenherrschaft aber wurde immer unerträglicher, so daß im Jahre 1653 die unirten Syrer von Rom abfielen, nachdem ein für sie bestimmter syrischer Bischof von der Inquisition gefangen und zu Goa verbrannt worden war. Den Karmelitern gelang es zwar, einen Theil der Gemeinden wiederzugewinnen, während ein anderer einem auf eigene Hand zum Bischof ordinirten Archidiakonus anhing. Seitdem ist das Schisma in der malabarischen Kirche geblieben. Daß die römische Kirche zum Theil dieses Gebiet aufgeben mußte, beruht in der Verdrängung der Portugiesen durch die Holländer, welche in ihrem Gebiete keine Jesuiten duldeten.

---

[1]) Zu Kranganûr, dem Hauptplatz der Thomaschristen, wurde eine syrische Niederlassung gegründet.

[2]) Unser Raum gestattet es nicht, auf ein wichtiges Dokument einzugehen, welches bestimmteres Licht auf die dunkle Geschichte der Thomaschristen fallen läßt. Es sind dies alte kupferne Privilegientafeln (einige gelten der christlichen, andere der jüdischen Gemeinde), deren tamulische Inschrift von Dr. Gundert entziffert worden ist.

Die nicht unirten Thomaschristen traten bald nach jener Scheidung zu der monophysitischen Sekte der Jakobiten über, ohne daß dies Ereigniß durch irgend eine Umwälzung bezeichnet wäre. Sie erhalten ihren Metran von dem jakobitischen Patriarchen von Antiochien, der im Kloster Saphran bei Mardin seinen Sitz hat. An Streitigkeiten hat es bei ihnen nicht gefehlt, zu denen Reste nestorianischer Gemeinden unter einem von Mosul bestellten Bischofe Veranlassung gaben. Im ganzen und großen aber haben die nicht unirten Syrer Malabars es völlig vergessen, daß sie ursprünglich jenem Bekenntnisse angehörten. Sie meinen, ihre Vorfahren seien von jeher Monophysiten gewesen.

Uebrigens haben die Thomaschristen, obwohl in jene beiden Parteien: Putten (die neuen, Jakobiten) und Pageda (die alten, Unirten), geschieden, trotz alles Parteihaders ein ziemliches Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit. Ihr christlicher Standpunkt ist ein sehr niedriger. Unter den sie umgebenden heidnischen Einflüssen waren die christlichen Gemeinden trotz ihrer Formeln und Ceremonien zum guten Theil ins Heidenthum gerathen, wie ja diese Nasrani (Christen) oder Suriani (Syrier) unter den indischen Kasten einen gleichen Rang mit den Nayern einnehmen. Sehr bezeichnend ist folgender Vorfall: Gegen Ende des 17. Jahrhunderts starb ein jakobitischer Priester, der betrüglicherweise versucht hatte, sich als Bischof einzuführen. Als Trunkenbold kam er in den Fluten eines Flusses um. Noch 100 Jahre später verehrte man sein Grab und opferte auf demselben Hühner. — Wie jedoch auch unter den Thomaschristen die evangelische Lehre in neuerer Zeit Anklang gefunden hat, werden wir weiter unten sehen.

b. Die katholische Mission.[1])

Abgesehen von den Bemühungen, die Thomaschristen für Rom zu gewinnen, hatten die Portugiesen bei der Gründung ihrer Niederlassungen in Indien die Bekehrung der Eingebornen ins Auge gefaßt. Die dazu ausgesandten Franziskaner und Dominikaner hatten jedoch mit ihren in den Kolonien bald entartenden Landsleuten genug zu thun und fanden bei den Eingebornen wenig Eingang. In Goa, dem Mittelpunkte der portugiesischen Macht auf der Westküste, wurde 1534 ein Bisthum errichtet, das später zum Erzbisthum erhoben ward. Dort hatte auch die Inquisition ihren Sitz. Aber auch diese vermochte dem Christenthum wenig Bekenner zuzuführen: nur wenige aus den niedrigsten Kasten wurden gewonnen. Auch der Mangel der Sprachkenntniß bei den Missionaren war ein Hinderniß, das man durch Stiftung eines Seminars zur Ausbildung eingeborner Priester (S. Paulo zu Goa) zu beseitigen suchte.

Alle diese vom Könige von Portugal eifrig betriebenen Maßregeln fruchteten nicht viel, bis er die rechten Leute für sein Werk fand: die Jesuiten.

Franz Xaver wird der Apostel der Inder genannt. Mag auch die Legende seine Wirksamkeit übertrieben haben, eine außerordentliche,

[1]) Kalkar, Geschichte der römisch-katholischen Mission. Deutsch von Michelsen.

hingebende Thätigkeit, getragen von glühender Begeisterung, wird man ihm nicht absprechen können. Mit zwei Jesuiten traf er 1542 in Goa ein. Die sittlichen Zustände, die er vorfand, waren grauenerregend. Sich der Autorität des Bischofs unterstellend, machte er sich bald rüstig an die Arbeit. Eine Glocke in der Hand wanderte er durch die Straßen, mit gewaltiger Beredsamkeit predigend. Bis in die Nacht hinein fand man ihn in Werken der Barmherzigkeit bei den Kranken. Die Früchte dieser Arbeit blieben nicht aus. Noch größeren Erfolg aber sollte er bei den Paravern (Perlfischern) im Süden an der Küste von Tinevelli sehen, einer Kaste, die, um sich vor muhammedanischen Angriffen zu schützen, portugiesische Hülfe angerufen hatte. 20,000 Personen waren dort getauft worden ohne alles Verständniß. Xaver eilte zu ihnen mit zwei in Goa erzogenen Paravern. Unermüdlich sprach er ihnen den Glauben, die Gebote und das Vaterunser vor, bis sie es nachsagen konnten. In einem Monate konnte er 10,000 Heiden taufen. Mit herzlicher Liebe nahm er sich auch des äußern Elendes der Eingebornen an und that was er konnte, ihnen Hülfe und Schutz zu verschaffen. Dabei ertrug er die härtesten Anstrengungen und größten Entbehrungen.

So anerkennenswerth diese hingebende Thätigkeit sein mag, kann sie uns doch nur als ein Eifer mit Unverstand erscheinen, da sie nur das elendeste Namenchristenthum zuwege brachte. Xaver eilte von Vorderindien weiter († 1552 in China). Andere Jesuiten traten in seine Fußtapfen. Schon 1565 zählte man 300,000 Christen in den portugiesischen Besitzungen in Indien — alles Haufen aus den niedersten Kasten gesammelt, während die höhern Kasten der Mission unerreichbar blieben.

Diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug Roberto de' Nobili (seit 1606) einen neuen Weg ein. Zu Mádurá, wo bereits Franziskaner lange Zeit vergeblich gearbeitet hatten, trat er als Brahmane gekleidet auf, indem er vornehm und geheimthuend sich für einen Brahmanen des Westens höchsten Ranges ausgab. Mit großem Geschick eignete er sich die Ceremonien der Brahmanen an und verfaßte mit unglaublicher Meisterschaft einen fünften Vêda, in welchem er die christliche Lehre jenen mundgerecht machen und nahe bringen wollte. Auch mischte er römische Ceremonien mit brahmanischen, die Namen der Götter und ihre Bilder wurden mit denen der Heiligen vertauscht. Indem Roberto schließlich die Rolle eines Religionsstifters übernahm, gelang es ihm einen Anhang zu gewinnen, wie dies andern Sektenstiftern gelungen war. Natürlich konnte dabei von Christianisirung im Ernste nicht die Rede sein. Doch fanden sich Gehülfen und Nachfolger in dieser Wirksamkeit, durch welche nach und nach an 30,000 Anhänger gewonnen wurden.

In Rom war man über das keineswegs offen dargelegte Verfahren bedenklich, und als dies arge Treiben dort näher bekannt wurde, erhob sich ein langer Streit darum, da die Jesuiten dem Befehle des Papstes keineswegs gehorchen wollten, sondern noch immer ihr Accommodationsverfahren anwendeten. Es währte jedoch nicht lange, so sank dies Werk des Betruges in sich selbst zusammen. Immerhin aber hatte der

Katholizismus in Mádurá und den angrenzenden Reichen Fuß gefaßt, und später begegnen wir dort einer Anzahl nicht unbedeutender Gemeinden.

Sehr hoffnungsvolle Aussichten schien die Mission im Reiche des Großmoguls haben zu sollen, als Akbâr selber Jesuiten ins Land rief — wie es scheint, zunächst als Leute der Kunst und Wissenschaft. Sie ließen sich in Lahôr, Agra und andern Städten nieder, erfuhren eine freundliche Behandlung seitens des Sultans und durften seinen Sohn unterrichten. Zu einem entscheidenden Schritte aber vermochten sie ihn nicht zu bringen, und so fand auch diese Mission bei seinem Tode 1606 ihr Ende.

Erst später wurde die Jesuitenmission in Bengalen begonnen, die an der französischen Kolonie Tschandernagar ihren Mittelpunkt fand und zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine rege Thätigkeit entfaltete. In der Nähe, zu Bandel, befand sich ein Jesuitenkolleg neben einem portugiesischen Augustinerkloster. Von hier aus waren die östlichen Stationen Dakka und Tschittagong angelegt. Ausgedehnte Erfolge hatten übrigens die Katholiken in Bengalen nicht; nur in Zeiten der Noth, wie solche durch die Ueberschwemmungen öfters eintreten, füllten sich die Waisenhäuser, und auch Erwachsene ließen sich durch Unterstützungen zur Taufe bewegen.

Durch die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) wurde diese wie die katholische Mission in Indien überhaupt gelähmt und sank zu einem Schatten herab. Das Werk ging an italienische Kapuziner und portugiesische Augustiner über, die aber die Erfolge der Jesuiten nicht erreichten. In manchen Gegenden waren freilich große Massen sogenannter Katholiken vorhanden, zum Theil aus Mischlingen bestehend. Der Zustand der Gemeinden aber war ein höchst verkommener, während an Bekehrungen aus der heidnischen Bevölkerung kaum zu denken war. Abbé Dubois, der zu Anfang unseres Jahrhunderts nach 32jähriger Missionsthätigkeit aus Indien zurückkehrte, sprach die niederschlagende Ueberzeugung aus, daß die Hindu gar nicht zu bekehren seien. Auch sei die Zahl der katholischen Christen sehr zusammengeschmolzen, und nach fünfzig Jahren werde keine Spur von diesem Christenthume übrig sein. Die Geschichte hat freilich gezeigt, daß auch dort der Katholizismus zäher ist, als der verzagte Abbé glaubte.

Schließlich ist hier noch das Schisma zu erwähnen, welches die katholische Kirche Indiens gespalten hat. Als das Christenthum unter Portugals Schutz sich in Indien ausbreitete und die Kirche sich dort organisirte, wurden die Bischöfe von der Regierung jenes Staates vermittelst des zu Goa residirenden Erzbischofs angestellt. Als später die portugiesische Macht in Verfall gerathen und direkt von Rom die Mission getrieben wurde, kamen von dort auch apostolische Vikare, denen aber jene Würdenträger sich nicht unterwerfen wollten. Dafür wurden sie als Schismatiker erklärt. Es entstand eine große Konfusion, da die von den portugiesischen Priestern verrichteten Amtshandlungen für ungültig erklärt wurden. Beide Parteien standen einander gespannt

gegenüber. Im Jahre 1857 ist zwar zwischen dem Papste und dem Könige von Portugal ein Konkordat zustande gekommen, in welchem jener hinsichtlich des Patronates Zugeständnisse machte. Die Scheidung ist dadurch jedoch noch nicht beseitigt, und obwohl in manchen Gegenden portugiesische und römische Katholiken freundlich zusammen wirken, so herrscht doch anderwärts noch ein gut Theil Gereiztheit und Bitterkeit zwischen beiden Parteien.

c. Die ersten protestantischen Missionen in Indien.

Jahrzehnte schon hatten protestantische Mächte in Indien festen Fuß gefaßt, ohne daß sie irgend etwas Nennenswerthes zur Bekehrung der Eingeborenen unternommen hätten. Die Holländer wie die Engländer und lange Zeit auch die Dänen hatten nur ihre Handelsinteressen im Auge und begnügten sich, wie es scheint, damit, dann und wann einige in ihren Diensten stehende Leute niederer Kaste von den Predigern ihrer Kolonien taufen zu lassen.[1])

Dänemark machte endlich den Anfang einer wirklichen Mission in seinen indischen Besitzungen, welche gegen diejenigen anderer Mächte nur geringfügig erschienen. Friedrich IV. (1699—1730), „ein für kirchliche Interessen erwärmter Fürst", hatte schon lange den Plan gehegt, für das Seelenheil seiner heidnischen Unterthanen etwas zu thun. Dieser Plan kam 1705 durch eine Bittschrift persönlicher Art, welche den König lebhaft an Trankebar erinnerte, zur Reife. Schwer war es freilich, Sendboten zu finden. Dr. Lütkens, des Hofpredigers, Erkundigungen gelangten zuletzt an die rechte Stelle, das hallische Waisenhaus mit seinem warmen Pietismus. Die neue Mission wird mit Recht als die dänisch-hallische Mission bezeichnet. Die Kräfte mußten von Halle geliefert werden, und wenn auch Friedrich IV. für das Werk nach damaligen Verhältnissen nicht unbeträchtliche Geldmittel aufwandte, so war doch das durch die hallischen Missionsberichte geweckte Missionsinteresse in Deutschland größer als in Dänemark und bethätigte sich durch entsprechende Missionsbeiträge.

Francke fand bald Männer, wie man sie von Kopenhagen aus verlangte: Bartholomäus Ziegenbalg aus Pulsnitz in der Oberlausitz und Heinrich Plütschau aus Wesenberg in Mecklenburg. Noch vor Schluß des genannten Jahres segelten beide nach Indien, nachdem sie vom Bischof von Seeland die Ordination empfangen.

Barth. Ziegenbalg, geb. den 14. Juni alten Stils (24. Juni) 1683, hatte von von seiner frommen Mutter auf ihrem Sterbebette eine ihm stets unvergeßlich gebliebene Hinweisung auf den großen Schatz der Christen, die Heilige Schrift, empfangen, und studirte seit 1703, nachdem er vorher die Schulen zu Camenz, Görlitz und Berlin besucht, in Halle Theologie. Mit Francke in Halle und Spener in Berlin nahe befreundet, durch Kränklichkeit aber öfters schwer heimgesucht, so daß

[1]) Das Einzige, was in dieser Periode von Mission zu erwähnen wäre, die Wirksamkeit des holländischen Predigers Philipp Baldaeus, wird unter Ceylon zu besprechen sein, wo derselbe im Segen wirkte. Von dort gründete er freilich auch auf ein paar Punkten des Festlandes Gemeinden.

er einmal selbst daran dachte, mit Aufgabe der Theologie, der er jedoch durch Francke's Rath erhalten wurde, sich dem Ackerbau zu widmen, wirkte er nach seinem Abgange von der Universität zuerst als Lehrer in Merseburg, wo er auch seinen theuren Freund von der Linde, der ihm schon früher ein Helfer zur Gottseligkeit gewesen, wiederfand. Der gab ihm das Geleite, als er nach Erfurt ging, um dort, einem erhaltenen Rufe folgend, einer Kinderschule vorzustehn, und unter freiem Himmel schlossen beide beim Abschiede diesen Bund: „Wir wollen in der Welt nichts anderes suchen, als die Verherrlichung des göttlichen Namens, die Ausbreitung des göttlichen Reiches, die Fortpflanzung der göttlichen Wahrheit, das Heil unseres Nächsten und die stete Heiligung unserer eigenen Seelen, wir mögen auch in der Welt sein, wo wir immer wollen, es mag uns auch noch so viel Kreuz und Leiden deshalb begegnen." Schon nach 2 Monaten aber mußte Ziegenbalg wieder in die Kreuzesschule und wegen körperlicher Leiden beinahe ein Jahr lang in der Pflege seiner Schwester zu Pulsnitz, obwohl auch da für das Reich Gottes durch Predigten und Bibelstunden thätig, verweilen. Von hier hatte er sich dann nach Berlin begeben, um die Stelle eines Predigers in der Nähe der Hauptstadt für eine Zeit lang zu vertreten, als der Ruf zum Missionsdienst in Ostindien an ihn erging, welchem er, ebenso wie sein Universitätsfreund von Halle her, Plütschau, mit Freudigkeit folgte.

Am 9. Juni 1706 in Trankebar angekommen, wurden sie trotz des königlichen Briefes, den sie überbrachten, kalt empfangen und hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zunächst galt es die Sprachen zu lernen. Das in den Kolonien gesprochene verdorbene Portugiesisch eigneten sich beide bald an. An die Bemeisterung des Tamulischen[1]) aber, für dessen Erlernung noch keinerlei Hülfsmittel vorhanden waren, ging Ziegenbalg mit allem Eifer. Er vermochte einen eingeborenen Lehrer für die Schule im Hause der Missionare zu halten und lernte mit den braunen Kindern im Sande schreiben. Doch erst durch einen europäischer Sprachen kundigen Eingeborenen gelang es ihm, in das Verständniß einzudringen. Plütschau beschränkte sich auf das Portugiesische.

Schon im folgenden Jahre konnte Ziegenbalg den lutherischen Katechismus ins Tamulische übersetzen, und bald (12. Mai) wurden 5 Sklaven als die Erstlinge getauft. Neben der dänischen Zionskirche wurde eine kleine Missionskirche errichtet. Schulen kamen in Gang, in denen Kinder der Eingeborenen mit Kost und Kleidung versorgt, von einem dazu vorgebildeten Katecheten unterrichtet wurden. Ziegenbalg war bald der Sprache so mächtig, daß er sich mit vornehmen Tamulen auf Disputationen einlassen konnte; auch durch Briefwechsel suchte er solchen die christliche Wahrheit nahe zu bringen. Vielfach besuchte er die Umgegend und reiste auch auf benachbarte holländische Kolonien, um das Evangelium zu predigen. Die Uebersetzung des Neuen Testamentes begann er bereits 1708.

Den Europäern in Trankebar, insonderheit dem Kommandanten Hassius, war das wachsende Missionswerk ein Dorn im Auge. Zu der Befürchtung von Nachtheil durch die Bekehrung der Heiden mögen vielleicht auch römische Intriguen sich gesellt haben. Schon waren allerlei Plagereien vorgekommen, als Ziegenbalg ohne alles Recht bei

[1]) In den alten Berichten werden die Tamulen durchweg irrthümlich als Malabaren bezeichnet.

einer geringfügigen Veranlassung eingekerkert wurde. Vier Monate blieb er in strenger Haft, in der man ihm zuerst selbst das Schreibmaterial verwehrte. Nach seiner Freilassung wurde die Mission bald gestärkt durch Ankunft neuer Missionare, von denen wir nur Joh. Ernst Gründler nennen, sowie Polycarpus Jordan, welcher auf eigene Kosten mitgekommen war und zunächst die Oekonomie übernahm. Die Mission dehnte sich aus. In dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Poreiar ward ein Garten angelegt, an den sich später eine Station anschloß. Deutsche Missionsfreunde schenkten eine in Halle gefertigte tamulische Druckerei, mit der das in der Uebersetzung 1711 vollendete Neue Testament vervielfältigt wurde. Die gesammelte Gemeinde war übrigens von Anfang an eine doppelte: die portugiesische, bestehend aus Mischlingen, die, wenn auch fast so dunkel wie die Tamulen, sich doch europäisch kleideten und in der Kirche auf Bänken saßen, und zweitens die tamulische, die, aus den untersten Kasten gesammelt, ihre spärliche Kleidung beibehalten hatte und auch in der Kirche ihrer alten Sitte gemäß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden saß. Gründler versah die portugiesische Gemeinde.

Im Jahre 1714 mußte Ziegenbalg, um mancherlei äußere Angelegenheiten zu ordnen, eine Reise nach Europa unternehmen. Friedrich IV. traf er im Lager vor Stralsund, konnte ihm aber seine Anliegen vortragen.[1] In Deutschland begrüßte man ihn überall mit Theilnahme. Der Herzog von Würtemberg ließ in seinem ganzen Lande eine Kollekte für die Mission veranstalten. Längere Zeit verweilte er in seinem lieben Halle und kehrte, zum Probst ernannt und verheirathet[2], über Holland und England, wo er das Missionsinteresse mit Erfolg anregte, nach Indien zurück. Dort war inzwischen ein Lehrer- und Katecheten-Seminar errichtet. Auch in den englischen Kolonien Kuddalûr und Madras, wo er zuvor versucht hatte dem Evangelio Eingang zu verschaffen, fand er Schulen angelegt. Da die Missionskirche zu klein geworden, fing man 1717 die geräumige Jerusalemskirche an zu bauen, die noch heute für den evangelischen Gottesdienst in tamulischer Sprache benutzt wird. Ein neuer Kommandant zu Trankebar förderte das Werk, wie überhaupt die früheren Anfeindungen nachgelassen hatten. Ziegenbalg arbeitete fort und fort an der Uebersetzung des Alten Testaments, obschon von schwerer Krankheit ergriffen, und starb am 23. Februar 1719. Aber auch der treue, ruhige, demüthige Gründler, auf dem nun die ganze Arbeitslast lag, war eine gebrochene Kraft und folgte kaum ein Jahr später, 19. März 1720, seinem Freunde nach. Doch zuvor war sein Gebet erhört und neue Hirten für die Gemeinde eingetroffen: Benjamin Schultze, den Gründler noch ordinirte, und mit ihm zwei Gefährten.

Schultze war ein treuer, eifriger und begabter Mann. Schon nach einem halben Jahre konnte er tamulisch predigen. Er vollendete

---

[1]) Es handelte sich um die heimatliche Leitung der Mission, die seit 1814 in die Hände eines Missionskolleginms in Kopenhagen gelegt war.

[2]) Mit M. D. Salzmann aus Merseburg.

die Bibelübersetzung (1725) und vermehrte die kleine schon vorhandene Liedersammlung durch Uebersetzungen aus dem Hallischen Gesangbuche, dabei vernachlässigte er nicht die Predigt unter Heiden und Christen der Umgegend. In dem genannten Jahre trafen drei neue Arbeiter (die letzten die A. H. Franke abordnete) in Trankebar ein. Bald darauf wandte Schultze sich weiterhin, zumal da mit den Mitarbeitern kein rechtes Verhältniß zustande kam. Nach einer weiten beschwerlichen Predigtreise ließ er sich in Madras in der Blacktown, dem Viertel der Eingebornen, nieder. Zuerst wurde er dort von Kopenhagen und Halle unterstützt, seit 1729 aber übernahm die Society for Promoting Christian Knowledge diese Station, auf der in einem Jahre 140 Personen getauft wurden. Trotz mancherlei Hindernisse seitens der zahlreichen Katholiken wuchs die Gemeinde schnell. Eine außerordentliche Arbeit übernahm Schultze mit der Télugusprache, deren Gebiet einige Meilen nördlich von Madras beginnt, aber auch schon in der Stadt selbst viel gesprochen wird. Seinem Sprachtalent gelang es, sie bald zu bemeistern und den Katechismus sowie in nicht langer Zeit die ganze Bibel und manche Erbauungsbücher zu übersetzen.[1]) Ja weiter, um auch den Muhammedanern nahe zu kommen, erlernte er das Hindostani und übersetzte das Neue Testament, die Psalmen u. s. w. in dasselbe, verfaßte darin auch eine Widerlegung des Koran. Dabei scheint er aber eigensinnig und herrisch gewesen zu sein. Denn als ihm 1732 Mitarbeiter gesandt wurden, konnte er auch mit diesen nicht fertig werden, und die Mission litt darunter, bis jene weggingen und in Kuddalûr eine neue Station errichteten, auf der später der gleichfalls von Halle ausgesandte Missionar Kjernander, ein Schwede, ihr Nachfolger wurde. 1758 wurde diese Station durch die Eroberung des Forts durch die Franzosen abgebrochen und Kjernander nach Kalkutta versetzt. — Bis 1743 wirkte Schultze in Madras, wo er, von Joh. Phil. Fabricius abgelöst, nach Europa zurückkehrte, nachdem er nicht weniger als 700 Seelen zur evangelischen Gemeinde gesammelt. Bis an seinen Tod (1760) blieb er unermüdlich mit sprachlichen Arbeiten beschäftigt. Fabricius aber, der seinen Sitz in dem Stadttheile Vepery nahm, obwohl die Station in Blacktown fortgeführt wurde, wirkte stille im Segen, seiner Zurückgezogenheit wegen Sanyâsi Ayir (Mönchspriester) genannt. Er hat sich durch Ueberarbeitung der tamulischen Bibelübersetzung verdient gemacht.

In Trankebar war inzwischen die Zahl der Missionare vermehrt und manche hatten gewechselt. Einige starben bald, andre wurden krank, einer machte der Mission durch seine Trunksucht Schande. Wir erwähnen nur Johann Balthasar Kohlhoff, der von 1732 an lange und treu gearbeitet hat. Bald nach seinem Eintritt wurde mit Bewilligung des Missionskollegiums in Kopenhagen der erste Landprediger, Aaron, ordinirt. Eine solche Hülfe war um so nöthiger, als die Mission sich weiter und weiter im Lande ausbreitete. Schon in

[1]) Auch lieferte er die erste Grammatik dieser Sprache, wie Ziegenbalg die erste tamulische.

den zwanziger Jahren hatte durch die von Trankebar aus verbreiteten Schriften das Evangelium in dem Reiche Tandschaur (Tanjore) Eingang gefunden, wohin Ziegenbalg vergebens vorzudringen versucht hatte. Eine kleine Gemeinde hatte sich dort gebildet im Anschluß an einen durch das Lesen des Neuen Testamentes erweckten Katholiken Rajanaiken, der in Trankebar zur evangelischen Kirche übergetreten war, die unter der Verfolgung der dortigen Katholiken erstarkte. Auch selbst in dem südlichen Reiche Mâdurâ fand die Mission Anknüpfungspunkte. Bei dieser Ausdehnung und bei der Entfernung der Landgemeinden von der Hauptstation war die Verwendung eingeborner Gehülfen unerläßlich. Um 1740 waren 30 Katecheten in Thätigkeit. Die Seelenzahl der Christen war auf 5600 gestiegen. Aaron hatte sich durch Treue und Tüchtigkeit trefflich bewährt. Sein Tod 1745 wurde von den Missionaren wie auch von den Gemeinden tief beklagt.

Fünf Jahr später trat ein neuer europäischer Arbeiter ein, der fast ein halbes Jahrhundert aufs segensreichste wirkte und mit zu den bedeutendsten Missionaren zu rechnen ist: Christian Friedrich Schwartz, geb. 26. Oktober 1726 zu Sonnenburg i. Neumark. Er war in Halle durch die Bekanntschaft mit B. Schultze, der ihn in das Tamulische einführte, zum Missionsdienst vorbereitet. In Trankebar begann er seine Arbeit in der Schule, in Vorbereitung von Katechumenen und Besuch der benachbarten Gemeinden. Nach einigen Jahren aber unternahm er verschiedene weite und mühevolle Reisen, auf denen er unermüdlich die Christen zu stärken und die Heiden zu erwecken suchte. Er reiste mit einem oder dem andern seiner Mitarbeiter nach Kuddalûr, nach Nagapatam, und auf Anregung der dortigen holländischen Christen begab er sich sogar nach Ceylon, wo er mehrere Monate mit großer Anstrengung unter den zahlreichen vernachlässigten Christen arbeitete. Auf einer späteren Reise nach Madras fand er die Station Kuddalûr, nachdem der Ort von den Engländern wieder erobert war, nach Kjernander's Weggang wieder besetzt (1761).[1])

Von größter Bedeutung aber wurde seine Reise nach Tandschaur (wo die kleine Gemeinde seit 34 Jahren nur einmal von einem europäischen Missionar besucht worden war) und dem etwas westlicher gelegenen Tritschinâpalli (Trichinopoly) 1762. Am letzteren Orte war die Macht des Nawâb bereits durch eine englische Besatzung beschränkt, deren Kommandanten die Gründung einer Missionsstation sehr begünstigten. Eine große Kirche mit Platz für 2000 Personen wurde erbaut (1766) und die Christian Knowledge Society veranlaßt, das Gehalt für den Missionar zu geben. Mit Genehmigung des dänischen Missionskollegiums trat Schwartz in ihre Dienste. Seine Stellung war keine glänzende; denn schon damals waren die 900 Mark, die er erhielt, unzureichend. Da hatte er denn in einem alten Hinduhause eine Wohnung, wo neben seinem Bette grade Platz blieb zum Stehen, aber nicht einmal aufrecht. Ein Teller Reis und Gemüse war sein Mittagsessen, sein Rock von schwarzer Baumwolle nach altmodischem Schnitt. Doch

[1]) Die genannte englische Gesellschaft that damals sehr wenig für diese Stationen.

war er immer zufrieden, vergnügt und unermüdlich in seinem Amte als Seelsorger der Besatzung und als Missionar für die Heiden. Als ihm die englische Regierung ein Gehalt aussetzte, baute er davon ein Missionshaus, eine englische und tamulische Schule und gab, was übrig blieb, den Armen. Bald war er weit und breit bekannt, und selbst unter den Heiden fand er Achtung. Die Früchte seiner hingebenden Arbeit blieben nicht aus. Er sammelte eine Gemeinde, die sich so mehrte, daß er eingeborne Gehülfen zu ihrer Pflege verwenden mußte, die er von seinem geringen Gehalt besoldete.

Von Tritschinápalli machte Schwartz mehrere Besuche in Tandschaur. 1769 fand er sogar Zugang zu dem Rádschá, der an ihm Interesse gewann, obwohl die Schärfe des Wortes Gottes den Panzer der Wollust und Gottlosigkeit nicht durchdrang. Auch steuerten die Brahmanen dem Einflusse des Padri und wußten ihn vom Rádschá fern zu halten. Als dieser aber nach einem unglücklichen Kriege mit dem Nawáb nur durch die Engländer gerettet und zu ihrem tributpflichtigen Bundesgenossen gemacht war (1776), konnte auch die Anlegung einer Missionsstation in Tandschaur nicht mehr verhindert werden. Nachdem für Tritschinápalli in Missionar Pohle ein Nachfolger gefunden, siedelte Schwartz auf sein neues Arbeitsfeld über. Für das in der Belagerung zerstörte kleine Bethaus wurde ein stattlicher Kirchbau begonnen. Der noch immer von den Römern bedrängten und noch schwachen Gemeinde widmete er sich mit gewohnter Treue. Seine Thätigkeit wurde durch eine politische Mission auf einige Zeit unterbrochen, als ihn der britische Gouverneur zu dem gefürchteten Despoten Haider Ali nach Maisúr als Friedensvermittler sandte. Er benutzte die Gelegenheit aber, um das Evangelium auf der Reise zu predigen, wo es bisher keinen Zugang gehabt. Auch auf Haider Ali machte er einen so guten Eindruck, daß er seine Aufgabe in befriedigender Weise ausrichtete und ein beträchtliches Geldgeschenk mitbrachte, das er zum Bau eines Waisenhauses verwendete. Es folgte eine Zeit stillerer Wirksamkeit in Tandschaur. Ein neuer Krieg aber mit Haider Ali, den nach seinem Tode sein Sohn Tippo Sahib fortsetzte (1780—83), führte viel Elend über das Land, in dem Schwartz in hingebenden Werken der Barmherzigkeit vielen Trost und Hülfe brachte. Er war bald als „der gute Vater" bekannt geworden. Nach wieder hergestelltem Frieden nahm die Mission in Tandschaur einen neuen Aufschwung und wurde zu einem Mittelpunkt, von dem Lichtstrahlen weit über das Támilland ausgingen. Der alternde Missionär erhielt einen Gehülfen an dem jüngeren Kohlhoff (Joh. Kaspar), den er selbst erzogen hatte, arbeitete selbst aber noch mit unermüdlichem Eifer und seltener Rüstigkeit.

Eine besondere Freude war ihm die Pflanzung des Christenthums in Tinnevelly, wohin durch einen Bekehrten von Tritschinápalli aus schon 1771 die ersten Keime des Christenthums verpflanzt waren. Von einem dortigen Europäer darüber benachrichtigt, reiste Schwartz nach Palamkotta, wo er bald mehrere Personen taufen konnte. Die Gemeinde wuchs, auch gefördert durch die Lieder des bekehrten Sängers Royappen. Vorzugsweise waren es Schánár, die sich dem Christen-

thum anschlossen. Bei seinem zweiten Besuche fand Schwartz bereits 80 Mitglieder. Ein treuer Katechet, Satyanaden, der durch Lauterkeit, Eifer und Festigkeit sich ganz besonders auszeichnete, führte das Werk fort. Seit 1790 wirkte er als ordinirter Pastor unter den Schânâr und stiftete die Christendörfer Nazareth und Mudalûr. Jeder Bericht von den oft bedeutenden Fortschritten (denn die unterdrückten Schânâr traten gemeinsam in größerer Anzahl zum Christenthum über), erfreute das Herz des alten Missionars. Sein 1788 eintreffender Gehülfe Daniel Jänicke, Bruder des bekannten Berliner Predigers, wandte seine leider viel durch Krankheit geschwächten Kräfte jenem Werke im Süden zu.

Wie Schwartz weiter und weiter die Freundschaft des alten Râdschâ genoß, ohne daß dieser sich dem Evangelio zugewendet hätte, sei hier noch kurz erwähnt. Jener fühlte wohl, wie es kein Europäer so aufrichtig mit ihm meinte als der Padri. Daher wollte er ihm die Vormundschaft über seinen zum Nachfolger bestimmten Adoptivsohn Serfudschi übertragen, die Schwartz zwar ablehnte; aber als nach dem Tode des Râdschâ Intriguen den Thronfolger beseitigen wollten, veranlaßte er seine Bestätigung durch die britische Regierung. Der letzteren hatte er überhaupt manchen wichtigen Dienst geleistet, wozu er durch das Vertrauen der Eingebornen besonders befähigt war. Es wurde ihm daher vom Gouverneur von Madrâs ein Jahrgehalt von 2000 Mark ausgesetzt. Einen gemächlichen Lebensabend hat er sich damit freilich nicht gemacht, sondern rüstig fortgearbeitet. Besonders lag es ihm am Herzen, Schulen zu gründen. Noch 1795 taufte er 29 Heiden und nahm 24 Katholiken in die evangelische Gemeinde auf. Nicht blos die Gemeinde in Tandschaur, wo er in einer Vorstadt neben der für die Tâmilchristen errichteten Kirche wohnte, hatte sich von Jahr zu Jahr gemehrt, sondern auch in der Umgegend waren zahlreiche Gemeinden entstanden. Am 13. Februar 1798 ging dieser ehrwürdige apostolische Mann ein zu seines Herrn Freude, betrauert von den Witwen und Waisen sowie von dem Râdschâ, der sein Gedächtniß durch ein schönes Marmordenkmal in der Christuskirche zu Tandschaur ehrte.

In dem Centrum der Tâmilmission, Trankebar, war in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kraft der dänisch-hallischen Mission bereits erlahmt. In Madrâs wirkte der stille Fabricius bis ins hohe Alter († 1791) in Segen. Außer seiner Bibelüberarbeitung sind seine tamulischen Kirchenlieder von bleibendem Werthe. Als sein überlebender Mitarbeiter ist Christian Friedrich Gerike (1767 bis 1803) zu nennen, der zuerst in Kuddalûr thätig war, seit 1778 aber in Madrâs, wo er die Gemeinde durch eine heilsame Kirchenzucht zu beleben versuchte. Von den Missionaren in Trankebar aber erwähnen wir nur Christoph Samuel John (1771—1813). Ein Wort von ihm ist charakteristisch. Er schrieb nach Europa: „Ein neuer redlicher Missionar würde uns zu großem Troste gereichen. Findet man aber keinen zuverlässigen Mann, so lasse man uns lieber aussterben.“ In der Heimat hatte der Rationalismus und die verkehrte Rousseau'sche

Auffassung der Naturvölker[1]) für das Missionsinteresse den Boden unterwühlt. In Kopenhagen war man lau geworden, und auch in Halle war der Geist der ersten Zeugen versiecht. Von England aus erhielt die Christian Knowledge Society zwar alle Stationen außer Trankebar, nämlich Vepery (Madrâs), Kuddalûr, Tandschaur und Tritschinâpalli, wozu übrigens noch Kumbakonam, Dindigal und Nagapatam gekommen waren, aber sie vermochte nicht dem Mangel brauchbarer Missionare abzuhelfen. Auf den genannten Plätzen und in ihrer Umgebung auf den Dörfern waren zwar beträchtliche Schaaren dem Christenthum gewonnen (bis gegen Ende des Jahrhunderts etwa 18000, nach andern Angaben 50000 Seelen) und zahlreiche Landprediger, Katecheten und Schullehrer thätig. Aber es fehlte die Lebenskraft für den noch nicht genügend zur Selbständigkeit erstarkten Organismus. So war der Verfall unabwendbar. Manche Gemeinden wurden eine Beute des Katholizismus. Andre behielten vom Christenthum nicht viel mehr als den Namen und einige äußere Formen. Die Blüte dieser Mission welkte dahin.

Ehe wir von der alten dänisch-hallischen Mission scheiden, müssen wir jedoch kurz den im Anschluß an dieselbe gemachten Versuch der **Brüdergemeinde** erwähnen. Derselbe war auf Veranlassung König Friedrich V. auf die Nikobaren gerichtet, wo damals ein dänischer Handelsposten bestand. Trankebar sollte nur als Zwischenstation dienen. In der Nähe dieser Stadt erwarb man eine kleine Besitzung, fortan der „Brüdergarten" genannt, auf der die Herrnhuter Kolonie unter J. G. Stahlmann sich 1760 niederließ. Da inzwischen aber der Posten auf den Nikobaren eingegangen war, suchten sie unter den Tâmil zu wirken, was nicht ohne Mißhelligkeiten mit den lutherischen Missionaren geschehen konnte. Nach acht Jahren wurde endlich Nankâveri, die größte der Nikobaren, besetzt. 20 Jahre haben die Brüder unter den größten Schwierigkeiten die Station gehalten, ohne Früchte zu sehen. Auch in Trankebar war die Thätigkeit nicht sehr ersprießlich, obgleich den Brüdern von Kopenhagen die Erlaubniß zum Missioniren gegeben wurde. Ebensowenig Erfolg hatte ein Versuch in der dänischen Kolonie Sirâmpûr (Serampore), der von dort auch nach Patna ausgedehnt wurde. Erst 1795 kam diese Mission zum Schluß, nachdem das Loos einer früheren Aufhebung gewehrt hatte. In derselben waren von 70 Geschwistern 40 als Opfer gefallen.

Die ersten Anfänge evangelischer Mission in **Bengalen** machte der bereits erwähnte Kjernander, als er 1758, durch die französische Eroberung aus Kuddalûr verdrängt, wie bisher als Missionar der Christian Knowledge Society nach Kalkutta übersiedelte. Von seiner zweiten Frau waren ihm reichliche Mittel hinterlassen, die er zum Bau einer Kirche und Schule verwendete (1768—70). Er predigte für die Engländer und Portugiesen. Ein großes Hinderniß war der unchrist-

[1]) Vergl. Seume's Kanadier: „Seht, wir Wilde sind doch bess're Menschen."

liche Wandel vieler Europäer. Doch gelang es ihm, eine Gemeinde aus den Eurasiern zu sammeln, die auf mehrere hundert Mitglieder anwuchs. Indessen seine Wirksamkeit, scheint es, wurde zuletzt gestört und getrübt. Verarmt zog er sich nach Tschinsûra zurück, wo er dänischer Kaplan mit bescheidenem Gehalte ward. Dort 1795 in Kriegsgefangenschaft gerathen, ward der 86jährige Greis von den Engländern nach Kalkutta gebracht, wo er von der Kompagnie eine kleine Pension erhielt. Die dortige Gemeinde war durch die treuen Bemühungen des Kaplan D. Brown vor gänzlichem Verfall bewahrt. Doch, wie es scheint, konnte dieser bei seinem Amte, obgleich er sich eine Zeitlang ganz der Mission gewidmet hatte, nicht alle Arbeit thun, und auch Kjernanders Kräfte reichten nicht dazu. Sein Verlangen, die Mission aufs neue belebt zu sehen, ging nicht in Erfüllung, da der ihm zur Hülfe gesendete Ringeltaube (s. unten) nicht standhielt. So starb der 90jährige Greis, ohne zu wissen, daß von ganz andrer Seite bereits ein fruchtbarer Keim der Mission nach Bengalen verpflanzt war.

In Kalkutta selbst hatte sich das Verlangen geregt, den Millionen von Hindû das Evangelium gebracht zu sehen. Man machte einen Vorschlag, daß Bengalen in 8 Distrikte getheilt und in denselben 8 anglikanische Geistliche angestellt und von der Kompagnie unterhalten werden möchten. Dies paßte allerdings nicht zu der bekannten Politik der letzteren. In England aber traf das Aufsehen, das die Verhandlungen über diesen Vorschlag machten, zusammen mit dem neuerwachten Missionsinteresse, das zur Stiftung der Baptisten-Missionsgesellschaft geführt hatte (1792). William Carey, früher Schuhmacher, nachher Baptistenprediger, war einer von denen, die das kürzlich entflammte Feuer schürten. Er selbst wurde der erste Missionar der neuen Gesellschaft und Bengalen ihm als Arbeitsfeld angewiesen. Aber die Ostindische Kompagnie, deren Direktoren „lieber eine Bande von Teufeln als von Missionaren in ihrem Gebiete sehen wollten", gestattet ihm nicht die Ueberfahrt. Heimlich kommt er mit einem dänischen Schiffe nach Kalkutta (1793), wo er als Indigopflanzer Eingang erlangt. Nach vielen Schwierigkeiten und Prüfungen (seine Gattin, die nur nach langem Widerstreben in das Unternehmen gewilligt hatte, verfiel in Schwermuth, es fehlten die Mittel, sein Gefährte Thomas machte ihm mancherlei Verlegenheiten) erhält er von einem christlichen Herrn den Posten eines Aufsehers auf einer Indigopflanzung bei Malda, 40 Meilen nördlich von Kalkutta. Hier beginnt er in aller Stille neben fleißigen Sprachstudien das Evangelium zu verkündigen, sowie auch die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Bengalische. Das Licht aber sollte weiter hinausleuchten. In einem amerikanischen Schiffe kamen vier weitere Baptistenmissionare nach Kalkutta, die offen ihren Beruf bekannten, aber schleunigst, ehe die Behörden ihnen Schwierigkeiten bereiten konnten, sich nach der dänischen Kolonie Sirâmpûr aufmachten (1799). Hier fanden sie bei dem Gouverneur Bie einen Freund von Schwartz. Sirâmpûr ward seitdem der Sitz der Baptisten-Mission. Auch Carey fand sich nun dort ein, um mit Marshman und Ward vor allem die literarischen Arbeiten zu treiben, die für die Mission

nicht nur in Bengalen, sondern in ganz Indien von nachhaltigster Wichtigkeit wurden. Aus den verschiedensten Gegenden zog man Sprachgelehrte heran. Die wissenschaftlichen Vorarbeiten (Grammatiken, Wörterbücher u. s. w.) wurden mit Eifer betrieben. Alle Mühe aber lief auf die Uebersetzung der Heiligen Schrift hinaus, die zuletzt in vierzig verschiedenen Sprachen oder Dialekten Indiens zustande kam, voran die Sanskritübersetzung. Diese Arbeiten konnten bei ihrer Neuheit und der Unzuverlässigkeit der Gehülfen freilich von zahlreichen Mängeln nicht frei bleiben. Immerhin aber bildeten sie die nöthige Grundlage, auf der später weitergebaut werden konnte, fanden auch von wissenschaftlicher Seite gebührende Anerkennung. Eine bedeutende Druckerei an Ort und Stelle besorgte die Vervielfältigung.

Dabei vernachlässigten die Baptisten aber nicht die Missionspredigt. Die Bekehrungen beschränkten sich freilich auf einzelne Fälle, und die Gemeinde blieb klein. Aber immer mehr Boten sandte die Missionsgesellschaft hinaus. Sie mußten weitere Arbeitsfelder suchen. Zuerst in aller Stille wurde Katwa, Bârhampûr und Dinadschpûr besetzt, 1807 sogar in Kalkutta selbst Fuß gefaßt, wo, obwohl unter Schwierigkeiten der Behörden, aus Christen verschiedener Bekenntnisse wie aus Heiden[1]) eine Gemeinde sich bildete. Weiter dehnte sich die Mission nach Dschessûr im Osten, Patna im Nordwesten und Orissa im Südwesten aus. Manche der Bekehrten wurden selber eifrige Missionare. Zu ihrer weiteren Ausbildung diente ein Seminar in Sirâmpûr, neben dem eine Normalschule bestand, in die auch Heiden ohne Belästigung ihrer religiösen Ansichten eintreten konnten, da die Missionare die allgemeine Bildung schon als Vorbereitung für das Missionswerk schätzten.

Näher einzugehen auf diese Arbeiten, die schon in die folgende Periode der Missionsgeschichte hinüberreichen, bleibt einem weiteren Abschnitt unsres Buches vorbehalten. Hier waren sie nur aufzuführen als die Vorbereitung für die weiteren evangelischen Missionen in Indien.

Noch aber dürfen wir eine besondere Klasse von Vorläufern derselben nicht übersehen, nämlich eine Anzahl von englischen Kaplanen. Nach dem Freibrief der Kompagnie sollte dieselbe in jeder Niederlassung einen Geistlichen der englischen Kirche anstellen, von denen erwartet wurde, daß sie auch die Landessprache lernten, um die Diener der Kompagnie im Christenthum zu unterrichten. Die meisten dieser Kaplane nun freilich waren nichts weniger als eifrig, und manche sahen ihr Amt fast als Sinekure an, da die Europäer nach Predigt und Seelsorge nicht fragten und ihre Verpflichtungen gegen die Eingebornen ganz in Vergessenheit gerathen waren. Viele dieser Herren waren rechte Lebeleute, die sich auf der Jagd und auf Bällen auszeichneten, Theater arrangirten u. s. w. Auch that ja die Kompagnie nichts, um die Bekehrung der Eingebornen zu ermuthigen, im Gegentheil, sie war derselben

[1]) Die Baptisten wie die Methodisten kennen keine reine Heidenmission, ein Umstand, der die Beurtheilung der Resultate ihrer Arbeiten oft erschwert.

prinzipiell abhold. Dennoch fanden sich im Stillen einige treue Geistliche, die nicht blos ihren Pflichten gegen die europäischen Civil- und Militärgemeinden redlich nachkamen, sondern auch den Eingebornen das Evangelium nahe zu bringen suchten. Die Kompagnie konnte wenigstens die Militärkaplane nicht hindern, da diese, seitdem königliche Truppen in Indien zur Verwendung kamen, von der Regierung resp. dem Bischof angestellt wurden. Neben dem schon erwähnten David Brown sind aus dem Anfange unseres Jahrhunderts zu nennen: Claudius Buchanan, der in Kalkutta ein Kollegium für orientalische Sprachen gründete und, viel auf Reisen im Dekhan, die Gelegenheit wahrnahm, dem Evangelio Platz zu machen. Seine Schrift über Indien gab weit und breit dem Missionsinteresse einen Anstoß. Ferner Henry Martyn, der in Dinapûr wie später in Kânpûr (Caunpore) unter den Eingebornen wirkte und 1810 eine Missionsreise nach Persien unternahm, nachdem er das Neue Testament ins Persische übersetzt hatte. Ihm war es sogar gelungen, einige Muhammedaner zu bekehren. Weiter D. Corrie an verschiedenen Punkten der Nordwestprovinzen, später Bischof von Madrâs. Endlich ist auch T. Thomason zu nennen, der eigends, um unter den Heiden arbeiten zu können, 1810 seine Pfarrstelle in der Heimat aufgab und eine Kaplanstelle in Kalkutta annahm. Aus neuerer Zeit erwähnen wir George Trevor, vergl. Basl. Miss.-Magazin 1862, S. 527 ff.

7. Die Engländer in Indien.

a) Die Ostindische Kompagnie.

Unter den Faktoren, mit welchen die neuere Mission in Indien zu rechnen hatte, stand obenan die Englisch-Ostindische Kompagnie. Diese Gesellschaft von Kaufleuten war nach und nach in den Besitz eines mächtigen Reiches gelangt. Die bedeutendsten indischen Länder waren ihr Eigenthum geworden, und auch die meisten der noch selbständigen Staaten waren in ein Bundesverhältniß getreten, das sie dem Einfluß der Kompagnie unterwarf. Bei den vielen Millionen Heiden, die also unter christlicher Herrschaft standen, hätte man glauben sollen, würde die Mission ein außerordentlich günstiges Arbeitsfeld finden. Aber wie schon angedeutet, die Kompagnie hatte kein Interesse an der Bekehrung der Eingebornen. Nur das Handelsinteresse war ihr Motiv. Daher so sehr sie auch die Hebung des Wohlstandes in den ihr unterworfenen Gebieten durch Kanalisation, Bau von Brücken, Wegen und Reisehäusern (Bangala), Beförderung weltlicher Bildung u. s. w. sich angelegen sein ließ, so wenig that sie, um den umnachteten Heidenvölkern das Licht der Wahrheit zugänglich zu machen. Von dem ersteren hoffte sie Früchte für den eigenen Nutzen, von dem letzteren fürchtete sie kurzsichtigerweise Gefahren nicht blos für ihren Vortheil, sondern überhaupt für die Existenz ihrer Herrschaft. Nun konnte ja freilich kein verständiger Mensch die Einführung des Christenthums mit äußerer Gewalt wünschen. Nichts hätte so sicher wie dieses die Christianisirung Indiens vereitelt. Auch konnte man es den Herrschern nicht verdenken,

wenn sie sich scheuten, die ungeheuren Massen (200 Millionen), die sie mit einem unverhältnißmäßig kleinen Häuflein von europäischem Militär (60000) im Zaum halten sollten, zu verletzen.

Im Grunde wird man also das Prinzip der Toleranz und Neutralität unter solchen Verhältnissen nicht mißbilligen können. Die Kompagnie aber wandte dies Prinzip derart an, daß daraus ein Liebäugeln mit dem Götzendienst und eine Begünstigung desselben wurde, während andrerseits jeder Versuch der Mission ängstlich fern gehalten wurde. Nur gleichsam hinter dem Rücken der britischen Behörden war es den Baptisten von Sirâmpûr aus gelungen, ihre Mission in Bengalen auszubreiten. Bis zum Jahre 1813 aber war grundsätzlich die Zulassung von Missionaren ausgeschlossen. Es erscheint unglaublich, welche Fürsorge dem Götzendienst zu Theil wurde. Greifen wir ein paar Beispiele heraus.

Missionar Rhenius schreibt: „Der Kollektor hat von der Regierung in Madrâs Befehl erhalten, 40,000 Rupies (80,000 Mark) auszuzahlen für eine gewisse Ceremonie, die im Götzentempel zu Tinnevelly stattfindet. Durch das Oel nämlich, das beständig über den Götzen Ganeça ausgegossen wird, wurde sein Fußgestell beschädigt. Es bekam Risse; Insekten nisteten sich ein und starben darin, was für den Götzen eine große Unehre ist. Es muß deshalb das Fußgestell ausgebessert und jeder Riß sorgfältig ausgefüllt werden. Um diese Reparaturen vorzunehmen, muß man den Götzen bitten, für eine Zeitlang sich hinweg zu bemühen und nach Vollendung der Reparaturen wieder zu kommen. Bei dem Abzuge und der Wiederkunft des Götzen müssen durch die Brahmanen viele Ceremonien verrichtet und hunderte derselben für 40 Tage gefüttert werden. Zu diesem Ende hat die christliche Regierung 40,000 Rupies verwilligt.“ [1])

Zur Verherrlichung von Götzenfesten mußten christliche Soldaten im Parademarsch mit ihrer Musik und Kanonensalven mitwirken. — In Tandschaur kam es vor, daß nicht Leute genug willig waren, bei einem Feste den großen Götzenwagen zu ziehen. Christliche Beamte kommandirten Eingeborne zu diesem Götzendienst. Verfallene Tempel wurden auf Kosten der Regierung wieder hergestellt. Ja — schmachvoll zu sagen — es stehen noch Tempel, die sogenannte Christen ihren heidnischen Buhldirnen gebaut haben. [2]) In Madrâs ließ die Regierung jährlich auf ihre Kosten einen Kalender drucken, der mit einem Gebet an den Ganeça begann. Auch bei jenem Feste, wo jeder Hindu sein Handwerkzeug anbetet, der Schneider seine Nadel, der Bauer seinen Pflug u. s. w., wurden in den Büreaux der Regierung die Akten und Rechnungen feierlichst angebetet. Die sämmtlichen Tempelgüter waren unter Verwaltung genommen, und alle Bedürfnisse der Götzen wurden von der Regierung bestritten, wobei sie keineswegs einen Profit hatte, sondern sogar zusetzte. Vortheilhafter war freilich die Steuer, welche von den Pilgern zu Dschaggannâtha und andern Wallfahrtsorten erhoben wurde, und die der Kompagnie in einem Jahre nicht weniger als 587,000 Rupies einbrachte. Man freute sich selbst, wenn die Zahl der Pilger im Wachsen war.

Doch genug der Beispiele, um das System zu kennzeichnen, welches

[1]) Basler Missionsmagazin 1858, S. 288.
[2]) Ebendaselbst, S. 281.

den Verkehr der Briten mit ihren Unterthanen in Indien bestimmte. Doch nicht blos als ob sie alle ihr Christenthum abgestreift hätten, bevor sie hinausgingen. Manche haben es draußen freilich völlig verloren und sich vollkommen hinduisirt, wie z. B. ein Beamter Namens Stewart, als der Hindû-Stewart bekannt, der selbst bei seiner Rückkehr ins Vaterland seine Götzen mitnahm und dort fortfuhr, sie anzubeten; oder wie jener andere, der in Madrâs die Feier eines lange vergessenen Götzenfestes mit großem Eifer wieder in Gang brachte, und als der unförmliche Götzenwagen nicht durch das Thor ging, sogar das Abbrechen des letzteren veranlaßte. Das sind jedoch nur einzelne Beispiele excentrischer Personen. Viel verbreiteter war unter den Engländern in Indien ein religionsloses Weltleben, oft in rechter Sünde und Schande, aber unter stiller Verachtung des ganzen Götzenkrams. Dennoch hat es unter den Beamten nie gefehlt an einzelnen frommen Persönlichkeiten, denen das Elend des Heidenthums zu Herzen ging, und die in ihrer unmittelbaren Umgebung oft recht segensreich gewirkt haben. In weiterem Kreise aber etwas zu thun oder zu veranlassen, war ihnen durch jenes System, durch die traditionelle Politik der Kompagnie verwehrt, oder sie wurden bei etwaigen Versuchen wohl selbst gemaßregelt.

So war es denn der Kompagnie gelungen, alle größeren Missionsunternehmungen von ihrem Gebiete fern zu halten. Zu Anfang unseres Jahrhunderts war in England mit neuem religiösen Leben auch das Gewissen über die geschilderten Zustände in Indien erwacht. Im Jahre 1813 mußte der Freibrief der Kompagnie erneuert werden. In den dazu erforderlichen Parlamentsverhandlungen kam es zu heftigen Parteikämpfen. Petitionen liefen von allen Seiten ein, um der Mission die bisher verschlossenen Thüren des britischen Indiens zu öffnen. Die erwähnte Schrift Buchanans hatte nicht wenig beigetragen, das Interesse des Publikums zu bestimmen. So wurde denn die Kompagnie verpflichtet, denjenigen Personen, die nach Indien gehen und sich dort aufhalten würden, um nützliche Kenntnisse zu verbreiten und die sittlichen und religiösen Zustände der Eingebornen zu verbessern, auf gesetzlichem Wege jede Erleichterung zu bieten. Allen britischen Unterthanen sollte es fortan erlaubt sein, sich in Indien niederzulassen, Schulen zu gründen u. s. w.; auch wurde eine kirchliche Verfassung eingeführt, ein Bischof und drei Archidiakonen sollten angestellt, sowie eine bedeutende Summe zur Anlegung von Schulen und höheren Unterrichtsanstalten verwendet werden. [1])

Damit hatte denn endlich die Mission freien Zugang erlangt, und wir werden weiterhin, bei Besprechung der einzelnen Gebiete, sehen, wie verschiedene Gesellschaften alsbald in die Arbeit eintraten. Freilich war die Zulassung der Mission nur wider den Willen der Kom-

---

[1]) Auch in anderer Beziehung wurden tief greifende Aenderungen beschlossen. Das Handelsmonopol wurde aufgehoben, oder vielmehr auf den Handel mit China beschränkt. Zwanzig Jahre später hörte die Kompagnie, die längst eine politische Macht geworden war, auf, eine Handelsgesellschaft zu sein, und zugleich wurde Indien für Angehörige aller Nationen geöffnet.

pagnie erzwungen und damit die „traditionelle Politik“ noch keineswegs beseitigt. Wohl wurden die Schulen mit großem Kostenaufwande angelegt; aber aller Religionsunterricht sollte ausgeschlossen sein, was jedoch im Grunde nur den christlichen betraf, da die heidnischen Wissenschaften in ihrer Verknüpfung mit der brahmanischen Weltanschauung gelehrt, die Vêda und Çâstra und bei Muhammedanern der Korân zugelassen wurde, während die Einführung der Bibel streng verboten blieb. Dabei ging die Fürsorge für den Götzendienst ruhig weiter, und die alten heidnischen Greuel, Witwenverbrennungen (Satti), das Aussetzen von Alten und Kranken am Ganges, das grausame Hakenschwingen, sowie andre Grausamkeiten bei den Götzenfesten, die schon die Humanität hätte verbieten sollen, wurden unangefochten getrieben.

Aber auch nach dieser Seite hin wurde die Kompagnie durch die öffentliche Meinung Schritt vor Schritt weiter gedrängt. Besonders war dies 1833 bei der abermaligen Erneuerung des Freibriefes der Fall. In der neuen Periode wurde das Verbot der Satti, das Lord Bentink für Bengalen schon 1829 auf eigne Hand erlassen hatte, auf das ganze britische Indien ausgedehnt, die Verbindung mit dem Götzenwesen, offizielle Betheiligung bei Festen, Verwaltung der Tempelgüter aufgehoben, die Pilgertaxe abgeschafft u. s. w. Ein großes Hinderniß für das Evangelium war die Sitte, daß jeder, der durch Annahme einer andern Religion seine Kaste verlor, zu gleicher Zeit auch jedes Erbrechtes verlustig ging. Auch dies Hinderniß der persönlichen Freiheit mußte durch ein besonderes Gesetz fallen, was freilich unter dem Murren der Brahmanen geschah. Der Unterricht wurde durch Einführung der englischen Sprache und europäischer Wissenschaften gehoben und schließlich wenigstens außer den offiziellen Schulstunden eine christliche Unterweisung derjenigen Schüler, die es ausdrücklich wünschten, gestattet. In ihrer letzten Periode mußte sich die Kompagnie sogar dazu herlassen, diejenigen Missionsschulen, die sich durch ihre Leistungen in den weltlichen Unterrichtsgegenständen auszeichneten, aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen.

Waren auch die Vertreter dieser neuen Richtung in Indien selbst immer zahlreicher geworden, so hatte sich doch die Kompagnie alle diese Zugeständnisse nur mit Widerstreben abringen lassen. Wie sie schließlich infolge der schweren Erschütterung des Militäraufstandes ihr Ende gefunden hat (1858), noch ehe die Periode ihres letzten Freibriefes abgelaufen war, werden wir im letzten Abschnitte ausführlicher betrachten.

b. Das Leben der Europäer in Indien.

Um uns von dem Betriebe der Mission in Indien eine möglichst klare Vorstellung zu machen, müssen wir von dem Leben der Europäer daselbst ein Bild zu gewinnen suchen. Dasselbe hat unter den überall gleichwirkenden klimatischen und sozialen Verhältnissen einen festen Typus gewonnen, dem sich auch die Missionare nicht entziehen können, wenn auch hie und da wohl ein Einspänner angetroffen wird, der jene

auf vielen Erfahrungen beruhenden Lebensgewohnheiten mit Nichtachtung bei Seite setzt, freilich gewöhnlich zum Schaden seiner Gesundheit und seines Werkes. Damit soll jedoch keineswegs der angloindischen Lebensweise der Ruhm der Vollkommenheit gespendet sein. Sie trägt in vielen Beziehungen der Einfachheit bei weitem nicht Rechnung, wie es wünschenswerth wäre, da von alten Zeiten her die außerordentlich gut besoldeten Beamten, sowie auch die Geschäftsleute mit ihrem reichen Erwerb auf etwas hohem Fuße zu leben gewohnt waren. In dieser Beziehung lehren den Missionar, jedenfalls den deutschen, die beschränkteren Mittel schon, die nöthigen Aenderungen treffen. Es wäre aber unbillig und unverständig, wenn man von ihm verlangen wollte, daß er überhaupt die einfache Lebensart der Heimat auch in Indien zur Anwendung bringen solle.

Was vor allen Dingen das dortige Leben für den Europäer so kostspielig macht, ist die zahlreiche Dienerschaft, die um des Kastenunterschiedes willen nöthig wird, da sich einer mit den einer andern Kaste zustehenden Verrichtungen nicht verunreinigen will. Der Maler Hildebrandt (Reise um die Erde, I, 120 ff.) schildert uns diese Gesellschaft folgendermaßen:

Da ist zuerst ein Kellermeister (Butler, Kansumah), der die höheren Funktionen des Haushaltes versieht, Einkäufe macht, Vorräthe überwacht und verwaltet, auch seinen Herrn bei Galavisiten begleitet; aber ihm steht noch ein Under Butler zur Seite. Der Valet servirt den Kaffee, besorgt das Bad, geht bei der Toilette zur Hand und leistet Dienste bei Promenaden, Land- und Wasserfahrten. Der Koch (Bawarche) disponirt, um sich nicht zu überarbeiten, über einen Unterkoch. Der Bearer (Chief Hamall) polirt die Möbel mit Oel und Wachs, servirt die Tafel u. s. w. Die Bewachung der Hausthüre liegt dem Darban (Doorkeeper) ob; außerdem aber ist für die Nachtwache ein private watchman angestellt. Der Bihiste (Bisti) oder Wasserträger besorgt die tägliche Quantität Wasser. Der Dhôbi (Washerman) wäscht das gröbere Leinenzeug; in einem größern Haushalte muß es außerdem einen Wäscher für Leibwäsche und alle feinen Stoffe geben. Werden Hunde gehalten, so darf der Hundewächter nicht fehlen. — Selbstverständlich sind Gärtner, Kutscher, Stallbediente u. s. w. Die Kosten eines solchen Haufens von Tagedieben belaufen sich monatlich auf drittehalbhundert Rupies. Demgemäß müssen natürlich auch die Räumlichkeiten des Hauses eingetheilt sein.

So großartig sind nun freilich die meisten Missionare nicht eingerichtet. „Natürlich", denkst du, „die haben christliche Dienstleute, die gelernt haben, daß ein Koch das Wasser selber holen und auch Zeit zum Waschen übrig behalten kann." Weit gefehlt! das leuchtet auch den Bekehrten noch lange nicht ein, daß diese „Theilung der Arbeit" etwas Ueberflüssiges sein sollte. Vergessen wir nicht, es handelt sich um Vorurtheile, die Jahrtausende alt sind, und man ist froh, wenn nur die unchristliche Bitterkeit des Kastenwesens überwunden wird. Doch beschränkt sich der Missionar etwa auf seinen Koch, Wasserträger, Pferdeknecht, Nachtwächter, Gärtner und den von dem reisenden Maler übersehenen, aber unabkömmlichen Pankazieher. Was er zu thun hat, wird uns sogleich bei der Besichtigung des Wohnhauses auffallen.

Wir schildern nicht die eleganten, mit allem Luxus ausgestatteten Villen der englischen Beamten. Der Missionar wohnt einfacher.

Denken wir uns[1]) ein einstöckiges Backsteingebäude, mit Stroh oder Ziegeln gedeckt, ohne Fenster, nur mit großen Glasthüren; an zwei Seiten mit einer ein paar Stufen erhöhten Veranda umgeben, die Decken der Zimmer oft nur aus ausgespannter grober Leinwand bestehend, über der nicht selten Ratten und Marder ihr Spiel treiben. Die Veranda ist nöthig, um den grellen Sonnenstrahlen den Eintritt zu verwehren. Die großen und luftigen Wohn- und Schlafzimmer zeigen einfach geweißte Wände. Der Fußboden ist mit Matten bedeckt, die leider nur zu oft von den weißen Ameisen zerfressen werden.[2]) Daneben darf die Badestube nicht fehlen. Andere Kammern dienen als Vorrathsräume; die Küche aber ist nie unter demselben Dache, sondern bildet zur Vermeidung der Hitze ein besonderes Häuschen. Auch die wirthschaftlichste Missionarfrau wird es bald inne, daß sie dort nicht vor dem Heerde stehen kann, wie in der Heimat. Wollte sie es ertrotzen, könnte es ihr gehen wie jener, die darüber geistesschwach wurde. So schwer es ihr wird, sie muß das Kochen dem Koch überlassen. Blicken wir uns in den Zimmern um, wenn wir uns an das Halbdunkel, das bei geschlossenen Jalousien den Eintretenden empfängt, gewöhnt haben, so fällt uns vor allem ein großer an Stricken hängender Vorhang auf, der durch eine auf die Veranda hinausgehende Leine sich in Bewegung setzen läßt. Dieser große Fächer, die Panka, ist auch kein Luxus, und der Kuli,[3]) der ihn zieht bei Tag und zum Theil bei Nacht, ist in der heißen Zeit unentbehrlich. Versuch es ohne ihn fertig zu werden, und bald perlen dir auch im luftigsten Zimmer die großen Schweißtropfen von der Stirne, hinter der dir so wüst im Kopfe wird, daß du zu jeder Arbeit unfähig wirst. — Da aber haben wir noch ein anderes Schutzmittel gegen die Hitze. Vor der geöffneten Thür hängt die aus Cascaswurzeln geflochtene Matte, die ab und zu mit Wasser begossen durch die Verdunstung eine angenehme Kühlung und erquickenden Duft verbreitet.

Daß sich die Ausstattung der Zimmer nicht blos auf das Allernothwendigste beschränkt, sondern den Eindruck des Behaglichen macht, wollen wir gerne jedem Missionar gönnen, da er ohnehin genug zu entbehren hat. Auch jene feinen Musselinvorhänge vor den Betten sind nicht überflüssig. Wollte man sich in der Nacht nicht gegen die Moskitos, diese kleinen Vampyre, schützen, so wäre man am Tage nicht brauchbar.

Ebenso dürfen Missionsleute mit der Wäsche nicht sparsam sein. Die tüchtigen Leinenhemden können sie getrost in der Heimat lassen. In Indien trägt man nur ganz dünne Baumwollenzeuge. Die müssen viel öfter als bei uns gewechselt werden, und das macht viel Arbeit für

[1]) Vergl. Nottrott, Die Goßner'sche Mission unter den Kohls. S. 309.

[2]) Es gibt wenig Dinge, die von diesen Insekten nicht zerfressen werden. Gelingt es ihnen, in einen Koffer einzudringen, so verzehren sie Tag für Tag mindestens einen Rock, bis jener leer ist. Sie steigen hinauf und verspeisen die Balken und Dachsparren, als wenn sie Zwieback wären. Selbst Mauersteine und Mörtel sind nicht zu hart für ihren Appetit. — Jener eingeborne Beamte freilich fand bei seinem Vorgesetzten doch keinen Glauben, der ein beträchtliches Defizit in der öffentlichen Kasse damit entschuldigte: die weißen Ameisen hätten die Rupies gefressen. (E. Braddon, Life in India.)

[3]) Kuli heißen überhaupt alle gewöhnlichen Arbeitsleute.

den Dhôbi, der zwar alles immer blendend weiß wiederbringt, aber mit dem theuren Zeuge beim Waschen im Bache so unbarmherzig umgeht, es gegen die Steine schlägt u. s. w., daß von langer Haltbarkeit nicht die Rede sein kann. Die übrige Kleidung muß gleichfalls leicht sein. Nach der steifen englischen Etiquette plagt man sich freilich für gewisse Fälle mit dem full dress der Heimat; der deutsche Missionar aber ist darin weniger ängstlich und erscheint getrost im dünnen schwarzen Sommerrocke; für gewöhnlich aber trägt er den lustigen weißen Anzug. Den fingerdicken Solahut — aus Pflanzenmark gefertigt und mit Baumwolle überzogen — auf dem Kopfe, darüber den außen weißen und inwendig schwarzen Sonnenschirm, so kann er sich, wenn die Sonne nicht im Zenith steht, hinaus wagen.

Am liebsten freilich wählt man zum Ausgang die erquickende Morgenstunde. Da athmet man auf in der erfrischten, balsamischen Luft. Noch ist die Sonne nicht sehr hoch gestiegen, so geht es in die Badestube. Nachher der Kaffee, um 10 Uhr warmes Frühstück, um 4 Uhr die Hauptmahlzeit, um 8 Uhr Thee — das ist die gewöhnliche Tagesordnung. Auch für den Europäer bildet Reis die Hauptnahrung, doch muß es die feinere Sorte sein, die 7—10 Pfennige kostet — der billigere grobe Reis der Eingebornen ist ihnen nicht zuträglich. Dazu ißt man Fleisch — mag auch der Hindu immer noch über solche Sünde entrüstet sein. Gewöhnlich wird es als Karri (Curry) zubereitet, d. h. Ragout mit scharfer Brühe aus spanischem Pfeffer, Ingwer, Anis, Koriander, Tamarindenschoten und vielen andern Gewürzen. Wer in einem tropischen Klima lebt, gewöhnt sich an solche Speise. Mir machte sie nur den Eindruck: „Feuer im Munde." Ohne weiter auf den indischen Küchenzettel einzugehen, darf ich versichern, daß derselbe nicht arm ist. Fische, Eier und Geflügel, Milch und Honig sind überall zu haben, wo Engländer leben, auch Rindfleisch, sonst begnügt man sich mit Hammelfleisch. Wer aber Butter nach heimischer Weise haben will, muß selbst eine Kuh halten. In manchen Gegenden ist es auch schwer, Milch von den Eingebornen zu kaufen. Der Garten des Missionars liefert in der kühlen Zeit die meisten europäischen Gemüse, die freundlich an die ferne Heimat gemahnen. Aber auch Ananas, Apfelsinen und Citronen, Bananen, die köstliche Mangopflaume, der zarte Custard-[1]) Apfel und — doch ich will dem Leser den Mund nicht wäßrig machen. Könnte ich dir ein Stück von jener kopfgroßen Frucht des Dschakabaumes [2]) reichen, an der sich die Diener delektiren, so würde dir vielleicht schon vom Geruch das Verlangen nach den Früchten Indiens vergehen. Die oben genannten aber sind für den, der dort des Tages Last und Hitze trägt, eine wahre Erquickung, die wir ihm gerne gönnen wollen.

Den Missionaren in Indien ist wohl mal der Vorwurf gemacht, daß sie gut lebten — und zwar mehr als nöthig. Eine bekannte Reisende (Ida Pfeifer) hat damit ihren freundlichen Wirthen, die ihr zu Ehren ein paar geschenkte Konservebüchsen öffnen ließen, schlecht ge-

[1]) Crême; Anona squamosa.

[2]) Eine Art Brodfrucht, Artocarpus integrifolia; die Früchte wachsen schwammartig aus dem Stamme.

dankt. Dergleichen gönnt sich in Indien jeder Regierungsschreiber. Es wäre aber auch thöricht, wollte man nicht auf Essen und Trinken die Sorgfalt verwenden, welche die in Indien so vielfach bedrohte Gesundheit erfordert. Wer sich darüber hinwegsetzen will, wird sich ein frühes Grab bereiten. Auch bei aller Vorsicht kommen aus Indien genug Trauerbotschaften, die man nicht erwartet, und mancher muß mit gebrochener Gesundheit zurückkehren.

Unter den Entbehrungen, welche die Europäer in Indien zu tragen haben, steht obenan die, daß sie ihre Kinder nicht bei sich behalten können. Wenn sie nicht an Leib und Seele verkümmern sollen, müssen sie gewöhnlich im achten Lebensjahre nach Europa gebracht werden. Das ist natürlich eines der schwersten Opfer, das Eltern bringen. — Auf einsameren Stationen ist auch das Fehlen eines angemessenen Umganges sehr empfindlich. Selbst bei den christlichen Eingebornen sucht der gebildete Europäer einen solchen umsonst. Vielleicht mit wenigen Ausnahmen dürften auch die gefördertsten Katecheten und selbst ordinirte Eingeborne nicht im Stande sein, dem Missionar einen genügenden geistigen Verkehr zu gewähren, da er sich ihnen gegenüber nur gebend und, wenigstens nicht direkt, nicht empfangend verhalten kann.

Anders ist dies in den großen Städten, wo viele Europäer leben. Sie leben dort meist in den Vorstädten, oft in prächtigen Villen, umgeben von kunstvollen Anlagen mit schattigen Frucht- und Blütenbäumen. Es finden sich dort viele Kreise, in denen gesegneter christlicher Umgang herrscht. In größerem Maßstabe aber trifft man die weltliche Geselligkeit mit Gastereien, Bällen, Picknicks und Vergnügungen andrer Art, sowie den Sport mit Pferderennen, Jagden u. dergl. An solchem Treiben betheiligt sich der Missionar natürlich nicht.

Dieses Zusammenwohnen der Europäer findet sich ebenfalls auf den Militärplätzen. Die sogenannten Cantonments sind über das ganze Land vertheilt. Sehen wir ein solches etwas näher an.

„Das Cantonment war ungefähr 5/4 Stunden lang; an einem Ende desselben lag das Fort, wo das Arsenal, eine kleine Garnison und die Büreaux des Civilkommissärs sich befanden; am andern Ende lag der Begräbnißplatz, nahe dabei die Artilleriekaserne. In der Mitte zwischen diesen beiden Endpunkten dehnten sich die Kasernen eines königlichen Dragonerregiments, ferner eines Infanterieregiments und die Baracken zweier Eingebornen-Regimenter aus — alles an dem Paradeplatze entlang.[1]) Dazu kam endlich noch ein Regiment Eingebornen-Kavallerie, das in einiger Entfernung im Hintergrunde seine Quartiere hatte. Die Offiziere lebten mit ihren Familien in zerstreuten stattlichen Wohnungen, meist innerhalb der Linien der ihnen zugehörigen Regimenter.[2]) — Jedes der Eingebornen-Regimenter zählte etwa 30 Christen, einschließlich die europäischen Offiziere und die Trommler mit ihren Familien. Im ganzen belief sich die Zahl der Protestanten auf 2800 Seelen, für die zwei Kaplane angestellt waren. Unsere Kirche stand gerade oben am Paradeplatze etwa in der Mitte des Cantonments und faßte nur 500 Personen. Die Geistlichen hatten am Sonntage jeder zwei volle Gottesdienste zu versehen. — Außerdem hatte

[1]) Denken wir uns denselben sogleich belebt mit einem Bataillon Sipahi (Sepoy) beim Exerziren. Die Truppen in greller rother Uniform zeigen trotz der Hitze eine straffe elastische Haltung. Weithin klingen die hindustanischen Kommandoworte: Teltschün, Achtung u. s. w.

[2]) Ein Kasino für die Offiziere und verschiedene Anstalten für Erholung und Sport pflegen nicht zu fehlen.

jedes Corps sein Hospital und seine Schule, wo die Kaplane ebenfalls thätig waren." — — Mit solchen Cantonments sind dann gewöhnlich noch Außenstationen verbunden, d. h. Orte, wo 15 bis 50 Christen (Europäer und Indobriten) leben, die unter der Pflege der Kaplane stehen. Das weite Arbeitsfeld eines solchen erstreckt sich wohl über eine ganze Provinz.[1]) Uebrigens schließen sich an solche Militärstationen auch immer ein Bazar und die Wohnungen von vielen Eingebornen an, die dort mancherlei Verdienst finden, so daß auch außer den Sipahi, die ihre Familien bei sich haben, Gelegenheit zur Missionsarbeit gegeben wird. Der letztern freilich waren die leitenden Militärs mit wenigen Ausnahmen abhold; und viel besser mag es auch jetzt noch nicht sein.[2])

Ein wichtiges Stück in dem Leben der Europäer in Indien, das besonders auch bei den Missionaren eine große Rolle spielt, ist das Reisen. Zwar sind in neuerer Zeit in Indien großartige Eisenbahnlinien geschaffen, welche die Hauptpunkte des Landes mit einander verbinden; indessen dadurch sind die landesüblichen Beförderungsmittel doch nur wenig in den Hintergrund gedrängt. Suchen wir daher ein Bild von denselben zu gewinnen: es ist der Palki und der Ochsenwagen.

Welch Aechzen und Stöhnen, Schelten und Rufen dringt dort aus dem Walde her? Fast möchte man glauben, eine Schlägerei finde da statt, denn aufs neue erhebt sich gewaltiges Geschrei, und deutlich vernimmt man das Zusammenschlagen von Stöcken. Immer näher kommt der Lärm. Doch siehe, statt eines streitenden Haufens erscheint ein wohlgeordneter Zug aus dem Gebüsch. Vier dunkle Männer, bis auf das Lendentuch unbekleidet, tragen den an einer Bambusstange befestigten großen Kasten, den Palki oder Palakin, und stöhnen dabei vielleicht mehr als nöthig ist. Den Lärm machen die andern, die neben hergehen und durch ihr Schreien und Schlagen die Thiere des Dschangel fernhalten wollen. In dem mit Schiebethüren an den Seiten versehenen Palki liegt auf einer Matratze und Kissen der Reisende, der es sich in dem Käfig möglichst bequem macht. Da es keine Gasthäuser gibt, so gleicht das Innere zugleich einer Vorrathskammer. Eßgeschirre, Körbe mit Speisen, Flaschen u. s. w. stehen in den Winkeln oder hängen auswendig auf der Schattenseite. Geht die Reise nicht auf einer mit Bangalä versehenen Straße, so tragen einige Kuli ein Zelt, Feldstuhl, Decken u. s. w. zur Nachtherberge. Als Träger braucht man gewöhnlich ihrer 8, da je 4 und 4 von 10 zu 10 Minuten sich ablösen.[3]) Voran geht einer, der den Weg sucht und im Dunkeln mit der Fackel leuchtet. — Statt des Aechzens und Schreiens aber begleitet die Palkireise, wo keine Raubthiere zu fürchten sind, ein höchst monotoner Gesang, nach dessen Takt sich alle Bewegungen der Kulis regeln. Der Text ist gewöhnlich improvisirt, z. B.

Wir tragen einen guten Herrn, ah! ah!
Wir tragen einen reichen Herrn, ah! ah!
Er wird uns ein Trinkgeld geben, ah! ah!
Er wird uns zwei Rupies geben, ah! ah!
Er wird uns eine Rupie geben, ah! ah!
Er wird uns 'ne halbe Rupie geben, ah! ah!

(Hildebrandt.)

---

[1]) Basler M.-Magazin, 1862, S. 531 ff. Wir nahmen diese ausführlichere Schilderung auf, da manche Missionsstationen im Anschluß an solch ein Cantonment entstanden sind.

[2]) Schließlich wollen wir nicht übersehen, daß die Sipahi vielfach Tâmilleute aus einer der niedersten Kasten Paria (Pareiar) sind.

[3]) Der Lohn der Träger ist nach Mateer in Travankôr pro Mann und engl. Meile 1 Chakram, das für die deutsche Meile etwa 40 Pfg. ausmachen würde. Bei der obigen Schilderung wurde übrigens Nottrott a. a. O. 349, sowie Leipziger Missionsblatt 1863, S. 87, benutzt. In manchen Gegenden bilden die Palkiträger eine besondere Kaste. Oft sind es große kräftige Gestalten. Sie laufen in kurzem Trabe einher, die eine Hand an der auf der Schulter ruhenden Tragstange, die andere in der Luft rudernd.

Das ist denn wohl der ihnen denkbar kleinste Betrag des Bakschisch, bis zu dem sie sich herunter handeln, denn nun geht es von vorne los mit dem Appell an den guten Herrn. Der aber dreht und windet sich vor langer Weile in seinem Kasten und kann vielleicht trotz des Schlummerliedchens den Schlaf nicht finden. Die orientalische Geduld, die zu solcher Reise gehört, muß man sich erst durch lange Erfahrung aneignen. Wird sie doch oft genug dabei auf die Probe gestellt! Da haben die Träger aus bloßer Unachtsamkeit einen Umweg gemacht, der einen ganzen Tag hinnimmt. An der Kulistation sind die bestellten Träger nicht da; man muß nach ihnen schicken und sich lange versäumen. Des Morgens wird 3 Stunden später aufgebrochen als bestimmt ist, weil die Träger ihren Reis in größter Gemüthsruhe erst kochen, essen und verdauen müssen, und sich durch alles Drängen zur Eile auch nicht im geringsten irre machen lassen; das alles sind Dinge, die einem wohl das Blut in Wallung bringen können.

Auf den häufiger benutzten Wegen sind von der Regierung in bestimmten Entfernungen Rasthäuser, Bangalá (Bungalows) angelegt. Es sind kleine einstöckige Häuser mit mehreren Zimmern und Badestube. Außer den allernöthigsten Möbeln finden sich keinerlei Geräthschaften darin. Der Reisende muß, um es sich bequem zu machen, alles mitbringen. Diese Häuser sind der Obhut eines Eingebornen anvertraut, der zugleich auch gewisse Dienste gegen geringe Entschädigung verrichtet. Nicht immer darf man darauf rechnen, daß er auch Nahrungsmittel besorgt. Auf andern Straßen gibt's eine geringere Art Rasthäuser, Tschältri (Chowltry) genannt, nach der Straße zu offen, aus denen der Reisende oft erst die Affen und Fledermäuse vertreiben muß, die darin hausen.

Eine andre Art zu reisen ist die mit dem Ochsenwagen (bullock cart). Derselbe ist ein zweirädriger Karren der einfachsten Konstruktion, ohne Sitze. Eine Matte, aus Kokosblättern geflochten, ist als Schutz gegen die Sonne auf Reifen darüber gespannt. Wie eine dicke Guirlande ist vorne Stroh für die Ochsen angebracht. Wer es wagen wollte, sich auf die bloßen Bretter zu setzen, der würde jämmerlich durchgerüttelt und geschüttelt werden. Legt man sich aber eine Matratze und Kissen hinein, so mag es eher gehen. Dann freilich klebt der Fuhrmann fast nur noch am Karren; dicht vor ihm die beiden hellfarbenen Buckelrinder mit ihren Fetthöckern auf den Schultern und ihren nach hinten gerichteten Hörnern, die an den durch die Nase gehenden Zügeln gelenkt werden. Dabei wird auch die kurze Peitsche oder mehr der Stock derselben gebraucht und manches antreibende Wort in singendem Tone. Wohlfeiler und weniger umständlich ist es, mit dem Wagen zu reisen; bequemer reist man im Palki.

Diese Züge mögen dem Leser genügen, um sich eine Vorstellung von den Lebensverhältnissen der Missionare in Indien zu machen. Noch wichtiger freilich ist es, ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben des Volkes selbst zu gewinnen, dem ihre Arbeit gilt. Die Schilderung von Land und Leuten in einen Abschnitt zusammenzufassen, ist hier nicht gerathen. So sehr auch gewisse Erscheinungen gleichermaßen sich überall in ganz Indien wiederfinden, so eigenthümlich gestalten sich doch wieder im einzelnen die Verhältnisse auf den verschiedenen Gebieten. Daher, um uns nicht in Allgemeinheiten zu verlieren, theilen wir die Betrachtung und sehen uns Land und Leute der

verschiedenen Missionsgebiete Indiens besonders an. Dies kann freilich bei der Beschränktheit des Raumes nur in einzelnen Zügen geschehen. So mancher dieser Züge aber wird sich von einem Bilde auch auf das andre übertragen lassen, was nöthigenfalls angedeutet werden soll. So kann der Leser selber das eine nach dem übrigen ergänzen.

B. Die einzelnen Missionsfelder.

1. Bengalen.

a. Land und Leute.

„Land!" erschallt es auf dem Dampfer, der uns nach Kalkutta bringen soll. Doch kaum bemerklich erhebt sich der flache Streifen vor uns über die Wogen. Eine geraume Zeit vergeht, bis wir, in die Mündung des mächtigen Stromes einlaufend, zur Rechten zunächst nur ein Gewirr von Seetang und Wasserpflanzen bemerken, das nach und nach in niedrigen Sumpfboden übergeht. Nach links schauen wir umsonst nach dem Ufer aus; der Strom ist zu breit. — Doch denke nicht (getäuscht vom kleinen Maßstab deiner Karte), daß wir bald in Kalkutta seien. Die Stadt liegt 15 deutsche Meilen stromaufwärts. Wir haben Zeit, uns inzwischen über die Natur des Landes belehren zu lassen, das im Hintergrunde schon dichte Wälder zeigt. Wir blicken auf den Südrand jenes ungeheuren Deltas, in dem der Ganges und weiterhin der Brahmaputra in tausenden von breiteren oder schmäleren Armen, die wie ein Netz verflochten sind, ihre Wassermassen ins Meer wälzen. Sunderbands (Sundarivana = schöner Wald) nennt man jenen wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden Rand, der wegen seines sumpfigen, oft ganz überfluteten Bodens zum großen Theil noch unzugänglich ist. Hier gibt's weite Dschangel, die noch von Tigern voll sind und wo giftige Fieberdünste herrschen. Nur hie und da finden sich zuweilen Menschen ein, um die reichen Holzvorräthe der Wälder auszubeuten oder Salz zu sammeln, das sich in der Sonnenglut bei Verdunstung des zuvor übergetretenen Meerwassers erzeugt.

Weiter hinauf an der Hûghli schwindet die Eintönigkeit der Landschaft. Zwischen den Palmen, Mangobäumen und Banianen zeigt sich schon da und dort ein Dörflein. Wir kommen an die sogenannten 24 Pergannahs (Distrikte), deren westlichen Theil, die Reisebene, wir hernach genauer kennen lernen werden. Auch auf dem Strom wird es belebter. Große und kleine Segelschiffe, geschleppt von schnaufenden kleinen Dampfern, begegnen oder überholen uns. Zahlreiche Fischerkähne, an denen die großen gefangenen Fische ausgehängt sind, und größere Frachtboote mit überdecktem Hintertheile und zerrissenen Segeln schwimmen auf der lehmig trüben Flut, über der die Muskitos zu

Tausenden spielen. Dort schwimmt etwas auf dem Wasser — näher kommend erkennen wir einen aufgedunsenen, weißgebleichten Leichnam, auf dessen Brust ein Aasgeier sein Mahl hält. — Weiterhin wird der Fluß schmaler, bleibt jedoch immerhin so stattlich, wie der Rhein bei Köln. — Endlich erscheinen die Thurmspitzen von Kalkutta neben einem Wald von Masten. Wir rauschen vorüber an den Wällen des Fort Williams, und unser Dampfer läßt den Anker fallen.

Eine Stadt der Paläste wird **Kalkutta**[1]) genannt. Sicherlich trifft es zu auf den von Europäern bewohnten Theil, wo er sich mit dem Tschauringhi *(Chowringhee)* Road an der Esplanade entlang zieht. Letztere ist der große, mit schattigen Baumreihen besetzte, offene Platz, der das Fort umgibt. Auf der Nordseite prangt der Regierungspalast mit seinem reichen Säulenschmuck, daneben das Obertribunal. Am entgegengesetzten Ende des Tschauringhi Road, der seiner ganzen Länge nach mit großartigen Privathäusern, Kirchen,[2]) Pagoden und Moscheen besetzt ist, erhebt sich neben dem bischöflichen Palast die anglikanische St. Paulskathedrale, ein imposantes Gebäude im gothischen Stil. Zwischen dem Fort und dem Obertribunal grenzt die Esplanade auf eine weite Strecke an die Hûghli, die stets bunt ist von Handelsschiffen mit den verschiedensten Flaggen, zwischen denen die mannigfaltigen Fahrzeuge der Eingebornen und elegante Gondeln der Europäer hin und hergehen. Bei der Tageshitze sind die Straßen stille. Alles hält sich zu Hause hinter den festgeschlossenen Jalousien. Morgens und abends aber entfaltet sich ein reges Treiben. Vornehme Equipagen, Palankins, reichgeschmückte Elefanten, Herren und reichgeputzte Damen zu Pferde bewegen sich durch die Straßen und über die Plätze. Besonders des Abends ist die Esplanade der Sammelplatz der vornehmen Welt. Der Generalgouverneur mit seiner rothen Leibwache, der Geldfürst aus dem Kaufmannsstande, der Offizier, der Richter, der eingeborne Fürst und der Schiffskapitän — alle ziehen in buntem Korso auf und nieder, während daneben auf dem wohlgepflegten Rasen Cricket und andre athletische Spiele getrieben werden. Man wird an das Treiben in Hydepark erinnert. Viele Europäer aber wohnen in den zahlreichen Vorstädten (besonders in den südlichen) in herrlichen Villen, umgeben von der mit aller modernen Gartenkunst gepflegten tropischen Vegetation. „Das Ganze ist ein grandioses Bild, das sich mit jeder europäischen Weltstadt messen kann."

Ein ganz anderes Bild bieten die nördlichen Theile, die sogenannte **Blacktown** (schwarze Stadt oder Pettah). Dort wohnen die niederen **Klassen** der Eingebornen. Die winkligen Straßen sind eng, ungepflastert und schmutzig. Die wenigen zweistöckigen Häuser sind mit

[1]) Der Name ist aus Kâli-ghât (ein der Kâli geheiligter Badeplatz) gebildet. So hieß das Fischerdorf, an das sich der vor einem Jahrhundert gepflanzte Keim der Großstadt anschloß. Das „u" in der jetzigen Form des Namens bezeichnet also (wie so oft) ein „a".

[2]) Eine anglikanische, schottische, zwei katholische, eine griechische und eine armenische. Ueberhaupt zählt Kalkutta fünfzehn evangelische und fünf katholische Kirchen und vierundsiebzig Moscheen.

rohen Backsteinen aufgeführt und haben flache, terrassenförmige Dächer. Weit zahlreicher aber sind die mit kleinen Ziegeln oder Palmblättern gedeckten Hütten von Lehm oder oft auch nur von Bambus und Mattengeflecht. Manche sind baufällig, so daß „die Schweineställe norddeutscher Dörfer dagegen komfortabel" erscheinen. Dazwischen liegen unendlich viel kleine Hindutempelchen, nichts weniger als architektonische Schönheiten, manche nicht viel größer als eine Hundehütte mit spitzem Dache, oder ein offener kleiner Schuppen, unter dem ein paar jener phantastischen, vielarmigen Götzenbilder zu sehen sind. Hier begegnet uns selten ein weißes Gesicht; lauter Eingeborne in verschiedenen Nüancen der braunen Gesichtsfarbe, oft fast schwarz, manche bis auf das schmutzige Lendentuch und den Turban unbekleidet, Gestalten von bejammernswürdiger Magerkeit, meist mit finsterm Gesichtsausdruck, drängen sich an einander vorüber. Dann und wann kommen auch etliche Frauen, tief in die Sâri[1]) gehüllt, aus der die lebhaften Augen hervorblitzen. Ueberall lungern die herrenlosen, struppigen Pariahunde herum und suchen unter allerlei Abfällen etwas Verschlingbares. — Auf eine große Strecke stößt die schwarze Stadt an die Hûghli, wo viele Landungs- und Badeplätze die Reihe der Schiffe unterbrechen. Ansehnliche Treppen (ghât) mit hohen Pfeilern führen dort zum Wasser hinab. Ganz früh des Morgens wimmelt es dort von Männern und Frauen, die mit ihrer gewöhnlichen Kleidung in die heiligen Fluten steigen[2]). Jenseits des Flusses sieht man Haura (*Howrah*), auch eine ausgedehnte Stadt. Kaum können wir eine Weile über das Wasser hinschauen, ohne wieder einen oder ein paar Leichname zu bemerken, denen gewitz die unvermeidlichen Aasgeier folgen. — Nach Osten zu liegt das Stadtviertel der Chinesen, das sich durch verhältnißmäßige Reinlichkeit und viel größere Betriebsamkeit seiner Insassen auszeichnet. Mancher fleißige Schuster und Sattler — Lederarbeiten sind für die Hindu bis auf eine verachtete Kaste ein Greuel —, auch ein Schneider arbeitet hier und dort in seinem offnen Laden, während auf der Straße uns manche in ihren spitzen Hüten und langen Jacken begegnen, die an einem Tragholz ein paar Körbe voll Gemüse zu Markte bringen.

Wenden wir uns wieder gegen Süden, dem europäischen Theile zu, so kommen wir durch ein Uebergangsgebiet. Da gibt es ein paar Straßen Bhau- *(Bhow-)* Bazâr und Darramtollah (und die sie kreuzen-

[1]) Ein langes Stück Zeug, aus dem um die Hüften eine Art Unterrock geknüpft wird, während man die andere Hälfte oft recht malerisch um Kopf und Oberkörper schlingt. Außerdem tragen die Frauen vielfach die Tscholi, ein Leibchen mit eng anschließenden Aermeln, die bis zum Ellenbogen reichen, gewöhnlich von rother oder blauer Farbe. — Die gewöhnliche Kleidung der Männer fast in ganz Indien ist die Dhoti, ein langes Stück Baumwollenzeug, das um den Unterleib gebunden, zwischen den Beinen hindurchgenommen und auf dem Rücken befestigt wird. Für den Oberkörper hat man den Angharkhâ, eine Art Hemd, über dem der Dschâmah, ein langer Shawl, getragen wird. Die Hindu befestigen den letzteren auf der linken, die Muslin auf der rechten Seite. Die Brâhmanen tragen kleine weiße Turbane, die Radschputen viel größere von derselben Farbe.

[2]) Die Hûghli ist zwar der Hauptarm des untern Ganges, seine Heiligkeit ist aber doch nicht so allgemein anerkannt, wie die des ungetheilten Stromes.

den Cornwallisstreet und Chittpûrroad haben bis tief in die schwarze Stadt hinein einen ähnlichen Charakter), die von geringern Europäern, Eurasiern, besonders Portugiesen, und den vornehmeren Eingebornen bewohnt werden. Manche Häuser verrathen Wohlhabenheit. Andre sehen vernachlässigt und verfallen aus. Statt der Glasfenster hat man nur Gitter, die durch Jalousien geschützt werden. Hier entfaltet sich das bunte Treiben der Bazâre.

Hier sitzt ein alter Mann mit seinem Vorrathe winziger Spiegel, Knäulen von weißem und buntem Garn in Flaschen aufbewahrt, kleinen runden phantastisch bemalten Holzschachteln, Haufen von Halsketten, Perlschnüren und unzähligen Armbändern von Glas oder Lack (lackirtem Metall?). Eine verschiedenartige Sammlung von Nägeln, Schlössern, Kuhglocken, Zinnbüchsen, Muscheln u. s. w. vervollständigt das Waarenlager. Weiterhin ist ein Töpferladen mit irdenen Gefäßen verschiedener Form, einige von ihnen an die berühmten etruskischen Vasen erinnernd, daneben gibt's thönernes Spielzeug, Frösche und Vögel, Elefanten und sonderbare Menschengestalten, alles ziemlich roh. Weiterhin sitzt ein Zuckerbäcker in seinem Laden. Große Schüsseln mit getrocknetem Reis, mit Butter, Zucker und Gewürz, in verschiedener Weise zubereitet, sind aufgestellt, um die Blicke der Vorübergehenden zu fesseln. Dort ist ein Fruchtladen. Große Büschel grüner und rother Bananen, Körbe voll der köstlichen goldigen Mango,[1] Apfelsinen, Limonen und andere Früchte füllen die Bretter, unter denen ungeheure Haufen von Kokosnüssen aufgeschichtet liegen. Auch eine Bude mit Blumenguirlanden fehlt nicht, wo der Götzendiener, der der nahen stattlichen Pagode zuschreitet, zuvor für eine Anna[2] oder ein paar Pie den Blumenschmuck kauft, um das Bild des Krischna — oder vielleicht das der greulichen Kâli — zu bekränzen. Fast zu stark duftet der weiße Jasmin, feurig leuchtet der rothe Eibisch — und wie sollten wir alle die Blüten nennen, die zu keiner Jahreszeit fehlen.[3])

Außer diesen Verkäufern mit festem Stande aber durchzieht die Straßen fortwährend eine ganze Menge Kleinwaarenhändler. Eau de Cologne, Rasir- und Federmesser, Uhrketten und andre unächte Gold- und Silberwaaren, Sardinen und Pomade, Briefpapier und Seife, werden immer wieder den Vorübergehenden angeboten. Auch fehlen nicht die hausirenden Weiber, welche dergleichen Artikel in die abgeschlossenen Frauengemächer bringen.

Aber auch der Götzendienst ist der Bequemlichkeit wegen auf die Straße selbst verlegt. Auf einem Gestell wird unter der Obhut eines ziemlich wohlbeleibten Brahmanen ein kleines Tempelchen von zwei Dienern umhergetragen und hie und da an einem passenden Fleck niedergesetzt. Bald finden sich Leute ein, die ohne weiteres sich vor dem kleinen Götzenbilde von Messing niederwerfen und ihr „Pudschâ" (Anbetung) verrichten. Auf jenem Gestell ist zugleich ein kleiner Spiegel angebracht, vor dem sich ein Näpfchen mit Farbe befindet; ein Pinsel liegt daneben. Mit diesem macht man sich die Kastenzeichen vor die Stirn, die immer wieder erneuert werden müssen, da sie beim Waschen resp. beim Baden jedesmal verschwinden.

Lange können wir durch die Straßen der Heidenstadt wandern, ehe wir etwas von der Missionsthätigkeit bemerken. Dort aber an

---

[1]) Eine gelbe Pflaumenfrucht, so groß wie ein Gänsei, die schönste und aromatischste der indischen Früchte.

[2]) 16 Anna = 1 Rupi = 2 Mark; 1 Anna = 4 Paisa = 12 Pie.

[3]) Nach Leslie, Die Dämmerung des Lichts, übersetzt von E. v. Mitzlaff.

jenem belebten Kreuzungspunkt zweier Hauptstraßen, fällt uns ein kleines Gebäude auf, über dessen Eingang ein Kreuz die christliche Bestimmung anzeigt — die Bazârkapelle.[1]) Ein Eingeborner, fast europäisch gekleidet, der Katechet, steht davor und fordert die Vorübergehenden zum Eintritt auf. Viele werfen ihm einen Blick des Zornes und ein Fluchwort zu. Andre gehen, ohne eine Miene zu verziehen, vorbei. Einige wenige bleiben stehen, werfen etwa einen neugierigen Blick durch die Thür auf den drinnen sitzenden Europäer und kommen herein. Es ist freilich nur eine kleine Versammlung in dem schlichten Raume, der der Missionar nunmehr einen Abschnitt aus der bengalischen Bibel vorliest, den er nach einem kurzen Gebet in derselben Sprache auslegt. Hie und da fügt er Fragen ein, die von diesem oder jenem der Zuhörer ungenirt beantwortet werden; ebenso wie sie ihrerseits auch hie und da eine Frage stellen. Die Ruhe wird selten unterbrochen. Das Schlußgebet wird gesprochen, bei dem die Anwesenden sich in einer gewissen andächtigen Stille halten. Sind mehrere christliche Eingeborne mit dabei, so wird wohl ein christliches Lied angestimmt. Neugierig lauscht man den fremdartigen Klängen, unter denen man doch bekannte Worte hört. Der Katechet vertheilt Exemplare eines kleinen Traktates oder bietet größere Bücher zum Verkauf an. Selten wagt einer die 5 Anna daran, ein Neues Testament zu kaufen. Die Versammelten verlassen das Lokal meist, nachdem sie zum Abschied dem Padre höflich ihren Salâm[2]) gemacht haben. Für menschliche Augen bleibt bei den meisten kein großer Eindruck zurück. Doch mag da oder dort ein Samenkorn ins Herz gefallen sein, das später einmal keimt[3]).

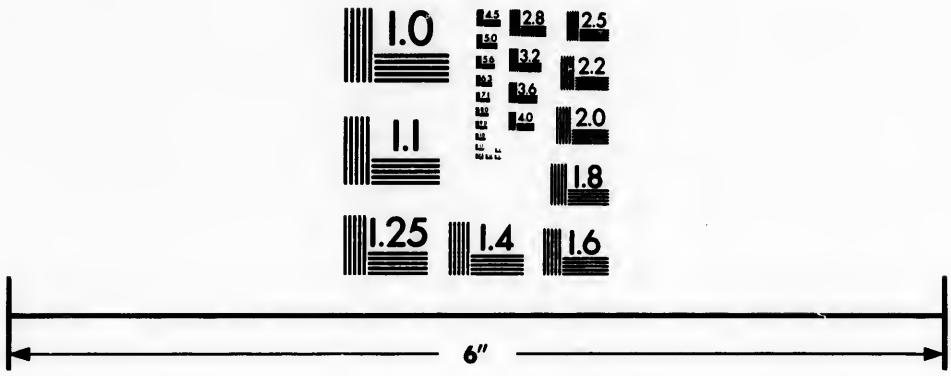
Auch dort, wo jene Thür sich öffnet und sich eine Anzahl brauner Knaben mit Büchern unter dem Arme nach rechts vertheilt, ist ein Wirkungsplatz der Mission: die Schule. Ungehindert darf dort das Christenthum neben den weltlichen Wissenschaften gelehrt und die Bibel als Lehrbuch gebraucht werden, was in den Regierungsschulen nicht

[1]) Eine Anzahl Backsteinpfeiler, zwischen denen Matten herabgelassen oder aufgezogen werden können, tragen nach der Straße zu das Ziegeldach. Im Innern unterstützen mehrere Pfosten das durch keine Decke verhüllte Dach. Ein kleiner erhöhter Platz, von einem Geländer umgeben, vorne mit einem Kanzelbrett, steht an der hintern Wand. Vor demselben und zu beiden Seiten befinden sich lange Bänke für die Zuhörer. Das Ganze sieht aus wie eine Scheune, die gelegentlich in eine Schule verwandelt ist. Vergl. Basler M.-Magazin 1862, S. 457.

[2]) Salâm, ein arabisches Wort, Friede, der allgemeine Gruß durch ganz Indien. Man legt dabei die rechte Hand auf die linke Brust und verneigt sich.

[3]) Th. Jellinghaus sagt (Allg. Missionszeitschrift 1874, S. 170) über die Bazârpredigten: Der Erfolg ist, soweit Menschen sehen können, ein sehr geringer. Die Angriffe auf ihre Götter, die Bloßlegung der Schandthaten derselben, ja selbst die Aufdeckung der grellen Widersprüche der Çâstra (Religionsbücher) machen auf die Hindû, welche das alles schon von hindûistischen Sekten gehört haben, wenig Eindruck. Für das Verständniß des Erlösungswerkes und des Erlösungbildes Jesu Christi, welches der Missionar vielleicht persönlich sehr warm aus innerster Ueberzeugung ihnen vorträgt, fehlen ihnen bei ihren grundfalschen pantheistischen Begriffen von Sünde und Gerechtigkeit fast alle Vorbedingungen. Dazu kommt, daß der Missionar als ein Glied des herrschenden, durch seine Sitten im allgemeinen und durch seine Sünden im besondern ihnen vielfach Anstoß gebenden Volkes vor sie hintritt und ihnen als ganz unverständlich erscheint.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

der Fall ist. Die letzteren in ganz Indien halten die Bibel nur in der Schulbibliothek und verabfolgen sie dem Schüler nur auf seine ausdrückliche Forderung. Danach sollte man denken, daß schon in dem Entschluß der Eltern, die Kinder nicht in die Regierungsschule, sondern in eine Missionsschule zu schicken, eine Entscheidung für das Christenthum liege. Oft aber ist es kalte Berechnung, Rücksicht auf die tüchtigeren und sicheren Leistungen der letzteren, die den Ausschlag geben. Ein Amt im Dienste der Regierung oder in einem großen Kaufmannsgeschäfte zu bekommen, das ist die Aussicht, welche der Jugend Strebsamkeit einflößt. Dazu gehören gewisse Kenntnisse, die im Examen zu erweisen sind. Die Zöglinge der Missionsschule bestehen jenes gewöhnlich am besten. Daher trotz alles Hasses der Brahmanen und der Hindû überhaupt die Missionsschulen zahlreich besucht werden. Viele frühere Schüler verwerfen nach dem Examen, was ihnen von christlicher Lehre beigebracht wurde, und freuen sich, daß sie die Befähigung zu einem möglichst guten Versorgungsamte erlangt haben, und kehren entweder zu ihren Göttern wieder zurück oder begeben sich in das Lager der Freidenker, welche die Religion überhaupt über Bord geworfen haben. Dennoch aber sind manche von den Eindrücken des christlichen Unterrichts nicht losgekommen und haben trotz aller Schwierigkeiten ihren Glauben an den Gekreuzigten öffentlich bekannt. Doch es ist die geringe Minderzahl, und die Missionsschule Indiens bleibt noch immer zum größten Theil eine Saat auf Hoffnung.

Noch herrscht in den Volksmassen der Großstadt [1]) in ausgedehntestem Maße das Heidenthum. Wiederum aber würden wir fehlgreifen, wenn wir jene hervorstehenden heidnischen Greuel, wie wir sie so oft in den älteren Missionsblättern geschildert finden, noch jetzt dort vermutheten. Kindermord mag nicht viel häufiger sein als in einer europäischen Großstadt. Die Götzenfeste, auf denen das furchtbare Hakenschwingen und andre grausame Peinigungen vorkamen, sind ziemlich harmlose Volksfeste geworden mit Guckkasten und Puppentheatern — die Satti (Verbrennung der Witwen mit dem Leichnam ihres Mannes) sind längst bei schweren Strafen verboten und, wie es scheint, bereits aus dem Volksbewußtsein wenn nicht verschwunden, doch nur als Erinnerung an Vergangenes vorhanden.

Dennoch gibt's auch in Kalkutta noch Gelegenheit genug, das Heidenthum von seiner unser Gefühl aufs tiefste verletzenden Seite kennen zu lernen. Begleiten wir z. B. einen Augenzeugen nach einem jener Plätze, wo die Todten verbrannt werden.

Niemand verwehrte mir den Eintritt, und ungehindert durfte ich alles in Augenschein nehmen. Wie gesagt, es umgibt eine ziemlich hohe Mauer einen jeden dieser Plätze und entzieht die dortigen Vorgänge den Augen der Vorübergehenden. Sie sind immer hart am Ufer der Hûghli gelegen, und eine steinerne Treppe führt von der Wasserseite aus in den Strom. Ich war darauf vorbereitet, nichts den Friedhöfen anderer Religionen Aehnliches zu finden, doch befremdete mich der unheimliche

[1]) Kalkutta hat nach der neuesten Zählung nicht, wie schon vor mehr als 20 Jahren angegeben wurde, 600,000 Einwohner, sondern nur 447,000, wobei allerdings die Vorstädte nicht mitgerechnet sind.

Anblick über alle Maßen. Auf unsern Gottesäckern erschallen aus blühendem Gebüsch die Stimmen der Singvögel, — — — duftende Linden beschatten die wohlgepflegten Grabhügel, und überall begegnet der Wandrer erhebenden Symbolen tiefer Sehnsucht nach einem andern, den Idealen unseres Geistes entsprechenden, geordneten Dasein; hier fand ich nichts als eine wüste Brandstätte. Auf den Mauern saßen statt der Nachtigallen und Grasmücken riesige Aasgeier und warteten philosophisch gelassen, bis die Reihe an sie käme, sich an der Bestattung der gestorbenen Hindû zu betheiligen.

Es wurden acht Todte verbrannt. Nach dem Umfange des Scheiterhaufens zu urtheilen, hatte man dazu nicht mehr Holz angehäuft, als eben zur Verkohlung der Leichen hinreichte. Der aus alten Balken und Brettern errichtete Holzstoß mochte drittehalb Fuß hoch und sieben Fuß lang sein. Die Todten lagen sämmtlich auf dem Bauche, und mehrere Leichenkommissarien, wenn man mir diesen Ausdruck nachsehen will, waren beschäftigt, mit langen eisenbeschlagenen Stangen in der Glut umher zu stochern und das Holz, sowie die menschlichen Ueberreste im Brande zu erhalten. Mehrere schwärzlich kalzinirte Stücke wurden bei Seite geschoben, um später mit der feineren Asche des Körpers vereinigt in die Hûghli geworfen zu werden. Die Hinterbliebenen saßen, in einem Kreise zusammengekauert, um den Scheiterhaufen, kauten Betel, rauchten aus Wasserpfeifen und plauderten. Im Vergleich mit der gewöhnlichen überaus ernsthaften Haltung der Hindû schienen sie sich sämmtlich in einer aufgeweckteren Stimmung zu befinden, und durch die guten Aussichten ihrer verstorbenen Angehörigen, durch das beobachtete Verfahren für immer dem Brahma assimilirt zu werden, zu lebhafterer Unterhaltung angeregt zu sein. Jenseit des Scheiterhaufens führten zwei Leidtragende eine barbarische Musik auf, doch verhinderte mich der dichte braungelbe Qualm die Instrumente zu erkennen. Nicht alle vorhandenen Leichen wurden mit gleicher Sorgfalt zur Bestattung vorbereitet. Man begnügte sich mehrere an lange Stangen zu binden und langsam ins Wasser zu schieben. Die auf der Mauer sitzenden Geier mochten übersättigt sein, sie rührten sich nicht. Aber die bis dahin in einiger Entfernung auf Bäumen an der Landstraße lauernden Adler, Falken und Krähen machten sich sogleich auf und begleiteten unter greulichem Lärm den stromab schwimmenden Leichnam, bis die stärksten von ihnen sich seiner bemächtigt hatten. — Eine Mittelklasse bestand in den Leichen, deren Gesichter nur bis zur Unkenntlichkeit am Feuer entstellt wurden. Mehrere lagen schon zur Bestattung zugerichtet mit verunstalteten Gesichtern da. Mit der Leiche eines Hindumädchens war man eben beschäftigt. Der Tod hatte die Züge des schönen Kindes kaum verändert, sie glichen denen eines schlafenden. Als der schwarzbraune Kerl das feine Gesichtchen in die Lohe schob, wandte ich mich voll Abscheu zur Seite. Meine Gefühle waren der widerlichen Scene nicht gewachsen; ich verließ den Platz. — Auf der angrenzenden Stätte zählte ich 20 Todte auf einem Scheiterhaufen. Eine geringere Anzahl lag mit verbrannten Gesichtern hart am Wasser. Ein Körper war ausnahmsweise mit einer dicken Matte bedeckt, und eine freche Krähe bemühte sich, ungeachtet der anwesenden Menschenmenge, die Matte wegzuziehen. Der entsetzliche Geruch, wie die vereinte Hitze der indischen Sonne und der Scheiterhaufen vertrieben mich auch von hier, doch kam ich nicht davon, ohne an einen der Leichenwächter ein Trinkgeld gezahlt zu haben.[1])

Gewiß ist dies ein Zug von der Nachtseite des Heidenthums. Aber schlimmere lassen sich ihm zur Seite stellen. Ein Wagen kommt scharf um die Ecke gebogen. Dort steht ein Knabe, seine kleinen Münzen zählend, die er für verkaufte Fische einnahm. Vertieft in seine Rechnung, merkt er nicht die Gefahr — er wird übergefahren und muß schweren Schaden genommen haben, da er sich selbst nicht wieder erheben kann. Weder der Kutscher noch die Insassen des Wagens nehmen Notiz davon. Jener treibt seinen mit künstlichen rothen Flecken be-

[1]) E. Hildebrandt's Reise um die Erde, I, S. 100 ff. Daher sind auch für die voraufgehenden Schilderungen manche Züge genommen.

malten Schimmel nur noch heftiger an, um nicht etwa noch von einem Polizeidiener bemerkt zu werden. — Da liegt der jammernde Knabe, aber niemand bekümmert sich um ihn. Ein Palankin hält dicht neben ihm; ein Herr in reichgesticktem rothem Gewande steigt aus. Es ist der Besitzer des nächsten Hauses. Aber, ohne den Verunglückten zu beachten, tritt er in seine Thür. Neugierig wirft nur der Thürhüter einen Blick heraus — aber das Haus darf nicht verunreinigt werden durch einen Menschen aus der niedrigen Fischerkaste. Verschiedene Handwerker gehen vorbei: „Er ist nicht von unsrer Kaste.“ Auch der Hausirer fürchtet sich vor Verunreinigung — vollends der Brahmane. Alle gehen vorüber, wie einst der Priester und der Levit. Endlich kommt ein Polizist mit seinem Stab daher. Er bemerkt, daß ein Unglück geschehen. Aber auch er legt nicht Hand an, sondern geht ohne Eile auf die nächste Polizeistation, um Meldung zu machen. Endlich kommen nach langem Warten ein paar Kuli, die den Unglücklichen fortschaffen. So übt noch heute die Kaste ihre Gewalt und läßt über ihre engen Grenzen keinen Funken von Nächstenliebe aufkommen.

Blicken wir auf einen weiteren Zug. Es ist eine Hochzeit gewesen. Die Braut war 6 Jahr, der Bräutigam 8 Jahr. Die beiden Kinder blieben noch jedes bei seinen Eltern. Da stirbt der Knabe. Fortan gestaltet sich der Lebenslauf des Mädchens von Jugend auf bis an ihr Lebensende als ein beständiges Elend. Sie ist Witwe. Die Tâli, die Schnur, welche unserm Trauring entspricht,[1]) ist ihr abgenommen. Keine zweite wird je um ihren Hals gelegt — denn Wiederverheirathung ist dem Hindû ein Greuel. Nie darf sie wieder ihr Haar mit den Perlenschnüren schmücken oder die Geschmeide tragen, die der Gatte ihr schenkte — schmucklos bleibt ihr ganzes Leben, und ihr Herz hängt und drängt doch im kindischen Sinne bis ins hohe Alter nach Gold und Edelstein, da sie keinen besseren Schmuck kennen gelernt. Nie darf sie wieder ein farbiges, buntes Gewand tragen, und doch putzte sie sich so gern, wie die andern Weiber, da sie nichts weiß von dem bessern Kleide der Gerechtigkeit, das stets für sie bereit ist. Von ihren Eltern und Verwandten wird sie verachtet und muß unmenschliche Reden hören. „Du Scheusal!“ heißt's da; „geh in den Dschangel“, „möchte der Tiger dich gefressen haben!“ — Wahrlich, wir verstehen es, daß die Witwen in alten Zeiten den Scheiterhaufen solch einem freudlosen und leidvollen Dasein vorzogen. Die Sattî hat britische Macht verbieten können; aber den Witwen hat sie den Schutz der Menschlichkeit noch nicht zu erringen vermocht.[2])

---

[1]) Ich weiß nicht, ob dieser von südindischen Verhältnissen entnommene Zug auf Nordindien zutrifft.

[2]) Noch in neuester Zeit kommt es vor, daß Witwen ihrem aussichtslosen liebeleeren Leben ein Ende machen. Von 1700 Fällen des Selbstmordes in Bengalen im Jahre 1873 kamen 1112 auf Weiber, 23 auf Kinder. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, wie der Selbstmord in Indien vielfach aus Rache ausgeführt, freilich öfter nur gedroht wird, da der Beleidiger den Tod des Drohenden als das größte Unheil bringend fürchtet. — Noch müssen wir hinsichtlich der Witwen erwähnen, daß ihrer viele der Prostitution verfallen. Hie und da ist Witwe und H... im Sprachgebrauch gleichbedeutend geworden.

Ueber die Stellung des weiblichen Geschlechts überhaupt, das, wenigstens bei den höhergestellten Klassen, im Zenana (Harem) abgesperrt, nicht ein menschenwürdiges Dasein führt, ließe sich auch aus Kalkutta manches sagen. Doch wir kommen in einem der nächsten Abschnitte ausführlicher darauf zu sprechen.

Ehe wir aber die Hauptstadt verlassen, müssen wir noch eine charakteristische Erscheinung betrachten, die dort vornehmlich ihren Schauplatz hat. Eine Partei, die man mit dem Namen Jung-Bengalen bezeichnet und deren Bestrebungen in einer Gesellschaft, dem Brahmâ Samâdsch, an den Tag treten, hat mit den Traditionen des Hinduthums gebrochen, um sich die Früchte europäischer Kultur anzueignen. Durch die Schulen faßte abendländische Bildung immer tiefere Wurzeln, auch wo man dem Christenthum vorurtheilsvoll gegenüberstand. Es konnte nicht fehlen, daß bei vielen die Weltanschauung der Purâna, der Polytheismus und Götzendienst seinen Grund verlor. Doch sind es jedenfalls christliche Einflüsse, die die Bewegung von vornherein in monotheistische Bahnen leitete. Râm Mohan Raya (Mohun Roy), geb. 1772, gest. auf einem Besuche Englands 1833 in Bristol, ein frommer, geistvoller und gelehrter Mann, hat zuerst diese Reform ins Leben gerufen. Doch war der Kreis seiner Anhänger zunächst klein. Die Bewegung gerieth ins Stocken, und erst 1830 kam es zur Stiftung der genannten Gesellschaft. Alle diese Bestrebungen aber waren stärker in der Negation der vorhandenen Uebelstände als in positiver Begründung und Ausgestaltung eines neuen Glaubens. In etwas unsicherer Weise wollte man in der unentstellten Religion der Vêda den Monotheismus haben, zu dem Indien nur zurückkehren brauche, um von den schmachvollen Fesseln des polytheistischen Aberglaubens mit all' seinen sittlichen Schäden frei zu werden. Gegen das Christenthum stellte man sich freundlich, wenn auch unabhängig. Es fehlte nicht an sittlichem Ernst und religiöser Wärme.

In dieser Richtung wirkte Babû Debendra Nath Tagara, der als der zweite bedeutende Führer der Bewegung zu nennen ist, der ihr seit 1839 durch seine Zeitschrift „Brahmâ Sabha" einen neuen Impuls gab. Der Samâdsch wurde immer konkreter zu einer Religionsgemeinschaft mit bestimmten gottesdienstlichen Einrichtungen. In den Versammlungen wurden Abschnitte aus den Vêda gelesen, darüber gepredigt, gebetet — das alles zum Theil recht erbaulich. Die wissenschaftlichen Forschungen aber, welche nun erst die Vêda ans Licht zogen, nahmen der neuen Religion den Grund unter den Füßen. Der Pantheismus jener alten Urkunden, durch den nur leise Spuren eines noch älteren Monotheismus hindurchschimmern, war zu deutlich, als daß man dieses Fundament hätte beibehalten können. Das Buch der Natur sollte fortan als Erkenntnißquelle gelten, dem bald die mystische Intuition an die Seite gestellt wurde. Dabei litt die Partei aber an schlimmer Halbheit, insofern sie wohl das System des Hinduismus bekämpfte, keineswegs aber allen seinen sozialen Schäden entgegentrat. Die ihr Angehörigen hüteten sich noch, die Kaste zu brechen.

Dies wurde anders, seitdem der junge Babû Keschab Tschan-

der Sên 1857 als Reformator auftrat, die Kaste brach, für die Befreiung des weiblichen Geschlechtes, die Wiederverheirathung der Witwen u. s. w. eintrat. Besonders was den letzteren Punkt betrifft, hat er und sein Anhang einem Civilehegesetz für Indien, das die Wiederverheirathung beförderte und manche Uebelstände bei der Eheschließung abstellte, guten Vorschub geleistet. Wegen dieses kühnen Vorgehens aber hat sich die Gesellschaft gespalten, und die immer mehr ins Hinduthum zurücksinkende Adi Brahmâ Samâdsch steht jetzt der freieren Brahmâ Samâdsch von Indien gegenüber. Aber auch diese hat keineswegs die Hoffnungen, die man vielfach auf sie setzte, erfüllt. Keschab hatte eine Zeit, wo er dem Christenthum sich näherte. Aber er ist nicht in dieser Richtung fortgeschritten. Seiner Lehre fehlt ein fester Grund. Die Intuition ist doch etwas sehr Unbestimmtes, und oft tritt, genau genommen, der gesunde Menschenverstand an ihre Stelle. So findet sich denn hier schaler Rationalismus neben tiefer Mystik und dem Sehnen der Seele nach dem lebendigen Gott. Eine tiefe Erkenntniß der Sünde ist da — aber eine genügende Versöhnung fehlt, und es wird kaum ausbleiben, daß die Selbsterlösung des Menschen durch die Askese zuletzt doch wieder in ähnliche Bahnen, wie die des Brahmanismus, zurückleitet.

In neuester Zeit hat die Gesellschaft eifrig an ihrer Ausbreitung gearbeitet. Aber viel Erfolge hat sie noch nicht erlangt. Viel größer aber ist die Schaar Jung-Bengalens, die wohl infolge der Aufklärung mit dem Götzendienst und dem Aberglauben gebrochen haben, dabei aber ohne allen religiösen und sittlichen Ernst einem glaubenslosen Indifferentismus verfallen sind. Zum großen Theile haben sie jedoch noch nicht den Muth, mit der Kaste zu brechen, wenn sie auch hie und da von ihren lästigen Vorschriften sich losmachen. Mit der europäischen Bildung übrigens ist's nicht bei allen so weit her, als es scheint. Wohl gibt es manchen, der auf der Universität [1]) mit gutem Grund seinen Doktortitel erlangt hat. Aber es ist doch schon ein bedenkliches Zeichen, daß (1864) nur 40 Prozent der sich Meldenden die Prüfung bestanden. Im großen und ganzen aber ist die Wissenschaft, die auf den höheren Schulen getrieben wird, für das weitere Leben nicht sehr vorhaltend. Oft bleiben von allem Gelernten nur einzelne Phrasen zurück, die immer wieder angewendet werden, und bei vielen ist die ganze Bildung nur eine äußere Tünche. Es versteht sich, daß Jung-Bengalen auch in Tracht und Sitte dem Engländer es gleich zu thun liebt. So manchen dieser jungen „Babû" — das ist überhaupt die Bezeichnung für einen vornehmen, reichen Herrn in Bengalen — kann man auf der Esplanade als wohlgeschniegelten Dandy bemerken. Seltener fügen sich ihre Damen der europäischen Mode. [2])

Hiermit haben wir jedoch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil

---

[1]) Es gibt Universitäten zu Kalkutta, Madras und Bombay.

[2]) Von der europäischen Gesellschaft aber sind auch diese gebildeten Hindû immer noch durch eine tiefe Kluft geschieden. Der Kastengeist findet sich eben auch auf jener Seite.

der Bevölkerung Kalkuttas geschildert. Auch unter den Vornehmen und Reichen herrscht doch noch überwiegend das alte Heidenthum mit seiner verschrobenen Weltanschauung, seinem Aberglauben, seinem Götzendienste; und manche aufrichtige, edlere Regung geht darunter verloren. —

Wir dürfen uns jedoch nicht zu lange bei der Hauptstadt aufhalten, um noch das Land ins Auge zu fassen. Sehen wir uns zunächst die schon erwähnte Reisebene etwas näher an. Sie erstreckt sich nach Süden zu zwischen der Hûghli und Matlah, kaum über das Niveau des Meeres erhaben. Damit nicht jede Hochflut das ganze Gebiet unter Wasser setzt, sind gegen das Meer Dämme gezogen, die auch alle die zahlreichen Flußarme und Kanäle hinauflaufen. In den ersten Monaten des Jahres ist die weite Ebene trocken und mit kurzem, spärlichem Grase bestanden. Aber vom Juli an, wenn die Ganga alle ihre Ufer überflutet, verwandelt sie sich von befruchtendem Schlammwasser bedeckt in einen unabsehbaren Süßwassersee. Zahlreiche Dörfer, auf künstlichen Erhöhungen angelegt, schauen aus demselben wie Inseln hervor mit ihren Kokospalmen und Bananen, unter denen dicht zusammengezwängt die kleinen Hütten stehen. Da und dort ragt auch wohl eine Gruppe von Tamarinden oder Bambus aus dem Wasser hervor.

Die Bevölkerung dieser Ebene besteht fast ausschließlich aus Hindû von der Fischerkaste, die von Kind auf ein Amphibienleben führen und mit unglaublicher Gewandtheit diese seichten Gewässer auf schmalen Booten befahren, in denen unser einer kaum zu stehen vermöchte. Ihren Unterhalt beziehen sie theils von den zahllosen eßbaren Fischen, von denen die Gewässer während der Ueberflutung und nachher die Flüsse und Bäche wimmeln, theils von dem Reis, den sie in den wasserbedeckten Boden säen. Während der Regenzeit bietet das ganze Land einen wunderbar schönen Anblick. Dort eilt das flinke Boot durch die vielfach sich windenden Flußrinnen wie ein Pfeil dahin; der Himmel ist bedeckt mit flockigen Wolken, welche die Hitze mäßigen, und ein kühlender Lufthauch kräuselt die langgestreckten Wasserlinien, die nach allen Seiten sich kreuzen; wohin das Auge schaut, nahe und fern, erheben sich malerische Dörflein, überschattet von dem üppigen, mannigfaltigen Grün der hochanstrebenden Baumgruppen. Die schlanken Kokospalmen erheben ihre Kronen zu tausenden über die freundliche Landschaft und tauchen ihre anmuthigen Arme, von sanftem Winde bewegt, auf und nieder am Horizonte, während die Bäche und Flüsse mit einer Fülle blühender Wasserpflanzen bedeckt sind. Da und dort scheucht ein dahineilendes Boot Schwärme von kleinen wilden Enten aus dem schlanken Schilfe auf, und ihr schwirrender Flug zieht über deinem Haupte vorüber; und während auf dem nahen Reisfelde die leichten, zarten Halme mit unbeschreiblicher Grazie vor dem sanften Hauche des Windes sich beugen, dringt ein heimliches Rauschen gleich einer flüssigen (?) Musik geheimnißvoll an dein entzücktes Ohr. In den späteren Monaten des Jahres — welch ein glorreicher Anblick ist das goldene Erntefeld, das meilenweit nach allen Seiten sich ausdehnt, und wo jeder Halm 150- und 200fältig das Saatkorn wiedergibt, das in den üppigen Boden gesäet war! Da wird das Herz unwillkürlich an die unerschöpfliche Güte dessen erinnert, der seine milde Hand aufthut und alles, was da lebet, sättiget mit Wohlgefallen.[1])

Gedenken müssen wir aber noch der Fiebermiasmen, die dem Europäer ein dauerndes Wohnen in dieser Gegend unmöglich machen,

[1]) Basler M.-Magazin 1862, S. 344, nach D. Mullens, Memorials of the Rev. A. F. Lacroix.

sowie der Verheerungen, die dann und wann eine Ueberschwemmung des Meeres anrichtet, wenn eine Springflut die Dämme übersteigt. Bald werden wir diese Ebene als Missionsgebiet kennen lernen.

Ein anderes finden wir östlich von Kalkutta in den Distrikten Dscheſſûr *(Jessore)* und Backergandsch. Auch dorthin kommen wir in einem mit Zeltdach versehenen Boote auf vielen sich windenden Flußarmen. Tagelang dauert die Fahrt. Zum Theil führt sie durch Dschangel, wo die von Schlingpflanzen durchzogenen Baumwollenbäume in ihren leuchtend scharlachenen Blüten prangen. Das träg fließende, fast stagnirende Wasser zwischen den sumpfigen Ufern ist stellenweiß bedeckt von prächtig rothen Lotosblumen und zarten blauen Wasserlilien. Dort sonnt sich auf einer Schlammbank ein Alligator, der gähnend sein scharfes Gebiß zeigt, während in den Zweigen kreischende Affen ihr Wesen treiben. Gegen Abend läßt auch der Tiger seine Stimme vernehmen. Schwer ist's, auf den zahlreichen und sich kreuzenden Wasserwegen sich zurecht zu finden. Auf größere Strecken aber fährt man durch kultivirte Gegend mit wohlbevölkerten Dörfern, fast überall mit Reis- oder Zuckerrohrfeldern umgeben. Im Dscheſſûrdistrikt namentlich bestehen sehr viele europäische Zuckerplantagen. Nur ein paar Städte gibt es in diesem mächtigen Flußdelta. In den einsameren Theilen ist die Reise nicht ohne Gefahr: Flußpiraten *(Dakayat? Dacoits)*, die eine besondere Kaste bilden, machen sie unsicher.

Wenden wir uns aber wieder nach Kalkutta zurück, um von dort nach Norden zu gehen. Alte, volkreiche Städte mit ihren hohen Pagoden und den schlanken Minarets ihrer Moscheen liegen malerisch bald an dem linken, bald an dem rechten Ufer der Hûghli. Da ist das frühere dänische Çrîrâmpûr (Serampore), das wir schon kennen lernten. Auch das einstmals holländische Tschinsura werden wir bei der Betrachtung der Mission noch einmal erwähnen müssen. Dazwischen zeigen sich bald Dörfer mit ihren mannigfaltigen Baumgruppen, aus denen wir den nie fehlenden schattigen Mangohain schon heraus erkennen, bald schweift der Blick über lichtgrüne Reisfelder, bald haben wir Schilfdickicht vor uns, hohes Rohr mit glänzend weißem Blütenbüschel, dann wieder sumpfige Striche, wo unter andern Vögeln der riesige Marabu, (ein Storch mehr als 2 Meter hoch) mit seinen wallenden Schweiffedern umherstolziert, während im Flusse Pelikane ihre Beute suchen. Fischerkähne und Segelboote, gelegentlich auch ein Dampfschiff, beleben den immer noch breiten Strom. Wir folgen demselben bis Naddiya (Nuddea). Früher war die Stadt Residenz eines Radscha. Der nach ihr benannte Distrikt hat für die Mission besondere Wichtigkeit erlangt. Das zwei Meilen östlich gelegene Kischnaggar (Kishnaghur) ist der Mittelpunkt des Missionsfeldes.

Auch hier befinden wir uns noch immer in dem großen Delta mit seinem tiefen, angeschwemmten Alluvialboden. Reiche Schätze werden demselben hier durch die Kultur des Indigobaues abgewonnen. — Hier wollen wir uns den bengalischen Bauer, Rayat (Ryot), etwas näher ansehen. Fleißig, ausdauernd und genügsam ist er; doch weit entfernt von dem Wohlstande, der sich bei unsern Landleuten findet.

Der Rayat (und das gilt nicht allein von dem bengalischen, sondern gilt durch ganz Indien) ist eines der unglücklichsten und geplagtesten Menschenkinder.

Grund und Boden ist Staatseigenthum, aber in großen Stücken an Privatleute gegen einen jährlichen, unveränderlichen Zins in Erbpacht gegeben.[1]) Einen solchen Pächter nennt man Zamindâr (Sa—), von ihm pachtet der Rayat eine kleine Parzelle, gewöhnlich durch Vermittlung eines Zwischenpächters, der größere Komplexe übernimmt. Dieser wie der Hauptpächter suchen nun einen möglichst großen Gewinn herauszuschlagen, und der Rayat wird von allen Seiten geschoren. Von dem schriftlichen Pachtkontrakte versteht er meist nichts; und wenn er auch lesen kann, so wagt er nicht, selbst grobe Uebervortheilungen bei den weit entfernten Gerichten zur Anzeige zu bringen. Ein Prozeß würde für ihn aussichtslos sein, da in Indien die falschen Zeugen zu leicht käuflich sind, als daß der Arme gegen den Reichen etwas durchsetzen könnte. Aber von vornherein schon geräth der Rayat in die Schlingen des Zamindârs und seiner Helfershelfer. Es fehlt ihm beim Anfang an Anlagekapital. Er muß borgen,[2]) um die Saat und das Ackerwerkzeug anzuschaffen, sowie um bis zur Ernte mit den Seinigen zu leben. Zu schmachvollen Wucherzinsen wird ihm Geld geliehen und dagegen die erst keimende Feldfrucht verpfändet. Ist die Ernte endlich da, so kommen die Diener des Zamindâr, der eine Art Polizeibeamten halten darf, und nehmen ihm vielleicht den ganzen Ertrag ab, oder es bleibt nur soviel, daß er für ein paar Monate zu leben hat. Auf alle Fälle aber muß er immer wieder zum Borgen seine Zuflucht nehmen. —

Dort im Naddiyadistrikte wird der Rayat aber auch von Europäern geplagt. Dort wird im größten Maßstabe die Indigokultur betrieben, für die dort zahlreiche Faktoreien angelegt sind.

Der Indigostrauch (Indigofera Tinctoria-Anil)[3]) ist eine zierliche 1 Meter hohe Pflanze, dem Rosmarin gleichend, mit holzigem Stamme. An den feinen Zweigen sitzen 6—8 Paar zarter, glatter, bläulichgrüner, gegenständiger Blättchen, die den köstlichen Farbstoff liefern. Die Pflanzen werden 10 Wochen alt noch vor der Blüte geschnitten, was hernach ein paarmal wiederholt wird. In der Fabrik wird durch Gährung der Indigo ausgeschieden, was eine umständliche Behandlung erfordert, und schließlich in Backsteinform in den Handel gebracht.[4])

Die Faktoreien schließen nun mit möglichst vielen Rayats Verträge, ihre Felder mit Indigo zu bepflanzen, wozu dieselben von vornherein wenig Lust haben, da er eine viel sorgfältigere Behandlung als Reis und andere Früchte verlangt. Indessen die Aussichten auf guten Gewinn machen ihn willig. Auch hier jedoch ging's ziemlich wieder in das alte Gleise der Borgwirthschaft hinein, und mit der Zeit war die Landbevölkerung, obwohl nominell freie, britische Unterthanen, in

---

[1]) In andern Provinzen ändert sich der Zins mit den Preisen der Produkte.

[2]) Wenn nicht vom Zamindâr selber, so von einem eingebornen Banquier, Mahâdschan, der auch nicht menschenfreundlicher ist.

[3]) Von Nîl = blau. Daher übrigens das Wort „Anilin".

[4]) Vergl. Basler Miss.-Magazin 1860, S. 404.

Wirklichkeit nicht viel mehr als Sklaven der europäischen Faktoreien. Vor 18 Jahren versuchten sie die Fesseln abzuschütteln. Ein erbitterter Kampf folgte, indem die Interessen der Eingebornen und der Engländer scharf gegen einander traten. Ein Missionar wurde durch Veröffentlichung der Uebersetzung einer einschläglichen bengalischen Parteischrift mit hineingezogen und von dem Gerichtshofe in Kalkutta zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, — von den Eingebornen aber als Märtyrer gefeiert. Der Aufstand wurde unterdrückt; aber die Lage der Rayats im Naddiyadistrikte scheint sich noch nicht wesentlich gebessert zu haben.

Nördlich von dort wären noch einige für die Mission wichtige Punkte zu erwähnen, wie Katwâ *(Cutwah)* und Berhampûr, nicht weit von der alten, großen, aber verkommenen Stadt Murschidabâd, die einst Hauptstadt Bengalens war. Alle diese Orte liegen an der Bhagirattî, einem Arme des Ganges, der von andern Armen, sowie von westlichen Nebenflüssen verstärkt, die Hûghli bildet. Die letztern entspringen auf jenem Gebirgslande, dessen nördliche Theile als Râdschmahalberge (Rajmahal Hills) bekannt sind. Eine größere Stadt gleiches Namens liegt am Fuße derselben und dem Ganges, der dort sich um die Ausläufer der Berge wendend seinen östlichen Lauf in einen südlichen verändert hat.

Jenes Gebirgsland verdient als ein Theil des Feldes der Santhâlmission Beachtung. Die Kürze des Raumes nöthigt uns jedoch, die letztere mit der ihr verwandten Kolhmission zusammen zu fassen.

Ueber Râdschmahal geht die große Eisenbahn (East Indian Railway), die von Kalkutta nach dem Pandschâb führt [1]), mit der Seitenlinie von Allahabâd nach Bombay. Sie folgt dem Gangesstrome aufwärts und berührt manche bedeutende Städte, wie Bhagalpûr, Monghair und Patna. Die ganze Gegend gehört zu der jetzt bengalischen Provinz Bihâr (Behar), dem alten Magadha, einem der frühesten Schauplätze arischer Kultur. Es ist ein Gebiet von üppigster Fruchtbarkeit. Dabei nicht so tief gelegen wie die oben beschriebenen Theile des großen Flußdeltas. Weite Strecken sind mit Mohn angebaut. Große Massen des verderblichen Opiums werden produzirt, und noch immer ist der schmachvolle Handel in Blüte. In großem Maße wird auch Ricinus zur Oelgewinnung gebaut, ebenso Sesam. Zuckerrohrfelder sind nicht selten, auch sieht man Weizen, Hülsenfrüchte, Melonen und Gurken. Die Kokospalme gedeiht nicht, ihre Stelle vertreten einige andere Palmenspezies. Auf weite Strecken gleicht das Land einem großen Garten. Der Wald ist bis auf kleinere Gebiete verschwunden, nur im Süden, wo das Land gebirgig ist, herrscht der Dschangel mit seinen wilden Thieren vor.

Auf die Bevölkerung, die sich von der Nieder-Bengalens durch ihre Sprache, das Hindi, unterscheidet, gehen wir hier nicht näher ein und verweisen auf die Schilderung des nächsten Abschnittes. — Das Gebiet jenseits des Ganges wird Nordbihâr genannt und trägt im wesentlichen denselben Charakter wie die südliche Hälfte. — Zwischen

[1]) Seit Jahren ist durch die unter 2 b erwähnte direkte Linie die Fahrt abgekürzt.

beiden zieht sich, manche grüne Insel bildend, der 2 Stunden breite und 20 Meter tiefe Ganges hin, malerisch eingefaßt von Dörfern und Städten zwischen stolzen Palmenhainen.

Damit hätten wir das weite Missionsfeld Bengalens überblickt. Sehen wir nun, was bisher auf demselben zur Pflanzung des Reiches Gottes geschehen ist.

b. Die Mission.

Wir haben bereits oben die Anfänge der Mission in Bengalen betrachtet. Unter dem Schutze der dänischen Flagge hatten die Baptisten in Srîrâmpûr ihre eifrige Thätigkeit entfaltet und dieselbe trotz der scheelen Blicke und des Widerstandes der Kompagnie vielfach auf britisches Gebiet auszudehnen gewußt.

Die neue Periode, die mit dem Jahre 1813 für die Mission in ganz Indien anbrach, bewirkte auch in Bengalen einen vollständigen Umschwung. Verschiedene Missionsgesellschaften machten baldigen Gebrauch von der nunmehr durch das Gesetz gewährten Zulassung der Missionare. Auch der neue Bischof ließ sich die Beförderung der Missionssache sehr angelegen sein. Die Church Missionary Society hatte schon vorher sich indirekt an der Arbeit in Indien betheiligt. Jetzt stellte sie einen eigenen Missionar an, der in einer südlichen Vorstadt von Kalkutta, Kidderpûr, seine Arbeiten begann (1816). Auch die Londoner Missionsgesellschaft schickte zwei Missionare nach jener Hauptstadt. Sie predigten zuerst in der Freimaurerloge und thaten viel zur Erweckung geistlichen Lebens in der europäischen Bevölkerung. Auch in Haura hielten sie Gottesdienst. Sobald sie aber sich in bengalischer Sprache ausdrücken konnten, gingen sie unter die Eingebornen, trieben die Straßenpredigt und vertheilten Traktate. Eine Presse, die schon zuvor in Tschinsura gebraucht, arbeitete nun in Kalkutta. Die Verbreitung christlicher Schriften wurde gleichfalls von der Christian Knowledge Society betrieben, die durch Stiftung eines Diözesankomitee, welche Bischof Middelton herbeiführte, einen neuen Antrieb erhielt. Auch von dieser Seite wurden in der Umgegend eine Anzahl Schulen angelegt. Um Lehrer für dieselben, sowie überhaupt eingeborne Gehülfen der Missionsarbeit zu bilden, stiftete der Bischof eine höhere Lehranstalt, Bishops-College, für welche im Süden von Haura an der Hûghli schöne Gebäude errichtet wurden. Die Leitung überkam die Society for the Propagation of the Gospel. Leider hat die Anstalt den zweckmäßigen Plan ihres Stifters nicht recht erfüllt, besonders seitdem sie als Pflanzstätte des Hochkirchenthums benutzt wird. — Unter den Europäern in Kalkutta waren in jener Zeit nicht wenige bewegt von der ersten Liebe fürs Reich Gottes; daher mehrere christliche Gesellschaften an Ort und Stelle entstanden. Wir erwähnen die „Schulbuchgesellschaft" und die „Kalkuttaschulgesellschaft", letztere um die „native"-Schulen zu verbessern und mit christlichem Geiste zu erfüllen. Auch der Erziehung des weiblichen Geschlechts wurde alsbald rege Aufmerksamkeit gewidmet, und nachdem in diesem Zweige

Miß Cooke trotz großer Schwierigkeiten Bahn gebrochen und in wenigen Monaten nicht weniger als 10 Schulen mit 277 Schülerinnen ins Leben gerufen, bildete sich auch für diese eine besondere Gesellschaft.

Sehr wohlthuend ist die herzliche Eintracht, welche damals unter den Missionaren in Kalkutta herrschte, hinter welcher die konfessionellen Unterschiede zurücktraten. Mit besonders regem Eifer ward das Werk getrieben von der Englisch-Kirchlichen und der Londoner Missionsgesellschaft. Jene verlegte den Hauptplatz ihrer Thätigkeit 1820 nach Mirzapûr, einem östlichen Stadttheile, wo ein ausgedehntes Terrain erworben und eine Centralschule nebst andern ausgedehnten Anstalten angelegt wurde, an die sich ein förmliches Dorf anschloß,[1]) während in verschiedenen Stadttheilen andere Schulen mit derselben in Verbindung standen. Die Londoner bauten eine stattliche Kirche (Union Chapel) in der Dharramtollastraße,[2]) während auf 21 Plätzen in der Stadt und der nächsten Umgebung regelmäßig gepredigt wurde. Schon oben ist erwähnt worden, wie die Baptisten von Çrîrâmpûr aus durch eingeborne Prediger in Kalkutta eine Gemeinde gesammelt hatten. Als jene Missionare sich 1821 nach einem Streite über das Eigenthumsrecht an den von ihnen gegründeten Anstalten von ihrer Gesellschaft in London trennten, um auf eigene Hand weiter zu arbeiten, gründete die letztere in Kalkutta eine neue Missionsstation und baute eine große Kirche im Stadttheile Süd-Kolinga (südlich von Union Chapel). Auch die Kapelle zu Lâl Bazâr und die damit verbundene Gemeinde eingeborner Christen wurde mit dieser Station vereinigt, sowie ein großer Theil der von Çrîrâmpûr aus gegründeten Außenstationen. Mit dem den Baptisten eigenen Eifer hatte diese Mission bald eine sehr bedeutende Thätigkeit entfaltet.[3])

Eine neue Periode der Mission in Kalkutta aber beginnt mit dem Eintritt der Schotten. Eine in Verbindung mit der schottischen Staatskirche gebildete Missionsgesellschaft sendete 1829 den hochbegabten und energischen Dr. Alexander Duff aus[4]). Sein ganzes Streben ging darauf hin, ein christliches Schulwesen für Indien zu schaffen, durch welches den Hindu die gesammte christlich-europäische Bildung zugeführt werden sollte. Bis dahin waren (mit Ausnahme von Çrîrâmpûr und Bishops College)[5]) die Missionsschulen nur Elementarschulen gewesen, in denen der Unterricht in Bengali ertheilt wurde. Duff führte die englische Sprache als Unterrichtsmittel ein, da jene für manche Zweige der Wissenschaft gar nicht ausreiche. Unter großen Schwierigkeiten, die sich gegen dies System erhoben, eröffnete er 1830 (12. Juli) mit 5 jungen Leuten seine Anstalt, zu der sich die lernbegierige Jugend

---

[1]) In der Mitte erhebt sich die Trinity Church.

[2]) Diese galt jedoch nicht direkt der Heidenmission, sondern diente einer aus den Europäern gesammelten Independentengemeinde.

[3]) Auch in Haura wurden ein paar Kapellen gebaut.

[4]) Kürzlich haben die Zeitungen die Kunde von dem Tode dieses alten, verdienstvollen Missionars gebracht.

[5]) Auch in dem Hindukolleg der Regierung wurde die englische Sprache gebraucht, doch mit strengster Vermeidung aller religiösen Beziehungen.

derart herandrängte, daß sich noch vor Ablauf einer Woche 300 Schüler gemeldet hatten, von denen jedoch die Räume nur 250 zuließen. Dies machte in der ganzen Stadt Aufsehen. Zwar durchschauten die Brahmanen bald die Gefahr für ihre Sache. Täglich wurde ja eine Stunde auf das Lesen der Heiligen Schrift verwendet. Es gelang ihnen — jedoch nur vorübergehend —, die jungen Leute so einzuschüchtern, daß einmal die Klassen plötzlich leer waren. Aber die gute Gelegenheit, Englisch zu lernen, übte wieder ihre Anziehungskraft, und in kurzem war die Anstalt wieder gefüllt. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Schüler, deren am Schlusse des ersten Jahrzehntes 800 waren. Die wohlhabenden Klassen Kalkuttas sind durch diese Schulthätigkeit der schottischen Mission aufs tiefste beeinflußt worden. Sind auch infolge derselben nicht gerade viele direkte Bekehrungen an den Tag getreten, suchten viele die englische Bildung nur um äußerlicher Vortheile willen, ja haben manche auch die Kenntniß des Englischen benutzt, um sich aus rationalistischen Werken eine freisinnige, religionslose Weltanschauung anzueignen, so sind doch jedenfalls unzählige Samenkörner der christlichen Wahrheit dort ausgestreut worden, die eine tiefgreifende Einwirkung auf das Volksbewußtsein ausüben müssen.

Die anderen Missionen hatten inzwischen ihre Fortschritte gemacht. Auch die Propagation Society dehnte ihre anfänglich auf Bishops College beschränkte Thätigkeit aus, zumal da sie die Schulen der sich auf die Verbreitung von Schriften beschränkenden Christian Knowledge Society übernahm. In der Predigt leisteten neben den Baptisten die Londoner am meisten, vorzüglich durch ihren gerade für dieses Fach außerordentlich begabten Missionar Lacroix, der sich die Eigenthümlichkeiten des Bengali in einer Weise angeeignet hatte und bei seiner großen rhetorischen Begabung so zu verwenden wußte, daß er, wo er nur auftrat, Gruppen von Eingebornen um sich sammelte, die ihm mit Spannung zuhörten. Doch schon ehe er in diese Mission eingetreten,[1]) war durch eine besondere Bewegung für dieselbe ein neues Arbeitsfeld eröffnet in der oben beschriebenen Reisebene. Ein Landmann aus dem Dorfe Rammakhaltschóki war, durch eine Predigt angeregt, mit manchen seiner Dorfgenossen öfters zu den Londoner Missionaren gekommen. Schließlich hatte er sich zur Aufgabe seines Heidenthums entschlossen, den auf seinem Gehöfte befindlichem Çivatempel, trotz aller gegentheiligen Bemühungen des dort dienstthuenden Brahmanen, zerstört und eine kleine Kapelle gebaut. Ein Missionar kam wiederholt dorthin, und es entstand nicht blos in jenem Dorfe, sondern auch weit und breit in der Umgegend eine religiöse Bewegung. Gebetsversammlungen wurden gehalten bis tief in die Nacht hinein. Wo man ging und stand, war die Rede von der Religion. In Rammakhaltschóki war schon eine kleine Gemeinde gebildet. — Man

[1]) Er hatte, von der Rotterdamer M.-G. ausgesendet, zuvor in Tschinsura gearbeitet. Als diese Station mit Abtretung der holländischen Kolonie an die Engländer aufgegeben wurde, schloß er sich den Londonern an. Vergl. Basler M.-Magazin 1862, S. 325 ff.

darf jedoch nicht vergessen, daß diese Bewegung ihre starke soziale Seite hatte. Die unter dem Drucke der Zamindâre seufzenden Rayat deuteten die geistliche Befreiung, die ihnen verkündigt wurde, wohl meistentheils auf die Abhülfe für ihre äußere Lage. Es entstanden daher bald Verfolgungen. Christen wurden verhaftet, geschlagen, ihre Fruchtbäume und Fischteiche geplündert, sie selbst ins Gefängniß geworfen. Dazu kam, daß andere einflußreiche Leute aus ihrer Mitte, Verwandte u. s. w., sich scheuten, den Bann der Kaste zu brechen und daher den Uebergetretenen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten. Die ganze Gegend war in Erregung; hie und da kam es zum Aufruhr. Durch die Obrigkeit wurde die Ruhe wieder hergestellt. Allmählich reinigte sich die Bewegung mehr von unlautern Elementen. — Damals trat Lacroix in die Arbeit ein (1828). Es waren 80 Personen getauft, eine viel größere Zahl aber, die sich auf 20 Dörfer vertheilte, nahm noch eine zuwartende Stellung ein. Standen jene Bekehrten auch nicht auf einer hohen Stufe des Christenthums, so waren sie doch im ganzen brave Leute; die meisten waren arm. Hier hat nun Lacroix als Pastor für die junge Gemeinde sowie als Missionar unter der angeregten Menge zwölf Jahre lang in Segen gewirkt. Jede Woche fand er sich zweimal auf den Außenstationen in der Reisebene ein. Begleiten wir ihn einmal auf solch einem Besuche.

Beim Landen wird er von mehreren Christen, die aus der Ferne schon das Boot herannahen sehen, aufs herzlichste bewillkommt. Seine Sachen werden in sein über der Kapelle errichtetes Zimmer gebracht, während er die von 30 Knaben besuchte Schule nachsieht und in biblischer Geschichte, Katechismus und andern Gegenständen examinirt. Mittlerweile ertönt in Zwischenräumen der Gong (Metalltrommel), um die Christen zum Gottesdienste zu rufen, und bald füllt sich die Kapelle. Es mögen etwa 150 Personen da sein. Sie sitzen alle am Boden auf grasgeflochtenen Matten, die Frauen zur Rechten, die Männer zur Linken, mit einem offnen Durchgange in der Mitte. Dann beginnt das Singen — freilich nicht eben sehr fein und melodisch; es ist ein langgedehntes Dahinrollen der Stimmen, untermischt mit allerlei Schnörkeln, dieselben Wendungen wieder und wiederkehrend und von Männern und Knaben aus vollem Halse hervorgeschrien — denn der Hindû scheint eine volle Kraft der Stimme und mächtiges Schreien gleichbedeutend zu halten mit guter Musik und schöner Melodie. Für ein europäisches Ohr ist dieser Theil des Gottesdienstes, so gut alles gemeint ist, fast kaum durchzumachen. Dann folgt Gebet, Vorlesung eines biblischen Abschnittes und Predigt, wobei die Leute immer die gleiche Stellung einnehmen, nur daß sie beim Gebet sich vorwärts beugen, das Angesicht zur Erde. Zuletzt kommt die Kommunion, die monatlich einmal gehalten wird, in der allereinfachsten Form. — Nach geendetem Gottesdienste und einer einfachen Mahlzeit, zu der die Frau des Katecheten Reis und Karry liefert, hält der Missionar eine Besprechung mit seinen Gehülfen, mit Rath, Ermunterung, Rüge u. s. w. je nach Bedürfniß. Auch theilt er für Kranke Medizin aus. — Am Sonntag war nachmittags noch ein zweiter Gottesdienst, der zuweilen vom Katecheten gehalten wurde. Des Donnerstags aber war noch mehr Arbeit. Da war Wochengottesdienst, eine Gemeindeversammlung, wo der geistliche Stand der Gemeinde besprochen, die Tüchtigkeit der Taufbewerber geprüft wurde. Dann waren die Berichte des Katecheten und des Lehrers zu hören, einzelne Familien zu besuchen, Kranke und Verfolgte zu trösten, Schwache und Irrende zurecht zu bringen. Dann wurden im Boote benachbarte Dörfer besucht, um mit den Taufbewerbern zu reden und den Heiden zu predigen. Oft blieb Lacroix mehrere Tage in der Reisebene, in seinem Zimmer über der Kapelle übernachtend. Die Abende waren dann immer das Schönste, wo noch einmal sich die Gemeinde zur Andacht einfand und sich von Lacroix auch

gern in gemüthlichem Zusammensitzen allerlei aus seinem schweizerischen Vaterlande erzählen ließ. [1])

Dieses lieblich grünende Missionsfeld aber wurde mit schwerer Trübsal heimgesucht, als 1833 eine mächtige Springflut die Dämme durchbrach und die ganze Gegend überschwemmte.

Kolossale Wassermauern schoben sich vor, alles vor sich wegfegend. Hirsche und Wildschweine, aus den benachbarten Waldungen aufgeschreckt, rannten zu hunderten umher, und mit ihnen jagten viele Tiger zitternd, in gewaltigen Sprüngen über die Ebene fliehend, vor dem schonungslosen Verderber. Und hinter dem geängsteten Wild rollten tosend und brausend die Wogen daher, Gärten und Häuser mit sich fortreißend. Viele Menschen kamen ums Leben. Die Aecker waren fürs nächste Jahr durch das Salzwasser verdorben. Hungersnoth und Pestilenz waren die Folgen der Flut. Elende Jammergestalten sah man nach Kalkutta kommen. Lacroix verwendete sich aufs beste, ihnen zu helfen, und war selbst unermüdlich in Werken der Barmherzigkeit.

Aber noch dunklere Wolken breiteten sich von ganz anderer Seite über diese hoffnungsvolle Mission. Mit Schamröthe nur kann der Missionsfreund es lesen, daß die Eingriffe anderer Missionsgesellschaften den Londonern ihren Segen streitig machten. Zuerst waren es die Baptisten, welche die jungen, unerfahrenen Christen mit der Streitfrage von der Kindertaufe verwirrten, dann einen der eingebornen Helfer auf ihre Seite brachten und durch ihn einen Theil der Gemeinde herüberzogen, so daß sie in nächster Nähe von Rammakhaltschôki eine Kapelle bauen konnten. Darnach kamen ein paar junge hochkirchliche Missionare von der Propagation Society, die, aufgeblasen auf ihre bischöfliche Ordination, den Predigerberuf der independentischen Londoner als unberechtigt herabsetzten und ebenfalls ernteten, wo sie nicht gesäet hatten.

Diese Uebergriffe, wie sie leider nicht vereinzelt dastehen, sind empörend. Als ob nicht rings um Kalkutta Platz genug gewesen wäre zur Arbeit für Baptisten und Anglikaner! Empörend ist es, wenn einer der ersteren auf brüderliche Remonstration erwiderte: „Mein Herr, die Wahrheit ist frei, man lasse die Leute selbst urtheilen.“ Aber wie sollten Leute auf der Stufe von Kindern sich ein eignes Urtheil bilden? Das war auch Liberalismus, in dem nichts ist von der Freiheit, von der der Herr spricht Johannis am achten.

Wie ein Nachtfrost ist es denn über jene Mission gekommen, die einst so fröhliche Aussichten erweckte. Die letzteren wären freilich wahrscheinlich auch ohne solche Uebergriffe nicht erfüllt worden, denn die Mission war nicht im Stande, die berechtigten sozialen Forderungen, die ein so großer Hebel in jener Bewegung gewesen waren, zu befriedigen. Ja bis auf den heutigen Tag hat das freisinnige England für die Befreiung der Rayat aus der Willkürherrschaft der Zamîndâre (soviel uns bekannt geworden) nichts Nennenswerthes geleistet. Immerhin aber würde das Christenthum dort ganz anders Wurzel geschlagen haben, wenn das Evangelium treulich von einer und derselben Seite verkündigt worden wäre.

[1]) Basler Missions-Magazin 1862, S. 355 ff.

Viel Segen haben die Eindringlinge nicht gehabt. Zwar gewannen die Baptisten ansehnliche Gemeinden, aber viele ihrer Bekehrten wurden ihnen von den Hochkirchlichen (Propagation Society) wieder abgenommen. Dabei waren die Leute schwer zu behandeln, da sie meistens dahin liefen, wo an sie die geringsten Anforderungen gestellt wurden. Als es sich darum handelte, die Gemeinden zur Beschaffung der Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu bringen, gab's überall Verdrießlichkeiten.

Bei alle dem war die Zahl der Christen in der Reisebene beständig gewachsen. In neuerer Zeit aber stellt sich uns dort ein klägliches Bild dar, indem nun die Jesuiten eingedrungen sind, denen die immer mehr in den Puseyismus versunkenen Männer der Ausbreitungsgesellschaft bestens die Wege gebahnt haben. „Unsere Gemeinden schmelzen schnell zusammen", klagt einer von ihnen in einem der letzten Jahresberichte. Die Jesuiten haben fast an jeder ihrer Stationen schon eine größere Gemeinde gesammelt. Ja — es ist bitter, es mit Anwendung auf eine Erscheinung der Missionsgeschichte sagen zu müssen: unrecht Gut gedeihet nicht. [1])

Die Londoner Mission, wenn auch durch diese Rivalität schwer geschädigt, war trotzdem ihren Gang vorwärts gegangen; wenngleich, wie es scheint, unter schwankenden Erfolgen. Seit 1863 hat ein ordinirter Eingeborner die Pflege jener Gemeinden übernommen, neben ihm wirken fünf eingeborne Prediger. Die Seelenzahl belief sich 1873 auf 750 mit 151 Kommunikanten. [2]) Epidemien hatten zu Zeiten die Gemeinden verringert. Ueber den Stand des christlichen Lebens möge uns eine offene, nüchterne Darlegung des Rev. Chatterjea Auskunft geben. Er schreibt (1866):

Man muß bekennen, daß der christliche Charakter unserer Leute niedrig ist. Leider fehlt es an wahrer brüderlicher Liebe; die Liebe zum irdischen Gut ist sehr stark; die Heiligung des Feiertages wird oft vernachlässigt; die Neigung, zu verdienen, selbst mit unrechten Mitteln, herrscht zu weit; z. B. als die ärmeren Mitglieder der Gemeinde in der Zeit der Noth um Unterstützung baten, kamen auch die, welche zur Genüge hatten. Sie mußten natürlich vom Pastor zurückgewiesen werden. Darüber waren einige unzufrieden und verdrießlich. Sie beschuldigten jenen, daß er gegen ihr Wohlergehen gleichgültig sei; einige drohten, nicht wieder in die Kirche zu kommen, und einige sagten: „Ach, wenn wir noch einen europäischen Pastor hätten, dann würden wir Geld bekommen wie in alten Zeiten." Bei diesen Entmuthigungen hat der gute Herr jedoch uns nicht ganz die Zeichen seiner Gegenwart vorenthalten, sondern hat seine Gemeinden erfreut, indem er Jünglinge und Jungfrauen aus der Finsterniß des Heidenthums zu Seiner Heerde hinzugeführt hat. [3])

Die Baptisten hatten in ihren dortigen Gemeinden nach und nach etwa dritthalbhundert Mitglieder (Kommunikanten) gewonnen, die in den letzten Jahren durch die eifrigen Arbeiten eines eingebornen Pastors auf 337 gebracht wurden. Die Bemühungen, dieselben zur selbständigen Fürsorge für ihre kirchlichen Bedürfnisse anzuleiten, hat

[1]) Den katholischen Schriftstellern, die etwa diese Stelle in ihrem Interesse gegen die evangelische Mission citiren wollen, möchte ich empfehlen, die Anwendung auf die jetzt dort, wo sie nicht gesät hat, erntende Jesuitenmission nicht zu versäumen.

[2]) 1840 waren es 400 Getaufte.

[3]) Report of the London M. S. for 1867, p. 117.

nur theilweise Erfolg gehabt, an manchen Orten aber viel Verdrießlichkeiten hervorgerufen. — Die Propagation Society zählte in neuester Zeit im ganzen auf ihren Außenstationen im Süden von Kalkutta über 3000 Getaufte mit 1350 Kommunikanten. Dabei aber waren, wie schon angedeutet, die Aussichten sehr düster. Die Jesuiten, die Grundbesitz erworben hatten, gaben den Leuten Aecker unter günstigen Bedingungen und hatten so in manchen Gemeinden mehr als die Hälfte abfällig gemacht.

In Kalkutta selbst war es inzwischen unter mancherlei Hindernissen weitergegangen: durch gute Gerüchte und böse Gerüchte. Die Missionsschulen hatten eine tiefgreifende Wirkung ausgeübt. Es war ein weitgehendes Streben nach europäischer Bildung entstanden. Aber auch die christliche Wahrheit hatte im Herzen manches Schülers Grund gewonnen. Doch war es für sie ein schweres Stück, den Bann der Kaste zu durchbrechen. Früher waren fast ausschließlich Leute der niederen Kasten durch die Mission zum Uebertritt bewogen. Jetzt aber waren Jünglinge aus den höchsten Ständen von der Wahrheit des Christenthums überzeugt worden, und einige von ihnen wagten den Schritt, ihren Glauben öffentlich durch die Taufe zu bekennen. Das gab denn viel Aufruhr in der ganzen Stadt, der oft bis zu Thätlichkeiten und zu ernstlicher Bedrohung der Missionare sich steigerte. Womöglich noch empfindlicher als solche Angriffe aber waren für sie die Verdächtigungen und Anfeindungen seitens missionsfeindlicher Europäer. Doch auch solche Schwierigkeiten wurden überwunden. War auch die Zahl der aus höheren Kasten Uebergetretenen nur gering, so gewann die Mission an manchem dieser Bekehrten doch tüchtige Kräfte, die ihre Sache mit großem Eifer weiter förderten.

Eine Vermehrung der Missionsanstalten in Kalkutta wurde durch die Bildung der schottischen Freikirche (Free Church) hervorgerufen, der sich sämmtliche schottische Missionare anschlossen. Die Staatskirche (Established Church), welche den Grundbesitz und alles mit den Anstalten verbundene Eigenthum behielt, besetzte die letzteren aufs neue, während die Missionare der Freikirche alsbald neue Anstalten errichteten. So war denn dieser Zweig der Missionsthätigkeit bedeutend ausgedehnt. Der Unterricht stellte sich auch immer mehr als das geeignete Mittel heraus, um auf die Bevölkerung christliche Einflüße auszuüben; obwohl die Heidenpredigt nicht vernachlässigt wurde, trat die Schulthätigkeit doch immer wieder in den Vordergrund. Auch die Londoner Missionsgesellschaft legte eine höhere Bildungsanstalt in Bhowanipûr, einer südlichen Vorstadt von Kalkutta, an, die bald eine ähnliche Wirksamkeit entwickelte wie die schottischen Anstalten. Die englisch-kirchliche Gesellschaft blieb nicht zurück. Einen besonderen Zweig ihrer Arbeiten bildete die sogenannte Kathedralmission, eine Stiftung des Bischofs Wilson. Es waren durch dieselbe verschiedene Außenstationen gegründet; aber auch eine Lehranstalt für gebildete Klassen (Cathedral College) ist damit verbunden, welche Vorbereitung für das Universitätsexamen unter christlichen Einflüssen bezweckt.

Es würde uns jedoch zu weit führen, alle die einzelnen Anstalten

hier aufzuführen. Es sei nur bemerkt, daß die Schulbildung des weiblichen Geschlechtes doch nur in sehr beschränktem Maße Anklang fand. Man suchte einen andern Weg, um den Frauen und Mädchen Bildung und Christenthum nahe zu bringen. Christliche Damen verschafften sich den Zutritt zu den abgeschlossenen Frauengemächern, den Zenanas, besonders der vornehmen Babû, und fanden Gelegenheit, die Frauen und Töchter, sowie einen kleinen Kreis von Verwandten und Bekannten, regelmäßig, wenn auch in freierer Weise, zu unterrichten. Daraus ist die systematische Zenanamission entstanden, um welche sich die treffliche, leider schon früh heimgegangene Gattin des Missionars Mullens, eine Tochter von Lacroix, die größten Verdienste erworben hat. Weiter ausgebildet ist das System durch eine Amerikanerin, Miß Brittan, die mit einer Anzahl Damen und einigen 50 bereits herangezogenen eingeborenen Lehrerinnen eine weite Thätigkeit übt. Die letzteren besuchen täglich die einzelnen Häuser und geben allen weltlichen Unterricht. Eine der Damen kommt dann wöchentlich einmal, um eine Prüfung zu halten und eine gute Bibelstunde zu geben. Eine Normalschule bildet weitere Lehrerinnen heran, während unter Miß Brittans Leitung auch eine Reihe Mädchenschulen mit 700 Schülerinnen steht. Die Zahl ist seit 1871 jedoch jedenfalls gewachsen. Außerdem aber bestehen in Kalkutta noch drei andere Vereinigungen für Zenanamission.

Aber auch die Mädchenschulen überhaupt haben sich sehr verändert. Anfänglich waren sie Kostschulen oder Waisenhäuser. Auch in den ersteren wurden die Mädchen nicht allein unentgeltlich gespeist, sondern auch gekleidet, und schließlich wurden ihnen Ehemänner verschafft, wenn solche zu haben waren.[1]) Jetzt (1871) sind nur wenige noch derart in die Schule aufgenommen; dagegen besucht sie eine viel größere Zahl von Töchtern eingeborner Christen, die monatlich 50 Pfg. bis 1 M. 25 Pfg. Schulgeld zahlen und dazu die Bücher auf eigne Kosten anschaffen. Gewiß ein nicht gering zu achtender Fortschritt.

Außer dieser Art von Mädchenschulen, in denen eine direkte christliche Erziehung ertheilt wurde, hatte man aber auch Mädchenschulen für heidnische Kinder angelegt. Es waren dies Bazârschulen, in denen nur Mädchen niederster Kasten durch täglich vertheilte Süßigkeiten angelockt wurden, wozu von Zeit zu Zeit ein neues Kleid kam. Jetzt hat sich die Stimmung doch bereits so weit geändert, daß auch Hindû der mittleren Stände ihre Töchter in öffentlichen Schulen unterrichten lassen.

Um die verschiedenen Missionsgehöfte (Compounds) und Kirchen in den verschiedenen Stadttheilen und Vorstädten Kalkuttas hatten sich denn mit der Zeit kleine christliche Gemeinden gesammelt, anfangs noch sehr schwach, aber stetig, wenn auch langsam zunehmend. Dürfen wir uns von denselben auch nicht jene idealistische Vorstellung machen, wie man sie sonst so gern von solchen jungen Christengemeinden zu entwerfen pflegte, so fehlt es doch bei aller Schwachheit nicht an Zeichen

[1]) Sherring History of Protestant Missions in India, p. 126.

einer sich entfaltenden christlichen Gesinnung. So heißt es z. B. in einem Berichte über die Mirzapore-Gemeinde [1]), sie sei noch fern von dem, was man wünsche. Weltlicher Sinn und Unbeständigkeit betrübten oft das Herz des Missionars. Doch sei der Fortschritt nicht zu verkennen. Die Leute verlangen nicht mehr wie früher äußere Unterstützungen, sondern würden es unter ihrer Würde halten, solche anzunehmen. Mit dem Gefühl der Unabhängigkeit steigerte sich eine ehrenhafte Aufführung. Eine sichtliche Hebung der Sittlichkeit ist zu bemerken, sowie bei einem Theile der Gemeinde Fortschritte des geistlichen Lebens. Besonders aber tritt die Freigebigkeit hervor. Nicht nur steuerten sie für die kirchlichen Bedürfnisse, sondern brachten auch die Mittel auf, um das Evangelium auf den Stationen der beiden Eisenbahnen, die in Mirzapûr den Bahnhof haben, verkündigen zu lassen. Erfreulich sind auch die Dankopfer, die von einzelnen Mitgliedern bei verschiedenen Veranlassungen für gute Zwecke dargebracht werden.

Beachtung verdient es, daß zur Pflege dieser jungen Gemeinden in den verschiedenen Missionen bereits Eingeborne als Pastoren angestellt sind. Die Church Missionary Society hat deren 5, die Propagation Society 7, die London Missionary Society 2, die Baptisten 5 u. s. w. Manche dieser Gemeinden sind soweit selbständig geworden, daß sie das Gehalt für ihren Pastor ohne fremde Beihülfe aufbringen. Den äußeren Zuwachs, den die Gemeinden im Laufe zweier Jahrzehnte hatten, möge folgende Zusammenstellung zeigen [2]):

	1850	1871
Zahl der Gemeinden (nur aus Eingebornen)	26	72
Eingeborne Christen	6410	10,071
Eingeborne Kommunikanten	1972	3653
Ordinirte Eingeborne	3	15
Schulen unter Leitung der Missionare . . .	76	199
Zahl der Schüler in denselben	8174	12,744

Schließlich müssen wir noch andeuten, daß trotz der Verschiedenheit der Denominationen, durch welche diese Gemeinden gepflanzt sind, und trotz der Schroffheiten, die zwischen jenen vorgekommen sind, die eingebornen Christen in neuerer Zeit ihrer Zusammengehörigkeit lebendig bewußt geworden sind. Sie bilden eine christliche Partei, die ganz unabhängig von den Missionaren in der Bengal Christian Association eine feste Gestalt gewonnen hat, um in verschiedenen Verhältnissen ihre gemeinsamen Interessen zu vertreten [3]). Sie haben sogar ihr eigenes Organ in Form einer Zeitschrift (Bengal Christian Herald), die, obwohl in englischer Sprache erscheinend, von einem Eingebornen redi-

---

[1]) Report of the Church M. S. for 1866, p. 91.

[2]) Sherring a. a. O., S. 118 und 129. Hierbei sind die Gemeinden in der Reisebene mit eingerechnet.

[3]) Es ist eine Art evangelische Alliance, in der Angehörige der verschiedensten Denominationen brüderlich zusammenwirken. Dabei ist jedoch in dieser Strömung, unter Betonung des nationalen Elements, etwas von Entfremdung, ja Bitterkeit und Argwohn gegen die ausländischen Missionare vorhanden. (Vergl. Basler M.-Magazin 1874, S. 161.)

girt wird und nur Eingeborne als ihre Mitarbeiter zählt.[1]) In neuester Zeit ist aus diesem Kreise sogar eine besondere Mission im Distrikt Faridpûr (nördlich von Kalkutta) unter armseliger Bevölkerung hervorgegangen. (Calwer Miss.-Bl. 1876, S. 53.)

Die Mission in Bengalen aber beschränkte sich nicht auf die Hauptstadt und die erwähnte südliche Landschaft. Fassen wir zunächst eines ihrer weiteren Gebiete ins Auge, das einst zu den weitesten und schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien, das aber doch nur sehr enttäuschende Früchte gebracht hat. Es ist der Krischnagardistrikt. In Nadiya (Nuddea, die ursprüngliche Form ist Navardirpa), einem alten Sitz brahmanischer Gelehrsamkeit, voll von Panditen (Pundit[2]), waren bereits Versuche, das Evangelium zu pflanzen, gemacht; ebenso in der benachbarten dicht bevölkerten Gegend, jenem reichen Indigodistrikt. Im Jahre 1831 gründete die Church Missionary Society eine Station in Krischnagar, dem Mittelpunkte jenes Distrikts, der einzigen größeren Stadt, wo bereits ein Regierungskolleg bestand, das manchen jungen Mann mit Aufklärung ohne Glauben herangebildet hatte. Die Sache wollte jedoch zuerst keinen rechten Erfolg haben. Im Jahre 1839 aber wurden die Missionsfreunde auf das freudigste überrascht durch die Nachricht, daß eine mächtige religiöse Erweckung über jene Gegend sich verbreitet und daß sich große Schaaren zur Taufe drängten. Im Jahre zuvor war dort eine Ueberschwemmung gewesen, hatte weit und breit Zerstörungen angerichtet und in ihrem Gefolge bittre Noth gebracht. Der Missionar suchte zu helfen, wo er konnte. Es wurden ihm von menschenfreundlichen Gebern nicht unbedeutende Mittel zur Verfügung gestellt, deren Vertheilung er jedoch zumeist seinen Katecheten überließ, deren Heuchelei er nicht durchschaute. Wie sie verfuhren, kann man sich denken. Bei psychologischem Scharfblick würde die Sache gar nicht als eine religiöse Erweckung behandelt worden sein. Leider geschah es anders. Viele scheinbar Heilsbegierige, in Wahrheit aber nur bewegt von irdischen Motiven, wurden ohne gründliche Unterweisung getauft. Man brachte die Bewegung in Verbindung mit einer besonderen Hindusekte von reineren Anschauungen,[3]) den Karta Bhogas; es hat sich später jedoch herausgestellt, daß nur ein paar Anhänger dieser Sekte übertraten.[4]) Im ganzen und großen beschränkte sich die Bewegung auf eine niedere Klasse von unwissenden muhammedanischen Landleuten. Die Sache wuchs den Betheiligten über den Kopf. Ehe man sich dessen versah, waren an tausend Getaufte vorhanden, während andre Massen

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei die bedeutende Rolle erwähnt, welche die Tagespresse überhaupt in Indien spielt. Nicht blos in englischer Sprache, sondern auch in den verschiedenen indischen Sprachen erscheinen Zeitungen, welche von Eingebornen geschrieben und zuweilen benutzt werden, um unverhohlen ihre Abneigung gegen die britische Regierung auszudrücken. Unter der Leitung von Missionaren erscheinen auch verschiedene religiöse Zeitschriften in einer und der andern Volkssprache.

[2]) Bezeichnung für die Hindugelehrten.

[3]) Unter muhammedanischen Einflüssen entstanden.

[4]) Trotzdem wird jene Darstellung immer wieder in englischen und deutschen Missionsschriften wiederholt. Vergl. M. Wylie, Bengal as a Field of Missions, p. 202, dem ich hier überhaupt gefolgt bin.

sich noch zum Eintritt in das Christenthum drängten. Nun sorgte zwar die Missionsgesellschaft dafür, ausreichende europäische Kräfte, darunter mehrere deutsche Missionare, sowie die nöthigen eingebornen Katecheten auf diesem Gebiete zu beschäftigen. Verschiedene Stationen wurden neben der sogenannten Sudderstation in Krischnagar angelegt: Tschaprá, Kapasdanga, Solo, Bolobpúr, Dschoginda, Schulen gegründet u. s. w. Aber noch durchschaute man nicht die Verhältnisse. Im Vertrauen darauf, daß hier ein wunderbares Regen des Geistes die todten Massen in Bewegung gesetzt habe, und daß man zunächst die Gelegenheit des Einsammelns in die Gemeinschaft der Kirche nicht versäumen dürfe — die weitere Entwicklung werde schon hernach kommen — wurden die, welche die Taufe so dringend begehrten, weiter aufgenommen, bis eine Schaar von nicht weniger als 4000 Namenchristen beisammen war. Doch es währte nicht zu lange, so stellten sich die Schwierigkeiten dieser Mission heraus. Es kamen schwere Enttäuschungen. Es gab viel Abfall. Wäre nicht dann und wann wieder eine Zeit der Noth eingetreten, wo sich die Missionare der Verhungernden annehmen mußten, so möchten noch viele mehr die christliche Gemeinde ohne weiteres verlassen haben. In den vierziger Jahren versuchten die Katholiken Konkurrrenz zu machen, und es gelang ihnen auch, einen Theil der Uebergetretenen anzuziehen. Indessen waren hier die Aussichten der Propaganda wenig lockend.

Nun hätte man glauben sollen, daß doch diese äußerlich an das Christenthum herangezogenen Massen durch die treue Verkündigung des Evangeliums in den seither verflossenen vier Jahrzehnten schon bedeutend gefördert sein müßten. Es ist das jedoch nur in sehr beschränktem Maße zutreffend. Die Krischnagarmission ist bis auf die neueste Zeit ein Sorgenkind geblieben. In der anfänglichen Bewegung war das Hauptmoment die soziale Stellung jener Rayat. Wäre es gelungen, den oben geschilderten Uebelständen abzuhelfen, so möchte die Mission vielleicht bereits viel mehr dort ausgerichtet haben. Bei ihrer jetzigen Lage, in bitterster Armuth und Abhängigkeit von Zamindáren und Faktoreien, werden auch alle geistlichen Fortschritte sehr aufgehalten. Dennoch fehlen die letzteren nicht ganz. Das Seminar zu Krischnagar, das für den Distrikt eine ganze Reihe ordentlicher Schullehrer und Evangelisten geliefert hat, thut doch seine Wirkung, wenn sie auch sehr langsam geht. Unter den 5244 eingebornen Christen, die der letzte Jahresbericht aufführt, sind nur 269 Kommunikanten. Die große Menge ist noch sehr gleichgiltig gegen Gottes Wort.

Eine der ältesten Stationen der Church Missionary Society ist Bardvan (Burdwan).[1] In den 60 Jahren ihres Bestehens ist dort

[1] Es ist die Hauptstadt in dem gleichnamigen nordwestlich von Kalkutta gelegenen Distrikt, der dicht bevölkert und einer der fruchtbarsten Theile Indiens ist. Das ganze Land gleicht einem Garten. Die große Stadt, durch Eisenbahn mit Kalkutta verbunden, weist viel Pracht auf. Besonders zeichnet sich der im italienischen Stile gebaute Palast des (mediatisirten) Rádscha aus, der einer der reichsten Grundbesitzer in Indien ist. In seinen Gärten hält er als besondere Liebhaberei eine Menagerie, die ihm (vor 20 Jahren) jährlich an 200,000 Mark kostete.

eine christliche Gemeinde gesammelt, die schon einmal auf 250 Christen gekommen war, in neuerer Zeit aber zum Theil durch Epidemien sehr verringert ist. Die neuesten Angaben zeigen nur 87 Getaufte und 35 Kommunikanten.[1]) Viel Boden hat das Evangelium dort noch nicht gewonnen. Der Rádscha hat großen Einfluß auf die Bevölkerung. Leider ist er ein Mann ohne religiöse Grundsätze, der den Götzendienst unterstützt, obgleich er ihn verlacht, und das Christenthum haßt, obgleich er sich den Anschein gibt es zu achten. Er ist natürlich von einem Kreise gleichgesinnter Leute umgeben. Doch fehlt es in den höheren Schichten nicht an solchen, die verstandesmäßig bis zu einem gewissen Punkt der christlichen Wahrheit beistimmen — darüber hinaus aber dem Geiste Gottes nicht Raum geben. Auch in den unteren Kasten hat es die Mission noch zu keinem durchgreifenden Einfluß gebracht. Die Beaufsichtigung der Missionsschulen, die sehr nöthige Seelsorge in der kleinen Gemeinde, Verkehr mit den höheren Klassen, Straßenpredigt, und zu gewisser Jahreszeit Reisepredigt in der Umgegend, das sind die treulich geübten Berufsgeschäfte des Missionars. Selten aber wird ihm die Freude zu Theil, die Taufe eines Bekehrten zu melden.

Am weitesten über Niederbengalen hat sich die Baptistenmission verbreitet, und zwar, wie wir sahen, wurde schon von Çrîrâmpûr aus dazu an verschiedenen Stätten der Grund gelegt. Eine ganze Reihe von Hauptstationen ist mit europäischen und zum Theil mit ordinirten eingebornen Missionaren besetzt. Mit jeder derselben sind mehr oder weniger Außenstationen verbunden, an denen, wie auf den Hauptstationen, christliche Gemeinden bestehen.[2]) Die letzteren sind meist klein. Es wird mit großem Ernst daran gearbeitet, ein geheiligtes Christenleben in ihnen aufrecht zu erhalten und zu fördern. Und nach manchen rührenden Mittheilungen scheinen an einzelnen Bekehrten Züge eines wahren Christenthums in hervorstehender Weise zutage zu treten. Leider sind nicht alle Gemeindeglieder von gleichem Werthe. Obwohl mit der Ertheilung der Taufe vorsichtig zu Werke gegangen ist, und oft der größere Theil derer, die sich dem Christenthume anzuschließen bereit waren, als Nominal Christians nur um die Gemeinde geschaart blieben, ist doch bis in die letzteren hinein — abgesehen von mancherlei Schwachheiten — auch hie und da Unlauterkeit eingedrungen. Daher muß öfters in durchgreifender Weise die Kirchenzucht gehandhabt werden, und wieder und wieder ist von Ausschließungen zu berichten. Der Zuwachs der Gemeinden ist daher nicht bedeutend, zumal da von einer Vergrößerung durch fortgehende Bekehrungen in der nächsten Um-

[1]) Vielleicht war früher nach einem andern Prinzip gezählt.

[2]) Von der ermüdenden Aufzählung der betreffenden Orte, deren viele auch auf unsern größern Atlanten nicht zu finden sind (in meinem Missionsatlas sind die damals bestehenden vollständig angegeben), sehe ich hier ab und bemerke nur, daß die meisten dieser Orte in den oben geschilderten Distrikten Dschessûr und Backergandsch liegen. Çrîrâmpûr ist schon längst wieder mit der Gesellschaft vereinigt. Weit im Osten mögen Dacca, Tippera und Comilla genannt werden, sowie Tschittagong bereits einen Uebergang zur Mission in Hinterindien bildet.

gebung wenig die Rede zu sein scheint. Die Arbeit wendet sich vielmehr an den weiten Kreis der Millionen von Heiden und Muhammedanern, die mit der Reisepredigt unermüdlich aufgesucht werden. Wir können diese Arbeit am einfachsten durch Anführung des summarischen Jahresberichtes über eine der Stationen darlegen.[1]) Dort heißt es:

Etwa 40,000 Personen haben die Predigt des Evangeliums gehört. — Zwölf Personen sind getauft worden (7 von ihnen waren Heiden). — Zwei Personen sind nun Taufkandidaten (auch aus den Heiden). Zwei Personen haben sich der nominellen christlichen Gemeinschaft angeschlossen und befinden sich im Unterricht. — Fünf Waisen sind in das Waisenhaus neu aufgenommen. — Etwa 5000 Traktate sind vertheilt worden. — 136 Exemplare des Neuen Testaments sind vertheilt worden in ebenso vielen Dörfern. — 180 Evangelien sind in Dorfschulen verschenkt worden. — 371 Bibeln oder Theile der Bibel sind zu einem ermäßigten Preise verkauft. — Sechs native-Schulen mit 170 Kindern sind zu einem Verbande vereinigt. — Eine englische Missionsschule ist für unsere christliche Knaben errichtet.

Die Reisepredigt hat nicht mehr die Schwierigkeiten und selbst Gefahren der alten Zeit. Früher mußten der Missionar und seine Begleiter selbst auf Angriffe und Thätlichkeiten sich gefaßt machen. Jetzt geräth das Volk nicht mehr für den alten Glauben in Aufregung. Die zersetzenden Einflüsse der Aufklärung sind weit und breit in jenen Landdistrikten durchgedrungen.

Diejenigen von ihnen, welche sonst eine halbe Stunde lang zu Gunsten des Hindûismus zu schwatzen pflegten, verhalten sich jetzt meistentheils stille. Denn wenn sie anfangen, Râm als Jesu gleich zu rühmen oder die Bêda über die Bibel zu erheben, werden sie oft zum Schweigen gebracht durch die satirische Bemerkung eines jungen Deisten: „Sei stille, Bruder, diese Art Antworten paßt heutzutage nicht mehr!“ — Freilich findet bei der letztern Richtung das Evangelium eben so wenig Anklang wie bei den orthodoxen Hindus. Daher der spärliche Zuwachs der Gemeinden.

Für ein Gebiet der Baptisten in Bengalen müssen wir jedoch eine Ausnahme machen. Es ist der tiefgelegene Distrikt Backergandsch, mit dem Hauptorte Barisâl *(Burisaul)*, wo unter den von den Zamîndâren bedrückten Rayat eine weitgehende Bewegung zum Christenthume sich erhoben hat. Es fehlt uns an einer zusammenfassenden Darstellung der Entstehung und Weiterentwicklung dieser Bewegung. Jedenfalls aber hat sie eine starke soziale Seite. Wenigstens zeigt ein vorliegendes Beispiel, daß von Seiten der Mission für jene armen Landleute der von ihnen selbst nicht zu erlangende Rechtsschutz nachgesucht wurde. Dadurch ist die Feindschaft der Zamîndâre wach gerufen, die sich bis zur Verfolgerung gesteigert hat. Stellt letztere auch zeitweise den Uebertritten zum Christenthume Hindernisse in den Weg, so fördert sie im Grunde nur die Sache derer, die ein Martyrium erduldet.

Infolge dieser Bewegung kann denn die Baptistenmission bedeutende Massen von Christen sammeln, die freilich zunächst nur in den größeren Verband der Nominal Christians eintreten. Bis 1876 war ihre Zahl auf mehr als 4000 gestiegen. Solche Massenbekehrungen passen zwar nicht recht zu der Art der Baptisten, die gleich von vornherein Glieder zur Gemeinde der Heiligen sammeln und die Schlacken des weltlichen

[1]) Annual Report of the Baptist M. S., 1867, p. 29.

Wesens ausschließen möchten. Dennoch, wo der Herr solchen reichen Fischzug beschert, muß man schon allerlei Gattung mitnehmen, und das Auseinanderlesen geht auch nicht so schnell. So sind denn auch in die Zahl der Getauften (1876 waren es 1178) manche hineingekommen, die viel Noth und Mühe machen, und in jedem Jahre müssen beträchtlich viele wieder ausgeschlossen werden, was natürlich den Missionaren viel Kummer macht, ebenso wie manche Schwachheiten anderer Mitglieder, die nicht gerade bis zum Ausschluß kommen. — Immerhin jedoch meine ich, kann der Missionsfreund sich solcher weitgehenden Bewegung nur freuen. Die vertiefende Wirksamkeit treuer Missionsarbeit wird mit der Zeit die Früchte finden, die man oft unbilligerweise schon am Anfang sucht.

Leider ist in dem Backergandschdistrikte die in dieser Hinsicht so wichtige Schulthätigkeit sehr erschwert, da die Bevölkerung meist sehr zerstreut wohnt und ein Ort von dem andern aus oft nur zu Kahn zu erreichen ist. Dennoch sind 17 Schulen mit 400 Schülern in Thätigkeit. Viele derselben werden von der Vernacular Education Society unterhalten, die ihre gesegnete Wirksamkeit, welche wir noch öfter zu erwähnen haben werden, in Verbindung mit vielen Missionsstationen verschiedener Gesellschaften auch in Bengalen ausübt.

Schließlich dürfen wir nicht übersehen, daß auf jenen östlichen Missionsfeldern der Baptisten die katholische Mission sehr geschäftig ist und nicht blos von den Bekehrten jener manchen abwendig macht, sondern auch aus der heidnischen Bevölkerung nicht wenige Konvertiten gewinnt.

Von den Stationen, welche die Londoner Missionsgesellschaft außer den bereits näher besprochenen früher in Bengalen hatte, ist Berhampûr beibehalten worden, während Tschinsura an die Mission der Schottischen Freikirche abgetreten wurde. Die letztere hat in jener Gegend noch einige andere Stationen, wie Kalna (Culna), Bansberia und Mahanâd, auf denen sie vorwiegend durch ihre Schulen wirkt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß auch die Wesleyanischen Methodisten nicht nur in Kalkutta, sondern auch an einigen andern Orten Bengalens Stationen haben. Ihre Wirksamkeit richtet sich jedoch vorzugsweise auf die Europäer und Angloinder. Die Arbeit unter den Eingebornen, die von Katecheten getrieben wird, scheint nur untergeordnet zu sein.

In der Landschaft Bihâr, die nach der jetzigen Eintheilung mit Bengalen verbunden ist, finden wir zunächst die Mission der Church Missionary Society zu Bhagalpûr (*Bagulpore*). Der Kern zu der dortigen Gemeinde wurde aus den Pahâri gesammelt, einem Stamme, der das Gebirgsland im Osten von Bihâr bewohnt. Man hatte seinerzeit viel Hoffnungen gehegt von der Verbreitung des Evangeliums unter diesen kräftigen, freiheitsliebenden Leuten. Schon 1825—27 war von der genannten Stadt aus unter ihnen gearbeitet

durch Missionar Christian, der jedoch dem Dschangelfieber erlag, und damit ward der hoffnungsvolle Anfang abgebrochen. Noch kürzer war ein zweiter Versuch (1846) durch Missionar Hurter aus Schaffhausen, der ganz auf eigne Hand dort predigte, indem er versuchte, mit Arbeit und Handel sein Brod zu erwerben. Auch er sank nach kurzer Zeit ins Grab. Durch sein Andenken aber blieb das Interesse rege, und so gründete die genannte Gesellschaft die Mission in Bhagalpûr. Missionar Droese brauchte die Pahâri nicht erst in dem ungesunden Waldgebirge aufzusuchen. Es war damals ein Regiment aus ihnen gebildet, das in jener Stadt stand. Seine Arbeiten waren gesegnet; es entstand eine christliche Gemeinde, an die sich auch Bekehrte aus der übrigen Bevölkerung anschlossen. Leider wurde die Mission sehr gestört durch die Auflösung des Pahâri-Regiments. Viele der christlichen Soldaten zerstreuten sich in die Umgegend, um andern Geschäften nachzugehen, und in neuerer Zeit sind nur noch neun von jenem Kern der Gemeinde übrig geblieben. Im ganzen umfaßt dieselbe jetzt 290 Seelen, darunter jedoch nur 95 Erwachsene, da auch die Kinder im Waisenhause, das mit dieser Mission verbunden ist, mit eingerechnet werden. An den letzteren trägt das Werk zum Theil recht erfreuliche Früchte. Im ganzen aber klagt der Missionar über die Kälte und Gleichgültigkeit seiner Gemeinde, die fast zum Stillstand gekommen zu sein scheint. Besonders bedauert er, sich der zerstreuten Pahârichristen nicht mit geistlicher Pflege annehmen zu können. — Die unten zu erwähnende Santhâlmission ist im Anschluß an jene Arbeiten unter den Pahâri entstanden.

Weiter haben wir die Mission der Baptisten zu erwähnen, die seit langer Zeit (1816) ihre Hauptstationen in Monghair (ghyr), Patna und Dinapûr hat. Kleine christliche Gemeinden, die nur langsam wachsen, dabei rege Arbeit auf Predigtreisen in der Umgegend, Traktatvertheilen u. s. w. sind auch hier die charakteristischen Züge. Die Schulthätigkeit ist sehr vernachlässigt, womit vielleicht die spärlichen Erfolge zum Theil zu erklären sind. Früher bestand auch eine Station in dem südlicher gelegenen Gaya, einem berühmten und viel besuchten Wallfahrtsort, dieselbe ist seit etwa 15 Jahren aufgegeben. Ebenso ist die Mission der schottischen Staatskirche von dort zurückgezogen und nach Darbschîling (Darjeeling) verlegt worden.

Anhang: Orissa.

Der im Südwesten von Niederbengalen belegene Distrikt Midnapûr bildet den Uebergang zu einer andern Landschaft, die jetzt als Provinz mit zur Präsidentschaft Bengalen gehört. Es ist dies Orissa, der äußerste ethnographische Vorposten des arischen Gebietes auf dieser östlichen Seite nach dem Dekhan zu, wie wir bereits oben bemerkten. Die zurücktretenden Züge der Ostghâts, die sich mit dem Gebirgslande vereinigen, das sich an die Vindhyakette im Osten anschließt, lassen einer ziemlich breiten Küstenebene Raum, die durch das sumpfige Delta der Mahanaddi und Brahmani noch erweitert wird. Weite Flächen

in dem letzteren sind von dichtem Dschangel bedeckt, durchzogen von zahlreichen Flußarmen, in denen Alligatoren ihr Wesen treiben. Stellenweis aber ist der fruchtbare Boden von starker Bevölkerung unter Kultur gebracht worden. Andere Striche der Küste, besonders im Südwesten am Tschilkasee, sind sandig und unfruchtbar. Der letztere besteht in einer seichten Lagune, an deren Ufern viel Salz gewonnen wird. Das hinter der Ebene sich erhebende Gebirgsland ist dicht bewaldet und hegt Elefanten, Tiger und Schlangen in großer Menge. Das feuchte, außerordentlich heiße Klima gehört mit zu dem ungesundesten in ganz Indien. Bis in diese Gegend sind nur vereinzelte Abtheilungen der Arier vorgedrungen und haben eine Anzahl kleiner Konigreiche gebildet, während schon in alter Zeit die Ebene besetzt war, wie sich aus den zahlreichen Resten einer uralten Kultur ersehen läßt. In den Bergen aber bilden noch immer Aborigines, die von der Hindükultur wenig oder gar nicht berührt sind, einen großen Theil der Bevölkerung. Im Norden (Midnapûr), wo der Charakter des Landes sich dem unter Tschôta Nagpûr beschriebenen nähert, sind es Santhâls, im Süden Sauria. In den mittleren Gegenden wohnen die Khonds oder Khunds. Namentlich die letzteren, ein kriegerisches, aber sonst gutmüthiges Waldvolk, sind durch ihre schrecklichen Menschenopfer berüchtigt worden. Der Erdengöttin Taripennu werden die gewöhnlich als Kinder gekauften und unter dem Volke aufgezogenen Schlachtopfer (Meria) zur Fruchtbarmachung der Felder dargebracht, und zwar so, daß die einzelnen Eigenthümer nach den Opfergebeten ihnen Stücke Fleisch vom Leibe schneiden und sie blutend auf ihren Aeckern vergraben. Die britische Regierung hat seit 1837, wo diese Sitte weiter bekannt wurde, mit Gewalt und Güte viel Anstrengungen gemacht, um sie auszurotten. Jährlich wurden viele jener Opfer befreit, und schon vor zwei Jahrzehnten soll die Zahl der Befreiten auf 2000 gekommen sein. Dennoch dürften sich Reste der scheußlichen Sitte bis auf die jetzige Zeit erhalten haben. Auch die hier vielfach vorkommende Ermordung weiblicher Säuglinge sucht die Regierung ernstlich zu unterdrücken.

Die Hindübevölkerung der Ebene, welche mit ihrer der Bengali nahe verwandten Uriyasprache einen besondern Zweig der Arier ausmacht, ist schwächlich und träge. Sie ist von den Fesseln des Brahmanenthums in seiner entartetsten Form umstrickt. Bekannt ist der an das Heiligthum zu Pûri, einer Küstenstadt mit 22,000 Einwohnern, sich knüpfende Dschaganâthadienst, der zwar gegen früher sehr in Abnahme gekommen ist, doch noch immer tausende von Pilgern aus allen Theilen Indiens zu den Festen dorthin lockt.

Die Hauptstraße besteht fast ganz aus den heiligen Gebäuden, Maths genannt, und dazwischenliegenden Baumpflanzungen. Am Südende erhebt sich majestätisch der Tempel, und obwohl das Ganze malerisch erscheint, so ist der Schmutz und Gestank und die Menge der „frommen Bettler" doch höchst unangenehm. Herrliche Haine und Fruchtgärten schließen die Stadt auf der Landseite ein. In der Nähe liegen viele schöne Teiche. Zwischen ihnen und dem Meere stehen zahlreiche alte und seltsam aussehende Gebäude, fast vom Sande verschüttet. — Der Tempel des Dschaganâth *(Juggernauth)*, d. h. Herr der Welt, — ein besonderer Name des Krischna — steht auf einem viereckigen Platze umgeben von einer hohen Steinmauer.

Ein Thor führt zu einem kleinern erhöhten Quadrat, dessen Seite 130 m lang ist, und das abermals von einer Mauer umgeben ist. Auf dieser Terrasse erhebt sich die Pagode fast 60 m hoch, nach oben sich verjüngend in der Gestalt einer Bischofsmütze. Das Gebäude scheint aus dem 12. Jahrhundert zu stammen. Innerhalb der ersten Mauer haben viele andere Hindugötter ihre Tempel, auch Hanumân, der Affe, fehlt nicht. Der Hauptgötze, ein dunkelblauer Krischna, ist ein unförmlicher Block. Bei dem Hauptfeste im März wird er auf seinem „Rath", einem rohen Wagen, einer Art Plattform auf Rädern, nach seinem $1^1/_2$ engl. Meilen entfernten Landhause gefahren. Tausende von Menschen ziehen die an demselben befestigten Stricke, was eine sehr verdienstliche Handlung ist; die Brahmanen singen und erzählen dabei unter dem Beifall der aufgeregten Menge die unzüchtigen Geschichten des Krischna. Ehemals kam es wohl vor, daß sich fanatische Heilige unter den Rädern des Wagens zerquetschen ließen. Jetzt kommt dergleichen wohl nicht mehr vor. Ueberhaupt hat der Eifer des alten Dschagannâthdienstes sehr nachgelassen, und ein vor kurzem aus dem Gewölbe der Pagode herabstürzender Stein hat den Priestern mit Besorgniß eine alte Weißagung vom Verfall des Tempels ins Gedächtniß gerufen.

Die Mission in Orissa war schon früher von Çrîrâmpûr aus versucht, gewann aber erst festere Gestalt, als 1822 die Missionsgesellschaft der General Baptists (so genannt von ihrem Gegensatz gegen die schroff zugespitzte Lehre von der partikularen Gnadenwahl) die Station Kattack *(Cuttack)* gründete. Jahrelang lebte auch in Pûrî selbst ein Missionar, um vor den tausenden von Pilgern das Evangelium zu verkündigen. Später wurde die Stadt nur an den Festen von Kattack aus besucht. Nach und nach kamen weitere Stationen dazu: im Norden Balasûr, die aber 1836 der Mission der amerikanischen Free Will Baptists überlassen wurde, die sich mit mehreren Stationen: Dschelasûr, Santipûr und Midnapûr, über den Distrikt letzteren Namens ausgebreitet hat.

Von den Stationen der General Baptists erwähnen wir noch Khandittar, in der Nähe der Stadt Dschabschapûr im Norden, Pipli auf dem Wege von Kattack nach Pûrî und Berhampur im Süden, in dessen Nähe das Christendorf Padrepella. Die Mission, welche sich mit Bazâr- und Reisepredigt, Schriftenverbreitung (die Missionspresse lieferte die Bibel in Uriyaübersetzung und viele andere Schriften) befaßte, fand hier die Schwierigkeiten, wie in andern Gegenden mit Hindûbevölkerung. Erfolgreicher waren ihre Arbeiten in den Waisenhäusern, die sich mit den befreiten Meria, so wie mit den aus Zeiten der Hungersnoth zurückbleibenden Waisen füllten. Besondere Sorgfalt wurde auf die Heranbildung eingeborner Gehülfen und Prediger verwendet. — Zu Anfang der sechsziger Jahre versuchte man dem bisher noch gar nicht von der Mission berührten Bergvolke der Khunds nahe zu treten, wozu die christlich erzogenen Meria die beste Gelegenheit gaben. Russelkonda wurde die Station und eine Kolonie von eingeborenen Christen angelegt. Die Schwierigkeiten des ungesunden Klimas waren jedoch sehr bedeutend, und es ist bisher noch gar nicht zu einer kräftigen Missionsarbeit unter jenen Aborigines gekommen,[1]) was im Hinblick auf die gleich zu betrachtenden Erfolge unter den Kohls und Somthâls nur bedauert werden kann. Selbst wenn nur

[1]) Die Station wurde schon vor längerer Zeit völlig aufgegeben, als auch der Sitz der Civilbehörden von dort wegverlegt wurde.

die kühle Jahreszeit nachdrücklich zur Mission unter den Khunds benutzt würde, möchte das Evangelium bei ihnen schon tiefe Wurzeln gefaßt und vielleicht wichtigere Früchte gebracht haben als die Arbeiten unter den Hindû der Ebene. Die dortigen sechs Gemeinden sind zwar verhältnißmäßig nicht klein; nach dem neuesten Berichte zählen sie 854 Kommunikanten. Es ist jedoch fraglich, ob das Wachsthum auch ohne die Hülfe der Waisenhäuser so wie bisher weiter gehen wird. Dazu redeten die Berichte vor einiger Zeit viel von nöthiger Kirchenzucht, was bei den verhältnißmäßig hohen Anforderungen und unter den vielen Versuchungen besonders zum Trunk und dem Gebrauch anderer Narkotika (Opium, Hanf?) wohl erklärlich ist. Schlimmer freilich als solche groben Vergehungen ist die Gleichgültigkeit, die hie und da in die Gemeinden sich einschleicht, ohne direkt wie jene bekämpft werden zu können. Die Mission war übrigens durch den Mangel an europäischen Missionaren in der letzten Zeit recht geschwächt, und nur zwei oder drei Stationen mit solchen besetzt; auf den übrigen arbeiteten nur eingeborne Prediger.

Die mit der eben besprochenen innig verbundene Mission der Free Will Baptists hatte nach neueren Nachrichten 5 Gemeinden mit 371 Abendmahlsgenossen. Man ging damit um, die zwischen Uriya- und Santhâl- resp. Kohlmission getheilten Kräfte mehr als bisher auf die letztere zu konzentriren, die von der Station Midnapûr aus betrieben wird. Dies leitet uns über zu den wichtigen Arbeiten unter jenen Aborigines.

2. Das Kolh- und Santhâlgebiet.

a) Land und Leute.[1])

Nicht weit hinter Bardvan theilt sich die schon erwähnte Eisenbahn, den älteren Strang nach Norden sendend, während der jüngere, gradeaus nach Nordwesten, direkt nach Benares geht. Dieser führt uns bald aus der Ebene hinauf in das Hochland, das, vom Vindhyagebirge ausgehend, in Terrassen sich zur Gangesebene herabsenkt, und dessen letzte Ausläufer wir bereits in den Râdschmahalbergen kennen lernten. Den Ariern war dieses Gebiet mit seinen dichten Dschangeln nur wenig zugänglich. Daher haben sich hier nichtarische Völkerschaften erhalten. Obgleich mit der Zeit Hindû eingedrungen sind und sich zu Herren des Landes gemacht haben, ist es ihnen nicht gelungen, die alten Sitten der Eingebornen durch ihre Kultur und Religion zu verdrängen. Hier finden wir also ganz andre Verhältnisse als in den eben betrachteten Ländern.[2])

---

[1]) Vergl. L. Nottrott, Die Großner'sche Mission unter den Kolhs. Ich bedaure nur, daß ich manche der trefflichen Schilderungen daraus nicht ausführlicher aufnehmen konnte.

[2]) Auch dies Gebiet gehört zur Präsidentschaft Bengalen, größtentheils zur Provinz Tschôta (Tschutia) Nagpûr, mit der noch mehrere kleine tributbare Staaten verbunden sind.

Schon die Landschaft ist weit verschieden von den flachen, sumpfigen Ebenen Bengalens. Wir haben hier ausgedehnte Hochplateaux (500 bis 600 Meter über dem Meeresspiegel), über die sich zahlreiche Bergketten, oft in welliges Gebirgsland aufgelöst, erheben, durchfurcht von vielen großen und kleineren Flußthälern.

Wahrhaft großartig ist die wilde Schönheit der Gebirgsgegenden. Hoch hinauf in den tropisch blauen Himmel ragen die stolzen, meist schön bewaldeten Berge, hinter denen die sinkende Sonne den Horizont in den wunderbarsten Tönen färbt und mit wechselndem Farbenspiel ihre Strahlen in die neblichen Thäler sendet. Gewaltige Felsen thürmen sich zur Seite des Weges, den wir uns mühsam erst bahnen müssen. Tief unter uns ein Flußbett. Welch Chaos darin von Fels und Stein und entwurzelten Riesenbäumen! Donnernd stürzen die Wellen des Flusses, den der letzte Regen gewaltig genährt, über alle Hindernisse hinweg. Oft verengt sich das Bett so, daß es gleichsam ein Thor bildet, durch das der Strom ächzend und schäumend sich hindurch drängen muß. — Der Wald zu unserer Seite ist undurchdringliches Dickicht. Riesenstämme, hundertfach umstrickt von mehr als armesdicken Schlinggewächsen, ragen weit hinaus über das niedrige Unterholz. Dieser Baum mit seinen herabhängenden bunt blühenden Zweigen gleicht einer blütengeschmückten Laube; jener dort hebt seine brennend rothen Blütenbüschel empor, wie ein Weihnachtsbaum seine glänzenden Lichter. Dieser wieder, etwa 20 Fuß hoch, hat ganz die glänzenden Blätter und porzellanähnlichen Blüten der Kamellie. — Dazwischen ziehen sich blühende Schmarotzerpflanzen von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm. — Wir sind hinabgekommen in das Thal. Das Bambusgebüsch, das über Roß und Reiter mit seinen weidenartigen Blättern zusammenschlagend den Pfad oft zu einem Laubengange macht, tritt zurück. Das Thal erweitert sich. Neben dem Flusse dehnt sich eine wuchernde Grasfläche aus. Es ist freilich keine blumenbedeckte nordische Wiese; doch ersetzt die Ueppigkeit des Graswuchses, was ihr an Blütenreichthum fehlt. Wir können die Gegend jetzt übersehen. Dort, ha! wie die Felsenwände schroff empor steigen. Plötzlich brechen sie ab. Ein kleines Seitenthal öffnet sich. Ein mächtiges Getöse, von dem das Rauschen des jetzt ruhiger fließenden Stromes übertönt wird, bringt uns entgegen. Es ist ein Bach, der von beträchtlicher Höhe über die Felsen herniederstürzt und dem Flusse zueilt. An seinem Fuße steht eine Gruppe schlanker Palmen, die ihre Kronen in Sprühregen des Falles baden. — Und dieser Durchblick durch das sich öffnende Thal! Berge über Berge, wunderbar geformt, duftig angehaucht, in immer matteren Farben verschwimmend. [1])

Hie und da, namentlich in den Seitenthälern, zeigen sich Baumgruppen, unter denen die Dörfer versteckt sind. Die Bergeshänge hinab ziehen sich terrassenförmig wallende grüne Reisfelder; über ihnen grasbedeckte Halden, auf denen Ziegen und Schafe weiden. In der Ebene Dal-[2]) und Hirsefelder, sowie Weideplätze für das Rindvieh — starke Büffel und kleine, helle Zebu mit ihrem Fetthöcker und langen zurückstehenden Hörnern — das sich dort unter schattigen Bäumen behaglich im Schlamme gelagert hat. — Weiter zurück zeigt sich wieder der Wald, dichtes wirres Unterholz, dann und wann alte hohe Stämme, gruppenweise, zuweilen auch einige stolz ihre Wipfel im Winde schaukelnde Palmen.

Doch betreten wir eines jener Dörfer. Keine geordnete Dorfstraße empfängt uns, sondern wirr und regellos stehen die elenden, viereckigen Hütten umher. Kein Fenster findet sich in den grauen, aus Bambus geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden. Durch das

[1]) Nottrott a. a. O., 22 ff. Der eigentliche Urwald findet sich übrigens nur im Gebirge. Da, wo das Land in die wellige Hochebene übergeht, ist er bis auf kleinere Reste verschwunden. Zum Theil haben dort mit der weitern Kultur auch die arischen Einflüsse mehr Fuß gefaßt. Es zeigen sich große Städte mit ihren Pagoden. Zum Theil aber ist der Boden unfruchtbar.

[2]) Eine linsenähnliche Hülsenfrucht.

lockere Strohdach quillt, sich kräuselnd, der Rauch empor, für den sonst kein Ausgang gemacht ist. Und doch, wie malerisch ist das Häuschen von Kürbisranken umschlungen, die weit über das Dach hinkriechen und ihre goldigen Früchte dort lagern. Das letztere springt an der einen Seite, eine Art Veranda bildend, etwas über und beschattet die einzige Oeffnung, die Thüre. — Rings um das Haus ist ein Hof eingehägt mit einer Hecke von Agaven, deren 20 Fuß hohe Blütenstengel mit ihren gelben Blumen großen Armleuchtern gleichen. Nur bei wohlhabenderen Leuten finden sich noch einige Ställe für das Rindvieh und die Schweine, sonst wählen diese nach Belieben ein Unterkommen. Dort steht ein Pipalbaum, in dessen wagerecht gestellten Zweigen nach der Ernte das Stroh untergebracht wird, dort neben kleineren Bäumen, in deren Zweigen die Hühner ihre Ruhestätte suchen, der durch ganz Indien beliebte Mangobaum mit seinen köstlichen, großen, gelben Früchten. In einer Ecke des Hofes ist ein Fleckchen als Garten eingehägt, wo etwas Mais, spanischer Pfeffer, Bohnen u. dergl. gepflanzt sind — dann und wann auch ein paar Bananen mit ihren mächtigen Blättern.[1])

Ehe wir uns aber die Bewohner des Dorfes in ihrem alltäglichen Leben und Treiben ansehen, wollen wir uns über die Bevölkerung des Landes überhaupt orientiren.

Die Provinz Tschôta Nagpûr zählt gegen 4 Millionen Einwohner. Davon sind etwa 1 Million eingewanderte Hindu und Muhammedaner, letztere von den Kolhs Turku genannt. Jene gehören den verschiedensten Kasten an, werden aber alle von den Hindû im Norden wegen Mangel an Bildung und an Frömmigkeit gering geschätzt. Seit Jahrhunderten schon war das Land von hinduisirten größeren und kleineren Königen oder auch muhammedanischen Eroberern beherrscht oder tributpflichtig gemacht. Diese zogen immer mehr Hindû an sich, welche nun die Beamten, Kaufleute, Handwerker und vielfach auch die Großgrundbesitzer des Landes bilden und den allergrößten Theil der Städtebevölkerung ausmachen. Infolge davon ist das Hindi die Sprache des öffentlichen Verkehrs geworden. Ja in einigen Gegenden haben die Kolhs selbst ihre Sprache darüber verlernt. Den Hauptstamm der Kolhs[2]) bilden die Munda Kolhs, in Tschôta Nagpûr im engern Sinne, besonders südlich und westlich von der Regierungshauptstadt Rantschi (*Ranchi*). Sie zählen etwa 1 Million. Unter ihnen hat das Christenthum die meisten Fortschritte gemacht. Ein anderer Stamm, unter dem dasselbe auch viel Anhänger gewonnen hat, sind die Urao weiter westlich von Rantschi. Merkwürdigerweise sprechen sie, obgleich jetzt in Sitte und Gebräuchen den Munda Kolhs so verwandt, eine ganz verschiedene, sofort als dravidisch zu erkennende Sprache. Ein kleiner Stamm mit

[1]) Die Schilderung hat die Wohnungen der Larka Kolhs vor Augen, denen die der übrigen Stämme mit geringen Abweichungen gleichen, auch die der Santhâls; doch sind diese sofort an den mit schwarzen und rothen Feldern auf weißem Grunde bemalten Wänden zu erkennen. Nur die Urao legen ihre Häuser anders an. Sie bewohnen den höchsten und felsigsten Theil des Landes, wo die wild zerklüfteten Granitfelsen in wunderlichen Formen oft wie Burgruinen zum Himmel starren. Dort suchen sie Flächen, wo das Gestein in horizontaler Lage zu Tage tritt, und benutzen es zur Dreschtenne, wie zum Fußboden ihrer Häuser. Diese führen sie aus dem dort reichlichen rothen Thon auf, der an der Luft zu einer festen steinigen Masse erhärtet. — Bei den Urao haben alle Hausthiere, wenigstens für die Nacht, ihren Platz im Hause selbst.

[2]) So ist der Name zu schreiben. Nicht Kola, Schweine, sind sie wegen ihrer Unreinlichkeit genannt, sondern Kolha, Schweinetödter, wegen des von den Hindû verabscheuten Fleischgenusses.

wieder ganz anderer Sprache sind die Kerria im Südwesten von Rantschi. Südöstlich aber von da in der Landschaft Singbhûm mit der Hauptstadt Tschaibassa wohnen die Larka Kolhs, ein vielleicht 200,000 Seelen zählender Volksstamm, der sich bisher am unabhängigsten erhalten hat. Sie nennen sich selbst Ho, Menschen. Sprachlich stehen sie den Munda Kolhs sehr nahe. Ebenso sind die im Nordosten wohnenden Santhâls mit ihnen verwandt. [1])

Sehen wir uns nun aber die Leute selber an. Treten wir ein in die oben geschilderte Hütte. Es ist früher Morgen. Verschiedene Stimmen erschallen im Hofe, von Schweinen, Schafen, Hühnern und Enten. Aber noch bekümmert sich niemand um sie. Eben ist die Hausfrau von ihrem harten Lager auf dem Lehmboden, über den höchstens eine Matte gebreitet war, aufgestanden und besorgt dem Eheherrn zuerst das Frühstück. Mehr der schlanken Gestalt und der aufrechten Haltung nach, als nach den Zügen des braunen Gesichtes [2]) können wir das Weib schön nennen. Noch ist sie nicht in voller Kleidung, sondern nur mit einem Lendenschurz angethan. Wenn sie das Haus verläßt, sehen wir sie in kleidsamer, anständiger Tracht. Ein einziges Stück Baumwollenzeug mit blauer oder rother Kante, der Tschadder, wird zur Hälfte um die Hüften geschlungen, während in die andere Hälfte der Oberkörper gehüllt wird. Dann ist auch das lange schwarze Haar sorgfältig in einen Knoten gebunden, der durch irgend ein passendes Hülfsmittel (Bärenhaare) wohl vergrößert wird. Der Schmuck darf natürlich auch nicht fehlen: Perlschnüre nach der jeweiligen Mode, Armbänder und Knöchelringe von Metall, oft ein Pfund schwer.

Während die Hausfrau den bereits am Abend gekochten Reis auf einen messingenen [3]) oder irdenen Napf thut und daneben auf die Erde etwas Salz legt, erhebt sich der Eheherr erst von seiner primitiven

[1]) Jellinghaus, in der Allgemeinen Missionszeitschrift 1874, S. 27 f. Zur allgemeinen Charakteristik nehmen wir aus derselben Quelle hier sogleich Folgendes auf: Im ganzen kann man von ihnen sagen, daß sie arbeitsame, gutherzige, tapfere Volksstämme von guten Verstandesanlagen mit manchen löblichen Sitten und Eigenthümlichkeiten sind. Im Vergleiche mit den Hindû sind sie offenherzig, unbefangen, natürlich, kindlich, heiter, treuherzig und tapfer. Während einige Missionsberichte sie oft zu schwarz malend als allen Lastern ergeben darstellten, haben einige englische Schriftsteller sie gepriesen als wahre Tugendhelden, die nie lügen, nie stehlen u. s. w. Indessen der Berichterstatter kann versichern, daß sie sich sehr wenig Gewissen daraus machen, die Unwahrheit zu sagen. Doch sind sie nicht so ausgelernt und raffinirt im Lügen und Verstellen wie die Hindû. Was das ihnen ertheilte Lob der Keuschheit betrifft, so lebt die unverheirathete Jugend durchgängig in gemeiner Unzucht. Doch ist immerhin so viel davon wahr, daß der Kolh nicht wie der Neger von wilder Sinnlichkeit geplagt ist. Trotzdem, daß sie bei der Arbeit fast nackt gehen (bis auf das schmale Lendentuch), kann man junge Männer und Frauen tagelang bei einander ernsthaft arbeiten sehen, ohne daß etwas Unzüchtiges vorkommt. Wie aber dergleichen sonst getrieben wird, mag aus der folgenden Schilderung geschlossen werden. Die allgemein gebräuchlichen Schimpfwörter sind überaus schmutzig. Auch haben sie für Scherz kein Wort, das nicht zugleich auch die unkeusche Eigenschaft der Rede mit einschlösse.

[2]) Die Farbe wechselt von hellbraun bis zur dunkeln Chokoladenfarbe. Auch die Gesichtsbildung ist verschieden: zuweilen fein und regelmäßig, gerade Nase u. s. w., oft aber haben sie recht grobe Züge, vorstehende Backenknochen, eingedrückte Nase, breiten Mund und dicke Lippen.

[3]) Das flache Messinggefäß, die Lota, wird in Indien überhaupt, wie es scheint, viel gebraucht.

Bettstelle[1]), nimmt hockend vor dem Frühstück Platz und langt sich würdevoll mit der Rechten eine Handvoll Reis nach der andern, dazwischen den Zeigefinger in das Salz eintauchend. Die Frau steht seines Winkes gewärtig dabei. Erst wenn er fertig und hinausgegangen ist, kommt sie an die Reihe.

Zur Arbeit hat der Mann freilich noch keine Eile. Er sitzt erst eine Zeitlang, seine einfache Cigarette (Sukull) rauchend und etwa mit dem Nachbar plaudernd, unter seiner Veranda. Auch er trägt das Haar lang in einen Knoten gebunden; nur am Vorderkopf ist es geschoren. Ebenso ist der Tschadder seine Kleidung, doch bindet er ihn weniger sorgfältig um und geht oft halb nackend, nie aber wird ihm die stolze Haltung fehlen.

Hat er sich nun zum Tagewerk gestärkt, so legt er seinen Büffeln das Joch auf den Nacken, an dem eine Stange mit einem Querbalken hängt. Der kürzere Theil derselben ist mit Eisen beschlagen, der längere bildet die Handhabe. Das ist der einfache Pflug (ähnlich hat man ihn am Ganges, vielleicht durch ganz Indien). Beim Hinausziehen wird fortgeraucht; auf dem Acker angekommen aber löscht er die Cigarette und steckt sie hinters Ohr oder klemmt sie zwischen den eng um die Hüften gebundenen Tschadder[2]). Sehr eifrig geht es aber mit dem Pflügen nicht. Ab und zu wird innegehalten, um auszuruhen. Dabei muß die Sukull wieder in Gang kommen. Am Rande des Ackers liegt zu diesem Zweck ein langsam brennender Strohzopf. Ohne Feuer ist der Kolh selten. Selbst auf Wanderungen nimmt er's mit.

In das gepflügte Feld wird der Reis gesäet, der nachher in andre bewässerte Aecker gepflanzt wird. Das ist Frauenarbeit, ebenso das Jäten. Ist der Reis reif, so wird er mit der Sichel geschnitten, auf plumpen Wagen nach der Tenne geschafft und von Ochsen ausgetreten. Die Körner werden in Strohgeflechten aufbewahrt.

Das ist die Hauptarbeit des Kolh, die sich aber stets auf einige Vormittagsstunden beschränkt.

Unterdessen hat die Frau das Vieh gefüttert, die kleinen Kinder besorgt, die größeren mit Ziegen und Schafen auf die Berge geschickt. Nun spinnt sie die selbstgebaute Baumwolle, damit sie vom Hinduweber für sich und die Ihrigen Tschadder weben lassen kann, oder hat Matten und Strohkörbe zu flechten u. dgl. Dann wird das Mittagsmahl bereitet, das nicht sehr viel Abwechselung erheischt. Reis ist natürlich wieder die Hauptsache; oft wird Dal, die kleinen braun und gelb melirten Körner, dazu gekocht. Kommt der Mann zurück, so steht die Frau schon bereit, ihm mit dem Messinggefäß Wasser über die Hände und Füße zu gießen, ein Dienst, den auch Knaben schon von der Mutter verlangen.

Das Essen selbst geschieht wieder wie des Morgens. Ist der Mann

---

[1]) Pâlang, ein etwa fußhohes Holzgestell, über das Stricke gespannt sind; fast in ganz Indien gebräuchlich, auch Tscharpai genannt.

[2]) Nach einer andern Quelle wird bei der Arbeit immer das bloße Lendentuch getragen.

fertig, so reicht ihm die Frau ein Stück Holz, das sie an einem Ende faserig gemacht hat — eine einfache Zahnbürste, die an jedem Tage erneuert wird. Nach ihrem Gebrauch läßt sich der Hausherr die zweistündige Siesta nicht entgehen.

Nachmittags wird es wieder lebendig im Dorfe. Mit Pfeil und Bogen, auf der Faust den wohl abgerichteten Falken, der auch sonst oft seinen unzertrennlichen Begleiter bildet, zieht der Kolh auf die Jagd und hat seine Freude daran, wenn jener geschickt auf die gackernd auffliegenden Dschangelhühner herabschießt. Oft gibt's freilich auch ernstere Jagden wider Tiger und Bären, wilde Büffel und Elefanten, die das Leben und die Felder der Menschen bedrohen. Ist doch oft ein ganzes Reisfeld von den plumpen Füßen der Elefanten zerstampft oder von den in schlammigem Boden sich wälzenden Büffeln verderbt. Oder vielleicht raubte der Tiger eine Ziege, und zitternd kommt der schwarzbraune Knabe, um das Unglück zu melden. Da wird die hellebardenähnliche Tigeraxt und die alte lange Luntenflinte hervorgelangt. Gemeinsam zieht die Schaar der Jäger aus, singend, bis zum Waldesrande gefolgt von den im Wechselgesang antwortenden Frauen und Mädchen. Wieder und wieder ertönt der Refrain, etwa: „Wer den Tiger schießt, kriegt die schönste Maid".

Große Freude ist im Dorfe, wenn der Zug siegreich zurückkehrt. Dem, der das Thier erlegte und der das Fell im Triumphe trägt (für das er 30 Rupies als Preis der Regierung erheben kann), wird fast abgöttische Ehre erwiesen. Ueberhaupt preist die Frau den heimkehrenden Jäger, wenn sie ihm die Füße wäscht, mit überschwänglichen Reden.

Neben der Jagd hat der Kolh seinen Sport mit Hahnenkämpfen. Sorgfältig richtet er den Hahn ab, lehrt ihm den Gebrauch der angeschnallten Stahlsporen und sucht auf alle Weise seinen Muth zu fördern. Vor dem Kampfe geschieht dies durch Opium. — Mit fieberhafter Erregung, wie einst die Spieler vor der Roulette, erwarten die Umstehenden den Ausgang des Kampfes, bis der eine der Hähne blutend am Boden liegt. Stolz kehrt der Eigenthümer des Siegers mit diesem heim, das brave Thier liebkosend, während sein kleiner Bube den überwundenen, der den Preis ausmacht, ihm nachträgt[1]).

Doch es ist Abend geworden. In der erleuchteten Hütte findet die Hauptmahlzeit statt. Der Hausherr entwickelt jetzt einen ungeheuren Appetit. Endlich hat er genug und tritt schweren Schrittes in die Veranda, um sich mit Wohlbehagen niederzulegen. Drinnen ißt die Mutter mit den Töchtern. Man mag es der Eile, mit der sie eine Handvoll Reis nach der andern hinunterschlucken, anmerken, daß sie noch etwas vorhaben. Auch sind ihre Haare mit frischen Blumen geschmückt. — Richtig, es ertönen Trommeln und Pfeifen; man ruft zum Tanz. Jetzt hält nichts mehr die Frauen und Mädchen zurück.

---

[1]) Hahnenkämpfe finden sich durch ganz Indien, oft mit Preisen, die sie zum schlimmsten Hazardspiel machen, letzteres vielleicht mehr bei den Malayen der Inseln.

Auch der Alte rafft sich aus seiner natürlichen Faulheit auf — es geht zur Akra, dem Tanzplatze.

Nach des Tages Hitze herrscht jetzt die angenehme Kühle, statt der brennenden indischen Sonne leuchten hellglänzend die Sterne vom dunkeln Himmelszelt. Ein leiser Wind rauscht durch das zarte Laub der Tamarinden. Auf dem Platze brennt ein flackerndes Feuer. Große Nachtfalter mit glashellen Augen auf den prächtig gezeichneten Flügeln, und zahlreiche Moskitos schwirren um dasselbe herum, eine sichere Beute der Flammen. Durch die Luft schwirrt dann und wann ein fliegender Hund, angelockt durch die reifen Früchte des Mangobaums. Aber unser Blick wird nicht gefesselt durch die nächtliche Thierwelt. Er ruht auf dem wunderbaren Bilde, das die Menschen uns dort darbieten. Siehe da, welch ein Kranz lieblicher Erscheinungen! Eine Anzahl junger Mädchen halten sich eng umfaßt, die rechte Hand einer jeden um den Nacken der andern, mit der Linken die Taille der Nachbarin zur Linken umschlingend. So bilden sie eine lange Kette. Es sind schwarzbraune, aber wohlgebildete Gestalten. Eigenthümlich leuchtet das Weiße der Augen, wunderbar kontrastiren die blendenden Zähne des lachenden Mundes. Aus den dunkeln Haaren schimmern die rothen Blumen, der Messingschmuck der Arme und Fußknöchel blitzt im Scheine des Feuers. — Ihnen gegenüber stehen mehrere junge Männer, fest in Tücher gehüllt. Da beginnt der Trommler dort am Feuer die Trommel zu rühren. Dazwischen klingt der grelle widrige Ton eines halb zerschlagenen Beckens. Die Gruppen setzen sich in Bewegung. Langsamen Schrittes gehen die Männer, einer hinter dem andern, um das Feuer herum und beginnen einen Gesang. Die Mädchen antworten hüpfend mit zierlichen Schritten, bald sich dem Feuer nähernd, bald zurückweichend. Die Männer bleiben im gleichen ernsten Schritte. So dauert der Wechselgesang und die gegenseitige Annäherung und Entfernung eine Zeitlang fort, bis eine Pause eintritt und wieder ein neuer Anfang gemacht wird. — Das ist ein heidnischer Tanz auf der Akra. „Ein liebliches Bild, das harmlose Vergnügen eines kindlichen Naturvolkes", werden manche sagen. Und in der That, den Vergleich mit den tollrasenden Tänzen christlicher Länder hält er wohl aus. Aber warten wir das Ende ab — zuletzt vergeht uns die Lust, dem Treiben auf der Akra zuzusehen. Blicken wir zunächst dort auf die Gruppe schwatzender Männer in einiger Entfernung. Fast gespenstisch sehen die Leute aus, nur halb beschienen vom flackernden Feuer. Ihre Tschadder haben sie bis über den Kopf gezogen, denn diesen Kindern der heißen Zone wird die Kühle der Nacht schon empfindlich. Fleißig macht die Sukull die Runde. Woher kommt es aber, daß die Unterhaltung immer lebhafter, die Bewegungen, mit denen sie ihre Worte begleiten, immer erregter werden? Seht dort den großen Topf in der Mitte. Fleißig schenken sie aus diesem in die aus Blättern mit Bambusstäbchen zusammengesteckten Becher, gierig trinken sie das beliebte, weißliche Getränk (Illi, Reisbranntwein) und lassen keinen Tropfen umkommen. Und nicht nur die Männer scheinen sich nicht satt trinken zu können. Ein Tanz ist zu Ende. Da drängen sich auch die Burschen herzu, und dort wahrlich auch Frauen und Mädchen, ja Kinder. — — Jetzt beginnt ein neuer Tanz. Schon hat sich die Haltung der Tanzenden geändert. Die Augen sind glühender, die Bewegungen leidenschaftlicher (um nicht zu sagen unzüchtiger) geworden, der Inhalt der Wechselgesänge schmutziger. Hie und da hat sich bei Männern und Weibern das zusammengeschlungene Haar gelöst und flattert wild in der Nachtluft. Jauchzend schlagen die Mädchen die schweren Messingringe an einander. An die Stelle harmloser Fröhlichkeit tritt immer mehr zügellose Lust. — Doch verlassen wir die Akra — es ist nicht gesund, lange in der feuchten Nachtluft zu stehen[1]).

Lernen wir aber noch einen andern Platz kennen, der im Leben der Kolhs eine wichtige Rolle spielt: die Sarna, den Opferplatz. Neben jedem Dorfe der Urao findet sich ein Rest alten Urwaldes. Auch die übrigen Stämme haben bei den Dörfern ihre Dämonenhaine.

[1]) Nottrott a. a. O., S. 116 ff.

Die Sarna ist ein Platz von hohen Baumriesen umgeben, deren jeder die Wohnung eines Bonga bildet. Raben hausen in den Zweigen, schauerlich mischt sich ihr Gekrächze mit dem Rauschen des Windes. Am Fuße der Stämme liegen kleine schwarze Steine, die Altäre, über die das Blut der Opfer, schwarzer Böcke oder bunter und schwarzer Hühner, geschüttet wird, wenn ein privates oder öffentliches Opferfest stattfindet[1]). Im Zuge ziehen sie dorthin, der Pahan, der Priester, voran, der die Opfer unter dem Gemurmel von Gebeten darbringt. Blumenguirlanden sind von den Zweigen der Bäume herniedergeleitet, an denen die zu versöhnenden Dämonen herabsteigen sollen.

Hier haben wir den bereits oben erwähnten Dämonendienst, dem wir im südlichen Indien, sowie auf den Inseln des Archipels und in Hinterindien in überraschender Uebereinstimmung begegnen werden. Deutlich aber tritt es bei den Kolhs hervor, wie dieser Geisterdienst einen monotheistischen Hintergrund hat[2]).

Die MundaKolhs nennen Gott Singbonga und die bösen Geister Bonga, und unterscheiden sie als Ikirbonga, Tiefen- oder Wassergeister, Burubonga, Berggeister, und Marangbonga, großer Bonga, der gefürchteste von allen, der im Marangburu (großen Berge) wohnen soll. Das Wort Bonga schließt nicht den Begriff des Bösen in sich. Singbonga ist der Sonnengeist, der den übrigen, die allerdings als böse Geister gefürchtet werden, nicht gleichsteht. Von ihm erzählt die Sage der Kolhs die Schöpfungsgeschichte. Als Singbonga die Erde gemacht (einen Unterschied zwischen Schaffen und Machen kennt die Sprache nicht), machte er aus Erde auch die Gestalt eines männlichen Kindes. Dann kam aber ein Pferd und stieß die Figur um. Um das Pferd abzuwehren, machte Singbonga einen Hund und gab dem Knaben Leben. Darauf bildete er ebenso ein Mädchen. Ueber die Nachkommen dieser ersten Menschen werden noch viele Geschichten erzählt. Später (und diese Sage ist besonders lebendig im Volksbewußtsein), wurden die Menschen böse; sie wollten sich nicht waschen und nicht arbeiten, aber immer tanzen und sich betrinken. Da kam eine Flut von Feuerwasser (sengel daa), und alles mußte darin ertrinken. Nur ein Bruder und eine Schwester wurden gerettet. Von diesen sollen alle Völker abstammen. Die verschiedenen Kasten sollen aus verschiedener Beschäftigung entstanden sein. Auch eine Sage vom Regenbogen schließt sich an die Erzählung von der Sündflut. — Sind schon hier Anklänge an die Geschichte des Alten Testaments auffallend, so ist gradezu überraschend der Lichtstrahl göttlicher Wahrheit, der durch eine andre der Kolhsagen hindurchzieht. Früher wohnten in Tschôta Nagpûr die Assurs, ein titanenhaftes, eisenarbeitendes, ja eisenfressendes, übermüthiges Geschlecht. Singbongas Boten mißhandelten sie, bis dieser seinen (einzigen) Sohn, Sirahon, in Gestalt eines aussätzigen Menschen auf die Erde sendete. Er verrichtete viele „nützliche und unnütze" Wunder, trat dann, indem er sich zum Opfer in Feuer hingab, aus diesem gesund und in herrlicher Gestalt mit Schätzen geschmückt hervor, wodurch die Assurs verleitet wurden, auch ins Feuer zu gehen, und ihren Tod fanden. Darauf wollte Singbongas Sohn wieder zum Himmel zurück. Aber die Assurweiber wollten ihn halten — da sie nun keine Männer mehr hätten. Er aber schleuderte sie fort, die einen in die Berge, die andern in die Flüsse u. s. w., und aus ihnen entstanden die verschiedenen Bonga. Diese Erzählung ist den Kolh so tief eingeprägt, daß auch die Bekehrten noch oft davon reden und dann Prabhu Jîsu (den Herrn Jesus) mit Singbongas Sohn identifiziren.

Auch in den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redeweisen der Kolhs zeigt sich in überraschender Weise ihr Gottesbewußtsein.

---

[1]) Auch dem Singbonga wird wohl geopfert, diesem aber nur weiße Thiere.

[2]) Jellinghaus (a. a. O., S. 29), der diese Ansicht auf sämmtliche Naturvölker ausdehnt. So allgemein aber ist die Frage doch noch nicht entschieden, so willkommen dies für unsre dogmatischen Ansichten auch wäre.

z. B. wenn widersprechende Befehle von verschiedener Seite gegeben werden, sagt der Kolh mit bitterer Ironie: Im Himmel ist ein Singbonga, aber auf Erden sind ihrer fünf. Was sollen wir machen? „Wir sind ja dumm". — Im Anfange hat Singbonga zu uns gesagt: Das Schweißwasser von dem Haupte abwischend arbeitend, pflügend, hackend, wirst du zu essen haben; wenn du nicht arbeitest, wo sollst du es erlangen? — Ein Armer tröstet sich: Ich bin hungrig, aber der die Ameisen und Vögel füttert, wird auch mir geben. — Wenn ein liebes Kind gestorben ist: Singbonga hat es geschaffen, Singbonga hat es genommen, ich bin machtlos; ich kann mein eignes Leben nicht geben an seiner Statt.[1])

Wenig im Einklang mit solchen Aussprüchen sind die religiösen Gebräuche der Kolhs, die ganz vom Aberglauben beherrscht werden. Fast in jedem Berge, Flusse, Teiche, Wege wähnen sie einen Bonga (Hindi: Bhût), der darauf aus sei, die Menschen zu quälen und Schaden anzurichten. Alle Krankheiten, Gebrechen, Epidemien, das Krepiren des Viehes und das Verderben der Feldfrüchte, Schaden durch Tiger und andre wilden Thiere kommt ihnen von den Bonga[2]). Um die einzelnen wie die ganze Gemeinde vor ihnen zu schützen und gleichsam einen modus vivendi mit ihnen herzustellen, ist in jedem Dorfe einer der Bauern als Opferpriester, Pahan, angestellt. Den Ort seiner Thätigkeit, die Sarna, haben wir schon erwähnt. Für seine Bemühungen nutzt er das nicht eben große Bongafeld. Sein Amt ist erblich, ebenso wie das des Munda, des Ortsschulzen. Beide Geschlechter halten sich für Abkömmlinge zweier Brüder. Das Amt aber hat durchaus nichts Kastenartiges; der Pahan ist Ackerbauer wie die andern.

Außer diesem Priester aber gibt es in jedem Dorfe einen oder mehrere Zauberer, die mit geheimnißvollen Zauberspruchen (in denen viel aus der Hindumythologie Entlehntes vorkommt) die Macht der Dämonen bannen wollen.

Ein alter Zauberer, der, wie viele seiner Kollegen, Christ geworden war, beschrieb das Verfahren folgendermaßen. Wenn in einem Hause eine Krankheit oder sonst ein Unglück, vermeintlich durch die bösen Mächte angerichtet ist, so nimmt der herbeigerufene Zauberer Reis, legt denselben auf eine kleine, aus Bast geflochtene Wanne, zündet ein Licht an, das er daneben vor sich hinstellt und ruft nun mit untergeschlagenen Beinen dasitzend, den Mahadeo (Çiva) an. Dann beginnt er bald zu zittern und verliert das volle Bewußtsein. Er sieht nun viele Gestalten von Thieren, Dämonen oder auch ein Weib. Daraus schließt er, was für ein Thier geopfert werden muß, welcher Dämon das Unheil angerichtet oder welche Hexe ihn dazu veranlaßt hat. Stimmen die Aussagen zweier oder dreier Zauberer über die Person der Hexe überein, so wird diese gehaßt und verfolgt — früher einfach todtgeschlagen, aber seitdem nach englischem Rechte jeder, der solch ein Ver-

[1]) Jellinghaus a. a. O., S. 32. Fände sich irgend eine Gelegenheit, um christliche Einflüsse auf die Kolhs in alter Zeit möglich erscheinen zu lassen, so würde man gerne solche zur Erklärung herbeiziehen. Bis jetzt aber fehlt es gänzlich an derartigen Spuren. Wir setzen natürlich voraus, daß die Kolhs, von denen unser — übrigens sehr zuverlässiger — Berichterstatter gesammelt hat, in allen Fällen von der Mission noch nicht beeinflußt waren.

[2]) Auffallend ist die verbreitete Ansicht, daß, seitdem die Engländer ins Land gekommen, die Dämonen ihre Macht verloren haben.

brechen begeht, gehängt wird, wagt man es nicht mehr. Manche Zauberer stehen in großem Rufe und werden von weither aufgesucht, selbst von Brahmanen. Mit der Ausbreitung der Mission verlieren sie jedoch mehr und mehr ihr Ansehen. Zwar meinen auch die Kolhchristen, daß in der Zauberei böse höhere Mächte wirksam sind, sind aber überzeugt, daß dieselben keine Macht haben über die, welche den wahren Gott anrufen. Auch die Zaubrer selbst geben zu, daß sie über die Missionare keine Macht haben[1]).

In dem ganzen Opferdienst der Kohls finden sich übrigens keinerlei edlere, religiöse Motive, wie Schuldgefühl, Sühnung u. s. w. Es kommt alles auf ein Handeln mit den Dämonen zur Sicherung des irdischen Lebens hinaus. Von Liebe zu den Geistern kann natürlich nicht die Rede sein. „Schurken und Spitzbuben" sind sie, sagt auch der heidnische Kolh. — Weitere abergläubische Gebräuche und Vorstellungen, als: Gespenster bannen, Besessene beschwören, wahrsagen aus Vogelflug und Vogelgeschrei, Tagewählerei, der böse Blick, Gottesgerichte, Wärwölfe (hier Tigermenschen) u. s. w. stimmen mit dem fast bei allen Völkern sich findenden Aberglauben überein.

Fügen wir noch einige Bemerkungen über das Leben der Kolhs in Familie und Gemeinde bei. Sie haben viel Familiensinn[2]) und eine sehr starke Liebe zu den Töchtern, ebenso wie zu den Söhnen. Sterben ihnen Kinder, so sind sie untröstlich. Acht Tage nach der Geburt eines Kindes findet (bei den Munda-Kolhs) eine Ceremonie statt zur Reinigung der Mutter und zur Aufnahme des Kindes in die Gemeinschaft des Stammes. Ein weißes Huhn wird dem Singabonga geopfert und das Blut in dem vorher gereinigten Hause umhergesprengt. Dem Kinde wird ein Fleck auf dem Kopfe gesalbt, nachdem die Haare weggeschnitten. Dabei erfolgt die Namengebung durch einen Freund oder Verwandten, der als Säki (Pathe) ein besonderes Verhältniß zum Kinde behält. Bis zum achten Jahre etwa laufen Knaben und Mädchen in der warmen Zeit ganz nackt; dann fangen sie an, den schmalen Lendengürtel zu tragen. Von Erziehung ist kaum die Rede. Der Kolh schlägt seine Kinder nie. Die Knaben beginnen von dem 16., die Mädchen von dem 14. Jahre an zu heirathen. Vorher ist das Leben der Jugend durchaus liederlich und unsittlich, was von den heidnischen Kolhs als selbstverständlich betrachtet wird[3]).

Diese Unsittlichkeit wirkt natürlich höchst verderblich, namentlich auf das weibliche Geschlecht, das vielfach einen besonders dummen und gemeinen Zug im Gesichtsausdrucke und Charakter hat. Auch war es für das Christenthum viel weniger empfänglich. Ein sehr erfreulicher

---

[1]) Nach Jellinghaus a. a. O., S. 61 ff.

[2]) Das Zanken fehlt freilich auch nicht, und dabei wird auch wohl gar von dem beleidigten Theile mit dem Aufhängen gedroht und dies zuweilen ausgeführt.

[3]) Die Knaben vom 10. bis 12. Jahre und die Mädchen vom 9. bis 11. Jahre ab bringen die Nacht gar nicht mehr im elterlichen Hause zu. Für die ersteren ist in allen älteren Dörfern der Urao ein besonderes Haus, die Dschoncherpa, wo die Burschen gemeinsam schlafen und in der Regenzeit an langen Abenden sich Geschichten erzählen und bei Reisbranntwein ihre Gefühle in Verse bringen, um nächstens mit denselben ihre gesangskundigen Gefährtinnen auf dem Tanzplatze zu überraschen. Die Mädchen verbringen die Nacht meist bei den Witwen des Dorfes.

Unterschied aber zeigt sich bei den Mädchen in den Missionskostschulen.

Die Verheirathungen geschehen durch Zahlung eins Kaufpreises, doch nicht immer wird die Tochter einfach zu einem ihr unbekannten Bräutigam gezwungen, sondern hat sich schon vorher mit ihm verständigt. Die Vermittlung eines Brautwerbers ist unerläßlich. Erst nach vielem Handeln einigt man sich über den Preis, wobei der Vater des Bräutigams sich möglichst ärmlich stellt, um denselben herabzudrücken; der Vater der Braut aber läßt sich durch die stehende Komödie nicht irre machen. Der Preis besteht meist in Vieh oder Ackergeräthen. Sehr Reiche verlangen wohl 40 Ochsen; gewöhnlich sind's nur ein paar Gespanne Büffel, bei ärmeren Leuten nur ein paar Ziegen oder dergleichen. Ehe es aber nach Feststellung des Kaufpreises zur Verlobung kommt, werden sehr sorgfältig die Zeichen beobachtet, welche Glück oder Unglück bedeuten. Ein böses Omen kann die ganze Sache zerstören.

Die Hochzeit selbst wird 2 bis 4 Wochen nach der Verlobung im Hause des Bräutigams gefeiert. Der trommelnde und tutende, jauchzende und singende Zug des Bräutigams und seiner Verwandten und Dorfgenossen [1]) holt die Braut aus ihrem Elternhause ab und wird auf dem Heimwege von den zurückgebliebenen Knechten des Bräutigams, die ihm, ebenfalls unter Singen, Tanzen und Lärmen, in einem von Dal und Reisähren gefüllten Gefäße eine brennende Lampe entgegentragen, feierlich empfangen. — Nachdem man sich nun im Hause des Bräutigams durch Essen und Trinken gehörig gestärkt, werden Braut und Bräutigam gewaschen und geölt, worauf dann um die Mittagszeit die Ceremonie der ehelichen Verbindung beginnt. Von einigen Frauen begleitet, tritt das Brautpaar aus dem Hause in den Hof, wo eine Anzahl Männer sofort einen dichten Kreis um sie schließen; andre bewachen die Pforte des Hofes. In der Mitte jenes Kreises liegt das Joch der Ochsen — das Symbol der Feldarbeit — und ein Stein, auf dem die Frau täglich die Gewürze zerreibt, als Symbol der Frauenarbeit, sowie auch als Zeichen inniger Vereinigung ein Bund von dem Grase, mit welchem das beide schützende Dach des Hauses gedeckt wird. Das Brautpaar stellt sich dann auf den platten Reibestein, die Braut vorn, der Bräutigam hinten. Um seiner Ehre jedoch nichts zu vergeben und zum Zeichen seiner Herrschaft über die Frau, stemmt er seine Zehen gegen ihre Fersen. Nun wird über beide ein weißes Tuch gedeckt, unter dem sie sich gegenseitig die Stirne mit dem zuvor in Zinnober getauchten Finger röthen. Unterdessen geht eine Frau mit einem Gefäß voll Wasser dreimal um das Brautpaar herum. Wenn sie den dritten Rundgang vollendet, wird plötzlich das Tuch abgenommen, und die Vermählten müssen schnell ins Haus eilen, wenn sie nicht das Wasser über den Kopf bekommen wollen. Im Hause sitzen sie eine Weile, umringt von den Brautjungfern und Brautführern, ruhig da, bis sie sich waschen und die Kleider wechseln. Ist das geschehen, so kommen sie wieder in das Haus, grüßen alle Gäste und empfangen von ihnen kleine Geschenke, 1 — 2 Anna von jedem. Dann setzt sich alles zum Essen nieder, nach welchem dem Branntwein tüchtig zugesprochen und die ganze Nacht hindurch gesungen und getanzt wird [2]).

Die Stellung der Frau bei den Kolhs ist eine ganz andre als bei den Hindu. Dort ist sie geachtet als Gehülfin des Mannes und arbeitet fleißig mit auf dem Acker wie im Hause. Von Abschließung kann keine Rede sein. Doch wird der Frau die schwere Arbeit nicht zugemuthet,

[1]) Es ist zu beachten, daß die sich immer nach einem Ahnherrn nennenden 10 bis 20 kleinen Dörfer, welche zusammen einen Kili (Stamm, Gaugemeinde) bilden, nicht unter einander heirathen dürfen. Die Braut muß immer aus einem andern Stamme sein als der Bräutigam.

[2]) So bei den Urao, Nottrott a. a. O., S. 133 ff.

und sie wird nie als Sklavin angesehen. Sie wird sogar des Hauses Herrin genannt, während der Mann des Feldes Herr heißt. Eine wunderliche Sitte ist es, daß die junge Frau dem Manne weglaufen und dieser sie wiederholen muß. Sie zeigt damit, daß sie ihre Eltern noch lieb hat, er, daß er seine junge Frau liebt. Er muß dann noch ein kleines Geschenk entrichten. Vielleicht wiederholt sich dieses Manöver mehreremal. Es ist aber nicht so ernstlich gemeint, und niemand würde unglücklicher sein als die junge Frau, die von ihrem Manne im Stich gelassen würde.

Ehescheidungen freilich, bei denen das gelieferte Vieh wieder herausgegeben wird, kommen nicht selten vor. Vielweiberei ist gestattet, kommt aber nur selten in Anwendung und wird als ein Zeichen von Hochmuth mit Mißachtung betrachtet. Ehebruch wurde früher sehr hart bestraft, und noch jetzt kommt es bei den LarkaKolhs vor, daß die auf der That ergriffenen Verbrecher sofort getödtet werden; doch sind die Fälle selten. Sonst kommt bei solcher Gelegenheit nach Beschluß der Gemeindeältesten jedenfalls Prügel in Anwendung, daneben auch Zahlung eines Bußgeldes.

Gleichgültigkeit gegen das Leben findet sich, wie vielfach bei den indischen Völkern, auch bei den Kolhs. Selbstmorde sind nicht selten, und zwar auch die aus Rache, wie sie bei den Hindû vorkommen, unter der Voraussetzung, daß die Seele des Selbstmörders den Beleidiger plagen werde. Dabei glaubt man an ein vorher bestimmtes Schicksal, durch das Singbonga das Leben der Menschen ende. Wenig im Einklang damit freilich steht die Betrachtung der Krankheit und des Todes als Wirkungen der Dämonen — wodurch sie gegen die Kranken oft sich roh und herzlos benehmen. Es hat dem Christenthum vielfach den Weg gebahnt, daß bekehrte Kolhs ohne Scheu zu kranken Heiden gehen, sie pflegen, ihnen Medizin bringen und für sie beten. Die Unsterblichkeit der Seele steht den Kolhs fest. Auch sprechen sie viel von einem jenseitigen Lande, in dem allein wahre Freude sei, während diese Erde oft des Schmerzes Haus genannt wird. — Auch an eine Vergeltung glauben sie. Die Hölle nennen sie „das Feuerhaus" und denken, daß es gen Süden liege, wo es Tag und Nacht brenne. Dieser Glaube aber ist von keinem merklichen Einflusse auf ihre Handlungen in diesem Leben. — Die Trauer über den Verlust von Angehörigen ist tief. Ergreifend ist die schlichte Klage des Waisenkindes, deren poetische Schönheit freilich die Uebersetzung nicht ganz wiederzugeben vermag:

Mutterlos, ach, bin ich verwaiset!
O meine Mutter, die ist nicht mehr!
Vaterlos, ach, bin ich verlassen!
O mein Vater, der ist nicht mehr!

Mutterlos sein, das ist großer Schmerz,
Vaterlos sein, ist das nicht Verfinsterung?
O meine Mutter, die ist nicht mehr!
O mein Vater, der ist nicht mehr!

Bald nach dem Tode wird der Leichnam auf einem Holzstoße, den Kopf nach Süden, die Füße nach Norden gerichtet, verbrannt. Wohl-

habenden werden Werthgegenstände und auch wohl ein paar Ochsen mit auf den Scheiterhaufen gegeben. Die Asche wird in eine Urne gethan und, nachdem sie eine Zeitlang im Hause aufbewahrt worden ist, in der Familiengruft beigesetzt. Die letzteren befinden sich auf dem Dorfbegräbnißplatze, wo unter einem platten langen Stein, der von kleineren Steinen getragen wird, die Urnen aufgestellt sind. Die Asche wird jedesmal nach dem Dorfe gebracht, aus dem der Verstorbene herstammte, auch wenn er lange Zeit außerhalb gelebt hat. Bei der Bestattung findet eine großartige Mahlzeit und ein großes Saufgelage für alle Dorfgenossen statt. Bei dieser Gelegenheit wird selbst bei Wohlhabenden wohl der vierte Theil alles beweglichen Nachlasses verthan, obgleich man durch Verpfeffern der Speisen dem allzu starken Appetit Schranken zu setzen sucht. „Die Christen sind daher froh, durchs Christwerden sowohl von den kostspieligen Teufelsopfern, als auch von diesen Abfütterungen befreit zu sein."

Besonders wichtig für unsere Bekanntschaft mit den Kolhs sind ihre sozialen Verhältnisse. Es ist schon angedeutet worden, wie das Volk sich in Gaugemeinden gliedert, die, ihrer gemeinschaftlichen Abstammung wohl bewußt, gleichsam erweiterte Familien bilden. Alle Mitglieder derselben haben durchaus gleichen Stand und gleiches Recht. Nur zur Aufrechthaltung der Ordnung gibt es in jedem Dorfe die beiden erwähnten Aemter, das des Munda und das des Pahan. Die Träger derselben aber sind vor den übrigen Einwohnern nicht bevorzugt, vielmehr sind sie in ihrem Amte durch die berathende Versammlung der „Dorfbrüder" beschränkt. Die Gaugemeinde nennt sich nach ihrem Urahnen, der oft den Namen eines Thieres führt, das gleichsam das Symbol der Kili (Gauschaft) bildet[1]). An der Spitze der letzteren steht ein Häuptling mit zwei Berathern, der jedoch früher selbst nichts anderes als ein Bauer war. Jetzt haben sie allen politischen Einfluß verloren, doch stehen die Häuptlingsfamilien immer noch in besonderem Ansehen. — Daß die Frauen stets aus andern Kili genommen werden, ist schon bemerkt. Sie erlangen auch dadurch kein Erbrecht in der Gemeinschaft, der ihr Gatte angehört. Es sind vielmehr nur alle männliche Glieder einer Kili erbfähig, die Töchter verheirathen sich ja doch nach auswärts. Der gesammte Grundbesitz gehört der Dorfgemeinde; die einzelnen Glieder derselben haben ihre Aecker gleichsam nur gemiethet. Außer diesen aber gibt es in jedem Dorfe Fremde, nicht zu der Gauschaft Gehörige, die als Knechte dienen, und viele Kolhs, die unter jetzigen Verhältnissen nicht ihr Auskommen finden, wandern aus, um in größeren Städten etwas zu verdienen. Viele gehen in neuerer Zeit nach Assâm in die Theeplantagen, manche lassen sich von Kuliagenten anwerben für Mauritius oder Westindien. Haben sie dort Geld erworben, so treibt sie die Liebe zur Heimat wieder zurück.

Die Verhältnisse aber sind nun dadurch vielfach geändert, daß Hindû allmählich Einfluß und Herrschaft erlangt haben und 1545 Tschota Nagpûr vom Sultan Akbar unterjocht und tributbar gemacht

[1]) Vergl. das Totem bei den Indianern Amerika's.

wurde. Aus einer Sage der Kolhs ist zu erkennen, wie die Brahmanen bei den Königen sich Eingang verschafft und über diese Einfluß gewonnen hatten und mehr und mehr Hindû ins Land zogen. So wurde denn der den Gemeinden gehörige Grundbesitz (von der arischen Anschauung, nach der Grund und Boden dem Könige gehört, ausgehend) den Zamîndâren resp. Thikadâren in Erbpacht zugetheilt, und der freie Bauernstand sank zu Pächtern herab, die der Willkür jener Hindû preisgegeben waren.

Als die Engländer das Land in Besitz nahmen (1832), schienen sich die Verhältnisse besser gestalten zu wollen. Die öffentliche Sicherheit nahm zu, die Kultur des Bodens stieg — aber leider lag die Verwaltung des Landes in den Händen von Unterbeamten, die, selbst Hindû oder Muhammedaner, mit den Zamîndâren gemeinschaftliche Sache machten und sie in ihrem systematischen Aussaugen der Kolhs nur unterstützten. Viel trug dazu bei, daß die Sprache der Verwaltung und der Gerichte, Hindi, den Kolhs nicht genügend bekannt war, obgleich viele im Umgang sich etwas von dieser Sprache angeeignet haben [1]). Alle wohlgemeinten englischen Einrichtungen verfehlten ganz ihren Zweck. Die Kolhs sind immer mehr unterdrückt und fast völlig rechtlos und schutzlos geworden, betrogen, beraubt, mit Zwangsarbeiten geplagt. Dazu drangen weiter und weiter brahmanische Einflüsse ein, die die alten Sitten zu untergraben beginnen. Schon haben die Hindû Bekehrungen zu Stande gebracht, weniger jedoch zum Civadienst als zu der Kabirpanthafekte, die die Kaste nicht anerkennt, auch Fleischnahrung gestattet u. s. w. Trat keine andre Macht dazwischen, so würden die Kolhs, die in ihrer nationalen Kraft gebrochen, immer weiter herunterkommen, nach und nach alle herübergezogen und zu einer niederen Hindukaste geworden sein und alles daran klebende Elend mit in den Kauf bekommen haben. Sie hatten selbst die Einsicht und gestanden es ehrlich, daß sie „dumme, verirrte Schafe" seien. Da ist ihnen denn noch zur rechten Zeit die Rettung nahegetreten: das Evangelium, das ein neues Leben unter ihnen anzuregen begonnen hat, in dem sie zugleich Kraft empfangen gegen die verderblichen Einflüsse des Hindûismus.

b. Die Mission [2]).

Die Mission unter den Kolhs ist eine der gesegnetsten aller evangelischen Missionsunternehmungen, trotzdem sich für den Missionsfreund viele betrübende Erfahrungen daran knüpfen. Viel christliche Hingebung, aber auch viel menschliches Versehen, Schwachheit und Unrecht erscheint an derselben gemischt. Um so mehr müssen wir dort das Walten der göttlichen Gnade erkennen und dem Herrn allein die Ehre geben.

---

[1]) Daß bei den Hindû oft für einige Anna ein falscher Zeuge zu haben ist, der auf Verlangen alles Beliebige beschwört, macht die Sache vollends schlimm.

[2]) Jellinghaus a. a. O., S. 167 ff.

Vater Goßner schickte im Jahre 1844 mehrere seiner Zöglinge [1]) nach Kalkutta, die mit dem Rath dortiger Freunde in Birma ein Arbeitsfeld suchen sollten. Der Plan war durch den Eintritt andrer Missionare gekreuzt. Dafür fand sich, anknüpfend an Kolhs, die in Kalkutta als Straßenarbeiter beschäftigt waren, der Fingerzeig nach Tschôta Nagpûr. In Rantschi, der Regierungshauptstadt des Landes (damals mit 14,000 Einwohnern), wurde unter Mithülfe des Dr. Häberlin (im Dienste der B. Bibelgesellschaft) eine Station gegründet und Bethesda genannt. Der dort angestellte General Hammington beförderte die Mission nach Kräften. Nach Goßners Auffassung sollten die Missionare selbst für ihren Unterhalt sorgen. Sie lebten zusammen in einem gemeinsamen Haushalte. Dies führte jedoch Unzuträglichkeiten mit sich, so daß schon von den 1846 nachgesandten weiteren Missionaren H. Ansorge (Theolog), sehr bald diese Mission verließ und sich der Church Missionary Society anschloß. Der eine der Missionare hatte bald den vollen Einfluß auf der Station gewonnen. Von Leitung aus der Heimat war wenig die Rede. Ohne näher auf die Verhältnisse eingehen zu können, müssen wir doch andeuten, daß bis in jene Anfangszeit die Wurzeln späterer Mißhelligkeiten hinaufreichen.

In Rantschi, dessen Bewohner überwiegend Hindû sind, hatten die Missionare nicht alle Beschäftigung. Es wurde 1846 in Domba, 8 Meilen südlich, eine zweite Station angelegt. Obgleich man dort mit Kolhs zu thun hatte, versäumte man doch, ihre Sprache zu lernen, sondern suchte sich mit Hindi verständlich zu machen. Schon 1848 wurde die Station trotz aller daran gewandten Mühe und Kosten wieder aufgegeben. Besser ging es auf Lohardagga, 9 Meilen westlich, wo H. Batsch auch die Uraosprache lernte. Aber obwohl schon 1851 ein Zudrang zur Taufe begann, wurde auch diese Station 1854 wieder aufgegeben. Nicht besser ging es mit Pituria, 4 Stunden westlich; auch diese Station wurde 1857 verlassen.

Die ganze Arbeit schien sich auf Rantschi konzentriren zu sollen. Dort wurde mit großer Ausdauer Bazârpredigt getrieben, viel mit Hindû und Muhammedanern disputirt — aber Erfolge gabs sehr wenig [2]). Die Kolhs standen von ferne, staunten die Padri Sahibs an, und verhielten sich schweigend. Man versuchte es mit der ärztlichen Thätigkeit. Aber auch hier hatte die aufopfernde Arbeit scheinbar keinen Erfolg.

Die Missionare, die ihre Arbeit mit viel Gebet und Seufzen gethan hatten, fingen an muthlos zu werden. Sie schrieben: „Die Kolhs bekehren sich nicht, alle unsre Mühe ist umsonst. Wir wünschen, uns ein andres Arbeitsfeld zu suchen." Vater Goßner schrieb ihnen das Glaubenswort zurück: „Ob sich die Kolhs bekehren oder nicht bekehren, das sei Euch ganz gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und predigt ruhig fort, wir hier wollen auch mehr beten."

---

[1]) Schatz, Theologe, Brandt und Batsch, Lehrer, und Janke, Oekonom.

[2]) In Wahrheit gewonnen durch das Evangelium wurde nur Lal Bismathsah aus königlicher Familie, der jedoch aus Furcht vor den sozialen Folgen seines Uebertritts für seine Kinder diesen immer weiter hinausschob, bis er starb, ohne die Taufe empfangen zu haben.

Goßners Glaube sollte nicht zu Schanden werden. Schon 1849 waren vier Uraokolhs zögernd hervorgetreten mit dem Verlangen, „den christlichen Weg anzunehmen". Sie gehörten bereits zu der genannten Kabipanthasekte und waren angesehene Leute, aber über ihren Grundbesitz in Prozesse verwickelt. Ein Traktat, der ihnen in die Hände gekommen, hatte jenen Entschluß in ihnen hervorgerufen. Doch wurde die Ausführung hinausgeschoben. Sie zauderten noch mit allerlei Bedenken. Endlich am 9. Juli 1850 empfingen sie die heilige Taufe. Ueber die eigentlichen Beweggründe ihres Uebertrittes ist nichts Näheres festgestellt. Jedenfalls wirkte die Hoffnung mit, durch die Padris der herrschenden Engländer ihr gutes Recht vor Gericht zu finden, wenn auch die Sehnsucht, frei zu werden von dem Dämonendienst, und durch eine höhere Bildung aus ihrer tiefen Stellung, den Hindû gegenüber, herauszukommen, nicht fehlte. Jedenfalls war es für diese Mission bedeutungsvoll, daß ihre Erstlinge nicht „verkommene, von ihren Volks- und Familienbanden losgelöste Leute waren, sondern im Gegentheil Mitglieder alt angesessener, einflußreicher Familien".

Bald brachten sie ihre Frauen und Kinder zum Unterricht nach Rantschi, denen sich andere Volksgenossen anschlossen; ja bald fanden sich Schaaren solcher ein, die nach Unterricht verlangten. Die Missionare hatten Freude an den anstelligen Katechumenen, die kindlich lebendig die biblische Geschichte der Heilsthatsachen auffaßten und bald mit großer Freudigkeit und Zuversicht beten lernten. Im Gebet hatten sie eine Waffe gegen die bisherige Dämonenfurcht, die sie fleißig gebrauchten. Als ihr geliebter Padri Schatz krank war, lagen sie Tag und Nacht auf den Knien bis zu seiner Wiederherstellung. Dadurch wuchs ihr Glaube an den Herrn, als dessen Unterthanen sie sich im Gegensatz zu dem bisherigen Dämonendienst unbeschreiblich glücklich fühlten. Die Wirkungen des Gebets aber machten — und so geschieht es noch jetzt — einen tiefen Eindruck auf die heidnischen Landsleute, so daß diese bei Krankheiten, wenn alle Opfer auf der Sarna und alle Zauberei nichts hilft, ihre Zuflucht zu dem Christengott nehmen und die Christen bitten, für sie zu beten, was dann geschieht, falls jene dem Teufelsdienst ganz absagen wollen.

Damit aber ging Hand in Hand ein nationales Streben, von dem Drucke der Hindû frei zu werden, welches bald in weiten Kreisen die Kolhs ergriff und dem Christenthum entgegenführte. Es ist begreiflich, wie abgeneigt derselben die Zamindâre und ihr Anhang waren. Sie fürchteten, daß mit der Bildung ihnen das dumme Volk über den Kopf wachsen würde; daher fingen sie die Katechumenen an zu plagen durch unberechtigte Pachtforderung u. s. w. Es kam zu Verfolgungen, manche wurden geschlagen, etliche getödtet. Dieser Widerspruch aber schränkte die Bewegung nur zeitweise äußerlich ein; im Grunde trug er nur bei, ihre Lebenskraft weiter zu entflammen. Als einem mit dem Tode gedroht wurde, sagte er: „Aus jedem Blutstropfen, den ich um Jesu willen vergießen würde, werden tausende von Christen geboren werden." Da nun auch einige fromme englische Beamte sich der Kolhchristen in besonderer Weise annahmen und sie gegen die Wuth der

Zamindare schützten, so wurde auch von dieser Seite das Vertrauen auf die siegreiche Macht des Christenthums sehr gestärkt.

Dabei schloß sich die Schaar der Christen immer inniger zusammen. Sie fühlten ihre Zusammengehörigkeit, die ihnen die aufgegebene Verbindung mit ihren Stammesgenossen ersetzte. Die Missionare traten ihnen in herzlicher Gemeinschaft nahe — „ohne sie durch die früher in manchen englischen Missionen üblichen Geldunterstützungen oder Anbietung einträglicher Posten zu verderben". Alle betrachteten sich als Brüder und Schwestern. Der Gruß „yisu sahay" (Jesus Hülfe) mit dem bisher ganz unbekannten Handschlag wurde eingeführt und bewährte sich trefflich als ein Erkennungszeichen der Christen.

Die meisten Bekehrten waren 5—16 Stunden von Rantschi zu Hause. Da die Missionare sie verhältnißmäßig nur selten in ihren Dörfern aufsuchen konnten, so wurde das Aeltestenamt eingeführt. Nach voraufgegangener Belehrung über Zweck und Aufgabe desselben hatten die kleinen Gemeinden einen Mann aus ihrer Mitte dazu zu wählen. Es war dies ein sehr glücklicher Griff. Trotz ihrer oft sehr geringen Erkenntniß in Gottes Wort und ihrer mangelhaften Bildung haben diese einfachen Leute mehr gethan zur Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums, als die sorgfältigst vorbereiteten Katecheten[1]), ja selbst als die Missionare es vermocht hätten.

Diese Aeltesten halten in den entfernteren Dörfern selbst Gottesdienst, wachen über die Sonntagsheiligung, beten mit den Kranken, beerdigen die Todten mit Gebet, ermahnen und strafen die, welche in grobe Sünden fallen. Solchen, die als „neue Christen" aus den Heiden sich der Gemeinde anschließen, schneiden sie die Zöpfe, das Zeichen des alten Heidenlebens, ab und reinigen ihr Haus von den Zaubermitteln u. s. w., zeigen ihnen auch „den christlichen Weg". So hat das Christenthum der Kolhgemeinden von Anfang an ein volksthümliches, vom europäischen Einfluß mehr oder weniger unabhängiges Gepräge erhalten.

Die Sprache des Gottesdienstes war damals Hindi, das freilich von vielen Kolhs nur sehr unzulänglich verstanden wurde. Geistliche Lieder bürgerten sich bald ein. Von besonderer Bedeutung wurde das freie Beten, das die Bekehrten gern thaten. Freilich trauten sie sich damals noch nicht, den Herrn Jesus in ihrer eignen Sprache anzureden. Die Katechumenen mußten natürlich immer nach Rantschi kommen, wo sich auch die Bekehrten regelmäßig zur Feier des heiligen Abendmahls einfanden. Dort war von 1851—1855 eine ansehnliche gothische Kirche gebaut, meist von englischen, in Indien gesammelten Beiträgen.

Dieselbe erhielt für die Kolhs eine ähnliche Bedeutung wie der Tempel zu Jerusalem für die Israeliten. Sonnabends kamen von weit her[2]) Schaaren mit Weibern und Kindern, den nöthigen Reisvorrath in Gefäßen auf dem Kopfe tragend, und übernachteten in der

[1]) Solche mit europäischem Gelde bezahlte Katecheten sind leider zuweilen von zweifelhaftem Werth. Die Gemeinden werden mit ihnen oft am Gängelbande gehalten, ohne recht zur Selbständigkeit zu kommen.

[2]) In der Nähe von Rantschi bis drei Stunden gab es keine Christengemeinden, dagegen hatten sich in der Stadt aus den niederen Hindukasten einige dem Christenthum zugewendet.

großen für sie gebauten Missionsherberge, die einen Vereinigungsplatz für alle christlichen Kolhs bildete. In dieser ersten Periode der Gründung der Kolhkirche stieg die Zahl ihrer Angehörigen auf 900 Seelen. Es waren selbstverständlich die Kinder mit den Eltern getauft worden. Ueberhaupt durfte die Taufpraxis unter den beschriebenen Verhältnissen keine rigorose sein: der aufrichtige Entschluß, mit dem Dämonendienst zu brechen und sich in einem Wandel auf „dem christlichen Wege" dem Herrn Jesu zu ergeben, sowie Kenntniß des Katechismus und Verständniß der großen Heilsthatsachen nach demselben mußte für die Gewährung der heiligen Taufe genügen.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieser Mission beginnt mit dem schweren Jahre 1857. Der Militäraufstand wälzte seine Wogen bald nach Tschôta Nagpûr. Als die rebellischen Regimenter von Hazaribagh heranrückten, mußten die Missionare flüchten und kamen unter großer Mühsal nach Kalkutta. In Rantschi erfolgte ein allgemeines Rauben und Plündern, das sich bald auch nach den christlichen Dörfern verpflanzte. Die Christen wurden grausam verfolgt, blutig geschlagen, ihre Häuser angezündet, ihr Vieh geraubt. Sie mußten sich mit dem nackten Leben in die Wälder flüchten und dort mühsam ihr Leben fristen. Einige starben infolge dieser Mißhandlungen. Doch bewährte sich ihre christliche Ueberzeugungstreue herrlich. Nicht ein einziger fiel ab. Die Verleumdungen, als seien die Bekehrten nur „Reischristen", wurden gründlich widerlegt. Mit schlichter unbeugsamer Festigkeit besteht der Kolhchrist die Versuchung zum Abfall durch drohende Gewalt.[1]) Er sagt: „Gott und der Herr Jesus ist so groß, und du bist so klein, und du willst mich zwingen, den Herrn zu verlassen? Wie dumm bist du! das wird nicht geschehen. Sterbe ich, so sterbe ich; den Herrn verlasse ich nicht".

Inzwischen aber saßen die Missionare in Kalkutta, durch die Mildthätigkeit christlicher Freunde erhalten. Bei der vor der Hand aussichtslosen Lage gingen einige von ihnen nach Amerika und wurden Pastoren deutscher Gemeinden (so auch Lohr, der später eine neue Mission in Indien zu beginnen hatte). Dem 84jährigen kranken Goßner war durch diese Verhältnisse eine schwere Prüfung aufgelegt. Auf des heimgekehrten Schatz' Zurede entschloß er sich, die Kolhmission an die Church Missionary Society abzutreten. Da sich jedoch die Verhandlungen darüber in die Länge zogen[2]), so forderte er den Generalsuperintendent D. Büchsel auf, die Sache nach seinem Tode fortzuführen. Als letzterer am 30. März 1858 eintrat, bildete sich ein Komitee zur Leitung der Kolhmission. Die bisherigen Einrichtungen mußten in einigen Punkten geändert werden. So wurde der gemeinschaftliche Haushalt der Missionare aufgegeben und jedem von ihnen ein jährliches Gehalt ausgesetzt, das freilich nur eben für die Zeiten der Gesundheit ausreichte. Es ist sehr zu bedauern, daß diese blühendste

[1]) Dagegen sind sie nach andrer Seite weniger fest. Ein schlau angebotener Geldgewinn würde z. B. manchen von ihnen zu einer Lüge verleiten können.

[2]) Die Gesellschaft lehnte hernach ab, gab aber für die Kolhmission einen Beitrag von 20,000 Mark.

aller Missionen in der evangelischen Kirche Deutschlands nicht solche Unterstützung fand, daß man für ihre Arbeiter etwas ausreichender hätte sorgen können. Wer konnte bei der vor Menschenaugen wenig gesicherten finanziellen Stellung des Komitees es den Missionaren verdenken, wenn sie anfingen, hie und da eine Gelegenheit wahrzunehmen, um sich für ihre Familien einen Nothpfennig zu verschaffen? Sie erwarben privatim Grundbesitz — ein Umstand, der noch zu manchen Unzuträglichkeiten führen mußte. — Zu Ende 1857, nachdem sich der Sturm in Rantschi gelegt hatte, waren sie dorthin zurückgekehrt. Die Gebäude der Station waren, wenn auch geplündert, doch noch vorhanden und wurden bald wieder in Stand gesetzt.

Die Kolhs, die als Freunde der Regierung verfolgt waren, wurden von dieser jetzt aufs reichlichste unterstützt. Sie erhielten alles wieder, was sie an Hab und Gut eingebüßt hatten. Ein Haupträdelsführer der Verfolgung wurde öffentlich durch den Strang hingerichtet. Dadurch wuchs das Vertrauen der Kolhchristen und auch das der heidnischen Kolhs zu der Mission und zur englischen Regierung. Die nationale Sache erfuhr einen gewaltigen Aufschwung. Viele Dorfschaften, in denen von den Hauptsachen der christlichen Lehre noch so gut wie nichts bekannt war, waren entschlossen, den Teufeln zu entsagen und dem Prabhu Yisu (Herrn Jesus) zu folgen. In einigen Dörfern hatten sie so viel Muth bekommen, daß sie — in thörichtem Unverstande — im Namen des neuen Herrn, dem sie nun angehören wollten, die Hindûthikadâre in hellen Haufen bedrohten und von diesen, die durch die Niederwerfung des Militäraufstandes eingeschüchtert waren, auch wirklich manche Zugeständnisse erpreßten. So mischte sich die christliche Bewegung unter den Kolhs damals leider mit unlauteren Elementen. Die Missionare aber, die es mit diesen Massen zu thun hatten, wie wir sahen an Zahl geschwächt, waren wohl nicht im Stande, überall eingehend zu prüfen oder die jungen unerfahrenen Christengemeinden in eine festere Leitung zu nehmen. Immer mehr zeigte sich ein revolutionärer Zug gegen die Hindûbedrücker, vereint mit der christlichen Bewegung gegen Dämonendienst, Trunksucht u. s. w. Thätlichkeiten fehlten nicht. Es kam zu Schlägereien. Die Regierung mußte eingreifen. Die Gefängnisse in Rantschi füllten sich mit Kolhchristen (oder solchen, die es sein wollten), wie mit Hindû. Die Beamten wurden wieder kühler gegen die Kolhs, und vielfach gewannen ihre Gegner wieder Muth.

Die schwierige Lage dieser Mission wurde nun jedoch noch bedeutend erschwert durch die Streitigkeiten, in denen die wenigen übrigen Missionare bald der Autorität des Berliner Komitees trotzten. Wir übergehen die Einzelheiten dieses unerquicklichen Streites, der die Mission tief geschädigt hat. — Es fehlte an Arbeitskräften. Die so nöthige Anlegung von Stationen in den von der Bewegung ergriffenen Kolhgebieten unterblieb. Govindpûr im Süden, das eine Zeitlang besetzt war, wurde wieder verlassen, dagegen durch Besetzung der großen Militärstation [1]) Hazaribâgh (9 Meilen nördlich) die Kräfte zersplittert.

[1]) Man hatte beschlossen, nur solche Orte zu besetzen, wo englische Beamte und ein Arzt sei.

Von dort aus sollte unter den Santhâls jener Gegend gearbeitet werden, obwohl doch unter den Kolhs mehr als zu viel Arbeit war.[1])

„Es mangelte durchaus an Kräften, um die stets wachsenden, auf etwa 150 deutschen Quadratmeilen zerstreut lebenden Christengemeinden mit Wort und Sakrament zu bedienen, für sie Lehrer, Katecheten und Prediger auszubilden, den heranwachsenden Christenkindern Schulunterricht zu verschaffen, Kirchenzucht und Organisation in die Hand zu nehmen, besonders aber den Taufunterricht von Tausenden, aus verschiedenen Beweggründen sich zur Taufe Meldenden zu überwachen und zu leiten, zuletzt noch für das Bedürfniß der Schule und Gemeinde nach guten Katechismen und Erbauungsbüchern Sorge zu tragen. Es war ganz unmöglich, daß dies von den angedeuteten Kräften auch nur nothdürftig geleistet werden konnte. In Wirklichkeit aber hatte die ganze Verantwortlichkeit dafür Fr. Batsch allein in Händen und glaubte auch nichts aus den Händen lassen zu dürfen. Die Folge war, daß, trotzdem er vom Morgen bis Abend in vollster Thätigkeit war, dennoch die Hauptsachen grade vernachlässigt wurden."

Um die Mitte der sechsziger Jahre wurden mehrere neue Missionare ausgesandt. Wir nennen den trefflichen Pastor Struve, der sein Pfarramt in Schlesien aufgegeben hatte, um der Mission zu dienen, sowie den Norweger Skrefsrud und den Dänen Boerresen, die aber bald austraten, weil sie mit Batsch sich nicht stellen konnten. Wir werden sie unter den Santhâls wieder finden. Struve aber besetzte die fünfzehn Meilen östlich von Rantschi gelegene Stadt Pûrûlia. Leider wurde er dort der eigentlichen Kolhmission entzogen und hatte unter Bengali sprechender Bevölkerung zu arbeiten. Als er aber 1866 nach Tschaibasa (Chayabassa) in Singbhûm versetzt wurde, wo unter den Larkakolhs eine Bewegung zum Christenthum sich zeigte, wurde er nur zu bald durch den Tod dem Arbeitsfelde entrückt. In Pûrûlia übrigens wirkte hernach Onasch sehr in Segen. Auf Rantschi trat 1867 Jellinghaus ein, durch den die sehr zurückgekommene Schule in guten Zug gebracht ward.[2])

Wie aber sah es inzwischen in den christlichen Kolhgemeinden aus? Das hauptsächlichste Mittel, durch welches sie mit der Mission in Verbindung gehalten werden sollten, waren die Katecheten, junge

---

[1]) Schatz war 1861 nach Deutschland heimgekehrt und hier auf unerklärliche Weise verschollen. Brandt starb auf der Reise. Außer einigen von Goßner noch ausgeschickten Handwerkern waren zwei junge Missionare ausgesandt, deren einer, Flex, nach einem guten Anfang in der Schule die Mission verließ, während der andere, Onasch, neben H. Batsch in Hazaribâgh arbeitete.

[2]) Er schreibt von jener Wirksamkeit: „Immer habe ich mich von neuem gefreut über das gute Betragen und den frommen, für religiöse Wahrheiten offenen Sinn und oft scharfsinnigen Geist, den die Schüler zeigten. In der ganzen Zeit bin ich nie genöthigt gewesen, anders als mit Worten zu strafen. Nie legten die Knaben der Kostschule abends sich nieder, ohne aus dem Herzen auf ihren Knien gebetet zu haben, und in Krankheit beteten sie treu über ihren kranken Kameraden. Kein einziger Fall von Versündigung gegen das sechste Gebot kam vor. In dem mehr wissenschaftlichen Unterricht in der Seminarklasse habe ich zu meiner Freude gesehen, daß alles, was man selbst klar erkannt und gedacht hat, auch im Hindi sich verständlich lehren läßt und von den Kolhknaben begriffen wird. Dieselben haben ebensoviel Anlage, tiefere christliche Wahrheiten zu verstehen, wie deutsche Knaben; ja oft wollte es mir scheinen, als faßten sie manche religiöse Wahrheit rascher und unmittelbarer als die meisten europäischen Kinder. Das ist glaubenstärkend. — Ja das Evangelium ist für alle Menschenherzen!

Leute, meist mit unzureichender Vorbildung, die den Unterricht der Taufkandidaten besorgten und auf Predigtreisen die entfernteren Dörfer besuchten und dabei den Zustand der Gemeinden erkundeten. Ihr Einfluß war nicht bedeutend, sie wurden vielfach nur als Diener und Boten des Missionars betrachtet. Dazu kam, daß sie, zu wenig unter der nöthigen Aufsicht, auch in mehrfacher Beziehung Anstoß gaben. Zum Unterricht der Kinder bestanden 6—7 Dorfschulen, die gleichfalls sehr wenig leisteten. Am meisten wirkten noch die Kinder, welche in der Kostschule zu Rantschi einige Jahre zugebracht hatten und dann in ihrer Heimat, oft in erfreulichster Weise, sich die Ausbreitung des Christenthums angelegen sein ließen. Das Bereisen der Dörfer seitens der Missionare unterblieb in den Jahren 1862—1868 so gut wie ganz. So ziemlich sich selbst überlassen, mehrte sich dennoch die Zahl der Christen, obgleich, wie bereits angedeutet, die Bedrückungen durch die Gegner wieder begonnen hatten, als die Gunst der Regierung sich in Mißtrauen und Ungunst gegen die Kolhs verwandelt hatte. Viel thaten einzelne hervorragende Persönlichkeiten, wie Paulus Rußua, der, infolge einer Gebetserhörung bekehrt, mit großer Treue Jesum vor seinen Landsleuten bekannt und wohl 2000—3000 Seelen dem Christenthum zugeführt hat. Die Zahl der Getauften war 1862 etwa dritthalbtausend und mehrte sich von da ab fast in jedem Jahre um mehr als 1000, so daß sie sich 1868 auf 10,000 belief. Bedenkt man die oben geschilderten geringen Kräfte der Mission, sowie daß jene Massen zum großen Theil das Hindi nur sehr unvollkommen oder gar nicht verstanden (besonders die Frauen und Alten), so wird man sich nicht wundern, daß diesen jungen Christengemeinden viel Schwächen und Mängel anhafteten.

Dabei war die soziale Lage wieder höchst traurig geworden. Plünderungen, ungerechte Frohndienste waren an der Tagesordnung. Viele wurden verklagt und unter falschem Zeugniß zu Gefängnißstrafen verurtheilt. Ihr angestammter Acker wurde ihnen abgenommen und dadurch viele zur Auswanderung veranlaßt. Ja selbst grausame Mißhandlungen kamen vor. Und bei alledem blieben die Christen fest, ohne ihren Glauben zu verleugnen. Einer, Namens Silas, wurde von einem Thikadar auf ein Holz gebunden und mit Zangen gezwickt. Unter den furchtbaren Martern fragte ihn jener: „Wo ist nun dein Herr Jesus? Rufe ihn doch, daß er kommt und dir hilft.“ Silas antwortete: „Du hast bis jetzt nur nach außen geschlagen; wenn du nach innen schlügest, würde der Herr Jesus schon kommen!“ Bald darauf ward er ohnmächtig.

Leider thaten die Missionare keine Schritte, die gerechte Abhülfe herbeizuführen, und selbst nichts, um die Uebelstände bekannt zu machen. Ja unbegreiflicherweise, als eine Anzahl Kolhs nach Kalkutta ging, um sich ihr Recht zu suchen, wo sie ohne geeigneten Sachwalter nichts ausrichteten, war der leitende Missionar, dem das rechte Verständniß für die soziale Seite der Bewegung fehlte, über diese Maßregel sehr erbittert und exkommunizirte die Anstifter. Das gab arge Verwirrung, da diese Männer, zu denen der erwähnte Paulus gehörte, die Führer

der christlichen Kolhs waren und blieben. Die ganze Sache der Mission schien gefährdet. So konnte es nicht fortgehen.

Da wurde die Kolhsmission von einem tiefgreifenden Ereigniß erschüttert. Die älteren Missionare hatten sich gegen das Kuratorium in Berlin sehr unabhängig gestellt, die jüngeren Missionare aber sehr diktatorisch behandelt. Nun wurde 1868 von Berlin aus eine Visitation der Mission angeordnet. Die Wahl des Visitators war wohl keine glückliche. Wir schweigen von den traurigen Vorgängen jener Zeit und berichten nur, daß die älteren Missionare die Goßner'sche Mission verließen, eine Gegenmission aufrichteten und sich, unterstützt von der Society for the Propagation of the Gospel, der anglikanischen Kirche anschlossen. Gleich anfangs 1869 wurden sie von dem Bischof von Kalkutta zum zweitenmal ordinirt. Die Bemühungen, die Kolhgemeinden mit sich herüberzuziehen, hatten nur theilweisen Erfolg. Zweidrittel bis dreiviertel blieben bei der deutschen Mission und ihrem liebgewordenen Gotteshause.

Nun endlich wurden die durchgreifenden Aenderungen eingeführt, auf die von jüngeren Missionaren bis dahin immer nur vergeblich gedrungen war. Diese Centralisation ohne alles Bereisen der Distrikte durch einen Missionar durfte nicht fortgesetzt werden. Die Missionare mußten auf einzelne Stationen vertheilt werden, damit ihnen jede der Gemeinden bei wichtigen Gelegenheiten [1]) erreichbar sei. Mit den neu ausgesandten Missionaren und mit dem zurückgekehrten O. Flex waren immer noch ihrer elfe im Dienste der Goßner'schen Mission. Mit großer Anstrengung und unter empfindlich beschränkten Geldmitteln haben dieselben an der Anlegung neuer Stationen gearbeitet. Patrasburdsch [2]), 12 Stunden südwestlich von Rantschi, und Goßnerpûr, das alte Govindpûr, waren die ersten, beide unter den Mundakolhs. Dazu kam 1871 Lohardagga unter den Urao und 1872 Matthäuspûr, 12 Stunden südlich von Goßnerpûr, von diesem abgezweigt. Die größere Nähe der Missionare und der regere Verkehr mit den Christengemeinden zeigte sich bald von großem Segen.

Ebenso wichtig war es, daß die Missionare nun endlich die Kolhsprachen, das Mundari und Urao, lernten und in dem Gottesdienst neben dem bisher üblichen Hindi verwendeten. So lange nur Rantschi der Sammelplatz der Christen aus jenen beiden verschiedenen Volksstämmen war, ließ sich dies nicht thun. Es war eine Freude zu sehen, wie das Evangelium in der Muttersprache den Herzen sich näher bringen ließ. [3])

Am meisten hatte durch die Secession der älteren Missionare die Schule gelitten. Mit Anstrengung wurde sie wieder in Gang gebracht. Die Seminarklassen leisten Tüchtiges zur Heranbildung eingeborner

---

[1]) Epidemien, sittlichen Vergehungen, drohenden Feldstreitigkeiten, gewaltsamen Verführungen zu Dämonenopfern, Erpressungen seitens der eingebornen Unterbeamten u. s. w.

[2]) Petersburg, so genannt, weil zur Stiftung ein Kapital von einem Missionsfreunde aus der russischen Hauptstadt gegeben wurde.

[3]) Dabei soll das Hindi, das einmal für die bürgerliche Bildung bei den Kolhs von Wichtigkeit geworden ist, keineswegs unterdrückt werden.

Gehülfen. Auch die Kostschule, die, wie bemerkt, für diese Mission so wichtig ist, füllte sich wieder mit Zöglingen (bis 300).

Schon vor 1868 waren von den Christen verschiedener Dörfer sehr einfache Kapellen gebaut — aus Lehm mit Gras gedeckt. Es waren ihrer etwa 15. Jetzt mehrten sich dieselben und kamen in einigen Jahren auf 76. Bei jeder derselben ist ein ständiger Katechet oder Schullehrer angestellt. Das Gehalt derselben wird freilich noch nicht von den Gemeinden aufgebracht, sondern kommt meist aus den Unterstützungen der Regierung, die jeder tüchtigen Schule gewährt werden grant in aid. Dabei muß die Schule freilich äußerlich einen religionslosen Anstrich bekommen. Aber außer den auf dem Lehrplan angesetzten Stunden ist der Unterricht in Religion gestattet. Der Regierung liegt selbst daran, den Kolhs möglichst Bildung zuzuführen, und sie benutzt mit „wohlwollender Neutralität" die Arbeiten der Mission dazu. Es werden diese Schulen auch von Heidenkindern besucht, die dort natürlich christliche Eindrücke empfangen.

Was nun das Wachsthum der Gemeinden betrifft, so sind zwar jene thörichten Massenübertritte, wie besonders 1858—60, nicht wieder vorgekommen. Dennoch haben meist Krankenheilungen noch immer größere Schaaren zum Uebertritt veranlaßt, so daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Christen beträchtlich sich mehrte. Die Nähe des Missionars hat viel dazu beigetragen, wo sich irgend eine derartige Bewegung zeigte, sie bald in das rechte Bett zu leiten. Auch konnten sie bei den häufigen Streitsachen in Feldangelegenheiten mit Rath und That den Christen beistehen, sie rechtzeitig beruhigen und vor gesetzlosen Thorheiten warnen, sowie sie vor den juristischen Schlingen ihrer Unterdrücker schützen. Mit Recht nehmen sich jetzt, soweit dies mit ihrem Amte vereinbar ist, die Missionare der von den Hindû unterdrückten Kolhs an, und auch dadurch wird mancher der Christengemeinde zugeführt. Man würde aber irren, wollte man bei den neu Bekehrten blos solche äußeren Beweggründe annehmen. Immer bringen sie die Ueberzeugung mit, daß der Glaube an den Herrn Jesus für Leib und Seele ein gutes Wort sei. Die tiefgehende Abkehr von dem Dämonendienst und allen heidnischen Gebräuchen und die kindlich begeisterte Hinkehr zu dem Herrn ist auch gewiß trotz aller Schwachheiten und Mängel solcher Leute als eine Bekehrung zu bezeichnen.[1]) Die deutsche Mission im eigentlichen Tschôta Nagpûr zählte schon 1872 bedeutend über 15,000 getaufte Christen.

Ueber die Entwicklung der von der Society for the Propagation of the Gospel unterstützten anglikanischen Mission kann ich nicht sehr eingehend berichten. Ein englischer Missionar trat an die Seite der ältern Deutschen, durch den das den Kolhgemeinden ganz frembartige hochkirchliche Wesen eingeführt wurde. In Rantschi wurde eine zweite große Kirche mit bedeutenden Kosten gebaut. Das Centralisations-

[1]) Vergl. O. Flex, Native Christen, Allgem. Miss.-Zeitschrift 1878, S. 28 ff. Ich hätte gerne noch aus den dort mit frischen Farben lebensvoll gezeichneten Bildern hier einiges aufgenommen, doch der Raum verbietet es.

system blieb in Geltung; doch suchte man den Kolhgemeinden bald aus ihrer Mitte ordinirte Pastoren zu verschaffen. Die Ordination wurde, wie es scheint, ohne viel Bedenklichkeiten ertheilt. Die Behauptung, welche anfangs von der Gegenmission in der Presse beharrlich verbreitet wurde, als stehe die überwiegende Mehrzahl der Kolhchristen auf ihrer Seite, hat schließlich doch aufgegeben werden müssen. Der Jahresbericht 1871 gab für Rantschi 5242 Getaufte und 1676 Kommunikanten an. Der jährliche Zuwachs scheint etwa 1200 Seelen zu betragen. Es sind verschiedene Außenstationen gegründet: Itki, Katschabari, Maranghada, Marhi, Dorma und Ramtolia, jede mit einem ordinirten eingebornen Pastor. Um dieselben gruppiren sich je eine Anzahl von Christengemeinden. Einen genauern Einblick in die Zustände gewähren die meist kurzen Angaben der Berichte nicht.

Bisher haben wir, dem Aufsatze von Jellinghaus folgend, nur die Mission im eigentlichen Tschôta Nagpûr betrachtet. Sie hatte sich aber, wie bereits erwähnt, auf drei angrenzende Provinzen ausgedehnt. In dem nördlich gelegenen Hazaribâgh hatte sich unter den Santhâls wenig Frucht gezeigt. Mit dem Entstehen der Gegenmission wurde hier die Arbeit der Goßner'schen aufgegeben — obgleich viel über das dortige Eigenthum zu verhandeln war. Die anglikanische Mission zählte dort 1871 nur 183 Getaufte.

In der östlichen Landschaft Manbhûm war 1864 die Station Pûrûlia angelegt worden. Durch ein Neues Testament war dort ein nach Wahrheit suchender Mann für das Evangelium gewonnen und kam nach Rantschi, um sich taufen zu lassen. Obgleich in den nächsten Jahren nur zweimal ein Missionar dorthin kam, hatte dieser schon früher einflußreiche Mann, Paulus Nemo, eine Gemeinde von 198 Seelen gesammelt. Wie gesagt, wurde Missionar Onasch 1866 in Pûrûlia angestellt. Infolge der damaligen Hungersnoth wurden ihm von der Regierung 100 Waisenkinder zur Erziehung übergeben, die sich zum großen Theile hernach der christlichen Gemeinde angeschlossen haben. Die letztere ist langsam aber stetig gewachsen und erfreut sich eines guten Rufes. Der treulich wirkende Aelteste, Paulus, wurde 1869 ordinirt. Auch in der Umgegend (unter Santhâls) findet das Evangelium weitern Boden. Im Jahre 1872 war die Zahl der Christen in Manbhûm auf 500 gewachsen. Auch fehlte es nicht an erfreulichen Anfängen zu finanzieller Selbständigkeit in der Gemeinde. Die dortige Sprache ist Bengali, in der am weitesten europäische und christliche Literatur sich entwickelt hat.

Noch erfolgreicher hat die Goßner'sche Mission seit Ende 1865 in dem südlich vom eigentlichen Tschôta Nagpûr gelegenen wild bergigen und waldigen Singbhûm mit der Hauptstadt Tschaibasa gearbeitet. Die soziale Lage der dort lebenden Larka- und Mundakolhs ist vielfach günstiger und freier als bei den oben geschilderten Stämmen, da dort die Hindûisirung der Bevölkerung weniger Fortschritte gemacht

hatte, als die englische Herrschaft eintrat. Begonnen ward diese Mission durch Struve 1865, der leider bald dem Klima erlag. Nach Fortführung durch ein paar nicht ordinirte Missionare trat 1868 Nottrott ein. Die erste Anknüpfung für die Arbeit boten geflüchtete Kolhchristen aus Tschôta Nagpûr, die man sammelte. Daran schloß sich die Einwirkung auf die eingeborne Bevölkerung, die von herrlichem Erfolge gekrönt worden ist. Es sind, ohne daß Wirren wie in Tschôta Nagpûr vorgekommen wären, oder daß wirklich falsche und thörichte Motive zum Uebertritt geführt hätten, schon große Schaaren durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden. Am meisten Fortschritte hat das Christenthum in dem an Tschôta Nagpûr grenzenden, noch von Mundakolhs bewohnten Bandgau gemacht. Dort ist in gesunder hochgelegener Gegend Sayabburu als Gesundheitsstation für die Missionare angelegt und bildet einen Centralplatz für die Christengemeinden der Umgegend. Unter den Larkakolhs wurde zuerst ein erfreulicher Anfang gemacht. Als aber die Gegenmission sich auch hier festsetzte und den größeren Theil der Bekehrten an sich zog, stockte das Werk und scheint weder auf anglikanischer noch auf deutscher Seite sehr bedeutende Fortschritte zu machen. Auch die Versuche der Jesuiten, welche bei den Heiden keinen rechten Eingang fanden und dann evangelische Kolhs dadurch zu sich herüberzuziehen suchten, daß sie ihnen den Jlli und die „unschuldigen Tänze" gewähren wollten, scheinen nicht viel Erfolge gehabt zu haben.

Nachtrag.

Unter den mit den Kolhs stammverwandten Santhâls[1]) wird von verschiedenen Seiten missionirt. In der bengalischen Stadt Sûri (*Seory* und *Soory*) in der Landschaft Bhîrbhûm hatten die Baptisten bereits seit 1818 eine Station, auf der nach einem halben Jahrhundert eine Gemeinde von 40 Mitgliedern gesammelt worden war, trotzdem man die Gegend sehr eifrig mit Reisepredigt u. s. w. unter christlichen Einfluß zu bringen suchte. Da bei den Bengalen die Thüren so verschlossen waren, versuchte es Missionar Ellis im Jahre 1865 mit den Santhâls der westlichen Berggegend. Es gelang ihm, bei denselben Vertrauen zu gewinnen, und es wurde eine Schule gegründet. Nach Ellis' Versetzung nahm sich Missionar Johnson, ein früherer Offizier, der sein Amt um der Mission willen aufgegeben, eifrig der Sache an, lernte die Santhâlsprache und hielt sich, so lange es die kühle Jahreszeit gestattete, in ihren Dörfern auf. Zu Ende 1866 schloß sich ihm der Goßner'sche Missionar Skrefsrud, ein Norweger, an, der mit

[1]) Eine Schilderung von den Sitten und Gebräuchen der Santhâls zu geben, reicht unser Raum nicht zu. Sie unterscheiden sich nur wenig von denen der Kolhs. Ihre Wohnsitze sind weit über das gebirgige Hochland des westlichen Bengalens, von der Nähe des Ganges an bis nach Orissa hinein, zerstreut. Ihre Zahl soll sich im ganzen auf 2 Millionen belaufen. Etwas Ausführlicheres über die Santhâls findet sich in der Allgem. Miss. Zeitschrift 1877, S. 79 ff. u. 118 ff.

Batsch in Rantschi nicht auskommen konnte, und brachte seinen dänischen, eben von Berlin ausgesandten Freund Boerresen sogleich mit. Jener selbst trat bald darauf durch die Wiedertaufe zu den Baptisten über und wurde als Missionar ihrer Missionsgesellschaft angestellt. Boerresen arbeitete mit ihnen, durch Beiträge indischer Missionsfreunde unterstützt. Es wurde die Station Ebenezer angelegt, 5 Meilen nördlich von Súri. Eine Knaben- und eine Mädchenschule nebst einem Seminar waren bald im Gange. Skrefsrud war mit umfassenden sprachlichen Arbeiten beschäftigt. Johnson und Boerresen zogen mit großer Hingebung von Dorf zu Dorf, mußten gewöhnlich im Kuhstall oder auf der vor dem Dorfe gelegenen Tenne übernachten und predigten unermüdlich vor Schaaren von Santhâls. Die kleine Gemeinde umfaßte (1870) 15 Glieder, wobei die Taufpraxis der Baptisten zu berücksichtigen ist. Viele Hunderte von Santhâls hatten dem Dämonendienste entsagt und waren bereit, Christen zu werden. Schon damals aber war diese Mission nicht ausschließlich von der Baptist M. S. betrieben. Sie unterhielt nur einen der Missionare, während ein in Kalkutta, Allâhabâd und andern Städten vertretenes Komitee[1]) von Missionsfreunden verschiedener Denominationen die übrigen Mittel aufbringt.

Die Bewegung, welche die Santhâls ergriff, war wie bei den Kolhs zugleich eine nationale Erhebung gegen die Hindûbedrücker, die als Zamîndâre und Thikadâre auch dort sich festgesetzt hatten. Da sich die Missionare gegen diese ihrer annahmen und eine Vorstellung bei der Regierung in Kalkutta zu Gunsten der Santhâls guten Erfolg hatte, wandten sich letztere mit vollem Vertrauen ihren Helfern zu. Ebenso wie bei den Kolhs scheint auch hier das unbedingte Vertrauen auf den Herrn und die feste Abkehr vom Dämonendienste bezeichnend. „Wir brauchen keine Prediger", heißt es in einem Berichte, „denn wir haben eine predigende Gemeinde." In verschiedenen Dörfern waren schon Schulen in Thätigkeit. Die jungen Gemeinden sollten von vornherein sich selbständig organisiren und von den Missinaren ganz unabhängig sein. Der Distrikt der Mission ist übrigens absichtlich beschränkt, um die Kräfte nicht zu sehr zu zersplittern. In den ersten Jahren, schien es, zögerte man mit der Taufe. Es scheint aber doch, daß die Verhältnisse dazu drängten, jene für dieselben nicht geeignete allzustrenge Taufpraxis aufzugeben. In dem Jahresberichte (von 1876) erscheint plötzlich[2]) die Zahl der Kommunikanten auf 2000 gestiegen, während im ganzen 5—6000 sich zu den Christen hielten in 114 Dörfern, für die 30 eingeborne Prediger angestellt waren, denen das frühere Bongafeld zu ihrem Unterhalte überwiesen wurde. In 39 Dörfern befanden sich Schulen. Trotzdem, daß in manchen Dörfern noch die Feindschaft des Heidenthums nicht gebrochen war, hatten die Missionare die gute Hoffnung, daß der ganze Stamm das Evangelium annehmen werde. Ein höherer Beamter, der die Mission besuchte, gibt

[1]) Indian Home Mission to the Santhâls.
[2]) Die beiden vorhergehenden Berichte freilich fehlen mir.

den jungen Gemeinden ein sehr rühmliches Zeugniß, und selbst die Zamîndâre bekannten ihm, daß die christlichen Santhâls dem Nationallaster der Trunksucht ganz entsagt haben.

Schon etwas früher, als die eben besprochene, wurde die Santhâlmission der Church Missionary Society begonnen (1858). Doch hat sie bisher noch nicht so ausgedehnte Früchte getragen. Die Hauptstation derselben ist Taldschhâri. Nicht weit von Râdschmahal, in jener mit Dschangeln bedeckten, zum Theil sumpfigen Ebene, die sich zwischen den Bergen und dem Ganges ausbreitet, erheben sich einzelne Felskuppen. Früher war dort die Gegend weit und breit eine Wildniß, voll von Tigern und Bären; nur dann und wann zeigten sich Spuren von einem Santhâldorfe. Jetzt wird der Reisende, der mit dem Bahnzuge die Gegend durchfliegt, überrascht von einer schönen, großen, soliden Kirche, die auf einer solchen Felskuppe sich über die weite Dschangelebene erhebt. Rings am Fuße der letztern gruppiren sich die breiten Strohdächer der Bangalo's von Taldschhâri. Fünf Gemeinden gehören zu der Station. Eine zweite ist Hiranpûr, 6 Meilen südlich von da, und die dritte: Godda, jenseits des Gebirges an einem Nebenflusse des Khattiya. Schon zu Anfang der sechziger Jahre wurde das zwischen diesen Plätzen gelegene Gebiet vielfach auf Predigtreisen durchzogen und eine größere Anzahl Schulen in den Dörfern angelegt, besonders vom Missionar W. T. Storrs. Doch waren 1864 erst 3 Getaufte vorhanden. Dann kam eine lebendige Bewegung in die Santhâls jener Gegend, und drei Jahre später zählten die Gemeinden schon 400 Seelen. Die Christianisirung, jedoch obwohl stetig fortschreitend, hat nicht immer gleichen Schritt gehalten. Es sind in neuester Zeit mit allen drei Stationen etwas über 1400 Getaufte vorhanden. Obgleich große Schaaren der Santhâls dem Christenthume nicht so sehr abgeneigt, stellen sie sich doch zögernd und zuwartend, während auch aus dem Volke selbst manche Verfolgung der Uebergetretenen entspringt. Die Trunksucht, sowie das Festhalten der ältern Frauen an ihren alten Sitten, werden als Hindernisse der Mission angegeben. Der erstern sind übrigens durch die englischen Behörden einige Schranken gesetzt. Von dem Verhältniß zu der jedenfalls auch hier eingedrungenen Zamîndâren ist in den Berichten nichts erwähnt, obwohl einmal der Prozeß der Hindûisirung angedeutet wird. Wir greifen wohl aber nicht fehl, wenn wir die hinter der andern Santhâl- und der Kolhmission zurückstehenden Erfolge darauf zurückführen, daß hier das nationale Element der Bewegung weniger Beachtung fand. Die Missionare wagten nicht den „ältern, einflußreichen Leuten" die Leitung der Gemeinden in die Hände zu geben, weil jene „zu ungebildet waren und weder lesen noch schreiben konnten". Es wurde der Eigenthümlichkeit dieser Mission, wie es scheint, zu wenig Rechnung getragen, und man suchte mit dem in den übrigen indischen Missionen angewendeten Apparat zu arbeiten: bezahlten Katecheten und Schullehrern und zwar selbst solchen von Hindûabkunft. Letzteres dürfte gewiß ein Mißgriff gewesen sein. Als dann das Seminar gut gebildete Santhâls für diese Arbeiten lieferte, waren dies junge Leute,

die nicht leicht die nöthige Autorität fanden und auch den Ihrigen durch die Bildung vielleicht etwas fremd geworden waren. Obgleich es schwer hält, aus den oft kurzen Berichten sich über diesen Punkt Klarheit zu verschaffen, scheint es doch nicht, als wenn hier das Christenthum sofort dem Volke so als sein inneres Eigenthum eingepflanzt wurde, wie dies so erfolgreich bei den Kolhs geschah. Die nördlichen Santhâls, obgleich im Vertrauen auf die Dämonen erschüttert, scheinen das Christenthum doch immer noch als etwas Fremdes anzusehen. Eine ausgedehntere Anwendung des Aeltestenamtes würde wahrscheinlich auch hier bald beitragen, dem Evangelio weiten Raum zu machen.

Die Santhâls wohnen übrigens nur in den Gebirgsthälern und der Ebene am Fuße des Berglandes. Die Höhen sind von dem ethnologisch ganz verschiedenen Stamme der Pahári bewohnt, dessen Berührung mit der Mission in Bhagalpûr wir bereits erwähnten. Manche von den dort Bekehrten, die über ihre heimatlichen Berge zerstreut sind, kommen jetzt wieder mit den Missionaren in Verbindung und veranlassen neue Arbeit unter diesem Stamme, die hoffentlich nachhaltigere Früchte bringen wird als jener erste Versuch.

Als jüngste Santhâlmission haben wir endlich noch die der **schottischen Freikirche** zu erwähnen, die im Jahre 1871 zu Patschamba begonnen wurde. Dieser Ort liegt in der Landschaft Ramgarh, einige Meilen von dem hohen Prasinatberge[1]), der sich über das wellige Bergland erhebt. Es ist dort erst in neuerer Zeit eine Civil- und Militärstation angelegt worden. Die Gegend gewinnt Bedeutung durch die großen Kohlenlager, zu deren Ausbeutung eine Zweigbahn von der Strecke Bardvan-Benares gebaut ist. Etwa 30 Meilen von der erstern Stadt liegt Patschamba, bisher nur ein Dorf, das sich aber unter den angedeuteten Verhältnissen schnell zu einer größern Stadt entwickelt. Die Bevölkerung besteht zum großen Theil aus Hindû und Muhammedanern. Doch fehlen auch in der nächsten Umgebung nicht die kleinen Santhâldörfer mitten in dem niedrigen Dschangel. Auch in den Kohlenminen arbeiten viele Santhâls.

Die Mission der Freikirche wurde mit Anlegung einer Schule begonnen, wobei ein Bekehrter von Talbschhâri gute Dienste leistete. Neben der Schule übte bald ein Hospital und die ärztliche Praxis des Missionars die Anziehungskraft. Dabei wurden auf Reisen in weitem Kreise die Santhâls aufgesucht, und auch hier kam es zu weitergehenden Bewegungen. Das nationale Element scheint jedoch auch hier nicht die rechte Beachtung gefunden zu haben. Die Berichte geben darüber keinen Aufschluß. Bei einer Gelegenheit wollten vier Dorfgemeinden Christen werden. Es war bereits der Tag der Taufhandlung angesetzt. „Da kamen Schwierigkeiten dazwischen", und der Uebertritt unterblieb.[2])

[1]) Derselbe bildet einen berühmten Wallfahrtsort der Dschainasekte.

[2]) Es liegt auf der Hand, wie ungenügend derartige Missionsberichte für jeden nachdenkenden Missionsfreund sein müssen. Aber leider betrifft diese Klage die meisten der britischen und amerikanischen Missionsblätter, die mehr Parteiorgane als eingehende Chroniken der betreffenden Missionen sind.

Es scheint auch hier zu sehr nach dem traditionellen Stile der indischen Mission gearbeitet zu werden, mit bezahlten Evangelisten, natürlich von Hindûabkunft u. s. w. Es sind eine große Anzahl von Dorfschulen bei den Santhâls angelegt. Auch in diese wird uns kein klarer Einblick gegeben. Staunen aber muß man über die Angabe, daß 84 nichtchristliche Lehrer in denselben thätig sind. Es scheint dies ein recht bedenklicher Umstand, der die schöne Gelegenheit, wie sie auch hier für die Santhâlmission sich bietet, verkümmern dürfte. — Größere Schaaren, wie man nach Analogie der Kolhmission und Ebenezers erwarten sollte, sind denn bis jetzt in Patschamba der christlichen Kirche noch nicht einverleibt. Die Gemeinde mag etwa 50 Mitglieder zählen.

3. Die Nordwest-Provinzen.

a. Land und Leute.

Die Nordwestprovinzen umfassen die große, von keinem Hügel unterbrochene Ebene des Ganges und der Dschamna, jenen Hauptschauplatz der Entwicklung der arischen Kultur.[1]) Kein Ort repräsentirt die letztere mehr als Benares (Vanârasi), die durch ganz Indien verehrte heilige Stadt, das Ziel der Sehnsucht für alle, die in den Anschauungen des Brahmanismus leben. Von Patschamba führt uns die Eisenbahn direkt dahin.[2]) Nach langer Fahrt beginnt das Bergland sich allmählich zu senken. Das wellige Terrain glättet sich. Vor uns liegt die unabsehbare Ebene, von dem mächtigen Strom in breiten Windungen durchzogen. Dort schauen schon aus weiter Ferne die Kuppeln und Minarets von Benares herüber, ein Zeichen, wie auch der Islâm an diesem heiligen Hindûorte seinen Einfluß entfaltet hat.

---

[1]) Ethnologisch gehört auch die Provinz Audh hierher. Anstatt der „verbutteten" (stunted) dunkeln Rasse Bengalens mit ihrer großen Lebhaftigkeit und beträchtlichen Verstandesschärfe finden wir hier schöne, kernige, hochgewachsene und starkgliedrige Leute, oft noble Erscheinungen, unabhängig, eher langsam gründlich als scharf von Gedanken. Zwischen dem Bengalen und dem Hindustaner ist um dieses Gegensatzes willen keine Freundschaft. Jener ist stolz, weil er schlau ist und seinen Gegner zu überlisten weiß, dieser ist stolz im Vertrauen auf seinen starken Arm und wegen seines alten Stammbaumes. Jener rühmt sich seiner Geschicklichkeit und seines Geldes; dieser verachtet das nicht, aber gibt mehr auf gute Abkunft und auf das Festhalten der alten heiligen Gebräuche. Der Hindûismus hat in Hindustan einen weit festern Halt als in ganz Bengalen, dessen Kûlin Brahmânen (sie leben in schmachvoller Polygamie mit wohl einem halben Schock Weiber an verschiedenen Stellen des Landes) anderwärts nicht geachtet werden, während dort die alten Brahmânengeschlechter von der höchsten Heiligkeit sind. In Hindustan hat der Hinduismus eine undurchdringliche felsenartige Festigkeit erlangt. Daher die größern Schwierigkeiten für die Mission in Nordwesten. Menschlich zu reden wird dies das letzte Gebiet von Indien sein, das sich dem Evangelio unterwerfen wird. (Sherring, History of Protest. Missions in India, p. 177 f.) Diese Charakteristik hat selbstverständlich die obern Kasten im Auge.

[2]) Ich setze voraus, daß die Bahn (Chord Railway) dem frühern Projekte gemäß über Ghergotty gebaut ist. Nach andern Angaben scheint sie freilich bereits vor Patna in die ältere Bahn einzumünden.

Kalkutta trägt ein vorwiegend europäisches Gepräge, Benares dagegen zeigt uns die Pracht einer echt indischen Stadt. Hören wir, was für einen Eindruck sie auf unsern Landsmann, den Maler, machte (Hildebrandt, I, 109 ff.), als er von einem Minaret sie überschaute.

„Mir fehlen die Worte, den ersten Eindruck zu schildern, den dieses märchenhafte, ungeheuer weit ausgedehnte Gemisch von Plätzen und Gärten, Tempeln und Palästen, Moscheen und Minarets, Marmortreppen und Pavillons, die mit Dorfschaften besäete fruchtbare Umgegend und der mächtige Strom auf mich hervorbrachte. In Form einer Mondsichel liegt die heilige Stadt am Ufer des Ganges, und so weit das Auge reicht, wird sie von Villen und Gärten umgeben. — Der Wächter des Thurmes betheuerte, daß man bei klarem Wetter von dort die Himâlayakette sehen könne. — Anziehend war auch die Physiognomie der Straßen. Auf ein schöneres Pflaster habe ich nie meinen Fuß gesetzt, denn die Wege sind mit glatten fliesenartigen Platten bedeckt. Da eine Ansiedlung in dieser heiligen Stadt ein Gott wohlgefälliges Werk ist und ein Sterbender von hier aus direkt in den Schoß Brahma's gelangt, pflegten die Reichen aus allen Gebieten Indiens in ihren spätern Lebensjahren nach Benares zu ziehen und einen Palast zu bauen: daher die Menge der Prachtbauten. Aber auch minder Begüterte suchen ihre Häuser dem landesüblichen Geschmacke gemäß zu verzieren. Die Fronten sind gemeinhin dunkelroth gefärbt und mit Elefanten, Tigern, Pfauen, Pelikanen u. s. w., nicht selten auch mit obscönen Bildern bemalt. Jedes ansehnlichere Haus hat seinen Privattempel, der, ein Mittelding zwischen Pyramide und Obelisk, dicht daneben steht und nicht nur grün, roth, gelb, schwarz und weiß auf das Bunteste bemalt, sondern auch über und über mit goldenen Verzierungen bedeckt ist. Ebensowenig sind die gediegenen Goldplatten an den Kuppeln der öffentlichen Tempel und Moscheen gespart. Nun denke man sich alle Dächer und Vorsprünge von buntgefiederten, kreischenden Papageien besetzt, die häufigen Gold- und Silberbazars, die mit schmutzigen Büßern und Kranken besetzten Straßen, mitten darunter bettelnde Blinde, eine hoch auf einem Elefanten sitzende englische Familie, und man wird sich annähernd ein Bild des Innern der Stadt entwerfen können."

Große Schaaren von solchen, die nach Reinigung von ihren Sünden trachten, finden sich auf den breiten Marmortreppen (Ghâts), die vom erhöhten Ufer in das Wasser des heiligen Stromes führen. Manchen würde man unter der Menge bemerken, der mit augenscheinlicher Andacht sich das Wasser über das Haupt schüttet und dabei seine eintönige Anrufung eines der Götter immer wiederholt. Hier ist's insonderheit Çiva (Mahadeo), dem die Verehrung gilt, der an diesem heiligsten aller Orte sich täglich mehrere Stunden aufhalten soll. Auch jenes abscheuliche Symbol, der Lingam, findet sich in manchem Tempelhofe aufgestellt. Für den Fremden, der die Bedeutung nicht kennt, werden diese zuckerhutartigen Steine nicht grade anstößig sein. Dort im Vorhofe des berühmten Tempels des Vischvayesa stehen ihrer 47. Die Çivadiener tragen Wasser aus dem Strom herbei und schütten es darüber, um die Glut zu kühlen und sich dadurch das Wohlgefallen des Gottes zu verdienen. Die Steinplatten des Fußbodens pflegen stets davon naß zu sein. Von diesem Hofe führt eine schmale Treppe in den eigentlichen Tempel, der nur klein, aber mit drei vergoldeten vierseitigen Domen geschmückt ist. Zwischen Bildwerken und Altären gelangt man zu einem Brunnen, in den Blumen u. s. w. als Opfer geworfen werden. Die Brahmanen des Tempels haben Bart und Kopfhaar geschoren und tragen rothe Mäntel. Natürlich beziehen sie von jedem Opfernden ihre Einnahme, und das ist ja die

Hauptsache, sich die Brahmanen[1]) geneigt zu machen, sonst ist auch in dem heiligen Benares keine göttliche Gunst zu finden.

Wie schon erwähnt, kommen die Pilger viele hundert Meilen weit dorthin; manchmal auf sehr beschwerliche Weise reisend, um durch die Härte der Bußübung sich um so mehr Gnade zu sichern. Da ist einer, der sich längs auf den Boden wirft, die rechte Hand möglichst weit ausstreckt und dann sich erhebend bis zu dem mit der äußersten Fingerspitze berührten Punkte fortschreitet, um sich aufs neue niederzuwerfen. So hat er den ganzen Weg, vielleicht 3—400 Meilen, nach seiner eigenen Körperlänge gemessen. Der arme Schelm sieht höchst trübselig aus: halbverhungert, matt und müde. — Zu größeren Festen aber kommen die Pilger zu tausenden. Dann sind die Treppen am Ganges zuweilen so überfüllt, daß vom Zudrange der Massen wohl Menschen so ins Wasser gedrängt werden, daß sie ihren Tod finden.

Wie aber könnte man durch Benares gehen, ohne eine besondere Form der inländischen Frömmigkeit kennen zu lernen, die der Faqîre? Dies ist der arabische Name, sonst heißen diese Bettelmönche Yôgin oder Gosain, Büßer und Weltentsager. Dort auf dem freien Platze, im Schatten der breitästigen Banane, steht so einer auf einem Beine, fast nackend[2]), über und über mit Kuhmist beschmiert, mit struppigen verworrenen Haaren. Durch die dürren schmutzigen Finger mit den zollangen Nägeln gleiten die Perlen des Rosenkranzes, während er, ohne eine Miene zu verziehen, eintönig Râm, Râm, Râm ohne abzubrechen murmelt. So ekelhaft dieser Anblick sein mag, fast noch abscheulicher ist der, den jener andere Yôgi darbietet, der aufs furchtbarste seine Glieder verrenkt. Einer schleppt eine schwere Eisenkette, an die er sich hat anschmieden lassen — ein anderer hat einen förmlichen eisernen Käfig um seinen Kopf. Es fehlt nicht an solchen, die sich empfindliche Verwundungen beibringen. Manche ältere Schilderungen dieser Selbstquälereien sind wahrscheinlich übertrieben; vielfach aber beruhen dieselben auf Taschenspielerkünsten. Wohl gibt es Leute, die in aufrichtigem Sinne um ihrer Seligkeit willen sich peinigen. Die meisten dieser Art aber treiben die Peinigung als ein Gewerbe, um durch Erregung des Mitleides möglichst viel Almosen einzusammeln. Oft bringen sie ein beträchtliches Vermögen zusammen und ziehen dann wohl an einen Ort, wo man sie nicht kennt, um die Früchte ihrer Entbehrungen und Qualen gemächlich zu genießen. Das Volk aber hat vor diesen wunderlichen Heiligen eine große Ehrfurcht. In Benares leben ihrer gegen 7000. Es gibt dort eigne Häuser zu ihrer Beherbergung, aus denen immer Summen und monotone, wenig harmonische Klänge an das Ohr des Vorübergehenden dringen.

Einen andern charakteristischen Anblick in Benares, hauptsächlich in einem besonderen Stadttheile, bieten die Affen dar, die sich einer bedeutenden Freiheit erfreuen, auf den Häusern herumspazieren, ge-

[1]) Es leben ihrer 20,000 in der Stadt, die im ganzen 186,000 Seelen zählt.
[2]) Früher gingen sie ganz nackt, was jetzt gesetzlich verboten ist.

legentlich auch in die Zimmer eindringen, in den Fruchtbäumen ihr Wesen treiben u. s. w., ohne irgendwie gestört zu werden. Ohne göttliche Verehrung zu erhalten, werden diese Nachkommen Hanumâns doch mit großer Zuvorkommenheit behandelt. Ein eigenes Gebäude ist für sie errichtet. Schon in der Umgebung desselben wimmelt alles von diesen Thieren; aber im Innern ist eine richtige Affenwelt. Knaben mit Körben voll Gram (Cicer arietinum) halten sich in der Nähe auf und ermahnen die Vorübergehenden, ein gutes Werk zu vollbringen. Man kauft und streut die Platterbsen auf den Fußboden, worauf die Affen von allen Seiten heranstürmen und das willkommene Futter verzehren. Auch durch ein Badebassin ist für ihre Bequemlichkeit gesorgt.

Noch größerer Achtung erfreuen sich die heiligen, feisten, mit Blumenguirlanden geschmückten Tempelstiere, denen man in den engen Straßen auszuweichen oft Noth hat. Sie streifen ungehindert durch die ganze Stadt, und zuweilen können die Obst- und Gemüsehändler es nicht hindern, daß sie sich bei dem im offnen Lande ausgestellten Kram zu Gaste bitten. —

Indem wir andere große Städte, wie Ghazipûr[1]), Mirzapûr[2]), Dschaunpûr[3]), Gorakpûr[4]) übergehen, haben wir zunächst als Hauptstadt der Nordwestprovinzen Allâhâbâd zu erwähnen, bei den Hindû ebenfalls als ein besonders heiliger Ort geachtet. Er liegt ja am Zusammenfluß der heiligen Ganga und Dschamna, und nach brahmanischem Glauben kommt unterirdisch noch die Sarasvâti dazu. Hier ist daher einer der heiligsten Badeplätze (Tîrtha). Unmittelbar am Zusammenfluß der beiden Ströme liegt das alte aus rothem Stein erbaute Fort. Nach Westen zu breiten sich die von schönen Gärten umgebenen Villen der Europäer aus, und die Stadt mit ihren Pagoden und Moscheen an der Dschamna, über welche jetzt die Eisenbahnbrücke führt.

Auch hier spielt das Baden in dem heiligen Wasser, das alle Sünden abwäscht, eine Hauptrolle. Besonders wirksam ist auch der Schlamm der heiligen Flüsse, aus dem sich mancher Çivait ein Lingam formt, das er anbetet. Von weit her kommen auch hier die Pilger. Gewöhnlich lassen sie sich Kopf, Bart und alle andern Haare so abrasiren, daß sie ins Wasser fallen; denn jedes Haar, das so ins Wasser fällt, verschafft dem Menschen nach Aussage der Çastra einen Aufenthalt von einer Million Jahre in der Seligkeit. Viele nehmen bei der

---

[1]) 40—50,000 Einwohner, 10 Meilen von Benares abwärts am Ganges, „umgeben von anmuthigen, durch Singvögel belebten Hainen und ausgedehnten Rosengärten, mit bedeutender Rosenöl-Manufaktur."

[2]) 80,000 Einwohner, 12 Meilen von Benares am obern Ganges, mit Militärstation, Webereien und sehr lebhaftem Handel.

[3]) Nördlich von da, an der Gumti gelegen, mit Fort, Schloß und Ruinen von Prachtbauten. — 27,000 Einwohner.

[4]) Nordnordöstlich von da, 50,000 Einwohner, hat meist elende Häuser, auf denen zahllose Affen umherschwärmen.

Rückkehr heiliges Wasser hunderte von Meilen weit mit in ihre Heimat. — Jährlich wird hier ein großes Fest gefeiert, bei dem das Baden womöglich noch wirksamer ist. Solche heidnischen Volksfeste (Méla) finden sich überall in Indien; lassen wir uns dasjenige von Allahabád näher beschreiben: [1])

Der Anblick einer Méla ist ganz sonderbarer Art. Von außerhalb sieht man von verschiedenen Gegenden große Schaaren von Menschen herbeiströmen, theils zu Fuß, theils zu Wagen, theils zu Pferde, theils auf Kamelen, theils auf Elefanten, und wiederum bietet sich dem Auge eine Gruppe von 30 und 40 Menschen dar, von denen jeder eine Stange, daran 2 mit Fahnen ausgeschmückte Körbe hangen, auf den Schultern trägt, um das Wasser des heiligen Ganges und der Dschamna in kleine Flaschen zu füllen, welche sie in großer Anzahl in ihren Körben haben. — Schließt man sich dem Zuge der herbeiströmenden Pilgrime an, so kommt man zuerst auf einen großen Markt, einer Messe gleich, wo künstliche Häuser von Stroh und geflochtenem Bambus aufgeschlagen sind, ebenso auch eine Menge Zelte, worin Händler mancherlei Waaren, Baumwollenzeuge, Gefäße, Spielsachen ꝛc., besonders Konditorwaaren und allerhand Speisen feilbieten. Hie und da sieht man Gaukler, die ihre Künste machen, um das Volk zu belustigen; ebenso eine Art Karoussel, mit dem Unterschiede, daß die kreisförmige Bewegung durch ein großes stehendes Rad, an dem mehrere Bänke herabhängen, wie in der Mühle beim Wasserrade hervorgebracht wird. Sobald die Personen ihren Sitz genommen haben, so wird das stehende Rad, dessen Axe auf einem Paar Säulen ruht, durch zwei Menschen in Bewegung gesetzt, und bald darauf bewegt es sich ziemlich schnell von selbst. Viele von den Pilgrimen nehmen daran theil, andere verfolgen ihren Zweck, und läßt man sich von dem Zuge fortreißen, so kommt man in ein großes Gedränge, Kopf an Kopf, ein Wogen und Wallen der Leute, und man wird gewahr, daß jetzt der Weg zum Badeort führt, wo die beiden Flüsse zusammen münden. Zu beiden Seiten aber wird die Straße durch eine große Anzahl von Bettlern, von Blinden und Lahmen, von Alten und Schwachen wie durch einen Zaun begrenzt, welche ihre Stimmen erheben und schreien: dun pun kigie (machen Sie ein gutes Werk), und ihre Hände ausstrecken, um die Almosen zu empfangen, welche in Reis, Hülsenfrüchten und Geld bestehen. Weiter erblickt man eine große Zahl von Fakiren der verschiedensten Klassen, viele nur mit einem baumwollenen Lumpen um die Hüften, Gesicht und Körper mit gelber und weißer Erde dick beschmiert, das Haar wild herunterhängend oder lose um den Kopf gewunden oder in einen langen Zopf gebunden. Hie und da sieht man einen Kreis von Menschen, die ganz Aug' und Ohr einem Guru oder einem Pandit zuhören, wenn sie ihren weisen Mund aufthun, um etwas aus ihren heiligen Büchern zu lesen oder zu erklären. Während so die Aufmerksamkeit von allen Seiten gefesselt wird, kommt man endlich nach dem Ghât (Badeort). Hier hört man das Geräusch der Menschen, gleich dem Brausen eines Stromes, und dazwischen die gräßliche Musik der Eingeborenen und das Geplätscher der Badenden im Wasser, wo Weiber und Männer, Junge und Alte, Arme und Reiche neben einander baden, um von ihren Sünden los zu werden, und zu diesem Zwecke Verse aus dem Sanskrit hermurmeln und die Namen der Götter Râm, Mahadeo, Krischna, Sita Râm, Ganga ꝛc. wiederholentlich hernennen, aber in demselben Augenblick sich nicht scheuen, Lügen zu sprechen, Gali (Schimpfnamen) zu geben und noch viel schlechtere Dinge zu thun. Für die Reicheren sieht man eine Art kleiner Häuser von Brettern errichtet, wo sie sich umkleiden, die Aermeren dagegen suchen ihre Kleider theils im Wasser, theils auf dem Lande zu wechseln, wobei sie aber durch das fast erdrückende Gedränge sehr gestört werden. Dann bemerkt man eine große Anzahl Fahnen am Ufer zu Ehren der Götter aufgesteckt, und auf dem Wasser eine Menge kleiner Boote, worauf sich mancherlei Götzen befinden, denen Opfer dargebracht werden; ebenso versäumt man es nicht, besonders dem Ganges und der Dschamna, Blumenkränze, Reis und Betelblätter

[1]) Basler Miss.-Magazin 1831, II, p. 291. Früher wurde bei dieser Gelegenheit von jedem Pilger eine Steuer von etwa 6 Mark erhoben.

zu weihen. Auf dem Rückwege bemerkt man an einer Stelle aus Stein gehauen den großen Affen Hanumân, an einer andern unter dem heiligen Bambanenbaume die Embleme des Mahadeo, den Lingam und die Tulasipflanze, denen allen viele der Badenden heiliges Wasser, Reis und Blumen opfern, und noch manche andere Greuel des Heidenthums, die einem das Herz schwer machen und das Beten für die armen verfinsterten Hindû nahe legen.

Bei Allahabâd theilt sich die Eisenbahn. Die eine Linie führt südwestlich über das Vindhyagebirge nach Bombay zu, die andere wendet sich nordwestlich nach der durch die Greuel des Militäraufstandes bekannt gewordenen bedeutenden Stadt Kânhpûr [1] (*Cawnpore* — 100,000 Einwohner), von wo aus eine Zweigbahn nach Laknau *(Lucknow)*, der palastreichen Hauptstadt von Audh *(Oude)*,[2] führt. Die Hauptlinie geht weiter nach Agra an der Dschamna, das in seiner Blütezeit wohl 500,000 Einwohner gehabt haben mag, jetzt aber auf 149,000 herabgesunken ist. Ein weites von Felsen, Schluchten und Baumgruppen unterbrochenes Trümmerfeld umgibt die heutige Stadt, vielfach an die vergangene Größe erinnernd. Wohl erhalten aber ist noch eines der glänzendsten Denkmäler der Mogulnzeit, der Tâdschmahal, das Mausoleum, das Schah Dschehân seiner 1630 gestorbenen Gattin Nur Dschehân mit unermeßlicher Pracht errichten ließ.

Eine Mauer von rothem Sandstein umgibt das 300 m lange und 100 m breite Viereck, das mit seiner Langseite an den Strom grenzt, die rechts und links mit je einem kuppelgedeckten moscheenartigen Gebäude aus rothem Sandstein und weißem Marmor eingefaßt ist. Durch ein hohes Thor mit Metallthüren tritt man in den umschlossenen Raum, den ein frischer Garten erfüllt, in welchem zwischen hohen Cypressen Fontänen springen und eine Fülle herrlicher Blumen prangen. Eine lange Cypressenallee führt zu einer Marmortreppe, auf der man zur Terrasse heraufsteigt, die das Mausoleum trägt. Auf den vier Ecken der letztern erheben sich schlanke 60 m hohe Minarets, in deren Mitte das Mausoleum in Form eines Achtecks steht, gekrönt mit einer hohen Kuppel, die den Halbmond trägt. Das Ganze ist durchweg aus weißem Marmor gebaut, mit reichen Verzierungen in buntem Marmor und mit arabischen Inschriften geschmückt. Das Innere ist bis zur Kuppel hinauf mit herrlichen Mosaiken verziert, die in den künstlichsten und mannigfachsten Blumengewinden, Fruchtstücken und Inschriften die Wände bedecken. Diese Mosaiken, die aus Edelsteinen bestehen, sind von berühmten Künstlern in Rom gefertigt und sollen über 15 Millionen Mark gekostet haben. In der Mitte, umgeben von einer durchbrochenen Marmorwand, stehen die beiden Sarkophage. — An diesem Bauwerke sollen 20,000 Menschen 22 Jahre gearbeitet haben. Schah Dschehân wollte für sich ein ähnliches auf der andern Seite der Dschamna bauen lassen und beide durch eine mächtige Marmorbrücke verbinden. Der Bau hatte schon begonnen, als sich die Unruhen erhoben, unter denen er den Thron verlor. Von seinem Sohne Aureng-Sîb *(Aurangzeb)* abgesetzt, starb er 1665 in der Gefangenschaft. — Von der obern Galerie des südöstlichen Minarets genießt man die schönste Aussicht,

---

[1]) Ein Denkmal im gothischen Stil, umgeben von stillen Gärten, erinnert an die vielen unschuldigen Opfer.

[2]) Das Königreich Audh, das nach dem Militäraufstande annektirt wurde, bildet eine eigene Provinz mit 11 Millionen Einwohnern. Außer Laknau mit seinen 300,000 Einwohnern wäre noch Faizâbâd mit 100,000 zu erwähnen. Nicht weit davon an der Ghagra, einem bedeutenden Nebenfluß des Ganges, liegt die Stadt Audh, das alte Ayôdhyâ, mit einem bedeutenden Tempel des Affengottes Hammân, zu dem stark gewallfahrtet wird. Die Stadt hat nur 8000 Einwohner. Raybareli *(Roydareilly)* und Pratabgarh *(Pertabgurh)*, die nicht viel größer sind, mögen nur im Vorübergehen erwähnt werden.

namentlich wenn dieser Feenpalast vom hellen Glanze des Mondes beleuchtet ist. Es herrscht feierliche Stille. Die Luft ist vom Dufte der Blumen erfüllt. Ein magischer Schein ist über die märchenhafte Schöpfung ausgegossen. Der Fluß windet sich wie ein Silberkranz durch die Landschaft, und die Ruinen von Palästen werfen geheimnißvolle Schatten, während Agra mit seinen Minarets und der kühn hervortretenden Citadelle von leichtem Nebelschleier bedeckt liegt, durch den die vielen Lichter der Basâre hervorschimmern. — Wohl bietet solch ein Platz Gelegenheit, nachzudenken über die Vergänglichkeit irdischer Größe, die mit starken Zügen in die Geschichte Indiens gezeichnet ist.

Bei allen den andern Sehenswürdigkeiten von Agra, dem Fort mit dem einst prächtigen, nun aber zum Theil in Verfall gerathenen Palast, der Perlmoschee, der Dschumnamoschee, dem Râmbâg, dem wohlunterhaltenen, noch jetzt reizenden Lustgarten der Moguls jenseits des Flusses, sowie mehreren andern Mausoleen — müssen wir vorübergehen. Doch wollen wir das $1\frac{1}{2}$ Meilen gegen Norden liegende große Dorf Sikandra *(Secundra)* noch erwähnen, wo sich das Mausoleum des Akbâr befindet, eines der größten Gebäude, umgeben von Palmen, Bananen- und Orangenpflanzungen. Auch Fahtipûr Sikri, 4 Meilen westlich, das Versailles der Moguln, dürfen wir nicht vergessen. Es ist eine große Ruinenstadt, umgeben von hoher Sandsteinmauer. Wenige von den Prachtbauten stehen noch, sind aber vernachlässigt. Noch sieht man den Schachspielhof, wo vor dem Sultan mit lebenden Figuren gespielt wurde, sowie neben dem ausgedehnten Zenana das Labyrinth, wo seine Frauen Verstecken spielten u. s. w. Großartig ist auch das überraschend schöne Gebäude, das Akbâr über dem Grabe eines Faqîr, den er als Rathgeber ehrte, erbauen ließ. — Der ganze Raum der ehemaligen Stadt ist mit Ruinen bedeckt, zwischen denen hie und da eine Gruppe von Tamarinden und ein Reis- oder Senffeld zu sehen ist.

Die Umgegend von Agra ist übrigens dürr und unfruchtbar. Der sandige Boden ist stellenweis mit Salpeter bedeckt. Mimosen und Tamarisken sind von den Bäumen am meisten vertreten. Die großartigen Bewässerungsanlagen aus der Zeit der Großmoguln sind in Verfall gerathen. —

Folgen wir weiter dem Laufe der Eisenbahn, deren Hauptlinie sich schon einige Meilen vor Agra nach Norden wendet. Zur Rechten zieht sich der großartige, 1854 vollendete Gangeskanal hin, der für das oft an Trockenheit leidende Duâb (Gebiet zwischen beiden Flüssen) eine große Wohlthat geworden ist. Durch die fruchtbare Ebene, an mehreren großen [1]) und vielen kleinen Städten, sowie zahlreichen Dörfern vorüber, gelangen wir nach Delhi. Diese alte Hauptstadt Hindostans am rechten Ufer der Dschamna gehört freilich nach jetziger Eintheilung mit ihrem Distrikte zur Provinz des Pandschâb; für uns gehört sich jedoch ihre Betrachtung sogleich an dieser Stelle.

Delhi (Dilli) ist eine der ältesten Stätten arischer Kultur, schon viele Jahrhunderte vor christlicher Zeitrechnung vom Könige Delu gegründet, von dem es den Namen trägt. In den alten indischen Epen

[1]) Alligarh, Sikanderabâd u. a.

wird es Indraprastha genannt. Die schon in der geschichtlichen Uebersicht erwähnten Kämpfe muhammedanischer Eroberer haben vor allen über diese Stadt schwere Wechselfälle gebracht. Noch jetzt zeugen meilenweit zerstreute Ruinen davon. Die jetzige Stadt ist erst von SchahDschihân 1631 angelegt. Sie ist auf der Landseite mit einer schönen Mauer umzogen, die von den Briten mit breiten Bastionen verstärkt wurde. Akazien und Dattelpalmen blicken über dieselbe. Minarets von Moscheen und von Salvadora (Açoka?) beschattete Gräber sind über die Glacis zerstreut. Ueber alles erheben sich und geben dem Ganzen einen imponirenden Eindruck die große Moschee und der sehr hohe Palast (Fort) mit seinen Thürmen und Zinnen. Die Straßen sind eng, nur der Tschandnî Tschâk (weißer Markt), von Westen her auf das Fort zuführend, ist breit, reinlich und in der Mitte mit rinnendem Wasser versehen.

„Die Häuser zu beiden Seiten sind unregelmäßig und haben flache Dächer, die der reicheren sind mehrstöckig. Andere sehen aus, als könnten sie einem starken Winde nicht widerstehen. Eine Reihe elender Schuppen wird hie und da von einem ansehnlichern Gebäude unterbrochen. In das Ganze sind überall Bäume eingemengt. Eine höchst malerische Bevölkerung belebt diese Straße; aus den entferntesten Provinzen strömen viele zu diesem Markte. Seltene Vögel aus den Gebirgen sieht man in Käfigen. Mit Kappen versehene Jagdleoparden werden von ihren Wärtern dahingeführt. Persische Windspiele und Katzen werden zum Verkauf ausgeboten. Die Verkäufer sitzen oder gehen völlig unbekümmert um die Menge von Pferden, Kamelen, Elefanten und andern Lastthieren, welche ihren Weg durch dichte Massen von Fußgängern erzwingen, die auf offner Straße handeln, feilschen und zanken. Die lebhaften Farben der Kleider, welche Moslims und Hindû tragen, sind in den Strahlen der Sonne überaus blendend. Glänzende Kappen decken auf einer Seite den Kopf muhammedanischer Stutzer, und Gelb und Roth herrscht in ihrer Kleidung vor. Das Auge wird förmlich ermüdet durch die unzähligen glänzenden Gestalten, die man zu Fuß, zu Pferde oder auf andern Thieren reitend gewahrt, oder die über die Balkone und die Dachgeländer lehnen. Dazu ist der Lärm völlig betäubend. Kreischen, Jauchzen, Hallohen und Reden in allen Sprachen des Ostens mischt sich mit dem Knarren und Rollen der ungeschmierten Wagenräder, dem Tönen der Hörner, dem Schlagen der Tamtam, dem muthigen Wiehern der Pferde, dem verdrießlichen Aechzen der Kamele, dem stolzen Trompeten der Elefanten, mit dem Geschrei der Vögel und dem kurzen, scharfen Brüllen der Jagdleoparden. Zuweilen wird die Verwirrung noch gesteigert durch den Zug irgend eines Hindû-Großen mit seinem Gefolge. Er sitzt behaglich im Hauda auf dem Rücken eines Ele[illegible]ten oder streckt sich nachlässig in seinem Palankin. Ein verwirrtes Gedränge zu Fuß und zu Pferde umgibt ihn. Die Vorausgehenden machen Bahn, ihre Waffen schwingend und mit Stentorstimme den Titel ihres Herrn ausrufend. — Zu alle dem denke man sich wandernde Musikanten, von den Dächern herabhängende bunte Teppiche, gestreifte Perdahs oder Vorhänge, das Hämmern von Eisenarbeitern, das Blinken der Messing- und Kupfergefäße in der Sonne — und man hat eine schwache Vorstellung von dem Bilde, das diese Straße Delhis gewährt.“ [1])

Viel wäre zu sagen von der einstmaligen Pracht des kaiserlichen Palastes, dessen innerer, von Säulenhallen umgebener Hof groß genug ist, um ein Heer von 200 Elefanten aufzunehmen. Nirgends ist wohl ein solcher Luxus entfaltet wie in dem Audienzsaale, einem eignen Gebäude aus weißem Marmor. In der Mitte desselben stand der berühmte Pfauenthron, aus massiven Goldplatten, zwischen zwei goldenen

[1]) Klöden, Handbuch der Erdkunde, III, S. 503, ohne Angabe der Quelle.

Pfauen, deren Schweife mit den herrlichsten Edelsteinen prangten. Dahinter war ein Papagei in natürlicher Größe aus einem einzigen Smaragd gearbeitet angebracht. Dieser Thron, auf mehr als 100 Millionen Mark Werth geschätzt, wurde von Nadir Shah geraubt. Für die Nachkömmlinge der Großmoguln in ihrer Schattenherrschaft diente ein mit dünnen Goldplatten überzogener und mit falschen Steinen geschmückter Thron, über dem wie zum Spott in arabischen Buchstaben die Inschrift angebracht war: „Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier!" Auch der Schatten der Mogulherrschaft ist jetzt beseitigt. Der Palast ist in Kasernen, Arsenal und Festung verwandelt. Der ehemals so schöne, von hunderten von Fontänen gekühlte Garten ist ganz verwahrlost. Die Audienzhalle verfällt, und den Ort, wo einst der Pfauenthron stand, bedeckt jetzt Taubenmist.

Die große Moschee, eins der bedeutendsten Bauwerke der Welt, ist durch die Briten wieder hergestellt; ebenso die kunstreichen Wasserleitungen, durch welche die ganze Stadt reichlich mit Wasser versorgt wird. Die Umgebung von Delhi ist ein weites Ruinenfeld. Trümmer von Palästen, Pagoden und Moscheen, verfallene Grabmäler und verwilderte Gärten zeigen sich überall; nur hie und da finden sich etliche einigermaßen erhaltene oder aus neuerer Zeit stammende Bauwerke: so die ungeheure Sternwarte[1]), der Katb Minar, die höchste Säule der Welt (227 Fuß — liegt $3^1/_2$ Meilen südlich von der jetzigen Stadt), aus dem 12. Jahrhundert stammend, u. a.

Die Bevölkerung von Delhi bestand 1853 aus 76,300 Hindû und fast eben so viel Muhammedanern. Auf dem Lande bilden die letztern nur etwa den dritten Theil. Die Gegend wird hier schon uneben und von bedeutenderen Erhebungen durchzogen. Im Süden und Westen ist sie unfruchtbar und zeigt Salzefflorescenzen. Das Wasser der Brunnen ist brackig. Weiterhin wird die Bevölkerung allmählich dünner, das Land immer öder und nähert sich dem Wüstencharakter, wie er völlig weiter im Westen im Tharr sich zeigt.

Dagegen gehören die übrigen Divisionen der Nordwestprovinzen, die wir noch zu betrachten haben, Mirat im obern Theile des Duâb und Rohilkhand östlich vom Ganges, zu den fruchtbarsten und zum Theil gesundesten Gebieten Indiens. In den nördlichen Distrikten steigt die Erhebung des Bodens schon 200 m über den Meeresspiegel und geht in die Vorberge des Himâlaya über. Wir erwähnen als Distrikthauptstädte der Division Mirat außer dem schon genannten Alligarh: Bulandschahar, Muzaffarnaggar und Saharanpûr. In dem letztern Distrikte liegt beim Heraustritt des Ganges aus der äußersten Bergkette der berühmte Wallfahrtsort Hardvar in wundervoller Landschaft.

---

[1]) Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden von mehreren Fürsten in Indien mit beträchtlichem Aufwande Sternwarten angelegt: die in Benares, Mattra, Dschêpûr und andere.

Hier wird jährlich zu Anfang April eine große Mela, Götzenfest, verbunden mit Handelsmesse gehalten. Zu dieser Zeit sind die Straßen mit tausenden von Fremden bedeckt. Wagen, gezogen von Pferden und Büffeln, Kamele, Elefanten, Reiter auf muthigen Rossen und elenden Kleppern, Fußgänger alt und jung — alle wogen bunt durch einander. An den Pagoden erschallt aus unzähligen Kehlen der Ruf „Mahadéo Bol", und weithin tönt das Echo nach „Bol — Bol". Pferde- und Elefantenhändler, letztere mit einer Glocke, ziehen auf und ab, während die Getreide- und Tuchhändler, letztere mit köstlichen Shawls aus Kaschmir, zur Seite ihre Verkaufsplätze haben. An andern Orten sind Bären, Leoparden, Hirsche, Affen und bunte Vögel feilgehalten neben Säcken mit stinkendem Harze (Asa foetida — aus Kabul) oder getrockneten Trauben, Pfirsichen, Mandeln und Pistaziennüssen. Dort wieder sitzen Goldschmiede und Edelsteinhändler, hier hat man die Auswahl unter den verschiedensten Götzenbildern. Neben den einheimischen Manufakten fehlen europäische Artikel nicht: englische Stahlwaaren, Pariser Haaröl, kölnisches Wasser u. dergl. — Das Gewühl und die Verwirrung von Käufern und Verkäufern, aus allen Ländern von Turan bis Bengalen, in jeder denkbaren Tracht, einige glänzend von Goldstoff und mit einem reichen Gefolge umgeben, andere weniger kostbar, aber malerisch gekleidet, viele halb nackt oder wie Wilde ausstaffirt, überall untermischt mit Priestern, Soldaten und frommen Bettlern, die halbe Banditen sind — alles dies bildet einen Zusammenfluß von Menschen, wie er wohl nicht anderswo vorkommt. — Die Frauen der Reichen fahren in Ochsenwagen, deren Räder mit weißem oder rothem Tuch bedeckt sind, hinter Vorhängen den Blicken der Menge entzogen, die sie selbst durch Oeffnungen mit Neugierde betrachten. Die Geschirre der Zugthiere sind mit Muscheln und Glöckchen verziert. — Trupps von Tänzerinnen halten sich während der Messe zu Hardvar auf und tanzen vor den Häusern der Reichen. Sobald die Dunkelheit eintritt, ist das ganze Ufer, die Stadt und der bewohnte Theil des Waldes erleuchtet, und zu diesem glänzenden Schauspiele kommt noch dann und wann ein Feuerwerk. Ueberaus schön ist die Wirkung der zwischen den Bäumen glühenden Lampen, während die Inseln und waldigen Ufer des Flusses beim Lichte zahlloser kleiner Oelgefäße deutlich sichtbar sind, welche angezündet auf dem Wasser hinunterschwimmen.

Weiter nördlich liegt der Distrikt Dehra Dhûn (zur Division Mirat gehörig), hauptsächlich ein großes 700 m hoch gelegenes Thal, selbst noch im Schmucke subtropischer Vegetation prangend, doch umgeben von den Schneehäuptern der benachbarten Himâlayakette. Es ist eine herrliche, malerische Gegend, aber bei weitem noch nicht so angebaut, wie es der äußerst fruchtbare Boden gestatten würde. Viele Europäer kommen in der heißen Zeit zur Erholung aus der Ebene in das angenehme Gebirgsklima hinauf.

Weit höher hinauf in die mächtigen Berge reicht die Landschaft Garhval (die zum Theil einen kleinen Schutzstaat Tehrî ausmacht) sowie die höheren Theile der Division Kamâun, die im Osten und Südosten an Dehra Dhûn grenzt. Am Fuße der Berge findet sich noch die üppige Vegetation Indiens, die aber mehr und mehr den Gewächsen der gemäßigten Zone Platz macht. Bald erscheint dem Aufsteigenden das Rhododendron unter den Büschen, und ein verirrtes Gänseblümchen guckt aus dem Grase. Ein wenig höher nehmen Eichen und Nadelhölzer, besonders die mächtige Pinus Deodora, die Stelle des Têk und der andern tropischen Waldbäume ein. Die riesigen Schlingpflanzen hören auf und weichen den Farnen, Moosen und Flechten. Die wilden Oleanderbüsche werden durch Himbeeren und Hundsrosen ersetzt, und wilde Birnen treiben ihre schneeigen Blüten. Nesseln und Disteln wachsen überall, und das Ganze nimmt einen europäischen Charakter an. Noch höher hinauf erscheinen nur Nadel-

holzwaldungen, die aber zuletzt (bei 4300 m) mehr und mehr verkrüppeln und ausgedehnten Strichen von Ginster Platz machen. Aus der Fauna führen wir als charakteristisch für diese Gegenden nu. den Yak an, das mit langer Mähne bekleidete starke schwarze Buckelrind, das seines eigenthümlichen Gebrülls wegen auch der Grunzochse genannt wird. Heerdenweis leben sie in den höhern Gegenden, sind aber auch gezähmt und als Hausthiere ganz gewöhnlich. Ihrer bedient man sich zum Reisen über die hohen Himâlayapässe, die Tage lang durch die Schneeregion führen.

Auch in diese Gebirgsthäler sind Arier als die herrschende Bevölkerung eingedrungen. Es kamen jedoch nur wenig Brahmânen, dagegen mehr Radschputen und niedere Kasten. Die Eingebornen wurden unterworfen und bilden als erbliche Sklaven den Handwerkerstand. Sie werden Dom genannt und als fast schwarz mit wolligem Haupthaare beschrieben. Eine andere Klasse der Eingebornen sind die Kasiya, die, wie es scheint, ihre Freiheit bewahrt haben. Auch kommen die Bhotia vor, eine ganz andere Rasse, mit den Tibetern verwandt und einen tibetanischen Dialekt sprechend. [1]) Die herrschende Sprache ist Hindi resp. Hindustani. Die eingeführte brahmanische Religion ist jedoch sehr mit dem Geisterdienst der Eingebornen verquickt worden. Auf den Berggipfeln sieht man hie und da kleine Dämonentempel. Das Volk ist ehrlich, friedlich, fleißig, aber grenzenlos schmutzig. Die Kleidung besteht in einer um die Schultern geworfenen Decke und einem Lendentuche, das mit einem Riemen gehalten wird. Bei kaltem Wetter kommt ein wollenes Beinkleid hinzu. — Die Hauptstadt von Kamaon ist Almôra. Die Gegend wird auch als Sanitarium benutzt. Noch ist nordwestlich davon der berühmte Wallfahrtsort Kedarnath zu erwähnen.

Wenden wir uns nun wieder nach Süden, so kommen wir immer mehr in die tropische Vegetation hinein, müssen dann den schon oben kurz charakterisirten Gürtel von ungesundem Sumpflande mit seinem dicht verwachsenen Urwalde durchschreiten und gelangen dann wieder in die fruchtbare Ebene, durch welche viele Flüsse dem Ganges zueilen. Es ist die Division Rohilkhand, welche den kleinen Tributärstaat Rampûr in sich schließt. Die Gegend ist dicht bevölkert. Hier gibt's wieder große Städte, wie Bareli, Schahdschehânpûr und andere, die von Alligarh her durch eine Eisenbahn verbunden sind, welche uns über Laknau und andere wichtige Orte in Audh nach Benares zurückführt; und damit hätten wir die Rundreise durch die Nordwestprovinzen vollendet.

Wir dürfen aber über der Betrachtung der großen Städte das platte Land nicht vergessen. Unzählige, zum Theil große Dörfer finden wir über die fruchtbare Ebene vertheilt. Haben die Missionare auch immer in den ersteren den hauptsächlichsten Schauplatz ihrer Thätigkeit, so pflegen sie doch die kühle Jahreszeit, Oktober bis März, zu Predigtreisen zu benutzen, um auch der Landbevölkerung das Evangelium nahe

[1]) Leider fehlen mir eingehendere ethnographische Angaben über jene Stämme, und ich muß mich mit diesen aus Klödens Erdkunde genommenen Notizen begnügen.

zu bringen. Folgen wir der kleinen Karawane, in welcher die Missionsfamilie im Ochsenwagen oder in mehreren Palkis mit einigen Katechisten und der Dienerschaft hinauszieht. Zelte und der nothwendige Hausrath folgen auf einem andern Wagen. Zwischen grünen Saatfeldern zieht sich der Weg hin. Hie und da ist noch ein Rayat beschäftigt, mit seinen Büffeln vor dem einfachen Pfluge[1]) den Boden oberflächlich aufzureißen, auf dem erst vor kurzem der Reis, die Dhalerbsen oder das Dschuari (Holcus Sorghum) geerntet wurde, um die zweite Saat, Baumwolle, Ricinus, Tabak oder Weizen auszustreuen. Zuweilen zeigt sich mitten in den Feldern ein vereinzeltes Tempelchen. Doch ist keineswegs das ganze Land unter Kultur. Hier führt der Weg an einem mit dicht wucherndem Gestrüpp bedeckten Strich vorbei, aus dem ein ganzer Zug Pfauen mit prächtig schillerndem Gefieder sich erhebt; dort kommen wir durch ein Tamarindenwäldchen, in dem das liebliche Girren der Tauben von dem widerlichen Gekreisch der Affen unterbrochen wird. Zur Rechten wie zur Linken des Weges zeigen sich im Laube mannigfaltiger Fruchtbäume versteckt zahlreiche Dörflein. Auch die Landstraße ist stellenweis recht belebt. Ochsenwagen verschiedener Art begegnen uns, dann und wann ein Palki oder ein hoher Reisender auf seinem Elefanten.

So frisch der frühe Morgen war, wirkt die Sonne in den spätern Vormittagsstunden doch schon drückend, und wir sind mit den Reisenden froh, das Ziel des ersten Reisetages erreicht zu haben, einen schattigen Mangohain (Tope) in der Nähe eines stattlichen Dorfes.[2]) Etwas steif mögen wohl die großen Kastanien gleichen Stämme erscheinen. Aber doch wie herrlich ist es unter dem dunkelgrünen Dache, das zwischen den jungen Blättern schon einige süßduftenden Blüten zeigt, während daneben ein feiner terpentinartiger Geruch sich geltend macht.[3]) — Hier wird Halt gemacht. Bald entfaltet sich ein mannigfaltiges Leben. Die Zelte werden aufgeschlagen, eines für den Missionar, eines für die Katecheten; für den Koch wird die Küche zurecht gemacht, indem einige Löcher in die Erde gegraben werden, um welche von drei Seiten Kisten zu stehen kommen. Die Frau des Missionars packt verschiedene Geräthe aus und gibt die nöthigen Vorräthe zur Mahlzeit heraus. Auch hat sie vorsorglicherweise in einem Käfig eine Anzahl Hühner mitnehmen lassen, die, jetzt befreit, bald am Boden zu scharren anfangen,

---

[1]) Vergl. oben, S. 116.

[2]) Durch ganz Indien finden sich diese Haine. Sie haben Bedeutung als Rastplätze; in der Regenzeit bieten sie einen trockneren Boden, in der heißen den kühlen Schatten. Die Mango ist überhaupt der Liebling der Inder. „Meine Mango!" ruft er symbolisch, wenn er sentimental wird. Kamadeva (=Eros) taucht seine vom Zuckerrohrbogen geschossenen Pfeile auch in Mangoblüten. Mangobäume zu pflanzen ist ein verdienstliches Werk; noch besser, wenn man einen Brunnen dabei macht, der als Gatte mit den Bäumen vermählt wird.

[3]) Zuweilen trifft man es freilich auch anders. Alle Zweige hängen voll dunkler, flaschenförmiger Gegenstände. Es sind die großen Fledermäuse, fliegende Hunde genannt, die sich den Tag über dort anhängen, den unter die Flügel gedrückten Kopf nach unten. Sie verbreiten einen häßlichen Ammoniakgeruch.

als wären sie zu Hause. So sind auch ein paar Ziegen mitgebracht, um des Handels mit den Eingebornen möglichst überhoben zu sein.

Der Missionar aber hat bald Gelegenheit, seine Thätigkeit zu beginnen. Da sind ein paar arme Frauen beschäftigt, die abgefallenen Blätter, die dicht den Boden bedecken, auf Haufen zu bringen, um sie zur Feuerung zu benutzen. In freundlicher, gewinnender Weise knüpft er eine Unterhaltung mit ihnen an, die schließlich auf die wichtigsten Fragen des menschlichen Lebens hinausführt. Dort kommen eine Anzahl anderer Frauen zum Brunnen, die großen runden Wassergefäße zierlich auf den Köpfen balanzirend. Neugierig nähern sie sich der Frau des Missionars und betrachten die fremdartigen Dinge, die sie auspackt. Auch mit ihnen wird eine ernste Unterhaltung angeknüpft, wozu Ev. Johannis 4. schöne Anhaltepunkte gibt. Hier auf dem Lande sind die Frauen gar nicht so scheu wie in den Städten und hören dem Padre Sahib gerne zu, wenn auch gewöhnlich nicht viel Andacht vorhanden ist, da die neugierigen Blicke an der Kleidung der Europäer u. s. w. immer wieder Veranlassung zur Zerstreuung finden.

Nun stehen die Zelte, und der Koch in seiner primitiven Küche ist in voller Thätigkeit. Für drei bis vier Tage bleibt dieses Standquartier besetzt. Von hier aus geht der Missionar mit einem Katecheten in die Dörfer, soweit sie sich zu Fuß erreichen lassen. Ein paar andere Katecheten haben vielleicht die Dörfer in einer andern Richtung aufzusuchen. In der Morgenfrühe wird aufgebrochen, nachdem ein wenig gefrühstückt worden und die versammelte Zeltgemeinde auf den Knien den Segen für die Arbeit des Tages erfleht hat. In dem Dorfe, das sich unmittelbar an den Mangohain anschließt, hat sich schon die Kunde verbreitet, daß ein Padre da sei. Jetzt sucht er dort auf dem geeignetsten Platze die Leute zu versammeln. Der Weg führt vielleicht an dem hübschen Hause des Zamîndârs vorüber. Dort sitzt dieser selbst unter der Veranda auf seinem Tscharpái,[1]) behaglich die Huqqa (Wasserpfeife) rauchend. Das zur Seite stehende Gefäß, durch welches der Rauch gluckernd gezogen wird, sowie die dicke an die Lippen gesetzte Bernsteinspitze verrathen Luxus und Reichthum; nicht minder der rothe, goldgestickte Shawl, in den der stattliche Herr gekleidet ist, dem der Schnurrbart sowie das an seiner Seite hängende kurze Schwert ein martialisches Ansehen geben. Vor Jahren kam er als Gosain (Bettelmönch) ins Dorf gewandert und wußte durch seine Zaubereien die Leute so an sich zu ziehen, daß ihm förmlich göttliche Verehrung zu theil wurde. Damit erwarb er Vermögen, kaufte Land und ist nun der größte Grundbesitzer im Dorfe. Obgleich die kleinen Leute ihn als ihren Bedrücker hassen, machen sie doch kriechend vor ihm ihre Pûdscha wie vor einem Gott, und bei besonderer Gelegenheit wird er sogar mit Musik verehrt.[2]) Jetzt, wo der Missionar daher kommt, regt sich wohl in ihm ein finsterer Gedanke. Der, den der Padre verkündigt, der ist's, von dem er für seine Macht und seinen Einfluß zu

[1]) Dasselbe Möbel, das wir bereits oben S. 115 kennen lernten.
[2]) Vergl. Russel, a Journal of a Tour in Ceylon and India, S. 92, dem ich überhaupt mehrere Züge entnehme.

fürchten hat — aber er läßt sich nichts merken, sondern ruhig und würdevoll erhebt er sich, um den Faringhi[1]) zu begrüßen. Wird eine Unterhaltung mit ihm angeknüpft, so zeigt er bei aller Gemessenheit doch etwas Devotes. Aber der Missionar hält sich bei diesem alten, harten Sünder nicht zu lange auf. Bei den Niedrigen und Bedrückten darf er eher auf ein bereitwilliges Gehör rechnen. Dort unter der breitästigen Banyane mit ihren riesigen Luftwurzeln, die schon wieder als junge Stämme die alten Zweige stützen, dort ist ein geeigneter Platz. Vielleicht begleiten ihn außer dem Katecheten noch ein paar Knaben aus dem Waisenhause der Missionsstation, die zugleich ein paar Körbe mit Traktaten und Neuen Testamenten tragen. Jetzt beginnen sie ein christliches Lied zu singen in der Volkssprache, aber nach einer unserer deutschen Kirchenmelodien. Die fremdartigen Klänge verfehlen ihre Wirkung nicht. Bald hat sich ein Kreis von etlichen zwanzig Männern um die Sänger gebildet. Auch Weiber und Kinder kommen in gemessener Entfernung heran, obwohl letztere zuerst etwas scheu sich hinter den Bäumen versteckten. Nach geendetem Gesange beginnt nicht etwa eine förmliche Predigt wie im Gottesdienste, sondern der Missionar fängt auch hier eine Unterhaltung an und freut sich, wenn die Leute nicht stumm dastehen, sondern mitsprechen. Es ist jedoch nicht leicht, den richtigen, einschlagenden Ton zu treffen, und es möchte für diese Heidenpredigt in ihrer Art eine größere Begabung erforderlich sein, als für eine Predigt vor einer der gebildetsten Gemeinden in der Christenheit. Schlagfertigkeit ist die Hauptsache, denn es fehlt nicht an Einwürfen und Widerreden aus dem Kreise der Zuhörer. Gelingt es, dieselben treffend abzuweisen, vielleicht mit einem Anflug von Humor, der ein Lächeln über die Versammlung verbreitet,[2]) so ist schon günstiger Boden gewonnen für die Wahrheiten des Evangeliums, die schlicht aber mit Wärme den Leuten ans Herz gelegt werden.

Es kann nicht verwundern, daß manchen Missionaren nicht eine besondere Begabung für diesen Zweig ihrer Thätigkeit eigen ist. Da geräth einer wohl in ein Polemisiren gegen den Götzendienst, womit nichts genützt ist, oder läßt sich durch die gemachten Einwände zu begriffsmäßiger Beweisführung und unfruchtbarem Dogmatisiren verleiten. Die wahren Meister sind auch auf diesem Felde nicht zu häufig. Viele aber thun doch aufrichtig und treulich das Ihrige, um das Heil in Christo den Heiden zu verkündigen. Die Unterhaltung geht dann wohl in eine Ansprache über, und auch der Katechet bezeugt seinen Landsleuten gegenüber aus seiner Lebenserfahrung den Werth und die Seligkeit des „neuen Weges“. Die Einwürfe pflegen hier wohl meist von Seiten der Muhammedaner zu kommen.

„Sie sprachen von Gottes Sohn“, beginnt da einer; „verzeihen

---

[1]) Franken, allgemeine Bezeichnung der Europäer im Orient.

[2]) Selbstverständlich gehört ein sehr eingehendes Studium des Volkscharakters und des Volkslebens dazu. Der außerordentlich reiche Schatz indischer Sprichwörter, in dem viel gesunder Menschenverstand aufgespeichert ist, leistet dabei gute Dienste.

Sie, hat Allah auch Frauen?" Oder es kommt der alte Einwurf gegen die Dreieinigkeit, „daß drei nicht zugleich verschieden und doch nur Einer sein können." Solche Steine, die ihm in den Weg geworfen werden, können dem Missionar die ganze Arbeit verderben. Noch mehr aber, wenn so ein fanatischer Moslem, ein Hadschi, der am Grabe des Propheten geroesen ist, mit Gift und Galle das Volk wider das Evangelium zu erregen weiß, daß wohl gar Steine oder Knittel gegen den Verkündiger desselben fliegen.[1]) Am raffinirtesten aber hatte es jener angefangen, der den Missionar fragte, ob das Evangelium nicht den Menschen sanftmüthig mache? und dann höflich um ein Buch bat, aus dem er dies auch lernen könne. Der Missionar gab ihm einen Traktat, der von jenem sofort zerrissen und ihm ins Gesicht geworfen wurde. Da lief dem Missionar die Galle über, er fing mit bittern Worten an zu schelten. Der Gegner aber sagte kaltblütig: „Siehst du, wie deine Religion falsch ist, sie hat dich selber noch nicht sanftmüthig gemacht." Für diesmal mußte der Missionar beschämt abziehen.

Sonst aber zeigt es sich wohl, daß doch hie und da ein Samenkorn zurück bleibt; und wenn der Missionar zum Schluß seine Bücher zum Verkauf anbietet, so kommt doch einer oder der andere, der ein paar Annâ daran wendet, sich ein Neues Testament zu erstehen.[2]) — In manchen Dörfern, die schon öfter besucht wurden, gibt es auch solche, die schon weiter angefaßt sind und die dann besonders in ihren Häusern aufgesucht werden. Zuweilen schleicht auch wohl ein Nikodemus des Abends in den Mangowald — doch solche Fälle mögen selten sein.

Ueber die Bücherverbreitung möchte mancher Leser noch dies Bedenken haben, daß auf den Dörfern Indiens doch wohl selten jemand angetroffen werde, der lesen könne. Indien hat seit alten Zeiten seine Schulen nicht blos für die Brahmânen, sondern auch für das Volk. Sehen wir uns bei dieser Gelegenheit sogleich einmal die Dorfschule an.

Das Schulhaus ist eine ganz ordinäre Bambushütte mit Wänden von geflochtenen Grasmatten und einem Dach von Palmenblättern. Der Boden ist Lehm, mit Kuhmist bestrichen und in der Regenzeit meist ein kleiner Sumpf. Manchmal jedoch wird die Schule in der schmutzigen Vorhalle des Tempels oder Amthauses, mitten unter dem Staube, Unrath und Spinngewebe von Jahrzehnten, gehalten. Soll die Schule anständig sich präsentiren, so muß der Boden mit Matten belegt sein, welche aufgerollt und weggenommen werden, wenn die Unterrichtsstunden zu Ende sind; aber sie sind alle zerfetzt, und ihre ausgezackten Ränder lassen reichlich die Grasfasern und Schnüre hervorhängen, aus denen sie bereitet sind. Auf diesen Mattenfetzen sitzen die Schüler mit gekreuzten Beinen; sie sind nicht in Reihen geordnet, sondern bunt durch einander. Ehe die Schule beginnt, geht jedesmal ein Ringen und Zanken unter den Jungen an, um einen Platz auf den Matten, statt

[1]) Letzteres möchte wohl nur etwa bei einer Mêla in der Aufregung des Festes vorkommen.

[2]) Die Praxis ist sehr verschieden. Früher wurden unentgeltlich Massen von Traktaten ausgestreut. Man nahm sie gern, und benutzte sie, um Zuckerzeug einzuwickeln. Jetzt geben wohl die meisten Missionare auch die Traktate nur gegen eine, wenn auch geringe, Bezahlung.

auf dem bloßen Lehmboden zu gewinnen. Sie sind allzumal schlecht gekleidet, haben nur wenig Fetzen an, und auch diese sind in der Regel sehr schmierig. Die Gegenstände, die in der Schule am ehesten in die Augen fallen, sind lange Streifen von Palmblättern, wovon jeder Knabe ein Bündel mitbringt, und diese liegen überall zwischen den Jungen umher. Diese Palmblätter sind über und über mit seltsamen Figuren bedeckt, welche Buchstaben vorstellen sollen; die Jungen aber sind mit ihren tintigen Fingern, ihren langen Schilffedern und irdenen Tintengefäßen mächtig drauf aus, die Zahl der wunderlichen Hieroglyphen auf den Palmblättern zu vermehren, und was der Finger schreibt, das schreit die kräftige Stimme nach. Andere lesen aus Handschriften, und da sie selbst sich hören wollen und gehört sein möchten, so suchen sie natürlich die schreibenden Anfänger zu übertönen. Wieder andere sagen das Einmaleins mit wahrer Stentorstimme her und tragen nicht wenig zur Mannigfaltigkeit des Lärms bei, so daß man ohne Nachfrage von weitem schon die Schule ausfindig machen kann. Der Schulmeister, der selbst kaum lesen, schreiben und etwas rechnen kann, wandelt unter den jungen Gelehrten umher, den Bambusstock in der Hand und die fatale Waffe fleißig benutzend. Dort in der Ecke steht ein Junge, mager und dünn, mit einem Backstein auf dem Kopfe — er ist in der Strafe. Da steht ein anderer auf einem Beine, hier ein dritter gebückt und mit einem Backstein auf dem Rücken, und wehe jenem, wenn er das andere Bein braucht, wehe diesem, wenn er den Stein vom Rücken fallen läßt. Die Erfindungsgabe des Schultyrannen ist aber noch nicht zu Ende. Es muß ein armer Delinquent wohl oft eine halbe Stunde lang in peinlicher Verschränkung der Glieder am Boden hocken — oder er hat auf zwei auseinanderliegenden Backsteinen mit gespreizten Beinen zu stehen und den Kopf zwischen diesen hindurch zu stecken, bis er von hinten mit den Händen die Ohrläppchen zu fassen vermag. Es kann auch geschehen, daß ein Junge an den Füßen an einem Balken der Hütte aufgehängt oder mit den scharf brennenden indischen Nesseln auf seinen armen nackten Leib gezüchtigt wird. Und das alles ist die Strafe vielleicht für einige Tage Schulversäumniß, oder für einen dem Schulmeister gespielten Streich, oder dafür, daß der arme Junge schon seit mehreren Wochen mit dem Schulgeld oder mit dem Quantum Reis im Rückstande ist, das er dem Schulgelde beizufügen hat. Mit den Schulversäumnissen jedoch wird's in Indien nicht eben gar zu strenge gehalten. Die Privatangelegenheiten der Hindû, die zu dergleichen Anlaß geben, sind zahllos. Jedes Götzenfest — und ihrer ist Legion — ist ein Schulfeiertag. Zur Saatzeit hat der Schulmeister selbst sein Reisfeld zu bestellen, und die Schule ist geschlossen. In der Regenzeit können die Knaben nur selten kommen, und während der Ernte sind alle Hände im Felde, so daß fürs ganze Jahr eigentlich nur 3—4 Monate der Schule zu gute kommen. Kein Wunder deshalb, daß es nur wenige Knaben zum fertigen Lesen und Schreiben bringen, und daß die Lehrer selbst nicht viel zu wissen nöthig haben. Die Kenntnisse der letztern beschränken sich in der Regel auf Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen. Das Schulgeld beläuft sich im ganzen meist auf 4—5 Mark im Monat, während ein gewöhnlicher Tagelöhner leicht auf das Doppelte kommt. Deshalb ziehen diese gelehrten Herrn zuweilen an der Spitze ihrer Knaben singend durch die Straßen, um das Mitleid der Leute in Anspruch zu nehmen und Gaben einzusammeln. Allerdings sind die Schulen in den Städten etwas besser, und die Schulen für Brahmänen leisten oft ziemlich Bedeutendes; aber auch hier wird zugleich mit dem Studium der indischen Klassiker eine Fülle sittenloser und verderblicher Göttergeschichten und Gedichte in das Gemüth des Schülers gepflanzt, so daß von einer Bildung des Herzens und Geistes nirgends die Rede sein kann.[1])

Diese Schulen aber sind nur den Knaben zugänglich, wenigstens in Nordindien, wo die Frauen und Mädchen der höhern Hindûkasten

---

[1]) Basler Miss. Magazin, 1862 S. 337 ff. Für Poesie wird in den letztgenannten Schulen wohl ein lebendiges Interesse geweckt. Mit Entzücken werden die alten Epen gelesen, und so ein brauner Jüngling ist ganz hingenommen von dem Wohllaut ihrer Verse, daß er dabei thut, als wolle er „verhimmeln". — Aber auch im Volke überhaupt ist Vorliebe für die Poesie vorhanden. Rapsoden sieht man in den Städten besonders bei festlichen Gelegenheiten vor gespannt lauschender Ver-

und der Muhammedaner ganz auf die Zenana (Harem) beschränkt sind und sich überhaupt vor keinem Manne als ihrem Gatten und Vater sehen lassen dürfen. Bei den untern Klassen aber, deren weibliche Angehörige eine freiere Stellung haben, ist kein Bedürfniß geistiger Bildung vorhanden. — Sehen wir uns nun jenen charakteristischen Zug des nordindischen Lebens, die Zenana, genauer an. Dazu müssen wir uns ein Bild von der Einrichtung des Hauses machen.

Es ist ein großes, aus Backsteinen erbautes Gebäude, in der Gestalt eines doppelten Vierecks, zwei innere Höfe umschließend. Wenn man durch das Thor in der Südseite eintritt, so erblickt man zur rechten Hand den Haustempel, ein großes Zimmer, mit einem häßlichen Götzenbild in einer Wandnische. Die drei andern Seiten haben rings herumlaufende Veranden, auf die kleine Zimmer hinausgehen. Gegenüber dem Thorweg im oberen Stockwerk befinden sich vergitterte Fenster, durch welche die Frauen in den Hof hinuntersehen können, wenn dort Festlichkeiten stattfinden. Links führen einige Stufen nach dem Empfangszimmer, welches die ganze Seite des Hauses einnimmt. Ein dunkler Gang hinter dieser Treppe führt in den zweiten Hof zu dem Bereiche der Frauen. Hier sind nur auf zwei Seiten des Vierecks Oberzimmer, die andern beiden bieten Terrassen dar zum Abendspaziergang. Unten befindet sich die Küche, der Kuhstall und zwei bis drei Stuben, welche als Vorrathskammern dienen. Eine Hinterthür führt hinaus zu einem von Blumen umgebenen Teich.[1])

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Schilderung nur die Häuser wohlhabender Leute vor Augen hat. — Während die Männer einen großen Theil ihrer Zeit im Empfangszimmer zubringen, das außer einigen Tscharpais, Matratzen, Kissen und Matten, sowie einigen alten vergilbten englischen Kupferstichen und einem alten Kronleuchter wenig weitere Ausstattung aufweist, kommen die Frauen[2]) selten über ihren Hof hinaus. Die Kinder, auch die kleinen Mädchen, dürfen frei zu den Nachbarn gehen, werden auch wohl gelegentlich mit auf ein nahes Dorf genommen, aber die verheiratheten Frauen bleiben wie der Vogel im Käfig. Einförmig verläuft ihr Leben. Die Morgenstunden werden mit Baden und Haushaltungsgeschäften zugebracht. Viel Zeit erfordert die Toilettte. Da müssen die Hände, besonders die Nägel, mit Henna roth (?) gefärbt werden, und drei Stunden vergehen, bis die Farbe trocknet; die Zähne müssen mit Missi schwarz gefärbt werden, die Schwärze der Augenbrauen muß durch Surma erhöht werden[3]) — das alles erfordert viel Zeit nicht blos der Herrin, sondern auch der Dienerin. Der letzteren helfen die Bibi dann beim Kochen und verzehren ihr Mahl — natürlich allein; der Hausherr wie die heran-

sammlung mit singendem Tone die alten Lieder (doch wohl in Uebertragung in die Volkssprache) vortragen (Kirtam). Oder sie erzählen fesselnd Geschichten aus der Mythologie. — Bei dieser Gelegenheit sei sogleich erwähnt, wie auch die dramatische Kunst gepflegt wird. Ein Trupp Schauspieler machen sich mit einigen aufgehängten Teppichen auf offner Straße oder einem freien Platze mit leichter Mühe ihre Bühne zurecht. Ein paar monotone Instrumente bilden die Begleitung. Fremden Kostüms bedarf es meistens nicht. So geschieht die Aufführung ohne viel Schwierigkeiten. Daß diese wandernden Theater keine Pflanzstätten der Sittlichkeit sind, wird nicht befremden.

[1]) Nach Leslie, Die Dämmerung des Lichts. S. 13.

[2]) Die Frauen der vornehmen Babu werden „Bibi" genannt.

[3]) Auch das Schminken der Haut scheint vorzukommen, die am Kinn und über der Nase wohl auch Tätowirungen zeigt.

wachsenden Söhne würden nie in Gegenwart der Frauen essen. Um 1 oder 2 Uhr sind alle Arbeiten für einige Zeit beseitigt. Dann schlafen sie oder sitzen da und betrachten zum tausendstenmal ihre Schmucksachen, deren sie eine ganze Menge besitzen, ölen und ordnen aufs neue ihre langen schwarzen Haare, in die sie geschickt manche Strehne von den früher ausgefallenen verflechten. Die ewige Langeweile reizt immer wieder zum Betelkauen. In ein Blatt der Betelpfefferrebe (Pan) wird ein Stückchen von der Nuß der Arekapalme mit etwas Kalk gewickelt, das Päckchen in den Mund gesteckt und langsam gekaut. Der reichlich sich absondernde Speichel erhält davon eine blutrothe Farbe.[1]) Auch die Kinder sind bereits an diese Sitte gewöhnt. Dort kaut das kleine Mädchen schon sehr sachverständig und öffnet ab und zu vor ihrer Mutter die Lippen, um zu fragen, ob sie schon schön roth seien. Vielfach rauchen auch die Frauen ihre Huqqa (Wasserpfeife) wie die Männer. Um 6 Uhr beginnen die Vorbereitungen zur Abendmahlzeit. Nach derselben, wenn die Abende hell und schön sind, sitzen die Bibi auf der Terrasse, und zuweilen kommen auch, von ihren Mägden begleitet, tief verschleiert einige Nachbarinnen zum Besuch. Dann hört das Geschwätz über Tagesneuigkeiten, das Entzücken der Frauen nicht auf und wird nur ab und zu durch eine Gespenstergeschichte unterbrochen. Wenn endlich der Schlaf sie übermannt, zieht eine nach der andern auf die Veranda sich zurück und legt sich, angekleidet wie sie ist, auf die Matte zum Schlafe nieder. Nur in der kühlen Zeit werden dazu die Zimmer aufgesucht.

Oefters wird dies eintönige Leben durch irgend eine Festlichkeit unterbrochen. Es war allerdings ein vornehmes Haus, das eines Nawâb,[2]) aus dem uns eine Missionarsfrau Folgendes erzählt:

Der Sohn des Hauses wurde zum erstenmale rasirt, und deshalb wurde das Fest gegeben. Die Bigams (Begum) waren alle sehr schön gekleidet, eine in prächtigen grünen Damast mit Gold, die andere in veilchenblauen Atlas mit Silber gestickt. Der Anzug besteht aus Beinkleidern, oben ganz an den Körper anschließend, unten wie Fächer sich ausbreitend, einem kaum handhohen Leibchen mit kurzen Aermeln aus irgend einem durchsichtigen Material gemacht, und einer Dobatta oder Schleier von Spitzen oder feinem Muslin. Nasenringe werden nicht getragen, allein sonst alles mögliche Geschmeide, besonders kostbare Perlen in den Ohren und silberne Amulette um den Hals und an dem rechten Arm. — Die Bigams saßen auf dem Boden, und für uns wurden Stühle gebracht, auch Obst, Butterkuchen und Thee. Der letztere war tibetanischer Backsteinthee, und es gehörte nicht geringe Ueberwindung dazu, diese dunkle, mit Mehl und Fett gemischte Brühe zu trinken, um nicht Anstoß zu geben. Unter den Gästen war auch eine neu verehelichte Frau, die, tief in den Schleier gehüllt (den die andern nur leicht auf dem Hinterkopf trugen), wie ein altes Mütterchen that. Die Sitte verlangt für ein ganzes Jahr von einer wohl erzogenen jungen Dame diese Zurückhaltung. — Nun kamen zwei Sängerinnen, die Gesellschaft zu bezaubern. Uns erschien es nur, als ob sie einen greulichen Lärm machten; allein unsre liebenswürdige Wirthin erklärte, daß jahrelanges Studium unter geschickten Lehrern und tägliche Uebung nöthig sei, um es zu

---

[1]) Diese Sitte ist so allgemein in Indien, daß man sie bei jeder Vorstellung von dem Leben der Eingebornen im Sinne haben muß.

[2]) Dieser Titel bezeichnet nicht mehr ein besonderes Amt, sondern eine Art hohen Adels.

solcher Vollendung zu bringen.[1]) Ich hatte meine biblischen Bilder bei mir, die sonst immer mit großem Interesse gesehen werden; allein diesmal waren die Damen zu aufgeregt, um auf meine Erklärungen zu hören.[2]) — Des Abends war ein Essen und ein Tanz. Letzterem (der selbstverständlich nicht von sondern vor den Herrschaften und zwar von gemietheten Tanzdirnen[3]) aufgeführt wurde), sahen die Damen durch die vergitterten Fenster zu. Die Frauen beschrieben mir unverhohlen ihr häusliches Elend.

Wie die Mission an der Abstellung desselben und an der Hebung des weiblichen Geschlechtes arbeitet, werden wir bald zu berichten haben. Hier fügen wir noch die Schilderung einer Veranlassung bei, die in einem indischen Hause immer das wichtigste Ereigniß bildet: einer Hochzeit. In Indien gilt es als selbstverständlich, daß jeder Mann seine Frau habe. Er kann ihrer mehrere nehmen, doch scheint die Polygamie mehr auf die hochgestellten Kreise beschränkt zu sein. Ein unverheirathetes weibliches Wesen aber (falls nicht im Kindesalter) ist ihm ein Unding und wird als Greuel verabscheut. Daher auch die herzlose Betrachtung der Witwen. Noch schlimmer aber wäre es, wenn ein Mädchen keinen Mann kriegte. Deshalb halten sich die Eltern verpflichtet, ihre Kinder schon in frühster Jugend zu verheirathen, gewöhnlich schon vor dem 10. Lebensjahre. Die junge Frau bleibt zuweilen noch einige Jahre bei ihren Eltern und kommt dann unter die Obhut der Schwiegermutter. Jedenfalls liegt in dieser vorzeitigen Verheirathung einer der schlimmsten Schäden des indischen Volkslebens. „Die Weiber kommen erst zu Verstand, wenn sie Großmütter werden", sagte einst ein Missionar im Scherz, aber doch bezeichnend. In der That, eine Großmutter von 25 Jahren ist dort nichts Unerhörtes. Die Hochzeit wird stets mit großem Aufwande gefeiert, und selbst unvermögende Leute entlehnen von Pfandleihern ein werthvolles Geschmeide, um ihre Tochter als Braut zu schmücken. Einem reichen Babu aber kann eine Hochzeit leichtlich 100,000—200,000 M. kosten. Doch hören wir die Beschreibung einer solchen.[4])

Mahonia war 10 Jahr alt, ihr Bräutigam 11 Jahr. Zwei Wochen vor der Hochzeit waren alle weiblichen Hände von früh bis Abends mit Vorbereitungen beschäftigt. Zuckerwerk und Karri wurde ohne Ende gemacht, Geschenke von Früchten und Gebäck wurden täglich gegeben und genommen. Mit der kleinen Braut wurde viel Wesens gemacht, sie selbst aber war in großer Furcht und Aufregung. Schmuck und Juwelen, viele tausend Rupies im Werth, wurden vom Vater gekauft und ihr als Hochzeitsgeschenk gegeben. Täglich wurde sie in parfümirtem Wasser gebadet, die Finger und Augenbrauen gefärbt u. s. w. Am Hochzeitstage wurde sie in ein rothes, goldgesticktes Gewand gekleidet. Um ihre Taille band man eine dicke Goldkette viermal herum. Ein Dutzend verschiedene Goldketten von verschiedener Länge hingen um ihren Hals. Wir übergehen die sechsfachen Ohrringe, Perlschnüre, Armbänder, Fußspangen u. s. w., alle reich mit Edelsteinen geschmückt. Das arme Kind hatte ordentlich an der Last zu schleppen. Glücklicherweise hatte sie nicht viel zu gehen. — Als die Ceremonie anfing, saß der Vater der Braut mit dem

[1]) Bei einer andern Gelegenheit: 9 Musikantinnen mit Doppelpauke, 2 Geigen, einige Guitarren und Kastagnetten.

[2]) Missionsblatt des Frauen-Vereins, 1869, S. 70.

[3]) Personen von sehr zweifelhaftem Rufe, doch oft vornehm thuend mit großem Aufwand. Der bekannte Ausdruck Bayadere scheint in Indien nicht gebräuchlich zu sein.

[4]) Nach dem Missionsblatt des Frauen-Vereins, 1873, S. 141.

des Bräutigams und den beiden Familienpriestern im Hausgötzentempel. Die letzteren schienen die Väter zu unterrichten, was sie zu thun hatten. Im Hofe stand eine Anzahl Musikanten und ärmere Nachbaren. Nur die Mitte des Hofes war frei, und dort war ein schöner großer Teppich ausgebreitet. Die Veranden waren gefüllt mit des Babu Freunden und Verwandten, sowie Brahmanen. Endlich hörte man draußen den Ruf: der Bräutigam kommt, der im Innern sich wiederholte. Sechs kleine Mädchen mit Fackeln gingen ihm entgegen und führten ihn in den Hof. Er trug auch eine rothe Sari und eine hohe, weißseidene, goldgestickte Mütze. Nachdem er sich auf dem Teppich niedergelassen, wurde ihm etwas von den Priestern gesagt. Inzwischen besprengte einer der Babu die Versammlung mit Rosenwasser; Knaben vertheilten Blumenbouquets und warfen den Gästen Ketten von weißen Jasminblüten um den Hals. Eine Büchse mit köstlichem Parfüm wurde herumgereicht, in die jeder eine Fingerspitze tauchte. Natürlich waren nur Männer gegenwärtig, und die Brahmanen wurden immer zuerst bedient. — Endlich wurde der Bräutigam in den Frauenhof geführt, neben ein Kohlenbecken gestellt und von den tief verschleierten Frauen umgeben. Die Kinder des Hauses waren auch da und machten soviel Lärm als möglich. Der Bräutigam stand wie eine Bildsäule da, vor ihm der Barbier des Hauses, der in Zwischenräumen eine Trompete blies.[1]) Nun erschienen 5 tief verschleierte Frauen, als erste die Mutter der Braut mit einem Becken glühender Kohlen auf dem Kopf und eine Lota (flaches Messinggefäß) Wasser in der Hand. Die andern trugen Körbe mit verschiedenen Lebensmitteln. Sie gingen siebenmal um den Bräutigam. Das letztemal goß die Mutter einen Kreis und warf schließlich jenem die Kohlen vor die Füße, worauf sie ihm Stirn, Augen und Lippen berührte, ihm etwas sagte und sich an seine Seite stellte. Jetzt erschien die Braut, auf einem buntgeschmückten Tscharpai getragen, ward vor dem Bräutigam niedergesetzt, den sie nun zum erstenmal, nachdem die Mutter ein großes weißes Tuch über beide gezogen, ansehen sollte. Dann wurden beide in den Haustempel gebracht, in einen mit Kreide gezeichneten Kreis gesetzt, und ihre in einander gelegten Hände mit einem Blumenkranz verbunden. Nun nahmen die Priester noch einige Ceremonien vor, der Vater der Braut aber nahm aus einem mit Gangeswasser gefüllten Silbergefäße einen kostbaren Rubinring, den er dem Bräutigam ansteckte, während er ein eisernes Armband aus demselben der Braut anthat. Nun wurden die Kleider der beiden zusammen gebunden; die Braut bekam einen Teller mit Reis; vor ihr wurde ein Strohwisch angezündet und sie warf die Körner ins Feuer. Dann bestrich der Bräutigam der Braut die Stirn mit rother Farbe. Der Schleier wurde über beide gezogen und sie verschwanden im Gange. Die Gäste aber verbrachten die Nacht mit Schmausen und sahen den Tanzmädchen zu.

Eine Deutung aller dieser Ceremonien würde uns hier zu weit führen. Hinlänglich bezeichnend ist das eiserne Armband, das wie bei uns der Trauring getragen wird und die unbedingte Unterwürfigkeit andeutet, zu der die Frau gegen ihren Mann verpflichtet ist.[2]) Trotzdem wissen sich die Frauen durch Eigensinn und launisches Wesen oft genug Einfluß über den Mann zu verschaffen, und die Stellung der jungen Frau zu ihrer Schwiegermutter ist oft genug voll Zank und Streit. Dadurch wird denn die Gefangenschaft der Zenana vollends zu einer Hölle auf Erden; doch mildert auch da die Gewohnheit manches, und es dürfte dort das Sprüchwort zutreffen: Pack schlägt sich —

---

[1]) Der Barbier und die Barbierin sind immer Ceremonienmeister, da sie als Mittelspersonen zwischen zwei Häuser viel gebraucht werden, um eine Hochzeit zu Stande zu bringen.

[2]) Eigenthümlich ist die Sitte, daß die Frau nie den Namen des Mannes über ihre Lippen bringen darf.

Pack verträgt sich. Von Bildung[1]) und vor allem von Herzensbildung kann ja auch bei diesen Hindûfrauen nicht die Rede sein, und die Zenana ist meist eine Pflanzstätte von Intriguen, Lug und Trug und anderen schlimmen Uebeln.

Es ist klar, daß dort die Kinderzucht nicht gedeihen kann. Besonders die Söhne werden mit Affenliebe verzogen. Mit dem zehnten Jahre werden sie selbst von der Mutter mit „Herr" angeredet. Die Töchter werden von vornherein nicht gern gesehen. Einem jeden Vater wird bange, wenn er an die Ausgaben denkt, die eine Hochzeit erfordert.[2])

Doch der gemessene Raum drängt uns, die Betrachtung weiterer Züge des indischen Lebens bis zur Darstellung der folgenden dortigen Missionsgebiete zu verschieben.[3])

b. Die Mission.

Die ersten Anfänge der Mission in den Nordwestprovinzen gingen von der Baptistenmission in Çrirâmpûr aus. Auch einzelne Regierungskapläne sowie ein und der andere fromme Offizier hatten vorgearbeitet. Die Church Missionary Society trat 1813 ein; zwei Jahrzehnte später die amerikanischen Presbyterianer und abermals nach zwei Jahrzehnten die amerikanischen Methodisten. Da wir unmöglich eine Geschichte aller Stationen geben können, so führen wir wenigstens die Wirkungskreise der verschiedenen Gesellschaften nach ihrem jetzigen Bestande auf und schildern sie nach den Angaben der betreffenden Berichte.

Die **Baptisten** haben Stationen in Benares, Allâhabâd, Agra, Chitaara, Mattra und Delhi. Abgesehen von der letzten zeigen die übrigen durchgehends, wie hart bei den Hindû der Boden für das Evangelium ist. In Allâhabâd ist dasselbe seit 64 Jahren verkündigt, und die Gemeinde zählt 10 Mitglieder. In Mattra, wo seit 1842 gepredigt wird, besteht sie aus zwei Männern, einem Diener des Missionars und einem alten Blinden, der von seiner Wohlthätigkeit lebt. Anderswo sind 20, 30 oder 40 Eingeborne gesammelt.[4]) Die Mission zeigt überall das gleiche Bild. Fleißig wird auf den Straßen der Städte gepredigt, in Kapellen wie die, welche wir in Kalkutta schilderten,

---

[1]) Manche Frauen nehmen noch Unterricht. Der Lehrer (Pandit), vor dem sie sich nicht unverschleiert sehen lassen dürfen, sitzt dabei im Nebenzimmer. Natürlich kann nicht viel dabei heraus kommen.

[2]) Die verschiedenen Ceremonien, die mit den Knaben bei den verschiedensten Gelegenheiten vorgenommen werden und bei denen zum Theil die Astrologie eine wichtige Rolle spielt, übergehen wir hier. Die wichtigste unter ihnen ist die Pûnardschamnâ, die Anlegung der heiligen Schnur (bei den drei oberen Kasten), welche die zweite Geburt bezeichnet.

[3]) Als nothwendige Ergänzung zu den vorstehenden Schilderungen muß man unter anderm den überall zu Tage tretenden Kastenunterschied im Sinne haben.

[4]) Unter der Bevölkerung jenes Distrittes von 892,000 Seelen (75,000 Muhammedaner) befanden sich 1871 nur 23 Christen (auch die Church Missionary Society hat eine Station dort), und diese Zahl hat wahrscheinlich noch wieder abgenommen.

oder unter freiem Himmel. Die Bevölkerung hat sich daran gewöhnt. Kein gefahrdrohender Auflauf, kein boshafter Lärm unterbricht den Missionar. Dann und wann knüpft wohl ein gebildeter junger Mann in aller Ruhe eine Disputation an, um seinen pantheistischen oder deistischen Standpunkt geltend zu machen. Im ganzen findet sich immer eine Zuhörerschaft, die sich aufmerksam verhält und auf vorgelegte Fragen auch wohl zustimmend antwortet. Schließlich aber kommt es doch immer darauf hinaus: „Eure Religion ist für euch sehr gut, für uns aber ist sie nicht passend, denn wir können doch nicht unsre Kaste daran geben." „Nirgends mögen sich so viele Nikodemusse finden als in Indien," sagt ein Bericht, „sie sind von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, aber haben nicht den Muth hervorzutreten." An einer andern Stelle tröstet man sich damit, daß die heidnischen Traditionen im Volke keinen Grund mehr haben und verlacht werden.[1]) Die Massen sind mit ihrem alten Glauben zerfallen und nur noch dem Namen nach Anhänger der Hindugötter. Oder es wird geklagt über die Gleichgültigkeit. „Wenn sie keine irdischen Vortheile durch den Uebertritt erlangen, so haben sie keine Lust, ihren Glauben zu ändern. Für Geld würden sie sehr eifrige Christen werden, oder irgend etwas anderes, das besser bezahlt würde. Aber wir ziehen es vor, zu warten und nicht müde zu werden" u. s. w.

Nicht viel erfolgreicher als die Bazarpredigt ist die Reisepredigt und die Predigt auf den Mêla vor den großen Massen von Volk, die dort von allen Seiten zusammenströmen. Gewöhnlich werden dort ziemlich viel christliche Schriften verkauft. Die Missionare sind dabei von ihren Katecheten unterstützt, die auch wohl allein zu solcher Gelegenheit gesandt werden. Auf den Dörfern sind die Missionare meist gern gesehen, namentlich jener, der, von seiner Gattin begleitet, auf den Dorfbazar kommt, wo sie mit einem schön gesungenen Liede die Leute heranzieht. Man sollte erwarten, daß bei der Landbevölkerung, die (in gewissen Gegenden wenigstens) im Vergleich mit der städtischen in manchen Stücken unverdorbener erscheint, die Mission reichlicher Früchte bringen müsse. Aber diese Reisepredigten sind doch vielleicht zu vorübergehend, als daß sie nachhaltige Wirkungen üben könnten.[2])

Die Baptisten aber sehen ihre Thätigkeit unter den Heiden überhaupt nur als die eine Seite ihrer Arbeiten an. Die andere, welche stellenweis in den Vordergrund tritt, ist die unter den Europäern und Indobriten, besonders in den Militärstationen. Bekehrte aus den Heiden wie aus den Namenchristen werden gleicherweise gesammelt. Die Vereinigung so disparater Arbeiten kann auf keinen Fall förderlich sein.

[1]) Gegen den uns ziemlich geläufig gewordenen Gedanken, daß die Macht des Heidenthums in Indien im Grunde bereits gebrochen sei, hat neuerlichst Missionsinspektor Lic. Plath als Augenzeuge nachdrücklich protestirt. Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle, 1878, S. 8.

[2]) Es ist auffallend, daß sich die Stationen immer nur in den großen Städten befinden, und daß, so viel ich sehe, auf diesem Gebiete der Missionar noch nicht den Versuch gemacht hat, sich auf dem beschränkten, aber vielleicht versprechenderen Felde ländlicher Verhältnisse niederzulassen, wo ein viel näherer Verkehr mit den Eingebornen möglich wäre, als in der großen Stadt.

Auffallend ist, wie geringer Werth hier auf die Schulen gelegt wird. Mit sämmtlichen Baptist-Stationen in den Nordwestprovinzen, auf denen doch 10 Missionare und 22 Evangelisten arbeiten, sind doch nur 4 Schulen mit 113 Zöglingen verbunden, einschließlich des Waisenhauses in Benares (1875—1876). — Auf den meisten Stationen wird etwas Zenanamission getrieben, mehr durch den freien Verkehr der Frauen der Missionare und andern englischen Damen der Baptistengmeinde in indischen Häusern, als durch besondere Organisation.

In dem mir gerade vorliegenden Jahresbericht werden 23 Taufen erwähnt. So viel ich sehe, wurden sie größtentheils, wenn nicht sämmtlich, an Europäern vollzogen. Selten ist es und wird jedesmal mit freudigem Danke begrüßt, wenn ein Eingeborner an einem Ghât vor versammeltem Volke getauft werden kann, wie vor einigen Jahren jener Yôgi in Mattra. Seine Kenntniß der Wahrheit war beträchtlich, obgleich seine Ueberzeugung nicht augenscheinlich sehr tief war. Er schien am meisten von der Realität der Auferstehung und von der Nothwendigkeit der Vorbereitung auf ein zukünftiges Leben einen Eindruck empfangen zu haben. — „Der Uebergang von seinem früheren Wanderleben zu seinem jetzigen Zustand ist groß, und die Liebe muß nachsichtig sein wegen einiger offenbaren Unbeständigkeiten, welche, wie ich hoffe, Gottes Gnade endlich überwinden wird."[1])

Anders als solche Neulinge finden sich in den kleinen Gemeinden etliche alte, im Dienste des Heilandes ergraute Christen, leuchtende Beispiele christlicher Frömmigkeit. Im ganzen aber kann den kleinen Gemeinden nicht der Ruhm gegeben werden. „Sie sind in sehr schwachem und unvollkommenem Zustande", heißt es von der in Agra[2]), „kaum des Namens werth, den sie tragen, und wenn nach unserm Maße gemessen, würden sie sehr mangelhaft in den Elementen der wahren Religion erfunden werden; doch obgleich schwach, sollen wir nicht hoffen, daß der Säugling in Christo zum Manne werden wird?" Die Versuche, sie zur Selbständigkeit heranzubilden, und die Selbstverwaltung durch ein Panchayat[3]) einzuführen, scheint doch nicht gelungen zu sein.—Von der vorstehenden Schilderung müssen wir jedoch eine der Stationen ausnehmen: Delhi. Dort ist es zu einer wirklich ins Volk eingreifenden Bewegung durch das Evangelium gekommen. Dieselbe vollzieht sich auf einer sozialen Basis. Es ist die verachtete Kaste der Lederarbeiter, Tschamârs (*Chumars*), aus der die Bekehrten zum größten Theil, vielleicht kann man sagen fast alle, kommen. Leider finde ich über die soziale Seite der Bewegung keine genauere Mittheilungen. Es scheint, daß diese Bewegung schon vor dem Militäraufstande angeregt war. Während des letzteren, der ja in Delhi furchtbar wüthete, wurde die ganze Mission abgebrochen, Missionar Mackay mit Familie wurde ermordet, und auch der glaubensmuthige Katechet Wilayat Ali fiel als Märtyrer. Als nach Wiederherstellung der Ruhe die Mission wieder aufgenommen wurde, drängten sich die Tschamârs in großen

[1]) Missionary Herald 1874, p. 84.
[2]) Report for 1873, p. 53.
[3]) Native Committee; Aufsichtsrath einer Kasse.

Haufen zum Uebertritt. Schon war die Zahl der Bekehrten auf 600 gestiegen, als die ihnen noch anhaftenden vielen Mängel, die gewiß stark waren, zu einem strengen Eingreifen mit Kirchenzucht veranlaßten, durch welches die Gemeindemitglieder bis auf weniger als die Hälfte reduzirt wurden. Trotzdem, daß die Bewegung dadurch sehr unterbrochen wurde, ist noch immer in jener Kaste Geneigtheit für das Evangelium vorhanden, und manche von den Ausgeschlossenen fühlen sich doch noch zum Christenthum hingezogen, wenn auch nicht aus blos religiösen Motiven. Im ganzen gehörten (1875) 327 Mitglieder zu dieser Station, die sich auf verschiedene kleine Gemeinden in der Stadt und in der Umgegend vertheilten. Die letzteren haben bereits ihre eigenen Pastoren, auch fehlt es nicht an Zeichen von Fortschritten zu äußerer Selbständigkeit.

Anders steht es in dieser Hinsicht auf den 11 Stationen der **Church Missionary Society**, mit denen nicht weniger als 94 Schulen der verschiedensten Art verbunden sind. Die zu Agra hat den Rang eines College (Gymnasium) und wird von den Eingebornen so geschätzt, daß für die Erhaltung desselben durch den Staatszuschuß (Grant in aid) eine Petition eingereicht wurde und zwar mit Erfolg. In Benares zählt die eine Schule 412 Schüler. Mit den Hauptschulen aber sind immer auch eine Anzahl von Dorfschulen auf den Außenstationen in der Umgegend verbunden, die zum Theil mit der bereits erwähnten Christian Vernacular Education Society verbunden sind, welche die oben beschriebenen Hinduschulen durch angemessene christliche Schulen, in denen nur die Landessprache gebraucht wird, zu ersetzen sucht. In den Hauptschulen wird die englische Sprache getrieben, die vielfach die Anziehungskraft bildet, da sie das Mittel ist, um Aemter zu erlangen. Daß aber auch, abgesehen davon, ein Bildungsbedürfniß sich geltend macht, zeigen die 1115 Schülerinnen, welche Schulen der Church Missionary Society auf diesem Gebiete besuchen. Die Zahl der Schüler beträgt 4102.

Diese Arbeit ist freilich vielfach ein Säen auf Hoffnung, das nicht schnell Früchte bringt. Doch hat diese Mission in den 60 Jahren ihrer Wirksamkeit auch auf diesem harten Boden nicht unbeträchtliche Gemeinden gesammelt. Die zu Benares nebst derjenigen im benachbarten Sigra hat 488 Christen, von denen 131 Kommunikanten sind; fast ebenso viel gehören zu Allâhabâd und Gorackpûr, zu Laknau 300, etwas weniger zu Agra und Mîrat, während die Kolonie Annfield im Dehra Dhûn 369 zählt. Auf den übrigen Stationen: Faizabad (Fyz—), Azimgarh, Dschaunpûr und Alligarh befinden sich nur kleinere Gemeinden. Im ganzen beträgt die christliche Seelenzahl 3536. Die zu manchen Stationen gehörenden Christen sind über verschiedene Plätze vertheilt. An einigen Orten aber befinden sich ganze Christendörfer. So ist Baschâratpûr bei Gorackpûr eine bereits 1823 angelegte Kolonie, die nach ihrer Zerstörung im Militäraufstande wiederhergestellt ist. In Sikandra bei Agra waren der Gesellschaft 1838 infolge einer Hungersnoth viele Waisenkinder überwiesen worden, die später zu einer besonderen christlichen Gemeinde heranwuchsen. Da die

Glieder derselben ihren Unterhalt meist in der Regierungsdruckerei verdienten, so mußten sie mit der Verlegung der letzteren nach Allahabâd (nach 1857) dorthin übersiedeln. Dort ist für sie in einem Mangohaine ein neues nettes Dorf angelegt. Auch die erwähnte Gemeinde in dem fruchtbaren Dehra Dhûn, welche wie die zu Baschâratpûr Ackerbau treibt, ist aus christlich erzogenen Waisenkindern entstanden.[1]) Der Einfluß nun freilich, wie man ihn von einem Christendorf mitten im Heidenlande erwarten möchte, wird von diesen Kolonien nicht ausgeübt. Sie sind bis jetzt noch nicht wie eine „Stadt auf dem Berge" geworden. Schon die Anleitung derselben zu äußerer Selbständigkeit hat wohl nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Von einer derselben wird erwähnt, daß sie ganz selbständig ist, und sowohl ihre bürgerlichen und irdischen Angelegenheiten durch ein Pantschayat verwaltet, wie ihre geistlichen durch einen Gemeindekirchenrath.[2]) Dennoch bleibt, abgesehen von gröberen Anstößen, die das Eingreifen der Kirchenzucht nöthig machen, über Gleichgiltigkeit und weltliche Gesinnung viel zu klagen. Der gewünschte Eifer zur Verbreitung des Evangeliums unter die heidnische und muhammedanische Bevölkerung wird vermißt. Der Zuwachs dieser Gemeinden rührt daher größtentheils vom Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle her. Die Fälle der Heidenbekehrungen kommen nur sehr vereinzelt vor.

Die auch von dieser Seite mit Eifer und Ausdauer betriebene Heidenpredigt auf den Bazâren, auf Reisen, zeigt im wesentlichen das bereits oben angedeutete Bild. Ein alter Missionar zu Benares schildert den Unterschied. Einst wurde er bei seiner Straßenpredigt durch Steinwürfe gefährlich verwundet, war auch einmal nahe daran, von dem aufgeregten Haufen in den Ganges geworfen zu werden. Jetzt sammelt er, resp. seine Katecheten, täglich zweimal an irgend einem Platze in der Stadt 15 bis 50 Zuhörer, und niemand wagt ihn zu bedrohen. Störende Einwände kommen hie und da wohl vor, werden aber äußerlich ruhig vorgebracht und zuweilen von der Versammlung selbst, die mit der christlichen Lehre nicht mehr unbekannt ist, widerlegt. Diese Einwände kommen meist von den Muhammedanern, die auch ihrerseits das Institut der Straßenpredigt aufgenommen haben. Zuweilen steht der Malwî[3]) dem christlichen Prediger gerade gegenüber und sammelt die Vorübergehenden, um die Lehre des Korân im Gegensatz zum Evangelio zu verkündigen. Die schlimmsten Gegner aber sind die niederen Klassen der Muhammedaner, ganz ungebildete, aber fanatische Leute, die wohl hie und da einmal eine bedrohlichere Haltung annehmen. An Orten, wo die Muslims besonders stark vertreten sind,

[1]) Die Anlegung solcher besonderen Christendörfer wird in neuerer Zeit nicht für zweckmäßig gehalten. Die Bekehrten werden der allerdings rauhen Luft der nationalen Atmosphäre zu sehr entzogen und gerathen in die Gefahr, Treibhauspflanzen zu werden.

[2]) An mehreren jener Gemeinden sind übrigens bereits Eingeborne als ordinirte Pastoren angestellt.

[3]) Ein muhammedanischer Gelehrter; die der Hindu werden Pandit (*Pundit*) genannt.

wie in Laknau, oder in Alligarh, wo sie sogar nach egyptischem resp. türkischem Vorbilde eine Universität errichtet haben zur Verbreitung der reinen Koránlehre, ist der Boden besonders hart. Im letzteren Orte ist wohl eine kleine Gemeinde gesammelt, aber fast ausschließlich aus der sehr niedrigen Kaste der Straßenkehrer, deren tiefgewurzelte Lügenhaftigkeit dem Missionar viel Noth macht. Die mit Mirat verbundenen Landgemeinden gehören der hart bedrückten Klasse der Nayat an, und manche der dortigen Christen sind schon nach andern Gegenden ausgewandert, um unter günstigeren Bedingungen Arbeit zu finden. Dadurch ist die Mitgliederzahl erheblich gemindert worden.

Die Evangelisationsarbeit wird auch hier von Zweigthätigkeiten unterstützt. Dahin gehört die Arbeit in der Zenana, die auf verschiedenen Stationen anscheinend erfolgreich betrieben wird. Die Frau eines deutschen Missionars wird dabei von dem Berliner Frauenverein zur Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande unterstützt.[1]) Auch für die Herstellung einer christlichen Literatur in Hindustani[2]) wird weiter gearbeitet. Auch die Kolportage, für welche die britische und auswärtige Bibelsellgeschaft in Benares einen Agenten hat, wird in Verbindung mit der Churchmission getrieben. In dem westlich von Agra gelegenen Schutzstaate Bharatpûr scheint unter den Tschamârs durch dieselbe ein Verlangen nach dem Evangelium geweckt zu sein. — Auf einer Außenstation von Benares ist auch ein erfreulicher Anfang von missionsärztlicher Praxis gemacht und zwar durch einen eingebornen Arzt, der nach seiner Bekehrung im College zu Lahôr Theologie studirte und sich in der europäischen Medizin selber weiter ausbildete.

Die Mission der **Amerikanischen Presbyterianer** umfaßt folgende Stationen: Allahabad (64), Fattihpûr (11), Farrakhabad (28), Fattihgarh (84), Ittâva (29), Mainpurie (34), Rûrkhî (6) und Dehra (79). Die beiden letztgenannten werden zu der im nächsten Abschnitt zu besprechenden Lûdiânâmission gerechnet, während die übrigen als Farrakhabadmission zusammengefaßt werden. Die beigefügten Zahlen bezeichnen die Kommunikanten der gesammelten Gemeinden nach dem Stande von 1872. In einem späteren Jahresbericht (1877) wird nur die Gesammtzahl für den Farrakhabad-Distrikt an-

---

[1]) Ebenso die von demselben ausgesandte Lehrerin an dem Waisenhause zu Sikandra bei Agra.

[2]) Die bis jetzt vorhandene Literatur läßt manches zu wünschen übrig. Von der in Hindi sagt Jellinghaus: „Es sind bisher nur kleinere und größere, den Hinduismus geschickt oder ungeschickt unter das kritische Messer nehmende und die christliche Lehre anpreisende Missionsschriften erschienen, aber fast gar keine christliche Schriften zur Belehrung und Erbauung der christlichen Gemeindeglieder und eingebornen Lehrer gedruckt worden. Die englischen Missionen lehrten bisher in ihren zur Ausbildung von Lehrern und Predigern bestimmten Missionsschulen fast durchgängig in englischer Sprache und gaben jenen dann englische Bücher als Hülfsmittel für ihren Beruf in die Hände. Dieser Uebelstand hat sehr dazu beigetragen, die Lehrer und Katecheten zu entnationalisiren und die Lehr- und Predigtweise derselben womöglich noch abstrakter und unverständlicher zu machen als die der europäischen Missionare.

gegeben, die einen Zuwachs von 79 Personen zeigt.[1]) Auch hier finden wir wieder eine ausgedehnte Schulthätigkeit in höheren sogen. Anglo vernacular schools, in denen das Englische zu den Lehrobjekten gehört (sie bereiten bis zur Aufnahmeprüfung der Universität vor), und in den Zweigschulen, in denen nur in der Volkssprache unterrichtet wird, und aus welchen viele Zöglinge in jene vorrücken. Die ersteren sind die umfassenderen und erhielten (1872) 1222 Schüler, während in den letzteren 532 waren (1877 zusammen 1919). Wird auf die heidnischen Schüler auch keinerlei religiöser Zwang ausgeübt, so ist der ganze Unterricht doch darauf eingerichtet, jedem Schüler die christliche Wahrheit klar vorzuführen. Auch die Mädchenschulen der zweiten Gattung fehlten nicht, hatten sogar 400 Schülerinnen. Auf mehreren Stationen sind besondere amerikanische Lehrerinnen angestellt. Sie haben aber bei der oben geschilderten Stellung des weiblichen Geschlechts immer noch viel Schwierigkeiten. Wahrscheinlich bestehen diese, wie wir aus einer andern Mittheilung ersehen, darin,[2]) daß man nur Frauen und Mädchen der niedersten Kaste in jene Bazárschulen bekommt, und dies auch nur dann, wenn man ihnen Speisen und dann und wann ein Kleidungsstück schenkt.

Viel direkte Bekehrungen werden freilich durch die Schulen nicht bewirkt. Aber auch die treulich betriebene Bazár- und Reisepredigt erzielt nur spärliche Früchte. Nähere Mittheilungen über dieselbe würden nur schon Gesagtes wiederholen, nur tritt in den presbyterianischen Berichten etwas stärker der Widerspruch, wenn auch ohne Anwendung äußerer Gewalt, hervor. — Früher scheint auf die Wirksamkeit der Waisenhäuser mehr Gewicht gelegt worden zu sein. Einige derselben sind in neuerer Zeit aufgelöst und die noch vorhandenen Kinder in christlichen Familien untergebracht worden.[3]) Auf die Arbeit in der Zenana wird auch hier viel Gewicht gelegt; in Allahabad sind fünf Arbeiterinnen in diesem Zweige beschäftigt. Besonders eifrig ist darin eine vom Berliner Frauenverein ausgesandte und mit demselben verbundene Lehrerin, die in Jttâva nicht blos die Frauen in den Häusern aufsucht, sondern für die der niederen Kasten, allen hergebrachten indischen und englischen Vorurtheilen zum Trotz, öffentliche Unterredungen oder geradezu Bazárpredigten hält.

„Fräulein Belz sprach zu den Frauen in der Stadt 123 mal, in den umliegenden Dörfern 208 mal und 40 mal an den Ufern der Dschamna bei den Mêlas. Wegen des sehr beschränkten Begriffsvermögens der Weiber muß sie in möglichst

---

[1]) Ueber den Stand des christlichen Lebens in den Gemeinden finden sich wenig eingehende Angaben. Jedenfalls findet sich in ihnen viel Schwachheit und muß viel Nachsicht geübt werden.

[2]) Dies dürfte auch auf die zahlreichen Mädchenschulen der Church Missionary Society zutreffen.

[3]) Es scheint, daß die Waisenhäuser nicht ganz ihren Zweck erfüllten, da für die Kinder wohl meist nicht eine Anlehnung an eine lebenskräftige christliche Gemeinde möglich war, durch die den Nachtheilen der Isolirung vom vorhandenen Volksleben hätte vorgebeugt werden können. Vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1874, S. 342.

schlichter und einfältiger Weise sprechen, wenn sie die Geschichte der erlösenden Liebe vorträgt. Sie machte auch in 124 muhammedanischen und Hindu-Zenanas Besuche. Sie geht nur dahin, wo sie eingeladen wird, und ist öfter nicht im Stande gewesen, allen Einladungen zu folgen. In ihrer reichen, selbstverleugnenden Arbeit ist sie gern aufgenommen worden von denen, deren Wohl ihr am Herzen liegt."[1])

Gehen wir weiter zu der Mission der **Methodist Episcopal Church** von Amerika. Mir wird zu Muthe, als hörte ich das Klappern einer großartigen Maschinerie. Knabenschulen hoch und niedrig in großer Zahl, Zenanaschulen, Lumpenschulen für Mädchen, Campmeetings mit Singen und Zittern, die Presse, die in einem Jahre 2,074,809 Seiten in Englisch, Hindi und Urdu mit lateinischen und arabischen Lettern von sich gibt, einschließlich zweier regelmäßig erscheinender Zeitschriften, dann wieder das tägliche Predigen auf den Bazars, das regelmäßige Werk der Local preachers und Exhorters unter den Bekehrten, sowie der Bibelfrauen; mehr als 4000 Kinder in Sonntagsschulen;[2]) die Waisenhäuser für Knaben und Mädchen, Industrieschule und Gründung christlicher Ackerbaukolonien, das Bauen von Schulhäusern und Kirchen, die Hospitäler, dort eine Bildungsanstalt für weibliche Aerzte, hier das theologische Seminar, in dem Englisch, Griechisch, Persisch, Arabisch und Sanskrit gelehrt wird — und das alles aufs beste organisirt, daß gleichsam ein Rad in das andere greift — einem einfachen Kinde des Kontinents muß fast schwindeln bei diesem großartigen amerikanischen Treiben. Auf dieser Mühle, sollte man meinen, müßte das Heidenthum gründlich klein zu kriegen sein! Bei nüchterner Betrachtung aber erscheint der methodistische Apparat doch nur sehr wenig geeignet zur Christianisirung der harten Hinduherzen. Mußte man schon die Kombinirung der Heidenmission mit der Arbeit unter europäischen Namenchristen, wie sie von den Baptisten getrieben wird, für bedenklich halten, so gilt dies in viel höherem Maße von diesen Methodisten, die ohne Unterschied bekehrte Anglikaner und Presbyterianer, Civaiten und Muhammedaner so zusammen werfen, daß aus ihren Berichten gar nicht einmal ersichtlich ist, wie viele denn eigentlich aus der Christenheit gekommen sind und in wie weit die Arbeit Heidenmission genannt werden darf.

Alle Achtung vor dem glühenden Eifer, Seelen zu bekehren, und dem praktischen Geschick, die Anstalten dazu in so großartiger Weise einzurichten und die bedeutenden, dazu erforderlichen Mittel zu beschaffen, alle Achtung vor einem Werk, das nach zwei Jahrzehnten bereits eine solche Ausdehnung gewonnen hat — doch kann ich mich nach den mir zugänglichen Berichten nicht des Eindrucks entschlagen, daß hier ein gut Theil Eifer mit Unverstand unterläuft, mit mangelndem Verständniß für die nationalen, sozialen u. a. Verhältnisse, welche vom christlichen Geiste zu überwinden und mit demselben durchdringend

---

[1]) Report 1875, p. 51.

[2]) Die Sonntagsschulen, in welche die Kinder durch Mithai (Zuckerwerk) gelockt werden (vgl. Biene 1877, S. 44), dürften doch sehr zweifelhaften Werth haben.

zu erneuern sind, wenn für Indien und sein Volk Heil geschafft werden soll.

Ueberblicken wir aber zunächst die großartig angelegte Arbeit. Die Bischöfl. Methodistenmission in den Nordwestprovinzen ist in drei Distrikte getheilt: Audh, Rohilkhand und Kamâun mit Garhval. Der erstere umfaßte[1]) die Stationen Laknau, Sîtapûr, Gonda mit Baraitsch, Raya Barêlli, Kânpûr, Allâhabâd und einige Zweigstationen, mit 15 amerikanischen Missionaren (inkl. der Frauen), 20 eingebornen Gehülfen, 209 Gemeindegliedern und 133 auf Probe, sowie 313 Anhängern, die nicht Kommunikanten sind (erst getauft), 55 Schulen mit 2114 Schülern.

Rohilkhand enthielt die Stationen Barêlli, Schâbschehânpûr, Budâon, Moradabad Amroha und Bidschnaur, mit 29 amerikanischen und 51 eingebornen Arbeitern, 989 Mitgliedern, deren 426 auf Probe, 100 Schulen und 3389 Schülern.

„Dieser Distrikt entspricht der Provinz Rohilkhand mit etwa 5 Millionen Seelen und ist so eingetheilt, daß jeder der 6 Regierungsdistrikte einen Kreis (Circuit) bildet unter der Aufsicht eines oder zweier Missionare. Außer den Distrikthauptstädten sind andere große Städte vorhanden, in denen oft eingeborne Prediger wohnen und Schulen gegründet sind. — So hat der Kreis von Moradabad z. B. außer der Centralstation an 13 Plätzen wohnhafte Gehülfen, die erfolgreiche Arbeit treiben, und 30 Tagesschulen mit mehr als 1100 Schülern. Die ganze Arbeit in solchem großen Kreise steht unter der Aufsicht und Leitung des Missionars, der auf der Station wohnt, da die Wirksamkeit unter Leuten, die erst neuerdings vom Hinduismus und Islâm bekehrt sind, beständig Hülfe und Pflege erfordert. Der Missionar geht durch den Kreis, die Christen lehrend und stärkend, den eingebornen Prediger und Exhorter berathend, den Brüdern predigend und die Schulen beaufsichtigend. Die Arbeit des Missionars in Indien ist nicht und kann nicht die Arbeit des Pastors an einer Kirche sein. Seine Arbeit ist, Gemeinden zu gründen unter der Million Volkes in seinem Kreise, eingeborne Pastoren über dieselben zu setzen und sie sobald als möglich dazu zu bringen, daß sie sich selbst erhalten. Der Eckstein mancher geistlichen Kirche des lebendigen Gottes ist schon in Rohilkhand gelegt worden.“[2])

Die Gemeinden wachsen, heißt es weiter, und die, welche sich uns aus reinen Beweggründen angeschlossen haben, nehmen zu an Gnade und werden scheinende Lichter, während die, die in falscher Hoffnung kamen, allmählich wieder abfallen oder ihre Motive ändern. Nach weiter greifenden Revivals kommt es denn wohl vor, daß auf die größere Menge der Getauften das Sprüchwort 2 Petri 2, 22 zutrifft.[3]) — Die Nothwendigkeit, den eingebornen Christenfamilien Mittel zum Lebensunterhalt zu verschaffen, führte zur Anlegung eines neuen Dorfes. — Wird einerseits die Opferwilligkeit der Gemeinden gerühmt, von der wohl auch ein großer Theil auf Rechnung der europäischen Mitglieder kommt, so wird andrerseits über Faulheit und Mangel an Eifer zur Verbreitung des Evangeliums geklagt. — Im Budâonkreise stammen sie übrigens aus der Auskehrer-Kaste (Mehtâr), obgleich die Mitglieder meist Ackerbauer sind.

---

[1]) Leider liegt mir kein neuerer Jahresbericht als der 1874 erschienene vor.
[2]) Fünfundzwanzigster Jahresbericht, S. 111.
[3]) Einundfünfzigster Jahresbericht, S. 101.

Im Moradabadkreise ist unter einer gleichfalls verachteten Kaste eine weitere Bewegung zum Christenthum angeregt. Es sind die Mazhabi Sikhs, die als Nachtwächter, Weber und kleine Ackerbauer in mehr als hundert Dörfern leben. Ein großer Theil derselben hat sich schon der Mission angeschlossen. Das nächstliegende Motiv ist bei ihnen die Verbesserung ihrer äußeren Lage; daher die angedeuteten Rückfälle.

Was die Heidenpredigt betrifft, so wird hier mehr als von den Missionaren anderer Gesellschaften Widerstand, ja sogar thätliche Angriffe, erwähnt. In Laknau mußten Polizeidiener zum Schutz der Bazârprediger aufgestellt werden. Dort wurde unter andern auch an jedem Sonntage für Bettler gepredigt, unter die jede Woche 20 Mark vertheilt wurden. Wie bereits erwähnt, werden auch die Campmeetings in Anwendung gebracht, besonders in den Gegenden, wo unter den genannten Kasten eine religiöse Bewegung entstanden war, die auf diese Weise immer von neuem wieder angeregt wird. Die vorstehenden Auszüge dürften auch ohne weitere Beleuchtung zur Charakterisirung dieser Mission genügen.

In dem dritten Distrikte, der in dem schönen kühlen Bergland liegt, bestehen die beiden Stationen Naini Täl *(Nynee Tal)* und Paori. Erstere ist eine Gesundheitsstation und während der heißen Zeit der Sitz der Regierung der Nordwestprovinzen. Hier besteht eine kleine englische Gemeinde, an die sich viele, die dort vorübergehenden Aufenthalt haben, anzuschließen scheinen. Die Hindugemeinde ist auch noch klein, ebenso die zu Paori, dem Hauptorte von Britisch Garhval. Mit der Mission ist ausgedehnte ärztliche Thätigkeit auch in mehreren Regierungshospitälern verknüpft, ebenso wie hier die erwähnte Ausbildung eingeborner christlicher Frauen für medizinische Praxis stattfindet, jedenfalls bei der trostlosen Lage kranker Hindufrauen, die eher sterben als einen Arzt in die Zenana einlassen wollen, ein Segen verheißender Versuch.[1])

Außer diesen größeren Missionen in den Nordwestprovinzen haben wir noch einige einzelne Stationen anderer Gesellschaften zu erwähnen. Die **Londoner Missionsgesellschaft** arbeitet in Benares seit 1820 unermüdlich in Bazârpredigt und Schule (652 Schüler). Die Gemeinde aber besteht nur aus 20 Kommunikanten und 109 Anhängern. Nicht viel größer ist die in der nicht fernen Stadt Mirzapûr, wo die Mission auch mit größeren Schulen seit 1838 betrieben wird. — Im Berglande von Kumâun hat diese Gesellschaft die beiden Stationen Almôra (seit 1850) und Râni Khet (seit 1868). Die dortigen Schulen zählen gegen 1000 Schüler. Wichtig ist das Asyl für Aussätzige daselbst mit über 100 Insassen, die unter der sie pflegenden christlichen Barmherzigkeit zum Glauben an den Heiland kommen. Die Anstalt bildet ein selbständiges Dörflein mit Kirche und Schule. — Besondere Anstrengungen, in jenen Gegenden die erwähnten Abkömmlinge der Urein-

[1]) Nachträglich finde ich in einem Auszuge aus der neuesten Statistik der E. Meth. Mission, daß die Zahl der Gemeindeglieder in den letzten 3 Jahren von 823 auf 1281 gestiegen ist, die Zahl der Schüler von 6000 auf 8000.

wohner für das Evangelium zu gewinnen, scheinen weder hier noch in Naini Täl gemacht zu sein.

Weiter haben wir die **Society for the Propagation of the Gospel** zu erwähnen mit den Hauptstationen Kânpûr und Delhi. Mit der ersteren ist das Waisenhaus zu Asrapur verbunden. Inklusive der getauften Waisen zählt die Gemeinde 222 Mitglieder, von denen 47 Kommunikanten sind. In Delhi bestand die Mission dieser Gesellschaft noch nicht lange (seit 1854), hatte aber einen erfreulichen Anfang gemacht, als der grausame Aufstand sie hinweg fegte und mehreren Missionaren den Märtyrertod brachte. Die Station aber hat sich schnell wieder erholt und verhältnißmäßig rasche Fortschritte gemacht, ja selbst ungewöhnlich viel Muhammedaner herangezogen. Auch hier fanden die Tschamârs Beachtung. Die Schwierigkeiten, ihre äußere Lage zu verbessern, scheinen daran Schuld, daß nicht schon größere Schaaren aus ihnen gewonnen wurden. — Neben den europäischen Missionaren arbeitet hier ein bewährter eingeborner Pastor. — Mit großem Eifer wird die Zenanamission getrieben und hat bedeutenden Umfang erlangt. Auch hier ist eine vom Berliner Frauenverein ausgesandte Lehrerin (ein schlichtes Bürgerkind unseres Landstädtchens) thätig, besonders in dem ärztlichen Zweige der Zenanamission. Sie steht einem Hebammeninstitute vor. — Die Station hat ziemlich entfernte Zweigstationen, von denen wir nur erwähnen: Karnâl *(Kurnaul)*, Gargâou und Rûrkhi *(Roorkhee)*, die gewöhnlich unter der Leitung von Katecheten stehen. — Die Schulen enthalten gegen 900 Schüler. — Einer der letzten Berichte sagt:

„Es gehören nun 325 Christen zu dieser Mission; 1860 waren es 25, also hat sich in 15 Jahren die Zahl um mehr als 13 mal vermehrt. Die Zahl ist nicht aufgeschwellt durch eine Schaar von Eurasiern, deren nur 3 in unsern Listen sich finden. Auch sind die Gemeindeglieder nicht das Produkt von Waisenhäusern. Unsere Gemeinden haben daher sehr bestimmt den „Native" Charakter. Sie sind unabhängig von Missionsbeschäftigung und leben mit wenigen Ausnahmen in der Stadt und auf den Dörfern mitten unter ihren Landsleuten. Die Mission hat auf diese Weise freilich mehr Arbeit und Kosten, aber ich bin überzeugt, daß tausendmal mehr Lebensfähigkeit in diesen zerstreuten Häuflein ist, mögen sie auch schwach sein, als wenn sie zusammengepfercht wären in einem Missionsdorfe, um Gezänk und Skandal auszuhecken. Sie sind natürlicher, weniger von ihren Landsleuten geschieden und lernen auf eigenen Füßen stehen. Wenn aus irgend einem Grunde der Missionar oder Prediger nicht zur rechten Zeit zum Gottesdienst kommen kann, so wählen sie einen aus ihrer Mitte, der den Gottesdienst hält." — Sind diese Bemerkungen auch von einer gewissen Parteilichkeit nicht frei, so enthalten sie doch viel Wahres und geben manche Erläuterung zu anderen nordindischen Christengemeinden.

Schließlich haben wir hier noch die **Goßnersche Gangesmission** zu erwähnen, die freilich zum größeren Theil im Gebiete von Tirhût (Nord Bihâr) wirkt, das nicht zu den Nordwestprovinzen, sondern zu Bengalen gehört. Um die Betrachtung nicht zu zersplittern, setzen wir sie an diese Stelle, um so mehr, da die Mission sich ihrem Charakter nach am ehesten an die in den Nordwestprovinzen anschließt. Goßnersche Missionare ließen sich 1839 in Hâdschipûr am Ganges nieder;[1])

[1]) Die Station, welche eine Reihe von Jahren in Thätigkeit war, ist in neuerer Zeit aufgegeben.

weitere Brüder besetzten von da aus das nördlich gelegene Mozafferpûr, eine kleine Distriktsstadt, wo sie anfangs ihren Lebensunterhalt durch den Betrieb der Uhrmacherei erwarben. Die treue, einfache Verkündigung blieb auch auf dem harten Boden nicht ohne Frucht. Schon nach dem ersten Jahrzehnt war eine nicht unbedeutende Gemeinde gesammelt, die bis 1861 auf 161 Seelen anwuchs. Die Wirksamkeit in der Umgegend hatte später die Anlegung weiterer Stationen in Moriaro und Darbanga zur Folge, die jetzt aber nebst Sutanpûr nur Außenstationen unter Verwaltung von Katecheten sind. Auf der Hauptstation befindet sich ein Waisenhaus und eine Druckerei, die klein, mit einer lithographischen Presse, anfing. — Andere Goßner'sche Brüder haben in den westlich am Ganges gelegenen Städten Arrah und Balschar, in letzterer längere Zeit, gewirkt. Beide Orte aber sind als Stationen aufgegeben. Dagegen ist das in erster Zeit von Hâdschipûr besetzte Tschapra *(Chupra)* noch jetzt der Schauplatz treuer, schlichter Missionsthätigkeit, wie sie hier 15 Jahre lang in so hingebender Weise von Dr. Ribbentrop geübt wurde. Auch hier besteht eine ansehnliche Gemeinde. — Die dritte Station ist Ghâzipûr, weiter westlich am Ganges, wo vorübergehend 1842—1849 auch die Berliner Mission gewirkt hatte, die aber, ihre Arbeiten auf Südafrika beschränkend, sich zurückzog.[1]) Erst 1854 siedelten sich Goßnersche Brüder hier an. Schon nach siebzehnjähriger Arbeit ist eine Gemeinde von 300 Seelen gesammelt. Unter den Opiumbauern, die zeitweise sich hier bei der Faktorei sammeln, wird das Evangelium mehr und mehr mit sichtlichem Erfolg verkündet. Genaue statistische Angaben über diese Mission finde ich nicht. Jedenfalls aber gehören die hier gesammelten Gemeinden mit zu den stärksten — und das nicht blos extensiv gemeint — von allen in diesem Abschnitt betrachteten.

4. Das Pandschâb *(Punjaub)*.

a. Land und Leute.

Wir kommen zu dem Fünfstromland, dem Schauplatz der allerältesten arischen Kultur, dem Tummelplatz der Kämpfe von Westen her eindringender Eroberer. Trotz aller durch letztere angerichtete Verwüstungen, und trotzdem die Bevölkerung selbst dadurch zu wilden kriegerischen und raublustigen Horden geworden war und das Land bis in die neuste Zeit hinein nicht zur Ruhe und Sicherheit gelangen konnte, ist dasselbe immer noch eines der schönsten Gebiete Indiens, das sich, seitdem endlich mit fester Hand die Briten das Regiment ergriffen haben, in drei Jahrzehnten schnell erholte und wunderbar aufblüht.

---

[1]) Ihre Missionare traten in den Dienst der Church Missionary Society, in dem auch mehrere andere deutsche in Basel gebildete arbeiten. Andere deutsche Missionare sind in Nordindien thätig, nachdem sie, von Goßner ausgesandt, in den Dienst anderer Gesellschaften (Am. Presbyterianer) übergingen.

Um jedoch uns keine falsche Vorstellung von dem Pandschâb zu machen, müssen wir drei sehr verschiedene Zonen desselben unterscheiden, deren Richtung durch die südöstliche Streichungslinie der Himâlayaketten angezeigt ist, während im großen und ganzen die Ströme und die zwischen ihnen gelegenen Dûâbs mit derselben rechte Winkel bilden. Die unteren Theile der letzteren haben einen Charakter, der nur wenig von dem der benachbarten indischen Wüste abweicht. Sie bieten den trostlosen Anblick weiter, ganz flacher Steppen dar. Hie und da wachsen weit und breit glitzernde Salzkrystalle aus dem sandigen Boden; anderwärts ist er mit hartem, bald dürrem Gras und niederem Gebüsch bedeckt. Nomadisirende Hirtenstämme, die ihre räuberischen Gelüste noch immer nicht verleugnen, durchziehen das Land, in dem sich nur selten ein Dörflein mit halbbarbarischer Bevölkerung zeigt. Einstmals war es anders, wie die Ruinen alter Städte und Tempel beweisen. Jetzt sind nur die Ströme zu beiden Seiten mit besser kultivirten Gürteln eingefaßt, in denen sich Städte und Dörfer mit Ackerbau treibender Bevölkerung finden.

Diesen Strichen gleicht die zweite Zone, die wir für die Betrachtung unterscheiden, obgleich sie in der Wirklichkeit sich nicht scharf gegen die vorige abgrenzt, sondern vielfach in dieselbe übergeht. Es ist die Ebene um den mittleren Lauf der Ströme, bis an die ersten Vorberge des Himâlaya. Im westlichen Dûâb, zwischen Indus und Dschilam, bildet sie eine felsige Hochebene, von angebauten Thälern und Schluchten durchbrochen, den Distrikt Ravalpindi, der gegen Süden durch eine steinsalzreiche Höhenkette begrenzt wird. Die übrigen Dûâb's aber zeigen in diesem Theile weite, waldlose Flächen. Nur da und dort erscheint eine Gruppe von Mangobäumen, die in ihrem Schatten ein Dörflein birgt, oder ein einsamer Pipal- (Babul?)[1]) Baum von akazienähnlichem Wuchs, mit seinen gelben, reich duftenden Blüten, der dem Reisenden eine Raststätte bietet. Im Oktober und November ist der Boden mit grünen Saatfeldern bedeckt, die schon im März in gelbe Erntefelder übergehen. Der Weizen und die Gerste stehen freilich nicht so üppig wie auf guten europäischen Feldern. Es fehlt im Pandschâb die sorgfältige Düngung. Dennoch wird dem Boden, sobald die Felder geleert sind, mit Hülsenfrüchten, Mais und Sorghum, eine zweite Ernte abgefordert. Wenn nicht die in der Regenzeit übertretenden Flüsse und Bäche aus dem Gebirge her dem Boden immer wieder Nahrung zuführten, möchte seine Fruchtbarkeit bereits zu Ende gegangen sein.

In jener Zeit helfen alle Brücken nichts. Man setzt über die geschwollenen Flüsse in sonderbaren Fähren, die aus aufgeblasenen Ochsenhäuten bestehen. Der Fährmann legt sich, in jeder Hand ein Ruder, gerade über die schwimmende Haut, der Reisende nimmt auf seinem Rücken Platz; dann geht die Reise hinüber, indem jener mit den Händen rudert und mit den Füßen steuert.

---

[1]) Merk, Acht Vorträge über das *Punjâb*, die ich für das Folgende vielfach benutze, leider nur nach der englischen Uebersetzung, im Church Missionary Intelligencer, 1870, IX, und 1876, I ff., da mir das Original nicht zur Hand ist.

Von den Dörfern, die in dieser Ebene zerstreut liegen, sowie von dem Leben der Landbevölkerung des Pandschâbs habe ich leider keine eingehende, anschauliche Schilderung gefunden. Sie bestehen aus niederen Lehmhäusern mit flachen Dächern. Die Mango und der Brunnen, sowie die heilige Baniane, werden auch hier nicht fehlen; wahrscheinlich gesellt sich die Dattelpalme mit ihren gefiederten Wedeln dazu. Seitdem 1857 eine allgemeine Entwaffnung stattgefunden, hatten sich im Lande die Hyänen so vermehrt, daß sie nachts bis in die Dörfer drangen und in der heißen Zeit, wo die Bevölkerung unter freiem Himmel schläft, oft sogar Kinder raubten.[1]) Weniger gefährlich sind die auch hier häufigen Schakale, welche Nacht für Nacht im Chor ihr ohrenzerreißendes Geheul anstimmen. Im übrigen werden wir uns das Leben der Dorfbewohner bei ziemlich niederer Kulturstufe meistentheils im Ackerbau und Viehzucht beschäftigt zu denken haben. Dort treibt ein fast nackter brauner Bube seine ansehnliche Schaar von Ziegen oder Schafen auf die Weide und kaut vergnügt an einem Stück Zuckerrohr, das in seines Vaters Garten gewachsen ist,[2]) während dieser selbst mit seinen Buckelrindern und dem einfachen Pfluge aufs Feld zieht. Aber auch der Handel spielt eine nicht geringe Rolle, und auch von den Dorfleuten mag sich mancher den Karawanen anschließen, die mit ihren mit Waaren bepackten Kamelen durchs Land ziehen.

Die Ebene des Pandschâb hat jedoch auch ihre großen Städte, unter denen vor allen Lahôr zu nennen ist, die Hauptstadt schon zur Zeit der Ghasnaviden, jetzt mit 99,000 Einwohnern. Es ist eine feste Stadt mit starken Mauern und Bastionen umgeben. Die Straßen sind eng und schmutzig, zwischen hohen Häusern mit flachen Dächern. Manche Kuppel und manches Minaret erhebt sich darüber. Im ganzen hat jedoch die Stadt ein etwas düsteres Ansehen. Ein buntes Treiben drängt sich auf den Gassen. Schon an der Tracht sieht man, wie hier der Islâm die Mehrzahl der Bevölkerung zu seinen Bekennern zählt. Das in Hindustan vorherrschende Weiß in der Kleidung macht vielfach dunkleren Farben platz. Neben Kaftan und Turban bemerkt man Beinkleider verschiedener Form, auch fällt (bei den Sikhs?) eine helmartige Kopfbedeckung auf, von der ein langes Tuch über die Schultern herabwallt. Elefanten, Kamele und Rosse[3]) mit kühnen Reitern traben durch die Straßen. Die Umgegend weit und breit bis an die Ravî ist mit Trümmern bedeckt, zwischen denen sich aber einige schöne Gärten befinden.

Neben Lahôr, der politischen Hauptstadt, ist Amritsar als religiöser Hauptort und Mittelpunkt des Handels zu erwähnen (135,000 Einwohner). Schon lange sind die beiden Städte durch Eisenbahn

---

[1]) Seitdem sind in jedem Dorf 2 Flinten erlaubt und ist eine Prämie auf den Kopf dieses abscheulichen Raubthieres gesetzt.

[2]) Es wird im Pandschâb ziemlich viel Zuckerrohr gebaut und auch zu Zucker verarbeitet; während es in anderen Gegenden Indiens fast nur als Delikatesse benutzt wird.

[3]) Die Sikhs sind bekannt als gute Reiter. Ihre kleinen Pferde von besonderer Rasse sind nichts weniger als schön, aber von unermüdlicher Ausdauer.

verbunden, die noch immer die Bewunderung der Eingebornen hier wie überall in Indien hervorruft. „Weder unsere Götter, noch wir selbst, haben so etwas zustande gebracht! — Was läßt sich vergleichen mit der Weisheit und Macht der Faringhis (Europäer)!“ [1])

Die wichtigste Sehenswürdigkeit Amritsars ist der prächtige Tempel inmitten eines Teiches, der den Mittelpunkt für die Bekenner der Sikh-Religion bildet. Hunderte von Menschen steigen täglich zur religiösen Reinigung in das klare Wasser,[2]) das von Baumgängen mit Marmor belegtem Boden umgeben ist. Eine Marmorbrücke führt zum Tempel selbst, die meist mit Bettlern besetzt zu sein pflegt. Das Gebäude selbst ist viereckig, ebenfalls aus Marmor gebaut und mit Arabesken aus Malachit, Achat und anderen Edelsteinen geschmückt, überragt von einer großen und vielen kleinen mit massivem Golde gedeckten Kuppeln. Das Hauptheiligthum darin ist das vom Stifter verfaßte Buch „Adi Granth“, das als kostbarste Reliquie in seidene Tücher gewickelt in einem reichgeschmückten Kasten aufbewahrt wird und fast göttliche Verehrung genießt. Eine Anzahl von Priestern hat täglich das Amt, den Granth zu lesen, was sie mit monotonem Geplapper thun, lang auf dem Boden liegend, vor sich ein hübsches kleines Pult mit dem heiligen Buche. Morgens lesen 8 bis 12 alte Priester mit weißen Bärten jeder aus seinem Exemplar so laut und durch einander, daß es nicht auszuhalten ist. Das Lesen hat nicht etwa den Zweck, Zuhörer zu belehren oder zu erbauen, sondern das Buch muß einfach gelesen werden. Das ist ein verdienstliches Werk. Daher sind für diesen Zweck viele Stiftungen gemacht, von denen die Priester ihre Besoldung beziehen.

Amritsar hat als Wallfahrtsort der Sikhs seine Bedeutung. Wichtiger aber noch ist sein Handel. Es ist das größte Emporium der umliegenden Länder. Von den Afghânen werden getrocknete Trauben und Früchte sowie Pferde gebracht. Aus Tibet kommt Borax und jene feine, flaumartige Wolle, aus der die theuren Kaschmir-Shawls gemacht werden, freilich hier nur die nachgemachten — aber auch die echten, von denen einer wohl 100, ja 1000 Thaler werth ist, werden in Amritsar für die großen europäischen Modegeschäfte besorgt. Englische Waaren werden hier von den Fremdlingen für ihre Heimat angekauft. Dieser Handel hat sich sehr gehoben, seitdem die Eisenbahn nach Mûltân und in neuerer Zeit auch die nach Pischavar *(Peshaver)* vollendet ist. Dies sind die beiden nächstwichtigen Städte des Pandschâb. Dieses in der nordwestlichsten Ecke Indiens gelegen, in einem früher zu Kabulistan gehörigen sehr fruchtbaren Distrikt, hat wegen der Nähe des Khaiberpasses, der das Thor Indiens bildet, seine Bedeutsamkeit. Es ist eine Stadt von 58,000 Einwohnern. Von dem Kabûl mit seinen Nebenflüssen wird die Gegend in vielen Kanälen bewässert und bleibt im ganzen Jahre grün. Hier wächst der schönste Reis, herrliche Melonen, Pflaumen, Feigen ꝛc. Ueber Pischavar geht die Verkehrsstraße nach Kabûl und Bokhara. Mûltân aber liegt in nicht zu großer Entfernung von den oben erwähnten Steppen, an dem mit Ravî und Dschilam vereinigten Tschinâb, auf dem fruchtbaren, aber auch zum Theil sumpfigen Gürtel zur Linken des Flusses, und darum

[1]) Ich meine, es war irgendwo in den Nordwestprovinzen, wo die Eingebornen, als die Lokomotive die erstenmale erschien, mit Reis und Blumenguirlanden herbeieilten, um derselben, die sie für die Lakschmî hielten, Opfer zu bringen.

[2]) Wie überall in Indien, behalten die Badenden ihre Kleidung an, über die sie beim Heraussteigen höchstens ein trockues Gewand werfen.

nicht in gesunder Lage. Es ist, wie die meisten großen Städte des Pandschâb, überwiegend von Muhammedanern bewohnt. Die Umgebung ist mit zahllosen Gräbern und Ruinen der alten Stadt bedeckt.

Es ist ein sehr heißer Ort. Vom Juni bis August pflegt zu der mittleren Tageszeit eine Todtenstille auf den Straßen zu herrschen. Auch die Wasserräder (zur Bewässerung der Felder), die sonst immer, auch die ganze Nacht, langsam von Stieren in Bewegung gesetzt, knarren, sind verstummt. Alles muß ruhen, während die Sonne mit senkrechten Strahlen eine furchtbare Glut niedersendet. Selbst die Krähen, die sonst laut umherzuschwärmen pflegen, sitzen auf den Bäumen in den dichtesten Schatten gedrängt, mit offenem Schnabel vor Hitze keuchend.

Der fruchtbare Strich, welcher den Indus ungefähr in der Breite von 5 Meilen (von der oben erwähnten Salzkette bis an die Grenze von Sindh) umgibt, wird Dama, Grenze, genannt. Zum Theil besteht der Boden aus hartem Thon, in der bewässerten Gegend aber, die nach 3 Dêrastädten das Dêradschât heißt, herrscht große Fruchtbarkeit und starke Bevölkerung.

Ganz verschieden von den bisher besprochenen Theilen des Pandschâb ist die Gebirgszone, die Himâlayaländer, welche zu dieser Provinz gehören. Den Uebergang von der Ebene vermitteln mehrere Ketten von Vorbergen, die stufenmäßig sich dem Hochgebirge nähern. Sie sind von engen Thälern durchschnitten. An der äußersten Kette ist keine Schönheit. Die Berge sind kahl oder mit niedrigem Gebüsch bedeckt; hie und da zeigt sich eine hohe Fichte. Aber alles ist eintönig — „man sollte kaum glauben, daß ein Gebirge so langweilig sein könne“ (Merk.). Dann und wann begegnet man einem Fleckchen Tafelland mit einem Dörfchen. Diese Gegend war früher der Sitz und Schlupfwinkel der Räuberhorden, die die Ebene fortwährend beunruhigten. Hier sind auch die gefürchteten Thags *(Thugs)* zu erwähnen, die das Morden nicht blos zur Profession, sondern, eine Art Sekte bildend, zu einer religiösen Pflicht machten, erst friedlich die Reisenden begleiteten und bei der ersten besten Gelegenheit sie erwürgten. Jetzt sind diese Zeiten vorüber. Auch nach dieser Seite hat die britische Herrschaft für das Pandschâb viel geleistet, sowie das Land andrerseits durch Anlegung vieler guter Wege und der schon erwähnten Eisenbahnen gehoben worden ist.[1])

Zwischen der ersten und zweiten Kette der Vorberge liegt ein schönes, breites, fruchtbares Thal, Dschaswan Dhûn genannt, mit vielen kleinen Städten und Dörfern. Hier haben die Bedi, Nachkommen des Baba Nanak (siehe unten) und die Sadi, Nachkommen seiner Schüler, ihren Sitz; letztere in Makoval. Sie stehen in hoher Verehrung, aber sind ein heruntergekommenes Geschlecht, dem Trunke und andern Lastern ergeben. — Die zweite Bergkette ist schöner, mit Fichten und Bambusdickicht bedeckt, in dem Bären, Leoparden und große Schaaren von Pfauen hausen. Von den höheren Punkten sieht man bereits die fernen

[1]) Freilich reicht der britische Arm nicht bis zur Ausrottung der Verbrechen überhaupt. Dem steht die Bestechlichkeit der eingebornen Beamten als unüberwindliches Hinderniß im Wege.

Schneefelder des Himâlaya. Weiter kommt man in ein zweites schönes Langthal, wo der berühmte Wallfahrtsort Dschualamukhi liegt, mit Naphthaquellen, deren eine in einem reich ausgestatteten Tempel die angeblich ewige Flamme hergibt, die für eine unmittelbare Offenbarung der Kali gehalten wird. Durch dieses Thal fließt der Bias. Ueber eine dritte Kette kommt man endlich in das Thal von Kangra. Es ist ein überraschend schöner Anblick, dort die alte Festung, uneinnehmbar auf einem schroffen Felsen gelegen, und da wieder ein Tempel der Kali mit großer goldener Kuppel. Dann aber schweift das Auge über ein drei Meilen weites Thal, durchschnitten von Bächen und Flüssen. Häusergruppen, Bazâre und Dörfer, umgeben von schönen Bäumen, erheben sich aus der grünen Fläche, wenn zu Anfang des Sommers fast das ganze Thal in ein großes Reisfeld verwandelt ist. In der kühlen Jahreszeit gedeiht das Zuckerrohr und der Weizen. Auch findet sich hier üppiger Rasen, der den durch das heiße dürre Unterland gekommenen Fremdling an die nordische Heimat erinnert. Jenseits des Thals aber bietet sich zum erstenmal der Anblick einer der majestätischen Himâlayaketten, des Dhaola Dhar (weißes Gebirge). Unverhüllt liegen die mächtigen Berge da, deren untere Theile mit wechselnden dunklen Wäldern und halbgrünen Matten bedeckt und hie und da bebaut sind. Wo der Abfall nicht zu steil ist, sind Weizen, Gerste und Kartoffelfelder in Terrassen über einander angelegt, bis 1500 Meter über dem Meere.[1]) In der Höhe von 3500—4000 Meter beginnt die Schneegrenze. Nur in den Thälern zwischen den schroffen dunkeln Granitfelsen liegt der ewige Schnee, der leuchtend von ihnen absticht. — Wunderbar vereinigt sich in Kangra die Vegetation der Tropen mit der der gemäßigten Zone. Das Thal selbst hat noch ein heißes Klima, und im Mai und Juni kommt die Hitze wohl auf 40° R. im Schatten. Da gedeihen Palmen, Bananen und Mangos neben Fichten und Eichen. Oben in den Alpen aber hat die mächtige Fichte (Pinus deodara) ihr Bereich, gegen welche unsre stärksten Schwarzwaldtannen in den Hintergrund treten. Sonst erwähnen wir aus der reichen Alpenflora des Himâlaya noch die Rhododendren, welche hier zu Bäumen von 30 bis 40 Fuß Höhe werden und bis gegen die Schneegrenze hin im Februar ganze Strecken mit ihren herrlichen rothen Blüten schmücken. Dort findet sich auch die Birke, die oft, wenn noch der Boden mit Schnee bedeckt ist, schon ihre jungen grünen Blättchen treibt. Die tiefer gelegenen Wälder sind vielfach von Schlingpflanzen durchrankt. Ein herrlicher Anblick, so eine 50 Meter hohe Fichte umschlungen von Clematis, die die mächtige, dunkle Krone mit ihren weißen Blüten bedeckt! Nußbäume, Kastanien, wilde Aprikosen und Wachholderbäume seien nur nebenher erwähnt.

Die lieblichen Matten des Dhaola Dhar sind vom Frühling bis zum Anfang der Regenzeit bedeckt mit Schaf- und Ziegenheerden.

[1]) In dieser Zone wird mit Erfolg die Kultur des Thees betrieben; auch Chinchonabäume (Chinarinde liefernd) sind hier mit großer Mühe eingeführt und gedeihen.

Wandernde Hirtenstämme, die „Gaddi", bringen den einen Theil des Jahres hier zu, während sie für den andern über die hohen Alpenpässe nach Pangi, Spiti und Lahul zurückziehen, wo sie ein kühles Klima und gute Weide finden. In langen Karawanen mit ihren Yakochsen und Kühen, die mit dem Hausrathe bepackt sind, wandern diese Nomaden dann auf den gefährlichen Pfaden über die Schneefelder nach Norden, wo sie im nächsten Jahre ebenso, aber noch dazu mit den Produkten jener Gegend, Borax und getrockneten Früchten, wieder erscheinen. Sie sind kräftige, gutmüthige Leute, dem Namen nach Buddhisten, stehen aber auf einer tiefen Stufe des Heidenthums.

Diese und die entsprechenden Ketten des Himâlaya bilden die ethnographische Grenze. Jenseits beginnt das Reich der mongolischen Rasse sowie des Buddhismus. Bis an die diesseitige Grenze aber sind die Arier vorgedrungen, die mit heiliger Scheu seit altersher zu den Bergriesen, als dem Sitze der Götter, aufschauten. Bis weit hinauf wurden von ihnen Heiligthümer angelegt, wie jener Tempel Çiva's zu Triloknath in der Höhe von 3000 Meter. Manches kleine Königreich entstand hier zwischen den Bergen, das von allen den wechselnden Geschicken der Pandschâbebene verschont blieb und auch jetzt nur in einem Tributverhältniß zur britischen Regierung steht. Da jene ersten Ketten des Hochgebirges an mehreren Stellen nicht scharf geschlossen erscheinen, so ist die arische Herrschaft hie und da tiefer in dasselbe eingedrungen, und es gibt Gegenden, in denen Hindu und Tibetaner, Brahmanen und Buddhistenpriester sich neben einander finden.

Noch an einer andern Stelle, die der Schauplatz der Mission geworden ist, müssen wir ein wenig in diese Himâlayaländer hineinblicken, und zwar da, wo der Satledsch sich seine Bahn durch das Gebirge bricht. Einige Meilen südlich vom Flusse liegt in mehr als 7000 Fuß Meereshöhe die vielbesuchte Gesundheitsstation Simla, die schon vor längerer Zeit in der heißen Jahreszeit an 20,000 Einwohner zählte, während in dem dort oft strengen Winter nur 2000 da blieben. Zehn Stunden nördlich davon liegt Kôtgûr, dicht über dem durch ein tiefes Thal dahinrauschenden Satledsch. Die Bergstämme[1]) jener Gegend sind augenscheinlich von den Hindû ganz verschieden, aber von hinduistischen Eroberern unterworfen und äußerlich zu ihrer Religion bekehrt. Wenige Brahmanen besorgen die Ausübung des Kultus, neben dem sich aber sehr viel von der früheren Art des Heidenthums erhalten hat. Auffallend ist besonders die Verehrung ihrer Deotas, kastenartiger Heiligthümer, welche mit aufgeputzten Bildern von Menschenköpfen geschmückt sind, und die bei den Festen mit Musik und Tanz in feierlichem Aufzuge herumgetragen werden, vor denen man blutige Opfer bringt ꝛc. — Auch in jene Gegend, auf die übrigens die meisten Züge der obigen Schilderung zutreffen, kommen die buddhistischen Nomaden aus den höheren Gebirgsthälern.

Hiermit hätten wir in kurzen Umrissen das ganze zum Pandschâb

[1]) Ueber die Bergvölker das Himâlaya fehlt es noch sehr an umfassenden und eingehenden ethnologischen Studien.

gehörige Gebiet charakterisirt. Noch haben wir vom Klima zu reden. Auch zu den wenigen Zügen, die wir über die Bevölkerung einstreuen konnten, möge Folgendes als Ergänzung dienen.

Als charakteristisch, besonders für die Ebene des Pandschâb, müssen wir die heißen Winde erwähnen, die dort in der trocknen Jahreszeit von April bis Juni zu herrschen pflegen, aber auch in den Vorbergen des Himâlaya noch sehr fühlbar sind, wenn auch dort schon abgeschwächt. „Loh", Flamme, werden sie genannt und gleichen der einem Backofen entströmenden Hitze. Selbst in der Nacht sinkt das Thermometer nur auf 28° R., während es bei Tage auf 45 kommt. Thiere und Menschen schmachten, die Vegetation ist dürr bis auf einige tropische Pflanzen; der Erdboden trocknet fest, und die Landschaft bietet einen trostlosen Anblick. Alles scheint versengt zu sein. Zuletzt im Juni, wenn der Wind nachläßt, wird die Hitze am unerträglichsten. Endlich im Juli kommt die lang ersehnte Regenzeit, die wieder die Vegetation wunderbar schnell belebt. Der in Strömen fallende Regen schwellt dann alle Flüsse, wie schon oben bemerkt. Dazwischen kommen klare Tage; aber bald entströmt dem Boden eine feuchte Hitze, die noch unangenehmer und nachtheiliger ist als selbst der glühende Wind. Das ist die Hauptzeit der Moskito, wie sich dann überhaupt die ganze Insektenwelt regt: nicht minder die Amphibien. Da ist des Abends ein unendliches Summen und Zirpen, Brummen und Quaken — und wir haben keine Worte, die mannigfachen Klangfarben dieses Chors zu schildern. In den Häusern muß man sich beständig auf Besuch von Fröschen, Schlangen und andern unwillkommenen Gästen gefaßt machen. Die gefährliche Hutschlange, Cobra di Capella, fordert dann ihre meisten Opfer[1]). — Die ungesundeste Zeit im ganzen Jahre sind die Wochen nach beendigtem Regen bis in den Oktober. Der Dunst der verwesenden Vegetationen erfüllt die Atmosphäre mit Miasmen. Dann stellen sich Fieber, Dysenterie und oft die Cholera ein. Das Holzwerk verquillt; überall riecht es dumpfig, alles wird schimmelig. Das Papier ist so feucht, daß die Tinte beim Schreiben zerläuft. Gäbe es nur diese beiden Jahreszeiten, so würde es niemand aushalten können. Glücklicherweise kommt im Oktober die kühle Zeit, in der auch die, welche nicht in der reineren und kühleren Luft der Berge Zuflucht suchen konnten, wieder aufleben und sich stärken, bis im März die Hitze wieder von neuem beginnt. Die dann oft vorkommenden Sandstürme, die in der Ebene oft das Tageslicht verdunkeln, sind wohl eine Plage, andrerseits aber eine Erleichterung, da sie die Hitze etwas abkühlen.

Die Landbevölkerung in der Ebene besteht vorzugsweise aus

[1]) Dies schreckliche Thier greift selbst den Menschen an, bäumt sich, und Kopf und Nacken schwellen wie ein Luftkissen. Der Biß tödtet in einer Viertelstunde. Europäer werden nur selten von der Cobra getödtet, da sie vorsichtig zu sein pflegen. Die Eingebornen aber, die mit bloßen Füßen gehen, verunglücken leicht. In Audh starben in einem Jahre 1127 Personen am Schlangenbiß, in Bengalen (1862) 2394, trotzdem die Regierung 40,000 Mark in Raten von $^1/_2$ Mark für getödtete Schlangen zahlte. Mehrere andere Arten sind scheu und darum minder gefährlich als die Cobra; noch andere ganz unschädlich.

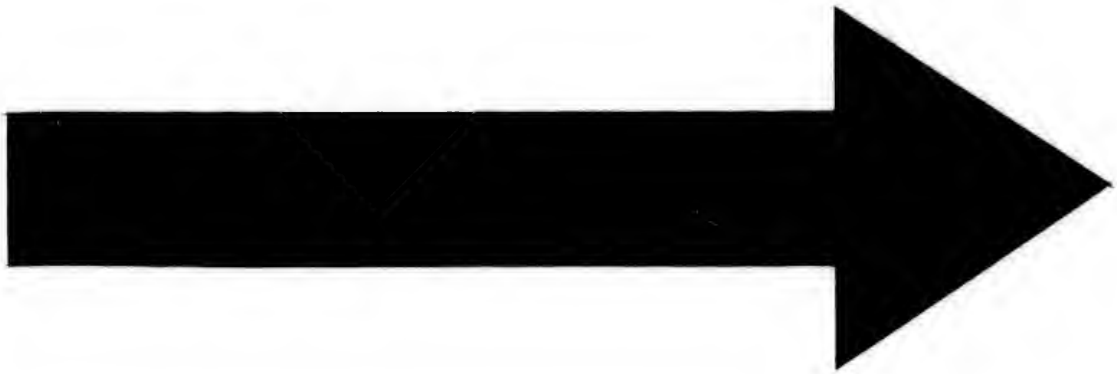
Dschats, einem besondern Volke arischer Abstammung, mit eigner Sprache Dschatki, die dem herrschenden Pandschâbi aber wohl nahe steht. Ihre Zahl wurde auf 3 Millionen geschätzt. Da ich über sie ziemlich widersprechende Angaben finde, sehe ich von einer weiteren Beschreibung ab und bemerke nur, daß wahrscheinlich ein nicht geringer Theil dieser Bevölkerung den Islam angenommen hat. Außerdem sind im Pandschâb Radschpûten in nicht geringer Zahl vertreten, über die in einem der nächsten Abschnitte Ausführlicheres zu sagen ist. Den wichtigsten Theil der Bevölkerung aber bilden die Sikhs[1]).

Sie sind ursprünglich eine religiöse Sekte, die ihre Glieder aus den beiden genannten Volksstämmen sammelte. Bâbâ Nânak (geboren 1469) ist der Stifter derselben. Er war kein Mann von wissenschaftlicher Bildung oder von hervorragender Begabung: ein tief mystischer Zug charakterisirt ihn. Als schlichter Faqîr war er durchs Land gewandert und hatte Scharen von Anhängern gesammelt. Seine Aussprüche wurden erst ein Jahrhundert nach seinem Tode mit denen jüngerer Lehrer seiner Sekte zusammengestellt zu dem schon erwähnten Granth, einem dicken Buche, das kürzlich von Professor Trumpp in München nach langjährigen Studien übersetzt worden ist. Es ist ein „äußerst zusammenhangloses und flaches" Werk. Der Inhalt ist pantheistisch. Die Welt wird mit Gott identifizirt und bald als seine Expansion, bald als eine Emanation aus ihm betrachtet. Das höchste Wesen wird nicht verehrt, während für untergeordnete Gottheiten Verehrung gefordert wird. Auch dem Guru (geistlichen Führer) wird fast göttliche Ehre zugeschrieben. Das Ziel des Menschen ist Absorption in Gott. — Nânak war ein aufrichtiger Mystiker.[2]) Von vielen Seiten angefochten und verfolgt ging er unermüdlich milde und gelassen seinen Weg. Seine Anhänger nannten sich „Schüler" (Sikhs). Sie zogen sich in die Vorberge des Himâlaya zurück. Ein gewisser Govinda um 1675 organisirte sie, und bald entstanden verschiedene Gemeinwesen, die sich unter Verfolgungen mit kriegerischer Tüchtigkeit vertheidigten und stärkten. Jeder dieser kleinen Gemeinwesen stand ein Guru vor, dessen Amt zu gleicher Zeit geistlichen und bürgerlichen Charakter hatte. Bald drangen die Sikhs Beute machend und erobernd in die Ebene vor und unterwarfen sich mehr und mehr das Land, nachdem eine einheitliche Organisation dieser sämmtlichen kriegerischen Banden zu Stande gekommen war. In Amritsar fanden sie, wie schon oben bemerkt, ihren religiösen Mittelpunkt. Das kriegerische Wesen der Sikhs, welche das Joch der mongolischen Fremdherrschaft abgeschüttelt hatten, machte sie bald weit und breit gefürchtet. Die Religion des Nânak erhielt sich jedoch trotz seines verehrten Buches nicht rein. Es drangen wieder mehr oder weniger brahmanische Elemente ein und bildeten sich verschiedene Sekten. Selbst der von Nânak so ernstlich verworfene Kastenunterschied schlich sich wieder ein.

Gelegenheit zur Ausübung ihrer kriegerischen Gelüste hatten die Sikhs lange Zeit durch die immer aufs neue wiederholten Eroberungszüge der Afghânen. Es war ein blutiges Ringen. Endlich seit 1764 blieben die Sikhs unbestrittene Herren des Landes. Doch erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts machte Randschit Sing sich zum Großkönige aller Sikhs und zum Beherrscher eines mächtigen Reiches, das sich im Norden bis über Kaçmîr, im Westen bis nach Pischaver erstreckte. Mit den Briten, die im Osten am Satledsch bald seine Nachbarn wurden, hielt Randschit Ruhe. Nach seinem Tode aber (1838) regte sich der kriegerische Fanatismus der Sikhs noch einmal, wurde dann aber in zwei Feldzügen 1846 und 1848 von England niedergeworfen und das ganze Pandschâb dem indobritischen Reiche einverleibt. Nur Kaçmîr und die östlich angrenzenden Länder verblieben einem Sikhfürsten Gholab Sing. Das neue britische Gebiet aber machte unter den Kommissaren, unter denen der fromme John Lawrence sehr segensreich wirkte, bald erstaunliche Fortschritte, die sich die dankbarste Anerkennung

[1]) Vielfach wird der Name fälschlich Seikh ausgesprochen. Dies ist verschuldet durch die Beibehaltung der englischen Orthographie. Nach dem Werthe unserer Laute müssen wir Sikh schreiben.

[2]) Nach Free Church Record 1877, 227.



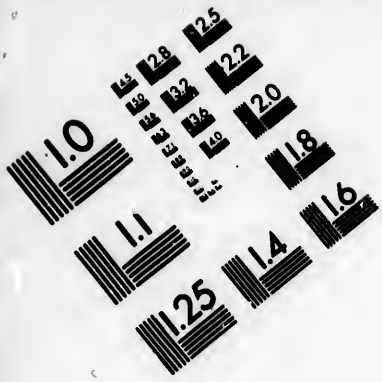
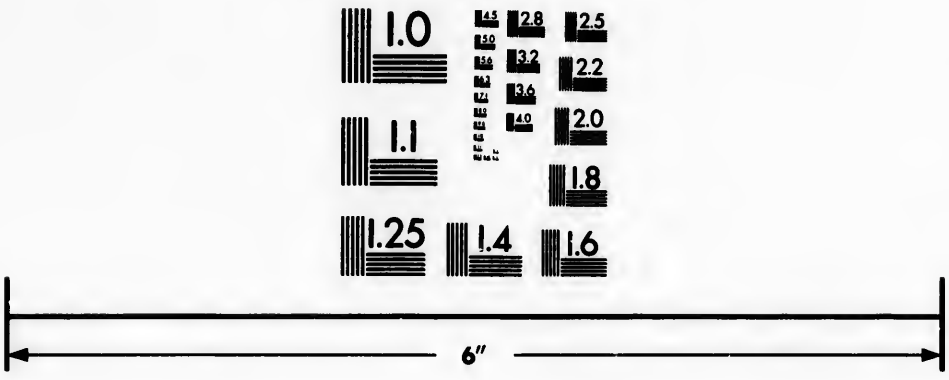
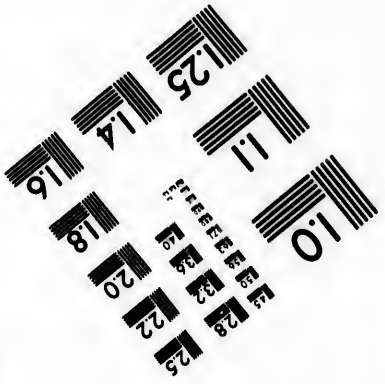


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

der Bevölkerung erworben haben, wie sich dieselbe in der kritischen Zeit des Militäraufstandes bewährte. Die Sikhsregimenter standen treu zu ihren Vorgesetzten, und zum großen Theil mit ihrer Hülfe wurde der Aufstand niedergeworfen. Es ist bezeichnend, daß einem der europäischen Offiziere von seinen Untergebenen göttliche Verehrung erwiesen wurde, die selbst durch Strafen nicht abzustellen war.

Als Anhang aber müssen wir hier ein paar weiter nördlich im Himâlaya gelegene Gebiete kurz betrachten, die vom Pandschâb aus unter den Einfluß der Mission gekommen sind:

Ueber den 4000 m hohen Pir Pandschâlpaß gelangt man in das 12 Meilen lange und 4 Meilen breite Thal von Kaçmîr, das, vom Dschilam durchströmt, 1600—2000 m über dem Meere liegt. Es ist oft als ein Paradies mit ewigem Frühling geschildert. Es ist rings von hohen Schneegebirgen mit kühnen Gipfeln umgeben; die Seitenthäler mit ihren Wasserfällen, schöne Seen, herrliche Wälder, der Blumenschmuck der Ebene, alles bietet ein wunderbar schönes Landschaftsbild. Der Winter bringt wohl Frost und Schnee und entblättert manche Bäume. Doch wird die Kälte nicht stark und beschränkt sich oft auf vorübergehende Nachtfröste. Die Wälder, die mit ihren mächtigen Fichten und weiter hinauf mit Wachholder und Rhododendron den bereits geschilderten gleichen, sind belebt von Hirschen, Steinböcken und wilden Ziegen; sie erschallen oft vom Gesang der Nachtigall (Bülbül) — aber auch Panther und Bären hausen darin. Städte und zahlreiche Dörfer zeigen sich in der wohlbewässerten Ebene, umgeben von Pappeln und Platanen. Reisfelder dehnen sich weit und breit aus; Rind-, Schaf- und Ziegenheerden, die in der heißen Zeit auf die Berge gebracht werden, zeigen die ausgedehnte Viehzucht. — Die Kaçmîrer sind ein besonderer arischer Stamm mit eigener Sprache. Jetzt besteht die Bevölkerung, fast $^1/_2$ Million stark, meist aus sunnitischen Muhammedanern, etwa $^1/_5$ (?) sind Hindu. Man begegnet kräftigen Gestalten und schönen Gesichtern, daher die Weiber für die Zenana in Indien sehr gesucht sind. Das Volk aber ist im ganzen schmutzig, faul, im tiefen sittlichen Verfall[1]), abergläubisch und schamlos im Lügen und Betrügen. Dazu ist die Regierung so schlecht als möglich, so daß man an Hebers Wort erinnert wird: „Es glänzt Natur und Leben — schlecht sind die Menschen nur." Dem erwähnten Ghulab Sing ist 1858 Ranbir Sing gefolgt. „Die Hälfte alles Erwerbes geht ohne weiteres in die Vorrathskammern dieses Fürsten, und es ist sicher anzunehmen, daß ein weiteres Viertel in den Händen der Steuererheber, Soldaten u. s. w. hängen bleibt, so daß man sich nur wundert, daß die Leute überhaupt noch das Land bauen mögen." Daß bei solcher Wirthschaft das Land Rückschritte macht, kann nicht befremden. Am schlimmsten sind die Shawlweber daran, die alle (etwa 30,000) für die Regierung um den ärmlichen Tagelohn von 25 Pfg. arbeiten müssen, während diese ihnen den den Bauern abgenommenen Reis zu beliebig hohen Preisen verkauft. Viele würden auf das britische Gebiet auswandern, wenn nicht die Päße von Truppen bewacht würden[2]). — Die Kleidung der Kaçmîrer besteht lediglich aus einem bis an die Knöchel reichenden wollenen Gewand mit breiten Aermeln, das bei der Arbeit oder auf der Reise mit einem Tuch um die Lenden gegürtet wird. Nach dem Grundsatz, daß der Schmutz warm hält, kommt dieses Kleid mit Wasser und Seife nicht in Berührung, so daß das Ungeziefer darin ungestört laufen kann. In der oft empfindlich kalten Winterzeit wird ein irdenes, mit Flechtwerk überzogenes Kohlenbecken darumtergetragen, und die Arme werden durch die breiten Aermel hereingezogen und auf dem Leibe gehalten. Form und Schönheit dieses Kohlenbeckens wechseln je nach dem Vermögen des Besitzers. Es ist aber auch für den Aermsten ein unentbehrliches Geräth. — Die Häuser sind meist aus Holz gebaut und selten in gutem Stande gehalten. Dem Rauch wird es überlassen, einen Ausweg durch das Dach

---

[1]) Besonders in sexueller Beziehung herrscht furchtbare Ausschweifung.

[2]) Die Kaçmîrshawls werden theils aus den Haaren der zahmen Ziegen, theils aus dem wolligen Unterhaar der wilden Ziegen Tibets gefertigt, das aus Ladak eingeführt wird. An einem gewöhnlichen Shawl arbeiten 3 Weber 3 Monate; an einem kostbareren $1^1/_2$ Jahre.

zu finden, und die Stelle der Fenster vertritt ein oft geschmackvolles Flechtwerk." Im Lande finden sich zahlreiche Ruinen alter Tempel, die Spuren griechischer Architektur erkennen lassen. Çrinagar (Stadt des Glückes) am Dschilam, über den hier 7 Brücken führen, ist die Hauptstadt mit 250,000 Einwohnern[1]).

Einen ganz andern Charakter als Kaçmîr in physikalischer, ethnographischer und religionsgeschichtlicher Beziehung hat ein Gebiet, auf das wir schließlich noch einen Blick zu werfen haben. Es sind die Grenzlandschaften des indobritischen Reiches im westlichen Himâlaya, in denen bereits der Buddhismus herrscht und Tibeter weit überwiegend die Bevölkerung bilden. Die Landschaft **Lahul** (Lahaul) interessirt uns wegen der dort errichteten Mission der Brüdergemeinde, die auch in **Kûnavâr** Fuß gefaßt hat; zwischen beiden liegt **Spiti**. Eine eingehende Schilderung dieser 3—4000 Meter über dem Meere gelegenen Hochthäler, die von mächtigen Bergketten umgeben sind, sowie von den Tibetern und ihren Sitten und Gebräuchen würde uns hier zu weit führen. Vollends aber reicht unser Raum nicht zu für eine ausführliche Darlegung des dort als Lamaismus auftretenden Buddhismus. Da wir die dortige Mission nur anhangsweise in diesem Abschnitt behandeln können, so beschränken wir uns auf folgende Bemerkungen, indem wir betreffs des Buddhismus auf das folgende Heft verweisen.

Von Süden über den hohen Rotangpaß kommend, erhalten wir keinen sehr günstigen Eindruck von Lahul, im Vergleich zu den fruchtbaren südlichen Abhängen der überschrittenen Kette. Kommen wir aber von Norden, aus den öden Sandsteppen von Ladak, über den 5300 Meter hohen Baralatschapaß, so würde uns jenes vom oberen Tschinâb durchströmte Hochthal mit seinen grünen Matten, seinen Gruppen von Birken, Wachholder und Pappeln doch einen freundlichen Anblick gewähren. Von indischer Vegetation ist natürlich keine Spur zu finden. So schwer es auch bei der Unebenheit des Bodens fällt, wird doch Ackerbau getrieben, indem die Aecker terrassenförmig über einander an den Bergabhängen angebracht sind. Buchweizen und schwarze Gerste wird vornehmlich gebaut und letztere auch zum Brauen eines berauschenden Getränkes benutzt. In der Viehzucht spielt der mehr erwähnte Yakochse eine bedeutende Rolle, sowie Schafe und Ziegen. Vielfach aber beschäftigen sich die Leute mit Handel, indem sie Borax und andere von Norden kommende Waaren nach dem Süden schaffen und dafür Reis, Zucker ꝛc. importiren. Die Tibeter sind Leute von mittlerer Größe und breiten Schultern, breiter Brust und sehr derbem Gliederbau, mit runden, zusammengedrückten Gesichtern, hervorragenden Backenknochen, enggeschlitzten Augen, kleinen flachen Nasen und einem großen Munde. Die Hautfarbe ist blaßgelb und kupferartig, das Haupthaar durchgängig schwarz. Mit der Gewandtheit und Leichtigkeit der Chinesen verbinden sie den Muth und die Tapferkeit der Tartaren. Die Sprache ist der chinesischen verwandt. Die Lahuler unterscheiden sich von den übrigen Tibetern durch die Kaste, die sie in ihrem Ge-

[1]) Nach Basler Missions-Magazin, 1876, S. 363 f. und v. Klöden, Geographie III, 454.

schäftsverkehr mit den Hindû angenommen haben. Es gibt einen hochgestellten Adel. Wenigen Personen gehört das Grundeigenthum, die Bauern sind Hörige. Eine greuliche Unsitte ist die Polyandrie, indem durchweg die Brüder in einem Hause nur eine Frau haben. Die nicht verheiratheten Mädchen gehen ins Nonnenkloster oder werden feile Dirnen. Die Religion ist seit dem 7. Jahrhunderte der Buddhismus, der zum Lamaismus unter dem Oberhaupte in Lhassa sich ausgebildet hat. Die zahlreichen Priester (Lama, die höheren Gelong) zeigen sich in gelbem oder rothem Gewande nach verschiedenen Orden. Sie leben zum Theil in Klöstern, jeder in seiner Zelle; einzelne als Eremiten; die meisten jedoch in den Dörfern unter der Bevölkerung. Von verschiedenen Seiten wird auf die Aehnlichkeit mancher lamaitischer Ceremonien mit römisch-katholischen hingewiesen. Rosenkranz, Weihrauchfaß, Weihwasser, Prozessionen, Fasten 2c. ist bei ihnen im Gebrauch. Ein besonders wichtiges Kultuswerkzeug in Tibet ist die Gebetsmühle, die irgend wie, durch Wasser, Wind oder Menschenhand gedreht, die auf einen Cylinder geschriebenen heiligen Worte „Om mani padme hûm“ [1]) in Bewegung setzt und also unzähligemal das Gebet vollzieht.

Manche von den Priestern bemühen sich mit Ernst, grobe Uebertretungen zu vermeiden und die Gebote ihrer heiligen Schriften zu erfüllen. Dafür sind sie denn auch gründlich hochmüthig. Von der Mehrzahl aber muß man sagen, daß der Wandel schlecht stimmt mit dem Geschwätz von Tugend und Verdienst. Trunksucht und Unzucht sind etwas sehr Gewöhnliches unter ihnen. Die Masse des Volkes findet sich in Aeußerlichkeiten mit der Religion ab. Das Bild des Buddha wird als Götze verehrt, dabei herrscht Dämonenfurcht, Zauberei 2c. [2])

b. Die Mission.

Erst drei Jahrzehnte sind verflossen, seitdem das Pandschâb unter britische Herrschaft gekommen ist. Dennoch ist ein außerordentlicher Umschwung der Zustände seitdem herbeigeführt worden. So ist denn die Mission auf diesem Gebiete auch noch jung, und man kann noch keine besonders große Früchte von derselben erwarten. Dennoch ist sie durch die hingebende Arbeit, besonders mancher hervorragend begabter Missionare, immerhin in einen blühenden Zustand gebracht, und auch die Früchte sind verhältnißmäßig nicht so gering, wie man nach den besonders hier noch vorwaltenden Schwierigkeiten befürchten möchte.

Die ersten Anfänge in dem Grenzgebiete wurden freilich schon vor der britischen Eroberung gemacht und zwar durch die **Amerikanischen Presbyterianer,** welche in Ludhiana auf Veranlassung des dortigen

[1]) Die Bedeutung dieser aus Sanskritwörtern gebildeten Formel ist: „Gott Kleinod in der Lotosblume! Amen.“ Ueber den Sinn wird viel gestritten.

[2]) Ausführlicheres siehe bei Theodor Rechler in der Allgem. Missions-Zeitschrift 1874, S. 440.

britischen Agenten eine Mission gründeten, der bereits durch eine von ihm selbst angelegte Schule vorgearbeitet war. Dazu kam 1836 noch die zweite Station Sabbathu, und im folgenden Jahre waren die Erstlinge der Heiden des Pandschâb zur christlichen Kirche gesammelt. In den ersten zwei Jahrzehnten waren die Erfolge jedoch nur gering, obgleich nach Beendigung der Kriege bald die Stationen sich mehrten. Die Hauptstadt Lahôr, ferner Dschalandhar, Ambâla, Rawâlpindi wurden besetzt — dazu später Hoshiyarpûr. An diesen Orten sind freilich immer noch keine besonders große Schaaren zusammengebracht, aber doch Gemeinden, die stetig wachsen und jetzt zusammen etwa drittehalbhundert Kommunikanten zählen. Das Missionswerk selbst verläuft hier nicht viel anders als in den Nordwestprovinzen. Die Straßenpredigt scheint freilich leichter als dort durch ärgerliche Disputationen gestört zu werden, wozu das Vorwiegen der Moslim in der Bevölkerung beitragen mag. Auch die Reisepredigt wird wie jene mit Hülfe eingeborner Katecheten eifrig betrieben. Von den letzteren sind mehrere bereits zu ordinirten Missionaren resp. Pastoren eingeborner Gemeinden geworden. Die Schulen sind reichlich besucht; in Lahôr allein waren (1875) 1600 Schüler. In Lodiana liefert die Presse große Massen christlicher Bücher und eine illustrirte Monatsschrift, Makhsan i Masihi (die christliche Schatzkammer), die allerdings nur 310 Abonnenten hat. — Auch hier ist der Versuch mit einer christlichen Kolonie gemacht, die sich mit Viehzucht beschäftigt. Der Anfang (1872) schien versprechend, neuerdings jedoch finde ich nichts darüber. Schließlich sind noch Heilanstalten (auf 2 Stationen), Armenhäuser, ein Waisenhaus und ein Asyl für Aussätzige zu erwähnen, die mit der presbyterianischen Mission in Verbindung stehen. — Einige Jahre hatte dieselbe auch eine Station in Peschâwar für die Afghânen, die aber mit dem Tode des Missionars aufgegeben wurde. Eine andere einst viel versprechende Station war Kapurthala, dessen Râdscha[1]) dieselbe in freigebigster Weise unterstützte und seine Söhne in der Missionsschule erziehen ließ. Später brach die fürstliche Gunst sehr schnell ab. Einer jener Prinzen aber, der Bruder des jetzigen Râdschâ, hat 1874 in Dschalandhar, wo er sich an den Missionar Goloknath in stiller Zurückgezogenheit angeschlossen hatte, die heilige Taufe empfangen; in Kapurthala jedoch ist die Mission noch nicht wieder erneuert.

In der Kürze möge an dieser Stelle noch erwähnt werden, wie Ludhiana das Centrum war, von dem 1859 und 1860 im Anschluß an regelmäßige Gebetsversammlungen eine Erweckung ausging, die sich

[1]) Randhîr Sing hatte durch seine wohlberechnete Freundschaft mit den Engländern und seine Haltung während des Militäraufstandes eine bevorzugte Stellung erlangt; war auch mit einer Europäerin vermählt. Seine Freundlichkeit und Freigebigkeit gegen die Missionare war groß, ebenso seine scheinbare Neigung für das Christenthum. Wenn die Missionare oder ein frommer Engländer Hausandacht bei ihm hielten, beugte er selbst seine Knie. Fleischesdienst aber blieb im Hintergrunde. Sehr schnell kam hernach der Umschlag. Auch seine Gattin vermochte nicht bei ihm zu bleiben. Er starb 1869 auf einer Reise in England.

auf die verschiedensten Missionsfelder verbreitete und besonders stark in Westindien auftrat. Man versprach sich damals viel von dieser weitgehenden Bewegung. Jetzt denken auch die aufrichtigen Missionsfreunde wohl nüchterner darüber. Revivals, mit ihren vorzugsweise die seelischen Kräfte anregenden Wirkungen, bilden kein geeignetes Arbeitsmittel auf dem Gebiete der Heidenmission.

An zweiter Stelle erwähnen wir die Arbeiten der **Church Missionary Society**, welche zu Kôtgûr im Gebirge 1847 begonnen wurden. Kangra ist die andere Bergstation. In der Ebene sind Amritsar und (seit 1867) Lahôr Stationen. Dazu kommen für die westlichen Grenzgebiete Peschâvar, Dehra Ismâil Khân und Banu *(Bunnoo)* im Deradschât und Mûltân, sowie hoch im Norden Kaçmîr. — Die Stationen in den beiden Hauptstädten bilden die Stärke dieser Mission. Um nicht zu ermüden durch trockne Aufzählung alles zum Apparat der Missionsarbeit Gehörigen, führe ich dem Leser die eingebornen Christen vor, wie sie sich gelegentlich der Durchreise des Prinzen von Wales in Amritsar versammelt hatten.

Da sitzt der (schon erwähnte) Bruder des Rädschâ von Kapurthala, der Erstling aus einer berühmten Sikhdynastie. Dort ist Imadeddîn (einer der 7 ordinirten eingebornen Geistlichen der Church Missionary Society auf diesem Gebiete), früher ein Maulavi (muhammedanischer Gelehrter), der jetzt eine bessere Gelehrsamkeit zur Ausarbeitung neutestamentlicher Kommentare aufwendet[1]). Dort sitzt Radschab Ali, der Herausgeber einer Zeitschrift für die Eingebornen, der sich mit einem intelligenten Bengalen unterhält. Imâm Schah, der Pastor von Peschâvar, ist begleitet von einem Mitgliede seiner Gemeinde, einem afghanischen Zamindâr, gekleidet in einen „Fellrock" mit leicht über die Schulter geworfener Schärpe. Und hier, wenn das Auge die Seitenbänke verfolgt, begegnet es intelligenten Gesichtern von bekehrten Sikhs, Muhammedanern und Hindû. Auf der andern Seite des Zimmers zeigen sich 5 Radschputen; einer von ihnen ist Zaildar, Häuptling über 22

---

[1]) Er hatte nicht blos fleißig gelernt und studirt, manchmal ganze Nächte durch, sondern auch viel gebetet an den Gräbern der Heiligen und auf Wallfahrten. Er hatte gefastet, geschwiegen und das Fleisch gepeinigt, bis er zum Skelet abmagerte; dann hatte er auch geprebigt und viele zur Buße geweckt. Ruhe aber hatte er nicht, auch während er wie ein Heiliger verehrt wurde. Im Jahre 1865 hörte er, daß einer seiner Freunde sich habe taufen lassen. Nun arbeitete er Tag und Nacht daran, das Christenthum zu widerlegen. Aber das Evangelium packte ihn so, daß er's nicht wieder los wurde. Er rief seine Freunde und Jünger zusammen und erklärte ihnen, sie seien falsch berichtet: Seligkeit sei nur in Christo zu finden. Darüber wurden etliche sehr böse, andere baten ihn, wenn er auch im Herzen an Christum glaube, nach außen doch ein Muhammedaner zu bleiben, schon weil so viele Christen ein so schlechtes Leben führten. Er ließ sich aber nicht irre machen und wurde am 29. April von Missionar Clark getauft. — Jetzt war sein Herz voll Friede und Ruhe geworden; er freute sich im Herrn und zeugte wacker von ihm. Auch seine Gattin, sein greiser, 90jähriger Vater und sein ebenfalls gelehrter Bruder traten über. Er selbst wurde 4 Jahre später ordinirt. Es versteht sich, daß er bei seiner Wirksamkeit viel Schmähung zu erdulden hat. Er hat eine gediegene Abhandlung darüber geschrieben, „wie den Muhammedanern zu predigen sei?" Er kommt darin auf folgende Hauptgedanken: 1. Beseitigung der Anstöße im Wandel europäischer und eingeborner Christen. 2. Umgang mit den Muhammedanern in zuvorkommender Liebe und Freundlichkeit, ihre Beschämung durch aufrichtige Liebeserweisungen. „Das ist besser als Bazârpredigt. Mir scheint es unnütz, mit Predigten ihnen zu nahen und dann ferne von ihnen zu wohnen." Sehr beherzigenswerthe Worte! Calwer, Missionsblatt 1875, S. 57.

Dörfer. — Nachdem Thee für alle herumgereicht, wird Professor Râm Tschander aufgefordert, eine Ansprache zu halten. Er ist der gelehrte Verfasser von „Problems of Maxima and Minima solved by Algebra“ und spricht daher mit mathematischer Schärfe Worte mit besonnener Weisheit. Aber die beste Ansprache des Abends ist die von Abdallah Athim, Extra Assistant Commissioner, der die Zuhörer ermahnt, zu unterscheiden zwischen dem äußern Bekenntniß des Glaubens und der innern Gestaltung geistlichen Lebens. Dann kniet er nieder und erbittet ernst und schlicht Gottes Gnade über die Versammlung und für den bevorstehenden Besuch des Prinzen. — Die Versammlung war stärkend und erhebend. „Bei solcher Gelegenheit fühlen wir uns als ein zusammengehöriges Volk“ — bemerkte einer derselben.

Wie in der ganzen nordindischen Mission, mit einigen erwähnten Ausnahmen, kommen auch im Pandschâb die Bekehrungen nur vereinzelt vor. Oftmals sind die großen Hindernisse beschrieben, die von der Kaste dem Uebertritt entgegenstehen. Früher kam noch dazu, daß nach dem unter der Kompagnie 1772 wieder hergestellten indischen Erbgesetze jeder aus der Kaste Ausgetretene jeglichen Anrechts auf eine Erbschaft verlustig ging. Seit 1832 bereits ist diese Bestimmung aufgehoben und auch den zum Christenthum Uebergetretenen ihr Erbrecht gesichert. Dennoch besteht die alte soziale Anschauungsweise, nach der einer, der als Christ seiner Kaste verlustig geworden ist, von seinen Angehörigen als todt betrachtet wird. Anstatt der vielen Bekehrungsgeschichten aus der indischen Mission, die bereits durch wiederholte Darstellungen bekannt geworden sind, möge hier nur ein Beispiel aus neuerer Zeit seinen Platz finden.

K.... ist der älteste Sohn eines Brahmânen höchster Kaste aus Nârowâl, einer Außenstation von Amritsar. Er besuchte die dortige Missionsschule. Als aber dort einige Schüler getauft wurden und er seine Sympathien für dieselben nicht verhehlte, brachte ihn sein Vater nach Lahôr in die Schule der amerikanischen Presbyterianer. Hier wurde sein Vorsatz, Christ zu werden, nur bestärkt. Als er zu Ostern 1874 in seine Heimat kam, bat er den dortigen Missionar um die heilige Taufe, die ihm jedoch wegen seiner Jugend noch nicht gewährt wurde. Als er nach Lahôr zurückkehrte, bekannte er dort sein Christenthum so kühn, daß man ihn von der Missionsschule wegnahm und in die Regierungsschule schickte. Von dort bat er brieflich den Missionar, seine Berechtigung, selbst seine Religion zu wählen, durch das Gericht feststellen zu lassen. Nach Besprechung mit einem Beamten zeigte derselbe dem Vater an, daß er, falls K.... nach einem Vierteljahre noch die Taufe wünsche, er sie ihm nicht ferner versagen werde. Nun nahm ihn jener, um ihm die Lehren der Çastra in reinster Form vorzuhalten, brachte ihn zu verschiedenen Tempeln und heiligen Männern, machte ihm den Vorwurf, daß er sich weiser dünke als seine Eltern u. s. w. Nach einem Monat nahm ihn der Vater mit nach Kaçmîr. Dort mußte er in heiligen Quellen baden, mit berühmten Brahmânen sich unterhalten, nach Vorschrift in den Tempeln beten, was er mit der ehrlichen Absicht that, in der Hindüreligion noch einen Seelentrost zu finden. Aber immer kam er wieder auf sein christliches Gebet zurück. In dieser Zeit hatte er keine Gelegenheit, an den Missionar zu schreiben; doch auf dem Couverte eines Briefes, den sein Vater jenem sandte, wußte er, als er ihn zur Post trug, durch eine auf ein früheres Vorkommniß bezügliche einfache Zeichnung anzudeuten, daß er noch standfest sei. Nach einiger Zeit war der Jüngling wieder in Lahôr. Von dort kam er und ließ sich taufen. Seitdem ist seine gefühl- und liebevolle Natur auf die härteste Probe gestellt worden. Vater, Mutter, Schwester und Bruder baten ihn, in die Kaste zurückzukehren und boten ihm an, seine Reinigung zu bewirken. Ein Wort des Widerrufes würde ihr wahrhaft furchtbares Klagegeschrei haben verstummen lassen. Aber weder Thränen noch Gründe noch Drohungen bewegten ihn. — Ein Versuch, ihn auf der Straße gefangen wegzuführen, wurde vereitelt. — Mehrere der bekehrten Schüler in Nârowâl sind dort in eingebornen christlichen Familien untergebracht.

Die Station Lahôr hat ihre besondere Bedeutung durch die theologische Hochschule, welche hier von der Church Missionary Society erhalten wird. Von allen ihren nordindischen Stationen werden hier die begabtesten der Bekehrten zusammengebracht, um eine sehr gründliche theologische Bildung zu erhalten. Zu Grunde liegt der Gedanke, den europäischen Missionar möglichst in den Hintergrund treten zu lassen und Indien durch Hindû, die nicht durch so eine gewaltige Kluft wie jene vom Volke getrennt sind, zu evangelisiren. Die Studenten sollten dabei zugleich auf gemeinschaftlichen Predigtreisen ihre praktische Ausbildung erhalten. Das letztere jedoch läßt sich nur in geringem Maße verwirklichen, da die erforderlichen Studien zu sehr die Kraft in Anspruch nehmen und die physische und moralische Energie zur Ausführung jenes Planes oft nicht ausreicht.

Werfen wir weiter einen Blick nach Peschâvar, weit im Nordwesten. Die dortige Mission hat ein ganz besonderes Feld an den Afghânen (Pathans), die dort die Hauptbevölkerung bilden. Sie ist noch immer (nach 20 Jahren) in den Anfängen und hat mit viel Argwohn und Mißtrauen zu kämpfen. Die Straßenpredigt wird noch immer sehr gestört, besonders wenn die Stadt voller Fremden aus Kabûl ist. Es waltet stets noch die Furcht, daß die Mission nur Sache der britischen Politik sei. Besser geht es mit der Predigt in der Umgegend. „Die Leute erweisen uns noch immer Freundlichkeit und Gastfreundschaft, trotzdem daß sie den Zweck unserer Besuche kennen," sagt ein Bericht. „Die Dorf-Hadschras (Gasthäuser) bieten die günstigste Gelegenheit für eine ruhige und andächtige Zuhörerschaft. Der Missionar wird oft eingeladen, in der Moschee eine weitere Unterhaltung mit dem Maulavi des Dorfes anzuknüpfen [1]). — Bei weitem aber der interessanteste Theil unserer Arbeit sind die religiösen Besprechungen, die wir mit zahlreichen afghânischen Besuchern und Gästen von weit her im Missionshause haben." Die letzteren nehmen dort wohl ihr Quartier, und durch Befolgung der apostolischen Mahnung „herberget gerne" wird dort für das Evangelium der Boden bereitet. Der bigotte Maulavi wird dort ganz vernünftig, der unwissende Bauer, der auf der Straße mit Ingrimm auf den fremden Eroberer blickt, schlürft seinen Thee mit stillem Respekt." — Auf der Station ist zwar eine Gemeinde von 108 Christen (31 Kommunik.), aber wohl nur wenige derselben sind Afghânen. Die meisten scheinen dem Militär anzugehören; besonders werden Eurasier, Regimentshautboisten, erwähnt, wie sie auch auf anderen Militärstationen sich der Mission angeschlossen haben.

Nur im Vorübergehen gedenken wir einer Bewegung auf der Zweigstation Khairabad, die einst viel zu versprechen schien. Ein aus Mitgliedern einer niederen Kaste (Mazâbî-Sikhs) gebildetes Regiment hatte sich beim Aufstande treu bewährt und dadurch manche Auszeichnung erworben. Einige von ihnen waren mit dem Christenthum bekannt geworden. Es scheint, als hätte ein Verlangen nach einer höheren

[1]) Einer von den Missionaren fand es sehr zweckmäßig, auf diesen Reisen die kleidsame afghânische Tracht zu tragen.

sozialen Stellung weiter viele dazu gedrängt. Obgleich die Militärbehörde den Uebertritt erschwerte (während der zum Islam, wie es scheint, nicht belästigt wurde), sammelte sich eine christliche Gemeinde aus Mitgliedern des Regiments und ihren Angehörigen. Die Bewegung ist aber nicht, wie man erwartete, weiter gegangen, und in neuerer Zeit lauten die Nachrichten über die Uebergetretenen nicht günstig.

Von hier aus südlich kommen wir in die gleichfalls jenseits des Indus gelegene Landschaft Dêradschât. Auch hier besteht die Bevölkerung aus muhammedanischen Afghânen, die ein harter Boden für die Mission sind. Unwissenheit und Gleichgültigkeit auf der einen Seite und Fanatismus, der wohl mit dem Messer droht, auf der andern bilden die Haupthindernisse. In Bannu ist mit der Mission ebenfalls ein Gasthaus verbunden, das manchen günstiger stimmt. Die Gemeinde zu Dêra Ismâil Khân zählt 18 Mitglieder. Die zu Mûltân ist noch kleiner; die Missionsthätigkeit beschränkt sich vorzugsweise auf die Schule (450 Knaben und 80—90 Mädchen).

In Kaçmîr hat die Mission mit dem größten Widerstande zu kämpfen. Schon zu Anfang der sechziger Jahre wurden mehrfach Versuche gemacht, in dem schönen Gebirgsthal das Evangelium zu verkünden. Aber die Verordnungen des Maharâdschâ, die von seinen Beamten beförderte bedrohliche Haltung des Volks, die Spionage gegen jeden, der dem Missionar näher trat, ließen es zu nichts kommen. Hier mußte die ärztliche Mission[1]) aushelfen. Dr. Elmslie gewann durch seine geschickten Kuren bald das Vertrauen der Bevölkerung. Leider konnte seine Thätigkeit immer nur den Sommer über stattfinden, da keinem Europäer gestattet wird, über Winter im Lande zu bleiben. Zum Sommeraufenthalt kommen ihrer etwa 60 dorthin — die aber meist keinen christlichen Einfluß auf das Volk ausüben. Auch Dr. Elmslie, der, so lange es erlaubt war, mit großer Selbstaufopferung wirkte, mußte zur bestimmten Zeit das Feld räumen und beschäftigte sich im Winter in Amritsar, wo er auch unter den Kranken im Segen wirkte. So ist denn diese getheilte Arbeit eine Reihe von Jahren fortgeführt. Der Maharâdschâ selbst gewann soviel Vertrauen zu dem Doktor, daß er ihn mit sehr bedeutendem Gehalt (24,000 Mk.

---

[1]) Die Methode der ärztlichen Mission, wie sie durch die Medical Missionary Society in Edinburgh ausgebildet worden ist, besteht darin, daß denen, welche ärztliche Behandlung in den dazu errichteten Anstalten (Dispensaries = Apotheken) nachsuchen, jedesmal vorher eine Auslegung eines Schriftabschnittes gegeben und mit ihnen, resp. für sie gebetet wird. Die medizinische Seite der Arbeit wird aber keineswegs als nebensächlich behandelt, sondern von tüchtigen Aerzten ausgeübt. Dieselben werden nach der missionirenden Seite gewöhnlich von Katecheten unterstützt. Auch Elmslie fing mit einem solchen an, der der Kaçmîrsprache mächtig war, die er jedoch auch selbst bald lernte und lexikographisch bearbeitete. Dieser Zweig der Mission findet in Indien sehr leicht Eingang und Einfluß beim Volke, da die ärztliche Kunst dort auf einer äußerst niedrigen Stufe steht. Auch in Srinagar wollten die Aerzte des Maharâdschâ dem Dr. Elmslie die Operationen nachmachen; jedoch nicht zum Vortheil ihrer Patienten, deren mehrere unter ihren Händen verbluteten. Solche Vorkommnisse mußten dem christlichen Doktor wohl die Herzen gewinnen.

jährlich) in seinen Dienst nehmen wollte, falls er alle Bemühungen um das Christenthum aufgeben wollte: ein Anerbieten, das sehr bestimmt abgelehnt wurde. Leider starb Dr. E. schon 1872, tiefbetrauert vom Volke Kaçmîrs. Sein Nachfolger mußte auch nach ein paar Jahren schon wieder krank zurückkehren. Aber die ärztliche Mission wird fortgeführt. Einige Bekehrte haben auf anderen Stationen die heilige Taufe empfangen. Im Lande selbst hat noch keine christliche Gemeinde gebildet werden dürfen.

Im ganzen hat die Church Missionary Society (1876) im Pandschâb 667 Bekehrte, 290 Kommunikanten und 3427 Schüler.

Außer den genannten Gesellschaften arbeiten auf diesem Gebiete noch die amerikanischen unirten Presbyterianer und die Schottische Staatskirche und zwar zu Sialkoti *(Soalkote)*, letztere auch mit ärztlicher Praxis[1]).

Schließlich haben wir nur noch die Station der Baptisten mit einer kleinen Gemeinde eingeborner Christen zu Simla zu erwähnen.

Im ganzen belief sich die Zahl der durch die verschiedenen Missionen gesammelten Christen auf mindestens 1400, während sie zehn Jahr früher nur 572 betrug.

Als Anhang bleibt uns noch die Mission der **Brüdergemeinde** im westlichen Himâlaya unter buddhistischen Tibetern zu betrachten. Die Gründung derselben (1853—55) wurde durch die Vereitelung einer lange beabsichtigten Mission unter den Mongolen, die man auf diesem Wege zu erreichen suchte, veranlaßt. Da die chinesische Grenze sich als unpassirbar erwies, so wurde vorläufig die Arbeit auf diesem verwandten Grenzgebiete begonnen. Gern hätten die Brüder sich in Ladak niedergelassen, der Mahârâdschâ von Kaçmîr, dem dies Gebiet gehört, verweigerte jedoch die Erlaubniß dazu. So wählten sie einen Punkt des britischen Gebietes Lahul, das Dorf Kyélang, an einem Nebenfluß des Tschinâb gelegen. Während unten in der indischen Ebene die Rebellion tobte, wurde dort oben in den Bergen das erste Missionshaus für die Buddhisten Tibets aufgerichtet. Nach 7 Jahren kam die zweite Station dazu: Pû (*Poo*) in Kûnavâr, einer Landschaft, deren oberer Theil tibetanische Bevölkerung hat, während der untere von Hindû bewohnt ist. — Es ließ sich nicht erwarten, daß die Arbeit hier leicht sein würde. Nach Befriedigung der ersten Neugierde zeigte das Volk eine große Gleichgültigkeit gegen die Predigt, mit der Abweisung, das stehe alles in den Büchern der Lama auch. Die letzteren, die zuerst sich freundlich bewiesen und den Brüdern beim Studium ihrer heil. Schriften behülflich waren, wurden bald kalt und feindselig. Doch ward weiter gepredigt; auch christliche Schriften auf einer lithographischen Presse hergestellt und verbreitet — in Ladak ist die Kunst

---

[1]) Ich habe über diese Missionen leider keine neueren Berichte. Zu Anfang dieses Jahrzehntes war der Versuch gemacht, die beiderseits gesammelten Bekehrten (128 Kommunikanten) zu einer selbständigen Gemeinde zusammenzuschließen.

des Lesens selbst unter dem Volke verbreitet. Bruder Jäschke mit besonderer Sprachbegabung widmete sich dem Studium des Tibetischen und den Uebersetzungsarbeiten.

Erst nach mehreren Jahren erwachte ein Suchen nach Wahrheit bei einigen von den Missionaren beschäftigten Leuten, und 1865 konnten die beiden Erstlinge, Vater und Sohn, getauft werden. Seitdem ist die Zahl der Bekehrten langsam gewachsen bis auf 28 (1877). Dieselben sind jedoch meist aus Ladak, von wo viele wegen der drückenden Regierung auswandern. In Kyélang ist durch Anlegung einer Wasserleitung von einem 4600 Meter hoch gelegenen Gletscher eine große Fläche Landes für Kultur zubereitet, auf der die Christen durch Ackerbau ihren Unterhalt finden. Mit der Schule war es anfangs sehr schwach bestellt, da die Eltern keine Neigung hatten, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Erst durch die britische Regierung, die auch in Lahul eine Bekanntschaft mit dem Urdû (Hindostani), der offiziellen Sprache, wünschte, ist die Schule besser in Gang gekommen, indem einfach verordnet wurde, daß so und so viel Kinder sie besuchen mußten. Der muhammedanische Munschi, der dieses Sprachunterrichts wegen angestellt war, ist kürzlich selber Christ geworden. Noch größer waren die Schwierigkeiten mit der Mädchenschule. Die Arbeiten der Brüder erstrecken sich aber nicht blos auf die Stationen und die nächste Umgebung, sondern vielfach machen sie Reisen in die umliegenden Landschaften, und durch den Verkehr mit buddhistischen Pilgern bringt einige Bekanntschaft mit dem Evangelio und ihre Bücher weit hin bis Lhassa und darüber hinaus. Die Bekehrten schildert der letzte Jahresbericht im Vergleich mit denen anderer Missionsgebiete folgendermaßen:

Während dort unsere Missionare über die groben Ausbrüche der Sünde, über Leichtsinn und Flatterhaftigkeit zu klagen haben, zeigen sich solche Sünden hier seltener; dagegen begnügen sich die Tibetaner, bei Gedankenlosigkeit in geistlichen Dingen, bei noch sehr beschränkter christlicher Erkenntniß, gern mit den äußerlichen Formen des Gottesdienstes, mit dem, was sie mit dem Ausdruck „Religion machen" so richtig bezeichnen, und fallen leicht in die Versuchung eigner Verdienstlichkeit und Werkgerechtigkeit. Dazu kommt, daß sie von außen durch ihre heidnischen Landsleute bisher wenig Anfeindung zu erfahren hatten und mit ihnen im besten Frieden leben konnten, was leider auch ein Beweis dafür ist, daß das Evangelium in ihnen noch keine solche Macht geworden war, daß jene darin Gefahr gefürchtet hätten. Späteren Nachrichten zufolge aber ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine Zeit kommen wird, in welcher diese Feindschaft erwachen und den Glauben der Bekehrten auf die Probe stellen wird.

5. Radschputana [1]).

a) Land und Leute.

Außerhalb der großen Handelsstraßen Indiens, von dem fruchtbaren Pandschab durch eine weite Sandwüste getrennt, liegt das mehr als 6000 Quadratmeilen große Gebiet Radschputana. Fern vom Meere, ohne schiffbare Flüsse und von einem Volke bewohnt, das, der Industrie abgeneigt, sich nie ganz unter die Willkür despotischer Herrscher beugte, blieb sie lange Zeit den europäischen Eroberern fast unbekannt. Und doch — wie wohlthuend und heimatlich sprechen gerade den Europäer die schönen Gebirgslandschaften Radschputana's [2]) und der stolze Unabhängigkeitssinn seiner Bewohner an, gegenüber von so manchen Ebenen Indiens mit ihrer kriechenden Bevölkerung!

Das Land hat seinen Namen erhalten von dem Stamm, welchem die höchste Klasse seiner Bevölkerung angehört. Radschputen, Königssöhne, heißen noch jetzt die Großen, welche sich für Abkömmlinge der alten Kschatriga halten. Freilich haben lange Kriege und viel Mißgeschick ihre Zahl gelichtet, doch sind noch 19 Regentenfamilien vorhanden, die in der Bundesgenossenschaft mit England ihren kleinen Staaten die Unabhängigkeit bewahrt haben.

Sie regieren nach einem milden Feudalsystem. Der König bewohnt seine Hauptstadt und theilt die Ländereien und Dörfer als Lehen an die Prinzen oder Thakurs aus, die ihm fast alle blutsverwandt sind. Selten findet man unter ihnen irgend eine Spur von Geistesbildung; sie fragen darnach so wenig, als einst die kriegsluftigen Ritter des Mittelalters; dabei aber sind sie so stolz, daß sie lieber ihre Töchter unverheirathet lassen, als daß sie sie einem Manne gäben, der nicht ihres Stammes ist, selbst wenn er ein König wäre. Sonstige feine Kastenunterschiede kennen sie nicht; auch die Scheu der Hindû vor Fleisch ist ihnen fremd; sie verzehren vielmehr mit Vergnügen die Hasen und Eber, die sie auf der Jagd erlegen.

In allen großen Städten Indiens trifft man Radschputen, welche die Armuth zur Auswanderung nöthigte. Vortheilhaft unterscheiden sie sich da gleich auf den ersten Blick von den andern Hindû durch ihren schönen Wuchs, ihr offenes Gesicht, ihre entschlossene Haltung; man rühmt auch ihre Kraft, Ausdauer und Treue in der Arbeit. Nichts geht ihnen über ihre Waffen. Ihr Säbel, ihr aus dem Hau-

---

[1]) Da über dieses Gebiet ein trefflicher Aufsatz aus der Feder des seligen Dr. Ostertag vorliegt (Basler Miss.-Magazin 1864, S. 447 ff.), so nehme ich denselben mit einigen Veränderungen hier auf. Als Quelle für denselben war besonders benutzt A. Glardon, Le Radjpoutana. Genève 1864.

[2]) Trifft wohl nur für die kühle und feuchte Jahreszeit zu. In der heißen bietet das Land großentheils einen traurigen, öden Anblick. Im Westen des Aravalligebirges erheben sich dann Wolken von Sand, und manche Strecke besteht aus welligen Sanddünen, die vor dem Winde ihren Platz wechseln. Erst wenn der Regen kommt, überzieht sich der Sand mit einem Anfluge von Grün. Die östlichen Theile sind besser bewässert.

zahn des wilden Ebers verfertigtes Jagdmesser und ihr furchtbarer Dolch sind ihre unzertrennlichen Begleiter, und leider! keine ungefährlichen; denn ihr leicht erregter Grimm läßt einen Streit selten ohne Messerstiche enden. Doch suchen wir sie lieber in ihrer Heimat auf, wo der Thakur in seinem Schlosse, umgeben von einem Kreise von Höflingen, an deren Scherzen er sich belustigt, auf seinem Divan sitzend und gravitätisch seine Huqqa (Wasserpfeife) rauchend, seine Gäste empfängt. Seltsam stechen da von seiner einfachen baumwollenen Weste und seinen Pumphosen die Perlen und Juwelen ab, womit er sich vom Turban bis zum Knöchel, ja bis zu den Zehen bedeckt. Macht er sich selbst Besuche, so hat er gewöhnlich ein Gefolge ritterlicher Begleiter und eine Art Major Domus bei sich, der sein silbernes Scepter vorausträgt. Gegen den Fremden ist er stets höflich, oft sogar herzlich und entgegenkommend. Seine Macht jedoch ist sehr beschränkt, und selten vermag er seine Unterthanen vor den frechen Räubern zu schützen, die da und dort Hirten und Landleute brandschatzen.

Die Geschichte der Radschputen ist, wie bei vielen Gebirgsvölkern, die eines Kampfes auf Leben und Tod um ihre Freiheit. Aufbewahrt ist sie in den Archiven der Fürsten, theils in der Form von Geschlechtsregistern, theils in den oft schwülstigen Gesängen, in denen ihre Barden die Thaten ihrer Vorfahren verherrlichten. Ihr Glanzpunkt sind die Kämpfe mit den Muhammedanern. Als alle umliegenden Länder die Waffen gestreckt und sich unter das Scepter des Großmoguls gebeugt hatten, da entbrannte in Radschputana ein ungleicher, aber immer erneuter Krieg mit den fremden Siegern. Ein Heer nach dem andern überschwemmte das Land und brach die Macht, aber nicht den Muth und Stolz seiner Bewohner. Ihre Ernten verbrennend, ihre Hütten verlassend, flüchteten sich die Radschputen in die Höhlen und Schluchten ihrer Berge, um, sobald ihre Unterdrücker abgezogen waren, wieder daraus hervorzubrechen und ihre früheren Wohnsitze einzunehmen.

Einst soll eine ihrer Festen nach langer Belagerung vom Feinde gestürmt worden sein. Blut- und beutedürstig dringen die Sieger durch die verödeten Straßen bis in den Hofraum des Schlosses. Und welches Schauspiel erwartet sie da? Halb verbrannt liegen auf einem großen, noch rauchenden Aschenhaufen die Frauen, Kinder und Schätze der Erschlagenen! Die Erinnerung daran belebte bei den einen für lange Zeit eine mit Grausen gemischte Wuth, bei den andern den Muth der Verzweiflung. Fast immer besiegt und doch nie ganz unterworfen, war Radschputana endlich nur noch eine von Trümmern bedeckte Wüste. Als die Macht des Großmoguls allmählich schwand, erstand ein Theil des Landes wieder; zu neuer Blüte gelangte es aber erst, als die Engländer, gleich milde nach dem Siege, wie unwiderstehlich im Kampfe, den Schauplatz betraten. Ihr Eigenthum ist zwar nur die Stadt und Provinz Adschmîr, nebst dem südlich angrenzenden Mêwara, mit im ganzen 316,000 Einwohnern, während das ganze Land 10 Millionen Einwohner hat; ihr Einfluß aber er-

streckt sich mehr oder weniger auf alle ihnen nun verbündeten Fürsten des Landes. Hiervon jedoch später; denn noch haben wir ja nur einen der drei Hauptstämme seiner Bewohner ins Auge gefaßt.

Den zweiten derselben finden wir auf den Hügeln Mêrwars südlich von Adschmîr. Die Mêrs, die Bergbewohner, denn das heißt ihr Name, halten sich für die Urbesitzer der Gegend, die sie bewohnen; vermuthlich sind aber viele von ihnen auch Nachkommen von Räubern, die sich aus der Ebene in die undurchdringlichen Dschangels von Mêrwar flüchteten. Als Räuber waren auch lange Zeit die Mêrs im ganzen Westen Indiens berüchtigt. Seit Jahrhunderten hatten sie wohl durch die verheerenden Kriege die Gewohnheit des Feldbaus und jedes ehrlichen Erwerbs verloren, so daß ihre reichen Thäler allmählich zu Dickichten wurden, der Behausung der Tiger und Leoparden. Kaum minder raubgierig als die letzteren, schlugen die Mêrs dann ihre Herberge auf den unzugänglichen Höhen auf, von denen sie, wieder und wieder herabsteigend, weit umher Schrecken verbreiteten. Ungestraft trieben sie so ihr Wesen fort, bis die Engländer es unternahmen, sie in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Die Wälder wurden theils verbrannt, theils gelichtet; die Tiger, Leoparden, ja auch Löwen, jene furchtbare Schutzwache der Räuber, wichen zurück vor den muthigen Jägern; der Hunger sowohl als die Waffen der Feinde zwangen die Mêrs zur Unterwerfung. Dennoch geht bis auf diesen Tag kein Mêr ohne Schwert und Schleuder aus.

Was könnte das Evangelium wohl aus diesen Menschen machen? — Was eine feste und doch milde, wenigstens für ihr äußeres Wohl besorgte Regierung schon aus ihnen gemacht hat, das zeigte sich im Jahre 1857 während des furchtbaren Militär-Aufstandes.

Viele Familien ermordeter oder bedrohter Engländer hatten sich nach Adschmîr geflüchtet, ohne zu ahnen, daß die Besatzung dieser gewaltigen Feste auch aus Sipahis bestand, die nur das verabredete Zeichen erwarteten, um ihre machtlosen Feinde niederzumachen und den Schlüssel zum Nordwesten Indiens dem Könige von Delhi zu überliefern. Zwölf Stunden von Adschmîr aber war ein Regiment Mêrs unter zwei englischen Offizieren kantonirt. Einer derselben hielt eine Ansprache an sie, um sich ihrer Treue zu versichern. „Ihr allein habt uns überwunden, ihr allein habt das Recht, uns zu befehlen", war die feste, einstimmige Antwort. Am gleichen Abend noch wurde ein Eilmarsch unternommen, am andern Morgen zog das Regiment in Adschmîr ein, und Radschputana war gerettet.

Der Mann, welcher im Auftrage der englischen Regierung die Civilisation Mêrwars unternommen hatte, und dessen Namen man dort heute noch mit Liebe und Verehrung nennen hört, war Oberst Dixon.

Schnell hatte sein praktischer Blick den Werth und die Bedeutung der wenigen künstlichen Wasserbehälter erfaßt, die sich als Ueberreste besserer Zeiten noch da und dort fanden; er ließ sie wieder herstellen und viele neue dazu graben. Oft genügte ein starker Damm am Ende eines Thales, um einen See zu bilden und eine dürre Strecke in einen blühenden Garten zu verwandeln; denn in jenen Gegenden gedeiht selbst das Getreide nicht ohne tägliche Bewässerung. Alte Waffen wurden in Spaten und Pflugschaaren verwandelt, die Felsenwohnungen den Schakals überlassen, blühende Dörfer in den Thälern gegründet, und bald dehnten sich weithin reiche Mais-, Hirse- und Kornfelder aus, während die Weideplätze sich mit Büffeln und Schafen

bedeckten. Dixon blieb dabei nicht stehen. In einem schönen Thale an einem der von ihm angelegten Seen gründete er Naya Nagar, die „neue Stadt", und so groß war schon der Zauber, den sein Name und sein schöpferischer Geist übte, daß auf seinen Ruf von Nord und Süd Kaufleute und Handwerker herbeikamen und sich darin niederließen. Handel und Gewerbe fingen an zu blühen; Baumwolle, Tabak und Opium wurden geschätzte Ausfuhrartikel, und bald sah man alljährlich große Karawanen von Kamelen und lange Reihen schwerbeladener Ochsenwagen gegen Süden ziehen. Durchreist man jetzt die Provinz Mêrwar, so kann man dem Manne seine Bewunderung nicht versagen, der mit Darangabe der besten Kraft seines Lebens in so mancherlei Beziehungen ihr Wohlthäter wurde. Noch heißen sie ihn kurzweg Mâ-bâp, Vater und Mutter in einer Person.

Getrübt wird dies erfreuliche Gemälde nur dadurch, daß Dixon in Uebereinstimmung mit der Toleranz der Regierung den Götzendienst begünstigte. Die Mêrs hatten früher von Religion nicht viel mehr als eine unbestimmte Furcht vor bösen Geistern. Dixon beförderte das Eindringen des Hindû-Götzendienstes, baute Tempel, richtete Götzenbilder auf in- und außerhalb der Stadt, ließ Brahmanen von ferne kommen, und den eingeführten jährlichen Markt gestaltete er zu einer Mêla. Dafür ist ihm der sonderbare Lohn geworden, daß ihn das Volk selbst unter die Götter versetzte. Noch jetzt werden auf seinem Grabe Kokosnüsse und Blumen geopfert, und bei einem Feste des Affengottes Hanumân sah man unter andern Götzenbildern auch das des Oberst Dixon.

Daher sind denn die Mêrs auch sehr verwundert, wenn europäische Missionare sie zum Verlassen der Götter auffordern, die ein Europäer ihnen gebracht; doch sind sie für die Predigt des Evangeliums viel zugänglicher als die eingewanderten Hindû mit ihren Kastenunterschieden, deren es namentlich seit der Gründung von Naya Nagar ziemlich viele in Radschputana gibt. Diese letzteren sind sehr anhänglich an ihren Götzendienst, und besonders erschwert der Haß der Brahmanen die Arbeit der Missionare. Nur drei Stunden von Abschmîr entfernt ist der uralte Teich Pokhar (Puschkara), dessen Wasser den Hindû so heilig ist wie das des Ganges, und zu dem jedes Jahr tausende von Pilgern wallfahrten, um sich in seinen trüben Fluten von ihren Sünden rein zu waschen. Das Städtchen Pokhar, das an seinen Ufern liegt, besteht fast nur aus Tempeln und Wohnungen von Brahmanen. Ihr Eigennutz und ihre Unsittlichkeit sind so offenkundig, daß viele Hindû sich nicht darüber täuschen; aber ihr Glaube an die reinigende Kraft des Teiches wird dadurch nicht geschwächt.

Von der alten Buddhistensekte der Dschaina existiren noch namhafte Ueberreste in Radschputana. Noch pilgern sie andächtig auf den hohen Berg Abu (5000 Fuß hoch) und halten sich für die einzig wahre Fortsetzung des ursprünglichen Buddhismus, während doch im Verlauf der Zeit ein merklicher Kompromiß mit dem Götzendienst eingegangen wurde. Die Reaktion ist nicht ausgeblieben. Die Dhundhya oder Dhundhayini (d. h. „Forscher") haben sich um des eingeschlichenen Verderbens willen von den Dschaina abgesondert und beobachten nun aufs strengste das Grundgesetz des Buddhismus: Lebensschonung.

Um kein Insekt zu verschlucken, tragen sie ein Tuch vor dem Munde; um keine Ameise zu zerquetschen, haben sie immer den feinen Besen zur Seite, womit sie den Platz reinkehren, auf welchen sie sich setzen wollen. Honig genießen sie nie, um gegen die Bienen nicht ungerecht zu werden. Missionar Shoolbred hat die armen Leute mit seinem Mikroskop bitter enttäuscht. Wie sollten sie hinfort Wasser trinken, nun sie es mit tausenden von Wesen angefüllt gesehen hatten! Wie aber das Wasser entbehren? Irgendwie mußte geholfen werden. Die Jünger haben sich nun dazu hergegeben, für den Priester ein lebloses Wasser herzustellen — sie sieden es, und die Sünde fällt wenigstens nicht auf letztern! Die Weiber aber sind dem Fasten ergeben als dem mächtigsten Heilungsmittel; und einige haben das so hoch getrieben, daß sie den Hungertod gestorben sind. Umsonst redete Shoolbred einer solchen Heiligen zu, die er nach achttägigem Hungern in einer Ohnmacht gefunden hatte. Die Behörden, denen er Anzeige machte, thaten ihr Möglichstes, die unglückliche Frau vom Tode zu retten; es war zu spät, sie starb an den Folgen ihres Aberglaubens.

Ungefähr ein Drittel der Bevölkerung Adschmîrs besteht aus Muhammedanern. Trotz der englischen Gouverneurs fühlen sie sich nicht als die Besiegten, sondern stolz und übermüthig, als wären sie noch immer die Regenten des Landes, schreiten die Moslim einher. Den Hindû verachten, den Christen hassen sie. Unleugbar sind sie thatkräftiger, unternehmender und gebildeter als die Hindû. Manche von ihnen könnten durch ihre tiefe Ehrfurcht vor dem Namen des einen Gottes und durch ihre unerschütterliche Festigkeit im Bekenntniß desselben gar viele Christen beschämen; andere aber haben bei aller Verachtung des Götzendienstes im Zusammenleben mit den Hindû doch allerlei von diesen angenommen. Es ist in Adschmîr nichts Seltenes, Muhammedaner das Bild des Propheten anbeten oder sich dem Gräberdienste ergeben zu sehen, und manchmal trägt der geschmeidige Hindû, seinen alten Göttern noch einen neuen beigesellend, im Dunkel der Nacht sein Lämpchen auch auf ein Grabmal, das schon Muhammedaner mit Blumen schmückten.

Etwas berührt wurden die Muhammedaner Adschmîrs auch durch die indischen Kastenunterschiede, die sich bei ihnen in abgeschwächtem Grade als eine ziemlich strenge Abgrenzung der Stände ausbildeten. Macht es aber die Kaste dem Hindû unmöglich, Proselyten zu werben, so versuchen die Muhammedaner dies jetzt durch List, seit ihnen die Anwendung der Gewalt nicht mehr möglich ist. Sie gebrauchen hiezu hauptsächlich zwei Mittel, wodurch der Hindû seine Kaste verliert und somit keine andere Wahl mehr hat, als sich den Muhammedanern anzuschließen: bei Kindern — die Beschneidung, bei Erwachsenen — gemischte Heirathen. Mehr ist zum Religionswechsel nicht nöthig. Wie schwierig ist es doch für den Missionar, dem Hindû begreiflich zu machen, daß das Christenthum nicht in äußern Ceremonien besteht, sondern das Herz des Menschen fordert; und daß ihn nicht das verunreinigt, was zum Munde eingeht, sondern die argen Gedanken, die aus dem Herzen hervorkommen. Dem armen Volke macht die Beschneidung den Muhammedaner, das Kuhfleisch den Christen, und es kann nicht fassen, daß die Missionare nur durch Ueberzeugung Gemeinden sammeln wollen. Heidnische Radschputen haben nichts dagegen, wenn ihre Kinder in der Schule das Neue Testament lesen; ein

Ledereinband aber, in welchem sie Kuhhaut witterten, würde eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen und ihren Kindern befestigen; und als sie in großer Menge neugierig der Taufe des ersten Bekehrten aus ihrer Mitte beiwohnten, erwarteten sie nichts anderes, als der Missionar werde demselben in den Mund speien oder ein Stück gebratenes Kuhfleisch zu essen geben.

Doch wir greifen voraus. Ehe wir auf die noch so junge Mission unter den Radschputen übergehen, haben wir einige Bemerkungen über ihren sittlichen Zustand zu machen. Wir können uns dabei kurz fassen. Was der Apostel Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefes von den Heiden im allgemeinen sagt, das trifft auch bei ihnen wie im übrigen Indien zu, und an Sünden der Unreinigkeit stehen die Muhammedaner den Heiden nicht nach. Ein den Radschputen eigenthümlicher Greuel, der in dieser Ausdehnung sonst nirgends herrschte, war bis in die neueste Zeit die Ermordung weiblicher Kinder aus Furcht vor dem Aufwande bei ihrer einstigen Verheirathung. Es hat vielerlei und unabläßige Anstrengungen gekostet, bis die britischen Agenten die Zahl der heranwachsenden Mädchen mit der der Knaben auch nur einigermaßen ins Gleichgewicht bringen konnten. Jetzt sind überall Geburtsregister eingeführt.

b. Die Mission.

Auf dem weiten Gebiete von Radschputana gibt es nur eine Mission, nämlich die der **Unirten Presbyterianer** Schottlands. Sie verdankt ihren Ursprung dem Gefühle, das nach der Rebellion lebhaft die christlichen Kreise Großbritanniens durchdrang, daß zuvor viel versäumt sei in der Ausbreitung des Evangeliums in den indischen Kolonien. Mit anerkennenswerthem Eifer traten die Missionare dieser bisher in Indien noch nicht wirksamen Denomination in die Arbeit ein, für die mit gutem Takte ein von keiner andern Gesellschaft bereits besetztes Feld gewählt wurde. Es war jener mitten unter den unabhängigen kleinen Staaten gelegene britische Distrikt von Adschmîr und Mêrwara. Bîâvar, nicht weit von der genannten neuen Stadt Naya nagar in der Ebene, aber nicht fern von den Bergen gelegen, wurde 1860 als erste Station besetzt. Man fing sofort mit ärztlicher Mission an. Auch die lithographische Presse fehlte nicht. Die kurz vorhergegangene Hungersnoth gab Gelegenheit zur Anlegung eines Waisenhauses. Nach einigen Jahren waren 15 Schulen mit dieser Station verbunden. Die zweite ward 1861 in Nassirabad, dem britischen Kantonnementsorte in der sandigen Ebene östlich vom Gebirge, angelegt; die dritte kam im folgenden Jahre in der Stadt Adschmir[1]) selbst dazu, und auch im nächsten wurde eine solche in dem südlichen Theile des Berglandes von Mêrwara, der sogenannten Magra, an dem nach einem Beamten ge-

[1]) Adschmir mit 36,000 Einwohnern liegt am östlichen Fuße der etwa 400 m hohen Bergfeste Taragarh neben einem künstlichen Teiche Anasagar.

nannten Orte Todgarh, angelegt, wo man den vom Hindûismus verhältnißmäßig wenig beeinflußten Bergbewohnern nahe zu kommen suchte.

Blicken wir etwas tiefer in diese Mission hinein nach einem Berichte aus dem Jahre 1864.

In dem Waisenhause werden jetzt 16 Kinder, Knaben und Mädchen, erzogen und nehmen an den Segnungen des christlichen Familienlebens theil[1]). Bei ihrem Eintritt körperlich und sittlich tief verkommen und voll Furcht vor den weißen Gesichtern fühlten sie sich bald wohl in der liebevollen Pflege, die ihnen zu theil wurde, und bilden in ihren reinlichen Kleidern und mit ihren fröhlichen Gesichtern einen lieblichen Kontrast mit den Kindern, die, sich selbst überlassen, sich in den Straßen herumtreiben. Alle sind getauft; 8 können ihr Neues Testament lesen, und die Mädchen verfertigen selbst ihre einfachen Kleider. Auf diesen Waisenkindern ruht der Blick der Missionare mit ganz besonderer Hoffnung und Freude, doch dursten sie auch sonst schon recht ermuthigende Erfahrungen machen. Die Anhänglichkeit vieler ihrer Schüler, das beschämte Schweigen manches ihrer Gegner, die Empfänglichkeit der ländlichen Bevölkerung, namentlich für die Predigt des Evangeliums — alles das läßt sie hoffen, daß der Herr eine reiche Ernte in diesem Lande hat. Bereits hat er ihnen einige Früchte ihrer Arbeit geschenkt. Mit freudiger Bewegung spricht Missionar Clardon von dem Erstlinge der Bekehrten. Ein junger, stolzer, angesehener und gelehrter Brahmâne trat eines Morgens in Naya Nagar (Biâvar?) in die Wohnung des Missionars Shoolbred ein und griff in übermüthiger Weise das Christenthum an. Geschlagen durch die Antworten des Missionars kehrte er mehrere Tage mit wachsendem Ingrimm wieder; endlich aber blieb er aus. Shoolbred hatte seine Besuche fast vergessen, als er eines Morgens wieder eintraf, aber demüthig und schweigend. Von nun an kehrte er täglich im Missionshause ein und trat zuletzt mit dem Bekenntniß vor, er sei ein Christ und begehre getauft zu werden. Noch am gleichen Abende verkündete er im Bazâr tief gerührt, aber mit fester Stimme der erstaunten und verblüfften Menge, daß er sein Herz dem einzig wahren Gott geschenkt habe. Auf die Bestürzung der Heiden folgte Haß. Der Neubekehrte flüchtete sich zu den Missionaren, die ihn einen ganzen Monat lang beherbergten und ernährten, weil kein Kaufmann ihm auch nur ein Pfund Mehl verkaufen wollte. Die Aufregung legte sich indessen, und schon zieht Paul Bischam (getauft am 25. Januar 1863) regelmäßig hinaus, um seinem Volke Buße und Glauben zu predigen, während er selbst täglich noch Unterricht empfängt, um tiefer in der Schrift gegründet zu werden[2]). Die Arbeiten beschränkten sich natürlich nicht auf die Station. Auf Reisen wurde gepredigt und ärztliche Hülfe angeboten. Unter einer schattigen Baniane pflegte beides zu geschehen. Der Diener des Doktor lief durch die Gassen des Dorfes und rief laut: „Kommt zum Doktor Sahib, Fieberkranke, Augenkranke, Gichtleidende, kommt, ihr werdet umsonst geheilt." Die Leute versammeln sich und starren neugierig die Fremden an. Es wird ihnen von dem großen Arzte erzählt, der die kranken Menschenseelen zu heilen sich in den Tod gegeben hat u. s. w. und schließlich die leiblich Kranken aufgefordert, heran zu treten. Da kommt einer und läßt sich einen Zahn ausziehen. Es geht viel leichter, als die einheimischen Doktoren es machen. Einem andern wird ein Geschwür aufgestochen — und nun bekommen die andern Muth und drängen sich viele mit allerlei Leiden Behaftete heran. — Ein lange darniederliegender Mann, den die Hakims und Beids (muhammedanische und Hindûquacksalber) schrecklich zugerichtet, wurde ins Missionshaus genommen, und nach kurzer Zeit konnte er geheilt in sein Dorf zurückgehen. Staunend umringten ihn seine Landsleute und fragten, welcher Zaubrer ihm geholfen habe? Zuweilen mußte der Doktor auch den Thierarzt spielen u. s. w.

---

[1]) Da, wo letzteres wegen der großen, zuweilen bis in die hunderte reichenden Zahl der Waisen in einer Anstalt verhindert wurde, hat man in Indien mit den Waisenhäusern zum Theil auch recht betrübende Erfahrungen gemacht.

[2]) Basler Miss.-Magazin 1864, S. 458 ff.

Die bedeutendste Ausdehnung, welche diese Mission im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens gewonnen, war die Gründung einer Station in Dschêpûr *(Jeypore)*, der Hauptstadt des gleichnamigen Radschputenstaates. Sie ist eine der schönsten Städte Indiens, erbaut im vorigen Jahrhunderte vom Rädschä Dschê Sing, an dessen astronomische Liebhabereien die große Sternwarte erinnert. Eine schöne 50 Meter breite Hauptstraße durchzieht die Stadt von Ost nach West, winkelrecht durchschnitten von ebenso breiten Querstraßen, die mit derselben an den Kreuzungsstellen sich zu Marktplätzen erweitern. In der Mitte der Stadt liegt der eine Viertelstunde lange Palast, eine Reihe von Prachtbauten, deren Vorderseite 7—8 Stockwerke hoch ist. Der Maharädschä, während seiner Minderjährigkeit unter englischem Einfluß aufgewachsen, ist ein intelligenter Mann, nach Kräften für das Wohl seines Volkes besorgt, und bemüht sich, die verschiedenen Hülfsquellen seines Landes zu entwickeln. Er nun schenkte sein ganzes Vertrauen dem Missionsarzte Valentine, als dieser auf einer Reise die Behandlung der erkrankten Königin übernahm und erfolgreich durchführte (1866). Infolge davon gestattete er nicht nur die Anlegung einer Station in seiner Stadt, sondern stattete dieselbe in fürstlicher Freigebigkeit mit Mitteln aus. Für eine Reihe von Jahren beschränkte sich die Mission auf den ärztlichen Zweig. Später wurden auch hier die übrigen Thätigkeiten aufgenommen und eine kleine Gemeinde gesammelt. Der Maharädschä ist zwar der Mission, wie es scheint, immer noch geneigt, ohne jedoch den Einflüssen des Evangeliums auf sich selbst Raum zu geben.

Im Jahre 1871 wurde eine neue Station zu Deolî an der Grenze von Mêwara (Udayapûr) angelegt, wo man glaubte, unter den weniger vom Hindûismus beherrschten Mîna Eingang zu finden — was sich bisher jedoch noch nicht verwirklichte. Von Nasirabad ist 1874 die Station Aschapûra abgelöst worden.

Ueberblicken wir die Erfolge, so zeigt sich wesentlich dasselbe Bild, wie überall unter der Hindûbevölkerung Nordindiens: hie und da vereinzelte Bekehrungen, ohne daß das Volk selbst bisher durch das Evangelium in Bewegung gebracht wäre. — Einen besondern Einfluß auf die Entwicklung dieser Mission hatte die furchtbare Hungersnoth, welche 1869 und 1870 in Radschputana wüthete und seine Bevölkerung um 1,200,000 Seelen verringerte. Wie bereits an einer frühern Stelle bemerkt, sind Zeiten der Hungersnoth eine immer wiederkehrende Erscheinung. Hören wir daher etwas ausführlicher, wie einer der Missionare damals ihre furchtbaren Wirkungen schilderte.

„Aus allen Theilen des Landes treffen Schaaren von Hülfsbedürftigen hier ein. Täglich zeigen sich neue Gestalten im Missionshause. Kräftig gebaute Landleute, deren Ernte verdorrt und deren Vieh umgekommen ist; schmächtigere Spinner, die sich um eine Handvoll Baumwolle zum Spinnen oder zum Sortiren bemühen; vom Alter gebeugte Greise mit zitternden Gliedern; zarte Kinder, kaum im Stande, die Steine zu lüpfen, die zu sammeln sie sich anbieten; Frauen, deren Männer hinweggezogen sind, um Verdienst zu suchen, und seit Wochen nichts von sich hören ließen; Mütter mit hungernden Kinderhäuflein und dann und wann einen Säugling an der ausgetrockneten Brust — sie alle kommen, um Arbeit irgend welcher Art für irgend welchen Lohn zu erflehen, damit sie ein paar Bissen verdienen, um

sich vor dem Hungertode zu schützen[1]). Wir schicken alle fort, die wir anderswohin zu weisen wissen, aber es bleiben deren noch genug, für die keine andere Vorsorge getroffen werden kann, und die, menschlich gesprochen, ohne die Unterstützung der Missionare verhungern müßten." Von einer Reise heißt es: „Wir fanden viele Dörfer halb verlassen, weil die Leute nach Speise und Arbeit ausgegangen waren. Stellenweise bot das Land einen wahrhaft trostlosen Anblick dar, da man alle Bäume entblättert hatte, um ihr Laub als Futter für das Vieh zu verwenden. Dennoch waren viele Thiere umgekommen, wie die Skelete vor jedem Dorfe bezeugten. Die Bäume aber waren auch großentheils schon ihrer Rinde beraubt; die Leute hatten sie zum Brotbacken verwendet." — Der Hunger verzehrte die Kraft des Volkes, und hintennach kam die Pestilenz und raffte es in seiner Schwachheit hin.

Nach dieser Zeit hatten sich denn bald die Waisenhäuser gefüllt und mußten vergrößert oder neue gebaut werden. Für den Zustand der Gemeinde war dies jedenfalls bedeutungsvoll. Die christlich erzogenen und getauften Zöglinge wurden im Ackerbau beschäftigt und nach ihrer Entlassung unter Vorschüssen der Mission auf eigenem Grund und Boden angesiedelt und heiratheten christliche Mädchen aus den Waisenhäusern. Der schnelle Anwuchs der Gemeinden; deren Mitgliederzahl auf 430 gestiegen ist, datirt jedenfalls daher. — Im übrigen aber sind die Bekehrungen aus den Heiden doch noch immer selten, trotz der weit verbreiteten Achtung und Liebe, die die Missionare genießen, besonders infolge der medizinischen Thätigkeit, die auf 5 der Stationen reichlich geübt wird. — Die Schulen haben sich sehr gehoben. Nach den letzten Angaben betrug die Schülerzahl 3433, darunter 237 Mädchen. Unter den 24 eingebornen Predigern und Katecheten sind treue Männer, die mit Ernst und Eifer für das Reich Gottes arbeiten.

6. Die Präsidentschaft Bombay.

a. Sindh.

Das untere Indusgebiet (seit 1843 britisch) ist eine der heißesten und dürrsten Landschaften Indiens. Besonders die sandigen, baumlosen Küstenstriche und die angrenzende Gegend tragen diesen Charakter; selbst das große Delta des mächtigen Stromes bietet nur einen öden Anblick. Etwas weiter hinauf zeigen auch hier die Ufer des letzteren einen Thonboden, der unter künstlicher Bewässerung reiche Ernten liefert. Daher hier der Strom von stärker bevölkerten Strichen, deren wechselnde Breite an einigen Stellen mehrere Meilen erreicht, eingefaßt ist. Charakteristisch für die Landschaft ist die Dattelpalme. Als Hausthiere sind Dromedare stark vertreten. Die beiden Orte, welche uns hier allein interessiren, sind Haiderabâd *(Hyder—)* und Karâtschi *(Curruchee)*. Letzteres ist der einzige gute Hafen von Sindh, wichtig als die große Importstätte für Centralasien. Die alte Stadt ist ein

[1]) Bloßes Betteln gilt für eine Schande; alle wollen arbeiten oder wenigstens den Namen haben, daß sie arbeiten; wie viel sie leisten, darum kümmern sie sich meist wenig.

Haufe schmutziger viereckiger Lehmhütten, die neue zeigt europäisches Gepräge; beide umfassen 53,000 Einwohner. Die Umgegend ist äußerst öde. Jenes liegt etwa 10 Meilen vom Meere etwas östlich vom Indus und war früher der Sitz des Emirs. Die bethürmten Mauern geben der Stadt ein imposantes Ansehen. Waffenfabrikation wird hier stark betrieben, auch Seiden-Weberei, Emaille- und treffliche Lackwaarenfabrikation. Beide Städte sind durch Eisenbahn verbunden.

Die Bewohner Sindhs (gegen 2,200,000 Seelen), mehr als zur Hälfte dem Islâm ergeben, sind sehr gemischt. Ein großer Bruchtheil besteht aus kühnen, martialischen Balutschen, denen auch die früheren Emire angehörten.[1]) Sie sind fanatische Schiiten und sprechen einen dem Afghânischen (Paschtû) verwandten Dialekt (?), die vornehmeren aber auch Persisch, das auch offizielle Sprache war und als solche erst in neuerer Zeit durch das Englische verdrängt wurde. Die Sindhbevölkerung mit ihrer dem Hindi nahe verwandten Sprache ist dunkelfarbig, aber hübsch gebaut, zum Theil aus muhammedanischen Ackerbauern bestehend. Außerdem finden sich Dschâts, Gudzarâti, Mahrâtten u. s. w. und selbst Afrikaner sind nicht selten.

Bei dem Ueberwiegen des Islâm hat die Mission, welche hier von der Church Missionary Society getrieben wird, einen harten Boden. Oft wird der Missionar kurz abgewiesen mit der Bemerkung, wenn er nicht einmal Arabisch verstehe, so dürfe er gar nicht mitreden. Aber auch die Hindübevölkerung ist dem Evangelio nicht viel zugänglicher. Am meisten wirken noch die verschiedenen Schulen. In Karâtschi, wo seit 1850 gearbeitet wird, ist eine Gemeinde von 62 Seelen mit 18 Kommunikanten gesammelt. In Haiderabad (seit 1856) sind die entsprechenden Zahlen 7 und 4.

b. Gudzarât.

Die große Landschaft Gudzarât, welche neben der Halbinsel dieses Namens auch ein weites Gebiet des Festlandes umfaßt, steht nur zum geringeren Theile direkt unter britischer Herrschaft. Zum größeren Theile wird sie von vielen tributpflichtigen Râdschas regiert. Der mächtigste unter ihnen ist der Gaikwar *(Guicowar)* von Baroda, einer von den Mahrâttenherrschern, der seine Selbständigkeit erhalten und der wieder eine Anzahl kleinerer Fürsten unter sich hat. Lassen wir uns diesen indischen Großen, der den nur wenigen verliehenen Ehrentitel Maharâdschâ führt, von Graul, der ihn auf seiner Reise in Bombay näher kennen lernte, etwas schildern.[2])

Sein Gefolge auf der „frommen" Reise nach Pûna bestand dem Gerüchte nach aus 11,000 Mann, 2000 Pferden und 105 Elefanten. Von Surât hatte er sich mit dem kleineren Theile seiner Begleitung auf 4 Dampfern und 30 andern Fahrzeugen eingeschifft. — — — Einundzwanzig Kanonenschüsse begrüßten Se. Hoheit

[1]) Neben ihnen kommen auch Brahui vor, jenes friedlichere Nomadenvolk, mit einem sich mehr dem mongolischen nähernden Typus, das man für die Urbevölkerung Balutschistans hält.

[2]) Graul, Reise nach Ostindien, III, S. 40 ff.

„Ganpat Rau Gaikwar Sena Khas Khel Schamscher Bahadûr." Er ist ein kleiner, schmächtiger Mann mit einem sehr offenen, verständigen, fast durchdringenden Auge. Er trug, als er landete, eine fließende Tunika von grünem Atlas, goldgestickt. Seine Purpur-Atlas-Beinkleider waren so dicht mit Gold durchwirkt, daß die Grundfarbe kaum sichtbar wurde. Goldbeladene Sandalen von grünem Marokkoleder saßen an seinen Füßen. Sein von solidem Golddraht durchwirkter Kaçmirturban wurde auf 1000 und der Werth der Juwelen an seinem Leibe auf 200,000 Rupi geschätzt. An der Vorderseite des Turbans glänzte ein doppelter Halbmond prächtiger Brillanten von auffallender Größe und dazwischen blühte ein rosiger Diamant (?), fast $^3/_4$ Zoll breit, eingefaßt von 2 großen Smaragden. Eine Schnur von ungeheuren Perlen schlang sich zweimal über den Turban weg und hing auf die Schultern hinunter. Den kostbarsten Perlen, die sich in mehreren Reihen um den Hals wanden, waren Edelsteine aller Art beigefügt. Ringe mit Diamanten, Smaragden und Rubinen bedeckten alle Finger, und in den Ohrringen hingen Ballis, goldene Ringe mit 5 gewaltigen Perlen. — Sobald Se. Hoheit den Fuß ans Land setzte, erhob sein Gefolge ein betäubendes Geschrei: „Seht, seht, hier kommt der Mahârâdschâ Ganpat Rau Bahadûr. Herzu und schaut den guten, erhabenen, unvergleichlichen, schönen, reichen, mächtigen und furchtbaren König!" u. s. w. Dann aber kreischten und rasselten die Pfeifen und Trommeln des königlichen Musikchors mit solcher Macht dazwischen, daß die überlaute Stimme des Lobes vollkommen erstickt wurde. — In seiner Residenzstadt hat der „fromme" Fürst ähnliche Brahmänenfütterungen eingerichtet (wie wir sie später in Travankôr kennen lernen werden), durch die eine Unzahl Schmarotzer nach Baroda zusammen gezogen werden.

Das Festland von Gudzarât wird von den nördlichsten Ausläufern der Westghâts, so wie den westlichsten des Vindyagebirges durchzogen. Auch die Halbinsel ist in der Mitte gebirgig. Hier wie dort gibt es heilige Berge (Palitanna, Girnar [Girinagara] und der schon erwähnte Abû, letzterer an der Grenze von Radschputana), die als Wallfahrtsorte der Dschaina berühmt und mit ihren Tempeln und Klöstern besetzt sind. Bemerkenswerth ist im Süden der Halbinsel ein rauher Felsstrich, genannt Gihr, der dicht mit Dschangeln bedeckt ist und vielfach räuberischen Stämmen (namentlich den Kathis) als Schlupfwinkel diente. Jetzt ist längst völlige Sicherheit hergestellt.

Die Mission auf diesem Felde ist bereits im Anfange unseres Jahrhunderts (abgesehen von mehrjährigen Arbeiten der Baptisten-Missionsgesellschaft)[1] durch die Londoner Missionsgesellschaft begonnen worden auf der Station Surât, die aber nicht zu einer rechten gedeihlichen Entwicklung zu kommen schien, trotzdem daß später eine zweite Station in Borsad, nördlich von dort, angelegt wurde. — Das Klima ist als höchst ungesund berüchtigt und das Gudscharâtfieber sehr gefürchtet. Doch folgt auf die drückend heiße doch auch eine sehr angenehme kühle Jahreszeit. — Seiner Fruchtbarkeit wegen wird Gudscharât „der Garten Indiens" genannt. Leider ist der Ackerbau noch auf einer sehr niederen Stufe, und erst durch den infolge des amerikanischen Krieges angeregten stärkeren Betrieb des Baumwollenbaus etwas gehoben worden. Freilich wurde, wie es scheint, dem Getreidebau nicht die gleiche Förderung zu theil. Die Hauptnahrung bildet Dschuari (Sorghum), das auf manchem Felde seine hohen wie Mais gewachsenen Stengel erhebt

[1] Eine Mission der Propagation Society 1830 zu Ahmedabad war auch nur vorübergehend.

mit den zierlich überhangenden Blättern und an der Spitze seine große Rispe entfaltet. Eigenthümlich lispelt der Wind durch solches Feld. Daneben finden wir hier auch eine Grasart, Paspalum, deren Same für die armen Leute Speise liefert. Sonst wird Reis und Weizen, Gram (als Pferdefutter), Zuckerrohr u. s. w. gebaut.

Neben der Dattelpalme zeigt sich hier schon die Palmyra mit ihren mächtigen fächerförmigen Blättern. An vielen Stellen findet sich prachtvoller Wald mit solcher Mannigfaltigkeit üppig wachsender Bäume, daß man einen großen Park vor sich zu haben glaubt.

Gudscharât hat eine sehr gemischte Bevölkerung. Die einheimischen Hindû mit ihrer besonderen Sprache, die weit über die Grenzen des Landes hinaus fast im ganzen westlichen Indien sich als kaufmännische Geschäftssprache verbreitet hat, stehen ihrer persönlichen Erscheinung sowie ihrer Intelligenz und äußeren Kultur nach hinter keinem der übrigen arischen Völker zurück, während sie manche von ihnen übertreffen. Aus der Zeit der Mahratten haben sich manche Reste jenes herrschenden Volks erhalten. Mehr noch sind die kriegerischen Radschputen vertreten, die stets mit Schild, Bogen und Pfeilen gehen. Außer den vielen Muhammedanern, die übrigens sehr heruntergekommen, verarmt und praktisch fast Polytheisten sind, da sie ihre verstorbenen Heiligen (Pirs) verehren, leben hier einige tausend Parsî (Feueranbeter), die einst, nach dem Sturz der Sassaniden aus ihrer Heimat vertrieben, hier vor dem muhammedanischen Fanatismus eine Zuflucht fanden.

Die verschiedensten Hindûsekten sind in Gudscharât vertreten. Eine neuere, die Nachfolger des zu Anfang unseres Jahrhunderts lebenden Swami Narayana, umfassen einen großen Bruchtheil der Bevölkerung. Selbst Bischof Heber hegte gute Erwartungen von diesem „Reformator", der den Glauben an einen Gott verkündete — aber der eine Gott war der über alle andren erhobene Vischnû, und Narayana wollte ein Avatâra von ihm sein. Die Swami Narayaner stecken also tief im Götzendienste und sind bittere Widersacher des Christenthums.

Die Kaste herrscht hier in fast unerträglicher Weise. Blos unter den Brahmanen werden 84 Unterabtheilungen gezählt und die Vânia haben deren nicht viel weniger. Weiter herunter ist das Volk in fast unendlich viele Stufen getheilt. In manchen Fällen ist blos das Heirathen aus verschiedenen Kasten verboten, während gemeinsames Essen nicht für verunreinigend gilt; meist aber ist auch das letztere verboten. Man darf nicht annehmen, daß nur die niederen Kasten unter dieser Zersplitterung leiden. Auch die Hohen, in ihrer Exklusivität und Isolirung, haben viele Lasten und müssen sich manches versagen, was jenen gestattet ist.

Nirgends wird die Lehre von der Unverletzlichkeit des Lebens strenger gehalten als in Gudscharât. Man bemißt die Frömmigkeit jemandes nach der Sorgfalt, mit der er sich hütet, irgend ein Leben (auch vegetabilisches) zu zerstören. Thiere zu tödten ist fast die einzige Sünde, die hier in Betracht kommt. Dagegen wird das Christenthum, welches animalische Nahrung gestattet, mit Abscheu und Schrecken

angesehen. Das menschliche Leben war früher weniger geachtet, und bei den Radschputen kam der Mädchenmord in entsetzlichem Maße vor.

Im Jahre 1840 suchte die presbyterianische Kirche Irlands, die sich durch Verschmelzung verschiedener presbyterianischer Denominationen gebildet hatte, ein Missionsfeld und entschied sich nach dem Rathe des Missionar Wilson in Bombay, der bei der Gründung verschiedener Missionen mit Rath und That geholfen hat, für die Landschaft Kattiwar auf der Halbinsel. Radschkôti und Porbander wurden als Stationen ausersehen. In den ersten Jahren hatte die junge Mission mit vielen Hindernissen zu kämpfen, wurde jedoch 1846 gestärkt durch Abtretung der Londoner Station Surat, wohin die letztgenannte jener Skationen verlegt wurde.

In Porbander hatten sich nämlich mehrere Muhammedaner bekehrt; da aber der dortige Fürst die Missionare nicht zum Ankauf von Grund und Boden kommen ließ, mußte von dort die Mission zurückgezogen werden. Unter den eingebornen Fürsten ist die Mission überhaupt weit mehr erschwert als auf britischem Territorium. Die Bekehrten finden es außerordentlich schwer, unter Hindugesetzen zu leben, wo sie kaum Toleranz erlangen können. Dies war der Grund, daß die Mission nicht, wie zuerst beabsichtigt wurde, Kattiwar, sondern das Festland hauptsächlich zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gemacht hat, wo englisches Gesetz gilt, während auf der Halbinsel die kleinen Fürsten ihre alten Einrichtungen aufrecht erhalten. — Im Jahre 1859 trat die Londoner Gesellschaft ihre letzte Station in Gudzarât an die Presbyterianer ab. Es war dort keineswegs vergeblich gearbeitet, sondern eine ziemliche Zahl Bekehrter gesammelt. Als sich aber die Arbeit auch der niedrigen Kaste der Dhers zuwandte, fielen die meisten derselben wieder ab, da sie die Kaste dem Christenthum vorzogen. Doch blieb ein treuer Kern der Gemeinde übrig, der eine blühende Kolonie bei Borsad bildet, von der eine andre abgezweigt und nach Schahavadi bei Ahmedabâd verpflanzt wurde[1]). In dieser alten Hauptstadt ist denn die jüngste Station dieser Mission angelegt worden 1863. Die Stadt, jetzt mit 116,000 Einwohnern, zeigt noch manche Spuren des alten Glanzes und der alten Größe.

Bemerkenswerth ist die große Moschee, in der sich das Grab Ahmed I., des Gründers der Stadt, befindet. Mit vielen Kuppeln ist sie geschmückt, getragen von 400 Granitpfeilern. Die Wände sind von weißem Marmor, ausgelegt mit Elfenbein, Halbedelsteinen, Perlmutter und Silberblättern. Nahe der Stadt liegt ein großer, einst schön eingefaßter Teich, in dessen Mitte eine Insel mit den Ruinen eines Sommerpalastes. Fruchtbare Ebenen, von schattigen Baumgruppen unterbrochen, charakterisiren die Gegend, die wegen ihrer vorzüglichen Mangofrüchte berühmt ist.

Wie überall in Nordindien ging auch hier die Arbeit unter mancherlei Schwierigkeiten, mit Straßen- und Reisepredigt in Schulen und Waisenhäusern u. s. w. vor sich. Nach zwanzig Jahren war die Zahl der Bekehrten einschließlich der von der Londoner Mission gebliebenen nicht höher als 250. Im Jahre 1862 aber begann eine

[1]) In neuerer Zeit ist eine zweite Kolonie, Wallacepûr bei Gogo, gegründet.

ausgedehnte Bewegung unter den Dhers[1]) im Distrikte von Borsad. Einige hundert von ihnen meldeten sich zum Unterricht und nannten sich offen Christen. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß ihrer viele die Verbesserung ihrer gedrückten sozialen Lage dabei im Sinne hatten. Dennoch haben die Missionare nicht umsonst den Samen des Evangeliums in die so vorbereiteten Herzen auszustreuen gearbeitet. Hätten sie weniger wählerisch bei der Ertheilung der Taufe sein wollen, so hätten sie vermuthlich größere Schaaren gewinnen können, aber auch bei der strengeren Praxis ist die Zahl der Bekehrten verhältnißmäßig schnell gewachsen und in zehn Jahren alle Stationen zusammengerechnet auf nahezu 600 gestiegen.

Soeben finde ich nun noch neuere Angaben, nach denen 1875 in 54 Dörfern 310 getaufte Dheds waren, die Zahl derer aber, die sich dem Christenthume angeschlossen hatten, 935 betrug. Einige Monate später waren es über 70 Dörfer, und auch die andern Zahlen waren in diesem Verhältniß gestiegen. „Es würde unmöglich sein, zu sagen, wie weit sich das Evangelium hierbei ausbreitete. Man darf nicht annehmen, daß es gleicherweise in die Tiefe wie in die Breite geht. Viele sind schlecht unterrichtet, und zerstreut über einen weiten Distrikt, wie sie sind, fehlt es an entsprechenden Lehrkräften. Die Entwicklung der Bewegung ging zu schnell dafür. Einige haben ihren Wunsch, Christen zu werden, wieder aufgegeben, und eine rührige ausgedehnte Verfolgung hat begonnen, die leichtlich die Unwissenden und Schwankenden irre machen kann. Aber es ist kein Anzeichen da, daß das Wort seine Kraft verloren hat. — — Beim Bau der Kirchen zeigt sich praktischer Ernst. Die Leute sind arm. Manche erwerben beim Darniederliegen der Weberei nur 2,50 Mark die Woche; und doch geben sie zu jenem Zweck ihre Beiträge." Diese reichlichere Ernte scheint nur der Station Borsad beschieden; die übrigen stehen ihr an Fruchtbarkeit weit nach. Die Schulen mit 1200 Zöglingen, die Presse zu Surât, die Uebersetzungsarbeiten in Gudzarâti u. s. w. mögen nur im Vorübergehen erwähnt werden.[2])

c. Bombay.[3])

Besteigen wir in Surât die Eisenbahn, um nach Süden zu reisen. Noch immer stehen Gruppen von Eingebornen staunend vor dem Zuge, besonders vor der Lokomotive, und einer oder der andre legt seine

[1]) Die Dhers oder Dheds (mit cerebralem „d") gehören zu den Aborigines, die sich übrigens auch als Koli und Bilha auf dem Festlande von Gudzarât finden. In dieser Gegend aber haben die Aborigines bei weitem nicht mehr die Selbständigkeit, wie die Kolh und Santâls; wenigstens scheinen die Dhers ganz wie die unten zu erwähnenden Mahârs eine mit dem Kastensystem verknüpfte, obwohl darin nicht aufgenommene Bevölkerung (Outcasts) zu sein.

[2]) Vergl. Rev. Dunlop Moore im Christian Work, 1863, p. 614 ff., sowie The Missionary Herald, 1865, 1873 und 1877.

[3]) Wir behalten diese gebräuchliche Schreibart bei; zu sprechen ist Bombâ. — Zum lebendigeren Verständniß der folgenden Schilderungen dürfte die Karte Asien Nr. 12 in meinem Allgemeinen Missionsatlas (Gotha 1867—71) viel beitragen.

dunkeln Hände auf die Brust und macht sich ehrerbietig beugend dem Feuerroß seine Pûdscha (Verehrung). In den Wagen mag's bei allen mit Rücksicht auf das Klima getroffenen zweckmäßigen Einrichtungen doch manchmal recht drückend werden; denn sie füllen sich. Vergebens guckt dort jener Brahmâne in diese und jene Thür und sucht nach einem leeren Coupee. Bei der letzten Reise fragte er noch in seinem Kastenstolze nach dem Brahmânen-Wagen, wurde aber unter dem Gelächter der gaffenden dunkelbraunen Buben bedeutet, daß auf der Eisenbahn alle Menschen gleich geachtet seien. Heute aber geht es ihm besonders schlimm, denn in allen Wagen finden sich jene verhaßten Scheusale, Menschen von unreiner Kaste. Schließlich muß er sogar neben einem Tschamâr[1]) Platz nehmen, dessen Nähe er sonst unter Zetergeschrei und im höchsten Zorn zu vermeiden gesucht hätte. Hier aber verbeißt er seinen Ingrimm und setzt sich gelassen nieder, denn die Reise mit der Eisenbahn geht doch soviel schneller und ist soviel billiger als mit dem Ochsenwagen. Freilich, wenn er nach Hause kommt, muß er die unangenehmen Reinigungsceremonien durchmachen, um nicht seiner Kaste verlustig zu bleiben. Da wird er wohl ekelhafterweise seine Kleider mit der Jauche des heiligen Thiers, der Kuh, besprengen müssen, sich selbst mit ihrem Mist über und über beschmieren[2]) und, wenn es sein kann, an einem heiligen Orte seine Sünde abwaschen — dazu muß der Priester über ihn Gebete plappern, und das kostet Geld — aber es schadet nichts, bei der wohlfeilen schnellen Eisenbahnfahrt kommt alles mit Nutzen wieder heraus.

Lange führt uns der Zug durch Flachland, bis zur Linken, erst in der Ferne, dann näher herantretend, die immer kühner sich erhebenden Mauern der Westghâts sich zeigen, überragt von manchem höheren Gipfel. Oft freilich werden sie von Vorbergen verdeckt oder senden schroffe Ausläufer nach der Küste herab, die der Bahn manche Schwierigkeiten machten.

„Schroff und zerrissen ist überhaupt der Charakter dieser Gegend. Durch wilde, enge Schluchten brausen unzählige Waldbäche, manchen Wasserfall bildend. Ueber ihnen sind unzugängliche Höhen, die entweder, mit Dschangel bedeckt, dem Tiger und Leoparden zum Aufenthalt dienen, oder, zu schroff, um eine Vegetation zu tragen, nur die nackten dunkeln Felsenwände zeigen. Auf solchen Höhen liegen hie und da die malerischen Ruinen von Burgen, in denen die Mahrâttenritter lange ihre Unabhängigkeit vertheidigten. So wild indessen diese Gegend, hat sie doch manches fruchtbare Thal, das, von fischreichem Flusse durchströmt, auf seinem rothen Thonboden Pflanzungen tropischer Gewächse trägt, die zur Monsûnzeit in der stets mit feuchtem Nebel erfüllten Atmosphäre äußerst üppig gedeihen.

Wir nähern uns dem Ziele. Es öffnet sich der Blick nach rechts hin auf das Meer. Die Bahn folgt eine Weile dem Strande, dem sie sich zuvor 2 Meilen und drüber entfernt hielt, und setzt dann über einen schmalen Meeresarm auf einer Brücke nach der Insel Salsette über. Noch haben wir eine gute Stunde an der Küste entlang zu

---

[1]) Die Lederarbeiter, die dem gefallenen Rindvieh die Haut abziehen, sie gerben und Schuhe u. s. w. daraus machen.

[2]) Wenn es streng genommen wird, muß er das Pantschagavya genießen: die 5 Erzeugnisse der Kuh: Milch, Quark, Butter, Urin und Dünger zu sich nehmen.

fahren und gelangen über eine zweite Brücke [1]) auf die Insel Bombay. Nun geht's an der Stadt Mâhim mit ihren Gärten, ihren Palmen und Mangobäumen vorüber. Rechts zeigen sich Reisfelder; links ein Dörflein nach dem andern, die Vorstädte der Hauptstadt beginnen mit ihren stattlichen Villen. Zwischen Baikalla und Mazagaon hindurchfahrend, [2]) kommen wir zu dem auf der östlichen Seite der Insel gelegenen Hafen. Herrlich ist der Blick über die Bai, mit ihren großen und kleinen Inseln, [3]) im Hintergrunde die Ghâts mit ihren kühnen, scharfkantigen kahlen Gipfeln, im Vordergrunde das bunte Heer von Schiffen und Fahrzeugen der verschiedensten Art mit Flaggen der verschiedensten Nationen. Bunt durch einander geht auch das Getreibe auf den langhin sich erstreckenden Ausladeplätzen (Bander). An der andern Seite liegt die Stadt (native Town) mit ihren belebten Gassen, die wir mit der Bahn ganz umfahren. Endlich hält der Zug. Aus dem Bahnhof tretend haben wir die Esplanade vor uns, von der wir uns nach der unter Kalkutta gegebenen Schilderung eine Vorstellung machen mögen. Sie zieht sich weit nach Süden hin: zur Rechten die flache Back Bay, über die wir auf das weite Meer hinausschauen, während uns auf dem Rückwege die gegenüberliegende Landzunge mit dem 40 m hohen Malabar Hill in die Augen fällt. Auf der andern Seite der Esplanade liegt das Fort, das hinter seinen Wällen eine eigene Stadt birgt. Dort befinden sich die meisten Geschäftslokale reicher Kaufleute. Früher nahm es das südlichste Ende der Insel ein. Jetzt aber sind die beiden weiter südlich vorgelagerten Inselchen, Alte Frauen-Insel und Kolaba, durch künstliche Ausfüllung mit der Hauptinsel in Verbindung gesetzt und enthalten Docks, Werfte u. s. w. Auf der letztgenannten liegt ein Hospital, Irrenanstalt, die kleine St. Johns-Kirche und auf der südlichsten Spitze der Leuchtthurm. — Wenden wir uns nun über die Esplanade zurückkehrend der eigentlichen Stadt zu.

„So sehr auch der Staub und Lärm der vollgepfropften Straßen alle Sinne beleidigt, so lohnend ist es doch, einen Augenblick am Eingange eines Bazârs stille zu stehen, den langen Geschäftsweg hinabzublicken und die volle Strömung der Menschen zu beobachten, welche einander stoßen und anschreien, wenn das Gedränge vorwärts preßt und jeder einzelne in dem ihn interessirenden Gegenstande lebt und webt. Noch seltsamer und fesselnder ist es jedoch, sich in die Gruppen selbst zu begeben und im Vorbeigehen den mannigfaltigen Charakter der lebenden Massen zu beobachten. Für das Auge des Fremden wird der Tschinzbazâr die merkwürdigsten Scenen darbieten. Die Straße streift den von Schiffen der Eingebornen besetzten Theil des Hafens und ist gänzlich für Handelszwecke bestimmt. Hier ist in der

---

[1]) Schon vor dem Bau der Bahn war hier eine vortreffliche steinerne Brücke erbaut, zum Theil auf Kosten eines sehr reichen Kaufmanns in Bombay, des Parsi Dschamsetschi Dschidschibhai, der seinen Ruhm darin suchte, von seinem Reichthum manche gemeinnützige Verwendung zu machen. Er brachte es denn auch bis zum englischen Baron. Mit Hinterlassung von etwa 160 Millionen Mark starb er 1859.

[2]) Vorausgesetzt, daß wir auf einer Haltestelle auf die andere Bahn (Great Indian and Peninsular Railway) übergingen.

[3]) Auf einer derselben, Elephante, befinden sich die bekannten brahmânischen Felsentempel (etwa aus dem 7. Jahrhundert n. Chr.), während die ältern buddhistischen auf der Insel Salsette liegen: „Die tollen Höhlenexkavationen — — — mit Schnauz und Rüssel ein albern Spiel" — wie Göthe sagt.

That ein Völkermarkt, wo die Waaren und Produkte aller Nationen der Erde zu einem gemeinsamen Lager aufgehäuft erscheinen. Haufen kostbarer Gummiarten und aromatischer Spezereien, Gefäße voll Oel und Rosenwasser, Elfenbein aus den Wäldern Ceylons und Rhinozeroshäute von Zanzibar, die kostbarsten Produkte Afrika's, Indiens, Persiens und Arabiens liegen hier, untermischt mit Schiffstauen und Ankern. Auf dem Damme taumeln Lastträger einher, gebeugt unter den viereckigen Ballen dichtgepreßter Baumwolle; Araber mit großen Turbanen und lose flatternden Abas lungern träge herum; schmierige Chinesen mit spitzen Strohhüten drängen sich geschäftig durch die Menge; Parsi in seidenen Gewändern mit tschakoförmigen feinen schwarzen Lammfellmützen ragen aus dem Haufen hervor; schmutzige und lärmende Banians (richtiger Bâniâs), rothe Turbane tragend, an denen Federn und Markzeichen stecken, stoßen roh nach rechts und links; Bangies mit hängenden gefüllten Wassergefäßen; Faqire aus allen Theilen Indiens; Dschainas mit ihren schneeweißen Gewändern, mit Stab und Bürste (cf. oben S. 194), wie Pilger aus alter Zeit; Patres mit schwarzen Mänteln und runden Hüten, Juden vom Stamme der Ben Israel: alles mischt sich in das Gedränge. Dann und wann steuert ein Ochsenkarren gegen die Massen, oder ein Parsi in seiner bunt angemalten Sänfte erzwingt für einen Augenblick den Durchgang; aber der strömende Haufe schließt schnell wieder den Nachzug und treibt wie zuvor als ein widerstandsloser Strom dahin. Die arabischen Ställe, welche einen bedeutenden Raum in dem großen Bazâr einnehmen, sind für den Gentleman der Präsidentschaft von mächtiger Anziehungskraft. Mit den arabischen Pferden wird von den Beamten viel Luxus getrieben." [1])

Doch treten wir, um all dem Getümmel zu entgehen, in eine der breiten, reinlichen Querstraßen. Hier können wir die Industrie der Eingebornen beobachten. Alle Werkstätten liegen offen hart an der Straße; die Handwerker aber lassen sich infolge langer Gewohnheit durch das Geräusch der Vorübergehenden nicht stören, sondern pflegen unverrückt, ernst und bedächtig auf ihre Arbeit zu sehen. Alle nehmen eine hockende Stellung ein. Die der Sandalen entledigten Füße müssen vielfach bei der Arbeit mithelfen. Wie geschickt dort der alte Schneider mit der Brille auf der Nase das Zeug, an dem er näht, mit der großen Zehe (seinem Fußfinger, wie er sagt,) festhält! Auch dort der Tischler klemmt mit einem Fuß das Stück Holz gegen den Pfosten, das er gerade durchsägt. Ueberall übrigens tritt uns eine Gewandtheit entgegen, bei der die Arbeit leicht von statten geht. Das Volk hat überhaupt in seinen Bewegungen eine natürliche Grazie. Wie geschickt balancirt dort jene Frau ihren blanken Kupfereimer auf dem Kopfe, und dort geht sogar eine, die drei oder gar fünf Milchgefäße, immer eins über das andere gesetzt, ebenso trägt und gar nicht ängstlich thut, als könnte die gefährliche Ladung verunglücken.

Dort mag uns noch der Wechsler auffallen, der in seinem offenen Laden sitzt, zur Seite einen beträchtlichen Haufen kleiner Silbermünzen. Wechselt jemand bei ihm eine Banknote, so greift er mit einer kleinen Schippe in den Haufen, um auf der neben ihm stehenden Waage die entsprechende Menge von Silber abzuwiegen. Daneben ertönt der Hammer des Kupferschmieds. Dort macht ein Goldschmied seine feine Arbeit. Hie und da sieht man im Schatten Kulies, Dienstmänner

[1]) Nach einem Citat bei v. Klöden a. a. O., III, 536. Uebrigens nur für die weniger heißen Morgen- und Abendstunden trifft die Schilderung zu. In den Mittagsstunden ist das Leben auf den Straßen fast verstummt. Der Verkäufer sitzt schläfrig neben seiner Waare, der Handwerker läßt die Hände sinken, hie und da schläft einer geradezu lang ausgestreckt im Schatten der Veranda.

würden wir sagen, stehen oder sitzen, die gemüthlich Betel kauen und warten mit lautem Geschwätz, bis jemand kommt und sie zur Arbeit dingt. Viel Zutrauen dürften diese fast nackten dunkeln Gestalten, manche mit rechten Galgengesichtern, kaum erwecken. Und doch könntest du getrost solch einem selbst werthvolle Dinge zur Besorgung anvertrauen; er würde den Auftrag pünktlich und redlich ausführen. Ein Bakschisch erwartet er freilich noch außer dem bedungenen Lohn, ist aber auch mit einer geringen Zulage zufrieden. Jenes Wort spielt überhaupt in Indien eine große Rolle. Es gibt Gelegenheiten genug, bei denen es der Fremde zu hören bekommt, und selbst mancher stolze Brahmâne nimmt hie und da recht gerne ein Bakschisch, am liebsten, wenn der Fremde das Geldstück auf den Boden legt, daß er es ohne Verunreinigung empfangen kann. Unter den Brahmânen gibt es nämlich auch manche armen Schlucker, die zeitweise irgend woher nach Bombay gekommen sind, um hier Geld zu verdienen. Die besonders heiligen Klassen dieser Kaste freilich kommen überhaupt nicht in diese Stadt der Franken (Faringhi),[1]) in der sich auch mit der größten Mühe nicht die ganze Reinheit bewahren läßt. Wie leicht kann man hier doch Wasser zu trinken bekommen, in das wenigstens der Schatten eines verruchten Kastenlosen gefallen ist, ja jene Scheusale gehen solchem „frommen Manne“ auf der Straße wohl gar nicht aus dem Wege, trotzdem daß er unabläßig Râm, Râm, Râm ..... vor sich her sagt. Aber nicht alle dieser Erdengötter (Bhûdeva) haben ein so enges Gewissen. Ja, wenn wir einen Spaziergang um die Backbay nach Malabar Hill machen, dem westlichen Vorgebirge der Insel, können wir bei dem Tempel von Walkêçwar, mit seinem scheußlichen Symbol des Çiva, selbst solche finden, die mit großem Behagen Fische verzehren, trotz alles Schimpfens ihrer puritanischeren Kollegen.[2]) Trotz der Verpflichtung, die Vêda zu lesen, gibt es nicht viel Gelehrsamkeit unter den Bombay-Brahmânen. „Die Mehrzahl versteht von der heiligen Sprache so gut wie nichts, denn der Sinn der Formeln, die sie zu ihrem Handwerke gebrauchen, ist ihnen nur im allgemeinen bekannt. Dies sind die sogenannten Bhatta oder eigentlichen Priester im Gegensatz zu den Çâstris (Lehrer der Çâstra) — den Theologen.“[3]) Beide Parteien stehen sich nichts weniger als freundlich gegenüber. Die Bhatta halten sich dabei immer am festesten an dem alten Herkommen. Viele gebildetere Hindû ärgern sich über die ganze Pfaffenwirthschaft und verhöhnen sie. „Veranstalte ein gutes Mittagsessen, so schaaren sie sich wie die Ameisen. — — Ihr charakteristisches Sprichwort lautet: Schlage mich auf den Rücken, nur nicht auf den Bauch“ — so schrieb schon vor dreißig Jahren eine Zeitung, freilich mit Uebertreibung eines der gemeinsten Sprichwörter auf sie anwendend.

---

[1]) Bombay war früher nur ein Fischerdorf und ist erst durch die Europäer zur großen Stadt geworden.

[2]) Die Tulubrahmânen sagen: Fische sind keine Thiere, sondern nur Seegemüse.

[3]) Graul a. a. O., S. 57 ff.

Weiter aber die verschiedenen Hindûkasten Bombays aufzuzählen und zu beschreiben, reicht unser Platz nicht zu. Wir erwähnen nur, daß sich im Mahrâttenvolke die beiden andern höheren Kasten keineswegs sehr rein erhalten haben. Hier zeigen sich schwache Reste der Kriegerkaste Kschâtriya in den jetzigen Parabhu's (Parabhu's? Herren), stark vermischt mit nicht arischen Elementen. Ebenso die Vaicya, unter denen die Goldschmiede und die Kupferschmiede obenan stehen. Das arische Element war hier eben schwächer vertreten als in Hindostan. Es zeigt sich dies auch darin, daß die arische Sprache die unteren Kasten nicht ganz durchdrungen hat; dieselben bewahren bis auf den heutigen Tag verschiedene dialektische Nuancen, in denen dravidische Ueberreste noch ziemlich deutlich zu Tage treten [1]). Auch der Götzendienst der niederen Kasten, bei denen sich mehr oder weniger unter Gestalten des brahmânischen Olymps Dämonenverehrung erhalten hat, ist eigenthümlich. Die Lokalgöttin Bombays ist die Mumba Devi, [2]) zu deren Dienst sich kein orthodoxer Brahmâne hergeben würde. Außerdem aber werden die verschiedenen Hindûgottheiten verehrt, besonders Çiva. In Bombay jedoch tritt im Vergleich zu echten, alten Hindûstädten der Götzendienst bedeutend zurück, und die Zahl der Tempel ist verhältnißmäßig gering.

Fügen wir sogleich über die Parsî noch einige Bemerkungen hinzu. Sie bilden einen bedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung von Bombay, wenn auch wohl die Angaben des Census von 1849: 114,000 unter 566,000 Seelen, weit übertrieben waren. [3]) Eine andere Schätzung sagt nur 2000. Erst vor 150 Jahren hat sich die Kolonie von Gudzarât aus hier angesiedelt. Sie sind meist wohlhabend: Kaufleute, Banquiers, Schiffbauer, Makler u. s. w. Auch als Kleinkrämer und Handwerker findet man sie, sowie auf dem Lande als Ackerbauer. Viele wohnen im Fort und auf Malabarhill. An letzterer Stelle befinden sich zwei thurmartige offene Gebäude, in denen ihre Leichen den Raubvögeln zur Speise vorgesetzt werden, denn die heilige Muttererde darf nicht durch Verwesung verunreinigt werden. Sie sind nach der alten Religion des Zoroaster Feueranbeter. Ihre Verehrung verrichten sie vor der freundlichen Hauslampe oder lieber vor der untergehenden Sonne im Freien. Oft sieht man sie mit ihren Familien am Strande gelagert in der erquicklichen Seeluft, um der scheidenden Sonne nachzuschauen. Auch die Frauen sind unverschleiert und unbefangen dabei. [4]) Im Ganzen accommodiren sie sich gern den

---

[1]) Erst die Mission hat in ihrer Literatur einen mittleren Durchschnitt zwischen jenen verschiedenen Dialekten hergestellt, ein Mahrâtti, das von verschiedenen Kasten verstanden wird.

[2]) Von der auch der Name der Stadt abgeleitet wird. Die gewöhnliche Erklärung aus dem Portugiesischen, Bom bahía, gute Bai, die immer ein geographisches Handbuch von dem andern abgeschrieben zu haben scheint, ist ein grober Sprachfehler. Da bahía femininum ist, müßte es Boa bahía heißen. Die Eingebornen nennen die Stadt noch immer Mumbâi.

[3]) Nach der neuesten Zählung hat Bombay überhaupt 644,400 Einwohner.

[4]) Ueberhaupt haben die Frauen im Mahrâttenlande keine so beschränkte Stellung wie in den Gebieten Indiens, wo der muhammedanische Einfluß tiefer

Sitten der Europäer. Manche unter ihnen sind aufgeklärt, betrachten das heil. Feuer nur als ein Erinnerungszeichen an die Gottheit, den Ahriman als Personifikation menschlicher Bosheit u. s. w. und gehören zur Freimaurerloge. Viele Parsi aber sind unwissende Priester, die von der handwerksmäßigen Verrichtung unverstandener Ceremonien bei ihren Volksgenossen leben, nebenbei aber auch wohl Pferdehandel treiben. Ein Beispiel, zu welchem Reichthum ein Vertreter dieses Volksstammes es brachte, begegnete uns schon oben (S. 205, Fußnote). Das stattliche Hospital, das der Baron stiftete, zeugt nicht minder von seiner Freigebigkeit. Als hervorstechende Charakterzüge der Parsi könnte man das geschickte und erfolgreiche Streben nach Reichthum bezeichnen und die Bemühung, es möglichst den Europäern gleich zu thun — obwohl die letzteren sich nicht leicht entschließen, mit ihnen zu fraternisiren.[1])

Besondere Beachtung verdient noch ein andrer Theil der Bevölkerung Bombay's: die Juden. Es gibt hier ziemlich viele, die erst in neuerer Zeit aus Arabien und Persien eingewandert sind. Mehr Interesse verdienen die andern, die sich Bene Jisrael nennen. Sie sind nach ihren Berichten vor mehr als 1600 Jahren aus einem nördlichen Lande gekommen. Man vermuthete in ihnen Reste des nach Assyrien gefangen geführten Volkes, eine Annahme, die jedoch seither widerlegt ist. Da sie viel Heidnisches angenommen haben, werden sie von den andern Juden verachtet. Sie sind meist Oelmacher, Zimmerleute, Maurer, Steinmetzen, zum Theil Krämer u. s. w. Größtentheils wohnen sie in der Nähe von Mazagaon. In Bombay haben sie zwei Synagogen. — Ziemlich stark vertreten sind die Indoportugiesen[2]) und eingeborne Katholiken aus früherer Zeit. Es gab schon 1850 acht katholische Kirchen auf der Insel.

Gehen wir nun zur Betrachtung der evangelischen **Mission** über. Dieselbe ist uns nach ihrem damaligen Stande so anschaulich von Dr. Graul geschildert worden, daß ich mir nicht versagen kann, dem Leser diese nun bald dreißig Jahre alte Schilderung in kurzen Zügen wieder vorzuführen. Obgleich damals die evang. Mission dort ihr erstes Vierteljahrhundert längst hinter sich hatte, war sie doch noch in ziemlich geringen Anfängen. Doch folgen wir unserm Führer durch die verschiedenen Institute.

Zuerst führt uns Dr. Graul nach der Druckerei der amerikanischen Mission, einem von außen etwas räucherig anzusehenden Gebäude, das in seinem obern Stockwerk zugleich die schmucklose Kapelle und dazu noch die Wohnung eines Missionars enthält. Hundert Eingeborne sind im Setzer- und Druckersaale be-

---

gedrungen ist. Man sieht sie wohl in ihren Ochsenwagen (die Parsifrauen thun's nicht leicht anders als in glänzender Equipage mit arabischen Rossen) durch die Straßen fahren, munter und neugierig zwischen den zurückgeschlagenen Vorhängen herausschauend. Zenanas in dem Sinne wie in Hindustan gibt es in Bombay sowie im ganzen südlichen Indien — abgesehen von den Muslims und etwa den Brahmânen — überhaupt nicht.

[1]) Nach Graul a. a. O., S. 91 ff.

[2]) Ihre Sprache wird in Bombay viel gesprochen, neben dem Mahrâtta, Gudzarâti und Hindostani.

schäftigt, in 7 Sprachen gleichsam „die Wurfgeschosse" anzufertigen, die im Kampfe der Mission fernhin wirken sollen. Als Schmuck der Wände dienen verschiedene Abbildungen eines Säufermagens: ein Zeichen, wie auch hier der Teetotalism eine große Rolle spielt. — Weiter wandern wir in das grüne Revier von Girgâon mit seinem herrlichen Palmenhain. Am Rande desselben haben die Schotten ihre Missionsschule, die auf dem wilden Acker des Heidenthums die allmähliche Arbeit der Hacke und des Pflugschaars verrichtet. Die Schule zählt mehrere hundert heidnische Schüler. Lassen wir uns zunächst mit den Lehrern näher bekannt machen. Ein bunter Kreis in Farbe und Tracht! Der eine ein Brahmäne, der andere ein Muslim, der dritte ein Jude, der vierte ein Indobrite. Unter den Brahmänen nur ein einziger, der kein abgöttisches Zeichen an der Stirn trägt. Er ist selbst eine Frucht dieser Missionsschule. Alle übrigen Lehrer, mit Ausnahme des Missionars und des Indobriten, sind leider keine Christen und werden daher nur für untergeordnete Lehrfächer verwendet — natürlich nur als Nothbehelf. — Noch bunter sind die Schüler gemischt. Dort der europäisch gekleidete Kleine mit dem schmutzig braunen Gesicht ist ein Indoportugiese (im ganzen ein trauriges Geschlecht, wie alle Mischgeschlechter, noch dumpferen Geistes als der Indobrite). Jener Knabe mit der rückwärtsgelehnten tschakoähnlichen Mütze von kleingeblümtem Calico ist der Sohn eines Feueranbeters: er hat leidlichen Verstand, aber einen starren Charakter. Dieser mit dem dunkeln Turban ist ein Muslim. Das schmutzige Bürschlein neben ihm ist, trotz der ganz hindûmäßigen Kleidung, ein echter Nachkomme Abrahams; seine Züge verrathen ihn. Die große Masse der Schüler aber, in der die genannten fast verschwinden, sind durchweg Hindû aus den verschiedenen Kasten, besonders der brahmânischen. Sieh nur die verschiedenen abgöttischen Zeichen auf den Stirnen und dazu die mannigfaltigen Trachten! — Das kannst du wohl denken, daß die Masse dieser Schüler nicht die Perle des Christenthums in dieser Schule sucht; und ich setze hinzu: nur wenige, sehr wenige sind es, die sie ungesucht darin finden. Aber warum kommen sie denn zur Schule? Damit sie etwas lernen und sich einen Weg durchs Leben bahnen. Dazu kommt, daß sie hier kein Schulgeld zu entrichten brauchen. Und was wollen die Kinder einmal werden? Nun, der Muslim, wenn er es durchaus nicht weiter bringen kann, wird einmal bei einem englischen Herrn Haushalter und der Indoportugiese Koch; der Indobrite wird sich kaum damit begnügen. Der Parsî ist allenfalls zufrieden, wenn er einmal ein tüchtiger Kaufmann wird und als gewandter Unterhändler zwischen den Europäern und Eingebornen vom Käufer und Verkäufer seine schweren Prozente nehmen kann. Der Hindû, besonders der Brahmäne, trachtet nach einer gemächlichen und einträglichen Stelle in den Büreaux der Regierung, und der Jude — schickt sich am Ende in alles, selbst in die Armee. — Den Schotten aber muß man es lassen, daß sie tüchtige Schulmänner sind. Die Knaben werden bald vom Lehrer unterrichtet, bald müssen sie unter Anleitung des Lehrers das Gelernte unter einander fragen; bald werden sie zum Aufstehen, bald zum Niedersitzen beordert, um dem einschläfernden Klima entgegenzuarbeiten u. s. w. Mögen auch der direkten Früchte für das Christenthum nicht viel sein, jedenfalls arbeitet die Schule mit an einem allgemeinen Umschwung der Hindûgedanken. — Was die Predigt betrifft, so waren die gesammelten Gemeinden, denen regelmäßig in den verschiedenen Missionskapellen das Evangelium verkündet wurde, damals noch sehr klein und „zählten zusammen noch nicht nach hunderten" (die aus den Parsî Bekehrten noch nicht nach zehnern). Mit denselben kamen auch wohl etliche Heiden. Es war das aber doch nur eine geringe Gelegenheit für die halieutische Wirksamkeit der Mission. Die eigentliche Heidenpredigt wurde damals nur von einem Missionar, dem Amerikaner Bowen, getrieben. — Mit jenem bekehrten Brahmänen in der langen weißen Tunika, der, die Bibel unter dem Arme, trotz des höhnischen Geschreis der Gassenbuben ruhig dahin schreitet, finden wir ihn auf dem Wege zum Strande. Schon sind wir wieder in dem grünen Girgâon, und die Sonne, die, wenn sie hoch am Himmel steht, nur hie und da mit einem matten Schimmer durch das dichte Gewölbe der Palmenkronen bricht, ist bereits so tief gesunken, daß sie eine wahre Goldflut zwischen den glatten Palmenschäften in die unteren Regionen hereinstreut. Ein kühler Wind verkündet uns zugleich die Nähe des Meeres. Noch ein paar Schritte und wir stehen am Strande. Hindû, halb im Wasser stehend, verrichten dort ihre Abwaschung; ein Parsî schaut betend der Sonne nach, löst die heilige Schnur, die

sein Gewand gürtet, schwenkt sie einigemal hin und her, um sich der unsauberen Geister zu entledigen, und gürtet sich aufs neue mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß seine Gemeinschaft mit dem guten Urwesen wieder hergestellt ist. — Unterdessen haben sich unsere beiden Freunde auf dem weichen Sande niedergelassen und ihre Bibeln aufgeschlagen. Der Hauptgegner, ein Parsi, der wohl den Mund, nicht aber das Herz auf dem rechten Flecke hat, hat sich bereits auf seinem gewöhnlichen Platze den beiden gegenüber eingefunden. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen und streicht sich wohlgefällig den Bart. Bald umringt die drei ein noch immer wachsender Kranz sitzender und stehender Zuhörer. — Es sind aber nicht etwa heilsbegierige Seelen. Die Hindû schwatzen gern und hören gerne schwatzen; sie disputiren gern und hören gerne disputiren. Dazu macht jener Parsi, der im Namen des Parsismus, des Hindûismus und des Islâm das Wort führt, die Versammlung einmal über das andere lachen. Sieh nur, wie er bei jedem Worte, das er spricht, den eitlen Blick in der Versammlung umherschweifen läßt. Dennoch mag unter den Hörern doch hie und da bei einem etwas von der Wahrheit des Evangeliums hängen bleiben. Von den beiden Predigern aber, welche diese Art der Wirksamkeit erst seit kurzem begonnen hatten, ließ sich erwarten, daß es ihnen mit der Zeit immer besser gelingen werde, solchen eitlen Disputirern das Maul zu stopfen. — Inzwischen ist die völlige Nacht hereingebrochen. Wir eilen durch einen Theil Girgâons, wo nur hie und da ein Licht aus den zerstreuten Hütten unter den Palmenbäumen hervorbricht, in die eigentliche Stadt. Da die vielen Kokoshaine das Land reichlich mit Oel versorgen, so finden wir auch die Bazârs fast tageshell erleuchtet, und wir können, wo nicht ein Hochzeitszug mit Fackelträgern, Pfeifern und Trommelschlägern oder derlei etwas uns in engerer Gasse den Weg verrennt, in der Kühle des Abends rasch dahin schreiten und das Haus unseres Gastfreundes in Mazagâon in einem Stündchen erreichen.

Die amerikanische Mission (Am. Board of Commissioners for Foreign Missions) wurde schon 1813 begonnen. Ihre wichtigste Thätigkeit ist die mit der Presse verknüpfte. Sie hat eine mahrättisch-christliche Literatur geschaffen. Sehr segensreich wirkte die seit 1837 herausgegebene englisch-mahrättische Zeitschrift Dnaya nodaya, „Erkenntniß-Aufgang", die alles für die Eingebornen Wissenswerthe (namentlich auch das ihnen so ganz fehlende Geschichtliche) aufnimmt, dabei aber doch die Verbreitung christlicher Wahrheit als Hauptsache im Auge behält. Damals wurde es in 1000 Exemplaren weit ins Land hinein abgesetzt, und mancher Bekehrte verdankte ihm die erste Anregung.[1]) Außerdem aber hatten die Amerikaner auch Schulen mit 500 Schülern und 75 Schülerinnen, aber nur für Elementarunterricht; außerdem eine Erziehungsanstalt für Mädchen. Der Sonntagsgottesdienst war von 70—80 Zuhörern besucht — meist Heiden, d. h. Arbeiter in der Druckerei, von denen der Besuch des Gottesdienstes wenn auch ohne Zwang, doch sehr bestimmt erwartet wurde.

Die Church Missionary Society fing ihre Arbeit zu Bombay 1820 an. Sie hatte viel Schwierigkeiten durch Krankheit und Tod der Missionare. Der amerikanischen Rührigkeit gegenüber trägt sie mehr das Gepräge der Stetigkeit. Dazu kommt der Unterschied des Kongregationalismus und der anglikanischen Kirche. Sahen wir

[1]) Eine richtig geleitete christliche Presse ist für Indien von der größten Wichtigkeit im Gegensatz zu der hinduistischen Presse, wie sie sich in neuerer Zeit entwickelt hat und nichts als die faden, faulen Göttergeschichten mit ihren Unsittlichkeiten oder gemeinen Klatsch verbreitet. — Zur Verbreitung der von den amerikanischen Missionaren ins Mahrätti übersetzten Bibel bildete sich eine besondere Gesellschaft.

dort die Kapelle in nichts von einem weltlichen Gebäude unterschieden, so hier ein Gotteshaus in kirchlichem Styl. Die Hauptthätigkeit lag auch hier in der Schule (512 Knaben und 194 Mädchen), dazu eine höhere Lehranstalt, die Prediger und Lehrer ausbilden sollten, denn noch mußte sich die kirchliche Mission wie die übrigen fast ausschließlich mit heidnischen Lehrern behelfen. Die Gemeinde bestand aus 10 Mahrátten, 7 Gudzaráti, 3 Kanaresen, 17 Tamulen, 2 Malabaren, 2 Chinesen, die aber meist bereits anderwärts getauft und hier nur zu einer Gemeinde gesammelt worden waren.

Die schottische Mission[1]) in Bombay arbeitet seit 1829, vorzugsweise in Schulen. Sie hatte schon zu Grauls Zeit außer ihrer höheren (Anglo vernacular) Schule ein Kolleg, aus dem 2 eingeborne Prediger hervorgegangen waren. Dennoch war der Mangel an eingebornen christlichen Lehrern sehr empfindlich. Damals war übrigens infolge der Trennung der Free Church dieselbe Spaltung der schottischen Mission dort eingetreten, wie wir sie bei Kalkutta erwähnten. Die Established Church, die im Besitze aller Grundstücke und Gebäude geblieben war, aber ihre Arbeit und zwar auch auf dem Gebiete des Unterrichts, so gut wie von vorne anfing, war als die vierte Arbeiterin in die Bombaymission eingetreten.

Schließlich gibt Graul noch die Zahl der bis dahin Bekehrten an, die sich zusammen auf 115 belief, mit der Bemerkung, daß die meisten dermaligen Gemeindeglieder innerhalb der Mission angestellt oder doch von der Missionskasse mehr oder minder abhängig waren. „Am fernsten halten sich die religionskalten Dschaina, die fanatisch heißen Muhammedaner und die überlieferungszähen Juden."

Daß in früheren Zeiten auch Versuche auf einigen Punkten der benachbarten Küste resp. Insel Salsette gemacht worden waren, sei hier nur angedeutet. Allein die Mission hatte sich auf die Stadt und ihre nächste Umgebung beschränkt.

Blicken wir nun fast 30 Jahre nach dem Besuche unseres bisherigen Gewährsmannes noch einmal auf die Mission in Bombay. Die Zahl der vorhandenen eingebornen Christen ist auf etwa 500 angewachsen. Sie bilden 8 Gemeinden. Die Früchte der verschiedenen Missionen haben sich jedoch nicht in gleichem Maße vermehrt, um dies Ergebniß zu liefern. Die Gemeinde des American Board ist nicht bedeutend (38 Mitglieder und 16 getaufte Kinder). Der Schwerpunkt dieser Mission ist längst auf das ergiebigere Hochland jenseits der Ghâts verlegt; Bombay scheint nur als Basis gehalten zu werden. Der Unterricht ist auf eine kleine Schule mit 25 Kindern beschränkt. Die Druckerei ist aufgegeben (1855). Der Dnaya nodaya aber hat sich gehalten, gut redigirt von einem Eingebornen und, wie es scheint, weiter als früher verbreitet.

Die Gemeinde der Church Mission war schon vor einiger

[1]) Angefangen von der privaten schottischen Missionsgesellschaft, 1835 von der Kirche übernommen.

Zeit (1874) auf mehr als 100 Mitglieder gekommen; Geschäftslosigkeit aber veranlaßte eine größere Zahl mit ihren Familien nach dem Festlande zu ziehen. Nach den neusten Berichten waren es 89, inkl. der 18 Schülerinnen in der Kostschule. Ein treuer eingeborner Pastor hat die Pflege dieser Gemeinde auf sich.[1]) Die europäischen Missionare treiben mehr das eigentliche Missionswerk, vorzugsweise auf dem besonders harten Boden unter den Moslims. Auch in ihre Harems bringt das Evangelium durch die Frauen der Missionare. Die Straßenpredigt ist nicht mehr so etwas Auffallendes und findet oft einen ruhigen Zuhörerkreis. Aus den Schulen dieser Mission heben wir die Robert Money-Schule (so genannt zum Andenken an einen Mann dieses Namens) hervor, die durch ihre gediegenen Leistungen sich hervorthut.

Noch immer aber nehmen die Schulen der schottischen Freikirche die erste Stelle ein. An christlichen Lehrern fehlt es nicht mehr. Der Bericht von 1876 erwähnt nur noch 2, die nicht Christen waren. Die Schülerzahl 680, darunter 250 Mädchen. Das College wird vielfach von jungen Christen aus anderen Gegenden besucht, die sich für die Universität vorbereiten wollen. Besondere Schulen sind für die Knaben und Mädchen der Beni Israel eingerichtet. — Die langsam aber stetig gewachsene Gemeinde hat 158 Mitglieder, und schon lange nicht mehr trifft es zu, was Graul vorfand, daß die meisten in der Mission angestellt waren, vielmehr ist die Selbständigkeit (Kirchenrath, Beiträge für die kirchlichen Ausgaben, eingeborner Prediger u. s. w.) in erfreulichem Zunehmen. Ein schönes Zeugniß für die Mission der Freikirche war die Theilnahme, welche aus allen Schichten der Bevölkerung bei dem Tode ihres Veteranen Dr. Wilson (1875) zu Tage trat. Schon bei der Feier seiner 40jährigen Amtsthätigkeit war durch Zeichnung von Beiträgen aus den wohlhabenden, auch heidnischen Kreisen ein Kapital von 42,000 Mk. aufgebracht, dessen Zinsen er lebenslänglich als Anerkennung genoß, und das nun zur Fundirung einer Stelle am College verwendet worden ist.

Die Schulen der schottischen Staatskirche sind fortgeführt und erweitert. 1873 wurde von 740 Zöglingen berichtet. „Ich stehe nicht an zu sagen", schreibt der Missionar, „daß die Knaben mehr vom Christenthum als vom Hindûismus wissen, und zwar ebensoviel wie Knaben von demselben Alter in unseren Schulen in der Heimat. Doch ich kann nicht sagen, daß sich irgend eine Neigung zur Annahme des Christenthums zeigt, obgleich ich nicht zweifle, daß viele an Christum als den großen Propheten und das höchste Ideal menschlicher Vollkommenheit glauben. Eine Gemeinde hat diese Mission nicht gesammelt, obgleich sie in der Stadt wie in der Umgegend auch Evangelisten-Arbeit treibt.

Inzwischen aber ist noch eine weitere Mission in Bombay von der Propagation Society gegründet (1859?). Sie hat in ver-

[1]) In Girgâon, wo der Palmenhain jetzt zu stattlichen Straßen mit kunstvollen Gärten umgewandelt ist, steht für dieselbe eine schöne Kirche. Uebrigens hat auch die Gemeinde der Amerikanischen Mission ihren ordinirten eingebornen Prediger.

schiedenen Theilen der Stadt resp. Vorstädte Kirchen errichtet und Gemeinden gesammelt: eine, in der der Gottesdienst in Hindostani und in Mahrátti gehalten wird — eine andre, englische, für die Eurasier, auch aus den hier lebenden Tâmulen hat sie eine beträchtliche Gemeinde gewonnen. Die statistischen Angaben sind in den betr. Berichten meistentheils nicht vollständig. Auch ist die Zahl der Eurasier und selbst Europäer nicht deutlich von den Eingebornen unterschieden. Immerhin mögen gegen 200 der letzteren mit dieser Mission in Verbindung sein. Es ist kaum anzunehmen, daß eine so große Ernte in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus der einheimischen Bevölkerung Bombay's gewonnen worden ist. Auch hier sind gewiß Christen aus anderen Gegenden mit herangezogen.

Es ist bezeichnend für die Missionsgemeinden in Bombay, daß sich auch hier wie in Kalkutta ein Streben nach Union zeigt, zur Beseitigung der trennenden Denominationsunterschiede, welche bis jetzt das Häuflein zersplittern.[1]) Ein trefflicher Gedanke, der, wenn er, aus dem Schooße der Gemeinden selbst entsprungen, von diesen im rechten Sinne verwirklicht würde, für den bisherigen Missionsbetrieb in manchen Stücken recht beschämend werden könnte. So natürlich es aber auch erscheint, daß in Indien nicht alle jene auf abendländischem Boden gewachsenen Besonderheiten Platz haben sollen, stehen der Vereinigung doch starke praktische Hindernisse im Wege. Schon 1871 bildete sich in Bombay aus hervorragenden Gliedern der verschiedenen christlichen Gemeinden ein Verein unter dem Namen: „Western India Native Christian Alliance." Der erste Enthusiasmus jedoch, mit dem die Sache begonnen wurde, ist auf harte Proben gestellt worden. Man wollte eine eigne Mission gründen, aber man hatte nicht die Kosten überschlagen und die eignen Kräfte überschätzt. In neuerer Zeit verlautet nichts mehr darüber; die Sache ist alle geworden. — Einen besonders wichtigen Unterschied zwischen dem früheren und dem jetzigen Zustande der Mission in Bombay bilden die Arbeitskräfte, welche bereits aus den Eingebornen herangebildet sind. Außer den bereits erwähnten Pastoren gibt es mehrere ausgezeichnete Männer, die mit Hingebung das Missionswerk auf dem Festlande treiben, zum Theil als ordinirte Missionare. Diese sowie viele Katecheten und Lehrer sind wenigstens offenbare Früchte der Schulen. Die Mission ist nun nicht mehr die Sache einiger Fremdlinge; sie hat ihre Vertreter unter den Kindern des Landes gefunden und zwar, wie es scheint, meist solche, die ihr Ehre machen.

Sind hierin nun auch bedeutende Fortschritte nicht zu verkennen, so gilt doch heute noch, daß die große Welthandelsstadt, unter deren zahllosen Götzen der Mammon obenan steht, noch immer ein besonders hartes Feld für die Saat des Evangeliums darbietet. Das Heidenthum steht äußerlich noch ungebrochen da. „Die Eingebornen," so schreibt der Kaplan des Prinzen von Wales, „haben ihr Glaubensbekenntniß nicht mehr gewechselt als ihre orientalische Tracht; aber sie sind durchdrungen von englischer Denkweise. Ihr Ehrgeiz geht dahin,

[1]) Sherring, History of Protestant Missions, p. 263.

Englisch fließend zu sprechen und zu schreiben und mit englischer Literatur und Politik vertraut zu sein. Sie benutzen dazu die Schulen und die Colleges; Klubs, in denen disputirt wird, und öffentliche Meetings sind bekannte Bildungsmittel. Vor einigen Tagen sah ich fast 1300 junge Leute die Aufnahmeprüfung zur Universität durchmachen. — — — In den Schulen wird die Bibel täglich gelehrt; aber nur eine sehr geringe Minorität der Schüler bekennt sich zum Christenthum. Als ich in einigen der oberen Klassen examinirte, war ich erstaunt über die Intelligenz vieler Schüler. Ueberall wurde mir versichert, daß schlechtes Betragen fast unbekannt ist, und daß die Schüler leicht zu behandeln und so fleißig sind, daß sie einen Ferientag lieber ablehnen als darum bitten. Freilich, die Knaben in den höheren Klassen sind meist verheirathet, was zu ihrer guten Führung und vortrefflichen Gelehrigkeit beitragen mag; doch auch in den unteren Klassen findet sich die gleiche Erscheinung." — — — Mögen auch wenig Bekehrungen vorkommen, die tief eingreifenden Wirkungen der Schule im Volksleben können nicht ausbleiben. — „Ist es möglich, daß sie das alles glauben?" fragte unser Gewährsmann einen gebildeten Brahmänen, der eben den Tempeldienst der Parvati versehen hatte. „Nein," war die Antwort; „ich glaube nicht, so wenig als einer von uns, der englisch spricht." „Aber wie können sie als Priester eines Glaubens amtiren, den sie als falsch erkennen?" „Ich kann mir nicht helfen", entgegnete jener; „das Priesteramt gehört meiner Familie. Soll ich es aufgeben, ausgestoßen werden und mich ruiniren lassen?" „Aber haben sie in der Missionsschule nicht gelernt, daß es eine höhere Kaste gibt als die, welche sie zu verlieren fürchten, die Kaste derer, die aus dem Glauben sind und folgen dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben?" Der Brahmäne antwortete nicht, sondern zuckte die Schultern mit stillem Lächeln.[1])

Doch genug von der großen Stadt. Gehen wir zu den weiteren Missionsfeldern der Präsidentschaft über, auf denen wir unter schlichten ländlichen Verhältnissen zum Theil einen viel besseren Boden für das Evangelium finden werden.

d. Die andern Missionen im Mahrattengebiete.

Es mag auffallend erscheinen, daß die Mission in der Nähe von Bombay auf dem Festlande keinen Eingang gefunden hat. Wir bemerkten schon, daß es nicht gefehlt hat an Versuchen der verschiedenen Gesellschaften, dort zu arbeiten. Doch ist es nicht zu nachhaltigen Erfolgen gekommen. Die Freikirche hatte einmal eine größere Anzahl von Schulen für die Beni Jisrael auf verschiedenen Orten des Festlandes. In neueren Berichten werden sie nicht mehr erwähnt. Vor etwa 10 Jahren richtete man von derselben Seite sein Augenmerk auf die vom Einfluß des Hindûismus noch weniger berührten Berg-

[1]) Church Missionary Gleaner, 1875, p. 75 ff.

stämme des nördlichen Konkan. Es gibt dort eine ganze Anzahl, die noch wenig erforscht sind, Wârali, Dhubiga, Dubali, Koli, Dhâd u. s. w. Für die erstgenannten wurde 1867 eine Mission in Golwad, einer Küstenstadt 17 Meilen nördlich von Bombay, eröffnet, an die sich viele Hoffnungen knüpften. Aber leider ist das Klima Konkans für bleibenden Aufenthalt sehr wenig geeignet (daher hier überhaupt keine Stationen gedeihen wollten). So wurde die Wâralimission durch ein paar Hindûkatecheten begonnen. Nun kann es aber wohl als Regel gelten, daß man jenen noch selbständigen Aborigines durch Hindû, die ihre gebornen Feinde sind, am wenigsten nahe zu kommen vermag. Ein europäischer Missionar, der sich selbst nur immer auf kurzen Besuchen in geeigneter Jahreszeit regelmäßig unter ihnen hätte sehen lassen, würde viel mehr ausgerichtet haben. So hat sich denn der Erfolg in Golwad auf einige Bekehrungen aus den Hindû beschränkt — von den Wârâlis war noch keiner gewonnen. Dazu wurde neuerlichst das Städtchen bei einer Choleraepidemie fast ganz verlassen, und die Mission war zeitweise abgebrochen. Möchte die Freikirche jene für die Mission so wichtige Thür (ich möchte sagen, wichtiger als ganz Bombay) nicht vernachlässigen! Was dahinter liegt, kann unter Gottes Segen, wenn richtig angefaßt, leicht zu einem zweiten Tschôtanagpûr werden.

So bleibt uns denn nur noch eine zu Bombay gehörige Außenstation zu erwähnen. Aber auch sie liegt nicht mehr vor den Ghâts, sondern hoch oben in den Bergen, 1300 m über dem Meeresspiegel: die viel besuchte Gesundheitsstation Mahabalêçvâr (Macolmpett), zugleich ein heiliger Wallfahrtsort wegen der nahen Quellen des Krischna und zweier seiner Nebenflüsse. Es würde uns zu weit führen, den Weg dahin auf steilen Pfaden, an schwindelnden Abhängen vorüber, zu den hohen dunkeln Felsenzinnen zu beschreiben. Zumal da auch die dortige Mission vorzugsweise in der Saison Bedeutung hat, wo dann etwa die in der Dienerschaft der Europäer mitgekommenen eingebornen Christen mit dem Worte Gottes zu bedienen sind. Auf die ansässige Bevölkerung hat der dort immer stationirte Katechet und seine Schule noch nicht viel Einfluß auszuüben vermocht.[1])

Wir müssen etwas weiter nach Osten gehen, wo wir auf dem Plateau von Dekhan die nach dieser Seite allmählich abfallende Kette der Ghâts im Rücken haben, dort finden wir das Feld, wo die Absenker der Bombaymission wachsen, und zwar besser gedeihend, als die Mutterpflanze selbst. — Wie anders tritt uns hier die Landschaft entgegen! Ausläufer der Ghâts und Hügelreihen, die sich allmählich nach Südosten senkend in der Ebene verschwinden, zeigen wie diese eine bräunliche Färbung, die auf große Trockenheit schließen läßt. Wälder fehlen; nur hie und da erblickt man Gruppen einer Eschenart oder Akazien, Kaktus und Euphorbien. Ein seltsam trockener Wind weht von Osten her über die dürren Felder, die in manchen Stücken das

[1]) Früher bestand hier eine Reihe von Jahren eine Station des American Board.

Gepräge einer norddeutschen Herbstlandschaft tragen. Erst vom Oktober bis zum April bringt hier der Nordostmonsun dann und wann einen Regentag, der den Acker zum Anbau von Getreide tauglich macht. In den südlichen Distrikten wird auf dem dort herrschenden schwarzen fruchtbaren Boden (Cotton ground) viel Baumwollenbau getrieben. In dem gebirgigeren westlichen Theile erinnert manche verfallene Bergfeste an die frühere Regierung der Mahrattenfürsten.

Den nördlichsten Theil dieses Gebietes nimmt die Provinz Khandêsch ein, gegen Süden folgt Ahmednaggar, Pûna und Satâra. Beginnen wir, dieser Reihe folgend, mit der Mission der **Church Missionary Society.** Ihre Station zu Malligâum (-gâon) in jener nördlichsten Provinz ist jedoch die minder bedeutende. Hauptsächlich erstreckte sich die Arbeit dort (seit 1848) auf die ackerbautreibende Bevölkerung der umliegenden Dörfer, unwissende Leute ohne Interesse für höhere Dinge als ihre irdische Beschäftigung, in den Vorurtheilen ihrer Väter dahinlebend. Es ist dort eine kleine Gemeinde von 77 Mitgliedern gesammelt — aber „der große Mangel unsrer Christen", sagt einer der neueren Berichte, „ist Leben, wie es sich im Fortschritt und der Energie, Gutes zu thun, bethätigt." In den gebirgigen Theilen des Landes finden sich die Bhîl, Aborigines, in großer Zahl. Bei den Predigtreisen sind die Missionare mit ihnen wohl in Berührung gekommen; an nachdrücklicheren speziellen Bemühungen um diesen Stamm fehlt es jedoch bis jetzt. Freilich scheint derselbe anderen Resten der Urbevölkerung gegenüber verwahrloster und ohne die ursprüngliche Kraft zu sein.

Bedeutender ist die Station bei Nâsik, der berühmten heiligen Brahmânenstadt, an der noch jungen Godâvarî, bei deren einige Meilen entfernter Quelle zu Trimbak einer der heiligsten Badeplätze und Wallfahrtsorte Indiens sich findet.[1]) Besonders alle 12 Jahre, beim Durchgang des Jupiter durch das Sternbild des Löwen, wird dort ein großartiges, lange dauerndes Hindûfest gefeiert. — Schon 1832 wurde die Missionsstation in Nâsik angelegt, machte aber anfangs wenig Fortschritte. Nach 18 Jahren war wohl meist aus den niederen Kasten eine Gemeinde von 57 Mitgliedern gesammelt, die sich aber in einem keineswegs befriedigenden Zustande befand, besonders, da sie für ihren Unterhalt ganz auf die Mission angewiesen blieb. Sie bestand aus 2 Klassen: „Predigern und Armen." Um diesem Uebelstande abzuhelfen, gründete der Missionar Price in der Nähe der Stadt ein Dorf Scharanpûr (Zufluchtsstätte), wo er Werkstätten anlegte und die eingebornen Christen ein Handwerk lernen und so ihren Lebensunterhalt selbst erwerben lehrte. Besonders führte er die Wagenbauerei ein. Der Anfang hatte große Schwierigkeiten, da die heidnischen Meister jene Christen niederer Kaste nicht lehren wollten. Mr. Price mußte selbst viel Hand mit anlegen. Allmählich aber kam doch alles in Gang. Schon nach 10 Jahren war die Bevölkerung des jungen Christendorfes auf 248 gestiegen. Dazu kam ein Waisenhaus

[1]) Auch hier sind alte Buddhisten-Höhlentempel und Klöster.

sowie ein von der Regierung unterhaltenes Asyl für junge befreite Ostafrikaner, dessen Leistungen durch Livingstone's Begleiter Tschuma und Susi sowie durch Wainwright, der die Leiche des großen Missionspioniers nach Europa brachte, bekannt geworden sind. Scharanpûr gedieh sichtlich und brachte es auf 500 christliche Einwohner. Freilich, wie bereits früher bemerkt, diese abgesonderten Kolonien haben auch ihre Schattenseiten, zumal wenn sie aus so disparaten Elementen zusammengesetzt sind wie Scharanpûr, wo frühere Brahmânen, Dongars, Mahâr, Mângs, Parsî, Muslim, Radschputen, Portugiesen zu einer Gemeinde verschmolzen werden sollten; was doch nicht so leicht ging. Dazu hatte dem durch große Hingebung an die Sache ausgezeichneten Gründer doch wohl etwas der Scharfblick zur Beurtheilung der Persönlichkeiten gefehlt. Als während eines Aufenthalts desselben in Europa Missionar Isenberg die Leitung der Gemeinde übernahm, fand er etliche faule Flecke und hatte aufzuräumen, besonders einen der älteren Katecheten, der in Intriguen verstrickt war, zu entlassen.[1]) Auch im Waisenhaus gab es Schwierigkeiten. Da waren Mädchen, welche von Seiltänzern aus verschiedenen Gegenden zusammengestohlen waren, und die nach ihrer Befreiung durch die Polizei in Scharanpûr untergebracht wurden. Aber wie ungezähmt waren (überhaupt) diese Kinder! Schauerliche Schimpfworte, greuliche Händel, nächtliche Entweichung kamen wiederholt vor. Einige hatten wie die Thiere gelebt, bei andern verrieth eine gräßliche Narbe am Hals, daß sie schon einmal dem Tode geweiht worden waren" u. s. w.

Trotz aller solcher Schwierigkeiten aber kam die Station in guten Zug. Die dortige Schule wurde sogar von manchem Knaben höherer Kaste aus Nâsik besucht. Die Industrieschule wurde bedeutend gehoben durch die Einführung lohnender Weberei, durch welche die auf der Anstalt haftenden Schulden bald abgetragen wurden. — Eine Reihe von Jahren hat der Gründer und seine würdige Gattin, von der Gemeinde als „Papa und Mama" geliebt und geehrt, die Kolonie weiter geleitet, bis derselbe 1874 zur Gründung der Kolonie Freretown nach Mombas berufen wurde, wohin auch die Bewohner des Asyls übersiedelten.[2]) Dadurch, wie durch den Wegzug mancher Glieder der Gemeinde, die anderwärts Arbeit suchten, ist die letztere numerisch geschwächt (382); dennoch steht Scharanpûr „mit seinen lieblichen christlichen Liedern und fröhlichen Kindergesichtern zwischen den heidnischen Dörfern wie eine Oase in der Wüste da."

Die Nâsikmission aber arbeitet fort und fort auch evangelisirend unter der Bevölkerung der Umgegend und hat in mehreren Dörfern Außenstationen errichtet und Gemeinden gesammelt, die zum Theil infolge einer Bewegung in einer der niederen Kasten (Mahârs), von der wir sogleich mehr zu berichten haben, schnell wuchsen. In Makhmalabad konnten 25 Personen auf einmal getauft werden. — Zuvor aber erwähnen wir noch die dritte Station der Church Missionary

[1]) Vergl. Basler Miss.-Magazin 1866, S. 269.
[2]) Siehe oben II, 3, S. 48.

Society: Dschuntr, schon im Bezirke von Pûna gelegen, die, obgleich über dreißig Jahre bestehend, noch nicht viel Frucht gebracht hat.

In reichlichem Maße läßt dagegen sich dies sagen von den Stationen des **American Board** im Ahmednaggardistrikt. Die Stadt gleiches Namens mit 30,000 Einwohnern, welche mit ihren Ruinen von Palästen, Moscheen und Wasserleitungen manche Spur von dem vergangenen Glanz der Muslimzeit zeigt, wurde schon 1831 als Außenstation von Bombay besetzt und seit 1842 zu einer besonderen Station erhoben. Schon bestand eine kleine Gemeinde, deren Glieder in den zahlreichen umliegenden Dörfern zerstreut lebten, wie denn von vorn herein die Landbevölkerung hier besonders ins Auge gefaßt zu sein scheint. Doch zeichnete sich diese Station in den ersten 20—25 Jahren nicht gerade durch besondere Ergiebigkeit aus. Diese stellte sich erst heraus, als ein besonderer Bestandtheil der Bevölkerung näher vom Christenthum berührt wurde: die Mahâr.

Sie gehören wahrscheinlich zu den Aborigines, aber unter der eindringenden Hindûbevölkerung sind sie als Kastenlose auf die tiefste Stufe der menschlichen Gesellschaft herabgesunken. Ihre Freiheit haben sie dabei nicht wie die erwähnten Bergstämme gerettet. Sie leben getrennt von den Hindû und doch an sie gefesselt. Blickt man von einem der Ausläufer der Ghâts über die weite prärieähnliche Ebene des Godâvarî, so hat man in der bräunlichen Ebene eine große Anzahl Dörfer vor sich, die mit ihren Mangowäldchen wie Inseln aus derselben hervorragen. Mit jedem dieser Dörfer ist ein besonderes Mahârwadâ (Mahârdorf) verbunden. Sie haben gewisse Dienste zu leisten und dafür sind ihnen Aecker angewiesen, von denen sie größtentheils ihren Unterhalt haben. Sie sind ein kräftiges Geschlecht, physisch den Hindû überlegen. Im Oriental Christian Spectator, Juni 1845 (nach Murray's Handbook for India), findet sich folgende Beschreibung von ihnen: Der Mahâr ist der Bote des Pâttîl (Dorfschulzen). Er ruft die Dorfbewohner zusammen, wenn die Steuern aufgebracht oder eine Regierungsverordnung verkündigt werden soll. Er dient Fremden als Führer und muß ihr Gepäck für eine kleine Entschädigung bis zum nächsten Dorfe tragen. Er entfernt verrecktes Vieh aus dem Stalle. In manchen Fällen muß er die Haut wieder abliefern, aber das Fleisch behält er allemal für sich — zur Speise.[1]) Er kehrt den Platz vor dem Dorfe jeden Morgen u. s. w. Verschmitztheit und gemeiner Witz charakterisirt den Mahâr. Diesen läßt er unter seines Gleichen vernehmen, jene probirt er an den Reisenden. Er rühmt sich seiner Ehrlichkeit, und in der That, obgleich sie oft große Summen Steuern zu befördern haben, kommt Unterschlagung nicht vor. Er ist sehr auf Kenntnisse und gilt bei seiner Kaste viel, wenn er sie erwirbt. Auf seine Kleidung hält er leidenschaftlich und möchte sich durch dieselbe ein möglichst hohes Ansehen geben — doch sucht er nur außerhalb seines Dorfes seine Abkunft zu verhehlen, wird aber alsbald an seiner Sprache erkannt. Die Frauen sind mehr als andere unwissend und verkommen, und Polygamie herrscht hier mehr als in andern Kasten. Die Hütten der Mahâr sind außerordentlich schmutzig und unordentlich. Man erkennt sie gleich an den Knochen, die umherliegen, und den zahlreichen Kindern, die auf den Schmutzhaufen herumschwärmen, um den Fremden anzugaffen. Die Mahâr haben Höherstehenden gegenüber einen besondern Gruß: „Dschâr", das heißt wörtlich „o Krieger."[2])

---

[1]) Wenigstens von gewissen Thieren. Das Schwein betrachten sie als unrein.

[2]) Aus der eingehenden Schilderung entnehmen wir noch einen weitern Zug, der überhaupt für die Dörfer in Indien ziemlich zutrifft. Jedes Dorf hat seinen Astrologen, Dschajôtischâ, der den Kalender macht und die Fasten, Feste, Sonnen- und Mondfinsternisse ankündigt, sowie die Maharatta (den nach dem Planetenstande bestimmten glücklichen Zeitpunkt zum Pflügen, Säen, Heirathen u. s. w.). Er fungirt als Priester bei Hochzeiten und allen Ceremonien, und bekommt dafür seine Ge-

Die Mahâr aber betrachten sich selbst noch nicht als die untersten, sondern haben selber das System der Kaste angenommen. Der Mâng steht unter ihm, und obwohl dem Brahmânen es sehr gleichgültig ist, ob Mâng oder Mahâr, so halten die letzteren ebenso sehr auf ihre soziale Superiorität, wie der Brahmâne dem Kastenlosen gegenüber.

Aus einer anderen Schilderung (Miss. Herald 1876, p. 191) geht die soziale Stellung der Mahâr noch genauer hervor. Ihren Verpflichtungen für die Dorfschaft, für die sie keinerlei Bezahlung erhalten (es sei denn gelegentlich das Bakschtsch eines Fremden) stehen Leistungen seitens der Ackerbauer (Kûnabi) gegenüber, auf welche die Mahâr für ihren Lebensunterhalt angewiesen sind. Dieses gegenseitige Verhältniß wird die haks (Rechte) genannt. Dahin gehört das Ueberlassen des gefallenen Viehs. Weiter gehen jeden Abend Mahâr im Dorfe umher mit dem lauten Gruß Dschâr und erhalten aus jedem Hause die Ueberreste von der Mahlzeit; in der Erntezeit gehen sie von Feld zu Feld, von Tenne zu Tenne und fordern ihr Theil Getreide ein, auch bekommen sie dann und wann ein Gericht geröstete Maiskolben. Von den Gramfeldern essen sie wie die ganze Bevölkerung große Massen grüner Früchte. Auch können sie auf den Feldern Gras und Unkraut, das als Futter dient, sammeln, das sie in Bündeln auf dem Kopfe zum Verkauf bringen.

Hieraus ist ersichtlich, wie diese Leute in größter Unselbständigkeit herangewachsen sind. Nun kommt aber in neuerer Zeit ein beständiges Streiten über die „haks“ auf. Die Bauern verweigern ihre Leistungen. Die Klagen vor Gericht haben den Mahâr zum Theil nichts genützt. Hie und da suchten sie sich für den Ausfall gewisser Leistungen der Bauern schadlos zu halten dadurch, daß sie ihnen das Vieh vergifteten, um Fleisch resp. Felle zu bekommen. Dadurch ist ihre Lage aber nicht besser geworden, denn nun wird ihnen an solchen Orten alles verweigert — genug, die alten Verhältnisse werden immer unhaltbarer. In manchen Orten ist der Streit so heftig entbrannt, daß die Mahâr, um nicht zu verhungern, auswandern mußten. Jedenfalls bedarf ihre soziale Stellung einer Reformation.

Auch hier ist das Evangelium zur guten Stunde gekommen, um die beste Reformation anzubahnen. Ich kann nicht angeben, in wie weit die angedeuteten Streitigkeiten schon im Gange waren, als die Predigt bei den Mahâr weiteren Eingang zu finden begann. Jedenfalls macht aber in neuerer Zeit das Hinfallen der alten Ordnungen die Herzen um so mehr bereit, sich der neuen Ordnung zuzuwenden. Als vor 23 Jahren Dr. Thompson — mein verehrter Freund — als Visitator von einer Höhe bei Ahmednaggar über die weite Godâvari-Ebene blickte, da waren dort erst ein paar Dörflein mit Christen, auf die er hinüberschaute. Es kam ihm vor, als stände er auf Pisga, und

---

bühren. Im Monat Schrâvan hält er eine reiche Ernte, denn dann machen alle die Ceremonie des Tirth jeden Montag Morgen vor dem Frühstück. Diese besteht darin, daß man ein wenig Wasser trinkt, in welches der Astrolog seine große Zehe getaucht hat, und das von Sünden reinigen soll. Einen Paisâ wenigstens bekommt er von einem jeden dafür.

mit gebeugtem Knie betete er, der Herr möge dies Land seinen Kindern geben. Die Erfüllung des Gebets hat schon begonnen. Schon sind es viel über hundert jener Dörfer, in denen Christen leben. Die Zahl der Gemeindeglieder inkl. der Kinder beträgt im ganzen Distrikt (1875) etwa 1400 bis 1500,[1]) wobei man berücksichtigen muß, daß es mit der Aufnahme nicht so leicht genommen wird. — Die Reisepredigt,[2]) der sich die Missionare größtentheils die ganze kühle Jahreszeit hindurch widmen, ist das erste Werkzeug zu dieser Veränderung gewesen. Wo dann in einem Dorfe irgend wie Eingang gefunden war, wurde ein Lehrer hingeschickt. Die Schulen fingen klein an; zuweilen unter dem Schatten eines Baumes, nie in einem besseren Gebäude als in einer gewöhnlichen Lehmhütte. Dennoch haben sie viel gewirkt und thun es noch. Mancher ist durch die Schule zum Christenthum gekommen. Wo in einem Dorfe oder mehreren nicht weit von einander gelegenen, eine genügende Anzahl Bekehrte zusammen sind, wird eine Gemeinde organisirt. Die Kirchen sind ebenfalls unscheinbare Lehmgebäude. Pastoren sind in Ahmednaggar aus der Zahl der Mahâr-Christen theologisch gebildet. „Sie sind alle einfache bescheidene Leute," sagt ein Augenzeuge (Free Church Record 1877, p. 246), „selbst etwas rauh in ihrer Erscheinung. Doch wenn sie sprachen, thaten sie es in vielen Fällen so treffend und ernst, daß man fühlte, es sei die Frucht aufrichtiger Glaubenserfahrung." Ein andrer (Rev. Baba Padmandschi, ein christlicher Literat, früher im Dienste der Free Church Mission) schreibt: „Die Pastoren sind hübsch (fairly) gebildet; sie sind fromm und tugendhaft. Sie sichern sich Achtung und Einfluß unter den Hindû jener Dörfer. Ihre Häuser sind klein, aber nett und rein; sie sind sauber gekleidet, obwohl sie ökonomisch leben müssen." Auffallend aber war der Abstand der Christen von den heidnischen Mahâr. Jene wie schmutzig, faul, unwissend und unsittlich, und diese — keineswegs vollkommen — aber ihr höfliches Benehmen, ihre Kenntniß aus Gottes Wort, ihr Glaube, ihre Worte voll christlicher Liebe u. s. w. zeigten den Unterschied zwischen sonst und jetzt.

Unser Raum gestattet nicht, die interessante Beschreibung der jährlichen Versammlung der Vertreter dieser Gemeinden sowie eines Missionsfestes hier aufzunehmen. Bei dem letzteren wurde verhältnißmäßig reichlich geopfert, und wer kein Geld hatte, legte ein blankes Messinggefäß (Lota), oder einen Löffel, oder einen Ring vom Finger oder von der Zehe zu den Gaben — manche brachten auch lebendige Hühner. — Daß die Mitglieder dieser Gemeinden fast ausschließlich aus der Mahârkaste stammen, daß Kirchen und Schulen im Mahârwâdâ stehen, kann der Mission nicht zum Vorwurf gereichen. Möge sie die Zeit nicht vorübergehen lassen, das Eisen zu schmieden, das

---

[1]) Genauere statistische Angaben sind mir nicht zur Hand.

[2]) Vor jener Visitation war die Hauptthätigkeit der Missionare auf die Schule gerichtet gewesen und hatte sich auf die Stadt beschränkt, seitdem trat jene direkt evangelisirende weitergehende Thätigkeit in den Vordergrund.

warm ist.[1]) — Schließlich wollen wir als ein wichtiges Zeichen für diese Mission nicht übersehen, daß jene früher so unselbständigen Mahâr zum Theil erfreuliche Schritte zur Selbständigkeit gemacht haben und hie und da selbst „der Zehnte" für die kirchlichen Bedürfnisse gegeben wird. Zum Theil freilich bieten sich in diesem Stücke noch manche Schwierigkeiten dar. — Neben Ahmednaggar ist als Station des Am. Board auf diesem Felde noch zu erwähnen: Rahûrî. Drei andre, Satâra, Bhuindsh und Scholapûr, liegen weiter südlich. Dort sind noch nicht Früchte in gleichem Maße hervorgetreten. Von Ahmednaggar aber müssen wir noch bemerken, daß die über ganz Indien hin wirkende Christian Vernacular Education Society dort eine Normalschule zur Ausbildung von Lehrern erhält, die im besten Einvernehmen mit den Missionaren des Board arbeitet. Betrübend dagegen sind die Eingriffe, die von hochkirchlicher Seite in neuester Zeit auch auf diesem Gebiete gemacht sind. Der Bischof von Bombay hat 1872 ohne alle Veranlassung in Ahmednaggar einen Missionar eingesetzt — obwohl viele andre Plätze, die noch keinen Missionar haben, ihm offen standen. Ein Jahr zuvor hatte er schon einen Katecheten geschickt, und zwar einen Menschen, der wegen unchristlichen Betragens früher aus dem Dienste der Amerikaner entlassen war und nun vom Bischof das doppelte Gehalt bekam, das sonst den Katecheten von jenen bezahlt wird. Seitdem führt die Propagation Society die Stadt als ihre Station auf und zählt in ihrem Berichte von 1875 schon 352 Kirchenglieder und 545 Kirchenbesucher, fast lauter Mahâr, und (muß man leider hinzufügen) meist Inquirer der amerikanischen Mission. Es wiederholt sich hier also das Schauspiel von Tschôta Nagpûr, das in den Augen Indiens dem Evangelio keine Ehre machen kann. Wie anders hat die benachbarte Church-Mission sich mit den Amerikanern vertragen, ohne daß je Grenzstreitigkeiten vorgefallen wären!

Weiter kommen wir zu der Mission der **schottischen Freikirche**, die ihre älteste (seit 1831) Station auf diesem Gebiete in Pûna hat. Diese alte Hauptstadt des Mahrâttenlandes, einst der Sitz des Pêschwa, ist noch immer die bedeutendste Stadt in diesem Gebiete. Sie ist die Sommerresidenz des Gouverneurs. Neben den 90,000 Einwohnern umfassen die benachbarten Kantonnements 28,000 Seelen. Auch ist Pûna wegen der hier von den Engländern gestifteten Sanskrit-Hochschule bemerkenswerth, die jedoch ihrem Zweck, eine größere Wissenschaftlichkeit unter den Brahmânen anzuregen, so wenig entsprach, daß sie vielmehr eine Pflanzstätte des den Briten feindseligen orthodoxen Brahmânenthums bildete. Später wurde die Anstalt mit dem englische College vereinigt.

---

[1]) Im Jahre 1862 trat in der Bewegung in einigen Dörfern ein Stillstand ein, als auch Mângs in die Gemeinde aufgenommen wurden. Die Schwierigkeit hat sich, wie es scheint, von selbst dadurch gehoben, daß die Mângs in dieser Gegend sich nicht besonders dem Evangelio öffneten; in andern Orten, wenn ich nicht irre, zur Station Scholapur gehörig, sind ein paar Gemeinden, die vorzugsweise aus früheren Angehörigen dieser Kaste sich gebildet haben.

Die Mission ist auf dieser Station nicht sehr ergiebig. Die Zahl der Gemeindemitglieder (1876: 82 + 66) war früher schon größer — der Wechsel rührt wohl daher, daß sie meist dem eingebornen Militär angehören und dem Einfluß der Truppenversetzung unterworfen sind. In der Gemeinde, der ein eingeborner Pastor vorsteht, sind einige, die „in Sanftmuth und Weisheit" wandeln, im ganzen aber gehört viel Langmuth und Geduld dazu, mit ihnen auszukommen. Doch ist's schon ein Fortschritt, daß sie lernen, wie wir in der Kirche Christi etwas sein müssen und nicht nur etwas zu empfangen haben. Manchmal muß die Kirchenzucht durch den Gemeindekirchenrath (Pantschayat) in Anwendung kommen, und es geschieht mit Erfolg.

Recht ausgedehnt sind die mit dieser Station verbundenen höheren und niederen Schulen, zusammen 1153 Zöglinge umfassend, darunter 417 Mädchen; meist wie es scheint Kinder vom eingebornen Militär.[1])

Jünger, aber ungleich ergiebiger ist die zweite schattische Mission dieses Gebietes, die vereinigten Stationen Indapûr und Dschâlna, letztere schon im Gebiete des Nizam von Haiderabâd gelegen. Hier wurde die Arbeit 1864, dort 1861 begonnen; durch den treuen Eifer und die Umsicht des Missionars Narayân Scheschadri, eines früheren Brahmânen, ist dieselbe schnell zur Blüte gelangt, und schon zählen die beiden Gemeinden 610 Mitglieder. Freilich sind hier auch die Verhältnisse ganz anders als in Pûna. Die Bekehrten sind alle aus der ländlichen Bevölkerung gesammelt, und zwar, wie es scheint, sehr überwiegend aus der Kaste der Mângs. Es liegen hier jedenfalls ähnliche Verhältnisse vor, wie im Ahmednaggardistrikt. In sehr zweckmäßiger Weise hat nun Scheschadri die jungen Christen, um ihnen eine soziale Stellung zu geben, in einer Kolonie vereinigt. Bethel heißt das neue Dörfchen mit netter Kirche und frisch wachsenden Mangobäumen, ½ Meile von Dschâlna, zu dessen Anlegung der Nizam den Grund und Boden geschenkt und Scheschadri in England und Amerika 100,000 Mark gesammelt hatte. Doch auch hier ist der Anfang schwer; besonders die aus tief verkommenen Verhältnissen stammenden Mângs an eine geordnete Thätigkeit zu gewöhnen, erfordert viel Ausdauer. Es wird dort nicht blos Ackerbau getrieben, sondern auch verschiedene Handwerke. Die treffliche, ihrem Gatten gleichgesinnte Frau Scheschadri thut auch das Ihrige, um die Kolonie vorwärts zu bringen. — Mit jedem Jahre mehrt sich die Zahl der Christen. Von den 74, die im letzten Jahre getauft wurden, waren 44 Kinder christlicher Eltern und 30 Erwachsene, unter denen 25 Mângs, die andern von höherer Kaste. Neben den Predigtreisen sei hier noch ein anderes Mittel der Evangelisation erwähnt, das auch bei den andern Mahrâttamissionen in Anwendung kommt. Es sind dies die „Missionsbarden". Die Mahrâttenfürsten hatten ihre Barden (Bhatts), die zur Vina (Laute) und Trommel in metrischen Rhapsodien die Heldenthaten ihrer Vorfahren besangen.

[1]) Nur im Vorübergehen bemerken wir, daß zu Pûna seit 1853 auch eine Baptistenmission besteht. Nach dem neuesten Berichte hatte sie 2 Missionare und 4 Bekehrte.

So ziehen ja überhaupt in Indien die Kathekari und Haredasi in Indien umher und singen die Göttergeschichten. Einer der Gehülfen in Dschâlna hat eine starke poetische Ader. Er hat das Leben und Leiden des Herrn in Verse gebracht und sie dem alten blinden Sänger Bartimäus Kukadi gelehrt, der samt seiner Frau von Dorf zu Dorf wandert. Ihre ansprechenden Stimmen ziehen manchen Zuhörer an; manchmal müssen sie selbst vor dem Pattil und vor Brahmanen singen. Aehnliche evangelisirende Musiker gehen von Nasik und Ahmednaggar aus. Von der Art der Musik, die mit der ziemlich plumpen dreisaitigen Vina, einer sonderbaren Trommel und zwei Paar kleinen Becken begleitet wird,[1]) können wir uns kaum eine Vorstellung machen. Doch thut sie vielleicht mehr als europäische Rhetorik, um die heilsame Wahrheit dort den Herzen nahe zu bringen.

Mit der Betrachtung der letzten Station waren wir schon auf ein anderes Gebiet übergegangen: das Gebiet von Haiderabâd. In physikalischer und ethnographischer Beziehung unterscheidet sich dieser Theil des Nizamreiches fast gar nicht von dem vorher geschilderten, wie wir hier nachträglich bemerken wollen. Nicht weit von Dschâlna hat hier auch die Church Missionary Society eine der eben beschriebenen sehr ähnliche Mission zu Aurangabâd. Eine zweite Station zu Bûldana[2]) ist jetzt nur noch Außenstation. Auch hier wird erst seit 1860 gearbeitet. Doch ist eine Gemeinde von 280 Seelen gesammelt, die jedoch weit größer sein würde, wenn nicht von der römisch-katholischen Mission eine Anzahl Bekehrter und Katechumenen abwendig gemacht worden wäre. Vielleicht hätte die Mission selbst, die nur in den ersten Jahren in europäischen Händen war, dann aber eingebornen Pastoren überlassen wurde, etwas kräftiger betrieben werden können, besonders in Bezug auf die sozialen Schwierigkeiten. Auch hier nämlich kommen die Bekehrten fast nur aus der niedrigsten Abtheilung des Volkes. „Sie waren Dorfsklaven ohne irgend welches eigne Recht, ohne festen Verdienst, auf die mit Verachtung verbundene Barmherzigkeit der höheren Klassen.“ Jedenfalls sind es Mâng. Soviel noch bei den Bekehrten, die in der Umgegend von Aurangabâd auf verschiedene ziemlich weit von einander entfernte Dörfer zerstreut sind, noch zu wünschen übrig bleibt, obgleich viele noch sehr unwissend sind, ist doch eine bedeutende Veränderung bei ihnen nicht zu verkennen. Trunksucht und das verderbliche Hanfrauchen sind aufgegeben, ebenso ihre frühere gemeine und schandbare Redeweise. Sie sind fest in dem Bekenntniß des Glaubens, den sie angenommen haben, und treu in der Uebung des Gebetes. — Mit der benachbarten Dschâlnamission scheint diese, wie überall die Church Missionary Society, im besten Einvernehmen zu stehen.

Schließlich ist noch eine Missionsstation weit im Süden, hart an der Grenze des mahrâttischen Sprachgebiets, zu erwähnen: Kolhapûr, die Hauptstadt eines kleinen noch unabhängigen gleichnamigen Staates. Hier begann der Am. Board die Arbeit 1853. Sechs Jahre später

[1]) Vergl. Church Missionary Gleaner 1877, p. 127, Abbildung.
[2]) Sie liegt in dem 1860 von Hyderabâd abgetrennten Distrikte Birar.

trennte sich der Missionar Wilder von demselben und führte sie auf eigne Hand fort, bis er sich 1870 an die Mission der amerikanischen Presbyterianer anschloß. In neuerer Zeit ist als zweite Station Ratnagiri an der Küste dazugekommen. Ich kann von dieser Mission nicht viel sagen; die Gemeinde ist nicht bedeutend (32 Kommunikanten). Im letztgenannten Jahre aber hat auch die Propagation Society auf diesem bereits besetzten Felde einen Missionar angestellt, der bald eine weit größere Gemeinde zusammenbrachte. In derselben befinden sich auch Mahârs und wird für die Mission eine weitere reichliche Ernte in Aussicht gestellt.

7. Die Mission in Centralindien.

In diesem Abschnitt fassen wir die weiten Länder zu beiden Seiten des Vindhyagebirges zusammen. Die nördlichen umfassen den größeren Theil des sogenannten Upavindhyagebiets, eine große Anzahl von Schutzstaaten unter eingebornen Râdschâs[1]), welche unter der Central India Agency stehen. Diese erstreckt sich bis an die Grenzen der Nordwestprovinzen und Radschputana. Jenseits des genannten Gebirges liegen die Centralprovinzen, unabhängige britische Besitzungen, mit denen ebenfalls eine Anzahl Tributärstaaten verbunden sind.

Das nördliche Gebiet charakterisirt sich als ein unebenes Tafelland, das in unregelmäßigen Stufen sich zur Gangesebene herabsenkt. Dichte Dschangel bedecken einen großen Theil des Landes, über das sich viele kleine Sandsteinberge erheben. Stellenweis aber ist der Abfall schroffer, namentlich im Osten, wo eine Terrasse des Waldgebirges über die andre aufsteigt. Das Land ist infolge der vielfachen früheren Verwüstungen nicht sehr kultivirt. Nur ein Theil von Mâlva ist berühmt wegen seiner Produktion von Opium. Betrachten wir bei dieser Gelegenheit diesen Artikel etwas näher, an den sich so viel Sünde und Schande knüpft, und der trotzdem in Indien eine noch immer an Bedeutung zunehmende Rolle spielt.

Weite Striche gleichen einem Blumengarten, wenn die Mohnfelder (roth?) in Blüte stehen. Im März oder April, wenn die Blüten abgefallen sind und die Kapseln weißlich werden, schneidet man diese mit einem dreizähnigen Instrumente ein, was an drei Tagen nachmittags wiederholt wird. Vormittags wird der herausgedrungene weißliche, sich verdickende Saft gesammelt. Unter günstigen Umständen liefert ein Hektar einen Centner Opium und darüber. Die Masse wird zum dritten Theil mit Oel gemischt, um das Austrocknen zu vermeiden. Auch wird es wohl mit gepulverten Blättern vermischt. Wie dieses schändliche Gift konsumirt wird, werden wir ausführlich zu besprechen haben, wenn wir das Leben der Chinesen betrachten. Hier sei nur erwähnt, daß auch in Indien der so nachtheilige Opiumgenuß in ausgedehntem Maße stattfindet. Selbst die Europäer halten sich von diesem Laster nicht frei. Auch in Europa hat sich mancher, ohne es zu wissen,

[1]) Als zwei Hauptgruppen sind die Besitzungen der Familie Scindia (Gwalior) und die der Familie Holkar (Indûr) hervorzuheben; ein Gebiet, das nach dem alten Reiche, welches längere Zeit der muhammedanischen Herrschaft trotzte, Mâlava *(Maulva)* genannt wird. Die östlichsten Staaten bilden die Landschaft Bandêlkhand.

an den Gebrauch dieses Giftes, z. B. in Geheimmitteln, in erschreckender Weise gewöhnt. Daß in Indien die Produktion der Cerealien unter der des Opiums leidet, liegt auf der Hand. Die letztere trägt ein gut Theil bei, um die Schrecken der Hungersnöthe zu vermehren.

Die Bevölkerung ist sehr gemischt, Radschpûten, Mahrâtten, Dschâts, andre Hindû und Muhammedaner bewohnen die Städte und Dörfer. Neben ihnen finden sich Bhîls und andre Aborigines, die sich von dem Kulturleben der Hindû fern halten.

Die Mission in diesem weiten Gebiete ist noch sehr vernachlässigt. Unterstützt von Missionsfreunden jener Gegend gründete ein früherer Pandit aus Benares, der sich bekehrt hat und zur anglikanischen Kirche übergetreten ist, zwei Stationen zu Mhau und Indur, die er jedoch 1872 verließ, um im Süden eine ausgedehntere Thätigkeit zu beginnen. Wie jene Stationen fortgeführt worden sind, darüber fehlt mir die Nachricht.

Weiter haben wir hierher die im östlichen Theil dieses Gebietes belegene und in ihren Anfängen so viel versprechende Mission von Singraulî zu erwähnen. Sie ist ein Filial der Londoner Mission in Mirzapûr, wir haben sie aber nicht dort erwähnt, weil sie, ganz verschieden von jener Arbeit unter den Hindû, die Aborigines zu ihrem Gegenstande hat.

Etwa 10 Meilen südlich von Benares kommt man an den Sônafluß, der durch ein romantisches Felsenthal nach Westen strömt. Jenseits desselben beginnt ein weites Waldgebiet, das sich über verschiedene Bergketten erstreckt. Fast keine Spur des Menschen ist weit und breit zu finden. Nur in der kühlen Jahreszeit wagen sich sportlustige Engländer dahin und finden reiche Jagdbeute. Sonst werden die wenigen Pfade nur dann und wann von Kaufleuten benutzt. Von der südlichsten 400 m hohen Bergkette überblickt man ein von sanften Höhenzügen umschlossenes Thal mit zahlreichen Dörflein. Das ist Singraulî. Der Hauptort ist Dâddhî, wo ein Markt für den Austausch von Landesprodukten gegen einige von Norden eingeführte Waaren stattfindet. Die Bevölkerung besteht weit überwiegend aus Aborigines, die Paliari genannt werden oder in andern Quellen als Madschwar- und Kêrwarstamm bezeichnet sind.[1]) Obgleich auch hierher die Herrschaft der Hindû vorgedrungen zu sein scheint, hat ihre Religion noch nicht sehr Wurzel gefaßt: weit und breit herrscht der alte Dämonendienst.

Dort nun hat Missionar William Jones von der London Miss. Society seit 1863 mit der größten Hingebung ein fast asketisches Leben geführt, indem er für die geistliche wie irdische Wohlfahrt der Eingebornen alle seine Kräfte opferte. Durch seine Freundlichkeit und Lauterkeit, durch seinen festen Widerstand gegen die Unterdrücker des Volkes und durch seine Barmherzigkeit gegen die Armen und Elenden gewann er das vollste Vertrauen. Mitten in dieser edeln Arbeit, mitten in der Blüte seiner Jahre ereilte ihn der Tod (1870). „Noch sang er auf dem Sterbebette die alten Kinderlieder in der Sprache seiner Heimat Wales. Wenige Männer mögen in neuer Zeit mehr als er den Namen eines Apostels verdienen." Es ist zu bedauern, daß die Arbeit nicht in der angefangenen Weise fortgeführt wurde. Zu-

[1]) Leider finde ich über die ethnologischen Verhältnisse dieser Stämme keinerlei genauere Angaben.

nächst verwaltete ein Katechet die Station, der später ordinirt wurde. Dann und wann kommt ein Missionar von Mirzapûr dahin. Jener Katechet ist wahrscheinlich von Hindûabkunft. Es scheint also hier derselbe Mißgriff gemacht zu sein, den wir oben bei Golwad zu beklagen hatten. Die kleine Gemeinde zählte (1874) 8 Mitglieder und 34 Anhänger. Möchte die Gesellschaft sich entschließen, so lange es Zeit ist, diese Thüre besser zu benutzen. Der Hindûismus ist stark daran, sie fest zu vernageln.

Sehen wir uns nunmehr südlich vom Vindhyagebirge um. Von Dûddhî aus steigt das waldige, wenig bevölkerte Bergland nur sehr allmählich hinauf zum Plateau von Amarkantak (1000 Meter hoch) und senkt sich weiterhin südlich ebenso nach Tschattisgarh. Schroffer ist der Abfall weiter gegen Westen hin, wo uns von Mâlva kommend steile Ghâts (Felsenpässe) schnell in das fruchtbare, breite Thal des Nârbada herabführen. Jenseits desselben erhebt sich ein anderes Gebirge mit hohen Gipfeln, das unter verschiedenen Namen[1]) den Fluß auf seiner linken Seite bis zu seinem Ursprunge auf dem genannten Plateau begleitet. Es wird dies unfruchtbare und schwach bevölkerte Gebirgsland gespalten durch das bedeutende Längsthal des Tâpati (Tapti). Im Süden aber liegt der Distrikt Nagpûr, von Birar und den Besitzungen des Nizams getrennt durch den Wardafluß, der von Norden nach Süden fließt. Längs seines linken Ufers zieht sich die große Baumwollenregion der Centralprovinzen hin, die 194 Quadratmeilen schweren, schwarzen Bodens (Cotton ground) umfaßt. Nach Osten zu folgt das Thal der Wainganga, die eine gleiche Richtung hält und das in der Nähe der Hauptstadt Nagpûr eine 9 M. breite Ebene bildet, die ganz von Mais- und Weizenfeldern eingenommen wird. Links vom Flusse ist das Land weniger flach, sondern welligbügelig, zum Theil bebaut mit Hülfe von Bewässerung aus Teichen (Tanks). Die letzteren sind außerordentlich zahlreich, zum Theil mehrere Meilen im Umfange messend. Es sind unregelmäßige Wasserflächen, von Gebirgswäldern umschlossen. Die Dämme sind Ausläufer von Bergen, meist nur an der offnen Seite des Thales mit einem künstlichen Damme geschlossen. Zur Zeit des Monsûns sind die Teiche gefüllt und das Wasser geht in hohen Wellen. Südlicher wird das Thal schmaler und reich an Reisfeldern. — Weiter nach Osten liegt die Hochebene von Tschattisgarh, welche jetzt den Distrikt Rayapûr (Raipur, *Raepore*) bildet. Die Mahanaddi mit seinen Quellflüssen macht denselben fruchtbar. Auch hier wird viel Baumwolle gebaut; ebenso Oelfrüchte. Gegen Südosten schließen sich die Tributstaaten von Orissa an, gegen Nordosten aber wilde, fast unbekannte Gebirgsstaaten, welche diesen Distrikt von Tschôta Nagpûr scheiden.

Im Südosten von Nagpûr ist das Land bis an die Godâvarî hin eine große Wildniß, nur hie und da von kleinen Kulturstrecken unter-

[1]) Am bekanntesten ist der westlichste Theil, die Satpûrakette.

brochen. Mit der Ebene des genannten Flusses beginnt das Telinga- oder Telugugebiet.

„Der größte Theil der besprochenen Landschaften bildet das bisherige Gondwânâ, oder das Land der Gonds, eines, wie es scheint, der mächtigsten und wichtigsten der eingebornen Völker Indiens, schon vor Ankunft der Hindû Herren dieser Länder. Die Formen seines Heidenthums haben sich zum Theil unverändert erhalten, während manche Gonds die Hindûreligion, andere den Islâm angenommen haben. Die hier erobernd eindringenden Radschputen vermischten sich mit den Eingebornen, und ihre Abkömmlinge sind Gond-Radschputen, die sich auch südlich von der Gôdâvarî ausgebreitet haben. Die Gonds haben breite flache Nasen, dicke Lippen und krauses Haar. Sie sollen aufrichtig, treu, intelligent und weniger lügenhaft sein, als die Hindû und Muslim. Sie beten den Pharsipen an, der als eine eiserne Speerspitze dargestellt wird und dem sie Schweine, Schafe, Ziegen u. s. w. opfern; auch Menschenopfer finden statt. Die Gonds, welche zum Theil ganz nackt gehen, sprechen eine vom Sanskrit völlig verschiedene (dravidische) Sprache.[1]) Sie sind fast schwarz, schmutzig, athletische untersetzte Figuren. Sie wohnen in Hütten, aus Zweigen gebaut, mit Erde beworfen und mit Gras gedeckt. Sie treiben Ackerbau. Schweine, Büffel und Geflügel werden von ihnen gezüchtet u. s. w.[2]) Sie sind auch eifrige Jäger und treten dem Tiger kühn mit ihren alten Luntenflinten entgegen.

Was den Kulturzustand der Gonds überhaupt betrifft, so haben sie manches, was an die Eigenthümlichkeiten der Kolh und Santhâl erinnert. Haben sie sich auch vom Kastenwesen des sie umgebenden Hindûismus insoweit beeinflussen lassen, daß sie sich jetzt selbst in drei Klassen oder Rangstufen eintheilen, deren Angehörige zwar alle mit einander essen, aber keine Zwischenheirathen schließen dürfen, so sind sie doch im ganzen bei ihren uralten einfachen Gebräuchen und Anschauungen geblieben, über welche deswegen schwer etwas Bestimmtes zu sagen ist, weil kein System darin herrscht, sondern alles noch unfertig, unklar und nebelhaft ist. Die Zahl ihrer Götter geben sie selbst gewöhnlich auf 7 an, denen in verschiedenen Gegenden aber nicht immer dieselben Namen beigelegt werden. Die göttliche Verehrung knüpft sich an Steine und Bäume. Früher sollen auch Menschenopfer bei ihnen üblich gewesen sein wie bei den Khunds in Orissa. Trotzdem ihre Religion so kümmerlich ist, haben sie bis jetzt dem Hindûismus wie dem Islâm ziemlich allgemeinen Widerstand geleistet, und man darf hoffen, daß einst das Christenthum bei ihnen ähnliche Erfolge wie bei den Kolh haben wird. — Hoffnung erweckend ist der Umstand, daß Treue und Wahrhaftigkeit bei ihnen nicht so abhanden gekommen sind wie bei den Hindû. Ein verurtheilter Râdschâ z. B., der aus der Gefangenschaft entsprungen war, wurde nicht ausgeliefert, obgleich dem Verräther 200,000 Mark zugesichert waren. Ein Mörder gab sich selbst als den Schuldigen an, als ein Unschuldiger, unter dem Verdachte jenen Mord vollbracht zu haben, eingezogen war. — Neben solchen Lichtseiten treten dann freilich die Schatten um so greller hervor: Nichtachtung des fremden wie des eignen Lebens, Trunksucht, rohe Lüderlichkeit u. s. w.[3])

Viele Striche dieses Gebietes aber sind von Hindû besetzt und kultivirt worden. In Nagpûr kamen sie von Westen, daher dort das Mahrâtti herrscht; in Rayapûr dagegen drang das Hindi mit Beimengungen aus dem Bengali und Uriya ein; im Süden das Telugu. Ueberall aber hat die Hindûbevölkerung die Aborigines nur zur Seite geschoben, aber sie nicht assimilirt und ihre Sprache überwunden. Tief

---

[1]) Dieselbe ist der Sprache der Uraos verwandt, von der der Mundakolh aber ganz verschieden.

[2]) Parliamentary Papers 1863, bei von Klöden S. 511 ff.

[3]) Basler Miss.-Magazin, 1875, S. 22 ff. Da über die Gonds nur spärliche Quellen vorhanden sind, gab ich die beiden Schilderungen, die ich vorfand, neben einander, obgleich sie sich nicht überall decken.

im Innern soll noch eine andre Art von Bevölkerung vorkommen: scheue, ganz wilde Waldbewohner, von den Gonds Mari genannt, welche selten ein Europäer gesehen hat. Elefanten, wilde Büffel, Wildschweine, Tiger und Panther sind noch häufig in den ungeheuren Wäldern, die noch Schätze von Tikholz enthalten.

Die Mission in diesem Gebiet wurde 1845 von der schottischen Freikirche durch Missionar Hislop begonnen. Die Freigebigkeit eines Beamten war die Veranlassung dazu. Drei deutsche Handwerker, zwei übrig geblieben von der mißlungenen Goßnerschen Expedition zu den Gonds, schlossen sich ihm an, doch nur einer konnte einige Jahre der Mission dienen; 1848 wurde auch dieser vom Tode hingerafft. Die Mission hatte besondere Schwierigkeiten, da das Land damals noch unter einem einheimischen Rådschâ stand. Am ersten faßte sie Grund in den benachbarten englischen Militärstationen Kampti und Sitabaldi. — Ueber die Bekehrung eines jungen Brahmänen entstand große Aufregung, und erst die Pression auf die Regierung durch die öffentliche Meinung veranlaßte die Freigebung des gefangenen Bekehrten. Auch wurde die Schule durch die Aufnahme einiger Kinder aus niederer Kaste sehr bedroht. Ein gefährlicher Aufstand, in dem die Menge thätlich gegen das Missionshaus vorging, kam 1853 vor. Aber noch im Dezember dieses Jahres starb der Rådschâ, und zwar ohne Erben. Sein Land wurde britischer Besitz. Seitdem mehrten sich die Erfolge der Mission. Die vorhandenen 24 Bekehrten wuchsen in einigen Jahren zu einem Hundert an. Schon 1863 hatten sie den Schmerz, ihren treuen Lehrer Hislop, einen ausgezeichneten Mann, der viel für Archäologie und Ethnologie gearbeitet hat, zu verlieren. Er ertrank in den Fluten eines angeschwollenen Flusses. Nach dem neuesten Berichte besteht die Gemeinde, die sich auf die drei Plätze Nagpûr, Kampti und Sitabaldi vertheilt, aus 315 Seelen, darunter 136 Abendmahlsgenossen. Freilich die wenigsten derselben stammen von den Hindû her; die meisten sind Tamulen und andre Südindier. Im übrigen ist nur anzudeuten, daß auch hier in Schulen und einem Waisenhause in den Zenana und auf Predigtreisen gearbeitet wird.

Besonders interessant muß für uns die Mission unter den Gonds sein. Traurige Erinnerungen knüpfen sich für uns Deutsche an dieselbe. Auf Einladung eines für Mission sehr thätigen englischen Beamten sandte Goßner 1841 den früheren Basler Missionar Lösch und 5 Laiengehülfen zu den Gonds. Nach allerlei Mühseligkeiten erreichten sie ihr Ziel und ließen sich im Dorfe Karandscha an den Quellen der Nârbadda nieder unter einem Völklein, das erst vor ihnen floh, dann sie aber zutraulich umgab und eifrig bediente. Von dieser ganzen, vielversprechenden Expedition ist aber keine Spur übrig geblieben als vier Grabmäler, welche der baptistische Missionar J. Philipps den gefallenen Deutschen hat setzen lassen. Nach wenigen Monaten wurden diese von der Cholera hinweggerafft. Die beiden Ueberlebenden wurden mit Mühe von Freunden in Dschabalpur gerettet, und wir erwähnten sie schon bei der Nagpûrmission. Eine Erneuerung der Mis-

sion in Karandscha ist nie vorgenommen, obgleich ein Engländer dazu 50,000 Mk. anbot.

Ein Besuch von Missionaren der Propagation Society bei den Gonds war ohne weitere Folgen. Erst eine Forschungsreise Hislops, auf der er diesem Volke nahe trat und die ersten Anfänge machte, ihre Sprache zu fixiren, legte den Grund zu weiteren Arbeiten. Doch verging noch ein ganzes Jahrzehnt, bis eine besondere Station für die Gonds angelegt wurde (1865) und zwar zu Tschindwâra, 24 Meilen nördlich von Nagpûr. Die Stadt hat 8000 Einwohner, von denen jedoch nur 360 den Bergstämmen angehören. In der nächsten Umgebung aber sind die letzteren reichlich vertreten. Bis auf eine Entfernung von 1—1½ Meilen findet sich eine Bevölkerung von 20,000 Seelen, von der ein Viertel Gonds und andre Bergstämme sind.[1]) Ein Missionar mit einem eingebornen Gehülfen betreiben dort die Reisepredigt sehr eifrig und sind in 70 Dörfern schon bekannte Personen. Von Resultaten konnte 1869 noch nicht viel gesagt werden. „Es ist schwer, die Leute gründlich zu verstehen. Viele erscheinen als sehr aufmerksame Zuhörer — doch der Eindruck scheint nur vorübergehend. Jedenfalls gehört Zeit dazu" u. s. w.

Dennoch konnten schon vor einigen Jahren 12 Personen getauft werden, aber die kleine Gemeinde wächst nur langsam. Bemerkenswerth ist es, daß dem Evangelio kein Widerspruch entgegengestellt wird. An einem der früher von Tschindwâra aus besuchten Plätze Seonî hat 1872 die schottische Original Secession Synod eine Mission für die Gonds errichtet — über die ich jedoch keine weiteren Nachrichten habe.

Auch die Church Missionary Society hatte schon 1854 mit besonderer Rücksicht auf die Gonds die Station Dschabalpur (*Jubbulpore*) an der oberen Nârbarda angelegt. Es ist eine Stadt von 50,000 Einwohnern, die jetzt als Station der Eisenbahn von Bombay nach Allahabad ihre Wichtigkeit hat. Die scheinbar nächstliegenden Ansprüche dieser Stadt beschäftigten aber bald die disponibeln Kräfte der Mission so, daß für die Gonds nicht viel geschehen konnte. Die Station entwickelte sich in der in der nordindischen Mission gewöhnlichen Weise — Schulen (bis zu 700 Schülern), Waisenhaus, eine kleine, allmählich wachsende Gemeinde, dann und wann ein Fall erfreulicher Einzelbekehrung. Die Gonds aber werden, trotzdem der Missionar von der Wichtigkeit der Arbeit unter ihnen durchdrungen ist, nur gelegentlich auf Reisen be-

[1]) Free Church Record, 1869, p. 263. Darnach werden wir also die obigen Angaben zu berichtigen haben und die Bevölkerung von Gondwânâ doch zum größeren Theile als hinduisirt betrachten müssen. Tschindwâra selbst hat jedenfalls eine vorwiegende Hindûbevölkerung. Es wäre daher für die Mission vielleicht viel günstiger gewesen, hätte man die Station nicht dort, sondern in irgend einem abgelegenen Gonddörfchen errichtet. Jede Mission unter den Aborigines wird um so mehr Erfolg haben, als ihre Agenten es vermeiden, mit der Hindûbevölkerung auf einer Seite zu stehen. — Nachträglich finde ich noch die Notiz, daß die Gonds zum großen Theil auch ihre Sprache vergessen haben und Hindi, Mahratti oder Telugu reden. Auch die in der Nähe von Tschindwâra verstehen Hindi, doch macht es ihnen immer noch besondere Freude, ihre Muttersprache zu hören. Mehrere Bücher des Neuen Testamentes sind schon in dieselbe übersetzt.

sucht. Ein eingeborner (Hindû-) Schullehrer wurde unter ihnen angestellt und die Schule mit Noth erhalten. Eine kleine Ackerbaukolonie wurde 1874 angelegt — später wird sie nicht wieder erwähnt. Die Gonds mögen Hindi zur Genüge verstehen; doch ist es ein Fehler, daß (anderes ist aus den Berichten nicht zu ersehen) ihnen noch nicht in ihrer Muttersprache das Evangelium gebracht wird. So ist denn auf jenem günstigen Boden (zwischen Dschabalpûr und Mandla lebt eine ziemlich dichte Gondbevölkerung) das Missionswerk eigentlich noch kaum zum Keimen gekommen. Es scheint verwunderlich, daß man je 700 Hindûknaben, denen die weltliche Bildung doch die Hauptsache ist, nicht dahinten läßt, um vielleicht bald 7000 Gonds als schlichte, treue Christen einzusammeln, die für Indiens Zukunft doch noch eine andere Bedeutung erlangen könnten, als so eine aus spärlichen Einzelbekehrungen zusammengebrachte Gemeinde. — Außer der Außenstation für die Gonds zu Mandla ist übrigens eine zweite in Sâgar mit Dschabalpûr verbunden. — Noch ist zu erwähnen, daß dort auch eine kleine Mission der Quäker (Friends) besteht, die sich wesentlich auf eine von einer Dame geleitete Mädchenschule zu beschränken scheint.

Eine weitere Mission besteht in der Landschaft Tschattisgarh mit der Hauptstadt Rayapûr. Sie wurde durch eine merkwürdige Bewegung veranlaßt, welche im verflossenen Jahrzehnte[1]) die dort ziemlich verbreitete kastenlose Bevölkerung der Tschamâr durchzog, die wir bereits früher als Lederarbeiter kennen lernten. Sie ziehen dem gefallenen Rindvieh die Haut ab, gerben und verarbeiten sie. Auch das Fleisch der gefallenen Thiere genossen sie, wie manche Kastenlose in Indien. Daneben hielten sie aber auch Hühner und Ziegen, die sie ohne Bedenken schlachteten, und auch darum waren sie bei den Hindû tief verachtet. Sie wurden jedoch benutzt, um in ziemlich unterdrückter Stellung den Acker für die den höheren Kasten angehörigen Eigenthümer zu bebauen. Der sozialen Knechtschaft müde, fielen sie um jene Zeit in großen Schaaren einem Manne zu, der als von Gott gesandter Prophet als Befreier unter ihnen auftrat. Es bildete sich eine neue Sekte, die alle Götzenbilder verwarf, um dem einen unsichtbaren Gotte zu dienen. Das Essen von Aas und jeglichem Fleisch wurde verboten.[2]) Sie nannten sich Satnami (die mit dem wahren Namen). Sat Nâm bildet anstatt des gewöhnlichen Râm Râm den bei ihnen üblichen Gruß. Eben waren Missionsfreunde auf die Bewegung aufmerksam geworden und verlangten nach Missionaren, die sie in christliche Bahnen zu leiten versuchen sollten, als der von der deutschen evangelischen Missionsgesellschaft in den Vereinigten Staaten ausgesandte Missionar Lohr (früherer Goßnerscher unter den Kolhs, dem seine Kenntniß des Hindi sehr förderlich sein mußte) in Bombay eintraf (1868). Er begab sich alsbald auf den Schauplatz,

[1]) Nachträglich finde ich, daß der Ursprung der Bewegung viel weiter zurück reicht. Schon um 1820—30 trat jener erste Gürû auf, dessen Sohn nach ihm die Sekte leitete. Nach Ermordung des letztern trat sein Bruder an die Spitze, unter dem, wie es scheint, die Bewegung einen neuen Aufschwung nahm.

[2]) Heimlich freilich blieb die erstere Unsitte im Gange.

lernte den Gûrû der Satnâmi selbst kennen, der von etwa 4000 Anhängern verehrt wurde, die ihm Kokosnüsse zum Opfer brachten und das Wasser tranken, worin er seine Füße gewaschen hatte. Er schien dem Evangelio nicht viel Widerstand entgegenzusetzen, und der Missionar ging hoffnungsvoll an seine Arbeit. Zur Anlegung einer Station schenkte die Regierung 1600 Acker ausgezeichnetes Land, 6—7 Stunden nördlich von Rayapûr; sie erhielt den Namen Bisrampûr, Ruhestadt. Noch in demselben Jahre konnten die Erstlinge getauft werden. Doch gingen die Erfolge nicht so fort wie man erwartete. Die Satnâmi und die Tschamâr überhaupt erwiesen sich doch als sehr roh und stumpfsinnig.[1]) Dazu wüthete der Gûrû gegen die Bekehrten u. s. w. Trotzdem ist eine Gemeinde von etwa 100 Mitgliedern gesammelt und zwar zum Theil auch aus anderen Kasten. Eine zweite Station wurde in Rayapûr angelegt, was also auch wohl auf Arbeit unter der andern Hindûbevölkerung deutet. Zur Zeit aber ist dieselbe wegen einer über diese Mission gekommenen Krisis aufgegeben.

Ferner haben wir noch eine anglikanische Mission zu erwähnen, die durch Privatbeiträge unterhalten seit 1872 zu Tschanda, südlich von Nagpûr, besteht. Auch hier hat man vorzugsweise eine niedere Kaste im Auge: die Dhers und Mhars genannt. Die Namen stimmen jedenfalls mit den bereits erwähnten Dher (Dhêdd) und Mahâr überein. Sie sind Weber. Dies Handwerk ist freilich in Indien wegen des großen Imports englischer Zeuge nicht mehr lohnend;[2]) daher sind sie arm und sehr verachtet. Auch hier ist schon bald nach der Gründung eine christliche Gemeinde gebildet.

Schließlich bemerken wir noch, daß vor einigen Jahren der amerikanische Methodistenmissionar A. Norton in der Nähe von Ellitschpûr *(Ellichpore)* unter dem Stamme der Kurku eine Mission gegründet und bereits eine kleine Gemeinde gesammelt hat.

Wo wir aber unsere Blicke in Centralindien hinwenden, überall finden wir die Mission noch in den Anfängen.

8. Das Telugugebiet.

Gehen wir von dem eben besprochenen Gebiet nach Süden, so befinden wir uns bald in ganz dravidischer Umgebung, wie uns die herrschende Sprache zeigt. Während in Gondvâna noch das Hindi als Träger der höheren Kultur erscheint und die einheimische Gondsprache zum Theil bei Seite geschoben hat, haben sich von hier aus südwärts die ursprünglichen Sprachen behauptet und die arische Kultur in ihre Bahnen gelenkt. Das Telugu ist freilich eine der minder entwickelten vom dravidischen Sprachstamme und kann sich weder mit dem Tâmulischen, von dem es im Süden, noch mit dem Kanaresischen, von dem es seiner südlichen Hälfte nach im Westen begrenzt wird, messen. Die

[1]) Wahrscheinlich von dem den Kindern gegebenen Opium.

[2]) Der englische Import hat vielfach die einheimische Industrie in bedauerlichster Weise lahm gelegt.

nördliche Hälfte der Westgrenze scheidet es vom Mahratti. Ueberall jedoch sind diese Grenzen wenig markirt; eine Sprache geht allmählich in die andre über. Daher kann man nur annähernd schätzen, daß das Telugu, oder Telinga, wie man mit Annäherung an die Sanskritform des Namens sagt, von 13—15 Millionen Menschen gesprochen wird.

Die im Innern auf dem Tafellande des Dekhan gelegenen Theile des Telugugebiets, welche jetzt größtentheils zur Herrschaft des Nizam gehören, haben einen ähnlichen Charakter wie jene Theile des Hochlandes, die wir bei Besprechung des Mahrattenlandes schilderten. Obwohl es nicht an Flüssen fehlt — die Gôdâvarî und die Kistna (Krischna) mit ihren Nebenflüssen durchziehen das Gebiet — so ist das Land doch ziemlich dürre, da die kleineren Wasserläufe in der heißen Jahreszeit ganz trocken stehen. Es hängt hier alles von dem regelmäßigen Regen ab, der den Boden fruchtbar macht und ohne den die Theuerung und Hungersnoth unausbleiblich ist. Man sammelt das Wasser zur Zeit des Monsuns in zahlreichen Teichen (Tanks), die über das ganze Land verbreitet sind, und aus denen die nächste Umgebung bewässert wird. Theilweise ist auch der Boden, eine rothe, grusige Erde (Tschilka), wenig für den Ackerbau geeignet. Anderwärts dagegen findet sich auch der schon öfter erwähnte, fruchtbare schwarze Baumwollenboden (Regar), namentlich im Süden, wo die Hochebene mehr in ein gegliedertes Bergland übergeht.

Folgen wir aber den genannten Strömen, neben denen im Süden noch der Pennâr zu bemerken ist, so führen sie uns durch die schrofferen oder breiteren Bergthore des Ostghâts in die Küstenebene hinab. Mit der fruchtbaren Zone der Vorberge begrüßt uns eine ganz andre, üppige Landschaft. Anstatt der struppigen und stacheligen Dschangels dort oben, weite dichte Laubwälder in tropischer Fülle! Verweilen wir jedoch nicht zu lange in dieser Zone, in der das tödtliche Fieber seine Brutstätten hat. Die äußersten Küstenstriche sind sandig und steril; hie und da von Kokos- und Palmyrahainen unterbrochen. Wo aber menschlicher Fleiß das Land mit Wasserrädern und Teichen versehen hat, da macht die fahle Sandfläche dem lichtgrünen Teppich der Reisfelder Platz. In den nördlicheren Uferstrecken jedoch überwiegt jene und liefert dort neben kärglichen Ernten bedeutende Erträge an Kochsalz, zu dessen Gewinnung die unerträgliche Sonnenglut helfen muß. Die Küste ist flach und darum verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Seehäfen fehlen ganz, was jedenfalls mit zu den Ursachen gehört, daß diese Gegenden hinter andern Theilen Indiens in der Kultur zurückstehen.

Ueber die ethnographischen Verhältnisse dieses Gebiets standen uns leider keine eingehenderen Quellen zu Gebote. Die Kasten arischen Ursprungs sind verhältnißmäßig nur schwach vertreten. Dennoch hat das ganze Land die Physiognomie des Hindûismus erhalten. Freilich lebt auch hier unter den brahmânischen Formen in ausgedehntem Maße der alte Dämonendienst, wie wir dies eingehender von den Kanaresen und Tamulen werden zu berichten haben. In den Bergen finden sich auch noch Stämme, die sich den arischen Einflüssen mehr oder weniger entzogen haben, von denen die Koi noch näher zu er-

wähnen sind. Muhammedaner gibt es an der Küste nur wenige, und auch im Hochlande finden sie sich nur in den Städten in größerer Zahl. „Sie sind die zuchtlosesten, unruhigsten und verwildertsten Schufte in ganz Dekhan", dennoch bekleiden sie im Reiche des Nizam die meisten Beamtenstellen.

Die Telugu bewohnen in Dörfern Erdhütten mit pyramidalen Dächern aus Palmenblättern, oder die ganze Wohnung ist aus Blättern und Bambus hergestellt. Gewöhnlich liegt bei jedem Dorfe ein Fort, in welchem der Zemîndâr wohnt. Die niederen Klassen sind dem Trunke ergeben. Neben dem gegohrenen Palmensaft wird auch hier Bang (Hanf), Opium und Tabak gebraucht. Letzterer wird geraucht, gekaut und geschnupft. Hinsichtlich der weiteren Sitten und Gebräuche müssen wir auf die Schilderung der benachbarten Gebiete verweisen.

Die Mission wird im Telugulande in ausgedehntem Maße von einer ganzen Reihe von Missionsgesellschaften betrieben und zwar mit sehr verschiedenem Erfolge. Beginnen wir mit dem an Orissa grenzenden nordwestlichsten Küstendistrikte Vizagapatam (Vischakhapattanam). In der Hauptstadt gleichen Namens begann die **Londoner Missionsgesellschaft** ihr Werk schon im Jahre 1805. Mit aller Arbeit in Schulen, Bibel- und Traktatübersetzungen und evangelistischen Unterhaltungen verflossen 30 Jahre, ohne daß eine einzige Person zum Christenthum bekehrt worden wäre, so sehr auch die gleichfalls auf die dort lebenden Europäer ausgedehnte Thätigkeit diesen zum Segen gereichte. Seit 1835 wurden allerdings weitere Anstrengungen gemacht, besonders in der Heidenpredigt, in der Gründung einer höheren Schule, zweier Kostschulen, deren eine mehr als 80 aus der Hungersnoth geretteter Waisen enthielt u. s. w. Bald zeigten sich Früchte. Ein paar Frauen konnten getauft werden. Eine Druckerei wurde 1840 angelegt, und vier Jahre später die nicht weit von der nordwestlichen Grenze gelegene Stadt Tschikâkol als Zweigstation besetzt. Um die Mitte unsres Jahrhunderts hatte die Mission 144 Bekehrte aufzuweisen.

Ich habe hiermit nur einen der Berichte wiedergegeben, wie sie in den mehr die Wünsche der Missionsfreunde berücksichtigenden, als den objektiven Verhältnissen Rechnung tragenden Darstellungen sich so vielfach finden, die aber jene leicht veranlassen können, sich eine nicht sachgemäße Vorstellung von der Entwickelung der Mission zu machen. Man wird nämlich durch die obigen Angaben jedenfalls sehr leicht veranlaßt, sich unter jenen 144 eine Gemeinde vorzustellen, die durch das Bekenntniß zur Wahrheit des Evangeliums aus der Ortsbevölkerung herausgetreten, und wenn durch diesen Schritt auch abgesondert, doch immerhin mitten in der Bevölkerung stehend, als ein lebensfähiger Keim weitere Elemente derselben in naturgemäßem Wachsthum an sich zu ziehen geeignet sein. Gewiß sollte eine heidenchristliche Gemeinde derartig sei. Leider trifft diese Charakteristik auf die Gemeinden vieler Missionsstationen unter den Hindû nicht zu — wie bei dieser Gelegenheit zur Beleuchtung der Verhältnisse eines großen Theils der Missionen in Indien (und zwar vorzugsweise in den nördlichen Gebieten, die thatsächlich als ein harter Boden bekannt sind) etwas ein-

gehender angedeutet sein möge. Leider hält es schwer oder ist meist unmöglich, die Quellen zu einer kritischen Geschichte solch einer Missionsstation zu finden. Man kann wohl ein halbes Hundert von Jahrgängen des betreffenden Missionsblattes und der Jahresberichte durchsuchen, ohne einen klaren Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen.[1]) — Wie aber mochte es kommen, daß in 30 Jahren kein Bekehrter und nun in der Hälfte jener Zeit 144 gewonnen wurden? Ging hier der bis dahin unter das Volk ausgestreute Same des Evangeliums auf und trug Früchte? Ich möchte eher annehmen, daß die meisten dieser Bekehrten aus jener Waisenanstalt kamen. Viele der heidenchristlichen Gemeinden in Indien haben sich auf diese Weise gebildet. Die Mission erzieht die armen verlassenen Kinder, die in den Anstalten den Einflüssen des Heidenthums zu einem Theile entrückt unter der ihnen erwiesenen Barmherzigkeit ja für das Evangelium viel empfänglicher sein müssen als die übrigen Heiden. Wir wollen diese Früchte des echt christlichen Liebeswerkes nicht gering anschlagen. Auch finden wir es ganz in der Ordnung, daß die Missionare die Vater- und Mutterstelle an den Waisen vertreten, sie seiner Zeit verheirathen, wobei es sehr viel werth ist, daß hier anstatt der Kinderehen der Hindû doch ein einigermaßen angemessenes Alter abgewartet werden kann. Treten nun aber solche christlichen Familien heraus, so sind sie in der übrigen Bevölkerung ein fremdes Element. Selbst wenn die Macht des Christenthums sie dahin brächte, mit den Kastenlosen Fühlung zu suchen (wozu sie sehr wenig Neigung haben und was aus verschiedenen Ursachen nicht einmal wünschenswerth sein dürfte), so stehen sie doch den Hindûkasten gegenüber als ein fremdes Element da, selbst wenn sie ihren Ursprung aus den höchsten Kasten nachweisen können. Thut auch die Beziehung zu den Europäern viel, um sie vor der Verachtung zu schützen, wie sie den niedrigsten Kastenlosen zu Theil wird, so bleibt doch dieselbe Scheidewand, welche jene von den Hindû trennt, auch ihnen gegenüber aufgerichtet. Stellen wir uns eine Kolonie von Zigeunern oder Chinesen vor, die sich in einem unsrer Dörfer niederließe, und die sich mit unsrer Landbevölkerung nicht leicht amalgamiren würde, so haben wir ein sehr schwaches Abbild von der Stellung, wie sie eine solche Christengemeinde unter den Hindû, ohne durch soziale Bande mit der Bevölkerung verknüpft zu sein, einnimmt.

Aber nicht blos aus den früheren Zöglingen der Waisenhäuser bildete sich der Stamm zu manchen Christengemeinden. An vielen Orten hat das verkündigte Evangelium seine Früchte zunächst an einem nicht einheimischen Bestandtheile der Bevölkerung gebracht. Der genauer nachforschende Beobachter mag sich im nördlichen Indien verwundern, aus wie verschiedenartigen Elementen die Gemeinden zusammengesetzt sind. Da finden sich besonders viel Tamulen mitten unter der arischen Bevölkerung, weit von ihrem Vaterlande. Solchen

[1]) Ich war nicht in der Lage, die sämmtlichen Blätter der Londoner Missions-Gesellschaft in Bezug auf Vizagapatam noch einmal durchzusuchen. Wie früher solches Suchen nach geographischem Material meist recht unfruchtbar blieb, so konnte ich auch diesmal keinen bessern Erfolg erwarten.

ist natürlich der Uebergang vielfach leichter gemacht, als denen, die durch ihre soziale Verbindung von demselben zurückgehalten werden. Leute, die im Dienste von Europäern aus anderen Gegenden zu einer Missionsstation gekommen sind, werden unter Umständen weniger abgeneigt sein, sich zum Glauben ihrer Herrschaft zu bekennen. Auch dieses Element trägt nicht dazu bei, der Christengemeinde eine gesunde Lage zu sichern. Auch hier trifft es zu, daß die Christen als ein fremdes Häuflein der Eingliederung in den Organismus des Volkslebens entbehren. Es ist die Macht der Kaste, die in dieser Beziehung dem Christenthume gegenüber ein schroffes Bollwerk bildet.

Fern sei es jedoch von mir, zu behaupten, daß die Mission unter der Kastenbevölkerung gar nichts ausgerichtet habe. Es liegen Beispiele vor von Leuten der höheren und höchsten Kasten, die in dem lautersten Verlangen nach ihrer Seelen Seligkeit, das durch Gottes Wort in ihnen erweckt war, den Schritt vollbracht haben, von dessen Größe wir uns kaum eine annähernde Vorstellung machen können. Daneben aber läßt sich nicht leugnen, daß bei einigen andern, die auch den gleichen Schritt thun, andre Beweggründe mitwirken, wenn auch nicht in dem Maße, daß solche Inquirer als unlauter müßten zurückgewiesen werden. Wie gering aber pflegt in den in Rede stehenden Gemeinden die Zahl derer zu sein, die so direkt aus der Kastenbevölkerung des Ortes oder der Umgebung herausgetreten sind, um als Christen zu leben und zu verben! In den allermeisten Fällen sind es nur vereinzelte Mitglieder, ston denen sich das sagen läßt, ja ich möchte behaupten, daß solche nirgends den Stamm der Gemeinde und die Mehrzahl ihrer Glieder ausmachen.

Bei dieser Gelegenheit mögen denn auch die Schwierigkeiten, die der Uebertritt für die Mitglieder höherer Kasten hat, an einem Beispiele veranschaulicht werden. „Noch immer ist der Widerstand, den die Uebergetretenen bei ihren früheren Glaubensgenossen und oft bei ihren nächsten Verwandten finden, ganz gewaltig groß. Zwar hat sich durch den Schutz und die Aufsicht der gerechtigkeitsliebenden englischen Regierung,[1]) sowie infolge der zunehmenden Verbreitung des Christenthums im ganzen Lande manches in dieser Hinsicht gebessert; aber immer kommen noch Fälle vor, in denen die Bekehrten bittrer Verfolgung, zuweilen Todesgefahren ausgesetzt sind." So war es mit Vischnú, jetzt Vischwas, einem bei der britischen Landesvermessung angestellten Brahmánenjüngling, der durch die Bekanntschaft mit einem christlichen Schullehrer mit dem Christenthum näher bekannt geworden war und sich nach längerem Verkehr mit dem Missionar zum Uebertritt entschlossen hatte." „Kaum hatten seine Kollegen erfahren, daß Vischnú mit dem Missionar Umgang pflege, als sie anfingen, ihn auf allerlei Weise zu plagen, wozu sie natürlich bei ihrer gemeinschaftlichen Dienstarbeit Gelegenheit genug fanden. Er lernte das geduldig ertragen. — Schon war der Sonntag bestimmt, an welchem er getauft werden sollte. Der Missionar hatte ihm gerathen, seine Familie und deren Haus womöglich nicht zu verlassen; in der Woche vor dem bestimmten Sonntag aber sah er sich genöthigt, beim eingebornen Pastor des Ortes Zuflucht zu suchen, bei welcher Gelegenheit er auch öffentlich seine Kaste brach. Bald war das Haus, in das er sich geflüchtet hatte, von Heiden umgeben. Seine verwitwete Mutter, sein Oheim und andre Verwandte suchten ihm den Gedanken ans Christwerden auszu-

[1]) Dabei ist doch zu bemerken, daß noch immer sehr viel von der persönlichen Neigung der betreffenden Beamten abhängt. Kam doch erst vor einigen Jahren der Fall vor, daß einem Getauften in Vizagapatam das Vaterrecht auf seine Kinder von einem höhern Gerichtshofe nicht unbedingt zugesprochen wurde.

reden; er blieb aber fest. Am Samstag Morgen kamen seine Freunde wieder und überredeten ihn, sie in sein Geschäftslokal zu begleiten, obgleich er gerade in jenen Tagen einen kurzen Urlaub erhalten hatte. Natürlich war das blos List. Am Tauftage erschien er nicht und ließ den Missionar in der peinlichsten Ungewißheit. Erst in der folgenden Woche kam er zurück. Seine Leute hatten ihm zu essen gegeben, und die Speisen müssen vergiftet gewesen sein. Denn nachdem er gegessen, gerieth er in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, welche beinahe einen ganzen Tag andauerte. Was alles mit ihm geschah, wußte er rein nicht anzugeben. Als er wieder zu sich kam, fand er, daß man ihn mit der Eisenbahn ins Haus seines Oheims nach Näsik gebracht hatte. Dort erst erwachte er aus seiner traumartigen Betäubung. — Aber es sollte seinen Feinden nicht gelingen. Sobald er zur vollen Geistesklarheit gelangte, kehrte er zu den Christen zurück und wurde nach einigen Tagen getauft. Ist aber einer einmal getauft, so betrachten ihn die Heiden als todt für sie, und gemeiniglich hat er dann nicht mehr so viel zu leiden." [1])

Ist nun auch durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen (unter denen der durch die Missionsschulen verbreiteten Aufklärung eine hervorragende Stelle gebührt) die Kaste bei einem großen Theile des Volkes im Grunde erschüttert, so sind ihre Schranken doch noch fest genug, um den Einzelnen auch wider bessere Erkenntniß gebannt zu halten. So gibt es viele Heuchler unter der Kastenbevölkerung, etwa wie jenen Regierungs-Schulinspektor, der zu Hildebrandt sagte: „Möchte wohl nach England reisen, aber das dumme Ding da" — indem er seine Brahmânenschnur unter dem Shawl hervorzog — „Sie verstehen, ich würde die Kaste verlieren! Unsinn; aber was kann man dagegen machen!" — Die Zahl derer, die aufrichtig genug sind, ihrer Ueberzeugung auch in der Praxis zu folgen, wie die Anhänger der Brahmâ Samadsch, bildet doch immer noch eine verschwindende Minorität.

Unter diesen Verhältnissen also kann eine Gemeinde, wie die oben geschilderte, unter der Bevölkerung nicht die wünschenswerthe Stellung einnehmen. Man darf sich über ihre Unfähigkeit, in größerem Maße Elemente derselben an sich heranzuziehen, und damit über ihr langsames Wachsthum nicht wundern. — Es ist nun hier nicht der Ort zu einer eingehenden Erörterung der Missionsmethode, noch weniger können wir hier eine Entscheidung der oft mit großem Eifer betriebenen Streitfrage über die verschiedene Behandlung der Kaste seitens der Mission zu geben versuchen. Wir müssen uns jedoch den Stand der Sache in die Erinnerung rufen. Die sämmtlichen Missionsgesellschaften nämlich, mit Ausnahme der Leipziger, nehmen eine schroffe Stellung gegen die Kaste ein. In englischen und amerikanischen Missionen zeigt sich sogar zuweilen in diesem Punkte ein — ich möchte sagen — leidenschaftlicher Eifer. Mit Ostentation muß der Kastenbruch öffentlich vor sich gehen. Die heilige Schnur wird vor versammeltem Volke zerrissen und in den Staub getreten, die heilige Locke fällt unter der Scheere, der Bekehrte genießt Speise, die ein Europäer oder einer jener verachteten Kastenlosen bereitet hat und ihm darbietet. Es versteht sich von selbst, wie ein solches Verfahren vor dem Uebertritt zurückschrecken muß. — Es werden uns manche Anzeichen dafür mitgetheilt, daß die Missionsschulen nicht blos dem Heidenthum gegenüber destruktiv wirken resp.

[1]) Calwer Missionsblatt, 1874, S. 23.

der blassen, religionslosen Freidenkerei Vorschub leisten, wie dies ja freilich auch geschieht. Nein, so manches Samenkorn von Gottes Wort geht auf. Es gibt nicht wenige, die von der christlichen Heilswahrheit im Grunde überzeugt und erwärmt sind, und die auch dazu kommen würden, ihren Glauben öffentlich zu bekennen, wenn seitens der Mission nur die bestehenden Kastenverhältnisse ignorirt werden möchten. Sie mögen die religiöse Seite der Kaste verwerfen; aber über ihre soziale Seite können sie nicht hinwegkommen. Da die Mission ihnen mit jenem Ignoriren nicht entgegenkommt, so bleibt die Kluft zwischen ihnen und der christlichen Gemeinde, obgleich sie vielleicht „nicht fern vom Reiche Gottes" sind. Beklagen wir auch die Schwachheit solcher Leute, so können wir doch rücksichtlich der angedeuteten Größe des geforderten Opfers immerhin Mitleiden mit ihnen haben und bedauern, daß sie der christlichen Gemeinde verloren gehen.

Dieser Exkurs wird uns einigermaßen helfen, die Stellung der inmitten der Hindübevölkerung gesammelten Christengemeinde deutlicher ins Auge zu fassen. Sie ist und bleibt ein fremdes Element. Sie mehrt sich aus ihrem eigenen Schooße durch die Geburt der Kinder; oder gelegentlich in größerem Maße durch die entlassenen Zöglinge des Waisenhauses, hie und da durch die Bekehrung von Angehörigen niederer Kasten und von Fremdlingen, die vielleicht anderswo schon einen Eindruck vom Christenthum erhalten haben und hier unter erleichterten Verhältnissen den Schritt des Uebertrittes vollbringen, und endlich der spärlichste Zuwachs ist die seltene Bekehrung eines Ortsangehörigen, der die heilige Schnur trug. Trotz aller treuen Missionsarbeit, trotz der Anerkennung, die den Missionaren für ihre hingebende Liebesthätigkeit auch bei den Heiden zu theil wird: der Acker ist und bleibt ringsumher hart, und zu dem Wachsen und Zunehmen der Gemeinde, das so ernstlich herbeigewünscht und um das so innig gebetet wird, will's noch nicht kommen. — Nur unter solchen Umständen können wir die Geschichte mancher Mission in Nordindien verstehen.

Kehren wir nach diesem Exkurse nach Vizagapatam zurück. Die Missionsfreunde waren erfreut durch die Nachricht von 144 Getauften, die in 15 Jahren gesammelt waren. Bald kam noch eine dritte Station Vizianagaram hinzu, und 1861 finden wir die Zahl der Getauften bereits auf 299 angewachsen, von denen 43 Abendmahlsgenossen. Zehn Jahre später freilich ist die Gemeinde auf 243 (resp. 41) zusammengeschmolzen, und wieder nach einigen Jahren finden wir die Zahlen 273 und 46. Sucht man nun in den Blättern der Gesellschaft nach Erklärung dieser auffallenden Erscheinung, so wird man nur enttäuscht die Jahrgänge aus der Hand legen. Ein interessanter Fall von Bekehrung eines Brahmânen, der lange Lehrer von einer der Schulen war, ist alles, was von dem Missionsfelde Vizagapatam, abgesehen von etwaigen persönlichen Verhältnissen der Missionare, seit einer Reihe von Jahren erwähnt ist. Von einem Einblick in die Entwicklungsgeschichte der Missionsgemeinde dieser nun 73jährigen Station finden wir nichts. Man kann uns nicht verdenken, daß wir von dem Schlüssel, der zum Verständnisse so manches jener harten indischen Missionsfelder

paßt, auch hier Anwendung machen. Dabei sei noch bemerkt, daß die Abnahme der Zahlen von 1861—1871 durch Abfall und nothwendig gewordene Ausschließung oder durch Fortziehen von Gemeindegliedern veranlaßt sein mußte.

Gab uns das eine Missionsfeld der Londoner Gesellschaft im Telugulande Veranlassung, den harten unfruchtbaren Missionsacker näher zu betrachten, auf dem der Blick des Missionsfreundes ja allerdings nur mit Betrübniß ruhen kann, so führt uns ein anderes Feld derselben Gesellschaft das erfreuliche Bild des reichlich ergiebigen Ackers vor. Gehen wir nach dem Süden des Telugugebietes. Dort, wo der Pennâr sich durch die Ostghâts seine Bahn zu brechen beginnt, die hier als Nallâ-mallâ-Gebirge sich schroff zu beträchtlicher Höhe erheben, liegt (seit 1824) die Londoner Station Kaddâpâ *(Cuddapah)* und in einem nördlichen Seitenthale die jüngere (seit 1855) Nandiyal *(Nundial)*. Was für ein ungewohnter Anblick, so oft wir durch eines der zahlreichen Dörflein kommen, ein freilich oft kümmerliches Gebäude aus Lehmwänden mit Gras gedeckt, das uns aber gedeutet wird als die Kapelle der Christen! Nicht weniger als einige 90 Außenstationen in Verbindung mit dieser Mission und mehr als 5200 Christen.[1]) „Ja freilich, das ist eine andre Ernte, als da oben im Norden," wird der Missionsfreund sagen. „Aber wie geht das zu? Herrscht hier zu Lande nicht die Kaste oder haben sich die Missionare dazu verstanden, ihr weniger scharf zu Leibe zu gehen?" Nein, die Kaste herrscht auch hier, und Konzessionen sind ihr hier so wenig gemacht wie im Norden. Daher ist die Schaar der Christen, die eine Kaste zu verlieren hatten, hier nicht bedeutender als auf den oben geschilderten Stationen. Aber weit überwiegend haben wir es hier zu thun mit Kastenlosen, die keine Kaste zu verlieren hatten, wohl aber aus ihrer hartgedrückten sozialen Lage beträchtlich gehoben werden konnten durch das Evangelium. Die Armen und Verachteten im Volke sind es, in denen das Wort von der Freiheit in Christo eine gute Stätte findet, während es den Hohen ein Aergerniß und eine Thorheit bleibt.

Sehen wir uns freilich die Sache recht nüchtern an! Es ist eine rohe Masse unter tausendjährigem Drucke, in tiefer Verwahrlosung. Hier heißen sie die Mâla; weiter südlich werden wir sie bald als Paria kennen lernen. Ich bedaure sehr, daß, obgleich diese Schicht der heidnischen Bevölkerung seit einem Jahrzehnte von außerordentlicher Wichtigkeit geworden ist und 4—5 Missionsgesellschaften erstaunliche Ernten unter derselben gehalten haben, wie wir sogleich sehen werden, dennoch keine ausführliche ethnologische Beschreibung und keine anschauliche Schilderung ihrer Lebensverhältnisse zu finden ist. Ueberhaupt wird in den betreffenden Missionsblättern nicht viel von ihnen gesprochen. Sonderbar! Bleibt das Netz leer — so schweigen die Berichte. Plätschert's aber lustig darinnen und wimmelt's im Netze von allerlei Gattung, die man darinnen fängt, dann hört man wohl den lauten Ruf: „kommt und helfet ziehen!"; aber wenn man weiter etwas

[1]) Zahlen von 1873.

wissen möchte von den Fischen selbst — so schweigen abermals die Berichte.[1]) Wir müssen uns nach der Analogie der Mahâr, die wir im Mahrâttalande kennen lernten unter Zuziehung einzelner zerstreuten Andeutungen, wie sie sich noch am häufigsten in den Blättern der Church Missionary Society finden, unser Bild entwerfen. Die Mâla sind eine verabscheute Sklavenkaste. Sie leben in ihren eigenen Dörfern, müssen jedoch den Acker der Bewohner des betreffenden Hindûdorfes bebauen.[2]) Dabei sind sie hart bedrückt, um so mehr, als sie ihren Herren durch erhaltenen Vorschuß verschuldet zu sein pflegen. Bisher waren sie fast aller Willkür derselben ausgesetzt und hatten nur kümmerlich ihren Lebensunterhalt. Sie gehören zu den tiefst verkommenen Menschen, leben in Schmutz und Unwissenheit hin wie Thiere. Ihre Religion scheint im wesentlichen der alte Dämonendienst zu sein, mit manchen von den Hindû angenommenen Elementen vermischt. Es werden kupferne Götzen und Zaubergegenstände erwähnt. Merkwürdig ist es, wie bereitwillig sie infolge der christlichen Bewegung, die durchs ganze Land geht, diese Götzen aufgeben. Ein Missionar brachte von einer Reise zwei Kisten voll mit nach Hause. Mit dem vollsten Vertrauen setzen sie ihre (freilich meist noch unklare und ungeläuterte) Zuversicht auf den unsichtbaren Gott, den ihnen die Missionare verkündigen. Daß der Kern der Bewegung auf der sozialen Seite liegt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Mâla sehen, wie sie durch das Christenthum aus ihrer verachteten Stellung emporgehoben werden zu einer Stufe der menschlichen Gesellschaft, die zu erreichen sie nie zu hoffen gewagt hätten. Sonst wurden sie von den Brahmânen und Çudras gemißhandelt, betrogen, beraubt u. s. w. und blieben dem allen gegenüber schutz- und hülflos. Denn gingen sie vor die niedern Gerichtshöfe, so bekamen sie jedesmal Unrecht. Ein einziger Fall aber, der in höherer Instanz zu Gunsten eines christlichen Mâla entschieden wird, wirkt weithin unter dieser bisher so rechtlosen Bevölkerung. Daher die bittre Feindschaft jener Kastenleute gegen die Bekehrten,[3]) die jedoch in der festen Zuversicht auf die Hülfe des Christengottes geduldig schweres Martyrium auf sich nehmen. In dieser Beziehung stimmen die Verhältnisse völlig überein mit denen, die wir bei den Kolh kennen lernten.

---

[1]) Einzelne Notizen finden sich ja wohl hie und da, aber eine zusammenhängende eingehende Darstellung ist mir nicht vorgekommen — soweit mein Material reichte. Geradezu unverantwortlich ist es, wenn z. B. im Blatte der amerikanischen Baptisten zur Schilderung der Mission unter solchen Kastenlosen die bekannte Beschreibung des hindûistischen Heidenthums wiederholt wird, ohne jene Kluft zwischen Kastenlosen und Kastenleuten auch nur zu erwähnen. Sollte dies in der That nur aus Unkenntniß geschehen sein, so wird doch dem Kundigen leicht der Verdacht einer absichtlichen Verhehlung kommen müssen.

[2]) Bei Kaddâpa findet sich viel Baumwollen- und Indigokultur.

[3]) Es wird ihnen das Betreten des Hindûdorfes verboten; der Kaufmann verkauft ihnen keine Waare; Land, das sie bisher benutzen durften, wird ihnen abgenommen. Man verbietet ihnen die Benutzung des Brunnens sowie die Blätter des Gogubaumes (?), welche von den Armen als Nahrung benutzt werden. S. P. G. Report, 1863, p. 97.

Daß nun die jungen Christengemeinden noch viel zu wünschen übrig lassen, ist nach obigen Andeutungen sehr erklärlich. „Sie sind die reinen Kinder." Besonders in der Schule gibt's schwere Arbeit mit der „erblichen geistlichen Verkommenheit". Vollends hält es hart, den Alten die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser beizubringen. Besonders schwer wird es ihnen, sich den Genuß des Fleisches von krepirtem Vieh abzugewöhnen und sich an die Feier des Sonntags zu gewöhnen. Dazu kommt, daß sich auch bei diesen Kastenlosen die Kaste eingeschlichen hat, wie wir es bei den Mahâr fanden. Die Madiga[1]) stehen noch unter den Mâla, und diese sehen scheel, wenn jene mit zu der christlichen Gemeinschaft zugelassen werden. Nun fehlt es an tüchtigen Lehrern. Es fehlt an christlicher Aufsicht und Führung. Im Gefühl ihrer sozialen Hebung schlagen sie wohl ins Gegentheil über und werden unverschämt und widersetzen sich auch gesetzlich bestehenden Ordnungen. Wie nachsichtig muß man da sein mit dem geistigen Zustande der Bekehrten! Ein Missionsfreund freilich, der in idealistischer Weise sich die bekehrten Heiden vorstellt, würde von den Mâla ziemlich enttäuscht werden. Diesem Umstande ist vielleicht der Mangel an eingehenden Berichten zuzuschreiben. Jedem Verständigen aber sollte es nicht befremdlich sein, daß ein so lange Zeit zertretenes Geschlecht nicht wie mit einem Schlage umgewandelt werden kann. Bittere Erfahrungen bleiben dabei auch nicht aus. Hier fällt vielleicht eine Schaar von Katechumenen wieder ab, weil eine gewisse Erwartung in Bezug auf ihre äußere Lage nicht in Erfüllung ging, dort muß aus einer Schaar schon Getaufter der größere Theil um grober Sünden willen ausgeschlossen werden. Und wie viel Sauerteig des alten heidnischen Aberglaubens ist noch bei ihnen zurück geblieben! Wir wollen aber uns durch dies alles nicht irre machen lassen, sondern uns herzlich freuen über dies fruchtbare indische Missionsfeld. Es sind eben Massenbekehrungen. Die vielen Schlacken, die den jungen Gemeinden anhaften, werden durch die treue und geduldige Arbeit der Mission nach und nach entfernt werden. Daß übrigens von vorn herein es sich hier nicht um Massenbekehrungen nach der Xaver'schen Methode handelt, sondern daß der Taufe der einzelnen sorgfältige Vorbereitung und Prüfung vorhergeht, soweit die Kräfte und Verhältnisse irgend es gestatten, brauche ich kaum zu erwähnen. Auch kommen ja hie und da Fälle von Einzelbekehrung vor, in denen sich schöne Züge eines echten Christenthums offenbaren. Auch ist es höchst erfreulich, die Fortschritte zu beobachten, wie sie innerlich und äußerlich bei solchen bekehrten Mâla zu Tage treten; und schon kommt es vor, daß hie und da solch ein einst Verachteter einem Brahmänen geistig weit überlegen ist. Freilich das dürfen wir auch nicht außer Acht lassen, daß die höheren Kasten hier vielleicht noch weniger als in den oben beschriebenen Hindûmissionen dem Evangelium zugänglich sind, wenn auch dann

[1]) Nach einigen Andeutungen in den Blättern der Baptisten möchte man schließen, daß diese (Mardagie, Madaga, Mordaga, die, wie es scheint, den Tschamâr gleichstehend neben den Murla erwähnt werden) dort den Hauptstamm der Bekehrten ausmachen.

und wann mit Freuden berichtet werden kann, daß ein paar Leute aus der Zimmermannskaste oder aus der Boyakaste (letztere früher kühne Jäger, jetzt meist Wächter in den Dörfern) sich bekehrt haben.

Die Erfolge der Londoner Mission deuteten wir schon an. Neben derselben arbeitet die **Propagation Society** auf den Hauptstationen Matialpâd und Kalsapâd, zu denen 1875 über 60 Dörfer gehörten. Noch immer meldet sich hie und da aus einem Dorfe etwa ein Dutzend Familien zum Uebertritt. Es ist schon bekannt, daß sie vorher lernen müssen, daher bitten sie um einen Lehrer. Die Bitte wird aber nach Untersuchung ihrer Absichten und Verhältnisse erst dann erfüllt, wenn sie ein freilich sehr einfaches Gebäude errichtet haben, das als Schule, sowie für tägliche Morgenandachten und den Sonntagsgottesdienst benutzt werden kann. So werden die Gemeinden von vornherein daran gewöhnt, die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse tragen zu lernen. Neben anderen Hindernissen wird hier auch der Widerstand der Mâlapriester (Asadi) erwähnt, die jedoch das Werk nicht aufzuhalten vermögen. Auch wird in einem Berichte gelegentlich erwähnt, wie die Mission sich unvermeidlich mit diesen niederen Kasten identifizirt und dadurch gegen die höheren immer fester verschlossen wird. Die Zahl der Getauften war 2331 (inkl. 643 Kommunikanten) neben 1614 Katechumenen.

Steigen wir über die östlichste Kette der Ghâts nach dem Küstenlande herab, so kommen wir auf das Gebiet der **amerikanischen Baptisten**, die zu Nellûr 1840 ihre Arbeit begannen. Die Station blieb jedoch zunächst so unfruchtbar, daß man mehreremal nahe daran war, sie aufzugeben. Noch im Jahre 1863 zählte sie nur 41 Bekehrte. In den folgenden Jahren begann die Bewegung unter den niederen Kasten, aus denen bis 1871 schon 6400 Christen inkl. der Katechumenen gewonnen wurden. Es ist zu bemerken, daß hier das Feuer noch geschürt wurde durch revival-artiges Evangelisiren, wodurch an vielen Orten ganze Schaaren in die Gemeinschaft der Christen hereingezogen wurden. Sehr empfindlich war der Mangel an Männern, denen man die Leitung der Bekehrten und die Unterweisung der Katechumenen hätte überlassen können. Man mußte dazu solche anstellen, die selbst noch wie Kinder und vor wenigen Jahren wie unvernünftige Kreaturen gewesen waren. Die nördlicher gelegene Station Ongole und Umgegend erwies sich besonders ergiebig. Eine dritte Station wurde zu Râmâpatam zwischen den beiden andern am Meeresstrande angelegt; die jüngste ist südlich davon in Allûr. Nach den neuesten Angaben (1876) gehörten zu allen diesen Stationen mehr als 3800 volle Mitglieder der Gemeinde. Dürfte man die nicht angegebene Zahl der Katechumenen in dem früheren Verhältnisse hinzu rechnen, so würde man für die zu dieser Mission gehörigen Christen überhaupt die bedeutende Zahl 12,000 erhalten. Zur Bildung von Katecheten und Lehrern sind energische Anstrengungen gemacht. [1])

[1]) In neuester Zeit haben die amerikanischen Baptisten auch jenseits der Berge in Karnûl eine Station gegründet.

In Nellûr besteht noch eine Mission der **schottischen Freikirche**, die gleichzeitig mit der der Baptisten gegründet ist. Sie wirkt vorzugsweise durch Unterricht, namentlich in einer höheren Schule. Die gesammelte Gemeinde ist gering geblieben, wie es bei den oberen Kasten, die hier in Betracht kommen, nicht anders zu erwarten war. Immerhin ist die Praxis, welche keinen Kastenunterschied in der Schule duldet, neben der durch diese verbreiteten Bekanntschaft mit der christlichen Lehre nicht gering anzuschlagen.

Weiter nach Norden, im Delta der Kistna und Gôdâveri, kommen wir wieder auf fruchtbares Gebiet. Auch hier hält die Mission reichliche Ernten unter den Mâla. Da treten uns zunächst die Stationen der **Church Missionary Society** entgegen. Masulipatam wurde 1841 besetzt. Schulthätigkeit war die Hauptsache, und eine Reihe von Jahren blieben die sichtbaren Erfolge gering. Erst von den im folgenden Jahrzehnt gegründeten Stationen Ellûr und Bêzwara fand das Evangelium Eingang unter jenen Kastenlosen. Auch hier griff eine wunderbare Bewegung um sich. „Kaum haben in einem Dorfe eine Anzahl Familien den Götzendienst aufgegeben, so kommt schon aus einem und dem andern benachbarten Dorfe die Bitte um Unterweisung an den Missionar." Große Schaaren nennen sich Christen, auch wenn sie noch nicht getauft sind. Wäre man nicht so vorsichtig mit der Ertheilung des Sakraments, so könnten bereits viel größere Gemeinden gesammelt sein. Sie umfaßten jedoch 1876 bereits 3800 Seelen. Neben den Mâla wird hier auch die Weberkaste erwähnt. Von jenen heißt es, daß sie zum Theil ihr eignes Land und Vieh haben, größtentheils aber in halber Sklaverei leben. Besonders die Schulden, die sie bei Hochzeiten und Sterbefällen bei den Landbesitzern (Rayat) machen, bringen sie in dieses Abhängigkeitsverhältniß. Daher die Feindseligkeiten und Verfolgungen von dieser Seite gegen die Uebertretenden. Auch die aufgeklärten Heiden in den Städten sind sehr erbittert über die christliche Bewegung. „Die Pariachristen," heißt es in einer Zeitung, „sind eine wahre Pest. Ungebildet wie sie sind, nehmen sie es sich doch heraus, mit dem tüchtigsten Gelehrten (Çâstri) von Christo zu sprechen." Das ist für sie kein schlechtes Zeugniß. „Die Gemeinden machen langsame, aber sichere Fortschritte." Auch hier werden sie von vornherein gewöhnt, die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse selbst zu tragen.

Eine andere Mission auf diesem Gebiete wird nur selten erwähnt, da sie grundsätzlich keine Berichte verbreitet. Es sind baptistisch, resp. darbistisch gerichtete Männer, die in keiner Weise mit einer Missionsgesellschaft verbunden, nur von Freunden privatim unterstützt, mit viel Selbstverleugnung zum Theil seit einigen Jahrzehnten an der Mündung der Gôdâvery arbeiten, und zwar in Narsapuram, Palicôl und einigen andern Orten. Nach Sherring (der übrigens wohl in Verwechslung mit den bald zu erwähnenden Missionaren der Norddeutschen Gesellschaft die Stifter dieser Mission als Deutsche bezeichnet) soll die Zahl der Bekehrten in 8 Gemeinden schon 1871 über 1000 ge-

wesen sein, bei 300 Kommunikanten. Jedenfalls stammen sie überwiegend aus den niederen Kasten.

Endlich ist hier die Mission der Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten in Radschamandry und Guntur aufzuführen. Die Norddeutsche Gesellschaft sandte in den vierziger Jahren mehrere Arbeiter dahin, konnte aber dieses Feld nicht behaupten, und jene traten 1850 in den Dienst der oben genannten Denomination über. Lange schien auch hier die Arbeit fast fruchtlos zu bleiben. Nachher wurden größere Schaaren eingesammelt. Einer der neueren Berichte deutet freilich an, daß die Gemeinden nicht einen sehr ermuthigenden Anblick gewähren, und daß auch wohl eine Menge Gemeindeglieder wieder rückfällig wird, wie dies in einem Jahre (1873) mit mehr als 70 der Fall war. Doch belief sich damals die Zahl der Christen auf 780.

Nur im Vorübergehen bemerken wir, daß die canadischen Baptisten vor einigen Jahren eine Mission in Kokonada begonnen haben.

Weiter begegnet uns auf diesem Gebiete noch ein Volk, das in besonderem Maße das Interesse der Missionsfreunde verdient. Es sind die Koi (Koya), Aborigenes,[1]) welche an der Gôdâvery 4—5 Meilen nach rechts und links bis tief ins Innere auf den Bergen und in den Wäldern hausen. „Sie haben eine sehr einfache Lebensweise und wenig Bedürfnisse. Inmitten des Waldes klören sie einen Platz, auf welchem sie etliche Morgen mit Korn und Baumwolle bepflanzen, rings um die Hütten, in denen sie wohnen. Damit haben sie Nahrung und Kleidung, wozu noch die Milch ihres Viehs, einige Tabakspflanzen und die Blüten des Ippabaumes kommen, aus denen sich ein Schnapps bereiten läßt. In der kalten Jahreszeit sehen die Koidörfer mit ihren dicht mit Melonen und andern Rankenpflanzen bekleideten Dächern sehr hübsch aus. Aber es ist eine gefährliche Zeit, da unter dem 9 Fuß hohen Dschuari Tiger und Panther sich bis in die Nähe der Hütten schleichen."

Schön sind die Koi nicht. Besonders die Weiber haben etwas Rohes und manchen männlichen Charakterzug. Dabei bewahren sie einen alten aristokratischen Stolz. Die umwohnenden Hindû sind ihre geborenen Feinde. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren Raub- und Mordzüge der benachbarten Rädschâ nichts Seltenes. Die Koi bezahlten ihnen mit gleicher Münze. Trotz dieser Feindschaft dringt doch die Telugusprache mehr und mehr unter ihnen vor, und die alte Koisprache stirbt schnell aus.

Ein englischer Beamter, Colonel Haig, welcher an der Gôdâvery öffentliche Arbeiten leitete, nahm sich zuerst dieses Stammes an. Er suchte ihre irdischen und geistlichen Verhältnisse zu heben. Durch seine Freundlichkeit gewann er hie und da ihr Vertrauen. Auf seine Veranlassung wurde 1860 von der Church Missionary Society die Station zu Dumagudiem angelegt. Einige jener wilden Leute wurden mit durch seine persönliche Einwirkung für das Christenthum

[1]) Sie sollen mit den Khond in Orissa verwandt sein.

gewonnen, unter ihnen Razu, der nach weiterer Ausbildung lange als treuer Katechet unter seinen Landsleuten gearbeitet hat und in neuester Zeit sogar zum Pastor ordinirt wurde. Dennoch hatte die Mission große Schwierigkeiten, und die meisten der zuerst gesammelten Gemeinde kamen wohl aus der bunten Schaar allerlei Volkes, die bei den Kanalarbeiten unter Colonel Haig in der Nähe beschäftigt war.[1]) Doch wurden in Koidörfern eine Reihe von Schulen angelegt. Leider stellte man in diesen Hindûlehrer an, die nach dem oben angedeuteten schroffen nationalen Gegensatz nicht viel Gutes wirken konnten. Die Folgen traten in manchen betrübenden Schwankungen zu Tage. Einen großen Widerspruch findet das Evangelium an den Frauen. Nach dem neuesten Berichte zählte diese Mission 299 Anhänger, von denen 59 Kommunikanten waren.[2])

Wenden wir uns nun von hier aus nach Westen, so finden wir noch ein paar Missionsstationen bei Haiderabâd, der Hauptstadt des Nizâm. Die Propagation Society ist in der benachbarten Militärstation Sikanderabâd thätig, wo auch die Mission der schottischen Staatskirche arbeitet. Jene hat noch mehrere Außenstationen in der Umgegend, eine in der Hauptstadt. Die meisten Bekehrten, deren die erstere Gesellschaft über 500 zählt, sind aus den tamulischen Sipahi des Kantonnements gewonnen. In neuester Zeit findet sich dort auch eine kleine Gemeinde amerikanischer Baptisten erwähnt.

Südwestlich von dort liegt die Stadt Bellary, im Grenzgebiete des Telugu und des Kanaresischen. Seit 1810 arbeitet die Londoner Mission. Die Gemeinde von 312 Seelen[3]) scheint ebenfalls meist aus dem Militär gesammelt; doch wird auch eine Außenstation erwähnt, wo die Mission bei der niederen Kaste der Madagie Eingang gefunden hat.

Schließlich bleibt uns auf unserm Rundgange im Telugulande nur noch die **Hermannsburger Mission** übrig, welche im südlichsten Theile des betreffenden Küstenlandes 1866 begonnen wurde. Es war ein bis dahin von keiner andern Gesellschaft besetztes Gebiet, inmitten dessen ein Missionar, der schon früher in Indien gearbeitet hatte, Naidupett als erste Station besetzte. Bald war der Anfang einer Gemeindebildung gemacht. Sulurpett, Gudur, Sriharicotta und Vakadu, alle an der Küste in der Nähe des sogenannten Palikatsees gelegen, kommen als weitere Stationen dazu. Andere, wie Venkatagiri, Rapûr und Kalastri, „das Hauptgötzennest" jener Gegend, liegen weiter nach dem Innern auf den Vorbergen der Ghâts. „Es sind jetzt im Telugugebiete außer dem Probst Mylius 9 unsrer ordinirten Missionare in Thätigkeit. Dazu sind 15 Eingeborne als Katecheten

[1]) Auch Brindscharra wurden dort von der Predigt angezogen; d. i. nämlich die im ganzen Dekhan den Transporthandel vermittelnde Kaste. Mit ihren Familien in Zelten lebend, wandern sie mit langen Reihen von Lastochsen durchs ganze Land. In andern Dialekten heißen sie Bandschara (cf. Ritter V, 2, S. 687).

[2]) Unter dieser Zahl aber bilden die Koi immer noch nur einen kleinen Theil.

[3]) In den Jahren 1861—71 hatte sich eine beträchtliche Verminderung gezeigt.

angestellt. Durch Gottes Gnade sind auf diesen 8 Missionsstationen bis jetzt (1877) 333 getaufte Indier, und rufen schon einige Kirchenglocken in dieses Heidenland hinein, z. B. in Naidupett, wo eine anständige Kirche kürzlich vollendet ist." [1]) Neben fleißigen Reisen wird die Schulthätigkeit erwähnt. Die Bekehrten gehören meist der Kaste der armen Paria an. In Bezug auf die Kaste wird auch hier die strengere Praxis beobachtet.

9. Das Kanaresengebiet. [2])

Südlich vom Mahrâtta- und westlich vom Telugugebiete liegt das Land der Kanaresen, das die Hochebene des Dekhan bis an die Westghâts einnimmt und im Süden von dem Tâmillande begrenzt wird. Seinen Namen hat es von dem dravidischen Worte Kannada (vulgo Karnata), welches „schwarzes Land" bedeutet. Von den nach dem Tieflande der Küste ausgewanderten kanaresischen Elementen sehen wir hier zunächst ab und fassen nur das eigentliche Karnataland ins Auge. Es ist ..n hie und da von niederen Hügelketten durchzogenes oder mit einzelstehenden, steil aufragenden Felsbergen [3]) besetztes, stellenweis aber auf weite Strecken vollkommen ebenes Hochland, das sich sanft von Westen nach Osten neigt. Im Westen ist es 2—3000 Fuß hoch, die Randgebirge natürlich höher, besonders der Gebirgsknoten der blauen Berge im Süden. Hauptflüsse sind im Norden der Kistna, im Süden die Kâvert mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. Eine große Zahl Regenbäche (Halla) sammeln die Wasser der Ebene, sind aber fast das ganze Jahr trocken oder doch sehr seicht; dagegen können sie nach starkem Regen in unglaublich kurzer Zeit zu einer ungeheuren Höhe und Macht anschwellen, um eben so schnell wieder zu verlaufen. — Da die Brunnen in der schwarzen Ebene meist mehr oder weniger salziges Wasser haben, so sind die Bewohner für ihren Wasserbedarf hauptsächlich auf künstliche Teiche angewiesen, deren fast jedes Dorf einen oder mehrere hat. Auch in den trockenen Bachbetten gräbt man nach Wasser. Fällt aber einmal zu wenig Regen, so tritt ein großer Wassermangel ein, der die Leute nöthigt, ihr Wasser stundenweit her zu holen oder auszuwandern.

Das Klima ist durch die hohe Lage etwas gemäßigt, aber vielen Schwankungen unterworfen (zwischen $+8^{\circ}$ und $+32^{\circ}$ R.). Auch hier sind drei Jahreszeiten: die heiße, Februar bis Juni; die Regenzeit, bis Oktober, und die kühle Zeit. Der Monsûn beginnt erst im Juni, tritt aber nur mit einem feinen Niederschlage auf, der kaum das Welken des Grases hindert; doch ist dabei der Himmel meist bedeckt und die Luft abgekühlt. Nach Osten hin wird dieser Regen noch spärlicher. Die erforderliche Feuchtung des Ackers und die Füllung ihrer Teiche

---

[1]) Allgemeine Missionszeitschrift, 1877, S. 178.

[2]) Vergl. den trefflichen Aufsatz von Ziegler im Basler Miss.-Magazin, 1877, S. 407, den ich zum Theil mehr oder weniger wörtlich benutze.

[3]) Drug oder Durg genannt, manche gekrönt mit den Ruinen einst uneinnehmbarer Festungen.

erwarten die Bewohner dort mehr von den tropischen Gewitterregen, die im ganzen Lande oft mit großer Heftigkeit in der heißen Zeit eintreten.

„Einige Zeit nach dem Eintritt des Monsûn wird gepflügt und gesät, und zwar zuerst der Reis, dieser aber nur in den hügligen Theilen, wo reichere Bewässerung möglich ist; dann verschiedene andere Körnerfrüchte, besonders Hirse und Sorghum, welche die Hauptnahrung der Bauern und niederen Kasten bilden, während die höheren sich mehr von Reis nähren. Die größeren Hirsearten werden durch eine, freilich äußerst einfache Säemaschine in Reihen gesät, zwischen welchen dann noch verschiedene Erbsen, Bohnen oder linsenartige Hülsenfrüchte reihenweise gesät werden. Erst später findet die Aussat der Baumwolle und im Oktober und November die des Weizens statt, welcher keinen Westwind, sondern nur noch den trockenen Ostwind bekommen darf, aber auch schon nach etwa 3 Monaten zur Reife gelangt, freilich auch nur 1—1½ Fuß hoch wird. Im Oktober beginnt die Ernte, zuerst die des Reis, dann der Hirsenarten, dann des Weizens. Die zwischeneingesäten Hülsenfrüchte bleiben noch 1—2 Monate länger stehen. Erst im März wird auch die Baumwolle geerntet, die hier nur einjährig ist und nicht höher als 2 Fuß wird. Das Dreschen geschieht ebenfalls im Freien, durch Austreten, wie es aus dem Alten Testament bekannt ist. Gärten werden nur da angelegt, wo außer fruchtbarem Boden die Möglichkeit beständiger Bewässerung vorhanden ist. Dann sind sie aber reich an allen Arten von Gemüsen und Früchten. Mango, Guaven, Zitronen, Orangen, Zuckerrohr, eine Unzahl verschiedener Arten des Gurkengeschlechts, allerlei Gewürze nebst den schönsten und wohlriechendsten Blumen, Jasmin, Rosen u. s. w. schmücken dieselben."

Die Hausthiere können wir übergehen, da sie mit den in früheren Abschnitten erwähnten übereinstimmen. Die bisher nur vorübergehend angedeuteten wilden Thiere mögen hier etwas ausführlicher nach der angegebenen Quelle aufgeführt werden.

„Von wilden Thieren hausen in den Wäldern noch überall Tiger, Leoparden, wilde Büffel, Bären, Hyänen, Wölfe; wilde Schweine und Schakale kommen auch den Pflanzungen und Wohnungen der Menschen nahe. Affen verschiedener Art sind nicht nur in den Wäldern häufig, sondern auch in den Gärten, ja Städten und Dörfern, wo sie oft lästig genug werden, weil sie eine Achtung genießen, wie bei uns die Störche; selbst göttliche Verehrung wird ihnen nicht selten gezollt. Fledermäuse leben in altem Gemäuer, besonders in verlassenen Tempeln, oft zu tausenden. (Die von der großen Spezies), fliegende Füchse (Hunde) stellen den Gartenfrüchten nach. Zierliche Antilopen weiden gerne die Feldfrüchte ab. Der Ichneumon ist nicht selten und wird oft als Hausthier zur Vertilgung der Ratten und Schlangen gehalten. Von Vögeln mögen die Pfauen (die auch wild vorkommen) und Papageien, die Beutelmeise und der Nashornvogel erwähnt werden, obgleich die vielen Geier, Raben und Krähen um ihrer Dienste als Gassenkehrer willen noch mehr Anspruch darauf hätten. Die Kriechthiere jeder Ordnung sind reichlich vertreten, besonders Schlangen und Eidechsen. Die giftige Brillenschlange wird bekanntlich abgöttisch verehrt; eine Art Hauseidechse gilt als Wahrsagerin. Schildkröten hält man gern im Brunnen, weil man wohl nicht ohne Grund glaubt, daß sie das Wasser frisch erhalten. Krokodile finden sich hie und da in den Teichen oder Flüssen. — Von den niederen Thieren sind giftige Skorpionen und Tausendfüßler häufig. (Die Termiten, weiße Ameisen, können entsetzlichen Schaden anrichten und verspeisen in kurzer Zeit Kisten mit Büchern, Kleidern u. s. w. vollständig.) Die Schaben oder Kakerlaken sind für alles Eßbare, die zahllosen Moskitos, Wanzen, Flöhe u. s. w. aus bekannten Gründen lästig. Eine häufige Plage ist auch der Guineawurm."

Unter der Bevölkerung finden sich nur wenig arische Elemente: Brahmânen und Vaiçya, nämlich: Goldschmiede, Grobschmiede und Zimmerleute. Auch gibt es Weber, die die heilige Schnur tragen,

Devanga. Diese jedoch, wie die andern Kasten, gehören dem dravidischen Stamme an. Man unterscheidet die Schäfer (Kurubar), die jedoch auch Handwerker und Bauern sind, sowie die Jäger (Beder), welche früher meist Soldaten der eingebornen Fürsten waren, Dschaina und Lingaiten.

Da die Dschaina auf dem als Südmahrâtta bezeichneten nordwestlichen Theile dieses Gebiets sich am häufigsten finden (und zwar als Kaufleute, Bauern oder Kupferschmiede), wiewohl sie in geringerer Zahl fast in allen indischen Ländern vorkommen, möge hier ein wenig eingehender von ihnen die Rede sein. Der Ursprung dieser Sekte, welche einst fast das ganze Dekhan beherrscht haben soll, ist noch in Dunkel gehüllt. Man nimmt an, daß sie sich in der Zeit der Ausrottung des ihr verwandten Buddhismus bildete, und daß viele Anhänger des letztern sich durch Anschluß an sie retteten. Sie verwerfen die Véda, haben aber ihre eigne Literatur. Sie verehren 24 Tirthankara, heilige Männer, die sich durch ihre Askese über die Götter erhoben. Endlich zeichnen sie sich durch die peinlichste Befolgung des Verbotes aus, irgend ein lebendes Wesen zu tödten. Wir sahen schon, wie sie das Wasser sorgfältig seihen, um nicht ein zufällig hineingefallenes Insekt zu verschlucken, auch genießen sie keine Früchte, da ja Würmer darin sein könnten. Diese Schonung der Thiere entspringt aus der Auffassung alles Lebenden als der Weltseele (Yiva), neben der nur die Materie (Ayiva) besteht. Beide sind ewig. Für einen persönlichen Gott hat dies System gar keinen Platz. Die Götter der Dschaina sind nur tugendhafte, vergötterte Menschen. Den Brahmänen sind daher diese ketzerischen Atheisten aufs tiefste verhaßt. Nach einer ihrer verdienstlichen Bußübungen, die darin besteht, sich Haare auszuziehen, werden sie spöttisch wohl Santschitakesa genannt, d. h. Haarpflücker. — Seelenwanderung und Nirvana spielen auch in der Lehre der Dschaina eine Hauptrolle. Ebenso in der Praxis das Klosterleben — doch werden viele Dschainaklöster erwähnt, die jetzt leer stehen. Die Kaste verwerfen sie, obgleich sie Unterschiede nach der Beschäftigung stehen lassen. — Am zahlreichsten und einflußreichsten von den oben genannten Kasten sind auf diesem Gebiete die Lingaiten, deren Klöster die Burgen des Heidenthums bilden.

Ueber die Sprache der Kanaresen sei noch bemerkt, daß sie, obgleich ihre Struktur ganz dravidisch, für ihren Wortschatz viel aus dem Sanskrit aufgenommen hat. Fast die Hälfte der Wörter mögen aus dem letztern stammen. Der Charakter der Kanaresen steht in mancher Beziehung höher als der der Bewohner des Tieflandes. Sie sind kräftiger, abgehärteter als diese, von größerer Energie und zeigen weniger knechtisches und kriechendes Wesen. Dabei sind sie konservativer für ihre hergebrachten Sitten und europäischen Einflüssen weniger zugänglich. Mag das Volksleben hie und da einige erfreuliche Züge zeigen, den tiefer Blickenden enthüllt sich ein sittlicher Abgrund von Lüge und Betrug, Bestechlichkeit, Meineid, Wollust und manchen andern Lastern. Sehr deutlich tritt dies Verderben bei der Betrachtung der bürgerlichen Verfassung hervor, auf die wir hier (nach Basler Magazin 1862, S. 414 ff.) etwas mehr eingehen, da ähnliche Verhältnisse überall in Indien vorkommen.

Die Ortsbehörde besteht nach dem Mahrâttasystem in jedem Dorfe aus folgenden Personen: 1) dem Ortsschreiber, welcher immer ein Brahmäne ist; 2) dem Obmann (kanar. Gauda, mahr. Patel) für Steuerwesen und Polizei; 3) einigen Amtsdienern; 4) mehreren Thor- und Nachtwächtern. Diese vier Aemter pflanzen sich in den betreffenden Familien erblich fort. Besoldung besteht in steuerfreien Feldern. Dazu kommen in großern Städten einige Oberamtspolizeidiener und Landreiter, welche gewechselt werden und Monatsgehalt bekommen. — Der Ortsschreiber hat außer der Führung der Steuerbücher und aller amtlichen Korrespondenz auch

größtentheils die Privatkorrespondenz zu vermitteln. Dies alles gibt ihm einen fast unbeschränkten Einfluß auf alle Angelegenheiten der Bewohner, und der schlaue Brahmäne ist nicht müßig, denselben zu seinem Vortheil auszubeuten. Hierzu bietet ihm die Schlechtigkeit der Leute selbst und ihre tausendfachen Intriguen gegen einander, in die er oft mit hineingezogen wird, die beste Gelegenheit. Stirbt ein Reicher ohne Erben und soll das Vermögen an den Staat fallen, so weiß er angebliche Verwandte, die sich mit ihm in den Fang theilen. Aber auch das Kleine verachtet er nicht und nimmt dem armen Schuhmacher auf dem Markte ohne Bezahlung ein Paar neue Schuhe ab. Verweigert dieser das Geschenk, so wird er bei der nächsten Gelegenheit als Zeuge vor Gericht geschleppt, wenn er auch gar nichts bezeugen kann, und kommt mit guter Manier auf ein paar Wochen in Haft. Solche Beispiele machen die Leute geschmeidig genug, dem „Ortsvater" (wie dieser Diebsgeselle von den Schmeichlern genannt wird) nichts abzuschlagen, und das um so mehr, als sie bei der Erblichkeit des Amtes selbst für die folgenden Generationen die vererbte Rachedrohung fürchten. — Um kein Haar besser machen es die Gauda an ihrem Theil. Dieselben sind zwar in der Regel Çudra. Wie es scheint, wollten schon die früheren Regierungen in ihnen den übermächtigen brahmänischen Ortsschreibern ein Gegengewicht gegenüber stellen. Aber des Brahmânen Ueberlegenheit weiß in den meisten Fällen auch die Gauda sich dienstbar zu machen. Beide hüten das Schaf um der Wolle willen. Das Interesse gebietet ihnen, in gutem Vernehmen zu bleiben. Die kleinere Jagd läßt also jeder den andern nach Belieben betreiben, dem Großwild stellen sie gemeinsam nach — nur erhält der Ortsschreiber schließlich den Löwenantheil. — Von den erblichen Polizeidienern und Wächtern ist notorisch, daß sie selbst die Hauptdiebe sind. Selten kommt ohne ihr Mitwissen und Mithelfen ein Einbruch vor. Weil dies anerkannte Wahrheit ist, hält in den größern Städten jeder Vermögende einen „Ramosi" als Wächter, um für dessen Jahresgehalt vor seinen Diebsgesellen sicher zu sein. Gilt es, einem bedrängten Bürger zu Hülfe zu eilen, so werden natürlich diese Polizeidiener unsichtbar. Auch die Landjäger gehören zu dieser Kompagnie. Ihr bloßes Erscheinen vor einem Hause verbreitet Schrecken, nicht unter dem Gesindel; dieses weiß sich in der Schenke und in schlechten Häusern mit ihnen abzufinden, aber unter den arbeitsamen Bürgern und wohlhabenden Gutsbesitzern, für welche solcher Besuch immer Böses bedeutet. Haben sie z. B. für irgend ein Verhör Zeugen vorzufordern, so lassen sie womöglich die Betheiligten gegen ein Bakschisch entschlüpfen und greifen dafür einige reiche Nachbarn auf, um auch von diesen ein schönes Lösegeld herauszuschlagen. Denn vor die Obrigkeit als Zeuge gezogen zu werden, betrachtet der ehrliche Bürger als das Schlimmste, was ihm begegnen kann. Daher kommt es, daß bei Verübung von Verbrechen die Nachbarn und Vorbeigehenden statt dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen und den Uebelthäter zu greifen, so schnell als möglich sich aus dem Staube machen, um nicht nachher zeugen zu müssen. — — — Wäre bei den höheren Behörden alles in Ordnung, so könnten die niedrigen begreiflicherweise keine solche Wirthschaft führen. Die Bezirksobrigkeit (in der Bombay-Präsidentschaft Mamledar und Sûbahdâr, sonst Thahsîldâr genannt) residirt in dem Hauptorte des Tâluq (das Oberamt—Kreis). Dort residirt der Oberamtmann, dem 2 Unteramtleute und eine Anzahl Schreiber zur Seite stehen. Alle ohne Ausnahme sind Brahmänen, von denen jeder als natürlich und durch das Herkommen sanktionirt betrachtet, daß er aus seinem Dienste soviel als möglich herausschlagen müsse. Das Regierungsgehalt nennen sie das Salz, aber den Zucker müsse man von den Leuten selber bekommen. Den Oberamtleuten selbst meinten die Engländer durch ein Jahrgehalt von 3—5000 Mark das Stehlen abzugewöhnen, aber umsonst. Es wird ein Beispiel erwähnt von einem, der es so unverschämt trieb, daß er eine Anzahl Tänzerinnen, die er zum eignen Gebrauch hielt, auf seinen amtlichen Reisen mit sich führte und in den größern Orten aufspielen ließ, wobei die vermögenden Einwohner ihren Unterhalt bestreiten mußten. Auch ließ er durch seine Amtsdiener unter den herbeieilenden Zuschauerinnen die schönsten abfangen und auf die Seite führen, und wehe dem Vater oder Ehemann, der sich für die Ehre seiner Tochter oder Gattin zur Wehre setzte. — — — Aber warum schreiten die englischen Beamten gegen solche Schlechtigkeit ihrer Untergebenen nicht ein? Diejenigen, die damit in Berührung kommen, können nicht helfen, und die höchsten, welche allein die Macht dazu hätten, wollen nicht glauben, daß die Dinge in solcher Weise

getrieben werden. Gerade die tüchtigsten unter den Kollektoren, Kommissaren, Richtern und ihren Assistenten sind es nicht selten, die nach ernstlichem Anlauf und jahrelanger Anstrengung an der Möglichkeit wirklicher Besserung gänzlich verzweifeln. Ihre Schreiber und Unterbeamten sind alle, vom ersten bis zum letzten, zu derselben Ungerechtigkeit verschworen. Keiner sagt über den andern die Wahrheit, weil er selbst kein gutes Gewissen hat. Dazu ein in Lüge und Meineid versunkenes Volk, in welchem gleichfalls fast keinem zu trauen ist. Auf der andern Seite sind den englischen Beamten die Hände gebunden durch eine Anzahl wohlgemeinter aber schlecht angebrachter Gesetzesformalitäten, welche den abgefeimten Brahmänen ebensoviele Schlupfwinkel bieten. Solange nicht diese Beamten englische Gerechtigkeit in der für Asiaten bis jetzt allein verständlichen Form des Despotismus handhaben dürfen, ist von der Obrigkeit eine wesentliche Verbesserung der indischen Volkszustände nicht zu erwarten. — Um nochmals auf die Ortsgemeinde zurückzukommen, so hat der Selbsterhaltungstrieb der Bevölkerung den Behörden in alter Zeit einen Bürgerrath gegenübergestellt, welchem der hochtönende Name Deiva, d. i. Götterrath gegeben wurde. Gibt es irgend welche Händel, so eilen die Streitenden zuerst zu einem Mitgliede desselben, der, wenn er die Sache selbst nicht schlichten kann, seine Kollegen zusammen ruft. So trefflich diese Einrichtung auch zu sein scheint, bringt sie dem Volke doch in Wirklichkeit wenig Gewinn, da auch hier Schlechtigkeit, Selbstsucht und Mißtrauen eindringen. — Ein Versuch, den Gemeinden in einem offiziellen gewählten Gemeinderath (Pantschayat)[1]) ein Stück englischer Selbstregierung zu geben, mißlang vollständig. Auch die eifrigsten Vertreter liberaler Einrichtungen mußten zugeben, daß das Volk hierfür moralisch noch nicht reif sei. — Daß den genannten Behörden gegenüber der Missionar keine leichte Stellung hat, liegt auf der Hand. Oft genug wird der Padre als ein Spion der Faringhi angesehen. Seine Arbeiten werden auf mancherlei Weise gehindert. Aber auch falls er sich der von ungerechten Beamten Unterdrückten annimmt, wird seine Gutmüthigkeit von verschlagenen Hindû nur zu oft gemißbraucht. Er macht sich nicht, wie er hoffte, damit aufrichtige Freunde, sondern nur ein Heer persönlicher Feinde. Treten aber Erweckte zum Missionar, so richtet sich auf diese der Haß und die Feindschaft der Behörden, und es ergibt sich für den Missionar von selbst die Aufgabe, die junge Christengemeinde auch in zeitlichen und bürgerlichen Angelegenheiten mit Zuziehung der Verständigsten aus ihrer Mitte zu berathen. —

Die evangelische Mission unter den Kanaresen begann 1810 zu Bellary durch die **Londoner Missionsgesellschaft.** Die Station wurde schon im vorigen Abschnitte erwähnt. Es kann hier nicht angegeben werden, ob die von dort unter den Telugu oder den Kanaresen betriebene Thätigkeit erfolgreicher war. Das betreffende Feld auf beiden Gebieten gehört zu den härteren, auf denen alle Arbeit in Predigt, Schriftverbreitung und Unterricht noch keine bemerkliche Bresche in die Schanzen des vom Kastensystem gehaltenen Hindûismus gelegt hat. Ebenso ist es im Nordwesten des Kanaresenlandes zu Belgâum (-gâñ), der zweiten 1820 begründeten Station der genannten Gesellschaft. „Es ist eigen, daß, obwohl die Bevölkerung kanaresisch ist, doch der größere Theil der dort Getauften Tamulen sind mit einigen Muhammedanern, die mit dem Militär verbunden waren." Die Zahl der Gemeindeglieder ist seit einer Reihe von Jahren fast stabil — 50 Kommunikanten inkl. derer, die zu 4 Außenstationen gehören. Eine dritte Londoner Station, gleichaltrig mit der eben genannten, besteht in Bangalûr.[2]) Sie ist der Ort mancher bittern Erfahrung gewesen.

[1]) Quinquevirat, dies ist auch der Name für den Vorstand der einzelnen Kaste.

[2]) Die Hauptstadt eines Distriktes von Maisûr. Dieser Staat hat bei britischer Verwaltung noch seinen Scheinrâdschâ. Bangalûr mit 60,000 Einwohnern ist der Haupt-Militärplatz.

Der Plan, dort eine große englische Akademie zu gründen, kam nicht zur Ausführung, und zwei Missionare traten darüber aus. Ein anderer beschränkte seine Arbeiten fast ganz auf die Kanaresen und sammelte im Laufe einiger Jahre eine Gemeinde um sich in einem neuen christlichen Dorfe, hatte eine Kostschule, ein Seminar u. s. w. — — Nach langer Zeit, als er nach England zurückgekehrt war, kam es an den Tag, daß fast alle Bekehrten und Lehrer ihre Kaste beibehalten hatten, und daß viele von ihnen sehr unwürdige Charaktere waren. Zwei Jahre später wurde diese Gemeinde aufgelöst, da man fand, daß sie völlig verderbt sei. Späterhin hat die Mission hier bessere Erfolge gehabt, besonders durch die Kostschulen, aus denen ihr die meisten Bekehrten und Gehülfen zugewachsen sind (426; 169 Kommunikanten). Die bedeutendste Thätigkeit auf diesen drei Stationen beruht in der Schule. Zusammen waren es über 1000 Schüler und dazu in Bangalûr über 400 Schülerinnen.

Etwas jünger als die Londoner Mission auf diesem Gebiete ist die der **Wesleyanischen Methodisten**, welche im Reiche Maisûr ihre Stationen haben, und zwar zwei in Bangalûr (Petta, Stadt der Eingebornen und Kantonment), Maisûr, Tumkûr, Gubbi, Schimoga und Hassan, an die sich noch eine Außenstation auf den blauen Bergen anschließt. Systematische Predigtreisen und Schulunterricht werden eifrig betrieben, doch ohne reichlichere Ernten. Es sind überall nur kleine Gemeinden gesammelt, die sich dann und wann bei einigen Einzelbekehrungen vermehren. Viele der Mitglieder haben ihre Anstellung im Dienste der Mission, wie dies auf Stationen dieser Art gewöhnlich der Fall ist. Sehen wir uns z. B. die Station Tumkûr etwas näher an, mit 3 Katecheten, 32 Tagesschullehrern,[1]) also 35 Angestellten und dabei die Gemeinde überhaupt nur aus 63 Mitgliedern bestehend, von denen noch dazu ein Theil Europäer sind, so zeigt sich darin allerdings kein erwünschtes Verhältniß. In Bangalûr, Maisûr und Tumkûrr sind besondere englische Gemeinden neben den aus Eingebornen gebildeten. Am erstern Orte ist die größte Zahl Bekehrter vorhanden, in Verbindung mit dem Militär. „Unter Demüthigungen und Enttäuschungen können wir doch nur fühlen, daß es unter unsern Leuten solche gibt, deren Herzen gerührt worden sind" — oder: „unsre Mitglieder fahren fort, standhaft zu leben, aber die meisten scheinen damit zufrieden, den christlichen Namen zu tragen." — „Wir finden es außerordentlich schwer, eine korrekte Vorstellung vom geistlichen Stande unsrer Gemeinden zu geben. Die größere Zahl unsrer Mitglieder, ungebildet wie sie sind, scheinen nicht im Stande zu sein, sich über göttliche Dinge auszusprechen. Aber einige haben gewiß eine persönliche Kenntniß Christi als ihres Heilandes, Liebe zum Gebet und Verlangen sich nützlich zu machen." Das sind so meistentheils die Wendungen, in denen sich die Berichte bewegen. Der ganze Distrikt, in dem 14 Missionare (resp. Assistenten) arbeiten, unterstützt von 187 bezahlten eingebornen Gehülfen, umfaßt 443 Mitglieder. Es kann

[1]) 3 Lokalprediger und 4 Sonntagsschullehrer sind unbesoldet.

jedoch nicht angegeben werden, wie viele davon Europäer sind. — Die Schulen (54) werden von mehr als 4300 Schülern resp. Schülerinnen (1500) besucht. Sie geben zum Theil eine höhere, zum Theil eine Elementarbildung. Manche sind fast nur von den Kindern höherer Kasten besucht. Hie und da kommt einer der Zöglinge durch den Unterricht zur Bekehrung. — Die Presse, welche viel zur Verbreitung christlicher Literatur that, ist seit einiger Zeit in Privatbesitz übergegangen.

Auch die **Propagation Society** arbeitet zu Bangalûr und in dem nördlicher gelegenen Ussûr. An beiden Orten sind nur ordinirte Eingeborne thätig. Die letztere Station ist noch jünger und in den Anfängen; die andere aber hat bereits in der Stadt und 17 umliegenden Dörfern mehr als 600 Christen gewonnen, und diese Gemeinden wachsen verhältnißmäßig schnell. Ich finde nichts darüber, ob auch hier vielleicht irgend eine Bewegung in einer der niederen Kasten vorliegt. Jedenfalls bleibt es auffällig, daß ein eingeborner Missionar mehr ausrichtet als die 5 Methodisten und 3 Londoner europäischen Missionare. — Schließlich bemerken wir, daß die Leipziger Mission infolge davon, daß Glieder ihrer tamulischen Gemeinden nach Bangalûr übersiedelten, dort eine Station angelegt hat. Die zugehörige Gemeinde zählt 130 Seelen.

Wir kommen endlich zu der Mission der **Basler Gesellschaft,** welche 1837 in Dhârwâr gegründet wurde, nachdem durch einen englischen Beamten dort schon eine Zahl christlicher Tâmulen gesammelt war. Das Feld im sogenannten Südmahrâtta, das damit besetzt wurde und auch jetzt von dieser Seite allein bearbeitet wird, hat etwa 2,400,000 Einwohner. Die Gegend ist fruchtbar und stark bevölkert. Dhârwâr selbst ist jetzt eine Stadt von 35,000 Seelen, Sitz der Provinzialregierung, Garnison eingeborner Truppen, zugleich ein Mittelpunkt der Lingaitensekte, mit vielen ihrer Klöster. Der Anfang war, wie bemerkt, schon vorhanden. Es wurde rüstig mit Schulunterricht vorgegangen. Englische Missionsfreunde bauten ein schönes Kirchlein.

Die Gemeinde bestand 1850 aus 63 Seelen, worunter aber nur 2 Kanaresen waren.[1]) Die andern waren Tâmulen, die theils als Knechte der hier wohnenden Engländer, theils als Soldaten sich zeitweilig da aufhielten, um oft nach kurzer Zeit wieder fortzuziehen, so daß die Zahl der Gemeindeglieder im Jahre 1853 nur noch 29 betrug. Dieser beständige Wechsel mußte auch auf den innern Stand der Gemeinde einen nachtheiligen Einfluß ausüben, namentlich da es diesen umherziehenden Tâmilchristen auch an Beständigkeit des christlichen Charakters fehlte. Die Gewohnheit, von der Hand in den Mund zu leben, und die Trinklust, welche sie als Heiden angenommen, klebten ihnen auch als Christen noch mehr oder weniger an und machten natürlich auf die seßhaften und meist auch sparsamen Kanaresen, die sich zu den aus niederer Kaste stammenden Fremdlingen ohne dies nicht hingezogen fühlten, einen abstoßenden Eindruck. — Auch der durch den Wandel mancher Europäer gegebene Anstoß hat dazu beigetragen, daß Dhârwâr die unfruchtbarste Station geblieben ist. Uebrigens mußte auch der häufige Wechsel der Missionare (24 in 40 Jahren) ungünstig wirken. So finden wir denn die Gemeinde im neuesten Jahresberichte nur mit 56 Seelen angegeben.

---

[1]) Aehnliche Verhältnisse sind für viele der indischen Missionen charakteristisch.

Von Dhârwâr dehnte sich 1839 die Mission nach dem 4 Stunden südöstlich gelegenen Hûbli, dem Mittelpunkte des Handels jener Gegend, aus. Auch hier gab es eine rechte Geduldsarbeit — in 12 Jahren 3 Bekehrte. Aber Schulen, selbst Mädchenschulen waren in Gang gekommen. Günstigere Aussichten, die sich eröffnet hatten, enthüllten sich zuletzt als betrübende Täuschung.

Es kamen nämlich 1841 einige Männer aus der östlichen Gegend, die sich als Abgesandte einer Sekte (Kalagana d. h. Weißagung genannt) ausgaben und eröffneten, es würden große Schaaren Christen werden, da sie eine Weißagung hätten, daß von Westen her zu ihrem Heile eine neue Religion erscheinen werde. Die jungen Missionare ließen sich selbst auf der Untersuchungsreise täuschen und waren erfreut, hunderte und tausende von Bekehrten in Aussicht zu haben. Nur stellten diese die Forderung, daß sie an einem Orte zusammen leben wollten. Die Missionare möchten doch eine Zemindarei pachten und sie auf ihrem Grund und Boden ansiedeln. Das ging nun freilich nicht. Doch wurde eine Kolonie zu Bettigeri und eine solche für Bauern zu Malasamûdra angelegt. Leider stellte es sich bald heraus, daß die ganze Kalaganabewegung nur der schlau angelegte Plan einiger Hindûschurken war. Als sie sahen, daß sie ihre Absichten nicht erreichten, zogen sie mit ihrem ganzen Anhang wieder ab und ließen die Missionare mit ihren neuen Häusern allein sitzen.

In dem Weberstädtchen Bettigeri ist denn in langsamer Weise fortgearbeitet. Das treue Eingehen des Missionar Hiller in die bürgerlichen Angelegenheiten der Bevölkerung hat ihm zwar einen guten Namen bei derselben gemacht, ist ihm aber nicht gedankt worden und hat für die Mission keine Früchte getragen. Die Station ist reichlich mit Grund und Boden ausgestattet, der erst urbar gemacht wurde. Lange Zeit beschränkte sich die Missionsthätigkeit auf die Schule. Malasamûdra kränkelte eine Zeit lang dahin und wurde 1862 aufgegeben. Dagegen war die betriebsame Weberstadt Guledgudd, 16 Stunden nordöstlich von Bettigeri, in einer dem europäischen Einflusse noch ziemlich fernen Gegend, als Station besetzt, nachdem ein nach der Wahrheit suchender Mann von der sogenannten Nudisekte [1]) von dort in Bettigeri sich hatte taufen lassen. Um diese Zeit fing denn auch endlich auf den andern Stationen die Sammlung kleiner Gemeindlein aus den Kanaresen an. In Dhârwâr, wie bemerkt, hatte man nur Tâmulen gewonnen. Die Visitationsreise des Missionsinspektors Josenhans hatte für die weitere Entwicklung der Mission guten Erfolg. Als sehr erfreulich beschrieb er den Zustand der dortigen Schulen. Er sagt über eine derselben:

Ich glaube sagen zu dürfen, daß sie sich mit vielen unsrer deutschen Volksschulen messen konnte. Ich habe sogar viele Schulen in der Heimat kennen gelernt, in welchen selbst die biblische Geschichte von den Schülern weit nicht in dem Grade gekannt und verstanden war, wie hier — sage — von heidnischen Jungen.... In einem großen Zimmer saßen sie, groß und klein, auf dem Boden, die Hälfte des Raumes etwa einnehmend. Ich saß ihnen gegenüber auf einem Stuhle, etwa 12 Fuß von ihnen entfernt. Als ich nun mit biblischen Fragen einmal im Zuge war, da hoben sich immer rascher und höher die Hände, um die Antworten anzumelden. Nach einer Weile sprang einer auf, setzte sich aber wieder. Bald aber saßen die ersten Reihen nicht mehr, sondern standen, und als dies einmal so ge-

[1]) Ein durch christliche Ideen modifizirter Pantheismus. Sie eifern gegen Kastenunterschiede und Lingamverehrung.

kommen war, rückte die ganze Schaar, ohne es zu merken, immer näher und näher an mich heran. Dabei funkelten voll Lust und Freude die schwarzen feurigen Augen; die Angesichter glänzten, und Hände und Füße antworteten mit.

Die genannten Stationen haben sich nun langsam weiter entwickelt. Einige haben Außenstationen mit Filialgemeinden bekommen. Heidenpredigt, Schriftenverbreitung, Schulunterricht sind treulich getrieben. In Dhârwâr blieb der Boden am härtesten. In Guledgudd enstand eine schwere Krisis durch das erfolgreiche Eindringen der Katholiken — die Abtrünnigen kehrten jedoch fast alle wieder zur evangelischen Gemeinde zurück. In Hûbli mußten viele Christen wegen unwürdigen Wandels ausgeschlossen werden. Anfangs 1877 war der Stand der Gemeinden folgender: Dhârwâr: 56 (31 Kommunikanten), Hûbli mit 2 Filialen 137 (59 K.), Bettigeri mit 1 Filiale 135 (69 K.), Gulebgudd mit 1 Filiale 86 (45 K.). Es waren an eingebornen Gehülfen in Thätigkeit: 1 Reiseprediger, 5 Katecheten, 6 christliche Lehrer und 2 Lehrerinnen, sowie 11 heidnische Lehrer. In 12 Schulen werden 434 Knaben und 48 Mädchen unterrichtet.

In jüngster Zeit scheint auch dieser bisher langsamer gewachsenen Mission eine reichlichere Ernte bevorzustehen, da die Hungersnoth ihr eine große Anzahl von Katechumenen zugeführt hat. — Unser Raum gestattet nicht die ausführlichere Darstellung des durch die letztere verursachten Elendes. Mehr Skeletten als lebenden Menschen gleichend suchten viele Hülfe auf den Missionsstationen. Sie wurde ihnen doch nur gegen Arbeitsleistung (dringende Nothfälle ausgenommen) gewährt. Das Bekenntniß dieser Leute war oft ganz naiv: „Was fragen wir noch nach Basappa (Basava?) oder Hanumân; die haben uns im Stiche gelassen. Wenn euer Gott uns versorgt, so sind wir gern bereit, ihn anzubeten und nach seinen Geboten zu wandeln.“ Vielleicht ist durch die schwere Heimsuchung bei manchen im Volke der alte Stolz gebrochen. Im großen und ganzen aber müssen wir das Kanaresenland noch immer mit zu den wenig fruchtbaren indischen Missionsfeldern zählen, was seinen Grund wohl darin hat, daß es der Mission bisher nicht gelungen ist, die kastenlose Bevölkerung in ausgedehnterem Maße in Bewegung zu bringen.“ [1])

10. Das Tululand und Malabar.

a. Land und Leute.[2])

Von Südmahrâtta aus lenken wir unsere Reise nach Südwesten zum Gestade des Meeres. Die zunehmende Vegetation, die dichteren Dschangel der Hügel und Berge geben der Landschaft immer mehr

[1]) Auf einem zu Guledgudd gehörigen Filial besteht die kleine Gemeinde zum größern Theil aus solchen (Holayern), jedoch von einer weiter gehenden Bewegung unter dieser Schicht der Bevölkerung verlautet nichts.

[2]) Die Citate im Folgenden sind, wo nichts anders bemerkt, aus Graul, Reise nach Ostindien, III, S. 165 ff. Ueberhaupt folge ich meist seiner trefflichen Darstellung, wie dies z. B. auch Irion, Malabar und die Missionsstation Talatschêri, gethan hat, dessen Buch ich gleichfalls benutzte.

einen andern Charakter. Wären nicht die Formen der Bäume und Sträucher so fremdartig und so viel von Schlingpflanzen durchrankt, möchten wir an eine mitteldeutsche Berglandschaft erinnert werden. Wir lassen den betriebsamen Handelsplatz Dschellapûr hinter uns und kommen auf der guten Landstraße bald an den Ghât, den Bergpaß, der uns in ein paar Stunden in unzähligen Windungen, oft an schroffen Abgründen vorüber, 700 m hinab ins Unterland führt. Immer üppiger wird der Tropenwald.

„Herrliche Bambusgruppen — oft 50—60 armstarke, pappelhohe Ruthen, unten verschlungen und verwachsen, oben aber frei aus einander strebend — hochstämmige Waldbäume aller Art — hie und da auch rothe und weiße Blümchen — die letzteren fast wie unsere Schneeglöckchen — ziehen das Auge an, und das Ohr ergötzt sich am Gezwitscher der Vögel, das zuweilen auch von rechten Schreihälsen durchbrochen wird, und am Gezirp der fröhlichen Grillenschwärme; die schwere Dschangelluft aber drückt gewaltig auf die Brust." Denn manches Thal ist mit undurchdringlichem Walddickicht gefüllt, unter dem der Sumpfboden seine Fieberdünste entwickelt. „Die mannigfachen Formen, in denen die Schlingpflanzen auftreten, beschäftigen nicht blos das Auge, sondern auch die Phantasie. Die eine läuft wie eine Schlange an dem Baume hinan, die andere klammert sich wie ein Krebs am Stamme fest, hier hängen sie wie Stricke, dort wie Netze. Zuweilen schießt eine ganz frei neben einem Baume auf und faßt ihn erst oben beim Schopfe, oder setzt ihm eine Perrücke auf. Oft umspinnt ein ganzes Heer von Schlingpflanzen mehrere Bäume und bildet so eine Naturlaube, zuweilen aber auch ein so undurchdringliches Dickicht, daß von den Bäumen rein garnichts zu sehen ist. — Dabei ist die Straße nicht einsam. Oft begegnet man langen Reihen zweirädriger Ochsenkarren, die Salz, Reis, Kokosnüsse, Kupfer- und Messingblech, englische Baumwollenzeuge und sonstige europäische Industrieprodukte ins Innere führen, während andere Baumwollenballen oder auch Weizen und Hülsenfrüchte aus dem Oberlande herabbringen. Auch Heerden von Lastochsen mit Salz und Getreide sind nicht selten.[1]) (Vergl. oben S. 245 die Fußnote über die Brindscharra).

Endlich erreichen wir das Dorf Arbeil, einen berüchtigten Fieberort, mit prächtigen Wäldern, die durch Schaaren von Affen belebt und von frischen klaren Bächlein durchströmt werden. Zwischen den Ausläufern der Ghâts führt uns die Weiterreise abwechselnd durch Reis- und Zuckerrohrfelder und durch Wald. Da und dort zeigt sich ein Palmenhain (Parambu), unter dem die Häuser und Hütten der Eingebornen versteckt liegen. Zusammenhängende Dörfer, wie im Oberlande, kommen in den Küstenlandschaften wenig oder gar nicht vor. Der Landmann liebt es, wie der westfälische Bauer, mitten auf seinem Grund und Boden zu sitzen.

Wir sind nun in Nordkanara, in dessen nördlichstem Theile, an das Konkanigebiet grenzend, sich die kanaresische Sprache bis an die Küste vorschiebt. Im übrigen ist in dieser Provinz, so wie in Südkanara, das Tuluvolk einheimisch, das seine besondere Sprache redet. Nur die herrschenden höheren Kasten sind Kanaresen; von ihnen hat das Land den Namen erhalten, obwohl sie nur die Minderzahl der Bevölkerung bilden. — Hier im Norden aber halten wir uns nicht lange auf. Zwar könnten wir in dem Hafenorte Karwar schon eine kleine Gemeinde der Basler Mission aufsuchen; wir eilen aber zunächst

[1]) Nach Graul und F. Ziegler im Basler Miss.-Magazin 1877, S. 407 ff.

dem Centrum ihres Arbeitsfeldes zu, indem wir — umschwirrt von allerlei Sprachen — einen Küstendampfer besteigen, der uns nach dem etwa 30 Meilen südlicher, mitten im Tululande gelegenen Mangalûr (der Hauptstadt Kanara mit 30,000 Einwohnern) bringt.

„Die ganze Stadt und Umgebung ist ein ungeheurer Park von Palmenhainen, Reisfeldern und Zuckerpflanzungen. Allenthalben schattige in vielen Farben blühende Bäume, Hecken von Aloe und Ananas, grasbedeckte Hütten der Eingebornen aus Bambus. Eine zauberische Landschaft! — Bergbewohner begegneten uns mit wildem Honig, den sie von den Ghâts her zu Markte brachten. Frauen, zum Theil mit einem Kinde auf dem Arme, umgingen die heilige Pippal am Wege. Im Hafen — wo übrigens ein buntes Getreibe herrscht, das im kleinen an Bombay erinnert[1]) — sahen wir gewaltige Haufen von Betelnüssen und Reis, — dem Hauptstapel von Mangalûr. Weiterhin verkündete uns eine alte graue Moschee, daß auch hier die Jünger des falschen Propheten sich eingenistet haben." — — — Wir übergehen die Hindûtempel der verschiedenen Sekten und Kasten. Auch hier verehrt man Çiva, Krishna, Ganeça, Durga und wie sie alle heißen. Nur jenen Bhuta-(Dämonen-)tempel fassen wir ins Auge. Es gibt dergleichen allerwärts im Lande; sie finden sich stets neben Hainen. Dabei ist gewöhnlich ein Schuppen mit einer kriegerischen Gestalt zu Pferde. Den greulichen Dämonendienst, der sich allabendlich (?) durch den Klang der „Teufelstrommel" kund thut, beschreiben wir hier nicht weiter, da er im wesentlichen auf das hinauskommt, was wir davon im nächsten Abschnitt zu schildern haben.

Tief im Volksbewußtsein wurzelt diese alt dravidische Bhutenverehrung,[2]) ein Zeichen, wie spärlich die dravidischen Einflüsse hierher gelangten. Die Brahmânen selbst sind von jener nicht unberührt geblieben. Ja hier finden wir sogar Brahmânen nicht arischen Ursprungs vor. „Es geht die Sage, daß Paraçu Rama, als er sich mit seiner Kolonie an diesen Gestaden ansiedelte, aus der Noth eine Tugend machte, indem er, um dem Mangel an Brahmânen abzuhelfen, den vorgefundenen Fischern die Brahmânenschnur anlegte." Waren das etwa die ursprünglichen Dämonenpriester der schwarzen Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch in den wilden Jägerstämmen der Berge, in den zahlreichen Leibeigenen sowie in den untersten und mittlern Volksschichten mehr oder minder rein erhalten haben? Dem

---

[1]) Obgleich nur sehr flachgehende Schiffe in den versandeten Hafen (der durch die Aestuarien der Nêtrâwâti und Pulanî, zwischen denen die Stadt liegt, gebildet wird) einlaufen können, alle größeren aber in weiter Entfernung auf offener See ankern müssen.

[2]) Im Tululande verehrt man 10 Dämonen und 7 Geister der Verstorbenen. Es scheint überhaupt, als sei diese Form der Religion auf Ahnenkultus und Verehrung der Heroen zurückzuführen, die vordem im Lande als Nimrods geschaltet und gewaltet und vielleicht auch das Land von schädlichen Thieren gesäubert haben. Darauf zu deuten wenigstens scheint der Umstand, daß bei allen öffentlichen Tempeln ein bemalter Reiter mit fliegendem Gewande, dem bei feierlichen Umzügen Pfeil und Bogen in die Hand gegeben wird, figurirt, daneben aber der Eber, der Büffel und der Tiger (alles Thiere, die den Saaten und den Heerden gefährlich sind) eine bedeutende Rolle spielen. Auch finden sich im Innern des Tempels Schwerter neben dem Sessel für den unsichtbaren Bhuta, den Krügen für Blumen u. s. w. Auch ist es wohl nicht ohne Bedeutung, daß der stolze streitbare Hahn das einzige lebendige Opfer ist, das außer Kokos- und Betelnüssen, Bananen, Reis, Sandelholz u. s. w. den Dämonen dargebracht wird. Der Bhutendienst hat übrigens auch seine fahrenden Sänger (Banpaderu), die gewiß viel beitragen, um ihm die Gunst des Volkes zu erhalten.

sei, wie ihm wolle; so viel ist gewiß, die Tulubrahmânen unterscheiden sich auffallend von allen übrigen, und zwar nicht blos durch bedeutend schwärzere Farbe und geringere Befähigung, sondern auch durch Tracht und Lebensweise. Die andere Klasse dieser höchsten Kaste, welche ihre schwarzen Brüder keineswegs als gleichberechtigt anerkennt, sind zum Theil Sarasvata, zum Theil Konkanibrahmânen. Diese wie jene sprechen Konkani, sind aber erst in neuerer Zeit eingewandert, während jene seit alter Zeit im Tululande ansässig sind. Sie verschmähen den Handel nicht, lieber noch spekuliren sie auf Beamtenstellen und wissen daher die englische Bildung zu schätzen. In Mangalûr gibt's auch ziemlich viele Gudzarati, die den reichen Kaufmannsstand bilden. Die Muhammedaner, Mapilla oder Mapla, mehr Kleinhändler, sind von Malabar dahin gekommen und reden Malayâlam. Auch Katholiken gibt's etwa 7000 (im Jahre 1850), meist Konkani. „Sie sind hier zwar nicht minder unwissend als in Bombay, aber vielleicht betriebsamer und gehören daher nicht blos zu den wohlhabendern, sondern auch zu den angesehenern Einwohnern Mangalûrs. Drei nette katholische Kirchen füllen sich sonntäglich mit theils europäisch, theils landesmäßig gekleideten Kirchgängern; die Frauen aber erscheinen sämmtlich von Kopf bis zum Fuß in Weiß gehüllt. Diejenigen der letzteren, die weit zu gehen haben, tragen ihren Kirchenstaat in der Regel unter dem Arme und werfen ihn, wenn sie in die Nähe der Kirche kommen, schnell über sich. Würdige Kirchen und anständige Kirchentracht — das ist leider alles, was sich Löbliches von ihrem Christenthum sagen läßt. Im übrigen unterscheiden sie sich wenig von den umgebenden Heiden. Sie lernen eben nicht viel mehr als ihr Ave Maria, und Christus ist ihnen nicht viel anderes als ein für sie bestimmter Avatâra." Ein Katholik kam sogar zu einem der Missionare mit der Bitte, durch seinen Segen einen Bhuta zu vertreiben, der sein Haus in Besitz genommen habe. Uebrigens sind die Katholiken „in 4 Kasten getheilt, haben ihre heidnischen Gebräuche mit hinüber genommen und begehen ihre Feste mit Schießen und Feuerwerk. Am Karfreitag sah ich zu, wie sie die ganze Kreuzigung vorstellten und unter Trommeln und Pfeifen ihr Bild herumtrugen." [1])

Was den sittlichen Zustand der Bevölkerung betrifft, so ist, um Einzelnes anzuführen, der Diebstahl das vorherrschende Verbrechen. Leichtsinniges Schuldenmachen ist sehr verbreitet. Bei den Brahmânen kommt oft Fälschung vor. Die Kokospalme bietet der Trunkenheit der niederen Kasten nur allzureichlichen Stoff. „Das Haus eines jeden Billaven ist zugleich eine Schenke, während er selbst nicht zu trinken pflegt." „Was endlich den Volkscharakter anlangt, so ist er, wie bei uns, nach Klassen und Ständen verschieden. Der Bauer ist stolz und raufsüchtig, der Palmweinzieher trotzig, der Barbier leichtfertig, der Mapilla hoffärtig und dabei gemein."

Doch fassen wir das Land näher ins Auge. Die flache, sandige Küste ist überall mit Kokoshainen bedeckt. „Darauf folgt das hüglige

[1]) Basler Miss.-Magazin 1869, S. 29.

Vorland, dessen wellenförmiger Rücken eine ziemlich nackte Oberfläche zeigt, aber nach allen Seiten hin von tiefen Schluchten mit dem üppigsten Baum- und Pflanzenwuchs durchfurcht ist. Fruchtbare Reisfelder ziehen sich sowohl in diesen Schluchten als am Fuße des Vorlandes hin und stechen durch ihren hellgrünen Sammetteppich gegen die dunkelgrüne Wölbung der Kokoswälder angenehm ab. Hier wie dort liegen die Gehöfte der Bauern vereinzelt im Schatten schlanker und dichter Baumgruppen, und selbst über die ärmlichen Hütten der Fischer breitet die gesellige Kokospalme ihr majestätisches Dach."

Doch um ein möglichst anschauliches Bild von Land und Leuten zu bekommen, begleiten wir Dr. Graul auf einem Ausfluge von Mangalûr nach Bolma, einer kleinen Ansiedlung eingeborner Christen, einige Meilen südlich gelegen.

„Am 25. Februar machte ich mich mit Missionar Greiner ziemlich früh auf den Weg. Derselbe führte durch einen Baumgang aus der üppigen Niederung sehr bald auf den dürren Rücken des Vorlandes, das sich vom Fuße der Ghâts, die bei klarer Luft aus dem Hintergrunde gar königlich dahertreten, wellenförmig und voll grüner Thaleinschnitten der niedrigen, aber von der anmuthigen Kokospalme bräutlich geschmückten Küste zusenkt. Eben blickte die Sonne in ihrer ganzen tropischen Feuerschöne über die Riesenschultern der Ghâts, als unser mit 2 weißen Ochsen bespannter Wagen an dem südlichen Mangalûrflusse nach einer halbstündigen Fahrt still hielt. Ein Boot nahm uns alsbald auf, so lang und so schmal zugleich, daß man sich nur durch strenge Beobachtung des Gleichgewichts vor dem Umschlagen sichern konnte. Je tiefer, desto romantischer werden die Ufer des Flusses, der, weil das Meer tief in ihn hineintritt, sich auf der letzten Strecke seines kurzen Laufes gewaltig ausbreitet. Natürlich begleitet ihn die Kokospalme am Ufer soweit landeinwärts, als das Salzwasser reicht; wo immer diese ebenso schmucken als nützlichen Bäume sich zu einem Haine gruppiren, da kann man auch sicher darauf rechnen, daß ein Bauerngehöfte darin geborgen liegt. Hie und da sah ich auch das zarte Grün des Zuckerrohrs, das den angeschwemmten Lehmboden liebt, von dem flachen Ufer herblicken. Der Fluß selbst aber war von Booten mit Reis belebt, deren täglich an 50—200 von Bantwala, einem Stapelplatze in der Nähe der Ghâts, nach Mangalûr kommen. Wir waren wohl kaum ein Stündchen den Fluß hinaufgefahren, als wir an dem andern Ufer ausstiegen und rechts in das Land hineingingen. Jetzt stellte sich auf den Hügeln umher auch die königliche Palmyrapalme ein, und grüne Reisfelder, fast ganz unter Wasser gesetzt, breiteten sich durch kleine, schmucke, windungsreiche Thäler hin. Unser Weg führte uns kreuz und quer darüber hinweg, und es war eine rechte Lust, auf den schmalen, meist mit schattigen Kokos bewachsenen Feldwegen in der Kühle des Morgens dahin zu wandeln und Vieh und Menschen an ihre Arbeit gehen zu sehen. Hier waren Frauen an dem Schöpfrade beschäftigt, dort pflügte ein kleiner Knabe, indem er auf ein Brett gestellt sich von einem Paare Büffeln über den Acker ziehen ließ, hier endlich stand ein dunkelfarbiger Sklave mit langem schwarzen Haar und machte sich, von der Arbeit feiernd, sein Betelblatt zurecht. Wie bedächtig und wohlgefällig er die 3 für jeden Hindû so kostbaren Würzen, etwas Betelnuß, Kalk und Tabak, darein wickelte! Die armen Holayer — so heißen diese Sklaven.[1]) Sie arbeiten nicht ungern und kennen kein anderes Vergnügen als das Trinken. Noch war nur ein einziger derselben[2]) von den Basler Missionaren für das Christenthum gewonnen worden. Sie sind gar stumpf und dumpf und würden nur auf Befehl ihrer Herren sich zu einer andern Religion, aber dann auch zu jeder andern äußerlich bekennen. Früher wurden sie mit dem Grundstück ver- und gekauft; in neuester Zeit jedoch hat die Kompagnie ihre Leibeigenschaft aufgehoben. Sie dürfen nach Gefallen den Herrn

[1]) Sie entsprechen den bald zu erwähnenden Pulayern.
[2]) Berichtigt nach Basler Miss.-Magazin 1868, S. 360.

wechseln. Das mag nun den armen Leuten, die seit undenklichen Zeiten sich an das Joch gewöhnt haben, noch einen dummen Stolz in den stumpfen Kopf gesetzt haben. So wenigstens soll es bei den ihnen verwandten Pulayern in der Nähe von Talitscheri sich gezeigt haben. Diese trugen bald den Kopf so gewaltig hoch, daß gar kein Auskommen mit ihnen war. Sie hielten sich nämlich für entschiedene Günstlinge der Regierung." — Auf diesem Ausfluge kehrte Graul im Hause eines Patel oder Dorfschulzen ein, wo er Zeuge bäuerlicher Wohlhäbigkeit war. Die Frauen strotzten von goldenem und silbernem Schmuck an Nase und Ohren; die Männer aber trugen Goldspangen an Händen und Füßen. Fünfzehn Paar Ochsen und 40 Sklaven dienten zur Bestellung des Feldes.[1]) Leider freilich kommt der Bauernstand immer mehr zurück. Unmäßiger Aufwand bei den Hochzeiten und andern Festen ist die Ursache davon. Reiche Kaufleute geben bereitwilligst Vorschüsse zu ungeheuren Zinsen und übernehmen zuletzt das „Ausschlachten" der verschuldeten Güter, wie man hier zu Lande (beim Verfasser) sagt. Mapilla und Katholiken machen besonders solche Geschäfte. — Dort beim Patel machte sich auch der Dämonendienst bemerklich. „Dem Eingange des Gehöftes gegenüber stand ein kleiner Haustempel, zu dem ein überdeckter Gang führte. An den je 5 Pfählen, die den letztern zu beiden Seiten stützten, waren je 5 Hähne angebunden," wahrscheinlich zum Opfer bestimmt. Daneben war ein kleiner Altar, auf dem „die Tulasipflanze (Basilicum) gezogen und göttlich verehrt wird."[2]) Doch gehen wir weiter. „Wir sehen da neben dem Bauerngehöfte einzelne Lehmhütten oben mit spärlichem Blätterwerk bedeckt, und sehr schwarze, fast nackte Weiber sind mit Besorgung des einfachen Hauswesens beschäftigt, während ebenso schwarze und ganz nackte Kinder umherspielen. Das sind eben die Häuser solcher Holayer. Dort steht auch ein eigner Dämonentempel für sie. Ein elendes Gebäude! Dicht davor ist ein etwas hoher und schmaler Sitz für den Besessenen, und daneben liegen mehrere Steine, darauf die zu opfernden Kokosnüsse zerschlagen werden. Es ist hier durchaus nichts Schönes zu sehen, als ein gewaltiger Mangobaum, der über all diesen Greuel seine schattigen Aeste breitet. — Bald darauf gelangten wir zu einer kleinen Pflanzung von einer Ueppigkeit, wie ich sie nie zuvor gesehen. Kokos- und Arekapalme,[3]) Bananen u. s. w. bildeten ein fast undurchdringliches Dickicht, und dazwischen rankte die epheuartige Pfefferrebe, die den Schatten liebt und sucht, überall an Baum und Strauch hinan. — Je tiefer wir rechts hin in die Thäler und Hügel hineinschritten, um so vernehmlicher machten sich rings um uns her die wilden Tauben mit ihrem gemüthlichen Girren. Nachdem wir etwa eine Stunde bald rascher, bald langsamer gegangen waren, langten wir noch zu guter Zeit auf dem Grundstücke der Basler Mission an, das rings von Bergen umschlossen ist. Hier wohnten zur Zeit 3 protestantische Christenfamilien und etwa 23 andere Pächter aus den Muhammedanern, Katholiken und wohl auch Heiden. Seite und Rücken der Berge laden zum Anbau der Palmyrapalme ein, die freilich erst den Nachkommen die gehabte Mühe vergilt; der größte Theil des Thalgrundes aber verspricht dem fleißigen Bebauer eine doppelte Reisernte, da von den umschließenden Bergen her noch lange nach dem Monsûn Wasser in größerer oder geringerer Fülle niederrinnt. — Wir machten in dem bäuerlichen, aber netten Hause eines protestantischen Christen Halt, der früher auch den Dämonen gedient hatte, ja dessen eigner Bruder noch immer Dämonenpriester war. Seine Frau, die als Heidin sich besessen geglaubt und sich so arg geberdet hatte, daß der Priester den Teufel mit Schuh und Besen vergebens auszutreiben

---

[1]) Die Verhältnisse des Grundbesitzers sind hier anders als wir sie bisher in den meisten Ländern Indiens kennen lernten. In diesen westlichen Küstenländern finden wir nicht Zamindâre und Rayat: der Grund und Boden gehört nicht der Regierung, sondern befindet sich, soweit er unter Kultur ist, in größerem und kleinerem Maße im Privatbesitz, besonders in den Händen der schon genannten Bant resp. Nayer.

[2]) Heidenbote 1869, S. 164. Ich erinnere mich, dieselbe Pflanze in Griechenland bei den Priestern gesehen zu haben. Wenn ich nicht irre, wurde sie am 6. Januar irgendwie beim Gottesdienste verwendet.

[3]) Diese, die Betelnüsse tragend, eine niedrige Art mit schlankem, glattem Stamme, sind wohl die zierlichsten dieser Pflanzengattung.

suchte, empfing uns schüchtern, aber freundlich. Herr Greiner begab sich sogleich auf einen benachbarten Hügel, um dort auf freier, luftiger Höhe ein Zelt aufschlagen zu lassen. Ich selbst aber setzte mich unterdeß auf den von Kokos und Palmyrapalmen beschatteten Hof nieder. Erwachsene und Kinder waren mit dem Zuckerrohr beschäftigt, die ersteren daran arbeitend, die letzteren, mit seitwärts auf den Fremdling gerichtetem Blick, daran kauend und saugend. Bald kehrte Herr Greiner zurück, und wir klommen nun so recht in des Tages Glut den Hügel hinan, um in dem dort errichteten Zelte den noch heißern Theil des Tages zu verbringen. Natürlich drehten sich alle unsere Gespräche um die Mission. Zuletzt bekamen wir auch Gesellschaft. Ein römischer Katholik mit geblümtem Turban, der Mann unserer Wirthin, mit gelbem Käpsel, und ein erst gestern getaufter, mit schwarzem Kopfputz, — sonst aber alle mehr oder minder nackt, kauerten in der Veranda des Zeltes, dem Eingange gegenüber, nieder, und gaben auf meine Fragen über den herrschenden Dämonendienst zum Theil mit verlegenem Lächeln Auskunft." Soweit Graul. Auf einem weiteren Ausfluge kam er weiter über das wellige Land mit seinen nackten Rücken von röthlichem Lateritboden [1]) und grünen Thaleinschnitten. Der Rückweg ging an der Küste entlang. „Es war ein kostbarer Abend. Die Palmen am Ufer säuselten im Abendwinde, und hinter denselben sank die Sonnenscheibe, an Umfang einem nicht ganz kleinen Wagenrade und an Farbe dem dunkelglühenden Schmiedeeisen gleich, in die salzige Flut. Ich habe die Sonne in solcher Weise nie wieder zur Küste gehen sehen."

Das bisher betrachtete Tululand ist aber nur ein Theil von dem Missionsgebiete, dem dieses Kapitel gilt. Nach Süden zu schließt sich daran Malayâlam, das Bergland (Malabar). Dieser Name gilt im weiteren Sinne freilich für das ganze westliche Unterland, von Gôkorna (bei Goa) an bis zur äußersten Südspitze des Kontinents. Auch Kêrala oder Tschêra wird damit gleichbedeutend gebraucht, sowie „das heilige Land des Paraçu Rama." [2]) Im engern Sinne ist der erste Name auf das Gebiet zwischen dem Tululande und dem Reiche Kotschin beschränkt.

Das Land der Berge heißt es mit Recht. „Durchschnittlich 3000 Fuß hoch, laufen sie unter verschiedenen Namen von der Küste 6—12 Meilen entfernt von Norden nach Süden und verschanzen so das ganze Land gegen den Osten Indiens bis auf den Durchgang in der merkwürdigen Ghâtspalte (The Gap) bei Coimbatûr." Diese abgeschlossene Lage hat Malayâlam zum Schauplatz einer eigenthümlichen Entwicklung des indischen Wesens gemacht. Die aus Norden gekommenen Brahmânen gründeten hier ihr eigenthümliches Staatensystem, indem sie zwar sich weniger rein erhielten als auf andern Gebieten, aber auch kräftiger als anderswo die Urbevölkerung in ihre Ordnungen mit hineinzogen. So entstand die starre Hindûart Malabars, die allen von Westen kommenden Einflüssen seit Jahrtausenden Trotz geboten hat. Jene abschließende Gebirgsmauer übt aber in natürlicher Beziehung den allergünstigsten Einfluß auf das Land. „Die hohen Scheitel der Berge ziehen die Wolken an, die, vom Südwestwinde gejagt, gegen

[1]) Laterit, ein sehr zäher Lehm. Ausgestochene Stücke können ohne viel Umstände als Backsteine benutzt werden.

[2]) Der Mythos erzählt, daß sich Paraçu Rama vom Meergott Vâruna soviel seines Gebietes schenken ließ, als er mit einem Wurf seines Schlachtbeils umspannen könne. Er warf denn das letztere von Kanya Kumâri (Kap Comorin) bis Gôkarna; das Meer wich zurück und so entstand Malabar.

Ende Mai dahergestürmt kommen, und nöthigen sie, ihre reichen Schätze über das Land auszugießen, dem dann eine solche Fülle befruchtenden Regens zu Theil wird, wie keinem andern Gebiete Indiens. Doch das ist nicht der einzige Segen, den die Berge dem Lande bringen. Denn während sie selbst stracks nach Süden eilen, entsenden sie nach Westen viele, viele Zweige dem Meere entgegen, und zwischen diesen, in tief eingewühlten Schluchten hinlaufend, sucht eine Menge von Monsüngenährten Küstenflüssen ihren Weg in das benachbarte Meer. An Gestalt des Landes und an Natur des Bodens unterscheidet sich Malabar nicht wesentlich von dem Tululande, das auch lange ein Ganzes mit Malabar bildete und noch jetzt die deutlichsten Spuren der alten Verbindung an sich trägt. Es ist nur noch zerrissener und zerschnittener als jenes, und die mit dem Meere in Verbindung stehenden Binnenwasser[1]) gewinnen namentlich im Süden des Landes eine solche Ausdehnung, daß man von Kotschin bis Travankôr ununterbrochen darauf reisen kann." Außer der natürlichen Kanalverbindung gewähren die Binnenwasser, wenn sie in der Monsünzeit durch den Zufluß von Süßwasser schwellen, die beste Gelegenheit, auf weite Strecken die anliegenden Aecker zu bewässern. Unter diesen günstigen Verhältnissen ist die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes erklärlich. Weit und breit sieht man einen ungeheuern Wald von Fruchtbäumen, unter dessen Schatten die Orte, meist in einzelnen Gehöften zerstreut, liegen.

Besonders ist hier die ebenso anmuthige als nützliche Kokospalme zu erwähnen, hier Tengu (Südbaum) genannt, weil sie aus Ceylon hieher verpflanzt wurde. „Dieser wunderbare Baum ernährt einen großen Theil der Bevölkerung, wie er denn neben dem Reis fast alle Bedürfnisse der Eingebornen befriedigt. Aus dem gealterten Stamme baut man die Dächer, die Blätter geben die jährlich zu erneuernde Bedeckung her, desgleichen auch die Fackeln für die sonst gefahrvollen Wege in dunkeln Nächten; mit den Blattrippen fegt man die Häuser. Die Blütenscheide aber, wenn sie angeschnitten wird, gibt den köstlichen Palmwein, der vor der Gährung auch zu Zucker eingekocht, während der Gährung von mancher trunkliebenden Kehle geschätzt wird und gegohren in Essig umschlägt. Vielfach wird auch Arrak daraus destillirt. Läßt man dagegen die Blüte durch die Scheide brechen, so bildet sich eine mächtige Traube von Nüssen heraus, deren ebenso erfrischender als gesunder Saft den durstigen Wandrer labt. Späterhin wird dieser Saft zu einer fettigen Milch, die auf den Kopf gerieben in diesem Klima den wohlthätigsten Einfluß übt. Die gereifte Frucht dagegen liefert die verschiedenen Zuthaten zu dem täglichen Reis, oder es wird ein Oel daraus gepreßt, das der Küche als Schmalz, der Haut als Salbe, der Lampe als Brennstoff vortreffliche Dienste leistet. Die Schale der Nuß gibt ein natürliches Gefäß, wird zu Kochlöffeln und dergleichen verarbeitet oder zur Feuerung verbraucht, und die elastischen Fasern der Fruchthülle endlich liefern den besten Stoff zu Schnüren, Stricken und Schiffstauen. Doch wer will den Nutzen dieses allernützlichsten Baumes vollständig schildern! Ein indischer Dichter braucht ihn, wenn ich nicht irre, geradezu als Bild der Dankbarkeit, weil er das unten an die Wurzel geschüttete Wasser nicht blos reichlich, sondern auch veredelt wieder gibt."

[1]) Backwater, d. i. Hinterwasser, genannt sind mit dem Meere parallellaufende Arme desselben, die nur durch einen schmalen, mit Kokospalmen besetzten Streifen weißen Sandes davon getrennt sind. Man schifft in kleinen Kähnen, in denen man sich wegen der Gefahr des Umschlagens ziemlich ruhig verhalten muß, über den stillen Wasserspiegel, während jenseits die Meereswogen rollen. „Man kann sich kaum etwas denken, das malerischer wäre, als die windungsreichen, kokosbepflanzten Ufer eines solchen Meerganges im Schein einer indischen Mondnacht. Ein »Ach daß ich 1000 Zungen hätte« kann einem da wohl in die Seele fallen" (Graul).

„Auf den Bäumen krächzen den ganzen Tag Schaaren von Raben, die vom Abfall des Fischfanges leben. Ratten, Fledermäuse und fliegende Eichhörnchen statten bei Nacht den Früchten ihren Besuch ab, während die kläglichen Laute von Schakalheerden in der Nähe der Wohnungen erschallen." [1])

Hinter der flachen Sandküste erhebt sich ein reicherer Boden, der allmählich in das hügelige Vorland der Ghâtgebirge übergeht. Neben den von Alligatoren belebten außerreichen Flüssen und unzähligen Bächen in Seitenthälern ziehen sich überall Reisfelder hin. Die höher gelegenen haben weniger Ausdehnung, aber ergiebigeren Boden. Dort sind die Aecker soviel als möglich terrassenförmig angelegt. In zwei Ernten reift diese Frucht, die der Bevölkerung als Hauptnahrung dient: die eine im September, die andere im Januar, gerade vor Eintritt der durchaus trockenen Monate. In diesen verdorren auch selbst die sumpfigen Felder. — In der zuletzt erwähnten Zone wohnt der angesehenere Theil der Bevölkerung, während am Strande die verachteten Fischer ihre armseligen Hütten unter den Kokoshainen haben. Freilich die große Mehrzahl der Häuser, auch auf dem Hügellande, sind ziemlich elend aus Lehm gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Dazwischen aber thut sich hie und da ein steinernes Haus mit Ziegeldach vortheilhaft hervor. Hinter hohen Wällen und lebendigen Hecken aus Milchpflanzen wohnt ein jeder in dem ererbten Parambu oder Baumgute. Neben der majestätisch anmuthigen Kokos erhebt sich die schmächtige, rohrschlanke Areka, sowie der hochstämmige, umfangreiche Dschakkabaum mit seinen eichelförmigen, aber riesigen, aus dem Stamme schwammartig herauswachsenden Brotfrüchten. An den leichteren Zimmerhölzern dagegen rankt die epheuartige, dunkelblättrige Pfefferrebe, die sich hier so recht heimisch fühlt, üppig hinauf. Dazu kommen Bananen aller Art, mit gewaltigem Blätterwerk von dem schönsten Hellgrün und ihren großen traubenartigen Fruchtbündeln, desgleichen die Betelpfefferrebe, deren Blatt von den Eingebornen leidenschaftlich gekaut wird. Hie und da schießt auch ein Bambusstrauch, der so vielfach das Holz ersetzen muß, seine geringelten, armstarken Schäfte in die Höhe. Prächtige Papageien durchschwärmen diese Parambu, aber auch krächzende Raben in großer Menge. Vor den Tempeln prangt der heilige Feigenbaum (Ficus religiosa) mit seinen fast unaufhörlich lispelnden Blättern, und über die Landstraße breitet sich die riesige Bauiane (Ficus indica), die, wenn man sie gewähren ließe, bald ganze Straßen in unwegsame Wildniß verwandeln würde. Affenschaaren treiben ihr neckisches Wesen tiefer landeinwärts auf den Gipfeln der Waldbäume, und während man auf der Höhe der vorgeschobenen Hügel fast nur verbranntes Gras antrifft, das hie und da durch die Spalten des röthlichen Laterit sich hervordrängt, sind die Ghâts selbst bis auf den Scheitel hinauf mit herrlichen Waldungen bekleidet, die noch reiche Schätze des unverwüstlichen Tikholzes in sich bergen. Dort gedeiht auch neben Mimosen und Ebenholz die Lorbeerart (Persea Cassia), welche das den echten

[1]) Irion a. a. O., S. 3.

Zimmt im Handel weit überbietende Surrogat des letztern liefert, sowie die Alpinie,[1]) deren dreikantige Fruchtkapseln als Kardamom, das bekannte Gewürz, von den wilden Bergbewohnern gesammelt wird.

Seit einigen Jahrzehnten sind in dem auf der Höhe der Ghâts sich ausbreitenden Berglande Wayanadu ausgedehnte Kaffeepflanzungen angelegt worden, die trotz mancher Schwierigkeiten sich günstig entwickeln. Talatschêrikaffee ist schon in den Kaufläden unserer Kleinstädte zu haben. — Endlich erwähnen wir auch die Eisenbahn, durch welche der Verkehr und Handel Malabars bedeutenden Aufschwung genommen hat. Sie zieht sich von Beipûr an der Westküste zunächst eine Strecke am Strande, dann am Ponanifluſſe hin, um über Palghât und Coimbatûr durch das schon erwähnte „Gap" nach Madras zu gehen. — Große Städte im europäischen Sinne gibt es in Malabar nicht. Die Religion verbietet den Eingebornen das Zusammenwohnen. Die größeren Wohnorte sind daher vorzugsweise von Muhammedanern und Ausländern besetzt. In Palghât ist das tamulische Element bereits stärker vertreten.

Wenden wir uns nun den Bewohnern des Landes zu. Es ist schon angedeutet worden, wie die Malayâlambrahmânen eine ganz besondere Stellung einnehmen, die in der bereits erwähnten Sage über die Entstehung des Landes begründet wird. Es wird dort erzählt, wie Paraçu Rama, der bekanntlich die den Brahmânen feindlichen Kschatriya ausgerottet hatte, eine große Schaar von Brahmânen in das neue Land eingeführt und in 64 Kolonien angesiedelt habe. Er gab dann 36,000 von ihnen (der indische Mythos versteht überall das Aufschneiden) Waffen in die Hände, um das Land zu beschützen. Aus diesen gingen dann wieder 12 königliche Geschlechter hervor, deren Nachkommen sich zum Theil noch erhalten haben, obgleich das Priesterkönigthum doch später sich der von auswärts gekommenen Herrschaft des Perumal fügen mußte. Den übrigen Brahmânenfamilien wurden verschiedene Beschäftigungen zugewiesen: Vêdalesen, Astrologie, Rechtskunde, Opferdienst u. s. w. Die eigentlichen Aryabrahmânen sind hier noch stolzer als anderswo. Sie werden nur mit Empran (mein Herr) oder Mambutiri (unsere Herrlichkeit) angeredet. Diese heiligen Personen dürfen nicht, wie im übrigen Indien, in Straßen zusammenwohnen, sondern haben meist in der Nachbarschaft von Tempeln ihre Baumgüter, wo sie hinter Wällen und Hecken mit wohlverwahrten Treppen und Thoren ein abgeschlossenes Leben führen. Ihr ausgedehnter Landbesitz läßt sie nicht in die Lage kommen, wie dies anderwärts geschieht, Almosen zu nehmen. Ueberhaupt unterscheiden sie sich von den übrigen Brahmânen durch eine Reihe von abweichenden Ordnungen — die aber selbst in Malabar den Namen der 64 Mißbräuche führen. Dahin gehört als äußeres Zeichen, daß sie die Haarlocke vorn stehen lassen, während alle andern sie am Hinterkopfe tragen. Nur der älteste Sohn darf heirathen — natürlich nur eine Brahmânenjungfrau — damit das väterliche Gut nicht vertheilt werde. Die

[1]) Verwandt mit der Pflanze des Malaghettapfeffers, vergl. II, 1.

übrigen Söhne heißen Ledige (Brahmâtschâri) und bleiben im väterlichen Gute. Nach jenen Ordnungen aber stehen ihrer Unzucht die Häuser der Çudra offen. Vergeht sich ein solcher mit einer Brahmânin, so sinken beide in eine Zwischenkaste herab, deren es eine ganze Reihe gibt, die mit den niedern Tempeldiensten betraut sind. Am tiefsten stehen die Brahmânen, die sich zur Mitwirkung beim Dämonendienste hergeben. Doch vergessen sich auch wohl die höheren, bei den Mysterien der Kali theilzunehmen und dabei mit andern Kasten umzugehen und herzhafte Schlücke des sonst höchstverpönten Feuertrankes zu sich zu nehmen. Für gewöhnlich aber leben sie in größter Zurückgezogenheit; die Europäer bekommen sie selten zu sehen — außer in Prozessen. Zwischen den Erdwällen der Häuser gehen sie trippelnd einher, für die nackten Füße eine reinliche Spur suchend, oder es klappert an ihrem Fuße eine hölzerne Sohle, die mit einem Nagel zwischen den Zehen festgehalten wird; denn Riemen schicken sich nicht für solche heiligen Leute. Fließendes Wasser ist für alle rein. Dagegen müssen Teiche und Brunnen sorgfältig vor jeder Berührung durch andere Kasten bewahrt bleiben. Wenn Aussatz und Pocken in einer Familie sich zeigen, wird der unglückliche Kranke in eine schnell errichtete Hütte geschafft, und niemand sieht mehr nach ihm. Selbst im Tode hört der Kastenunterschied nicht auf. Es gibt in Malabar keine allgemeinen Brennstätten, sondern die Brahmânenleichen werden in der Ecke ihres Hofes verbrannt.

Nun gibt es aber auch hier auswärtige Brahmânen, die sich durch die Locke am Hinterkopfe unterscheiden und „Patter" genannt werden. Sie wohnen handelshalber in den Städten, drängen sich zu Regierungsstellen oder erwählen das süße Nichtsthun und reisen langsam von Tempel zu Tempel, wo sie nach den alten Stiftungen je 3 Tage lang umsonst gefüttert werden.

Auf die Brahmânen folgen in Malayâlam sogleich die Çudra, hier Nayer genannt, die nicht, wie in Nordindien, eine verachtete Stellung haben, sondern sich zu der Stellung aufgeschwungen haben, die dort die Kschatriya einnehmen. Manche mögen mit der bereits angedeuteten Fremdherrschaft ins Land gekommen sein, aber die größere Zahl derselben ist sicherlich der Urbevölkerung entnommen. Es waren vielleicht die Häuptlinge jener Jägerhorden, die sich den Brahmânen fügten. Die Nayer haben neben den Tempeln und Brahmânen theil am Grundbesitz. Das Familiengut aber gehört im Grunde den Weibern. Durch den schon angedeuteten Umgang der letztern mit Brahmânen herrschen bei dieser Kaste die schauerlichsten ehelichen Verhältnisse. Die Mutter lebt bei ihrem Bruder, der als der Erzieher und Erblasser für ihre Kinder gilt. Hat er selbst ein Weib und Kinder, so können die letzteren nur Geschenke an beweglichem Eigenthum erhalten, nie aber Grund und Boden erben. Vielfach aber führen die Nayer auch jenes zuchtlose Leben, wie die ledigen Brahmânen. Die königlichen Geschlechter, in denen gleichfalls die Schwestersohn-Erbfolge gilt, gehören dieser Kaste an, die überhaupt den Adel bildet. Mit ängstlicher Sorgfalt für Erhaltung des Grundbesitzes hat sich ein

Feudalismus mit den komplizirtesten Ordnungen entwickelt. Ländereien werden nur im äußersten Nothfalle veräußert; als Zeichen davon schüttet der Verkäufer Wasser von dem betreffenden Lande in die Hände des Käufers, eine Ceremonie, die schlimmer als der Tod betrachtet wird. Dem Aussterben der Familien wird durch Adoption mittelst der Ceremonie des Milchtrinkens vorgebeugt. — Brahmânen und Çudra sind hier bei weitem nicht so wie anderwärts geschieden. Selbst bei den Opferhandlungen haben letztere ihre Rolle. Bis zum Beginn der neuen Zeit waren sie ein stolzes und kräftiges Kriegergeschlecht, das an die alten Spartaner oder an das mittelalterliche Ritterwesen erinnerte. In der Ring- und Fechtschule erhielt der Knabe seine Erziehung, nach deren Vollendung er von seinem Lehnsherrn unter der Weisung: „Schütze Brahmânen und Kühe", mit dem Schwerte umgürtet wurde. Dann war er gebunden, dem Aufgebote desselben Folge zu leisten.

„Er zieht fast nackt in den Krieg, wirft den Speer vorwärts und rückwärts weit hin, schießt Pfeil auf Pfeil mit solcher Sicherheit, daß er wohl mit dem zweiten den Schaft des ersten spaltet, und ficht in der Nähe mit seinem zweischneidigen graden Schwerte. Seine außerordentliche Gelenkigkeit macht ihn zum furchtbaren Gegner im Wald- und Heckengefecht. Gehört er aber zu den Todesgeweihten, so ficht er wohl gegen hundert ganz allein, und da der Lehnsherr ihn in seinem beständigen Solde hält, so stirbt er über dem Leichnam seines Versorgers."

Doch das sind gewesene Zeiten. Die Nayer sind sehr gesunken, einige sogar bis zum Palkiträger heruntergekommen. Auch die Muhammedaner, Mapilla (Mapla, Mopla), gehören hierher. Sie rühmen sich zwar der unmittelbaren Herkunft aus Arabien und sehen mit einer gewissen Verachtung auf die „Mogul". Sie schreiben das Malayâlam mit arabischen Buchstaben. Doch sind sie nichts weniger als reines Blutes, sondern sehr stark vermischt mit den unteren Kasten des Landes. Noch immer kommen Uebertritte vor, mit Annahme des Käpsels resp. (bei Frauen) der Jacke. Sie sind sehr unreinlich. Das Sprichwort sagt: sie gehen zur Thür hinaus und speien von draußen ins Haus hinein. „Daher auch ihr gemeiner Charakter — bei gründlicher Unwissenheit und vollendetem Fanatismus. Sie sind die eigentlichen Juden der Küste und tragen das Haupt gar hoch; je südlicher, desto höher, bis nach Ponâni herab, ihrem Hauptorte mit der Hauptmoschee. Sie lieben leidenschaftlich den Trunk und die Jagd und essen alles Fleisch, das nicht zum Ochsengeschlechte gehört. Viele berauschen sich auch durch Opium und zerrütten durch ihr fleischliches Wohlleben Vermögen und Gesundheit. — Trotzdem zeichnen sich viele durch Tüchtigkeit in Richter- und Amtsstellen aus" (Jrion). Zu den Nayern gehören ursprünglich auch Wäscher, Barbiere, Töpfer, Maurer und Oelpresser, die jedoch jetzt eine tiefere Stellung einnehmen.

Die nächstfolgenden Kasten bilden, in zahlreiche Abtheilungen gespalten, die Kaufleute, die fast alle von auswärts eingewandert sind, wie schon Kónkani und Gudzarâti erwähnt wurden. Auch die Europäer („Rundhüte") werden zu diesen gerechnet. Man hält sie für Abkömmlinge der Affen Hanumâns und der Râkschasawitwen auf Ceylon und meint, ihnen die halb äffische, halb teuflische Natur noch immer anmerken zu können.

Alle auf der sozialen Rangleiter tiefer stehenden Kasten gelten in ganz besonderm Maße für unrein, indem sie schon durch ihre Atmosphäre (Tintal) beflecken. Nach brahmanischer Lehre sind es die in früheren Daseinssphären begangenen Sünden, welche die Geburt als so ehrlose Wesen veranlassen. In wie weit die theoretisch zutreffende Ansicht Grauls, daß Angehörige dieser niederen Kasten durch die Annahme des Christenthums zu einer höhern sozialen Stufe aufsteigen und daher ihr Uebertritt auch den höheren Kasten erwünscht sei, auch praktisch sich bestätigt, kann ich nicht angeben. Ich möchte jedoch zweifeln, ob so ein heutzutage bekehrter Tiyen oder gar Pulayen von den Brahmanen ohne weiteres unter die „Rundhüte" gerechnet wird und seine besudelnde Atmosphäre verliert, wenn das letztere auch bei Kasten, die aus früherer Zeit im ganzen muhammedanisch oder katholisch geworden sind, der Fall ist.

Die höchste Stufe unter diesen unreinen Kasten nehmen verschiedene eingewanderte Kasten ein, z. B. die Weber, Tschalier. Sie allein wohnen in regelmäßigen Straßen. Es ist ein furchtsames, aber thätiges Völklein, das, so lange es die Jahreszeit erlaubt, den Straßen entlang an den Webestühlen arbeitet und in der Regenzeit spinnt. Die feinen, weißen, etwas bläulichen Mundu für Männer und Puddama für Weiber, je nach Kaste mit Gold- oder Silberborte oder auch nur einem rothen Streifen verziert, verschaffen ihnen nur ärmliches Brot,[1]) obwohl sich an manchen Orten auch sehr reiche Leute die[r] Kaste finden.

Die aus Ceylon eingewanderten Tiyer und Ilaver (richtiger —ar) sind Palmweinbauer. Eine ausführlichere Beschreibung ihrer Lebensweise und Beschäftigung folgt in den nächsten Abschnitten, die man hierzu vergleichen möge.

„Die Mugayer (Flußfischer) und Mukkuver (Seefischer und Palkiträger) sollen gleichfalls aus Ceylon gekommen sein. Die erstern, den Tiyern verwandt, stehen höher und zählen gleich jenen strebsame, ja gelehrte Leute in ihrer Mitte. Ihre Weiber aber sind in schmachwürdige Abhängigkeit von den muhammedanischen Mapilla gesunken, ähnlich dem Verhältniß der Nayerweiber zu den Brahmanen. Die Mukkuver sind ein leicht zugänglicher Menschenschlag, brauner als irgend eine der vorerwähnten Kasten, arbeitsam von frühster Jugend auf. Die Knaben und Mädchen helfen Netze machen, die Fische auslesen und einsalzen; das Weib holt während der Ebbe den salzhaltigen Sand aus den Buchten und Flußmündungen, und der Mann geht mit Söhnen und Verwandten aufs Meer, oder wenn die Regenzeit das nicht erlaubt, sucht er bei irgend einem durchreisenden Palankin durch Tragen etwas zu verdienen. Es sind geschwätzige, gutmüthige Leute, die in ihren meist nur aus Palmenzweigen geflochtenen Hütten nahe bei einander wohnen, ohne es doch zu ordentlichen Straßen und Gassen zu bringen, denn heute sind sie da, morgen dort, und wissen die Trinkgelegenheiten an der ganzen Küste. Sie stehen, wie auch die Tiyer,

[1]) Die Einführung englischer Fabrikate hat besonders in diesem Zweige die Manufaktur der Eingebornen mehr oder weniger ruinirt.

unter eigenen Häuptlingen, Aratscher (Könige) genannt, die in Kastenangelegenheiten eine große Autorität ausüben. Zwischen Kôlikôdu *(Calicut)* und Ponâni sind die meisten auch muhammedanisch geworden, oder haben, wie sie sich ausdrücken, das Topi (Mütze) aufgesetzt, wodurch sie, wie alle niederen Kasten, ihre unreine Atmosphäre verlieren und daher unverschämter auftreten können. Die um Kollam *(Quilon)* sind seit Xavers Zeiten katholisch geworden und an der ganzen Küste unter dem Namen Kollakâr bekannt." [1])

Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir die 72 Kasten Malabars ausführlich besprechen. Wir beschränken uns über die folgenden auf einige kurze Bemerkungen. Eine Anzahl Handwerkerkasten (Zimmerleute, Goldarbeiter, Messinggießer, Schwertfeger u. s. w.), die unter dem Namen Kâmmâler zusammengefaßt werden, haben eine ziemlich bedeutende Rolle. Man schreibt ihnen fast zauberartige Kräfte in ihrem Berufe zu, der im sozialen Leben nicht entbehrt werden kann. Die Kalkbrenner (aus Muscheln) und andere Kasten, die Heilkräuter in den Wäldern sammeln, oder als Zauberer, Chiromanten u. s. w. umherziehen, stehen wieder tiefer. Dann folgen die verschiedenen Waldstämme, die sich ganz unberührt vom Brahmânismus in den Gebirgen erhalten haben, und die zum Theil nur dem Namen nach bekannt sind. Einige von ihnen sind als mächtige Zauberer gefürchtet. Es befinden sich darunter auch Parayer, die jedoch von den Tamil-Parayern (Paria), die im Bereiche brahmânischer Staatsverfassung leben, sehr verschieden sind. Alle diese Gebirgsstämme stehen mit den Mapilla in Verkehr, die mit ihnen Tauschhandel treiben.

Erst nach diesen kommen in der sozialen Rangordnung die Sklavenkasten, die in Malabar am weitesten durch die Pulayer vertreten sind. Alles, was wir im nächsten Abschnitte über diese Leute in Travankor zu sagen haben, würde mit wenigen Aenderungen auch hier zutreffen. Nur einige besondere Züge mögen hier erwähnt sein.

Sie arbeiten von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr abends in den Reisfeldern mit etwa einer Stunde Ruhe im heißesten Mittag, die meiste Zeit bis über die Knie im Schlamme, ohne von Hitze oder Nässe viel zu leiden. In Zeiten besondern Geschäftsdranges arbeiten sie wohl noch länger, und eine kleine Belohnung macht sie zur Zeit der Ernte wirklich unermüdlich. Ueberaus hart ist ihre Arbeit im Süden, wo sie wegen des gar niedrigen Bodens die Felder zur Saat entwässern und den Zudrang des Wassers abhalten müssen. Doch haben sie auch ihre freien Zeiten, flechten Matten aus Pandanusblättern und verkaufen sie an die Mapilla. Die Herren werden von ihnen als von Gott gesetzte Eigenthümer verehrt. Ein Gedanke an Blutverwandtschaft von Adam her kann bei indischen Kastenbegriffen ohnehin nicht aufkommen. Sie erhalten täglich: der Mann 3 Bambusröhren voll unenthülsten Reis (etwa 2 Pfund), die Frau die Hälfte, und beide ein Kleid im Werthe von 40 Pfennig an jedem der zwei großen jährlichen Feste. Außerordentlicher Weise läßt ihnen der Herr auch wohl morgens reichen, was vom gestrigen Abendessen übrig geblieben ist, statt es den Raben hinzuwerfen; denn in Malabar darf gestern gekochter Reis nicht zum Frühstück genommen werden. Werden sie vollends mit Palmwein traktirt, so ist ihre Freude unbeschreiblich, denn wenn sie es haben, trinken die Pulayer so gern wie die Fischer. Im Alter müssen die Kinder sie erhalten; gute Herren helfen manchmal noch etwas nach. Nachts sind sie den Kokosnüssen gefährlich; nicht alle fürchten sich vor den amuletartigen

[1]) Irion a. a. O., S. 18.

Blättern, mit denen der Tiyen seine Bäume umbindet. Charakteristisch ist, daß ihre Aussage früher selbst vor Gericht unbedingten Glauben fand. „Sie sind zu dumm, als daß sie lügen könnten", sagte man von ihnen und den Gebirgsstämmen.[1]) „Sonst durfte sich kein Pulayen in der Stadt blicken lassen. Jetzt, nachdem die englische Regierung sich ihrer angenommen hat, schreiten sie ohne Scheu selbst über den Bazär. Wir sahen 2 derselben, fast ganz nackt, tief schwarz, mit widerlich gefilztem Haar. — — Eine ärmliche Hütte ist die Regierungsschule für diese Armen. Wer seine Kinder dahin schickt, bekommt Geld noch obenein."[2]) (Graul 249).

Auch diese Sklaven aber sind noch nicht die letzten. Die äußerste der 72 Kasten sind die Nâyâdi, elende Waldbewohner, die einigermaßen an die Buschmänner Südafrika's erinnern. Sie können beides, essen und fasten, wie wenig andere Menschen. Nur mit Blättern ihre Blöße deckend, ohne feste Hütte, leben sie von dem Fleische der Alligatoren und Schlangen und kommen dann und wann aus ihrem Schlupfwinkel, um sich eine Kugel Reis zu erbetteln, den sie selbst nicht kochen können. Man wirft ihnen solche von ferne zu. Meist aber sind sie scheu und laufen davon, wenn man sie anruft. Trotz ihrer Zähigkeit muß man fürchten, daß sie aussterben, wohl früher als das Evangelium ihnen in besonderer Weise nahe kommen wird. Einen leider mißlungenen Missionsversuch werden wir im Folgenden zu erwähnen haben. Zunächst aber müssen wir anhangsweise noch ein paar andere, von dem bisher betrachteten sehr verschiedenartige Gebiete überblicken, auf welche sich von jenem Küstenlande die Mission ausgebreitet hat:

Kodagu und die Nilagiri.

Kodagu — die Engländer haben diesen Namen in Kurg verdreht — ist das südöstlich vom Tululande auf der Höhe der Ghâts, um die Quellflüsse der Kavêri, gelegene Alpenland, dessen niedrigste Punkte noch immer mehr als 1000 m über dem Meeresspiegel liegen, während die höchsten Gipfel bis 2000 m aufsteigen. Die letzteren sind kahl, sonst ist das ganze 94 Quadratmeilen große herrliche Land fast ein großer Wald. „Die zwischen die waldigen Hügel und Berge eingelegten, langen, schmalen, mit üppigem Reis bebauten Thäler dienen nur dazu, die Uebermacht der Wildniß durch ihren Gegensatz noch mehr hervorzuheben. Die ganze Ostseite besteht in einem ununterbrochenen und beinahe undurchdringlichen Forst. — — Gegen Norden weicht nach und nach das schattige Walddickicht der wilden Dattelpalme, dem Sandelholz und andern Bäumen eines magern Bodens."[3]) Das Land ist aufs beste bewässert; großartig schön sind die Gewitter in den letzten Wochen vor der Regenzeit, welche der Südwestmonsûn herbeiführt. In der warmen Zeit zeigen sich die in ganz Indien reichlichen Leuchtkäfer hier in überraschender Pracht und Fülle. Die

[1]) Irion a. a. O., S. 22, zum Theil wörtlich nach Graul.

[2]) Diese nach Aufhebung der Sklaverei 1843 gegründeten religionslosen Regierungsschulen hatten nicht langen Bestand. Die Häuser verfielen und die Schulen wurden aufgegeben.

[3]) Mögling und Weitbrecht, Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg, Basel 1866, ein interessantes Buch, das ich zum weitern Nachlesen empfehlen möchte.

Nächte sind immer kühl; die höher gelegenen Orte sind auch für Europäer gesund.

Die ursprünglichen Bewohner, von denen das Land seinen Namen hat, die Kodaga, sind eine hochgewachsene (6 Fuß und drüber nicht selten), breitschultrige, kräftige Rasse von nicht sehr dunkler Farbe, gekleidet in einen langen, baumwollenen, dunkelbraunen oder weißen Ueberrock, den ein rother Gürtel zusammenhält. Unter diesem wird mit silberner Kette, befestigt in silberner oder selbst goldener Scheide, ein eigenthümliches Messer mit Elfenbeingriff getragen. Ein rothes Tuch ist leicht um den Kopf geschlagen. Dazu fehlt dem Kurgmann selten die lange, im Lande selbst gearbeitete Flinte. So ausgestattet, mit seinem kräftigen, durch den Schnurrbart gehobenen Gesichtsausdruck, bildet er in der That eine imponirende Erscheinung. Die Frauentracht, eine der anständigsten und schönsten in Indien, besteht aus geschmackvollem Leibchen und einem 20—30 Ellen langen weißen oder blauen Stück Zeug, das in schönen Falten um die Hüfte befestigt und im Rücken (nicht wie anderswo vorne) in ein Faltenbündel zusammengefaßt wird. Um die Stirn ist ein feines Muslin- oder Seidentuch gebunden, das über den Kopf frei bis auf den Rücken herabhängt. Natürlich fehlt es nicht an reichlichem Schmuck.

Neben dieser herrschenden Klasse besteht die Bevölkerung zum größten Theil aus deren früheren Sklaven, den Holeyern, die ihnen physisch sehr ähnlich sind und deren Kleidung nur eine ärmlichere Nachahmung der oben beschriebenen ist. Die übrigen Kasten des Landes, die theils von Westen, theils von Osten eingewandert sind, übergehen wir.[1]) Der Hindûismus ist in Kurg immer eine exotische Pflanze geblieben, und obgleich brahmânische Heiligthümer verschiedener Sekten sich finden, hat derselbe im Volksbewußtsein die alte Religion, die hier mehr in der Form des Ahnenkultus als des Dämonenkultus auftritt, nicht zu erschüttern vermocht, wenn auch Einflüsse von jener Seite nicht zu verkennen sind, wie ja auch eine jetzt sehr zusammengeschmolzene Klasse von Kodaga die Brahmânenschnur und allerlei Satzungen angenommen haben. Bis auf den heutigen Tag aber stehen Kodaga und Hindû auf sehr gespanntem Fuße.

Seit alten Zeiten haben jene den Landbau als Hauptaufgabe getrieben;[2]) daneben aber war Jagd und Krieg ihr leidenschaftlich getriebenes Lieblingsgeschäft. Jetzt aber kommen sie mehr und mehr davon ab. Seit 1834 stehen sie unter britischer Herrschaft. Drei Jahre später erhoben sie sich freilich nochmals gegen die neuen Herren und drangen Schrecken verbreitend bis Mangalûr vor. Doch wurden

---

[1]) Was die Sprache betrifft, so deuten wir sie an als einen Mischdialekt aus dem Kanaresischen und Malayâlam.

[2]) Reis ist die Hauptfrucht, die nur für den eignen Bedarf gebaut wird, ebenso Bananen; zur Ausfuhr: Kardamomen, und jetzt Kaffee, nachdem die europäischen Kaffeepflanzungen in den beiden letzten Jahrzehnten eine bedeutende Ausdehnung gewonnen haben, durch welche das Kurgland schon eine Wichtigkeit für den Welthandel erlangt hat. Das Produkt geht als Telitscheri- (Talatschêri-) Kaffee.

sie bald unterworfen, und seitdem hat das Land eine ruhige und gedeihliche Entwicklung gefunden.

In manchen Stücken ähneln dem eben besprochenen Gebiete die **Nilagiri** *(Neilgheries* oder *Neilgherie Hills)*, d. h. blaue Berge. Es ist dies der mächtige Gebirgsknoten, zu dem die höher und höher sich thürmenden Ghâts sich zusammenballen, ehe die bereits mehrfach erwähnte breite Lücke von Koimbatûr sie schroff abbricht. So ragen sie, nicht blos von Westen, sondern auch von Süden gesehen, aus dem Tieflande als eine mächtige Berginsel empor, deren höchster Gipfel, der Doddabetta, sich fast 3000 m über den Meeresspiegel erhebt. Ihr Fuß ist von üppigster Waldwildniß umkränzt, die in Fieber hegendem Sumpfboden wuchert. Steigt man aber weiter hinauf, so weicht die feuchte Dschangelluft einem frischen Alpenwehen.

„Rundliche, faltige, sanftgeformte, an einander gelehnte und über einander gelagerte, von grün bewachsenen Schluchten durchfurchte und mit einem grünen Grasteppich überzogene Berge umfingen uns; und wie so der Weg sich bald in die Höhe hinauf, bald in die Tiefe hinab wand, wechselte Alpenkühle und Tropenschwüle. Hie und da öffnete sich auch eine Durchsicht auf die Berge umher — ein blaues Meer mit erstarrten Wogen. Rings von allen Höhen herab rauschten frische, klare, volle Bäche und sammelten sich in den Gründen; und als nun gar ein mildes Thal sich aufthat, in welchem ein von hochstämmigen Rhododendron umblühtes Flüßchen dahin murmelte, so wollten uns Blumen und Vögel, Lüfte und Düfte gar an Europa erinnern." (Graul, S. 276).

Die Berge mit ihrem gesunden Klima bilden denn für die Europäer im südlichen Indien die wichtigste Gesundheitsstation. Utakamand *(Ootacamund)*, die einzige Stadt dieses Gebietes, verdankt diesem Umstande ihre Entstehung und zählt nahezu 10,000 Einwohner. Auch Kunnur und Kotargiri werden als Sanatarien benutzt. Seitdem die Regierung bequeme Landstraßen angelegt hat, strömen in der heißen Zeit von allen Seiten die von der Hitze Erschöpften dort zusammen, um in der frischen Luft Stärkung zu suchen. Die höchsten Beamten von Madras haben dort regelmäßig ihren Sommersitz.

Sehr interessant sind die Nilagiri in ethnographischer Beziehung. Der älteste der dort angesessenen Stämme ist jedenfalls der der Toda (Todava),[1]) von dem seiner Zeit viel berichtet worden ist, was so ungefähr nach Seumes Kanadier schmeckte. Auch unser trefflicher Ritter hat sich dadurch verleiten lassen, ihr Lobredner zu werden. Sie sind ein träges Hirtengeschlecht, das in gewissem Maße nomadisirend in bienenkorbartigen Hütten wohnt und an seinen Büffelheerden seine ganze Lust und Freude findet. Kräftige Gestalten mit buschigem Haar, das in lauter Locken auseinander fällt, großen, sprechenden, schwarzen Augen und recht kühner Adlernase, sind sie interessante Erscheinungen. Aber sie sind zu jeder über ihr leichtes Hirtengeschäft hinausgehenden Arbeit zu träge. Von den Ackerbau treibenden Stämmen, die sie als Lehnsleute ansehen, ziehen sie bei der Ernte einen Antheil an letzterer ein, sonst leben sie nur von Milch und Butter. Die Milchhütte, in der die Männer buttern, ist ihr Heiligthum; der „Milchmann" ist ihr

[1]) Nach Analogie entsprechender Namen möchten die Formen Todar oder Toder, Badayar u. s. w. richtiger sein.

Priester u. s. w. — Es herrscht bei ihnen die greuliche Sitte der Polyandrie. Ein Todamädchen wird die Frau aller Brüder der Familie, in die sie durch die Heirath eintritt. Die Kinder gehören in der Reihenfolge, in der sie geboren werden, den einzelnen Brüdern nach der Reihenfolge ihres Alters. Damit in Verbindung herrschte früher die Sitte, nur ein Mädchen in jeder Familie zu haben; die andern wurden alsbald ermordet. Seit etwa 50 Jahren ist es gelungen, diese Sitte abzuschaffen. Trotzdem scheint das Volk auszusterben. Schon Graul gab die Seelenzahl auf etwa 600 an.[1]) Interessant ist dasselbe als ein von den Einflüssen des Hindûthums ganz unberührter Rest der alten dravidischen Bevölkerung. Ihre Sprache ist ein zwischen Kanaresisch und Tamil stehender Dialekt, der sich durch seine — an die Schweizer erinnernden — Gutturalen auszeichnet. Alle Versuche, sie in der Kultur zu heben, waren bisher vergeblich — so wenig als es gelingt, einen wilden Waldvogel zu zähmen.

Bedeutender ist der Badagastamm, der, einen rein kanaresischen Dialekt redend, von Norden, wie der Name sagt, eingewandert ist. An physischer Kraft stehen sie den Toda nach, die sie, wenn auch murrend und schimpfend, als die Herren des Landes anerkennen. Dazu sind sie durch Opium und Hanf, den sie rauchen, vielfach entnervt. Und doch sind sie die einzigen, die auf diesem Gebiete fleißig und regelmäßig den Acker bebauen. Sie wohnen in Häusern aus Lehm, mit Gras gedeckt, die, eng an einander schließend, eine Linie bilden. Es gibt etwa 250 solche Dörfer über das ganze Bergland vertheilt — sie mögen 15—20,000 Seelen umfassen. Bei ihnen finden sich Kastenunterschiede, wenn auch bei weitem nicht in der Schroffheit wie im Unterlande. Sie sind Verehrer des Çiva; in Wirklichkeit aber kommt ihre Religion in manchen Stücken dem rohen Fetischdienst nahe. Eigenthümlich ist ihre Vorstellung von dem Leben nach dem Tode, zu dem eine fadenschmale Brücke über einen Fluß führt, auf der der Böse durch Feuerflammen und Ungeheuer geschreckt wird. Bei der umständlichen Todtenfeier werden unter einer Litanei, in der die Sünden des Verstorbenen hergezählt werden, dieselben auf ein Kalb gelegt, um jenen davon zu reinigen. Eine Aufzählung seiner Tugenden schließt die Litanei. — Wahrsagerei, Zauberei u. dgl. ist unter ihnen häufig. Das Band der Ehe ist sehr locker — es kommt vor, daß erst zwei- oder dreimal auf Probe geheirathet wird. Auch kommt Weiberraub vor. Manche Frauen aber kommen im Zorn dazu, sich durch Opium oder durch den Strang das Leben zu nehmen.

Tiefer als die Badaga stehen die Kôta (eigentlich Kôhata = Gôhata: Kuhschlächter). Ihre Gesammtzahl mag sich etwa auf 1000 Seelen belaufen, welche 7 Dörfer inne haben. Sie sind der einzige Stamm auf den blauen Bergen, der sich mit industrieller Beschäftigung abgibt. Sie arbeiten in Gold, Silber, Eisen, Holz und Erde. Ohne sie würden die andern Bewohner gar nicht fertig werden. Besonders sind sie die Musikanten und Tanzmeister. Dabei sind sie unter den

[1]) Metz schätzt sie noch 1858 auf 800—1000 Seelen.

Schmutzigen die schmutzigste Klasse, die sich hauptsächlich von Aas nährt und deshalb zum Sprüchwort unter den übrigen Stämmen geworden ist. Ihre Hautfarbe ist fast schwarz; das Haar tragen die Männer wie die Weiber in der Mitte gescheitelt und in einen dicken Knoten am Hinterkopf zusammengebunden. Das Haupt bleibt stets unbedeckt. Ihre Tracht besteht, wie bei den Toda und Badaga, aus einem weiten, viereckigen, dick baumwollenen Oberkleid, das in sehr verschiedener Weise, je nach Bedürfniß, frei umgelegt wird, und einem oft gar spärlichen Unterkleide.[1])

Die Kurumba sind das verkommenste, elendeste Geschlecht auf den blauen Bergen, Leute mit mattem, geistig stumpfen Gesicht, nothdürftig bekleidet. Sie wohnen nicht wie die beiden erstgenannten auf dem Plateau der Berge, sondern halten sich hauptsächlich an ihren Abhängen und in der Niederung auf. Ihre Dörfer bestehen in der Regel aus einigen wenigen Hütten, umgeben von einer ganz kleinen bebauten Strecke Landes; da und dort haust wohl auch einer in einer Höhle oder unter einem vorspringenden Felsen. Sie sind von den Toda und Badaga tödtlich gehaßt und aufs ängstlichste gefürchtet, doch den letzteren unentbehrlich. Diesen gelten nämlich die Kurumba als die mächtigsten Zauberer, und sie fürchten sie dermaßen, daß es schon öfter vorkam, daß, wenn ein einzelner Badagawanderer einem solchen Kurumba einsam im Walde begegnete, jener infolge des Schreckens starb. Weil ihnen diese zauberische Macht zugeschrieben wird, sind sie auch in den Augen der Badaga allein vermögend, den Zauberbann zu lösen. Es hat darum jeder Badagadistrikt seinen eigenen Kurumbapriester, der den ersten Samen ausstreut, in der Ernte zuerst die Sichel anlegt und das verderbliche Ungeziefer vertreibt.[2])

Nur kurz sind endlich noch die am Fuße der Berge wohnenden Irula zu erwähnen. Sie sind ein furchtsames Völklein, das seine Dörfer an fieberreichen Stellen inmitten des Waldes errichtet hat und wenig mit andern Menschen in Berührung kommt. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Tamil; der Religion nach sind sie Wischnuiten. In einem Badagatempel auf den Bergen haben sie die priesterlichen Funktionen zu verrichten. Auch kommen sie wohl in die Badagadörfer, um schmutzige theatralische Vorstellungen aus dem Leben des Krischna (Gövinda) aufzuführen.[3]) — Doch genug hiermit über Land und Leute.

b. Die Mission.

Als im Jahre 1833 mit der Erneuerung des Freibriefes der Kompagnie auch fremden Missionaren das indische Missionsfeld erschlossen wurde, sah die Basler Missionsgesellschaft einen lange gehegten Wunsch der Erfüllung nahe. Ihre drei ersten Boten, unter ihnen Samuel Hebich, zogen im folgenden Jahre hinaus. Ein höherer englischer Beamte in Mangalûr hatte die Wahl der noch auf 100

[1]) Heidenbote 1870, S. 77.
[2]) Daselbst 1868, S. 38.
[3]) Daselbst 1872, S. 114.

Meilen unbesetzten Westküste veranlaßt und unterstützte die Gründung der Mission in jener Stadt mit Rath und That. Von dort hat sich dieselbe nicht blos im Tululande, sondern auch 1837 nach dem schon besprochenen Südmahrátta, 1839 südlich nach Malabar, 1846 nach den Nilagiri und endlich 1853 nach dem Kurglande ausgebreitet. Betrachten wir diese einzelnen Zweige etwas näher.

Zu Mangalûr waren es lange Zeiten geringer Anfänge. Hinsichtlich der Schule mußten mancherlei Erfahrungen gemacht werden. Eine Erziehungsanstalt für Knaben von Hindû, Muhammedaner, Eurasier u. s. w., aus der man sich christliche Lehrer und Katecheten versprach, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Auch die besseren dieser „Treibhauspflanzen" wollten nicht gedeihen. Später trat an ihre Stelle eine Katechetenschule für Christenkinder, die sich besser bewährte. Auch die Hoffnungen, die man auf eine 1840 begonnene englische Schule setzte, gingen nur spärlich in Erfüllung. Die meisten Schüler suchten nur die Befähigung für irgend ein Regierungsämtchen zu erlangen. Die kanaresischen Schulen für die mittleren Kasten, deren nach und nach mehrere entstanden, hatten mit dem Mangel an christlichen Lehrern als einem schweren Hinderniß zu kämpfen. — Die Reisepredigt auf diesem Gebiete ist erschwert durch die zerstreuten Wohnplätze, die nicht leicht, wie in andern Theilen Indiens, die Sammlung einer größeren Schaar von Zuhörern gestatten. Es müssen daher hier besonders die großen Versammlungen zu den Götzenfesten (Mêla) wahrgenommen werden. Bei alle dem aber war schon 1837 der Anfang zu einer christlichen Gemeinde gemacht, zu der sich nach und nach besonders Billavar, aber auch Leute aus der Weberkaste, Oelmacher und Fischer sammelten. Vereinzelt fanden sich ein paar Brahmânen dazu. Einige Jahre später ward das nördlicher gelegene Mulki gleichfalls zur Stätte einer kleinen Christengemeinde.

Das Bestreben der Basler Mission ist es von vorn herein gewesen, ihren Christen eine feste soziale Stellung zu schaffen, die auf geregelter Arbeit gegründet ist. Natürlich mußten auch nach dieser, von andern Missionen gewöhnlich wenig beachteten oder gar arg vernachlässigten Seite Erfahrungen gesammelt werden, und es hat darunter an bitteren nicht gefehlt. Ueberhaupt kam über die Mission in Mangalûr im zweiten Jahrzehnte ihres Bestehens eine trübe Zeit, die erst nach einer Krisis und Entlassung zweier Missionare vorüberging. Durch leichtsinnige Aufnahmen war die Gemeinde wohl gewachsen — aber die Zucht fehlte, und es begann heidnisches Unwesen (Trunksucht, Opium, Hahnenkämpfe)[1]) einzureißen. Durch scharfes Vorgehen wurde dem Uebel Einhalt gethan. Wir können jedoch die Geschichte der Missionsstationen nicht im einzelnen verfolgen und sehen uns dieselben nur nach ihrem neueren Bestande etwas näher an.

Im **Tululande** finden wir zu Mangalûr das Senfkorn bereits zu einem ansehnlichen Baume geworden. Die Gemeinde zählt 1100

[1]) Die (mit Wetten um einen Geldpreis verbundenen?) Hahnenkämpfe sind ein Lieblingsvergnügen, besonders der Bauern. (Jahresbericht 1863, S. 54.)

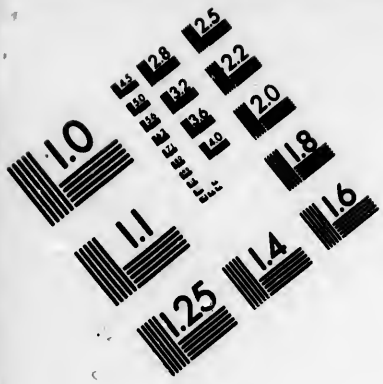
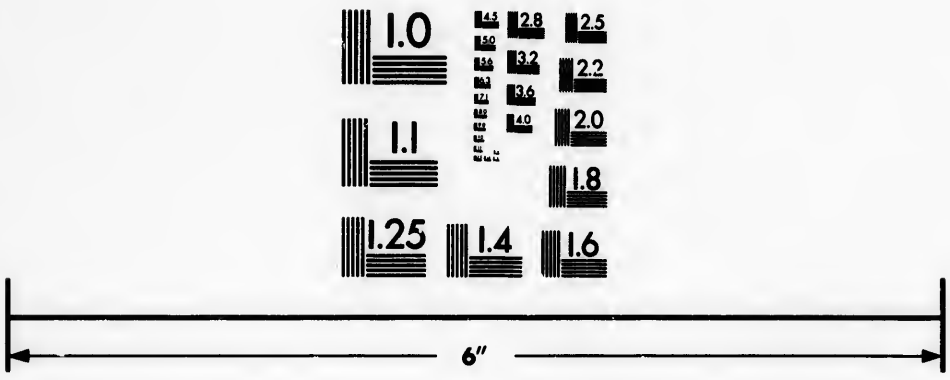


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Seelen. In der Stadt beweist uns die „Missionsstraße“ (im Stadttheil Niraschwale), daß die Sache, von der sie ihren Namen trägt, nicht mehr im verächtlichen Winkel liegt. Ansehnliche Gebäude stehen dort: die Missionsbuchhandlung, die Missionshandlung mit Verkaufslokal, Komptoir und den nöthigen Magazinen, eine Reihe von Christenhäusern, der Bazárkompaund, ein zweistöckiges Gebäude mit 7 Nativekaufläden, die Bäckerei u. s. w. Gehen wir weiter durch die Stadt, so finden wir am Oberen Bazár wieder mehrere zur Mission gehörige Gebäude, eine Mädchenschule für Brahmánentöchter mit 20 Schülerinnen, die wenigstens beweist, daß die Mission mit ihrem gediegenen Unterricht selbst bei jener höchsten Kaste Vertrauen gewonnen hat. Noch mehr aber haben wir zu sehen, wenn wir weiter nach Osten den grünen luftigen Hügel Balmáttha hinaufsteigen. Derselbe hat schon seine natürlichen Reize. Wie prangt der üppige Baumwuchs in aller Mannigfaltigkeit der Formen! Besonders in der Morgenfrische, wenn in den zitterlaubigen Pippala und zwischen all' den hochrothen und weißen duftigen Blüten die Vögelschaar ihren Chor erschallen läßt, übertönt von der Bulbul, der indischen Nachtigall — ist es schön auf dem Hügel. Noch schöner aber grüßt uns droben die Friedenskirche (Schanti devalaya), ein stattliches, solides Bauwerk, nicht von der Missionsgesellschaft, sondern von der Gemeinde selbst erbaut, das nun schon seit 15 Jahren auf die Heidenstadt herabblickt. Am Abhange des Hügels aber gruppirt sich ein ganzes Christendorf und verschiedene ausgedehnte Anstalten. Da ist die Druckerei und Schriftgießerei.[1]) Weiter kommen wir, an einigen Häusern für Missionare, nach dem Predigerseminar, in dem 22 Jünglinge, meist Kinder christlicher Eltern (von den verschiedenen Basler Missionsfeldern in Indien), einen tüchtigen theologischen Unterricht erhalten. Es folgen 3 Gemeindeschulen, ein Witwenhaus und die große Weberei mit Färberei. Lustig klappern eine große Anzahl von Webstühlen, an denen einige 80 Personen ihren ehrlichen guten Verdienst finden, wie die netten Häuschen und Pflanzungen beweisen, die sie in der Nähe angelegt. Die Missionsgewebe aber sind in Indien, trotz der englischen Konkurrenz, gesuchte Waare.

Dem Balmáttha gegenüber finden wir wieder einige zwanzig Christenhäuser auf Ackerparzellen, die von der Mission verpachtet werden. Andre Anstalten übergehend, werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Falzziegelbrennerei, eine Stunde südlich von Balmáttha an der Netravati, eine ausgedehnte Anlage, die (1873) den beträchtlichen Reingewinn von 10 000 Mark abwarf und sich unter harter Konkurrenz von katholischer und englischer Seite in blühendem Zustande gehalten hat. Nicht weit davon ist ein Christendörflein für die

[1]) Vor mir liegt der hier gedruckte Katalog der Missionsbuchhandlung, der beweist, wie diese Anstalt sich mit ihren Leistungen ganz auf der Höhe dieses Industriezweiges hält, in sehr vortheilhaftem Unterschiede von andern indischen Druckereien. Bibeln, Traktate, Schulbücher u. s. w. werden in verschiedenen Sprachen geliefert, sowie auch andere Arbeiten auf Bestellung. Zwei europäische Laienmissionare, sowie 40 eingeborne Christen sind darin beschäftigt.

Ziegeleiarbeiter (94 Personen). Endlich wären noch drei Außenstationen zu erwähnen.

Aber, mag man sagen, ist das alles, was du uns zeigst, die erwünschte Frucht der Mission? Wird das Reich Gottes durch Beförderung der Industrie gebaut? und ist solch' ein blühender Zustand im Aeußeren ein Beweis, daß im Geistlichen alles wohl steht? In solchem Sinne wird vielfach das von den Baslern befolgte Verfahren abgelehnt mit der Behauptung, daß die Mission nur für das Heil der Seelen, nicht aber für die irdischen Verhältnisse zu sorgen habe. Man täuscht sich aber damit. Es würde um viele Christengemeinden in Indien besser bestellt sein, wenn ihnen in dieser Weise eine solide Grundlage für das äußere Leben ihrer Mitglieder gegeben worden wäre und wenn man ihnen damit, wie es hier in Mangalûr geschieht, eine angemessene soziale Stellung gesichert hätte. Sehr zutreffend wurde die Bedeutung der Industrie für die Mission auf der Allahabad-Konferenz folgendermaßen dargelegt:[1])

Alle diese industriellen Bemühungen der Mission haben nicht nur in ökonomischer, sondern auch in moralischer Beziehung die schönsten Früchte getragen. Da überall nach dem Grundsatze verfahren wird, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, werden die Faulen abgeschreckt oder gebessert, während die Fleißigen es zu etwas bringen können. — — — Durch den Unterricht der europäischen Meister, durch die christliche Ordnung und Aufsicht, welche in diesen Etablissements herrscht, und durch den hebenden Einfluß und Schutz der Mission überhaupt, ist es nun jedem christlichen Gemeindemitgliede möglich, ja leicht gemacht, nicht nur sich ein sicheres Auskommen zu verschaffen, sondern auch seine frühern Kastengenossen weit zu überflügeln. Infolge dessen nimmt denn auch die christliche Gemeinde in Mangalûr eine Achtung gebietende Stellung ein, so daß schon mancher Heide sich dem Eindrucke nicht hat verschließen können: „Wahrlich, das Christenthum ist so schlimm nicht, und am Ende ist es doch wahr, daß Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist." — — — Eine indische Zeitung schreibt unter anderm: „Besucht man diese Etablissements, so fällt einem sogleich die Energie, Ruhe und Regelmäßigkeit auf, mit der hier gearbeitet wird, so ganz verschieden von allem, was man bei eingebornen Handwerkern zu sehen gewohnt ist." Wir glauben, daß die Basler Mission in aller Stille und mit allem Eifer ein gutes Werk thut, und daß sie von allen unterstützt zu werden verdient, die sich für die Entwicklung der Eingebornen Indiens interessiren, was auch immer ihre religiösen Ansichten sein mögen.

Von besondern Werthe sind diese Einrichtungen auch deshalb, weil sie das Aufkommen und den Bestand einer christlichen Sitte und Ordnung und damit eines christlichen Gemeinwesens gegenüber der heidnischen Kaste in hohem Grade befördern. — — Auch wird darauf hingewiesen, wie die Handhabung einer strengen und gerechten Kirchenzucht hierdurch erleichtert wird. — Auch gehen die mit den Arbeitern gehaltenen täglichen Andachten gewiß nicht an allen spur- und segenslos vorüber.

Blicken wir nun aber auf die gesammelte Christengemeinde hin, so tritt uns die erfreuliche Wahrnehmung entgegen, daß sie über die Zeiten unselbständiger Kindheit hinausgewachsen ist. Sie hat ihre Organisation mit einem angemessenen Theile Selbstverwaltung. Ihre wachsende Opferwilligkeit und Opferfähigkeit ist gewiß bedeutsam. Mehrere der oben erwähnten Institute sind Eigenthum der Gemeinde, die bereits einen Kirchenfonds von mehr als 42 000 Mark besitzt,

[1]) Basler Miss.-Magazin 1874, S. 190.

außer einem Armenfonds von 8800 Mark. Der innere Zustand der Gemeinde läßt sich allerdings nicht durch Zahlen ausdrücken. Doch darf zur Ehre des Herrn gesagt werden, daß das verkündigte Wort wirkt. Liebe zum Worte Gottes ist vorhanden, und es wird in den Häusern gelesen. Hausandachten werden besonders abends in den meisten Häusern gehalten, und solche, welche nicht lesen können, lassen sich von ihren Kindern etwas vorlesen und auswendig Gelerntes hersagen und beten dann das Vaterunser. — Den Missionaren wird unbedingtes Vertrauen geschenkt; wenn freilich ein Widerspenstiger gestraft wird, so klagt er uns der Härte an. Erwähnen wir noch einen Kirchengesangverein, der für eine Anzahl von Jünglingen passende Beschäftigung in den Mußestunden bietet und Tüchtiges leistet. Auch ist eine Christian Literary Society vorhanden unter Leitung eines der Katecheten, in der Vorträge über gemeinnützige Dinge gehalten werden. — „Wo Licht ist, da ist freilich auch Schatten." [1]) Die Rubrik „ausgeschlossen" bleibt bei dem Gemeindecensus nicht leer, wenn auch meist nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl, 3—7, sie ausfüllt. Die meisten Ausschließungen mögen wegen Fleischessünden vorkommen. Vor einigen Jahren aber gab es auch mehrere Fälle von Diebstahl aus den Magazinen, die auf betrübende Weise zeigten, wie schwer es ist, Eingeborne, selbst eingeborne Christen zur Redlichkeit in Geldsachen zu erziehen."

Wir dürfen aber nicht bei Mangalûr stehen bleiben. Wie schon erwähnt, war in Mulki (6 Stunden nördlich) eine weitere Station hinzugekommen, von der aus auch in dem weitere 6 Stunden nördlich gelegenen Udapi, einem Mittelpunkte des Hindûgötzendienstes, das Evangelium Eingang fand. An beiden Plätzen und in ihrer Umgebung hatten sich nach und nach Gemeinden gesammelt. Zumeist waren die Bekehrten hier wohl schon immer aus der Billavarkaste gekommen, die ganz den Tiyern Malabars entspricht. Das Geschäft dieser Palmweinzieher, die zu gleicher Zeit den Ausschank betreiben, hatte den Missionaren manche Noth gemacht. Im Jahre 1869 ging aber durch die genannte Kaste weithin eine Bewegung zum Christenthum hin. Die Missionsfreunde wurden erfreut durch die seltene Botschaft, daß in jener Gegend im Laufe einiger Monate 350 Seelen sich den christlichen Gemeinden angeschlossen hätten. Einer der ersten Berichte sagte über die Bewegung Folgendes:

Die neu Herausgetretenen gehören zum größern Theil der Billaverkaste an. Es ist ein bedeutender Vortheil, daß fast alle ihre Häuser und Länder haben, entweder als Eigenthum, oder als sogenannten ewigen oder jährlichen Pacht; so daß sie bleiben können, wo sie sind, und ihre Arbeit haben nach wie vor, wenn nicht die Pachtherren und andere feindselig gesinnte und gewaltthätige Heiden Ränke spielen. Die meisten sind Leute vom Mittelstande, die durch fleißige und harte Arbeit ihr Brod erwerben, was auf ihren Charakter ein günstiges Licht wirft. Die zu befürchtenden Bedrückungen von Seiten der Pachtherren und Gläubiger sind für manche, die auch kommen möchten, ein schweres Hinderniß des Uebertritts. Es führt nämlich ein Mann der Billaverkaste nicht leicht seinen Ackerbau, ohne von

[1]) Jahresbericht von 1873, S. 62 f.

Zeit zu Zeit kleine Zuschüsse zu gebrauchen. So lange einer Heide ist, hat er nicht die mindeste Schwierigkeit, solche zu erhalten; wird er aber Christ, so riskirt er, daß alle über ihn herfallen und plötzlich Zahlung verlangen. Die Missionare haben sich gefragt, ob sie nicht für solche Nothfälle einem Bedrängten einen Geldvorschuß leisten sollten. Die Missionserfahrung aber ist dagegen, solchen Leuten zum voraus andere als moralische Hilfe zu versprechen, und da man alles thun muß, um etwaigen unlautern Triebfedern entschieden entgegen zu arbeiten, so wappnen die Missionare ihre Herzen mit Eisen, solche Bitten um Geldvorschüsse abzuschlagen. Die Noth ist für bedrängte Arme freilich oft groß in einem heidnischen Lande, wo die Ungerechtigkeit, Betrug und Bedrückung an der Tagesordnung sind. — — Bei der Bewegung um Mulki und Udapi ist nun nachweisbar die Furcht vor den Dämonen und ihren Plagen eine der mitwirkenden Ursachen. Einige jener Leute haben sich so ausgesprochen: „Die Plagen der bösen Geister wurden immer unerträglicher und unheimlicher. Von Jesu hörten wir, daß er stärker sei als die bösen Geister und eben dazu gekommen sei, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Sobald wir uns diesem Starken zuwandten, verließen die in der Familie verehrten Dämonen das Haus, und es wurde ruhig. Dafür wurden die noch heidnischen Verwandten desto mehr geplagt, denn die vertriebenen Teufel nahmen Besitz von den Häusern der letztern und verbanden sich mit den früher schon dagewesenen Dämonen, um die Bewohner zu quälen. Das war freilich nicht auszuhalten, und sie sahen keinen andern Weg, als eben auch zu Jesu zu kommen.“ [1] Die Realität der bösen Geister wurde also anerkannt, aber man suchte von ihnen loszukommen.

Die Zahl der Heraustretenden wuchs schnell auf 600. Nun aber traten die angedeuteten Schwierigkeiten ein. Manche sahen ihre Hoffnungen auf zeitlichen Vortheil nicht erfüllt, andre wurden abgeschreckt durch die Feindschaft ihrer Pachtherren und Gläubiger. Trotzdem sind die Gemeinden gewachsen, und in neuster Zeit zählen die beiden Stationen nicht viel unter 1000 Bekehrte, die sich aber auf eine ganze Reihe von Außenstationen vertheilen. Die Mission arbeitet eifrigst daran, die gesammelten Schaaren auf dem rechten Grunde zu befestigen. Hat sich nun aber die Bewegung in stillere Bahnen gewendet, so haben doch auch immer noch in den letzten Jahren die genannten Stationen beträchtlichen Zuwachs (200 Seelen) erhalten. Die jüngern Stationen Karkala (seit 1871) und Kundapûr (1876) erwähnen wir nur im Vorübergehen; werfen aber noch weiter nach Norden, nach der 1845 gegründeten, mehrfach aufgegebenen und wieder besetzten Station Honovara (Honore), auf der bisher weit weniger befriedigende Ergebnisse als auf den bisher besprochenen zu Tage getreten sind. Die kleine Gemeinde daselbst, wie die auf der Außenstation Karvar, will nicht recht befriedigen und vorwärts kommen. Samenkörner des Evangeliums sind auch in die dortige Palmbauerkaste gefallen, und schon deuten leise Spuren ein Keimen derselben an. Bis jetzt aber ist es noch zu keinem Durchbruche gekommen.

Der Mission in **Malayâlom** war schon vor dem Eintritte der Basler durch den Regierungskaplan Spring in Kannanûr (1816—28) dort, sowie in Talatschêri *(Taleicheri, Tellitscheri)* vorgearbeitet. An beiden Militärstationen sammelte er die

[1] Heidenbote 1869, S. 163 ff. Die Plage durch die Dämonen stand übrigens wahrscheinlich in sehr engem Zusammenhange mit den immer traurigen wirthschaftlichen Verhältnissen der Palmbauer, die durch die Verpachtung der Schanksteuer sehr gedrückt worden waren. Vergl. Jahresbericht 1876, S. 30 ff.

christlichen Tamilsoldaten zu Gemeinden, zu denen auch ein paar Eingeborne herangezogen wurden. Unter Offizieren und Beamten regte sich christliches Leben und Missionsinteresse. Von dieser Seite wurde in Kannanûr eine Missionskirche gebaut. Ein Mr. Brown stellte auf seiner Musterplantage zu Audscharakandi einen von Rhenius erbetenen Katecheten für seine Sklaven an. Einige Jahre später bot ein heimziehender Beamter der Basler Gesellschaft sein Haus in Talatschêri an, falls sie dort eine Station errichten wollten. Es wurde angenommen. Damit begann die Basler Mission auf diesem Gebiete (1838). Auch Kannanûr wurde bereits im folgenden Jahre durch Hebich als Station besetzt, und bald darauf auch Kalikut (Kalikodu), die Hauptstadt der Provinz,[1]) auf Verwendung eines Beamten, der es besonders auf die armen Nâyâdi weiter südlich abgesehen hatte. Es wurde hernach wirklich eine Anzahl aus diesem herumstreifenden Volke zu einer christlichen Gemeinde gesammelt und unter einem Katecheten zu Kodakal, nicht weit vom Ponâniflusse, in einer Kolonie angesiedelt (1848). Schon 2 Jahre später gelang es den Verlockungen der Mapilla, diese neuen Christen zum Islâm hinüberzuziehen. Feuerwerke und laute Festprozessionen bezeichneten den Sieg des letzteren in der Beschneidung der Nâyâdi. Die verlassene Kolonie ist mit andern Bekehrten besetzt und 12 Jahre später zu einer Hauptstation erhoben worden. Außerdem sind noch die Stationen Tschombala (3 Stunden südlich von Talatschêri, seit 1849) und weit südöstlich im „Gap" Palghât (1858) zu erwähnen. In letzterer Stadt sind $^3/_4$ der Bewohner Tamilleute resp. Muslims.

Auch in Malabar hat die Mission manche Schwierigkeiten durchzumachen gehabt. Nach dem ersten Jahrzehnt waren freilich bereits eine bedeutende Anzahl von Christen gesammelt. Die überwiegend größte Gemeinde war die in Kananûr. „Allein ein Drittheil derselben bildeten Europäer und Mischlinge, einen großen Theil einzelnstehende Kinder und Erwachsene und der bei weitem größte Theil waren fremdländische Dienstleute und inländische Leibeigene." „Die Tamilparia, mit denen es die Mission zum großen Theil zu thun hat, sind in ihrem eigenen Vaterlande ein tief verwahrlostes Geschlecht. Wie viel mehr in der Fremde und im Heeresbann. Es gehen da geheime Sünden im Schwange, deren scheußliche Unnatur mit Schaudern erfüllt. Zudem sind sie grade begabt genug, um den Missionar durch eine christliche Sprache bei alledem zu täuschen." So Graul, der von den „Missionsanfängen" in Malabar seiner Zeit nicht viel zu rühmen wußte. Eine etliche Jahre zuvor stattgehabte Erweckung in den Gemeinden von Kananûr und Talatschêri, bei der es ziemlich stürmisch zugegangen war, übergeht er. Die Früchte, die man sich davon versprochen hatte, waren nicht gefolgt.

Aber auch, nachdem abermals ein Jahrzehnt verstrichen war,

---

[1]) Sie streckt sich im üppigsten Grün versteckt ziemlich 2 Stunden in die Länge und $^1/_2$ Stunde in die Breite. Sie zählt 48 000 Einwohner, von denen $^1/_3$ Mapilla sein sollen.

boten manche der Gemeinden einen nichts weniger als erfreulichen Anblick dar. Grade von Kananûr, wo Hebich mit seinem bekannten Eifer so lange gearbeitet hatte, gibt uns der Jahresbericht von 1861 ein Bild trauriger Zustände, wie sie nach dem Weggange des genannten Missionars an den Tag gekommen waren. Es mußte nun doch manches anders als bisher angegriffen werden. „Die Gemeinde und insbesondere die Nationalgehülfen, bisher getragen und gegängelt von ihren geistlichen Vätern",[1]) mußten nach dem Abgange der Missionare der ersten Generation zur Selbständigkeit angeleitet werden; die der Missionskasse wie ein drückender Alp aufliegenden neugegründeten Christendörfer mußten zur Selbsterhaltung gebracht werden — alles dies ging nicht ohne tief eingreifende und zum Theil lang andauernde Krisen vorüber. Ueber die letzteren aber ist die junge evangelische Kirche in Malabar nicht zu Grunde gegangen, sondern vielmehr ist sie fort und fort gewachsen, so daß sie in neuster Zeit auf ihren 6 Stationen mit den zugehörigen Filialen und Außenstationen 2195 Christen zählt, ohne daß hier eine Bewegung aus einer Kaste ihr größere Schaaren zugeführt hätte. Auch hier stammt natürlich die Menge der Gemeindeglieder aus den niederen Kasten der Tschâlier, Tyer, Mugayer und Pulayer. Nur vereinzelt sind Nayer, Brahmânen und Mapilla dazu gekommen. Die angestrebte Selbständigkeit hat gegen früher erfreuliche Fortschritte gemacht. Sehr wichtig ist auch hier nach dieser Seite die immer stärker betriebene Industrie, deren Leitung aber nicht den Missionaren obliegt, wie sie überhaupt auch auf Kosten nicht der Missionsgesellschaft, sondern einer besonderen Industriekommission getrieben wird.

Steigen wir nunmehr ins Oberland hinauf, zuerst nach **Kodagu** (Kurg). Die dortige Mission wurde veranlaßt durch einen Sanyâsi, der aus einer angesehenen Kurgfamilie stammend nach einem bewegten Lebensgange in Mangalûr ein Christ geworden war. Mit ihm kam der Missionar Mögling in das bisher der Mission verschlossene Bergland, und ließ sich in Almanda, dem Heimatsorte seines Bekehrten, nieder (1853), indem er unter besondern Umständen die Mission auf eigne Hand übernahm. Es gelang ihm auch, aus 3 Familien einige Seelen für das Evangelium zu gewinnen. Aber das war alles. Die Predigt fiel bei den stolzen Kurg auf einen harten Boden. Es blieb nichts anderes übrig, als den langsamen Weg der Missionsarbeit durch die Schule einzuschlagen. Eine solche, und zwar eine englische, für die obern Schichten der Bevölkerung berechnet, wurde 1855 in der Hauptstadt Merkara (Madikeri) eröffnet, wohin Mögling übersiedelte. Die eigentliche Missionsarbeit wandte er fortan den verachteten Holeyern (= Pulayer) zu. Bald fanden sich auch 20 Familien derselben mit 130 Seelen bereit, den Dämonen zu entsagen und sich unter den Schutz des allmächtigen Gottes zu begeben. Sie wären gern sofort getauft worden. Doch erst mußten sie unterwiesen werden, und das war eine schwere Sache bei der völligen Abhängigkeit dieser Leute von ihren

[1]) Jahresbericht von 1861.

Herren, die dazu keine Zeit gaben. Dieser Umstand rief den Plan zur Anlegung einer Kolonie hervor. Missionar Kaundinya, ein in Mangalûr bekehrter und hernach in Basel ausgebildeter Brahmâne (er ist in zweiter Ehe mit einer Würtembergerin verheirathet), erwarb zu diesem Zwecke den nöthigen Grundbesitz und gab die Mittel her zur Anlegung des neuen Dörfleins, das sich bald mitten im Dschangel erhob und den Namen Anandapûra (Freudenstadt) erhielt. Die Holeyer wurden seine Pächter (1857). Es stellten sich aber alsbald ungeahnte Schwierigkeiten ein. Die großen Kosten, die zunächst der Unterhalt und die Anlagen verursachten, Krankheiten, Ansprüche der frühern Herren u. s. w. Schwerer noch waren die Untugenden, die aus dem frühern Sklavenstande diesen „unterdrückten, verschüchterten, unwissenden Menschen" anhafteten, die noch keinen Begriff von Freiheit hatten. Dazu kam die Verschiedenheit ihrer Muttersprache (Kodagu) von dem hier gebrauchten Kanaresischen. Unter diesen Schwierigkeiten suchte Missionar Mögling den Anschluß an eine Missionsgesellschaft. Die Church Missionary Society hatte den Antrag abgelehnt; Basel nahm ihn zögernd an. Erst nach der Rückkehr des Missionar kam es zur Taufe der ersten 42 Holeyer, denen bald mehr folgten. Die Sichtung blieb freilich nicht aus. Vor allen kam in furchtbarer Weise die Heuchelei jenes Erstlinges, der aufs schlaueste das ihm geschenkte Vertrauen gemißbraucht hatte, an den Tag. Als Ehebrecher und Säufer entlarvt wurde er ausgeschlossen und blieb von da an ein bitterer Feind des Evangeliums. Ihm mußten auch andere folgen. Es währte lange, ehe die Gemeinde in ruhige Bahnen kam; zumal da nach Möglings Rückkehr nach Europa die Missionare mehrfach wechselten. Jetzt ist Kaundinya selber dort angestellt; die Gemeinde zählt 108 Seelen. Der äußern Entwicklung nach ist das Dörflein gediehen. Was den innern Zustand betrifft, so wurde derselbe mehrere Jahre hindurch durch nicht wenige Ausschließungen gekennzeichnet. Die Zucht aber ist nicht ohne Früchte geblieben. — Eine zweite Holeyergemeinde ist seitdem hinzugekommen, auf der Außenstation Attolimani, vier Stunden südlich von Anandapûra. Almanda ist längst aus den Berichten verschwunden. Merkara war auch eine Zeitlang unbesetzt, nachdem die englische Schule aufgegeben worden, als bedeutendsten Ort des Landes aber glaubte man, diese Station halten zu müssen, zumal da eine anglikanische Mission in Aussicht war. Es wurde dort eine Filiale des Missionshandelsgeschäftes angelegt, und auch wieder ein ordinirter Missionar dort angestellt. Es befindet sich daselbst eine kleine Christengemeinde von 19 Seelen, mit Ausnahme einer Familie lauter in der Handlung angestellte Mangalûrleute. Die Kodagu aber sind noch immer hart gegen das Evangelium.

Wir kommen schließlich zu den **Nilagiri.** Die ersten evangelischen Missionsversuche galten nicht den oben beschriebenen eingebornen Stämmen, sondern den mit den Engländern auf die Berge gekommenen Tamilleuten. Unter diesen hat später die Church Missionary Society zu Utakamand eine zu Madras gehörige Filialgemeinde gesammelt, die drittehalb hundert Seelen umfaßt. Auch mit der Station Kunnur,

seit 1856 von der Amerikanischen Reformirten Mission besetzt, scheint es sich ähnlich zu verhalten. Auf die Bergstämme jedoch wendete ein englischer Beamter, der Richter Casamajor, die Aufmerksamkeit, der sich auf die Berge zurückgezogen hatte und selber eine Schulthätigkeit für dieselben begann. Auf seine Veranlassung schickte ihm die Basler Mission im Jahre 1846 zunächst einige Arbeiter. Nach seinem Tode aber machte dieselbe, mit ansehnlichem Vermächtniß bedacht, das Haus des Verstorbenen zu Kôti, eine Stunde von Utakamand, zum Missionshause, um so mehr, da sie dadurch das so erwünschte Sanatarium für ihre andern Missionare gewann. Später (1867) wurde eine zweite Station, Kotargiri, angelegt. Zur ersten gehört das Filial Nerkambe. Die Arbeiten erstrecken sich vorzüglich auf die Badaga. Viel aber ist bisher unter ihnen noch nicht ausgerichtet. Die kleinen Gemeinden mehren sich nach den statistischen Angaben fast nur unter der Rubrik: „hergezogen", der dann aber auch wieder die Rubrik: „weggezogen" gegenüber steht. In den letzten 4 Jahren war nur ein Fall von Taufe eines erwachsenen Heiden vorgekommen. Ein kleines Waisenhaus und mehrere Schulen, zusammen mit 72 Schülern, scheinen auf diesem Gebiete die Hauptarbeit zu geben.

Ueberblicken wir aber zum Schlusse kurz die Statistik der gesammten Basler Mission in Indien. Es sind dort thätig: 64 europäische Missionare; von Eingebornen: 6 Diakonen, 6 Reiseprediger, 45 Katecheten, 10 Evangelisten, 53 christliche Lehrer und 19 Lehrerinnen nebst 31 heidnischen Lehrern. Die Gesammtzahl der mit dieser Mission verbundenen Christen beträgt 5904. Im letzten Jahre wurden 154 erwachsene Heiden getauft, die allerdings in weit überwiegender Zahl auf die Umgegend von Udapi und Mulki kamen. Sämmtliche Schulen umfassen 2450 Zöglinge, darunter 1181 Christenkinder.

Manche dieser Gemeinden, besonders die zu Mangalûr, haben bereits ein ziemlich festes Geleise gefunden, in dem ihre Entwicklung sicher fortschreitet. Christliche Sitten und Ordnungen sind schon mehr das Ganze beherrschende Normen, denen sich die meisten wenigstens äußerlich fügen (Heidenbote 1874, S. 6). Für andere Gemeinden aber bleibt noch jetzt die Arbeit, von der 1865 der Jahresbericht (S. 18) sagte: „Die neueste Zeit hat zur klaren Erkenntniß gebracht, daß die kleinen Gemeinden weder für sich zur Vollendung geführt, noch gegen das Wiederhereinbrechen des Heidenthums oder eines andern Feindes in sie menschlich verwahrt werden können; daß daher neben der tiefern Gründung der Gemeinden gleichzeitig auf Ueberwindung des Heidenthums im Volksganzen unabläßig hingearbeitet werden muß."

11. Travankôr nebst Kotschin.[1])

a) Land und Leute.[2])

Ziehen wir weiter nach Süden die Westküste hinab. Zur Linken haben wir wieder die Ghâts, die nach der Unterbrechung durch die Kluft von Palghât aufs neue sich zu kühner Höhe erheben. Langhin laufen die bläulichen Bergkämme, nach der Ebene zu manche schroffere oder sanftere Stufe herabsendend. Prächtige Wälder mit uralten mächtigen Stämmen bedecken das Bergland, noch wenig berührt von den Verwüstungen des gewinnsüchtigen Holzhandels. Die südlichen Bergzüge führen den Namen Alligherry (4000 Fuß hoch). In ihnen läuft das große Plateau des Dekhan nach Süden aus, indem Ost- und Westghâts konvergiren. Die wilden Bergmassen ebnen sich. Fünf mächtige Granitklippen bezeichnen noch die Streichungslinie, die nun in einem flachen, von dichtem Urwald bedeckten Granitrücken mit dem Kap Komorin (Kumâri) verläuft und die Südspitze des Landes bildet.

Das zwischen dem beschriebenen Gebirge und der Westküste gelegene Flachland ist 6—16 Meilen breit und geht mit seinem schweren Thonboden wellenförmig in die Vorberge über, während es das Meer meist mit niederem weißsandigen Saume einfaßt, der dicht mit schlanken Kokospalmen besetzt ist. Auf weite Strecken aber finden wir auch hier die sogenannten „Hinterwasser", jene flachen lagunenartigen Wasserstraßen längs der Küste, die sich hier an einigen Punkten zu breiten Binnenseen erweitern, und die zum Theil von Sümpfen umgürtet sind. In den Bergen bilden wilde Waldbäche zahlreiche Kaskaden; sie sammeln sich zu stattlichen Flüßchen, besonders wenn der Südwestmonsun sie speist, und eilen dem Strande zu, meist aufgefangen vom stillen Spiegel der Lagune.

Wunderbar schön ist die Landschaft, dort von einem der Vorberge aus gesehen. Ein wogendes grünes Meer liegt vor uns. Hell leuchten die smaragdenen Reisfelder, durchzogen von den Silberstreifen der Bäche; dazwischen drängen sich breite Striche von wildem Dschangel, deren mannigfaches Grün von jenen Flächen absticht. Hie und da sind Baumgruppen über die letzteren vertheilt, die mit ihrem Schattendach ein Dörflein oder etwa ein Heiligthum verbergen. Fern am Horizont glitzert die See im Reflex der Abendsonne. Wenden wir uns gen Osten, so stehen in stiller Majestät die Gipfel der Ghâts vor uns, während uns zur Seite wild romantische Schluchten gähnen, deren schroffe Granitklippen hier und da das weiche Gewand der üppigen Vegetation durchbrechen.

---

[1]) Einige Inkongruenzen dieses Abschnittes mit den vorhergehenden und folgenden wolle der Leser damit entschuldigen, daß ich wegen des Materials genöthigt war, denselben geraume Zeit früher auszuarbeiten.

[2]) Meist nach Mateer, The Land of Charity, London 1871.

Ein herrliches Land! Noch herrlicher aber, möchte man denken, bezeichnet es der Name Dharmma Bhûmi: das Land der Barmherzigkeit.[1]) So wird Travankôr weit und breit genannt. Doch nur im Sinne einseitiger brahmânischer Kasteninteressen trifft der Ausdruck zu. Das Ländchen ist das Eldorado der Brahmânen. Es hat noch seinen eignen Fürsten, der freilich den Briten tributbar ist und ihrem Residenten in allen politischen Angelegenheiten sich fügen muß; dennoch verhindern sie nicht die Bevorzugung, die der Radscha den Brahmânen, diesen Erdengöttern, zu theil werden läßt, um sie sich immer günstig gestimmt zu erhalten, da er selbst als Çudra unter ihnen steht.[2]) So übt er eine Barmherzigkeit eigener Art, indem er viele tausend fauler Bäuche füttert. Eigene Anstalten, „Utupera" genannt, sind dazu errichtet. In langen Reihen stehen dort unter dem mit Blättern gedeckten Schuppen die Brahmânen zur bestimmten Zeit, um ohne Mühe den von reinen Händen bereiteten Reis in Empfang zu nehmen und ungestört durch die Nähe profaner Menschen niederer Kaste ihr Mahl zu halten. Ja für diejenigen Glieder der Kaste, die sich auf Reisen befinden, sind durchs ganze Land solche Speisungsanstalten vertheilt, die einem jeden für 2 Tage Unterhalt gewähren. Eine nicht geringe Zahl von Brahmânen befindet sich daher beständig auf Reisen. Viele von ihnen haben eine gute Anstellung im Tempeldienste. Etwa ein Fünftel der gesammten Staatseinnahmen[3]) wird für sie verwendet. Dabei haben sie eine bevorzugte Stellung in allen Beziehungen. Von allen Lasten sind sie frei. Ein Verbrechen wider einen Brahmânen verübt, wird sehr hart bestraft; von ihm selbst begangen zieht es nur eine leichte Strafe nach sich. Alle Einrichtungen laufen auf die Wünsche dieser Kaste hinaus.

Hieraus ersehen wir schon, welch' eine bedeutende Rolle die Kaste in Travankôr spielt. Selbst die Brahmânen sind wieder gespalten. Die „Nambûri", welche sich als die ursprünglichen Besitzer des Landes betrachten, halten sich für besonders heilig. Ihre Hauptsitze haben sie in Kotschin, wo sie unter brahmânischem Regimente stehen, während ihnen das von dem Çudra regierte Travankôr nicht so angenehm ist. Dennoch leben dort mehr als 10 000. Fast dreimal so groß ist die Zahl der aus andern Gegenden (besonders Kanara) eingewanderten Brahmânen.[4]) — Diese hochmüthige Sippschaft kann hier unter dem

[1]) Buchstäblich genauer: Land der Frömmigkeit.

[2]) Der jetzige Radscha, Râma Varma, ist übrigens ein wohlgesonnener, aufgeklärter Mann, unter dessen Regierung das Land bereits manche Fortschritte gemacht hat. Doch er ist noch zu sehr von den Fesseln des Hindûismus gebunden, um mit den alten Traditionen ganz zu brechen. Seit 1866 führt er den ihm von England verliehenen Ehrentitel Maharadscha, „der große König". Die Regierung liegt übrigens zum guten Theil in der Hand seines Ministers, des „Divân" Sir Madava Row (Rau), eines in Madras ausgebildeten Brahmânen.

[3]) 1 600 000 Mark, wovon 600 000 Mark auf die Speisungsanstalten kommen.

[4]) Die Zahlen, die aus Mateers Buche genommen sind, beruhen auf einem ältern Census. Nach der neuesten Zählung (1871) müssen sie bedeutend höher sein, denn ganz Travankôr, das übrigens an Areal das Königreich Sachsen etwa um $^1/_7$ übertrifft, zählte 2 311 000 Seelen, während es sonst auf $1^1/_2$ Millionen angegeben wurde.

Schutze staatlicher Einrichtungen ihre arroganten Ansprüche gegen alle anderen Menschenkinder geltend machen, ein jeder von ihnen tritt auf seine Weise als ein infallibler Papst auf. Sie leben in stolzer Zurückgezogenheit. Ihre Frauen kommen selten aus dem Hause und dann nur hinter einem mächtigen Sonnenschirm. Die niederen Kasten müssen schon auf beträchtliche Entfernung dem Brahmanen aus dem Wege gehen, und früher waren die gebahnten Wege ausschließlich für ihren Gebrauch. Selbst noch vor einem Jahrzehnt bekam ein Missionar Steine und Messingtöpfe an den Kopf geworfen, weil er den Brahmanen nicht ausweichen wollte. Wenige der letzteren leben in rechtlicher Ehe. Nur je der älteste Sohn hat das Geschlecht zu erhalten. Die andern leben im Konkubinat oder im Ehebruch mit Weibern der Çudra, die sich dadurch sehr geehrt fühlen.

Die Çudra haben auch hier, wie in Malabar, nicht die verachtete Stellung, die ihnen ursprünglich im arischen Gemeinwesen zukam, sondern sind der einflußreiche Hauptheil der Bevölkerung, daher Nayer,[1]) Herren, genannt. Sie machen ein Drittel der gesammten Seelenzahl aus. Von ihrem früheren kriegerischen Wesen ist nicht viel übrig geblieben, wenn sie sich auch gelegentlich noch einen martialischen Anstrich geben. Sie sind reiche Grundbesitzer und Kaufleute oder geschickte Kunsthandwerker. Die meisten Civil- und Militärbeamten sind von dieser Kaste. Schauerlich sind die ehelichen Verhältnisse, wie schon angedeutet. Zwar wird auch hier den kleinen Mädchen schon unter Hochzeitsfeierlichkeiten die Ehestandsschnur (Tâli) umgehängt, später aber sind sie dadurch nicht gebunden. Ein junger Bursche schenkt dem Mädchen ein Kleid, und sie wohnen zusammen,[2]) oft im Hause des Bruders, so lange es ihnen gefällt. Mit geringer Entschädigung von der einen oder andern Seite gehen sie wieder aus einander. Die Kinder sind die Erben des Mutterbruders. Selbst bei der Thronfolge gilt dieser Grundsatz. Damit hängt eine verhältnißmäßig freie, emanzipirte Stellung der Frauen zusammen. Die meisten von ihnen lernen sogar lesen und schreiben — doch bleibt die heidnische Malayalimliteratur mit ihren faden und schmutzigen Göttergeschichten ihr einziges Bildungsmittel. — Unter den niederen Schichten der Nayer, den Handwerkern, ist die abscheulichste Polyandrie häufig, indem Brüder aus Rücksicht der Kostenersparniß sich mit einem Weibe begnügen. Die Kinder gehören nach der Reihenfolge den Brüdern nach ihrem Alter. Der Charakter des Nayer ist listig, ränkevoll und ohne Bedenken gegen Betrügereien. Wo er von Gleichgestellten oder Höheren etwas erlangen will, zeigt er sich höflich; gegen Niedere ist er arrogant und tyrannisch. Daher ist diese Kaste gründlich verhaßt bei allen folgenden, die durch britische Einflüsse in neuerer Zeit eine immer unabhängigere Stellung erlangt haben.

---

[1]) In der Aussprache reimend auf Eier.

[2]) „Kleidgeben und Zusammenwohnen" ist die geläufige Bezeichnung dieser Verbindung, welche die Stelle der Ehe vertritt.

Dahin gehören die Ilavar und die Schânâr, welche letztere nur in dem Tamulischen, jene aber nur in dem Malayalimgebiet leben.[1]) In sozialer Beziehung stehen beide gleich, und mit ihnen werden die Töpfer, Wäscher und Barbiere zu derselben Stufe gezählt (zusammen 321 000 Seelen). Die erstgenannten entsprechen kleinen Bauern und Tagelöhnern bei uns. Sie treiben Palmenkultur. Ueber die Schânâr und ihre Beschäftigung mit der Palmyra werden wir im nächsten Abschnitt ausführlicher berichten. Ganz ähnlich leben die Ilavar (die einst von Ilam, Ceylon, eingewandert sein sollen) von den Produkten der Kokospalme, deren Saft sie zu grobem Zucker einkochen, aus dem sie auch Arak destilliren. Daneben bauen sie Gemüse zum Verkauf. Ihren Acker haben sie gewöhnlich gepachtet. Früher befand sich dieser Theil der Bevölkerung in sehr gedrückter Stellung. Die Frauen durften keinerlei Bekleidung des Oberkörpers, keine Schuhe, keinen Goldschmuck und keinen Sonnenschirm tragen. Sie durften keine Häuser mit mehreren Stockwerken bauen, keine Kuh melken, nicht einmal die gewöhnliche Landessprache reden und mußten für die Nayer und die Regierung allerlei Arbeiten umsonst oder gegen ungenügende Bezahlung verrichten. Durch diese Scherereien, von denen sie jedoch in neuerer Zeit befreit worden sind, hat ihr Charakter etwas Scheues und Hinterlistiges bekommen. Sie sind unwissend und verkommen, dabei aber treuer in der Ehe, etwas keuscher und glaubwürdiger, so wie auch weniger fest in den Banden des Heidenthums verstrickt als die höheren Kasten. Unter ihnen ist der günstigste Boden für die Mission.

Auf der tiefsten Stufe der menschlichen Gesellschaft stehen die Sklavenkasten: Pulayar, Pallar und Paria (Pareiyar). Letztere, eine Tamilkaste, kommen nur in den südlichen Distrikten vor, wo sie fast noch tiefer stehen als in ihrem Stammlande. Sie starren von Schmutz und holen die gefallenen Kühe von den Feldern, um das Aas als Leckerbissen zu verzehren.

Nicht viel höher als sie stehen die Pulayar,[2]) die den größten Theil der Sklaven in Travankôr bilden (gegen 100 000 Seelen). Sie arbeiten im Dienste der Çudra. Früher konnten sie verkauft werden, „das Stück" zu 6—9 oder höchstens 18 Rupies. Der Lohn war äußerst gering, daher haben sie sich sehr an das Stehlen gewöhnt. Trunksucht und Lügenhaftigkeit sind bei ihnen hervorstechende Charakterzüge. Die Arbeit auf den nassen Reisfeldern, wo sie stundenlang im Wasser stehen, hat Rheumatismus und Fieber zur Folge; auch die Cholera wüthet leicht unter ihnen. Die Arbeitsunfähigen bleiben oft sich selbst überlassen und stehlen oder betteln.

Der Sklavenhandel ist nun freilich abgeschafft, auch sind die Regierungssklaven 1855 alle frei geworden, wie durch einen späteren Regierungserlaß die Sklaverei überhaupt aufgehoben wurde. Ihre

---

[1]) Die Sprachgrenze beider Gebiete liegt südlich von Trivandram. Nördlich von derselben herrscht das Malayalim.

[2]) Der Name kommt von pula, Verunreinigung durch eine Leiche.

Lage aber hat sich nicht grade sehr verändert. Es bleibt noch viel für sie zu thun — vielleicht aber ist es gut, daß die Hülfe nicht zu schroff und unvermittelt eintritt. Durch ihre frühere Stellung sind sie so entartet, daß sie die volle Freiheit noch nicht vertragen könnten.

Ihre Kleidung besteht nur in einem Stück groben Tuches, das um die Lenden, und einem kleineren, das um den Kopf gebunden wird. Bis 1865 durften weder Männer noch Weiber irgend welches Zeug auf dem Oberkörper tragen. — Sein Schmuck darf nur von Messing oder Glasperlen sein; kein Schirm darf ihn vor den glühenden Sonnenstrahlen, kein Schuh seinen Fuß auf dem steinigen und dornigen Dschangelpfade schützen. Er hat keine Erziehung: wer sollte den Unreinen lehren? Nur in entwürdigenden Ausdrücken darf er reden. Er darf nicht „ich" sagen, sondern „Adiyen" (euer Sklave); seinen Reis darf er nicht wie andere choru nennen, sondern muß karikadi sagen: schmutziger Brei; von seinen Kindern darf er nur als von jungen Affen und Kälbern sprechen. Wenn er redet, muß er die Hand vor den Mund halten, daß sein Athem nicht den Angeredeten verunreinigt. — Sein Haus ist oft nur ein elender Schuppen, der kaum Schutz gegen den Regen gewährt und nichts von Bequemlichkeit zeigt. Wollte er eine bessere Wohnung bauen, so würden die Nayer sie ohne weiteres niederreißen lassen. Selten besitzt einer etwas eigenes Land, und auch dieser muß gewärtigen, daß sein Herr ihn von dort vertreibt. Ist es doch vorgekommen, daß wüstes Land, von einem Pulayan urbar gemacht, ihm ohne weiteres abgenommen wurde. — Wo er geht, muß er immer aufs neue seinen heulenden Warnungsruf ertönen lassen, damit keiner von höherer Kaste in seine verpestende Nähe geräth. Kommt ein solcher, so weicht er scheu zur Seite in den Schlamm der Reisfelder oder in das Dickicht des Dschangel. Arbeitet er auf dem Acker, so nähert sich sein Herr ihm nur auf 48 Schritte, um ihm seine Befehle zuzurufen. Vor dem Gerichte darf er nicht erscheinen. Bedarf man seines Zeugnisses, so kommt er nur bis auf die vorgeschriebene Entfernung heran, und ein Polizeidiener läuft zwischen ihm und dem Richter als Dolmetscher hin und her. In keine Stadt, in kein Dorf wird er eingelassen. Will er etwas kaufen, so ruft er dem Handelsmanne seinen Wunsch zu, legt sein Geld auf einen Stein und zieht sich zurück. Darauf nimmt jener das Geld und legt dafür soviel, als ihm beliebt, von der Waare auf den Stein. — In der elendesten Lage sind die Pulayar, wenn sie in Gefahr gerathen, ohne daß einer ihresgleichen in der Nähe ist. Die Nayer rühren nicht eine Hand, wenn 50 Pulayar in Gefahr sind, im Strome zu ertrinken.[1])

Mancher Zug dieser Schilderung trifft jetzt nicht mehr zu. Durch britischen Einfluß hat der Pulayan z. B. nun auch Zutritt zum Gericht erlangt. Freilich mag er sich noch oftmals scheuen, von seinem Rechte Gebrauch zu machen.

Noch tiefer aber als diese Verachteten stehen die Mletschha, die Scheusale, die sich überhaupt nicht in das Kastensystem einreihen ließen, sondern vor der arischen Kultur in die Berge zurückwichen. Hier werden sie Kânikârar (Erben) oder Maleyrasar (Bergkönige) genannt. Europäer gebrauchen gewöhnlich einen dritten Namen: „Hill-Arrians", Berg-Arier. Sie verharren in ihrem alten Zustande auf niederster Stufe der Kultur. Zum Theil sind sie gar noch nicht recht seßhaft. Sie legen hier oder dort ein Fleckchen Acker an, den sie 1 bis 2 Jahre (mit Dschuari?) bebauen, und ziehen weiter, um dasselbe an einer andern Stelle zu thun, während der alte Platz bald im Dickicht des Dschangel verschwindet. Andre haben ihre festen Dörfer an schroffen Abhängen oder in fast unzugänglichen Schluchten.

[1]) Nach Mateer a. a. O., S. 45 ff.

Ein bedeutender Theil ihrer Beschäftigung ist das Aufsuchen von wildem Honig und andern Erzeugnissen des Waldes. Manche fangen Elefanten in Gruben und führen sie mit Bastseilen in den Zähmungskäfig. — Ihre Häuser sind zuweilen gut von Holz und Stein gebaut, gewöhnlich aber leichte Hütten von Bambus oder Lehm, geschickt mit Blättern durchflochten. Die Männer gehen fast nackend. Der Streifen Zeug, den sie um die Lenden tragen, ist oft nur einige Zoll breit. Sie sind klein von Statur, aber stark gebaut. Die Weiber tragen allerlei eiserne und messingene Schmucksachen um Arme und Hals oder in den Ohren. Sie kaufen diese von muhammedanischen Händlern, die sie dabei sehr übertheuern. Im Norden von Travankôr befinden sich diese Bergstämme in besserer Lage und sind oft wohlhabend. Im Süden sind sie sehr verkommen. Sie sind allgemein dem Trunk ergeben. Ihre geistigen Fähigkeiten bleiben sehr wenig entwickelt. Sie können nicht über 12 zählen und binden, anstatt des Kerbstocks, verschiedene Ranken von Schlingpflanzen mit Knoten zusammen, um eine Zahl zu fixiren. Es herrscht bei ihnen der alte Dämonendienst. Die Bewohner der Ebene aber trauen ihnen besondern Einfluß auf die Geister zu und haben allen Respekt vor diesen „Bergleuten". Sie selbst aber haben wiederum Angst vor der Kultur und wagen z. B. nicht, ein Buch anzurühren. Sie fürchten, die Dämonen würden sie umbringen, wenn sie lernen wollten, oder wenigstens ihre Felder von den wilden Elefanten zerstampfen lassen. Die muhammedanischen Handelsleute[1]) befestigen sie in diesem Vorurtheil.

Werfen wir nun noch einige Blicke in das Leben und Treiben in Travankôr. Wir sind auf einer Straße der Hauptstadt Trivandram, wenn man die Wege zwischen den unregelmäßig angelegten Gehöften so nennen darf. Hell leuchten die mit Muschelkalk geweißten Häuser[2]) der Vornehmen durch die breiten Dschâka- und Mangobäume. Schlanke Kokospalmen strecken ihre langen Wedel über die Ziegeldächer. Doch die Häuser haben nicht viel architektonische Schönheit aufzuweisen. Sie bilden einen Komplex von Gebäuden von verschiedenen Stockwerken, umgeben von Veranden. Hier sind die Gemächer der Frauen unter besonderm Dache, dort auf der Hinterseite ist die Küche angebaut, wenn man nicht vorzieht, an der Wand des Hauses unter freiem Himmel zu kochen. Die Fenster sind klein, mit hölzernen Gittern versehen, oder fehlen ganz. Vor dem Hause liegt ein eingezäunter Hof. Den Eingang durch die Umzäunung bildet ein kleiner überdeckter Schuppen, unter dem allerlei kleine Geschäfte abgemacht werden. Sonst erblicken wir auf dem Hofe ein paar kleine Vorrathshäuser, Ställe, die bekannte Reisstampfe, einen Brunnen und in der Ecke den kleinen Familientempel, den wir leicht für eine Hundehütte angesehen hätten, wenn nicht die

---

[1]) Ueber die Mâpillei (Moplay) oder Tuluktan (korrumpirt aus Turko) wäre ziemlich dasselbe zu sagen, was bereits über die Muhammedaner in Malabar gesagt ist. In Travankôr zählen sie etwa 70 000 Seelen.

[2]) Die Mauersteine werden nur aus dem zähen Thon, der sich an der ganzen Westküste findet (Laterit), ausgestochen und an der Sonne getrocknet.

hohe Spitze, in der das Dach ausläuft, auf seine höhere Bestimmung deutete.

Die Ausstattung der Gemächer ist sehr einfach, wenn nicht schon europäischer Comfort Eingang gefunden hat. Reiche pflegen ein Zimmer besonders fest zu versichern, in dem sie ihre Kostbarkeiten vor Dieben schützen.

Sehen wir uns nun die Bewohner an. Da sitzt der Hausherr auf einer Matte mit untergeschlagenen Füßen, von denen er schon an der Thür die einfachen hölzernen Pantoffeln mit nach oben gekrümmten Schnäbeln abgestreift — Lederschuhe nur anzurühren würde er nicht wagen; obgleich in jetziger verderbter Zeit manche auch aus seiner Kaste gottlos genug sind, sich mit dem Gräuel der Haut von getödteten Thieren zu beflecken. Um die Hüften hat er das einfache Stück weißen Kattun in reiche Falten gebunden, der Oberkörper ist frei, nur der geschorene Kopf mit dem leichten bauschigen Turban aus feinem Muslin bedeckt, der den ganzen Tag nicht abgenommen wird. In den Ohren trägt er kleine goldene Ringe. Die vertikalen Striche auf der Stirn bezeichnen uns den Vischnuiten.

Unsere Aufmerksamkeit aber wird abgeleitet durch jenes eigenthümliche Geklimper, das die nahenden Schritte einer Frau verkündigt. Die Frauen tragen nämlich hohle Messingringe um die Knöchel, in denen lose Metallstückchen bei jeder Bewegung jenes Geräusch hervorbringen. Da kommt sie. Das rabenschwarze üppige Haar ist in einen Knoten geschlungen, durchflochten mit mattglänzenden Perlen und geschmückt mit duftenden Blumen. Die ganze Gestalt ist in ein weißes Stück Zeug gehüllt.[1]) Der eine Theil desselben ist um die Taille befestigt und wallt in reichen Falten herab. Das andere Ende ist geschickt, wie ein Schawl, über die Schultern geworfen. Es ist eine anmuthige Tracht. Auffallend ist nur die Ueberladung mit Schmuck. Nicht blos die Ohrläppchen sind bedeutend heruntergezogen von den schweren goldenen Ringen mit blitzenden Diamanten, auch durch den Nasenknorpel ist ein großer Ring gezogen, der bis über den Mund hängt, und der beim Essen in die Höhe gehoben werden muß, um den Bissen den Zugang zu gewähren. Nicht blos die Arme und die Finger, selbst die Zehen sind mit Gold und Juwelen geschmückt. In der einen Hand den Sonnenschirm, in der andern ein Blatt[2]) mit Oel und eine Guirlande frischer Blumen über den Arm, so geht sie an uns vorüber. Sie will ihren Gottesdienst verrichten und ein Opfer bringen. Folgen wir ihr in den Tempel.

Heute lenkt sie nicht wie sonst gewöhnlich ihre Schritte nach den schlanken Thürmen, zu dem großen Haupttheiligthum des Vischnu, der als Patmanâbhan, als Hauptgottheit Travankôrs verehrt wird. Ein besonderes Vorhaben, für das sie Gelingen erfleht, führt sie in einen

---

[1]) Oft wird auch bunter, geblümter Kattun getragen oder farbige Seide. Nur die Witwen dürfen nichts Farbiges, wie auch keinerlei Schmuck tragen.

[2]) Die zusammengefalteten Blätter des Dschâkabaumes, mit Dornen zusammengesteckt, werden als Gefäße, selbst für flüssige Gegenstände gebraucht.

Tempel, wo man dem Ganeça opfert. Vielleicht ist es die Hochzeit eines Töchterleins, zu der sie Glück erbittet, wie auch der Vater schon in derselben Angelegenheit sein Gebet gethan hat, indem er wohl eine halbe Stunde lang Ganeça, Ganeça, Ganeça! mit großem Eifer immer wiederholte, so daß ihm dabei der rothe Saft der gekauten Arekanuß über die Lippen lief. Folgen wir der Frau zum Tempel. Da steht die kleine Pagode im Schatten einer alten Baniane, die rechts und links davon mit Luftwurzeln junge Stämme gebildet hat. Eine Umzäunung grenzt den heiligen Tempelraum ab, in dem sich auch ein Teich befindet, und an den sich ein Garten anschließt, wo Jasmin, Oleander und viele Arten von Pflanzen in Blüte stehen, die man wegen des Blumenschmuckes für den Götzen kultivirt. Es ist noch früh. Der Schânti, der amtirende Priester, hat eben erst sein Bad im Teiche und seine weitere Reinigung unter vielen Ceremonien beendet und den Tempel geöffnet. Nun nimmt er von der Statue des Ganeça die welken Blumen des vorigen Tages, während ein Diener den Tempel kehrt. Du kannst den Götzen kaum ohne Lachen ansehen. Diese zwergartige Gestalt mit dem Elefantenkopfe, seinen großen Hängeohren und langem Rüssel, gemüthlich mit untergeschlagenen Beinen sitzend — wer sollte dabei ernst bleiben. Inzwischen sind weitere Tempeldiener mit musikalischen Instrumenten gekommen, unter denen wir das Muschelhorn [1]) bemerken. Auch Bayaderen [2]) sind dabei, die nach der wenig harmonischen Musik den Tanz zu Ehren Ganeças beginnen.

Da tritt die Frau des Çudra heran. Ehrfurchtsvoll schlägt sie den oberen Theil ihres Gewandes zurück und entblößt den Oberkörper, um den Götzen zu begrüßen. [3]) Dem Priester selbst darf sie nicht nahen; denn der heilige Mann darf während seiner Amtswirksamkeit (die gewöhnlich 6 Jahre dauert) mit einem weiblichen Wesen nicht einmal reden. Sie übergibt die Gaben einem der Tempeldiener, der sie dem Schânti überbringt. Dieser tritt feierlich vor den Ganeça. „Ein rechter Oelgötze," möchte man sagen. Noch trieft er von dem schmierigen Fette früherer Opfer, dessen ranziger Geruch kaum durch den starken Duft der Jasminblüten überboten wird, und schon wieder wird jene Blätterdüte über ihn ausgeleert, daß das Oel [4]) langsam über die unförmlichen Ohren und den langen Rüssel herabtrieft. Darauf wird ihm die überbrachte Guirlande über die Schultern gehängt. Die Ueberbringerin aber macht in gemessener Entfernung ihre Pudscha (Anbetung), indem sie lang hingestreckt mit der Stirn den Boden berührt und oft den Namen des Gottes ausspricht. Schließlich bekommt der Priester für seine Bemühung eine Anzahl jener kleinen dicken

[1]) Die heilige Muschel, Turbinella pyrum, ist das Emblem Travankörs, das es im Wappen und auf seinen Münzen führt.

[2]) Ich gebrauche den uns geläufigen Ausdruck, der aber, wie ich höre, in Indien ganz unbekannt ist.

[3]) Bis 1865 waren die Nayerfrauen gehalten, einen jeden höher Stehenden in dieser ekelhaften Weise zu begrüßen. Die Brahmänenfrauen tragen unter dem Obergewande noch eine Jacke. Die allerniedersten Kasten mußten, wie schon erwähnt, ganz mit entblößter Brust gehen.

[4]) Oder auch Ghî, eine eigenthümlich bereitete flüssige Butter,

Silbermünzen (Tschakram), und die Frau geht heim mit der getrosten Zuversicht, daß Ganeça alles nach Wunsch gelingen lassen wird.

Fügen wir noch in Bezug auf die Kleidung hinzu, daß bei außergewöhnlichen Gelegenheiten die Männer einen langen Kaftan von weißem oder buntem Kaliko tragen, der über weite Beinkleider aus demselben Stoff herabreicht und mit einem Gürtel zusammengehalten wird. Dies ist auch die Tracht der christlichen Katecheten. — Die Kleidung der niederen Klassen ist viel einfacher. Auch ihre mit Blättern gedeckten Häuschen stehen weit hinter obigen Schilderungen zurück.

Schauen wir aber noch einen Augenblick hinaus auf die Niedrigsten der Niederen, die Pulayar. Auf schmalem, schmutzigen Pfade zwischen den sumpfigen Reisfeldern kommen wir an das Dorf, das zum Schutze gegen Ueberschwemmungen auf einem künstlichen Hügel liegt. Das sind elende Hütten! Ihre Grundfläche ist oft nur 8 Fuß im Quadrat, die Höhe bis zur Firste des Blätterdaches 9 Fuß. Manche sind nicht viel mehr als offene Schuppen, die kaum gegen den Regen Schutz gewähren. Der Raum ist knapp. Ein Haus steht neben dem andern, und die Straße zwischen beiden Reihen ist nur 6—8 Fuß breit. In der Mitte hat sie eine Rinne, in der alle Arten von Schmutz abgeführt werden oder auch liegen bleiben und die Luft verpesten. Dazu kommen die Ausdünstungen der Reissümpfe rings umher, die das Leben in solchem Orte völlig ungesund machen. Daher sehen jene dunkelbraunen Leute so jämmerlich aus. Die Männer bis auf den schmalen Lendenschurz und eine rohe, aus der lederähnlichen Blütenscheide der Arekapalme gefertigten Kappe vollständig entblößt. Auch die Frauen lassen es meist mit dem um die Hüfte geschlungenen Stück Zeug bewenden, ohne von dem ihnen jetzt zustehenden Rechte, das Oberkleid zu tragen, Gebrauch zu machen. Eine Menge von Glasperlschnüren, die fast die ganze Brust bedecken, ein dicker durch das Ohrläppchen getriebener Holzpflock mit blankem Messingknopf und zahlreiche Arm- und Fußringe aus demselben Material zeigen, daß auch bei diesen Elenden die Eitelkeit zu Hause ist. — Auf die Beschäftigung dieser Leute, die fast ganz von der Reiskultur in Anspruch genommen wird, gehen wir hier nicht näher ein, da die letztere bereits geschildert wurde.

Ebenso beschreiben wir hier nicht weiter die Lebensweise und Arbeiten der für die Mission auf diesem Gebiete allerdings wichtigen Schânâr und Ilavar, indem wir auf den nächsten Abschnitt verweisen. Suchen wir jedoch noch ein Bild von dem in Travankôr herrschenden Dämonendienste zu gewinnen.

Wie im ganzen Dekhan, so ist auch hier derselbe keineswegs vom Brahmânismus verdrängt worden. Nicht blos die untersten Kasten, nein auch die Nayer betheiligen sich daran, hie und da selbst ein Brahmâne, so groß sonst auch ihr Abscheu gegen diese Teufelsgreuel sein mag. Ueber das ganze Land zerstreut findet man die Pey coils, Teufelstempel. Freilich auf den ersten Blick würde man solch einen kleinen Schuppen nicht für einen Tempel halten. Nur hie und da enthalten sie Götzenbilder, die vom Brahmânismus Eingang gefunden

haben; vor einem jeden aber steht eine kleine spitze Pyramide, 4—5 Fuß hoch, von Backsteinen, die auch oft ohne irgend ein Gebäude als ein Heiligthum errichtet ist.

Es gibt eine ganze Anzahl von Dämonen, die in Travankôr verehrt werden. Man stellt sie sich vor als häßliche Zwerge mit großen Dickbäuchen und kleinen Füßen. Was man von ihnen erzählt, erinnert vielfach an die germanischen Kobolde. Ueberall stiften sie Unheil, und nur um dies abzuwenden, verehrt man sie mit lauter Furcht und bringt ihnen blutige Opfer. Diese Religion hat keine Spur von Liebe und überhaupt keinen Keim von ethischen Antrieben aufzuweisen.

Einer der Hauptteufel ist Mâdan, der in verschiedenen Formen verehrt wird. Er soll ein schwarzes Ungeheuer sein, zottig, mit Kuhhaaren bedeckt. Tschula Mâdan, der Ofenteufel, bricht den Töpfern das Geschirr entzwei, welches sie brennen; Kumili Mâdan tanzt auf dem Wasser und ist den Fischern gefährlich; Tschudala Mâdan wohnt auf Begräbnißplätzen; Poruthu Mâdan ist der Zankteufel, der leider auch in christlichen Ländern immer noch sein Wesen treibt. Außer Mallan (Riese) und Muchandei Múppan (der alte Mann der Wege) und den weiblichen Dämonen, in denen sich verschiedene Formen der blutdürstigen Kali wiederfinden, ferner Ammen (Mutter) und Isakki, die den Frauen allerlei Schaden zufügt, ist Sattan zu erwähnen, der den Menschen Kraft verleiht, alles Böse zu thun. Er hilft einem Beleidigten, sich an seinem Feinde zu rächen: wirft Steine gegen ihr Haus, zerbricht ihnen die Thüre, mischt Koth unter ihre Speise u. s. w. — Auch die Geister von Verstorbenen werden in manchen Fällen wie die Dämonen gefürchtet und verehrt, wie denn der ganze Dämonendienst sich aus ursprünglicher Geisterverehrung entwickelt zu haben scheint.

Vor jenen erwähnten Pyramiden, deren Bedeutung nicht ganz klar ist, bringt man ihnen die Opfer dar. Selbst im vorigen Jahrhunderte sind auch hier noch Menschenopfer vorgekommen. Jetzt opfert man Hühner, Ziegen und Schweine. Daneben aber werden auch andere Gaben, Reis, Kuchen, Früchte, Arak, Milch, Oel oder Blumen gebracht, wahrscheinlich infolge brahmanischer Einflüsse. Die Dämonen verlangen ursprünglich nur Blut.

Der Dämonendienst wird nicht durch eine besondere Priesterkaste ausgeübt, sondern ein jeder, Mann oder Weib, wer nur Beruf dazu fühlt, kann in diesen Dienst eintreten. Sie verrichten die Ceremonien, sobald jemand, den Zorn des Dämon, eine Krankheit, einen Unglücksfall u. dergl. von sich abzuwenden, seine Gabe bringt. Dieselben aber vermitteln auch die Offenbarungen des bösen Geistes, indem sie angeblich von diesem besessen werden. Dies ist es, was man gewöhnlich den **Teufelstanz** nennt.

Es ist eine dunkle Abendstunde. Dort am Hügel unter den hohen, eichenähnlichen Bäumen, deren dichte Rosenblüten [1]) am Tage zu uns so lieblich herüberleuchteten, hat sich eine bunte Menge, Männer, Weiber und Kinder, versammelt. Zwischen dem baufälligen Schuppen und der weißgetünchten Pyramide brennt ein flackerndes Feuer, das mit unstätem Scheine die furchtsamen Gesichter der Ver-

[1]) Lagerströmia.

sammlung beleuchtet. Daneben steht auf einem Gestell ein aus Blättern geflochtener Korb, der schon allerlei Gaben für den Dämon enthält. Unheimlich klingt aus dem nahen Dschangel das Geheul der Schakale — wie das Geschrei weiblicher Stimmen in Todesangst — unterbrochen vom Gekreisch der Pfauen. Nicht weit vom Feuer stehen Musiker mit dem Tamtam, der weithin dröhnenden Trommel, dem schrillen Horn und dem für diese Gelegenheit so beliebten Instrumente, das „der Bogen" genannt wird. Ein mächtiger Bogen, mit vielen Glocken besetzt und durch eine Sehne gespannt, ist auf einem Messinggefäße befestigt. Ein Mann hält das letztere und schlägt kräftig mit der Hand dagegen, während ein zweiter mit einem Stocke die Sehne in Bewegung setzt. Alles zusammen gibt einen Höllenlärm. Da tritt aus dem Volkshaufen die Hauptperson hervor, ein alter Mann, sonderbar ausgeputzt, als Emblem des Dämon einen Dreizack in der Hand. Die Menge sieht ihn mit Schauer an — uns erinnert der Aufputz an einen Bajazzo. Es werden ihm Hühner gebracht, die ein anderer Mann mit Wasser überschüttet. Da kriegt der Alte jenen schwarzen Hahn bei den Flügeln, tanzt mit ihm herum und wirft ihn dann zur Erde. Wie er sich wieder aufrichtet und das Wasser vom gesträubten Gefieder schüttelt, ergreift er ihn aufs neue und schneidet ihm mit scharfem Messer den Kopf ab. Das Blut fließt an dem Teufelssteine auf den Boden, auch schlürft der Priester einen Zug davon aus dem getödteten Thiere. In derselben Weise werden die übrigen Opferthiere geschlachtet. Bisher war das Tempo der Musik nur langsam, jetzt wird es schneller und immer schneller. Immer toller springt der Alte umher, reißt sich die Kleider vom Leibe, schlägt sich, kratzt sich, verwundet sich, daß das Blut rinnt. Wild rollen seine Augen; Schaum tritt ihm vor den Mund. Immer schneller und heftiger wird die Trommel und der schauerliche Bogen geschlagen. In entsetzlichen Zuckungen verrenkt jener seine Glieder und fällt erschöpft auf den Boden, wo er unter greulichen, grunzenden Tönen sich im Staube wälzt. Die Helfershelfer bezeichnen mit einem eigenthümlich vibrirenden Laute, daß jetzt bei ihm die Besessenheit eingetreten ist. Wer Opfergaben gebracht hat, kann nun Fragen thun, die der Dämon aus dem Besessenen beantwortet. Freilich sind nur unartikulirte Töne zu hören, doch die Interpretation muß dem Orakel nachhelfen. So bekommt denn fast ein jeder zu hören, was er zu hören wünscht. Vielleicht tritt noch ein zweiter Tänzer auf. Wir ziehen uns zurück. Doch noch lange hören wir von ferne durch die stille Nacht die Teufelstrommel und das Schakalgeheul.[1])

Dort im Dorfe in der Hütte des Îlavan lag der fieberkranke Sohn, für den schon mehrfach Opfer gebracht werden. Jetzt hatte der betrübte Vater nach Hülfe auf dem Teufelsfeste gesucht. Drei Hühner hatte er gebracht, außer all' dem Reis und Arak. Der Teufel hat ihm durch das Gemurmel des Priesters sagen lassen, er könne getröstet heimkehren. „Also Dein Sohn wird Dir erhalten werden", mit diesen Gedanken wandert er der Heimat zu. Er kommt näher an das Dorf. Aber schon von weitem tönt ihm das Klagegeschrei entgegen. Es sind nicht die Schakale. Die Weiber vor der Hütte sind es, und drinnen liegt die Leiche. „O wie böse ist Mâdan! — Doch stille; er hört es und rächt sich am Ende an dem jüngsten!" — Elender Mann! Doch warte, bald lernst du auch den guten Gott kennen, der stärker ist, als der Teufel, und der es niemals böse meint.

b. Die Mission in Travankôr.

Die ersten Anfänge der Mission auf diesem Felde stehen im Zusammenhang mit der Wirksamkeit des alten Ch. F. Schwarz und seiner

[1]) Nach Mateer und Caldwell, The Tinevelly Shânars.

Nachfolger in Tinnevelly. Die südlichen Distrikte Travankôrs sind ja mit dieser Landschaft in ethnographischer, sozialer und linguistischer Beziehung auf das engste verbunden. So gab es denn um den Anfang unseres Jahrhunderts auch jenseits des Kap Comorin unter den Schânâr einige kleine Christengemeinden unter der Pflege eingeborner Katecheten. Die Gründung einer besondern Mission aber wurde durch einen Faqîr (Mahâ Râsan) veranlaßt, der, in seinem Çivadienste nicht befriedigt, auf einer Wallfahrt nach Tschillambram[1]) auch dort keine Ruhe gefunden hatte, aber auf der Durchreise durch Tanjore durch den Missionar Kohlhof zum Christenthum bekehrt war. Er suchte nun für seine Heimat Mayilâdi (nicht weit von Nâgercoil) einen Missionar.

In Trankebar aber wartete damals ein Deutscher auf einen Fingerzeig, wo er die Arbeit unter den Heiden beginnen sollte. Es war Wilhelm Tobias Ringeltaube, geboren 1770 zu Scheidelwitz bei Brieg, Sohn des dortigen Pastors R., der später als Generalsuperintendent von Pommern bekannt wurde.

Es war ein außergewöhnlicher Mann. Von Jugend auf in schlichter christlicher Frömmigkeit erzogen, hatte er in Halle Theologie studirt. Zwei Bücher waren es, die ihn damals immer wieder anzogen: H. Egedes Geschichte der grönländischen Mission und Kants Kritik der reinen Vernunft. Doch erst als Kandidat fühlte er sich unter pietistischen Einflüssen zu einem neuen Leben erweckt, und nun brach auch sein Missionstrieb mit Macht hervor. Von Halle aus trat er in den Dienst der Society for the Promotion of Christian Knowledge, welche ihn[2]) 1797 nach Kalkutta sendete, um das in Verfall gerathene Werk des alten Kjernander wieder aufzunehmen. Der 86jährige Greis empfing ihn mit Freuden. Aber dem Anfänger, der, wie es scheint, mit glühendem Eifer, aber zu idealistischen Vorstellungen in die Mission trat, fehlte die Geduld. Noch ehe ein Jahr verflossen, finden wir ihn wieder auf der Heimreise. — Ueber die nächsten 5 Jahre seines Lebens fehlen die Nachrichten. Einer kurzen Notiz nach finden wir ihn in London in Verbindung mit der Brüdergemeinde — aber wohl nicht während des ganzen Zeitraumes. Endlich (1803) trat er in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft, die damals in regem Eifer ihre in der Südsee begonnenen Arbeiten nach Ceylon, resp. Indien ausdehnen wollte. Die Wahl des Arbeitsfeldes überließ man den 6 Ausgesendeten und unter ihnen war Ringeltaube, der nun zunächst in Trankebar, besonders mit der Erlernung des Tamulischen beschäftigt, sich aufhielt, als der erwähnte Fingerzeig nach Mayilâdi kam.

Es war im Jahre 1806, als Ringeltaube nach Travankôr kam. Auch hier ging es jedoch anders als er erwartet. Zwar jauchzte sein Herz über die herrliche Natur — aber die Berichte über die Erweckung in Mayilâdi stellten sich als übertrieben heraus und der Radscha gestattete nicht die Ansiedlung eines europäischen Missionars. So blieb nichts weiter übrig, als die kleine Zahl der dem Christenthume geneigten Schânâr der Obhut eines Katecheten einer benachbarten Gemeinde zu überweisen. Auch der Zustand der letzteren entsprach nicht den Erwartungen. Die Leute schienen durch irdische Interessen zum Uebertritt bewogen zu sein. Ringeltaube kehrte nach Tinnevelly zurück, nahm seinen Wohnsitz in Palamkotta (nach anderer Angabe in der

[1]) Der Radscha von Travankôr unterstützt noch jetzt die dortige Pagode sowie einige andere entfernte Wallfahrtsplätze.

[2]) Mit ihm wurde ein gewisser Holzdorf geschickt, der bald dem Unglauben verfallend der Mission nur Aergerniß bereitete.

Küstenstadt Munapâr) und wirkte von da aus unermüdlich auf Predigtreisen unter den schon bestehenden kleinen Gemeinden. Durch englische Verwendung wurde ihm auch der Zugang zu Travankôr wieder geöffnet. Beim zweiten Besuche in Mayilâdi taufte er 40 Personen, darunter jenen früheren Faqîr, dessen Name in Vethamânikkam verändert wurde. Dieser ward fortan Katechet der Gemeinde, und noch jetzt steht sein Enkel als ordinirter Pastor in gesegneter Thätigkeit. Das junge Werk war bald darauf bedroht durch den Krieg des Radscha mit den Engländern 1809. Nach demselben aber konnte sich der Missionar in Travankôr niederlassen, zuerst in Udiagherry, von wo er 1812 nach Mayilâdi übersiedelte. Es würde uns zu weit führen, die Thätigkeit dieses eigenthümlichen Missionars im einzelnen zu verfolgen. Ein Bericht sagt: Er durchzog das Land in dürftiger Gestalt — er hatte fast nie einen Rock an — lebte in elenden Hütten und predigte überall das Evangelium. Das Geld achtete er wie nichts. Wenn er sein vierteljährliches Gehalt erhielt, so bezahlte er seinen Diener für die letzten drei Monate und gab alles, was übrig blieb, den Armen. Er wechselte nie eine Rupie, sondern gab alles ganz weg. Er war „sehr gut". Doch konnte er auch recht böse werden und prügelte seine Diener und seine Christen oft gewaltig.[1]) Die Unwürdigen fern zu halten, war seine redliche Absicht. Daß es ihm nicht immer gelang, wird ihm viel Kummer gemacht haben. Seine Täuflinge verpflichtete er, der irdischen Obrigkeit die schuldigen Dienste zu leisten; auch verwies er sie sogleich auf die Verfolgungen, die ihnen bevorstanden. In 6—7 Dörfern hat er Gemeinden gegründet, Kirchen und Schulen gebaut und im ganzen etwa 900 Personen getauft. — Im Jahre 1816 verließ er Indien. Sein Austritt aus der Mission ist etwas dunkel. Die Berichte sagen nur wegen geschwächter Gesundheit. Hernach hat er sich am Kap der guten Hoffnung aufgehalten und soll auf einer Reise von Kaffern erschlagen worden sein (1820).[2])

Ringeltaubes Nachfolger in Travankôr waren Rev. Charles Mead und Richard Knill, die nach mancherlei Schwierigkeiten erst 1818 eintrafen. Sie verlegten die Station nach Nâgercoil. Der damalige britische Resident in Trivandram, Colonel Munro, unterstützte die Mission mit warmem Eifer und wußte ihr von der Regierung selbst Unterstützung zu verschaffen, so die Fundirung eines englischen Seminars zu Nâgercoil durch Landbesitz (1819). Unter diesen günstigen Verhältnissen, sowie bei der Achtung und Liebe, welche die Missionare durch ihre Freundlichkeit weit und breit erwarben, fielen Schaaren der

[1]) Das ist das Bild, in welchem Ringeltaube noch lange in dem Volksbewußtsein jener Gegend lebte, und das vielleicht noch nicht verwischt ist. — Merkwürdig ist jener Zug, den man dort bedeutsam zu erzählen pflegte: „Er konnte wirksam fluchen." Als ein Weib ihn einen Betrüger schalt, weil er ihr die gelieferten Eier noch nicht bezahlt habe (sein Diener liebte das Geld mehr, als er selbst), soll er sehr gescholten und zuletzt die Hühner verflucht haben, die darauf viele Jahre lang außergewöhnlich wenig Eier gelegt hätten!

[2]) Vergl. Missionsfreund (von Plath) 1864, Nr. 7. Eine ausführliche Biographie Ringeltaubes wird nächstens von Dr. German herausgegeben werden.

Schânâr dem Christenthume zu, die freilich nicht sogleich getauft werden konnten, da sie zumeist durch äußere Beweggründe getrieben wurden. Doch nahm man von jedem einen persönlichen Revers, daß er dem Götzendienste mit allem Zubehör für immer entsage und stellte die Massen unter christliche Lehre. In 2 Jahren wurden 3000 solche Hörer gesammelt. Etwas später ist von 5000 die Rede. Begreiflicherweise war es nicht leicht, diese Massen ausreichend zu unterrichten, da es an tüchtigen Katecheten fehlte. Doch fand sich aus ihnen immer eine größere Anzahl solcher, die nach der Probezeit getauft werden konnten. Mit den Eltern wurden stets auch deren Kinder getauft. Bald waren 10 christliche Gemeinden. In Nâgercoil wurde eine große Kirche gebaut, deren Holzwerk zum großen Theil aus einem mächtigen Baume bestand, mit dem der Dämonendienst verknüpft gewesen war, und den die Missionare zum Schrecken der Heiden fällten. Noch jetzt ist diese Kirche eine der größten im südlichen Indien.

Unter den Missionaren, die weiter auf diesem Felde wirkten (Knill kehrte bald krank zurück), sind zu nennen Rev. Ch. Mault und G. H. Ashton, ein Indobrite, der als Gehülfe 41 Jahre lang arbeiten konnte, namentlich in der britischen Besitzung Quilon, wo 1821 eine Station angelegt worden war. Hier kam es jedoch nicht sobald zur Blüte wie im Süden. Die Wirksamkeit beschränkte sich hauptsächlich auf die Schulen. In der Stadt und Umgegend.

Dort aber ging die Bewegung weiter und weiter. Das erwähnte Seminar lieferte tüchtige Katecheten und Lehrer. Mädchenschulen und die Einführung der Weißstickerei, welche zur Erhaltung einer Kostschule beitrug, waren für die Hebung des weiblichen Geschlechts von Bedeutung; auch die Presse in Nâgercoil that ihre Dienste. — Die großen Massen aber hatten sich allmählich doch gelichtet. Als 1827 eine Deputation der Gesellschaft (Tyerman und Bennet) die Mission besuchte, zählte sie 2851 eingeborene Christen, von denen 535 getauft waren. Die Zahl der Katecheten war auf 33 gestiegen, die als treue eifrige Arbeiter geschildert werden. 95 Lehrer unterrichteten 1916 Kinder. Damals wurde das Feld in zwei Distrikte getheilt, mit Anlegung einer neuen Hauptstation in Neyoor, zwei Meilen westlich.

Bald nach jener Zeit aber erhob sich eine schwere Verfolgung. Die Nayer hatten die Hebung der Schânâr durch das Christenthum (und selbst Pulayer waren übergetreten) schon längere Zeit mit scheelen Blicken betrachtet. Man wollte dem Bekehrungswerk Einhalt thun. Die Brahmânen, die Muhammedaner und selbst die Katholiken waren mit betheiligt. Vor allen aber ging die erstgenannte Kaste zu Thätlichkeiten über. Die Bekleidung des Oberkörpers seitens der Christenweiber, sowie zum Theil Verweigerung der Sonntagsarbeit gaben die Veranlassung. Es erfolgten Mißhandlungen; Kirchen und Schulen wurden zerstört, Katecheten unter falscher Anklage eingekerkert, und selbst die Missionare waren ernstlich bedroht. Bis ins Jahr 1830 zog sich diese Verfolgung hin und nahm erst ein Ende, als durch Vermittlung des britischen Residenten die Regierung einschritt. Den Christenweibern wurde fortan das Tragen einer Jacke, aber nicht des

sogenannten Oberkleides gestattet. Auch zur Sonntagsarbeit sollten die Bekehrten nicht mehr gezwungen werden. Noch ehe die Verfolgung hierdurch zum Abschluß kam, hatten sich neue Schaaren der Mission zugewendet. Die soziale Seite der letzteren war bei jeder Gelegenheit deutlicher hervorgetreten.

Die Malayalimstation, Quilon, war inzwischen sehr zurückgekommen und gewann erst 1827 wieder einen neuen Aufschwung. Neben der Schulthätigkeit trat die Presse in Wirksamkeit. Mit den Bekehrungen aber ging es langsam. Nach 10 Jahren zählte die kleine Gemeinde erst sechs Mitglieder.

Mit 1838 beginnt eine neue Periode der Travankôrmission. Neue Arbeiter traten ein. Zwei neue Stationen wurden gegründet: Jamestown,[1]) zwei Meilen östlich von Nâgercoil, dicht an der Grenze von Tinevelly, wo die Gegend schon den Charakter der letzteren Landschaft trägt, und zu Pareichâlei, einer Hindûstadt, nördlich von Neyoor. Der mit dieser Station verbundene Distrikt erwies sich als besonders fruchtbar. Ein Versuch der ärztlichen Missionsthätigkeit war versprechend, aber leider nur vorübergehend. Das zu Nâgercoil errichtete Hospital wurde für das Seminar eingerichtet. Bedeutsam war es, daß die Mission in der Hauptstadt, Trivandram, Fuß faßte, wogegen sich die Regierung auf Veranlassung der Brahmânen immer heftig gesträubt hatte. Der damalige britische Resident aber bewirkte die Erlaubniß zur Anlage einer Station, um die sich bald aus hierher übergesiedelten Christen eine Gemeinde bildete. Eine Erneuerung der ärztlichen Mission (1853), die wieder reiche Früchte versprach, wurde leider abermals unterbrochen dadurch, daß der begabte junge Arzt beim Baden im Meere verunglückte. Eine tamulische Elegie auf ihn zeigt, wie lieb ihn die Gemeinden gewonnen hatten.

Um die Zeit, als Indien im ganzen durch den Militäraufstand erschüttert wurde, Travankôr aber fast unberührt blieb von den Wogen der Bewegung im Norden, waren die Gemeinden bedeutend gewachsen: die Zahl der Hörer auf 16 939, die der Getauften auf 2195, während 980 zur vollen Kirchengemeinschaft aufgenommen waren. Dieser Zuwachs war erfolgt trotz alles Widerstandes der Nayer, die für ihren Einfluß durch die Hebung der unteren Klassen besorgt waren. Wenn auch nur seltener gewaltsame Verfolgung zu Tage trat, so gab es doch viele Gelegenheiten zur Unterdrückung und zu Plackereien, gegen die bei der Parteilichkeit und Bestechlichkeit der eingebornen Richter keine Abhülfe zu erlangen war. Auch der britische Resident, seit 1840 ein den Brahmânen sehr gewogener und fast selbst hindûisirter Herr, hatte der Mission keine besondere Unterstützung gewährt — obwohl der britische Einfluß schon 1855 die Emanzipation der Sklaven durchgesetzt hatte, die aber, wie bereits bemerkt, zum guten Theil auf dem Papiere blieb. — Erst an der Proklamation der Königin nach Aufhebung der Kompagnie, wo ein offenes Bekenntniß zum Christenthum

[1]) In neuerer Zeit wird diese Station mit dem Namen des Dorfes Kottaram genannt.

durch allerlei Verklausulirungen unterdrückt war, nahm die heidnische Partei Veranlassung, wieder gegen die Christen sich zu erheben. Ein paar Sätze jener durch die Uebersetzung entstellten Proklamation wurden so ausgelegt, als sei die Verkündigung des Evangeliums verboten. Das war das Signal zur Verfolgung der Christen, die — bei der sozialen Spannung der Parteien wieder an das verhaßte Oberkleid der Schânârfrauen anknüpfte. Es folgten wieder Mißhandlungen und Volksaufläufe, die einen bedenklichen Charakter annahmen. Einige christliche Gemeinden wurden von großen Schaaren angegriffen und mußten flüchten, Gebäude wurden geplündert und zerstört oder verbrannt, die Kirchen mußten geschlossen bleiben u. s. w. Die Missionare waren wieder ernstlich bedroht. „Euer Gott hat die Flucht ergriffen!" so spotteten die Heiden.

Diesmal standen die christlichen wie die heidnischen Schânâr zusammen, denn auch die letzteren fühlten, daß es sich um ihre Interessen handelte. Da alle Vorstellungen bei dem Diwân vergeblich waren, so wendeten sich die Angehörigen jener Kaste in einer Petition an den Gouverneur von Madras, durch dessen nachdrückliche Vermittlung endlich 1859 jene schändliche Sitte abgeschafft und den Frauen die Bekleidung des Oberkörpers gestattet wurde; nur sollte das Tuch nicht in der von den höheren Kasten befolgten Weise umgeschlagen werden.[1]) Auch sollte nur grobes Zeug benutzt werden. In diesen Einschränkungen liegt freilich Veranlassung, die noch zu weiteren Kastenkämpfen führen wird; denn viele von den christlichen Schânâr leben in Verhältnissen, in denen das Verbot feines Zeug zu tragen jedenfalls unbillig erscheinen muß. Vor der Hand aber war der Friede hergestellt. Auch diese Angriffe auf die Mission dienten schließlich zu ihrer Förderung. Noch während der Unruhen schlossen sich viele dem Christenthum an; an mehreren Orten wurden Dämonentempel zerstört, und ganze Ortschaften begehrten christlichen Unterricht. Der Zuwachs belief sich auf 3000 Seelen. Natürlich war bei diesen das soziale Motiv stärker als das religiöse.

Die schwere Heimsuchung durch Hungersnoth und Cholera, die auch Travankôr sehr hart betraf, können wir nur kurz erwähnen. Die Missionare hatten viel Gelegenheit zu Werken der Barmherzigkeit und englische Freunde versahen sie reichlich mit Mitteln dazu. Selbst bei den Heiden fand dies Anerkennung, und wieder traten 4000 Personen zur christlichen Kirche, die freilich 1500 durch die Seuche verloren hatte.

In den folgenden Jahren entstand auch unter den Pulayern und Pareyern (Paria), die bisher nur vereinzelt sich bekehrt hatten, eine Bewegung. Mehrere Gemeinden konnten aus ihnen gebildet werden; ja einige Dörfer kamen mit allen Einwohnern zum Christenthum.

Von großer Bedeutung ist seit 1861 die seitdem nicht wieder unterbrochene ärztliche Mission am Hospital in Neyoor geworden. Die

[1]) Nicht kreuzweis über die Schultern, sondern horizontal über die Brust. Ein späterer Erlaß (1864) dehnte diese Erlaubniß auch auf die Ilavar und alle niederen Kasten aus.

Hoffnung Heilung zu finden überwindet selbst die Kastenvorurtheile. Brahmanen, Pulayer, Nayer und Schânâr, Muhammedaner und Katholiken sitzen oft dort neben einander, und ehe die Konsultationen beginnen, wird allen das eine Evangelium, das für alle ist, verkündigt. Auch wurde eine Anzahl junger Männer soweit zu ärztlichen Gehilfen ausgebildet, daß sie während der Abwesenheit eines europäischen Arztes die Thätigkeit am Hospital verwalten konnten.

Im Jahre 1866 besuchte Dr. Mullens vor seiner Heimkehr nach England auch Travankôr als Deputirter des Komitees und veranlaßte einige neue Einrichtungen. Vier Katecheten wurden ordinirt, davon drei als Pastoren von Gemeinden, die sich zu Aufbringung des Gehaltes verpflichteten. Die Eintheilung der Distrikte wurde zweckmäßiger geordnet (wobei Tittuvilley, nördlich von Nâgercoil, zu einer Hauptstation erhoben wurde), und der längere Zeit verlassene Quilondistrikt aufs neue besetzt. (Dort im Malayalimgebiet ist der Boden hart. Die Schânâr fehlen. Die Gemeinde war 1873 erst auf 62 Mitglieder und 510 Hörer gekommen, die sich mit auf sechs Außenstationen vertheilen.) Die Station in der Hauptstadt, die nur unter Hindernissen zunahm, wurde verstärkt. Sie hatte in dem genannten Jahre 35 Außenplätze mit 335 Gemeindegliedern und 3600 Anhängern.

Im ganzen aber war die Zahl derer, die sich zu den Christen halten, auf 31 600 gestiegen, bei 2538 Gemeindegliedern. Neben neun englischen Missionaren wirkten 10 ordinirte Eingeborne und 181 Katecheten. Die Schulen enthielten 4685 Zöglinge, darunter 911 Mädchen. Die von den Gemeinden aufgebrachten Beiträge beliefen sich auf 18 760 Mark.

Wir können uns jedoch trotz des knappen Raumes nicht mit diesen trocknen statistischen Angaben begnügen. Folgende Züge mögen zeigen, daß die Londoner Mission in Südtravankôr auch der Qualität nach gute Früchte gebracht hat. Wie schön der Sonntag in einem jener Christendörfer. Die Arbeit ruht, selbst der Klang der Reisstampfe schweigt des Morgens, alles ist am Sonnabend besorgt, um den Tag des Herrn nicht zu stören. Da sind wohl einige Schwache. Sie holten Brennholz im Dschangel. Aber sie schämen sich, damit ins Dorf zu kommen — denn die Sonntagssitte hat bereits festen Grund im Volksbewußtsein. Der Gottesdienst in der schlichten Dorfkapelle ist gut besucht — man sieht gut gekleidete Leute und fröhliche Gesichter. Welch ein Abstand gegen die Zeiten des Heidenthums. — Dann der Eifer zur Ausbreitung des Christenthums. Die Aeltesten jener Gemeinde gehen aus eignem Antriebe in die Umgegend, halten Ansprachen und beten für die Bekehrung der Heiden. — Ferner: Willigkeit zur Aufbringung der Mittel. Jene geben regelmäßig den Zehnten vom Ertrage ihrer Kaffeepflanzung. Diese haben einen vorher aus Dämonenfurcht wüst gebliebenen Platz urbar gemacht, trotz der Unheilverkündigungen der Heiden — und der ganze Ertrag dient zur Bestreitung kirchlicher Kosten. Viel Spreu ist unter den Weizen oder vielleicht oft die edlen Körner unter viel Spreu verborgen. Doch

sie fehlen nicht, Leute von erprobtem christlichem Charakter, mögen andre heimlich noch ein gut Stück Aberglauben in sich tragen und mehr von außen her, als aus innerem Antriebe auf christlichem Wege wandeln. Aber das Heidenthum verliert weiter und weiter den Grund. Da ist die Dorfpagode verfallen, die einst wegen glänzender Feste berühmt war. Jetzt wachsen Dornen in den Ruinen. Einer der Widerstrebenden ließ sie noch einmal wiederherstellen und richtete der Ammen ein Opferfest aus. Der alte Priester wollte nicht recht. Doch auf Zureden fing er an zu tanzen. Aber plötzlich hält er inne und sagt mit Thränen: „Es geht nicht mehr. Ich kann's nicht mehr machen, das Christenthum hat vom ganzen Dorf Besitz genommen!" Möge es immer völliger Besitz nehmen vom ganzen Lande!

Außer der bisher betrachteten Londoner Mission hat aber auch die **Church Missionary Society** Travankôr zu ihrem Arbeitsfelde erwählt — doch schiedlich, friedlich den nördlichen Theil des Landes mit dem angrenzenden Kotschin.[1]) Die Veranlassung dazu war ein etwas rosenfarbener Bericht Dr. Buchanans über die alten, nicht mit Rom unirten syrischen Christengemeinden, die, unter einem eignen Metran 100 000 Seelen zählend, bisher den Blicken der Europäer fast entgangen waren, da sie tiefer, in den gebirgigen Theilen des Landes wohnen. Der bereits genannte Resident, Colonel Munro, forderte darauf hin die Gesellschaft auf, zur Belebung derselben englische Prediger zu senden. Rev. Bailey, Baker und Fenn wurden demgemäß abgeordnet 1816, während Norton in der wichtigen Küstenstadt Allepi eine Mission unter Heiden und Römisch-Katholischen eröffnen sollte. Eine Zeitlang arbeitete der syrische Metran und seine Priester (Katanâr) freundlich zusammen mit den Missionaren, ließen sie in ihren Kirchen predigen und in ihrem Seminar zu Cottayam (wohin auch der Metran seinen Sitz verlegte) Kandidaten für das geistliche Amt ausbilden. Auch auf die Schule gewannen sie viel Einfluß. Außer der mit dem Seminar verbundenen Normalschule waren 1823 bereits 57 Gemeindeschulen unter Aufsicht eines der Missionare in Thätigkeit, während ein andrer die Presse leitete. In Kotschin hatte die Mission schon (1817), einen zweiten Mittelpunkt gefunden. Beträchtliche Verbesserungen waren bereits dadurch bewirkt. Aber 1838 erfolgte eine Aenderung. Der damalige Metran machte den Missionaren zuerst allerlei Schwierigkeiten und löste zuletzt die Verbindung mit ihnen ganz auf. Dadurch wurden sie zu der Missionsthätigkeit unter den Heiden geleitet, die bisher geflissentlich unterblieben war. Doch suchten sie nun auch Glieder der in Verfall gerathenen syrischen Kirche zu evangelischen Gemeinden zu sammeln. In Allepi war damals bereits eine solche, deren Glieder theils aus verschiedenen Hindûkasten, theils aus

[1]) Kotschin (Katschhi, *Cochin*) hat wie Travankôr noch seinen eignen aber tributpflichtigen Rädscha. Die alte Hauptstadt gleichen Namens ist jedoch britischer Besitz. Die jetzige Residenz ist das jenseits der Lagune gelegene Tirupunatura. Die zu Kotschin lebenden weißen und schwarzen Juden (erstere eine uralte Kolonie), etwa 5000 Seelen, sind auch vorübergehend Gegenstand der Missionsthätigkeit gewesen — wie es scheint, ohne erheblichen Erfolg.

der Zahl der vernachlässigten Katholiken gewonnen war. Bald wurde auch auf den beiden andern Stationen und der neu angelegten zu Mavelikara, einer großen Heidenstadt, nach dem neuen System gearbeitet. Im nächsten Jahrzehnt kamen die Stationen Tiruvella, Pallam und Tritschur hinzu. Der größte Bestandtheil der neuen Gemeinden kam von den Syrern, den nicht unirten wie den unirten. Aus der heidnischen Bevölkerung schlossen sich zunächst nur wenige an. Dies änderte sich, als 1852 in einer der niederen Kasten, den Tschogan, die ihrer Stellung nach mit den Schânâr des Südens übereinstimmen, das Evangelium eine Bewegung hervorrief. In größerer Anzahl schlossen sie sich den Christengemeinden an, freilich zunächst aus sozialen Rücksichten, daher auch hier der Unterschied zwischen Getauften und Anhängern (Katechumenen) aufrecht erhalten wird. Eine neue Station, Kunnakulam, wurde infolge dieser Bewegung gegründet. Die jüngste Station, Mundakayam, hoch auf dem Gebirge, seit 1855, vertritt noch einen besonderen Zweig dieser Mission, nämlich unter den oben geschilderten Bergstämmen, den „Hill Arrians". Trotz des Widerstandes der muhammedanischen Händler, die von der Schulbildung der Bergbewohner Beeinträchtigung ihres betrügerischen Verdienstes fürchten, hat das Evangelium dort schon festen Grund gefunden. Es bestanden schon 1870 mehrere Gemeinden mit 893 Seelen, von denen 710 getauft sind.

Im ganzen umfaßte diese Mission (1876) 17 672 Seelen, unter denen 4107 Kommunikanten waren. Die Zahl der Getauften ist nicht angegeben. Zu dieser Ausdehnung hat sie sich auch entwickelt unter mancherlei Verfolgung sowohl seitens der Heiden als der Syrer, die in neuerer Zeit sich selber in heftigen Parteikämpfen bewegen. Zwei Metrane stehen einander bitter gegenüber, beide gleichermaßen feindlich gegen die Evangelischen. Dennoch ist die Zahl der übergetretenen Syrer bis auf 10 000 gewachsen, bei denen 13 ordinirte syrisch-evangelische Geistliche thätig sind. Das evangelische Licht dringt immer weiter vor, wozu das Seminar in Cottayam, das selbst von syrischen Diakonen besucht wird, viel beiträgt.

Eine besondere Schwierigkeit bildete die Aufnahme Personen niederer Kasten in die Gemeinden, da auch die Syrer von altersher in Kastenvorurtheilen erstarrt sind. Grade an jenen Verachteten hat aber das Evangelium auch hier seine Kraft deutlich bewährt. „Diese Leute sind wunderbar verändert," sagte einer von höherer Kaste zum Missionar. „Vor sechs Jahren mußte ich meine Reisfelder durch bewaffnete Männer bewachen lassen. Seit den letzten Jahren habe ich sie ganz den Christen überlassen, die mir den Ertrag ungeschmälert bringen." Ein anderer bezeugte: „Diese Sklaven lügen und stehlen nicht mehr, sie betrinken und zanken sich nicht mehr."

Auch in der syrischen Kirche regt sich zuweilen trotz alles ärgerlichen Gezänkes bei der Rivalität zweier einander gegenüberstehender Metropoliten etwas von neuem Leben. Vor einigen Jahren wurde sogar von einer wunderbaren Erweckung berichtet, die durch die Gemeinden ging. Man hörte in den Kirchen Seufzen, Weinen und

Gnadenrufe, ja es kam zu Krämpfen u. s. w. infolge nachdrücklicher Verkündigung der Wiederkunft Christi und des tausendjährigen Reiches (vgl. Calwer Missionsblatt 1874, S. 56). Diese Bewegung war jedoch wohl zu stürmisch, als daß sich viel Nachhaltiges davon erwarten ließe.

12. Tinnevelli.[1])

a. Land und Leute.

„Es ist schwer", schrieb Bischof Cotton,[2]) „für einen, der nicht selbst in Tinnevelli gewesen ist, sich eine zutreffende Vorstellung von der eigenthümlichen Szenerie des Landes zu machen." Steigen wir mit ihm auf einen der weißen Kirchthürme (die nun Gott sei Dank in ziemlicher Zahl über die Gegend verbreitet sind), so haben wir eine wellige Ebene von brennender Feuerfarbe vor uns, besetzt mit graden, steifen, graugrünen Palmyrapalmen, hie und da nur unterbrochen von Streifen hellen, üppigen Grüns. Das sind die Têri, Strecken mit ziegelrothem Sand bedeckt, den seiner Zeit der Sturm in mächtigen Wolken aufgewühlt und, wenn er ausgetobt hat, zu veränderten sanften Wellen wiederherstellt. Keine Vegetation, als die genannte Palme mit ihren mächtigen Schirmblättern, wächst in solchen Sandwüsten. Manche derselben sind von großer Ausdehnung bis zu acht Quadratmeilen. Keine Straße führt hindurch, nur nach verschiedenen Richtungen sieht man die Fußtapfen der Palmweinzieher, die hier ab und zu gehen. Leicht kann der Wanderer sich hier verirren. Er muß seinen Weg richten nach der Sonne — oder nach Mond und Sternen. Und wie neckt ihn von weitem gesehen die Palmyra, die dort im Hintergrunde sich zu einem schattigen Haine zusammenzuschließen scheint, dem er in des Tages Hitze sehnsüchtig zueilt. Aber mit jedem Schritte, den er vorwärts thut, löst sich der dichte Hintergrund in jene, wie überall, einzeln und so fern von einander stehenden Bäumen auf, daß von geschlossenem Schatten gar keine Rede sein kann, während jenseits eines gewissen Gesichtskreises die gleiche Täuschung eines nie erreichbaren Waldes sich beständig erneuert. Hunderte von grünen Papagaien treiben in den Blätterkronen ihr kreischendes Geschwätz. Hie und da trabt ein Rudel Rehe über den Sand, oder ein Schânân erklimmt eine Palmyra, der, wenn er noch zeitig genug wieder herunterkommt, einen ehrerbietigen Salâm macht, — oder ein einsamer Wanderer, der den Fremden schon aus weiter Ferne grüßt, sich halb zur Erde neigend, oder zur Seite stehen bleibt, und wenn er Sandalen trägt, dieselben schnell herunterzieht" (entsprechend unserm Hutabnehmen).

---

[1]) Dieser Abschnitt ist vor kurzem bereits in der Allgemeinen Missionszeitschrift erschienen.

[2]) Church Missionary Intelligencer 1865, p. 132, nach der Calcutta Review. Auch wurde benutzt Basler Missions-Magazin 1859, S. 228 ff., Graul, Reise V, Mission Field und anderes. (Nachträglich finde ich, daß jener Artikel des Intelligencer auch im Basler Magazin 1866 reproduzirt ist.)

Hast du so einen „Sandsee, ein wahres rothes Meer", hinter dir, so ändert sich die Landschaft. Ein Weg führt streckenweis durch dichtes Akaziengebüsch, das mehr als andre Pflanzen der dürrenden Sonnenglut widersteht. Lustig girren die Tauben in den Zweigen, und von rechts und links hörst du das vielstimmige Blöken einer Schafheerde, die an den Blättern der Büsche ihre Nahrung findet.[1]) Bald weicht wohl wieder das Buschwerk dem rothen Sand mit der Palmyra, dann aber verdrängt auch einmal das anmuthige Grün der Reisfelder, die sich am glatten Spiegel eines künstlichen Sees (Tank) hinziehen, die eintönige rothe Wüste. Dahinter zeigen sich Pflanzungen, eingefriedigt mit dem röhrenartigen Zweiggeflecht der Milchpflanze (?)" (Graul). Weiterhin gruppiren sich Tamarinden und breitästige Banianen, über die sich — fremdartiger Anblick in diesem Heidenlande! — ein schlanker Kirchthurm erhebt.

Die bisherige Schilderung der Landschaft trifft jedoch nur auf den südlichen Theil von Tinnevelli zu. Die Tamravarni theilt die Provinz in zwei verschiedenartige Hälften. Sie entspringt auf den Ghâts, die im Westen das Land wie eine Mauer abschließen. Nur ein paar schwierige Pässe führen hinüber nach Travankôr, die jedoch wenig Verbindung mit diesem ganz anders gearteten Nachbarlande herstellen. Während es jenseits in Strömen regnet beim Südwestmonsûn, schmachtet in Tinnevelli alles unter versengender Dürre, bis endlich auch hier von Nordosten etwas Regen erscheint. Der genannte Fluß aber saugt mit seinen zahlreichen Adern im Gebirge auch den Frühregen auf. So schwillt er zweimal des Jahres und zieht durch das dürre Land einen reichen, fruchtbaren Gürtel, auf dem zwei Reisernten gedeihen. Die beiden Hauptorte liegen an seinen Ufern einander gegenüber: Tinnevelli (21 000 Einwohner), die Hindûstadt mit ihrem großartigen alten Çivatempel, und Palamkotta (17 000 Einwohner), die englische Station mit dem Fort.

Ueberschreiten wir die Tamravarni — die „kupferfarbene", das besagt ihr Name — so kommen wir bald in ganz andre Umgebung. Zunächst tritt Granitfelsen zu Tage, der sich hie und da schroff und mauerartig über den Boden erhebt. Dann aber wird das Land ganz flach und hat nichts von Schönheit aufzuweisen. Einst war es von dichten Wäldern bewachsen, die wilden Thieren Obdach boten, und Menschen, die fast eben so wild waren als jene Bestien. Jetzt ist es völlig von Stammholz entblößt. Wir treffen allerdings in den Umgegenden der Dörfer noch Tamarindenhaine oder Gehölze von Margosa- (Tulpen-) Bäumen an, welche von den Dorfbewohnern angepflanzt sind, um ihnen während der größten Mittagshitze Kühle und vor den glühenden Sonnenstrahlen Schutz und Schatten zu bieten — aber das Land kann eben kein bewaldetes mehr genannt werden. —

[1]) Einer unserer Landwirthe würde in Tinnevelli auf 200 Quadratmeilen nicht Gras genug zu finden meinen, um ein Dutzend Haupt Rindvieh zu ernähren, und doch gibt's dort Ueberfluß an Rindern, Schafen und Ziegen. Das Land der wilden Akazie ist ihre Hauptnahrung. Vergl. Mission Field 1864, S. 171.

Der schwarze, fette Boden erzeugt prächtige Baumwollen- und Getreideernten. Besuchten wir diesen Distrikt jedoch im Juli und kämen dann im Januar wieder, so würden wir über den vorgegangenen Wechsel staunen müssen. Im erstgenannten Monat erblickten wir nichts als tausend und abertausend Morgen schwarzen, blasigen (blistered) Bodens, auf dem das Auge vergeblich ein grünes Hälmchen suchte. Alles ringsum war ausgedorrt und von der Sonnenhitze versengt; ja die Erde schien feurige Glut auszuhauchen. Im Januar dagegen finden wir alles ringsum grün und üppig, wohin wir auch unsre Blicke wenden mögen: hier unabsehbare Baumwollenfelder, dort grüßt uns grünes, wogendes Korn, und die ganze Gegend erscheint wie umgewandelt. Der größte Uebelstand in diesem Distrikt ist jedoch der Mangel an Brunnen, und obgleich das Land von zwei großen Strömen bewässert wird, ist doch das Gefäll derselben so reißend, daß sie nur unmittelbar am Ufer Nutzen schaffen. In einer Art ist jedoch dem Brunnenmangel durch die großen Teiche oder Wasserbehälter abgeholfen, welche von den Eingebornen angelegt sind, um den überflüssigen Regen während des Monsûns aufzufangen. Einige der Teiche sind so groß, daß man sie für Seen halten könnte, dennoch sind sie für verhältnißmäßig geringe Kosten hergestellt. Das Land fällt nämlich gegen Nordosten (Südosten?) zu ab, eine Eindeichung, welche sich im rechten Winkel gegen die Abdachung erhebt, bildet einen Teich. Ohne diese Teiche würden die Bewohner dieses Landes elend dran sein. Obgleich ich gestehen muß, daß das Wasser, welches sie enthalten, nichts weniger als gut ist und zu Zeiten entsetzlich schmeckt, so bin ich dennoch oft für einen Trunk davon dankbar gewesen. [1])

Große Massen Baumwolle werden aus dieser Gegend nach Tuticorîn gebracht, dem Haupthafenplatz, wo sie mit starken hydraulischen Pressen zur Verschiffung komprimirt werden. Die Stadt war schon in der Zeit der Holländer bedeutend, aus der sich die große Kirche neben zwei kleineren katholischen erhalten hat. [2])

Hier war der Schauplatz der Thätigkeit Xavers. Weithin nördlich und südlich von der Stadt bewohnen die Abkömmlinge seiner Bekehrten die Küste. Was man sonst auch von seiner Missionsmethode denken, und wie gering die christliche Intelligenz und Moral bei jenen Katholiken auch heutzutage vertreten sein mag, erfreulich ist's doch, des Landes Saum mit christlichen Kirchen besetzt zu sehen, daß man dahinter kaum noch Götzentempel vermuthen möchte. Auch sind die Paraver doch in der That andre Leute geworden als ihre Vorfahren — oder als die entsprechenden heidnischen Kasten in anderen Gegenden noch jetzt sind. Aus den armen Fischern [3]) sind zum Theil wohlhäbige

[1]) Mission Field 1864, S. 166.

[2]) Schon in der alten Zeit wurde dieser Theil der Küste des Perlhandels wegen von griechischen Schiffern besucht. — In neuester Zeit ist übrigens die Eisenbahn, die von dort nach Madras führt, mit einer Seitenlinie nach Palamkotta vollendet worden.

[3]) Gewöhnlich gelten die Paraver als „Perlfischer". Ich kann nicht nachforschen, ob diese Bezeichnung in den Quellen den Bekehrten Xavers beigelegt, oder

Schiffer und Handelsleute geworden. Besonders vertreiben sie gesalzene Fische. Die Geringeren unter ihnen treiben noch jetzt das Handwerk ihrer Ahnen oder sind Bootsleute u. s. w. Jedenfalls ist ihre soziale Lage bedeutend gehoben und ihr Dasein „menschenwürdiger" geworden als ehemals. Ihrer Konfession hangen sie mit Eifer an.

Ueberblicken wir hierbei sogleich die übrigen Kasten in Tinnevelli. Nach unten zu folgen die Pannikar (Branntweinbrenner, nicht zahlreich). Ferner die Pareyar (Paria),[1]) hier gleichfalls in geringer Zahl; sie haben Zwiebelgärten oder gehen zeitweise nach Ceylon, um in den Kaffeepflanzungen zu arbeiten. Die Pallar, d. h. Gräber, früher die den Pulayern, Malabars entsprechenden Ackersklaven; jetzt kleine Landeigenthümer, fleißig und strebsam.[2])

Aufwärts von den Paravern kommen wir zu derjenigen Klasse der Bevölkerung, welche die Hauptmasse derselben bildet und uns hier am meisten interessirt. Es sind dies die Schânar.[3]) Sie sind eng verknüpft mit der Palmyra, „dem guten Genius" dieses dürren Landes, die es möglich macht, demselben den Unterhalt für eine verhältnißmäßig sehr dichte Bevölkerung[4]) abzuringen. Die reicheren Schânar sind die Eigenthümer der Bäume, die ärmeren arbeiten für sie; während zwischen ihnen viele stehen, die Eigenthümer und Arbeiter zugleich sind.

Die Palmyra (borassus flabelliformis) ist eine der nützlichsten aus der weit umfassenden Pflanzenfamilie der Palmen. An Schönheit freilich bleibt sie hinter manchen andern (wie Ceylons Talipot und Kitul) zurück. Der Stamm ist gerade wie ein Schiffsmast,[5]) 20—30 m hoch, gekrönt mit einem Büschel mächtiger (3—4 m im Durchmesser) fächerförmiger Blätter. Das Holz, wenn von gehörigem Alter, ist fast unverwüstlich. Es wird zu Balken und Sparren benutzt. Die Blätter werden zum Dachdecken verwendet, die jungen als Schreibmaterial, in die man mit einem scharfen eisernen Griffel die kritzlige Schrift einritzt. Ein Brief besteht aus einem langen Streifen solches Blattes, der wie Band zusammengelegt und mit einem schmaleren Streifen zusammengewickelt wird. Zu Büchern werden die Stücke kürzer geschnitten und durch Löcher auf Schnüre gezogen mit hölzernen Deckeln versehen. Auch Matten und Körbe werden aus den Blättern geflochten. Die Blattstiele werden zu Gehägen oder als Brennmaterial verwendet. Die Wurzel, so lange sie jung ist, kann gegessen werden. Die Früchte, die in Trauben, ähnlich den Johannisbeeren, wachsen, nur daß jede Beere die Größe eines Borsdorferapfels erreicht, enthalten einen gallertartigen Saft, der im unreifem Zustande erfrischend und gesund ist. Die reifen Früchte, die eine tiefgelbe Farbe annehmen, schmecken fade, sind aber bei den Kindern ein gesuchter Leckerbissen. Das werthvollste Erzeugniß der Palmyra aber ist ihr Zuckersaft, der die ganze Gegend mit täglicher

---

ob sie auf der kühnen Kombination irgend eines Autors beruht, von dem nachher die andern ohne Prüfung abschrieben. Es scheint, daß die Paraver doch überhaupt nur die Fischerkaste bildeten.

[1]) Die Bezeichnung „Paria" wenden wir gewöhnlich sehr unrichtig an. Die Kaste, der sie angehört, ist keineswegs überall die allerniedrigste. Auch kommt sie überhaupt nicht in ganz Indien, sondern nur im Tamilgebiete vor.

[2]) Bischof Cotton erwähnt noch wandernde zigeunerartige Stämme.

[3]) Zusammengezogen aus Schânavar.

[4]) Ueber 5000 auf die Quadratmeile.

[5]) Bei der Kokospalme ist er gewöhnlich etwas gekrümmt. Diese Steifheit der Palmyra trägt nicht dazu bei, die Schönheit der Landschaft zu erhöhen. Von fern gesehen, erscheinen die Bäume — ich möchte sagen — wie lange Stecknadeln mit einem etwas krausen Knopfe.

Nahrung versorgt. Patinîr (süßes Wasser) heißt dieser Saft, der von Ende Januar bis zum Juli fließt.[1]) Dies ist die arbeitsvolle Zeit des Schânân. Jeden Morgen zieht er aus mit seinen Geräthen,[2]) bestehend in einem langen gekrümmten Messer, um die Blütenstengel durchzuschneiden, und einer hölzernen Zange, um dieselben leicht zu quetschen, daß der Saft besser fließt. Ferner hat er ein Körbchen mit Kalk und einen Pinsel bei sich, um damit die Töpfe inwendig ein wenig zu bestreichen, damit der Saft nicht so schnell in Gährung übergeht. Diese Geräthe hängen in einer aus der Blütenscheide der Palme geflochtenen Tasche an seinem Gürtel. An der andern Seite hängt ein aus demselben Material dichter geflochtener Eimer. In der Hand hat er einen handfesten Krückstock. Am Fuße der Palme angekommen, lehnt er den letzteren gegen den Stamm, setzt einen Fuß darauf und hebt sich so 2—3 Fuß in die Höhe. Dann legt er eine Schlinge um die Füße, vermittelst derer er mit diesen den Stamm umklammern kann. Nun schiebt er abwechselnd die Arme höher und zieht die Füße nach. Er entfaltet dabei eine bewunderungswürdige Beweglichkeit. In wenigen Momenten ist der Gipfel erreicht. Am Blütenstengel hängt ein irdener Topf, der sich über Nacht gefüllt hat. Der Inhalt wird in den geflochtenen Eimer ausgeleert, der Kalkanstrich erneuert, der Stengel von frischem abgeschnitten und gequetscht und der Topf wieder angehängt, um abends nochmals geleert zu werden. Bald stellt sich auch die fleißige Schânâtti ein, um den gesammelten Saft in einem großen Gefäße auf dem Kopfe heimzutragen. Das angenehme Getränk, wie Zuckerwasser schmeckend, davon der Hausvater bei der Arbeit wohl auch nach Bedürfniß einen tüchtigen Schluck nimmt, bildet das Frühstück für die Familie. Nun aber gibt's weitere Arbeit für die emsige Gattin. Sie muß aus dem nähern oder fernern Dschangelgebüsch das Holz zum Einkochen des Saftes herbeischaffen. Dabei wird sie ohne blutige Spuren von den Dornen der Akazien nicht davon kommen. Jetzt ist sie zurückgekehrt, und vor der Hütte flackert das Feuer, über dem im großen irdenen Gefäße bald der Palmsaft brodelt. Nach $1^1/_2$ Stunden Kochens wird er zu einer dicken syrupartigen Masse, die, in Kokosschalen gegossen, zu festen dunkelbraunen Klumpen erhärtet. Das ist Dschaggeri (*Jaggery*, richtiger Tschakkara), Rohzucker, das wichtigste Nahrungsmittel für die Schânârbevölkerung. Der Arme unter den Palmweinziehern findet, wenn er in der heißen Mittagszeit die Arbeit auf 2—3 Stunden unterbricht, zu seinem Mahle auf dem breiten Bananenblatte nur Dschaggeri und Salzfisch — Reis, den sich der Wohlhabende alle Tage gönnt, ist für ihn schon mehr ein Luxus.[3]) Was nicht im Hause verbraucht wird, verkauft man an den Händler, der es nach Tutikorin oder sonst wo an die Küste bringt, wo die Raffinerien aus dem Dschaggeri schönen weißen Zucker machen. Auch Kandiszucker wird daraus fabrizirt, die Rückstände aber zu Rum verarbeitet.

Der Saft bleibt 24 Stunden lang süß. Darauf beginnt die Fermentation, und er setzt sich in Tâdi (Toddy) um. Es ist ein angenehmes säuerliches Getränk, dem Biere ähnlich — aber viel berauschender. Es gibt eine vortreffliche Hefe. Nach längerem Stehen erfolgt in 2—3 Tagen die Umwandlung in guten Essig. Aus dem noch süßen Dschaggeri wird der Arak, eine klare farblose Flüssigkeit, destillirt — jedenfalls das Geschäft der oben erwähnten Pannikar. Der Schânân hat damit nichts zu thun. Das Laster der Trunksucht hat für ihn die geringste Versuchung. Er ist mäßig. Der Trunk nach seinem schlichten Mahle besteht in reinem Wasser, das er (wie übrigens alle Inder) nicht aus dem Gefäße schlürft, sondern mit geschickt gelenktem Strahle von oben her in den emporgerichteten Mund gießt, ohne mit den Lippen das Gefäß zu berühren. — Die Arbeit des Schânân ist nicht leicht. Während der ganzen Safternte, also 7 Monate hindurch, muß er 30—50 Bäume täglich 2 und zuweilen 3 mal besteigen. Ausgenommen die Zeit der heißen Mittagsstunden (in denen die Hitze auch dem Eingebornen verderblich

[1]) Jenseits der Ghâts ist es die Zeit vom August bis Februar.

[2]) Die folgende Schilderung ist meist nach Matteer, The Land of Charity; daher einzelne Züge mehr auf die Schânâr in Travankôr zutreffen mögen. Im ganzen sind sie von denen in Tinnevelli jedoch nicht verschieden.

[3]) Wenigstens monatelang leben manche Familien fast nur von Dschaggeri.

werden würde) arbeitet er vom frühen Morgen bis in die Dunkelheit. Jede Palmyra gibt täglich 3—8 Liter Saft, und 50 Bäume reichen hin, eine Familie im Wohlstande zu ernähren. Die Abgabe an die Regierung betrug früher von jedem Baume eine Rupi (= 2 Mark).

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die über den Schânâr stehenden Kasten. Es folgen zunächst die ziemlich stark vertretenen (80 000) Maraver, die von Norden her eingewandert sind, früher waren sie sehr kriegerisch. Die noble Passion hat sich jedoch in Räuberei und Dieberei verkehrt. Sie sind die erblichen Wächter in den Dörfern, wie dies in andern Theilen Indiens mit ähnlichen Kasten der Fall ist. Sie sind für alle Diebstähle verantwortlich. Manche sind Ackerbauer geworden. Ebenfalls von Norden gekommen sind die Retti[1]) und zwar aus dem Télugulande, mit ihren Königen, die die alten Königreiche von Tandschaur und Mâdurâ zerstörten und wurden hier im Süden mit Grundbesitz dotirt. Sie haben bis auf die neuste Zeit einen Dialekt des Télugu unter sich bewahrt, obgleich sie für gewöhnlich die Landessprache, Tamil, sprechen. Sie leben von ihrem Grundbesitz, treiben zum Theil selbst Ackerbau, dienen im Militär oder als Polizisten und bekommen hie und da ein andres niederes Aemtchen. Die Stelle als Çudra nehmen die Vêlâller ein. Sie sind Beamte, Kaufleute, Schiffsherrn, Grundbesitzer, Ackerbauer und Schullehrer; eine energische, aber dabei geldgierige Klasse. Auch hier gipfelt die menschliche Gesellschaft in den Brahmânen. Sie bilden jedoch nur einen ganz verschwindenden Theil der Bevölkerung. Ist das Land auch nominell der Herrschaft ihrer Religion unterworfen, so sind die Einflüsse derselben doch sehr oberflächlich geblieben, und an verhältnißmäßig nur wenigen Punkten erheben sich hier jene stolzen Hindûpagoden, von deren Einkünften ein Theil jener höchsten Kaste als Priester lebt, während die andern in Regierungsämtern oder als Grundbesitzer ihren Unterhalt finden.

Schließlich dürfen wir die Moslims nicht übersehen, die in Tinnevelli zahlreich und einflußreich sind. Sie heißen hier „Lebbie", Tapfere. Sie sind direkt von Arabien durch die Schiffahrt hierher geführt, haben sich aber stark mit Eingebornen vermischt. An Fanatismus scheinen sie den Mapilla der Westküste nicht nachzugeben.

Von den 1 600 000 Seelen, die die Bevölkerung von Tinnevelli ausmachen, gehört jedoch die Mehrzahl[2]) zu den Schânâr, in denen sich jedenfalls die Nachkommen der Urbevölkerung erhalten haben. Sie selbst haben eine Ueberlieferung, daß sie von dem nahen Ceylon herübergekommen seien, und Râvana, jener von den Hindû verabscheute Riese, gegen den Râma seinen Zug nach Laukâ (Ceylon) unternahm, ist bei ihnen als göttlicher König verehrt. Ihre Sprache ist eine rohe, ungebildete Mundart des Tamil ohne sanskritische Beimischung und liefert daher den besten Beweis, daß wir es mit reinen Dravida,

[1]) Neben ihnen erwähnt Rev. T. Brotherton in Mission Field 1868 noch die „Naiks", über die ich sonst nichts finde.

[2]) Ich bedaure, daß ich nähere statistische Angaben nicht finde.

mit Angehörigen der turkotatarischen Völkerfamilie zu thun haben.[1]) Wie gering der Einfluß der arischen Einwanderung auf die Landesbevölkerung geblieben ist, ersieht man besonders aus der geringen Ausdehnung, welche hier das System der Kaste gewonnen hat. Vielleicht nirgendwo anders in Indien ist eine gleich große Volksmasse vor der weiter und weiter gehenden Kastenzersplitterung bewahrt geblieben als in Tinnevelli die Schânâr. Jedenfalls ist dieser Umstand für die ganz außerordentlichen Fortschritte, welche die evangelische Mission unter ihnen gemacht hat, von großer Wichtigkeit gewesen.

Auf die Religion der Schânâr brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da sie in allen Hauptzügen mit dem im vorigen Abschnitt geschilderten Dämonendienst zusammentrifft.

b. Die Mission.

Die ersten, etwas in Dunkel gehüllten Anfänge der Tinnevellimission reichen, wie schon erwähnt, bis in die Zeit des alten C. F. Schwarz zurück, der jene Gegend dreimal besuchte. Ein Tamilchrist, der nach Palamkotta übergesiedelt war, wird schon 1771 erwähnt, als unter Beihülfe eines englischen Sergeanten den Heiden und Römern das Wort Gottes vorlesend. Letzterer hatte damals einen jungen heidnischen Beamten getauft; Schwarz befürchtete, es möge zu voreilig geschehen sein. Das ist, soweit bisher nachgewiesen, der erste senfkornartige Anfang dieser nun zu einem starken Baum herangewachsenen Mission.

Später (1780) finden wir in der genannten Festung eine kleine Gemeinde, die der Missionar der Pflege eines Landpredigers Satiyanaden anvertraut hatte, den er 1790 nach lutherischem Ritus ordinirte. Einen europäischen Missionar konnte er ihm bald in Jos. Daniel Jänicke beigesellen, dem jüngeren Bruder des frommen Pastors in Berlin, der jedoch wegen seiner Kränklichkeit seinen Wohnsitz meist in Tandschaur nehmen und nur mit großen Unterbrechungen ein paar mal längere Zeit in Tinnevelli arbeiten konnte, bis ihn 1800 ein früher Tod dahinraffte. „Vater Schwarz", an den sich noch vor einigen Jahrzehnten hie und da ein brauner Christ mit Wehmuth erinnerte, war auch schon heimgegangen. Nur noch ein paar Besuche des Missionars Gericke, der der wachsenden Christenschaar einige hundert durch die heilige Taufe zufügen durfte — und die junge Gemeinde blieb auf etwa ein Jahrzehnt von aller Verbindung mit der Christenheit abgeschlossen. Daß sie diese Zeit überstand, mußte schon ein Zeichen sein von der Echtheit des christlichen Lebens, das sie in sich trug. Satiyanaden hat treulich gearbeitet. Ganze Schaaren aus den Schânâr hat er gewonnen, obgleich eine Zeitlang schwere Verfolgungen über die Bekehrten hereingebrochen, und unter seiner Leitung

[1]) Es ist merkwürdig, daß sich in den Berichten, soweit ich sie kenne, keine genaueren anthropologischen Angaben finden, auf Grund deren sich die Verwandtschaft mit jenen nördlichen Völkern konstatiren ließe.

entstanden (auf Gericke's Veranlassung) die Christendörfer Mudalûr und Nazareth, wo sich Bekehrte zum gemeinsamen Schutze zu einem christlichen Gemeinwesen zusammenthaten. Als auch er in hohem Alter sich nach Tandschaur zurückzog und nur ein Katechet an seine Stelle trat, da schien es, als müßten die verwaisten Christengemeinden verkommen. Ein Regierungskaplan jedoch, Rev. J. Hough, nahm sich ihrer aufs wärmste an. Die Mission war damals in den Händen der Society for Promoting Christian Knowledge. Der Kaplan erstattete derselben Bericht über die vernachlässigten und doch (wenigstens äußerlich) standhaft bei ihrem Bekenntniß gebliebenen Gemeinden. Die Gesellschaft war jedoch nicht in der Lage, für dieselben einen Missionar zu senden. Daher wendete sich Hough an die Church Missionary Society, die mit Karl Rhenius, einem Zögling Jänicke's,[1]) das vielversprechende Arbeitsfeld besetzte. Mit seinem Eintritt (1820) beginnt eine neue Periode in der Tinnevellimission.

Eine ausführliche Darstellung der gesegneten Arbeiten unsres Landsmannes würde hier über unsre Grenzen hinausgehen. Wir verweisen darüber auf das Basler Magazin 1868, S. 257 ff., sowie auf die Allgemeine Missionszeitschrift, 1876, S. 412 ff., und bemerken nur, wie Rhenius bald einen ausgedehnten Einfluß gewann, durch den er immer neue Schaaren von Schânâr heranzog, indem er mit der weiteren Pflege der Gesammelten seine Nationalgehülfen betraute. Er fand etwa 4000 Seelen in den Gemeinden vor und fügte 10 000 weitere im Laufe von 16 Jahren hinzu. Diese Massen durch eingeborne Pastoren in geordnete kirchliche Bahnen zu lenken war sein Bemühen. Leider führte die hierbei in Betracht kommende Ordinationsfrage bei der hochkirchlichen Schroffheit seiner vorgesetzten kirchlichen Oberen Verwickelungen herbei, die mit Rhenius Entlassung aus dem Dienste der Missionsgesellschaft endeten, 1835.[2]) Mit einigen andern Missionaren, die ihm inzwischen zu Hülfe gesandt waren und nun ihm folgten, führte er einige Zeit auf eigne Hand seine Mission fort, und ein Theil der Gemeinden hielt sich zu ihm. Diese Separatmission aber ging mit seinem Tode zu Ende (1838). Tief betrauert und hochgeachtet von den aufrichtigen seiner Gegner schied er aus dem Arbeitsfeld, auf dem er so reiche Früchte geschafft hatte.[3])

Die oben genannte große Zahl möchte uns vielleicht auf den Gedanken bringen, daß es sich damals in Tinnevelli nur um zweifelhafte Massenbekehrung gehandelt habe. Niemand hätte jedoch vorsichtiger verfahren können als Rhenius. Fast zwei Jahre war er

[1]) Nur 1¼ Jahr war der junge Oekonom, Sohn eines Offiziers, bei Jänecke gewesen. Durch praktische Begabung und aufrichtigen Eifer fürs Reich Gottes wurde er einer der tüchtigsten Missionare, die in Indien gearbeitet haben.

[2]) Rhenius war lutherisch ordinirt und hätte am liebsten seinen Landpredigern die gleiche Ordination ertheilt; jedenfalls aber verlangte er bei dem anglikanischen Ordinationsgelübde einen ihr Gewissen salvirenden Zusatz. Konfessionell war Rhenius im heutigen Sinne nicht. Seine Richtung läßt sich zutreffender als Verwandtschaft mit der Brüdergemeinde bezeichnen.

[3]) Die Church Missionary Society drückte ihre Anerkennung durch die seiner Gattin gewährte Witwenpension aus.

bereits in Palamkotta, ehe er die ersten Taufen vollzog; und dann auch nur erst zwei Erwachsene mit ihren Kindern. Jedem, der Unterricht begehrte, ließ er solchen angedeihen, ohne viel nach den Beweggründen zu fragen (und diese waren oft weltlicher Art). Die Taufe aber ertheilte er keinem, der nicht ein Verständniß der christlichen Heilslehre wenigstens in ihren Grundzügen erworben, keinem, der sich nicht unter christliche Zucht stellen wollte oder in schlechtem Rufe stand, und keinem, der nicht selbst ein herzliches Verlangen nach dem Sakrament zu erkennen gab.[1])

Spürt man den Veranlassungen nach, welche die Schânâr dem Evangelio zuführten und noch immer zuführen, so dürfen wir uns freilich nicht der Illusion hingeben, als gehe ein Sehnen nach der Seelen Heil und Seligkeit durch die Bevölkerung. Dennoch aber sind hier in Tinnevelli die Beweggründe nicht so äußerlicher Art, wie sie wohl zunächst auf anderen fruchtbaren Missionsfeldern in Indien auftreten. Die Schânâr haben nicht in der Art wie die Kolh bedrückende Zamîndâre über sich, deren Joch sie durch den Uebertritt abzuschütteln versuchen möchten. Sie sind nicht in solchen Fesseln der Kaste, wie die Mahâr, daß sie von dem Evangelio ihre Selbständigkeit erwarten sollten. Dennoch wirkt auch hier das Verlangen nach sozialer Hebung zum guten Theil mit in der Bewegung. Andrerseits aber tritt auch hier das Unbefriedigtsein durch den Dämonendienst und das Verlangen nach Ruhe und Sicherheit vor den bösen Geistern sehr deutlich hervor. Dazu kommt das Gemeindebewußtsein des Schânân, das ihn nur als Glied eines Ganzen handeln läßt. Daher Taufkandidaten sich hier nur in größerer Zahl gemeinschaftlich anmelden. Auch in der Tinnevellimission kommen Einzelbekehrungen vor, aber dies, so viel ich sehe, nur bei Angehörigen andrer Kasten. Es fehlt an solchen nicht; aber im Verhältniß zur Zahl der Schânâr sind sie fast verschwindend.

Rhenius hatte das Wort in Gang gebracht, durch sein Scheiden aber ist es nicht zum Stillstande gekommen. Die Church Missionary Society sandte andre Arbeiter. Dazu war auch die alte Mission der Christian Knowledge Society, welche immer noch ein paar Katecheten in Mudalûr und Nazareth besoldet hatte, 1829 an die Society for the Propagation of the Gospel übergegangen, die hier (wie wir nachdrücklich zu ihrem Ruhme anerkennen wollen) seither im besten Einvernehmen mit der Schwestergesellschaft gearbeitet hat und deren Missionare sich hier nicht durch übertriebene Hochkirchlichkeit hervorthun. Das Arbeitsfeld ist nach bestimmter Ordnung getheilt — Grenzüberschreitungen kommen nicht vor.

Beide Gesellschaften haben natürlicherweise fort und fort ihre Arbeitskräfte vermehren müssen. Ohne die Hülfe eines aus den Eingebornen herangebildeten Pastorenstandes würde es nicht möglich sein, den Gemeinden die allernöthigste Pflege angedeihen zu lassen. War doch schon 1850 die Zahl der Christen auf 34 900 gestiegen, 1861 auf

[1]) Vergl. Rev. E. Sargent im Report of the S. India Missionary Conference, p. 13.

45 300 und 1871 auf 52 300.[1]) Diese vertheilten sich auf 1116 Ortschaften, welche sich um 17 Hauptstationen gruppiren, deren zehn der Church Mission und sieben der Propagation Society angehören. Durch feste kirchliche Organisation sind die Dorfgemeinden mit dem Centrum des betreffenden Distrikts verbunden. Manche von jenen haben einen ordinirten Prediger in ihrer Mitte, während in andern solche angestellt sind, die nicht die Ordination empfangen haben. Die Zahl der letzteren betrug bereits 1871 300, während 46 eingeborne Pastoren in Thätigkeit waren; doch arbeiten sie noch immer neben 12 bis 15 europäischen Missionaren.

Ich will jedoch den Leser nicht durch weitere statistische Aufzählungen ermüden, sondern ihm einige anschauliche Züge der evangelischen Kirche in Tinnevelli vorzuführen suchen. Zuvor aber müssen wir noch in kurzem unser Augenmerk auf eine ganz eigenthümliche Erscheinung richten, die einerseits betrübend, andrerseits Hoffnung erweckend ist, nämlich ein Schisma, durch welches ein paar tausend Christen aus den zu den Stationen Nazareth und Mêgnânapuram gehörigen Distrikten sich von der Mission lossagten und zu einer selbständigen Kirchengemeinschaft organisirten (1859?). Die Veranlassung dazu waren Streitigkeiten über die Kaste. (Wahrscheinlich weigerten sich die Schânâr gegen die Eingliederung der tiefer als sie stehenden Pallar in ihre Gemeinschaft, ebenso wie die Mahâr gegen die Mângchristen.) Diese Schismatiker geriethen dann bald in verschiedene Verirrungen; bei ihrem Streben, alles Europäische von sich abzustreifen (sie nennen sich auch Nâttâr: die Nationalen), wurden sie sogar Sabbatharier, weil sie meinten, die Verlegung des Feiertages auf den Sonntag sei erst bei den Europäern geschehen. Auch brauchen sie ungegohrenen Traubensaft (Palmensaft?) anstatt des Weines beim heiligen Abendmahl. So traurig nun auch eine solche Kirchenspaltung ist, liefert sie doch den Beweis, daß eine christliche Kirche in Indien existiren kann, auch wenn sie nicht von außen gehalten wird. Ausgebreitet hat sich übrigens die Spaltung nicht; vielmehr war später davon die Rede, daß manche Abtrünnigen zur Kirche wieder zurückgekehrt waren. Leider finde ich aus neuerer Zeit über diese Sache keine Nachrichten.

Suchen wir nun ein Bild von den Christendörfern Tinnevelli's zu gewinnen, so dürfen wir doch nicht so unbedingt dem Bischof Cotton folgen, welcher sagt: „Vieles erinnert auf den ersten Blick an eine blühende, wohlorganisirte englische Pfarrgemeinde." Die weiter angeführten Züge treffen ja, abgesehen von vielem daran, was dem europäischen Auge fremdartig vorkommen muß, auf die meisten Hauptstationen zu. Wollten wir aber darnach uns das Bild des christlichen Schânârdorfes überhaupt entwerfen, so würden wir fehlgreifen. Hören wir also lieber, wie uns einer der Missionare in nüchternster Weise solch ein Dorf beschreibt:[2])

---

[1]) Im Jahre 1876 waren es 55 700.

[2]) Rev. N. Honiss, Church Missionary Intelligencer 1870, p. 30, mit Zusätzen nach Mission Field und sonst überarbeitet.

— — — Nach dem Dorfe können wir uns lange vergeblich umsehen, bis wir auf etliche hundert Schritte herangekommen sind. Es gleicht so ganz der öden Umgebung. Da liegt eine Anzahl niedriger Lehmhütten mit Palmyrablättern gedeckt und gleichsam zusammengekauert, als ob sie einander warm halten wollten. Jedes Haus hat einen viereckigen Fleck, der von dem danebenliegenden durch einen Lehmwall abgetheilt ist. Blickt man von einer Höhe auf das Dorf herab, so scheint es wie eine Kartoffelpflanzung angelegt, nur nicht ganz so regelmäßig. Das erste, was dem Europäer auffällt, sind die übeln Gerüche, die sich in der Umgebung jedes Nativedorfes finden. Vielleicht geht eine Rindviehheerde vor uns, wenn wir die staubige Straße betreten, und wir bemerken, daß hie und da eine Kuh rechts und links in eine Hausthür eintritt; sie gilt als gleichberechtigtes Familienglied. Noch unangenehmer sind die Schwärme von struppigen, halbverhungerten Pariahunden, die plötzlich da sind, sobald ein Europäer seinen Fuß ins Dorf setzt. Sie halten mit ihm Schritt, indem sie sich an den verwitterten Lehmwänden hin tummeln und klaffend nach ihm schnappen. Und wo ist die Kirche? In der Entfernung erscheint sie wie ein versteinerter Heuhaufen. Wir brauchen uns ihrer jedoch nicht zu schämen, denn sie ist so gut, wie sie eben die Dorfleute ihren Verhältnissen nach nur errichten konnten. Vielleicht hat es auch weniger zu sagen, da sie Dem dienen, „dem aufrichtige Herzen lieber sind als alle Tempel".

Treten wir in ein gewöhnliches Haus ein. Sogleich fällt uns die Freiheit auf, die man den Hausthieren gewährt, und die uns nöthigt, etwas vorsichtig unsern Weg zu wählen.[1]) In der dunkeln fensterlosen Hütte werden uns bald die Kehlbalken des niedrigen Daches bemerklich. Da die Wände nur ein paar Fuß hoch sind, so kommt ein Mann, der das Maß hat, bald an die Sparren. Hier sieht es nicht erfreulich aus; denn die letzteren sind schwarz vom Rauche, der durch dieselbe Oeffnung, durch welche wir (und mit uns Licht und Luft) eintraten, entweichen muß. Wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, mögen wir die Einrichtung beobachten. In einer Ecke steht das große irdene Gefäß, in dem für harte Zeiten Getreide aufbewahrt wird. Ein anderer Winkel entspricht der Küche, wo die gute Frau das einfache Mahl bereitet. Oben liegt ein sonderbares kleines Instrument mit eiserner Spitze — das ist der Pflug. Dabei hat das Spinnrad seinen Platz, das von einem der weiblichen Familienglieder gebraucht wird, sei's die Schwiegertochter oder die Großmutter oder wer sonst. Sie schließt sich an die Gruppe an, die Tag für Tag unter dem Margosabaume sich sammelt, wo bei lustigem Geschwätz die Räder sich munter drehen. Auch bemerken wir bestaubtes Fischergeräth, das nur gebraucht wird, wenn der Monsûn den nahen Bach schwellt. Das einzige, was uns als eine Art Möbel vorkommt, ist eine alte wacklige Bettstelle. Du wirst eingeladen, darauf Platz zu nehmen; bist du aber etwas eigen, so thu's lieber nicht. Der Wirth bemerkt dein Zögern und klopft an das Gestell, um die Bevölkerung des Schmutzes davon zu entfernen. Er selbst fühlt sich immer sehr wohl auf demselben, und nur ihm, dem Hausherrn, gebührt diese Ruhestätte, während es sich die andern Familienglieder auf dem harten Fußboden gefallen lassen. Die Leichtigkeit, mit der ein Eingeborner schlafen kann, ist wunderbar. Mögen die Moskito immer Nardans Körper vom Scheitel bis zur Sohle zerstechen, und andere aus der Entomologie bekannte Geschöpfe sich an ihm gütlich thun — er schläft den Schlaf des Gerechten. — Das Aeußere des Hauses entspricht dem Innern. In einem Winkel des Hofes sehen wir vielleicht einige nackte, fröhliche Kinder, die sich im Kehrichthaufen balgen. Gegenüber an der Wand erhebt sich in Pyramidenform der Misthaufen. Nardan hat gerne all sein Eigenthum um sich.

Sonntags — können wir sagen — erscheinen unsere Leute leidlich rein, wenn sie zur Kirche kommen. Diejenigen, welche in den weiter unten zu erwähnenden Anstalten ihre Erziehung erhalten haben, zeichnen sich überhaupt durch Kleidung und Benehmen vor den andern aus — aber ihrer sind noch zu wenig, als daß sie dem Volksleben im ganzen eine andere Gestalt geben könnten. Die eingebornen Weiber sind von Jugend auf mit dem Schmutz vermählt gewesen und finden sich

[1]) Hätte man übrigens unserm Besuche entgegengesehen, so würde die Schânätti doch wohl ihren aus Palmyrablattstielen gefertigten Besen gebraucht und das Haus durch Beschmieren des Fußbodens mit Kuhmist sauber gemacht haben.

nicht veranlaßt zur Scheidung von dem, mit welchem sie nie Streit gehabt. Das Fräulein aus der Kostschule ist anders gewöhnt. In ihrem farbigen Jäckchen,[1]) über das leicht das Schultertuch geworfen ist, die schwarzen Haare glatt und sauber geordnet, nimmt sie sich recht nett aus. Ebenso der Katechet, Lehrer u. s. w. in seinem weißen „Gehrocke" (wie man bei uns seiner Zeit die langen Ueberzieher nannte, die damals Mode waren), um den der Landpastor als Abzeichen seiner Amtswürde einen schwarzen Gürtel trägt. Im ganzen aber ist die alte Tracht unverändert: das bis auf die Füße herabreichende Lendentuch, an dem sich der schlichte Schánán genügen läßt, während nur Wohlhabende das Schultertuch tragen. Bei den Frauen ist das bekannte lange Gewand geblieben, das den ganzen Körper einhüllt und, wenn sie zur Kirche gehen, wie eine Art Hut über den Kopf gezogen wird.

Bleibt hinsichtlich der Reinlichkeit im ganzen und großen bei den Tinnevellichristen noch viel zu wünschen übrig, so ist es doch wichtiger, was wir hinsichtlich der Wahrhaftigkeit und Gradheit des Charakters anerkennen können. Es gibt sicher viele, denen man aufs Wort glauben kann, aber wir dürfen nicht sagen, daß es die Mehrzahl ist. Ein schlaues betrügerisches Wesen ist ja ein Hauptzug im Charakter des Hindû. Auch bei den Schánár ist derselbe noch keineswegs verschwunden.[2]) Und doch ist der Unterschied zwischen den Christen und Heiden ganz bedeutend. Blicken wir auf den Dämonendienst jener mit den Teufelstänzen und ihren schauerlichen Verzückungen zurück und halten dagegen die christlichen Gemeinden mit ihren stets gut besuchten Gottesdiensten, so zeigt sich schon darin eine Umwandlung, die nicht leicht überschätzt werden kann. Wir können es dem Bischof Cotton nachfühlen, wie er sich von solch einer Sonntagsversammlung angesprochen fand. Seiner Schilderung entnehmen wir folgende Züge. Da sitzen auf dem Boden 1400 dunkle Eingeborne — alle mit tiefer Aufmerksamkeit dem Gottesdienste folgend, während der Gebete andächtig knieend. Die Predigt geht oft in die katechetische Form über. Könnt ihr mir den angefangenen Bibelspruch vollenden? und dergleichen. Fragen werden eingestreut, und im vollen Chor erfolgt die Antwort von dem Theile der Gemeinde, an den sich der Prediger gewendet. (Hierdurch wird jedenfalls eine größere Betheiligung der Zuhörer am Gottesdienste erzielt, als dies bei uns, wo nur zu viele derselben in Gedankenlosigkeit dahinträumen, vorausgesetzt werden kann.) Der intelligentere Theil der Versammlung schreibt aus der Predigt Notizen auf, und zu Zeiten (bemerkt Dr. Gundert) kann das Kritzeln der Eisengriffel auf den Palmyrablättern für den Ungewöhnten störend werden. Sanft, melodisch, voll Andacht erklingt dazwischen der auf den Hauptstationen wirklich vortreffliche, mit Harmonium gut begleitete Gesang. Alles zusammen gibt dem Beobachter, auch wenn er kein Tamil versteht, den Eindruck von Frische, Ernst und Wahrheit des religiösen Lebens.

Sie haben ihre Religion aber keineswegs blos in der Kirche, obgleich sie dieselbe täglich zweimal zu einer kurzen Andacht öffnet, die des Morgens mehr von Frauen besucht wird, während die Männer schon die Palmen erklimmen. Nach vollbrachtem Tagewerk aber kommen diese zur Andacht, während die Frauen das einfache Mahl bereiten. Doch ihr ganzes Leben ist von einer treuen Anhänglichkeit an den Herrn Jesus durchdrungen, mag auch in großer Schwachheit ihnen viel fehlen daran, daß die heiligen Forderungen, die der Herr an seine Nachfolger stellt, bei ihnen zur Triebkraft ihres Handelns geworden wären. Ziehen wir eine Parallele mit der Christenheit des Mittelalters. Wie mancherlei ist nicht von „guten Christen" damals gethan, was uns heute mit sittlichem Unwillen erfüllt. Und doch waren

---

[1]) Bunte Farben sind beliebt, jedoch nicht in der Geschmacklosigkeit, wie sie sich bei den Negern findet.

[2]) Wer diese Fehler der jungen Christengemeinden kritisirt, möge doch nicht unterlassen, all den Lug und Trug mit in Rücksicht zu ziehen, wie er sich bei uns in erschreckender Weise, z. B. in der Verfälschung der Lebensmittel und aller Verbrauchsgegenstände, in dem betrügerischen Geheimmittelkrame, in den schwindelhaften und lügenhaften Reklamen u. s. w. findet. Unsere Volksmoral ist keineswegs so vollwichtig, wie man von einem alten christlichen Volke erwarten möchte. Aus diesem Gesichtspunkte wird man über ein junges Christenvolk milder urtheilen lernen.

jene unsere Vorfahren schon seit Jahrhunderten ein christliches Volk gewesen. Wie dürfen wir uns wundern, wenn bei den Schánárgemeinden, die kaum ein halbes Jahrhundert alt sind, sich noch viel alter Sauerteig findet, bei dem sie doch bona fide sich als gute Christen vorkommen. Die durchsäuernde Kraft des Evangeliums wird sich aber auch hier bewähren und wahrscheinlich viel schneller als dies in der alten Christenheit geschehen. Ein Hauptmoment nach dieser Seite hin ist die Kirchenzucht, und zwar nicht von einem über der Gemeinde stehenden Klerus ausgeübt, sondern mitten aus der Gemeinde selbst. Damit kommen wir auf einen der interessantesten Züge der Gestalt, die das Christenthum unter den Schánár gewonnen hat. Es ist die christliche Gemeindeverfassung. Der Trieb zu sozialer Organisation ist bei den Schánár wie überhaupt bei den Völkern Indiens als eine ethnographische Naturanlage vorhanden. Anderwärts stellt er dem Evangelio die stärksten Dämme entgegen, hier aber wird er selbst gleichsam das Bett, in dem der Strom des Christenthums seinen vollen Lauf findet. Wie schon erwähnt, nur in größeren Zahlen finden sich die Schánár zum Uebertritt bereit. Hat eine ganze Dorfschaft den Schritt gethan, „so bildet sie sogleich ein christliches Gemeinwesen, in dem Kirche und Staat aufs engste verschmolzen sind". Der Katechet wird der Rathgeber des Ortsvorstehers, und der auf der Hauptstation wohnende Missionar ist der Inspektor aller ringsumher zerstreuten Gemeinden. Die Ortsvorsteher befassen sich nicht nur mit Schlichtung bürgerlicher und geselliger Streitigkeiten im Dorfe, sondern dringen auch auf christliche Ordnung und Kirchenzucht, auf regelmäßigen Schulbesuch der Kinder, auf fleißige Benutzung des Gottesdienstes und helfen die Beiträge für religiöse und wohlthätige Zwecke einsammeln. Sie werden von der Gemeinde gewählt, aber von dem Missionar bestätigt; das Amt ist übrigens meistentheils erblich, obgleich darauf gehalten wird, daß kein unwürdiges Glied der betreffenden Familie damit betraut wird. Unter dem Margosabaume im Dorfe, wo wir vorher die fleißigen Spinnerinnen sahen, wird, so oft eine Sache vorliegt, die Gemeinde zusammengerufen und die Entscheidung getroffen. Als höhere Instanz bleibt der Missionar, an den appellirt wird. Um den letzteren nicht mit äußeren Sachen zu belästigen, war auf einer der Hauptstationen ein Panchayat (Quinquevirat), eine Art Appellationshof, eingerichtet.

Diese Verknüpfung des Bürgerlichen und Kirchlichen hat eine und die andere eigenthümliche Einrichtung hervorgerufen: z. B. die Eröffnung der jährlichen Arbeitszeit an der Palmyra durch einen feierlichen Gottesdienst, bei dem die Geräthschaften vor der Kirche niedergelegt und nach dem Schlusse von dem Missionar jedem Arbeiter mit einer Ermahnung aus Gottes Wort eingehändigt werden. Dann ist die Ernte eröffnet, und sofort besteigen die Männer die nächsten Palmen.

In vielen Fällen tritt freilich nur ein Theil der Dorfbewohner über, und die alten Ortsvorsteher vertreten die heidnische Gegenpartei. Die kleine Christenschaar organisirt sich aber sofort und wählt einen Vorsteher, dem alsbald ein von dem Missionar angestellter Lehrer oder Katechet an die Seite tritt. Dann beginnt erst der Unterricht und die Vorbereitung auf die Taufe, welche hernach aber nur denen, die nach eingehender Prüfung dazu tüchtig erscheinen, ertheilt wird. Zu einer Hauptstation gehören wohl 20—40 solche Christengemeinden, und der Missionar hat reichliche Arbeit in diesem weiten Berufskreise.

Verschiedene Züge, die für die Zustände der Tinnevelli-Christen charakteristisch sind, können wir, da unser Raum zu Ende geht, nur kurz berühren. Dahin gehört die Opferwilligkeit, die im Verhältniß zu den durchschnittlich sehr geringen Einnahmen meistens recht bedeutend ist. Ferner die zunehmende Selbständigkeit. Die Missionsgesellschaft kann ihren bisher für die Gemeinden gemachten Aufwand am Gehalt der Lehrer und Prediger immer mehr zurückziehen, und die Zeit kommt näher und näher, daß die heranwachsende Pflanze frei der weiteren Entwicklung überlassen werden kann. Manche Christendörfer stehen schon unter Leitung ihrer Pastoren, ohne daß ein Missionar in die regelmäßige Thätigkeit des geistlichen Amtes einzugreifen braucht.

Dann aber hat die kirchliche Verfassung gute Fortschritte gemacht in der Bildung von Synoden (Sangam) für jeden Distrikt und einer Provinzialsynode für die verschiedenen Distrikte der C. M. S.; auch die der S. P. G. haben eine solche. Diese Körperschaften, in denen die Laien vertreten sind, üben bereits einen weitgehenden Einfluß. Daß die Tinnevelli-Kirche anglikanisches Gepräge trägt, versteht sich von selbst. Da diese Kirchenreform im bischöflichen Amte gipfelt, so kann man es nur für einen Fortschritt ansehen, daß über das Gebiet jeder der beiden dort arbeitenden Gesellschaften in jüngster Zeit ein Bischof eingesetzt ist, indem ein paar der ältesten Missionare (Dr. Sargent, C. M. S. und Dr. Caldwell, S. P. G.) konsekrirt wurden.

Die Heranbildung der Lehrer, Katecheten und Pastoren für ein so ausgedehntes Gebiet ist keine leichte Sache, und es ließe sich manches von Schwierigkeiten und trüben Erfahrungen in dieser Beziehung sagen. Grade aber auch hierin sind die Fortschritte nicht zu verkennen. Die Ausbildung der jungen Leute in den Seminaren ist eine sorgfältige. Manche Feinde der Mission übrigens würden sich sehr wundern, wenn sie anstatt einer muckerhaften Abrichtung auf dem Seminar in Palamkotta jenen freien, frischen Ton fänden, der sich in der hervorragenden Stellung bekundet, welche dem Turnen und athletischen Spielen an dieser Anstalt eingeräumt wird; während auch ein Musiker von nicht geringen Ansprüchen durch die Leistungen der Zöglinge zu Sawyerpuram überrascht sein dürfte. — Jedenfalls läßt sich mit gutem Grunde behaupten, daß im ganzen schon ein gediegener geistlicher Stand in Tinnevelli vorhanden ist. [1])

Viel wäre noch zu sagen, wollten wir nach allen Seiten hin die Zustände der Kirche in Tinnevelli eingehend beleuchten. Wir mußten uns hier jedoch auf die hauptsächlichsten Züge beschränken und hatten besonders die weit überwiegenden Schânargemeinden im Auge. Eine generalisirende Anwendung dieser Darstellung auf alle einzelnen Theile würde vielfach nicht zutreffen; denn wenn auch sehr in Minderzahl, so gibt es doch in Tinnevelli auch Bekehrte aus andern Kasten, namentlich Pareiyar und Pallar. Die letzteren, von altersher sehr tief stehend und verkommen, machen auch nach ihrem Uebertritte meistens der Mission noch schwere Arbeit. Namentlich zeigt sich unter ihnen die Zersplitterung in Kasten (nach den verschiedenen von ihnen gebauten Getreidearten), die der Zusammenschmelzung zu einer christlichen Gemeinde viel Schwierigkeiten macht.

Wir haben hier jedoch nicht blos auf die bereits dem Christenthum gewonnenen Schaaren, sondern auch auf die Heiden in Tinnevelli hinzublicken. Es sind derer doch noch so viele, daß, trotz aller bereits gehabten Erfolge, der Mission noch auf lange Zeit bedeutende

---

[1]) Erfolgreicher noch würde es freilich sein, wenn, wie dies bei den Kolh sich so wirksam bewies, die Gemeindeältesten selbst, unbeschadet mangelhafterer Bildung, als Träger des Christenthums in ihren Kreisen hervorträten. In Tinnevelli scheinen sie mehr nur die äußere Seite der kirchlichen Ordnung zu vertreten.

Aufgaben bleiben. Für die höheren Kasten und die Bevölkerung der großen Städte, die hier weniger zahlreich sind, geschieht ja manches durch Unterricht, durch die Presse und sonst, wie auf andern indischen Missionsgebieten, und auch diese Arbeit trägt ja immer dann und wann einzelne Früchte. Wichtiger aber ist, was für die Landbevölkerung, namentlich für die heidnischen Schânâr, gethan wird, die ja zu den christlichen noch immer etwa in dem Verhältniß stehen wie 15 : 1. Eine längere Zeit hindurch war für den nördlichen Theil des Landes eine systematische Reisepredigt organisirt worden, in der ein paar Missionare den größeren Theil des Jahres in Zelten lebend thätig waren. Doch hat sich diese Methode wohl nicht den aufgewendeten Kräften angemessen bewährt. Schon seit 1865 wurde sie nach etwa zehnjährigem Bestehen aufgegeben, nachdem in dem betreffenden Distrikte eine Anzahl von Gemeinden gesammelt und eine Hauptstation angelegt worden war. Die halieutische Thätigkeit scheint jetzt mehr durch eingeborne Katecheten geübt zu werden. In den letzten Jahren wurden je 3—400 Erwachsene in den Distrikten der C. M. S. und 2—300 in denen der S. P. G.[1]) getauft; die Zahl der getauften Kinder beläuft sich zusammen etwa auf 14—1600. Für die weitere Ausbreitung des Evangeliums in Tinnevelli dürfte aber immer Bischof Cottons Bemerkung in der Erinnerung zu halten sein, der einen Hauptgrund für die Erfolge der dortigen Mission darin sah, daß sich hier die Missionare nicht in den Städten, sondern im Herzen des Landes, mitten unter der Landbevölkerung niedergelassen haben. Mag es sehr erfreulich sein, daß die meisten der gesammelten Gemeinden von eingebornen Predigern und Pastoren bedient werden, so ist es doch nicht recht, daß die Zahl der europäischen Arbeiter vermindert wird, so lange noch so große Massen von Heiden als Missionsaufgabe vorhanden sind. Wir zweifeln keineswegs an der Lebensfähigkeit der jungen Kirche in Tinnevelli. Selbst wenn sämmtliche Missionare und die letzte Spur von britischem Einflusse weggenommen würde, könnte man ohne Bangen ihrem Schicksale entgegensehen (wenn freilich ihre Entwicklung für diesen Fall minder leicht von statten gehen dürfte). Aber daß die jetzt christlichen Schânâr ohne auswärtige Beihülfe die große Masse ihrer heidnischen Landsleute zum Eintritt in die Kirche bewegen würden, darf man nicht erwarten. Schon jetzt zeigt sich vielfach der Zustand, daß christliche und heidnische Schânâr den modus vivendi gefunden haben, daß jene von diesen als eine besondere Kaste ohne Anfeindung tolerirt werden, während die Christen zwar mit einigem Bedauern auf die andern blicken, doch in der Resignation, daß sie nun einmal sich dem Evangelium nicht zuwenden wollen. Soll die christliche Kirche in Tinnevelli ihre Grenzpfähle weiter stecken, so bedarf es jetzt nicht minder als vor Jahrzehnten treuer Arbeit europäischer Missionare unter den Heiden, und zwar solcher, die, wie der Bischof schrieb, „im

[1]) Während der Korrektur erhalte ich die Notiz, daß Bischof Caldwell über eine außergewöhnliche Bewegung unter den Eingebornen berichtet. Nicht weniger als 16 000 Personen haben sich aufs neue dem Christenthume angeschlossen.

Herzen des Landes, mitten unter den Landleuten" leben und wirken. In vielen großen Städten Indiens gibt es Missionare, die mit Kummer ein Jahr wie das andre berichten müssen, daß sie keine Seele zum Volke des Herrn geführt haben, oder höchstens einmal von einzelnen Bekehrten erzählen können, meist solchen, die nicht als einheimische Pflanzen in dem Volksleben des betreffenden Distrikts wurzelten. Mit derselben treuen Arbeit, derselben hingebenden und selbstverleugnenden Liebe, die dort vergebens aufgewendet zu werden scheint, würde jeder von ihnen unter den Schânâr jährlich gewiß seine hundert und vielleicht hunderte von Seelen gewinnen können. Möchten die Gesellschaften es verstehen, daß ihre Arbeiter einen angemessenern Platz haben zwischen den armseligen Hütten der Palmbauern, als bei den glänzenden Tempeln der stolzen Brahmânen.

13. Das mittlere und nördliche Tamilgebiet.

a. Land und Leute.[1])

Wandern wir von dem so eben besprochenen südlichsten Theil des Tamillandes nach Norden zu, so betreten wir zunächst den Mâdurâdistrikt. Hier kommen wir auf klassischen Boden. Hier herrschten die alten Pandyakönige, die schon im Mahâbhârata vorkommen und auch von Ptolemäus erwähnt werden. Hier ist die Wiege der reichen Tamilliteratur und der weit ausgedehnten südindischen Kultur, die aus arischer Befruchtung des dravidischen Wesens erwuchs. Daher ist Mâdurâ noch jetzt als heiliges Land geachtet. Die zugehörige Insel Râmêçwaram, ein Ueberbleibsel jener Brücke, die Hanumân nach Ceylon baute, ist ein Wallfahrtsort, der nicht weit hinter Benares an Heiligkeit zurücksteht. Diese sandige Erdscholle ist das Paradies der südlichen Brahmânen. Flach wie die Insel ist auch der Süden und Osten des Landes, zum Theil unergiebiger Sandboden; nur durch zahlreiche künstliche Teiche ist viel Acker fruchtbar gemacht worden. Im Westen und Norden aber finden wir Gebirgsland. Theils erheben sich Hügel und kühne einzelne Felsen, theils strecken sich weithin langgezogene Bergketten. Mitten aber in diesen Gebirgszügen, den Palnê-*(Pulney-)* Bergen, streckt sich das überaus fruchtbare Thal von Dindigal hin. Die Bevölkerung vertheilt sich so, daß auf 76 Çudra drei Brahmânen, 16 Pareiyar (Paria) oder Pallar und fünf Muhammedaner kommen. Die Katholiken — Roberto de' Nobili betrieb ja hier seine zweifelhafte Wirksamkeit — bilden etwa den 40. Theil der Bevölkerung.

„Ungefähr ein Achtel der Gesammtbevölkerung beschäftigt sich mit der Bebauung des Landes, das in den Händen der Brahmânen und Çudra ist. Die Pallar müssen als eine Art Leibeigene ihren Schweiß dazu hergeben. Die letzteren ausgenommen haicht alles nach einem Dienste oder Dienstchen. Der Paria zieht dem sauren Lastträgergeschäfte die Bedientenstelle bei einem Europäer vor. Der Muhammedaner, der hier sein Hindostani meist vergessen hat, bringt es selten über

[1]) Graul, Reise IV, S. 113 ff.

den Polizeisoldaten hinaus. Die wichtigsten öffentlichen Aemter sind in den Händen der Brahmânen, die, obgleich meist wohlhabend und unabhängig, doch um einen geringen Gehalt ihre Freiheit verkaufen und sich nach der Schreiberstube drängen, als handelte es sich um eine Ministerstelle. Uebrigens sind sie meist wohl bewandert in der Tamil-, Telugu- und Mahrâttaliteratur."

Steigen wir von den Palnêbergen nach Nordosten herab, so gelangen wir an die zu einem mächtigen Strome angewachsene Kâvêri, die bei der großen Stadt Tritschinâpalli[1]) *(Trichinopoly)* (welche einen für Handel und militärische Angelegenheiten wichtigen Knotenpunkt großer Verkehrsstraßen bildet), sich in das weite Delta zu zerspalten beginnt. Der Hauptstrom wendet sich nach Norden unter dem Namen Kolerûn. Südlich von diesem ist das Land von einem Netzwerk von Nebenarmen und tausenden von Kanälen durchzogen, die den doppelten Wassersegen sowohl des West- als auch des Ostmonsûns allenthalben hinführen. Es ist namentlich der Tandschaurdistrikt, der seit alten Zeiten den Namen Punanâttu (Wasserland) führt und die Kornkammer für einen großen Theil Südindiens bildet. „Im Monat Januar namentlich, nachdem der Nordost-Monsûn seine Fluten ergossen hat, entfaltet das Land seine ganze Fülle. Der üppige Schmuck, den es dann anlegt, blendet das Auge. Nichts als grüne Reisfelder und schmucke Baumgruppen; kein Winkelchen unbebaut. Die 6025 Ortschaften liegen romantisch darüber hingestreut, und zwar so im Grün versteckt, daß nur die emporragenden Pagoden sie aus der Ferne verrathen. Das Land ist nämlich von alter Zeit her mit Pagoden, Tempeln und Tempelchen wie übersäet, und zahlreiche Ruhehäuser an den Straßen bezeugen den lebendigsten Verkehr. Die beiden wichtigsten Städte sind Tandschaur *(Tanjore)* und Nagapatam, welche letztere den Handelsverkehr mit Ceylon vermittelt. Dieser Distrikt bildet den Haupttheil des einst mächtigen, im 16. Jahrhundert von den Muhammedanern zerstörten Tscholareiches, von dem die ganze Küste den aus Tschola Mandala entstellten Namen Koromandel erhalten hat. Auch war hier das Arbeitsfeld der ersten evangelischen Mission.

Wie das Tamilland durch die breite Oeffnung in der Kette der Westghâts mit Malabar in Verbindung steht, ist oben schon erwähnt worden. Dort schließt sich der Koimbatûrdistrikt an, der sich im Norden bis an die Grenze des kanaresischen Gebiets erstreckt. Die vorwiegend Ackerbau treibende Bevölkerung befindet sich im Wohlstand, auch wird viel Weberei getrieben. Die von der Westküste kommende Eisenbahn durchschneidet diesen Distrikt und führt uns über die Kâvêri in den von Çelâm. Es ist charakteristisch für die angloindische Orthographie, daß dieser Name hartnäckig Salem geschrieben wird. „Vier Gebirgsgruppen von 5—6000 Fuß Höhe und außerdem noch manche einzelne Hügel durchziehen das Land nach allen Richtungen und beschenken es mit kostbaren Zimmerhölzern, dem unverwüstlichen Tik, dem wohlriechenden Sandel- und dem geschätzten Ebenholz. So ist denn ein Fünftel des ganzen Distrikts Hügelland und nur etwa ein

[1]) Genauer: Tirutschtschinâpalli.

Viertel des gesammten Flächenraums wird bebaut." Neben dem Ackerbau blühen die Handwerke und der Handel, besonders Eisen- und Stahlwaaren. Die Schervaroiberge in der Nähe von Çelâm, obwohl den Nilagiri weit nachstehend, werden vielfach als Gesundheitsstation benutzt.

Weiter führt uns die Bahn, nachdem sie einen Zweig nach der großen Militärstation Bangalûr entsendet hat, nach der alten muhammedanischen Hauptstadt Arkot (Arkâdu), in der auch jetzt noch viele Muslims leben. Der zugehörige Distrikt, der in Nord- und Südarkot getheilt ist, erstreckt sich in dieser wie in jener Richtung bis ans Meer und umschließt so den Distrikt von Tschinglepat, der das mittlere Küstengebiet einnimmt. Obgleich an der Küste sandig und im Innern theils von Gebirgen, theils auch von großen Waldstrecken durchsetzt, ist das Land doch reich an Feld- und Gartenfrüchten. Die Fruchtbarkeit wird auch hier durch künstliche Wasserbehälter, deren in der südlichen Abtheilung über 3000 vorhanden sind, erhalten. Mehrere berühmte Heiligthümer und Wallfahrtsplätze sind bemerkenswerth, wie im Norden das dem Vischnu geweihte Tiruputti und im äußersten Süden, nicht weit von Kolerûn, das Çivaheiligthum zu Sidambaram (*Chellumbrum*), dessen Glanz freilich sehr verblichen ist. Statt mehrerer tausend Brahmânen sind jetzt nur ein paar hundert da, und diese sehr verarmt.

Der schon erwähnte Küstendistrikt Tschinglepat hat meist sandigen Boden. „Hügelreihen streifen das Land; losgerissene Granitmassen starren hie und da aus den nackten Feldern empor; niedriges Dornengebüsch wuchert allenthalben umher. Hier muß auch wieder die steife Palmyra aushelfen, die mit ihren Wurzeln bis 40 Fuß und darüber in die Tiefe dringt und sicher die verborgenen Wasserquellen findet. Trotz der Dürftigkeit dieses Distrikts verdankt der Markt von Madrâs demselben doch einen Theil seiner Vorräthe, namentlich Feuerholz, Früchte und Gemüse. „Die Kunst hat an mehr als einem Orte ihr möglichstes gethan, dem natürlichen Wassermangel abzuhelfen. Bekannt ist der gewaltige Teich, der nicht weniger als 25 000 Acres Landes wässert." In neuerer Zeit könnte viel mehr geschehen, um durch ähnliche Anlagen dem Lande aufzuhelfen.

In diesem Distrikte liegt die Hauptstadt der Präsidentschaft, welche fast das ganze südliche Indien umfaßt: Madrâs. Wie die beiden andern Hauptstädte war auch Madrâs noch vor wenig mehr als 100 Jahren ein unbedeutender Fischerort. Erst durch die Engländer, denen er 1763 vom Nawâb von Arkot abgetreten wurde, ist es zur Großstadt geworden. Die Lage am offenen Meere könnte nicht ungünstiger für die Schiffahrt gewählt sein. Während des Nordostmonsûns ist überhaupt eine Landung unmöglich. Zu andern Zeiten aber kann man auch nur mit besonderen Boten über die furchtbare Brandung von dem weit draußen ankernden Schiffe ans Ufer kommen, und ohne Durchnässung der Passagiere geht es nicht ab. Die Stadt hat 397 000 Einwohner und streckt sich bei drei Viertel Meile Breite fast zwei Meilen lang am Strande hin. In der Mitte liegt das alte

Fort St. George, umgeben von der Esplanade, über die man im Norden, am Strande, zu einer Reihe ansehnlicher öffentlicher Gebäude gelangt, unter denen sich auch die der schottischen Freikirche gehörigen imponirend hervorthun. Im Hintergrund aber liegt die Stadt der Eingebornen, Blacktown, mit ihren unansehnlichen Lehmhütten. Gehen wir am Strande weiter, so kommen wir an den Bahnhof, von dem man nach Bombay und nach Beipur reisen kann. Jenseits desselben liegt die schmutzige und ungesunde Vorstadt Rayapuram. Wenden wir uns von dort die Blacktown umwandernd nach Süden, so führt unser Weg durch einen Park, der jene von dem weitläufig gebauten und von schönen Gärten durchzogenen Stadttheil Vêpêri trennt, an den sich im Westen die Vorstadt Parsavâkum anschließt. Dann haben wir einen Fluß, den Kuam, zu überschreiten, der sich zwischen Gärten und Villen in breiten Windungen hinschlängelt und in der Nähe des Forts eine große Insel bildet. Ihr gegenüber liegt der Stadttheil Tschintadripetta, auf den weiter nach Süden Triplikane folgt, das vom Strande durch die luxuriösen Gärten mit dem Palast des Nawâb von Karnâtak getrennt wird. Noch weiter nach Süden kommt man endlich an die Stadt Mêlapûr (St. Thomé) mit der alten Thomaskirche.

Außer der Hauptstadt erwähnen wir als einen merkwürdigen Ort das alte Mahabalipuram mit seinen Felsentempeln.

Nachträglich aber haben wir noch eines unabhängigen kleinen Staates im Tamilgebiete Erwähnung zu thun: des kleinen Reiches Pudukota, südlich von Tritschinapalli. Es umfaßt 64 □Meilen mit 316 000 Einwohnern. Ein ganzes Drittheil des Landes ist noch mit dichtem Dschangel bedeckt. Der Rädscha führt den Titel „Tondaman". Seine Unterthanen, wahrscheinlich früher Soldaten, heißen Kaller, d. i. Räuber. Früher mögen sie, unterstützt von den Wildnissen des Landes, dies schlechte Geschäft auch betrieben haben; in neuerer Zeit herrscht volle Sicherheit.

Das ist ein ungefährer Ueberblick über das Tamilland, so weit es uns in diesem Abschnitte beschäftigt. Im ganzen (inkl. Tinnevelli) beläuft sich die Tamilbevölkerung auf acht Millionen. „Da es im Systeme Englands liegt, die indischen Manufakturen in keiner Weise zu begünstigen, die über alle Maßen kostspielige Verwaltung aber eine Verringerung der ungeheuren Abgaben, die auf dem Grundbesitz lasten, schwer zuläßt, so ist der Zustand dieses von Natur so hoch gesegneten Landes im allgemeinen kein beneidenswerther. Die Grundbesitzer gerathen immer tiefer in Schulden; ja manches Stück Land liegt aus keinem andern Grunde gradezu brach, als weil sich die Bearbeitung desselben bei den hohen Abgaben nicht bezahlen würde. Das Land hat z. B. im Tandschaurdistrikt, möchte man sagen, fast gar keinen Werth. Nimmt man dazu, daß sämmtliche acht Millionen unter blos 10 Hauptkollektoren, denen außer der Oberaufsicht über die Steuern auch die Oberaufsicht über die polizeilichen Angelegenheiten zusteht, vertheilt sind, bedenkt man ferner, daß die eingeborne Gerichtspflege die allerniedrigste Stufe einnimmt und im Durchschnitt auf jeden Kollektor

nur ein europäischer Richter kommt, der der Sprache des Landes gar selten Meister ist: so kann man sich denken, wie es in dieser Beziehung um das Tamulenvolk stehen mag, besonders da das indische Erbfolgegesetz höchst ungenügend ist und ein großer Theil des Volkes weder lesen noch schreiben kann." So schrieb Graul vor dreißig Jahren. In manchen Stücken mag es ja bisher wohl etwas besser geworden sein, im ganzen jedoch scheint auch jetzt noch das Land von befriedigenden Verhältnissen ziemlich weit entfernt zu sein.

Auf die religiösen Verhältnisse dieses Gebietes, die Mischung des Dämonendienstes mit Elementen des Brahmanismus, den Streit der Vischnu- und Çivaverehrer,[1]) der oft bis zu blutigen Thätlichkeiten kommt, die Spuren von Einflüssen des Buddhismus,[2]) der einst hier seine Herrschaft hatte u. s. w., können wir hier nicht genauer eingehen. Im ganzen finden wir auch hier die gleichen Züge, wie sie uns in andern Gegenden Südindiens entgegentreten. Der krasse Dämonendienst scheint nicht in der Ausdehnung vorzukommen, wie auf der Westküste. Auch der Kastenunterschied ist hier nicht so schroff wie dort ausgeprägt; von der dort so genau bestimmten atmosphärischen Verunreinigung ist hier kaum die Rede. Die Trennung der Kasten bezieht sich wesentlich auf das Verbot des Zusammenessens und der Zwischenheirathen.

Die Zahl der arischen Einwanderer muß einst auch hier verhältnißmäßig recht gering gewesen sein; denn es finden sich unter den vielen Abtheilungen der Tamilbrahmanen manche so schwarz, daß sie einem Pareiyan nicht nachstehen. Von der Beschäftigung der Brahmanen macht man sich leicht eine unrichtige Vorstellung. Nur ein Theil derselben sind Tempelbrahmanen, die von den oft bedeutenden Tempelpfründen ihre Einkünfte haben, und denen das Volk noch außerdem den Reis in den Mund steckt. „Die übrigen, denen es nicht so wohl wird, sehen eben, wie sie sich am besten durchbringen. Der eine singt den Preis seines Gottes an heiligen und nicht heiligen Orten, der andre sammelt sich als Guru eine Art Gemeinde, für die er namentlich an Freuden- und Trauerfesten die üblichen Gebräuche gegen die üblichen Gebühren verrichtet; dieser trägt auf dem Markte und in den öffentlichen Ruhehäusern die beliebtesten Volksgeschichten vor; jener rezitirt klassische Gedichte oder lehrt Grammatik, Logik, Philosophie und Rhetorik. Der Rhetoriker (Alangkari) genießt beiläufig einer solchen Ehre, daß ihm in Gesellschaft der gastliche Betel besonders gereicht wird. Manchem schmeckt ein wanderndes Bettelleben am besten; viele bauen den Acker, einige treiben Handel; alle aber, die nur einigermaßen strebsamen Geistes sind, betrachten das Bureau als den Gipfel ihrer irdischen Glückseligkeit: was geht doch über ein festes Gehalt aus dem Geldkasten der Sri Kompaniar, in welchen die Eingebornen die Schatzkammer des Gottes Kuvera — des indischen Plutus

[1]) Im Tamilgebiete überwiegt weit der Çivadienst.

[2]) Die bedeutende Originalliteratur des Tamil trägt fast durchweg buddhistische Färbung.

— sehen; die Ehre ungerechnet. — Am unwissendsten und deshalb auch am verachtetsten sind die Tempelbrahmänen mit ihren dummen, gemeinen Gesichtern und dem rundlichen Bauche." Betrachten wir noch ein paar Züge aus dem Leben der Brahmänen.

„Ein Stündchen etwa, bevor sich der Sonnengott erhebt, verläßt der Erdengott, der Brahmâne, sein Lager — und putzt sich seine Zähne." Natürlich begeht er dabei nicht die Sünde der Europäer (die so viel beiträgt, ihm letztere verabscheuungswürdig zu machen), Schweineborsten in seinen Mund zu stecken. Er bedient sich dabei des Akazienholzes. Gegen Sonnenaufgang eilt er zum Wasser, um dem armen Sonnengotte beizuspringen, dem die bösen Dämonen gleich am Anfang seiner Laufbahn in die Zügel fallen. Das Wasser nämlich, das der badende Brahmâne, sein Angesicht der Sonne zukehrend, in die Hand faßt und über sich spritzt, sammelt sich gleichsam zu einem mächtigen Streitheere, vor dem die bösen Dämonen, die der Welt das liebe Sonnenlicht nicht gönnen, die Flucht ergreifen. Derselbe Kampf entspinnt sich wieder um Mittag, wo der Sonnenwagen den Scheitelpunkt erreicht, sowie am Abend, wo die 7 Sonnenpferde zur Rüste gehen. Da helfen denn die Erdengötter den himmlischen Kampf zum Besten der Erde wiederum ausfechten. Kein Wunder daher, daß das Haupt auch des ärmsten, unwissendsten und lasterhaftesten Brahmänen ein unaustilgbarer Heiligenschein umgibt.

„Drei Stücke gehören zu einem vollständigen Brahmänen: die Lesung der Vêda, die Haarlocke und die aus 21 (Baumwollen-) Fäden bereitete heilige Schnur, das Abzeichen der Zweigebornen (Dwischa). Mit der letzteren vermählt man sich im 5. oder 7. Lebensjahre. (Die Feier heißt in Nordindien Punardschanma und bezeichnet den Beginn der Brahmänenheiligkeit). Dann wird das heilige Feuer geschürt und die heilige Schnur davor aufgehängt. Die dazu geladenen Brahmänen murmeln ihre Formeln her und berühren segnend die Schnur. Das letztere thun auch die verheiratheten Frauen aus der Verwandtschaft. Endlich wird sie dem jungen Brahmänen angelegt und mit ihr zugleich das heilige Saffrangewand. Derselbe darf nun an das Lesen der 4 Geheimnisse, d. i. der Vêda, gehen."

Die Hochzeitsgebräuche, obgleich von den obengeschilderten abweichend, übergehen wir und bemerken nur, daß das bereits erwähnte Abzeichen der verheiratheten Frau, die Täli (dem Ringe entsprechend), auch von den Tamilchristenfrauen und zwar in Kreuzform getragen wird, daher Siluvei-Täli genannt. In Tinnevelli und Travankôr (?) herrscht bei den Heiden die Sanku- (Muschel-) Täli vor.

Noch werfen wir einen Blick auf die Leichenfeier. „Liegt der Vater im Sterben, so holt man schnell einen Brahmänen, der gegen das übliche Geschenk an Geld oder an Geldeswerth das heilige Feuer unter Gebet anzündet. Die Verwandten schaffen die Leiche hinweg; der Sohn aber schreitet, einen Topf mit Feuer tragend, dem Leichenzuge voran. Dort hat der dazu bestellte Paria bereits einen Scheiterhaufen aus 2000 Stück getrockneten Kuhdüngers aufgeschichtet. Man umschreitet denselben dreimal und legt die Leiche darauf. Nun wird der Sohn von Kopf bis zu Fuß geschoren, und nachdem er gebadet, zündet er dem Rudra als dem Gotte des Leichenackers ein Opferfeuer an und spritzt unter Gebeten Oel und Wasser darein. Darauf nimmt er ein Gefäß mit Wasser auf die Schulter und umkreist die Leiche von der Rechten zur Linken und umgekehrt. — Zuletzt legt er den Feuerbrand dem Leichnam zu Häupten. Der dazu Verordnete aber wendet den brennenden Leichnam von Zeit zu Zeit um und darf nicht eher von der Stelle weichen, als bis dieser ganz zu Asche geworden ist. Am nächsten Tage sammelt er die Gebeine in ein Gefäß, netzt sie mit Milch und versenkt sie in fließendes Wasser. War der Verstorbene ein begüterter Mann, so behält vielleicht der Sohn einiges Gebein zurück und befördert es durch die Hand eines Brahmänen entweder nach Benares oder nach Ramêçwaram, dem Benares des Südens. Da kann der Verstorbene die Himmelspforte nicht verfehlen. Wie wichtig daher, daß man sich vor allen Dingen auf Erden Schätze sammle, wenn man wünscht, daß einem hernach der Himmel unfehlbar zufalle!"[1])

[1]) Graul IV, S. 158 f., 160 f.

Man darf übrigens nicht meinen, daß der Brahmâne überall an seinem Herkommen festhält. Es gibt viele, die z. B. dem so hart verpönten Feuertranke huldigen. Nach Manu, wenn ich nicht irre, kann diese Sünde nur dadurch gesühnt werden, daß sich der Trinker mit kochendem Kuhharn zu Tode martert. Auch gibt es Zweigeborne, die — allerdings gegen ungeheure Summen — ihre Töchter an die verhaßten Europäer verkuppeln. So finden sich unter ihnen genug Freidenker, die nur um der andern willen heuchlerischerweise alle ihre Formen beobachten.

Die Çudra haben auch bei den Tamulen nicht die verachtete Stellung wie in Nordindien. Unter den vielen Abtheilungen, in die sie zerfallen, gibt es sogar einige, welche die heilige Schnur tragen. Vielfach deutet die hellere Farbe auf Mischung mit arischem Blute. Durch ihren Reichthum thun sich die Vanicher, Kaufleute, hervor. Neben ihnen haben auch die Vêllâler, Vertreter des Ackerbaus, eine angesehene Stellung. Diese Abtheilungen sind selbstverständlich in viele kleinere Abtheilungen gespalten, wie auch die folgende Klasse der Ideyer, die nicht weniger als acht Abtheilungen zählen, deren jede wieder in 18 Unterabtheilungen sich zersplittert. Während die erstgenannten Çudraklassen strenge Çivaiten sind, verehren die Hirten den Vischnu, besonders als Krischna.

Das diesem heilige Fest wird von ihnen besonders gefeiert. Man pflanzt zu dem Ende eine große Stange auf, befestigt an der Spitze derselben ein Stricknetz, stellt ein Gefäß mit geronnener Milch hinein und bindet mehrere Geldstücke daran. An dieser mit Oel und andern fettigen Substanzen bestrichenen Stange muß jemand hinanklettern, um die oben aufgehängten Sachen herunterzuholen. Die Prozession begibt sich unter klingendem Spiele dahin. Man deklamirt zuerst die Geschichten Krischna's her, wie er in der Hirtenkaste geboren wurde, die Butter stahl, einen Baum erkletterte u. s. w. Darauf nimmt man eine lederne Spritze, füllt sie mit saffrangefärbtem Wasser und spritzt unter allgemeinem Gelächter auf denjenigen los, der die Stange erklettert. Diese Feierlichkeit sagt dem tamulischen Volksgeschmacke so zu, daß man sie auch bei einigen Çivatempeln nachzumachen keinen Anstand nimmt.

Wenn manche Abtheilungen der eben genannten Kasten den Rang der Vaiçya beanspruchen, so folgen einige andre, die sich für Kschatriya ausgeben und deren Vorfahren jedenfalls dem Kriegshandwerk oblagen. Dahin gehören die Akampadier, die Kaller und die Maraver. Kallen bedeutet Dieb. Ihr früheres Heldenthum ist wohl nach und nach zum Raubritterthum geworden und zuletzt zum Diebeshandwerk heruntergekommen. Ihr Hauptfest, das besonders von einer ihrer Abtheilungen mit blutigen und unblutigen Opfern und berauschenden Getränken großartig gefeiert wird, trägt einen wilden kriegerischen Charakter. Es ist das Ochsenbandfest, bei dem starken Ochsen Geld und andre Dinge um die geschmückten Hörner gebunden werden. Dann macht man sie mit Schreien und Trommeln möglichst scheu, und nun ringen die, welche nach Ruhm verlangen, mit den wüthenden Thieren, um jene Sachen zu erlangen, auf die Gefahr hin, von ihnen gespießt zu werden. Bei den Kallern wie bei den Akampadiern gibt es eine Art Geheimehe (Kalavu), die ohne die üblichen öffentlichen Ceremonien geschlossen wird und natürlich das Familienleben

sehr schädigt. Sie mag aus den lockern Verhältnissen des alten Kriegshandwerks herkommen.

Die Maraver hausen besonders im Gebiete von Ramnad. Es ist eine unfruchtbare Gegend, Paleiland, so genannt nach der dort wachsenden Paleipflanze (Asclepias voluhilis). „Die Nahrung eines solchen Landstrichs besteht in Erbetteltem und aus fruchtbaren Gegenden Gestohlenem, und die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist das Plündern am hellen Tage." Diese alte Beschreibung trifft freilich nicht mehr zu, da auch jener karge Boden durch menschlichen Fleiß mehr und mehr in Kultur gebracht wird. Noch immer hegen die Maraver ihren ritterlichen Ahnenstolz, obgleich ein Theil von ihnen selbst zu einer hörigen Kaste herabgesunken ist. Wie schon im vorigen Abschnitte bemerkt, sind sie vielfach die Dorfwächter.

Weiter folgen dann die Handwerkerkasten (Pantschakammaler, Fünfgewerker, Arbeiter in Eisen, Holz, Kupfer, Gold und Stein), die sich zwar viel auf ihren Rang einbilden, doch zu den sogenannten Kasten der linken Hand gehören. Die Kuyaver (Töpfer) und Salier (Ç—? reiche Weber) bilden besondere Kasten. Dann gibt es eine ganze Reihe zigeunerartig umherziehender Kasten, wie die Kuraver, die Körbe flechten, Vögel fangen, Schlangen zähmen, wahrsagen u. s. w. Andrer Art sind die Vannâr (Wäscher), Ampadder (Barbiere) u. a., die ziemlich tief auf der sozialen Stufenleiter stehen. Die Barbiere sind zugleich Aerzte, während die Frauen Hebammendienste thun. Ihre Töchter werden oft Tempeldirnen.

Wir müssen jedoch eine ganze Anzahl von Kasten überschlagen, um auf diejenige zu kommen, welche für die Mission bis jetzt am wichtigsten geworden ist: die Pareiyar[1]) oder, wie man sie gewöhnlich nennt, die Paria. Es wird uns sofort klar werden, wie irrthümlich dieser Name bei uns gewöhnlich gebraucht wird. Graul (IV, 189 f.) sagt über sie Folgendes:

Weil die Çudra zum Theil in die Rechte und Pflichten der Vaiçya eintraten, so rückten hinwiederum die Paria an die Stelle, die Manu den Çudra zugedacht und zwar in sofern noch höher, als hier von einem irgend wie unfreien Dienstverhältnisse von vornherein auch nicht im entferntesten die Rede ist. Daher, obschon zu den Untersten gehörig, haben sie doch im Tamulenlande eine gewisse bürgerliche Ehre. Ihr Ehrenname ist Petta Pillei (Kind vom Hause). Damit wird ihr Verhältniß zu den Çudra angedeutet, das sich in jenem Ehrentitel allerdings etwas zärtlicher ausnimmt als in der Wirklichkeit. Zu dem Titel kamen dann noch 18 Ehrenzeichen, mit denen sie, falls es nicht an Lust und Mitteln dazu fehlt, bei festlichen Gelegenheiten paradiren dürfen, als z. B. ein weißer Schirm, ein weißer Wedel, ein großer Schirm, der zur Abhaltung der Sonnenstrahlen vorweggetragen wird, quer über die Straße gezogene Blumenguirlanden, über den Weg gebreitete Gewande, ein weißes Pferd, ein weißer Elefant, Palakingefolge, allerhand musikalische Instrumente u. s. w.

Die Paria zerfallen in 13 Hauptabtheilungen, darunter die Valuver die angesehenste ist. Der Valuven nämlich macht unter den Paria den Guru und den Priester und steht um so angesehener da, als die Ueberlieferung den Pflegevater des tâmulischen Dichterfürsten, der wie der Aar im Fluge alle überwindet, Tiruvaluver nämlich, dieser Abtheilung der Paria zuzählt. Er beschäftigt sich aber gewöhnlich auch mit der edeln Heilkunde, und mancher genießt darin eines solchen Rufes, daß selbst Çudra zu ihm kommen und sich — allerdings über einem darüber gewundenen

[1]) Von Parei, Trommel; also wohl Trommelschläger.

dünnen Seidentuche — den Puls fühlen lassen. Unter den niedrigsten Pariaklassen ist besonders die des Vettyan zu nennen. Dieser versieht das Geschäft des Leichenverbrennens, macht den Nachtwächter und trägt Trauerbotschaften aus. Die Gemeinde überläßt ihm für seine gemeinnützigen Dienstleistungen ein Stück Feld zur freien Benutzung, außerdem aber auch einen gewissen Antheil an der jährlichen Ernte. — Leider sind sehr viele Paria, oft nur infolge kleiner Schulden, so gut wie in Hörigkeit versunken und hängen daher ganz von ihren Herren ab. Daraus erwächst denn, falls sie Christen werden wollen oder geworden sind, vielerlei Hinderniß und Noth. Fast trauriger noch ist in mancher Hinsicht das Loos derer, die auf eigene Hand sich mit Lasttragen u. s. w. durchbringen müssen. Denn während jene ihr karges aber gewisses Brod genießen und auch von dem rohsten Herrn aus selbstsüchtigen Rücksichten doch mindestens so gut wie ein kostbares Stück Vieh gehalten werden, müssen diese oft genug bittern Hunger leiden und zur Stillung desselben mit Krähen, Eichhörnchen u. s. w. oder gar mit Aas vorlieb nehmen — und wenn sie dann wieder einmal etwas verdienen, so ist die Versuchung, welche die saure Arbeit des Lasttragens und das damit verbundene unstäte Wesen mit sich bringt, so groß, daß sie ihr bischen fliegende Habe samt Verstand bei der ersten besten Gelegenheit vertrinken. Eine dritte Klasse hinwiederum drängt sich nach einem Dienste oder Dienstchen in europäischen Häusern und macht dort den Koch, den Pferdeknecht, den Gärtner u. s. w. Diese stehen sich verhältnißmäßig sehr gut, zumal kein Kastengesetz sie hindert, sich die Ueberbleibsel vom Tische des Herrn oder gar die Vorräthe desselben zu nutze zu machen. Es ist wahr, die Paria, die auf diese Weise mit den Europäern in Berührung kommen, erscheinen viel reinlicher und manierlicher, gewitziger und geweckter; allein das ist mit wenigen Ausnahmen auch alles — die Trinklust wird durch ihren Verkehr mit Europäern gewöhnlich nur größer und die Kunst zu betrügen raffinirter. Dazu lernen sie allerlei europäische Bedürfnisse, der europäischen Laster zu geschweigen, kennen und schätzen, und da ihr Gehalt zur Befriedigung derselben nicht auslangen will, so ist das nur ein neuer Sporn, die vorhin erwähnte unselige Kunst noch weiter zu verfeinern. Einige fangen schon an, sich halb europäisch zu kleiden. Als ich mich in Madrás aufhielt, erhielt einer der Paria in unserm Hause gar eine gedruckte Note, worin der geehrte Herr zu einer Hochzeit mit musikalischer Unterhaltung eingeladen wurde. Ueber derlei Dinge freut sich gar mancher unverständige Europäer, der europäische Kultur mit europäischem Christenthume verwechselt, statt darüber von ganzem Herzen zu trauern."

Viel tiefer als der Pareiyan steht der hörige Pallan, den jener, eifersüchtig auf seine Kaste „rechter Hand", nur über die Schultern ansieht. Dann kommt der Sakkili, der als Schuhmacher mit unreinem Leder hantirt; die allertiefste Stellung hat der Totti, der gewisse Oertlichkeiten im Hause rein hält.

Aus wie verschiedenartigen Elementen auch immer die Bevölkerung des Tâmillandes zusammengeschmolzen sein mag, es hat sich in ihr doch ein einheitlicher Volkscharakter ausgebildet. Im ganzen und großen stimmt derselbe wohl mit dem überein, was wir oben über den Charakter des Hindû überhaupt gesagt haben. Es finden sich jedoch auch manche recht ausgeprägte Besonderheiten. Aus der geschichtlichen Entwicklung entspringt die knechtische Gefügigkeit, die unter dem Liberalismus der Briten vielfach in Unverschämtheit umschlägt. Der Hang zur Ruhe tritt uns hier besonders stark entgegen, die zum Theil mit dem Mangel an der rechten Freiheit der Selbstbestimmung zusammenhängt. Viele Gegenden des Tamillandes, die durch ungeheuren Fleiß mit Anlegung von Teichen ꝛc. in Kulturland umgewandelt sind, sowie die alten „fast klassisch schönen" Kriegspoesien geben Zeugniß von der Energie, die von dem Volke einst entfaltet

wurde. Auch fehlt dieselbe heute noch nicht, wo nur ein Muß dahinter ist. Die maßlose, unbändige Phantasie, wie sie überall in Indien herrscht, ist auch hier zu Hause, doch begleitet und oft durchdrungen von scharfem, alles klassifizirendem und systematisirendem Verstand, der z. B. sogar die verschiedenen Arten von Liebe, und die Arten, die Liebe poetisch auszudrücken, u. s. w. mit haarspaltender Begriffsbestimmung erörtert und die poetischen Anschauungen fast zum Rechenexempel macht. Die ausgebildetste Geisteskraft beim Tamulen ist das Gedächtniß, das vielfach freier geistiger Bewegung Schranken setzt. Das Gefühl tritt ziemlich in den Hintergrund. Doch ist es sprichwörtlich wenigstens von einem ihrer Dichter, der seinen mondlockigen Çiva mit Liebesglut besingt, daß seine Hymnen den Hörer zum Hinschmelzen bringen. — Religiös ist das Volk freilich, aber die Religiosität ist in Ceremonien erstarrt. Wo sie noch Leben zeigt, wird sie einerseits zur widerlichen Selbstpeinigung, andrerseits zu der nicht besser anmuthenden Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung.

Von Patriotismus des Tamulen kann keine Rede sein: die Kastenzersplitterung läßt ihn nicht aufkommen. Darin besteht der Halt der Fremdherrschaft in Indien. Viel stärker sind in der Regel die Familienbande, die sich auf die ganze Verwandtschaft erstrecken. Es versteht sich z. B. von selbst, daß ein Bruder die Schulden des andern bezahlt. Ueber die Verwandtschaft aber geht die Liebe nicht hinaus. Die Eltern hegen gegen ihre Kinder meist eine verkehrte Affenliebe. Die Gattenliebe verkümmert unter der Sitte der frühen Heirathen. Die junge Tamulin hat keine Ruhe, bis sie die Tâli erlangt hat. Ist dies im 12. Lebensjahr noch nicht der Fall, so schwindet ihr alle Hoffnung. „Kein Wunder, wenn infolge solcher blinden Heirathslust ein leidliches häusliches Glück zu den Seltenheiten gehört, und Häuser, wo die Frau nicht von Zeit zu Zeit eine Tracht Schläge bekommt, auch ziemlich rar sind", trotz aller poetischen Verherrlichung des Ehestandes.

Blicken wir weiter auf die unglaubliche Liebe zum Pomp. Die Kosten einer indischen Hochzeit haben wir schon einigemal angedeutet. „Selbst eine Çudrahochzeit, die nicht wenigstens ein paar hundert Rupi kostet, gilt kaum für recht anständig. Das Sprichwort sagt denn freilich auch, das in einem Hause, wo eine Hochzeit gewesen ist, ein halb Jahr darnach gehungert wird. So fangen denn die meisten Familien gleich mit Schulden an, die sie vielleicht nie abzutragen im Stande sind, und für die sie mindestens 12 pCt. Zinsen zu zahlen haben."

Geduld, Genügsamkeit und Höflichkeit mögen als schöne Züge im Charakter des Tamulen gelten. Um so dunkler stehen ihnen die alles überwuchernde Lüge und die raffinirte Wollust gegenüber. Sobald das Kind sprechen lernt, lernt es lügen. Die Unwahrhaftigkeit zieht sich wie ein großer schwarzer Schatten durch alles Denken, Reden und Handeln hin. Wo nicht die grobe Lüge herauskommt, da wird die Wahrheit gedreht oder versteckt. Grobes Heucheln und Schmeicheln

sind an der Tagesordnung. Sonderbar, daß dennoch eine weitgehende Leichtgläubigkeit herrscht, während selbstverständlich mit der Unwahrhaftigkeit sich Schlauheit und Pfiffigkeit ausbildet. Am weitesten sind darin die Brahmanen, die wegen ihrer Intelligenz vorwiegend in die Regierungsämter gelangen und sich dies so zu nutze machen, daß sie in manchen Gegenden die wenigen englischen Beamten, die sich wohl nicht einmal bemühen die Sprache zu erlernen, am Gängelbande haben, und unter dem Scheine des liberalen britischen Regiments eigentlich eine brahmanische Oligarchie besteht.

Trotz alle dem sind die Brahmanen das wichtigste und gehaltvollste Element des tamulischen Volkslebens. Die Çudra eifern ihnen nach — ja laufen ihnen zuweilen den Rang ab. Bei ihnen findet sich noch am ehesten eine ehrenhafte Gesinnung, gediegene Betriebsamkeit und solider Wohlstand.

„Von den Çudra zu den Paria herabsteigend stößt man offenbar auf einen gewaltigen Absatz. Ein geistig und sittlich ganz und gar verkommenes Völklein. Man weiß oft nicht, soll man sich mehr über ihren bodenlosen Stumpfsinn oder über ihre sittliche Haltlosigkeit wundern und betrüben. Unter ihnen blüht das Laster der Trunkenheit, und heimliche Sünden, für die es unsern Sprachen an Worten fehlt, gehen unter ihnen im Schwange. Essen, Kochen und Schlafen rechnet man im Tamillande als drei besondere Seligkeiten. Die Paria hauptsächlich wissen sie zu schätzen. „Für einen spannenlangen Paria gehört ein ellenlanger Stock", sagt das im allgemeinen nur allzuwahre Sprichwort. Erwirbt er sich aber, etwa als Diener in einem europäischen Hause, etwas Vermögen, so kann sich ein Frosch nicht ärger aufblasen. Er paradirt dann wohl umher mit einem Sonnenschirm, auch wenn die Sonne gar nicht scheint. Am allerschlimmsten aber sind die, welche ihre schwarzen Beine in europäische Kleider stecken und auf das buschige Haupt einen Hut setzen, um als Halbeuropäer zu passiren. Glücklicherweise aber gibt es doch auch unter den Paria ehrenvolle Ausnahmen." Bei Beurtheilung der meistentheils dieser Kaste entstammenden Tamilchristen darf das eben Gesagte nicht übersehen werden.

b. Die Mission.

1. Society for the Propagation of the Gospel. Als diese Gesellschaft die sehr in Verfall gerathenen Gemeinden der alten dänisch-hallischen Mission übernahm (1826), welche bis dahin die Christian Knowledge Society noch mühsam erhalten hatte, war sie nicht im Stande, sofort kräftige Maßregeln zur Wiederbelebung und Hebung derselben zu treffen. Erst 10 Jahre später, als die anglikanische Kirche auf diesem Gebiete mit der Errichtung des Bisthums von Madras gestärkt wurde, und da der erste Bischof, Corrie, sich lebhaft für die Mission interessirte, wurde von dieser Seite eine erfolgreiche Energie entfaltet: die Zahl der Missionare vermehrt, Kirchen gebaut, Schulen errichtet u. s. w. In einem Zeitraume von fünf

Jahren wurde fast eine Million Rupi für die Mission in der Madrâs-präsidentschaft aufgewendet.[1]) Die enge Verbindung, in welcher diese Gesellschaft mit der Organisation der anglikanischen Kirche steht, mußte ihrer Thätigkeit auch hier sehr förderlich sein. Dennoch gelang es ihr nicht, den noch vorhandenen Bestand der christlichen Gemeinden zusammen zu halten. Im Laufe der vierziger Jahre wurde der Kastengeist Veranlassung zu ausgedehnten Spaltungen. Wir müssen auf diese Sache etwas näher eingehen.

Die alte lutherische Mission hatte es sich angelegen sein lassen, ihre Gemeinden aus den verschiedenen Kasten zu sammeln. Es war ihr auch gelungen, neben den Pallern und Pareiyern, Kaller, Achampadier und Vellâler zu gewinnen, freilich nur durch eine bedeutende Akkommodation an das Kastenwesen. „Man war von Anfang an, wenn auch vielleicht nur schweigend, darüber einverstanden, daß die verschiedenen Kasten in verschiedenen Straßen wohnen und in der Kirche ihrem Range gemäß sitzen und zum Tische des Herrn treten sollten, — daß außerhalb der Kirche die höheren Kasten von einem ebenbürtigen Katecheten zu bedienen und Hochzeit und Begräbniß in Anbequemung an den Brauch der betreffenden Kaste zu feiern wären, so jedoch, daß alle abgöttischen Ceremonien dabei vermieden würden. Man kann sich denken, wie wenig der Kastenunterschied aus den christlichen Gemeinden verschwunden war. Rhenius und ein paar andre deutsche Missionare begannen zuerst den Kampf gegen diese Zustände, und dadurch wurden auch die englischen Kirchenbehörden auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht. Bischof Heber suchte ein schnelles und ungestümes Vorgehen zu verhindern; Bischof Wilson aber drängte auf entschiedene Ausrottung des Uebels (1833). Seitdem ist denn auch die strengere Praxis in der Mission der Propagation Society angenommen worden. Darüber erfolgten Spaltungen, besonders in Tandschaur und später (1846) in der Vêpêrigemeinde zu Madrâs. Wir werden sehen, wie die Secessionisten, die eine Zeit lang auf eignen Füßen standen, sich der Leipziger Mission, die ihnen mit einer milderen Praxis entgegen kam, anschlossen. Es sei sogleich hierbei erwähnt, daß von den übrigen Missionen gegen das Kastenwesen noch heftiger als seitens der Anglikaner angekämpft wurde, und dieser Kampf ist nicht immer ohne Erbitterung geführt worden. Die Leipziger sind mit ihrem Verfahren vollständig vereinsamt geblieben. Sie wollen bei vollem Bruche mit allen religiösen Momenten der Kaste doch ihrer bürgerlichen Seite insofern Rechnung tragen, als sie die damit verknüpften Uebelstände nicht durch äußeren Zwang abthun, sondern in evangelischer Weise von innen nach außen durch die Macht des mehr und mehr das ganze Leben durchdringenden Christenthums zu beseitigen suchen. Von der andern Seite aber gibt man jene Trennung von bürgerlichen und religiösen Momenten gar nicht zu und verwirft die Duldung irgend welcher Unterschiede, die doch offenbar nicht anders sind als unsre

[1]) Die Mission in Tinnevelli sowie im Kanaresischen und Telugugebiete sind also hier mit eingeschlossen.

Standesunterschiede.[1]) Die Folgen von diesem schroffen Verfahren sind die, daß man fast nur Leute der niederen Kaste, die in dieser Beziehung nichts zu verlieren haben, fürs Christenthum gewinnt, mag auch vereinzelt von den höheren hie und da eine Person hinzukommen. Mag es den letzteren in den meisten Fällen wirklich Ernst sein, um Christi willen mit dem Herkommen ihres Volks zu brechen, und mag in den Christengemeinden der Kastenunterschied „wie weggeblasen sein" (was jedoch keineswegs überall in den nach der strengen Praxis gesammelten Gemeinden der Fall ist), so ist doch damit noch keineswegs dem Kastenübel an der eigentlichen Wurzel beigekommen. Denn die Christen sind eben in den Augen des Volkes nun die Christenkaste, wie in Indien schon manche gegen die Kaste eifernde Sekte, die Hohe und Niedere an sich ziehend, die Unterschiede auslöschen wollte, selbst wieder zu einer besonderen Kaste geworden ist. So viel ist klar: Will man nicht blos die niederen Klassen des Volkes dem Evangelio gewinnen, sondern auch die Kreise, in denen sich in vielen Beziehungen der bessere Kern des Volkes findet, mit hereinziehen, so muß man irgendwie mit der Kaste rechnen. Diese Einsicht scheint in neuerer Zeit doch hie und da sich geltend zu machen,[2]) namentlich wohl bei der Propagation Society, zu deren Mission wir nach dieser Abschweifung zurückkehren.

Mit zu der Tinnevellimission werden die Stationen Ramnad und Pâmben gerechnet, zu denen eine auf 27 Dörfer vertheilte Gemeinde von 500 Seelen gehört. Noch schwächer ist die zu Tritschinâpalli, deren Glieder sich nicht blos in der Stadt, sondern in 20 Dörfern zerstreut finden. Nicht weit davon, jenseits der Kâvêrî, liegt die Station Erungalûr (Irang—?) mit starker Gemeinde. Sie besteht aus einer früheren Gebirgsjägerkaste, die als Militär verwendet und dort angesiedelt worden war. Im vorigen Jahrhundert waren sie von der katholischen Mission gewonnen; da man sie aber nicht nach Wünschen versorgte und sie lange ohne Missionar ließ, so traten sie schon 1830 zur anglikanischen Kirche über und schlossen sich der Propagationmission an. Jetzt zählen die betreffenden Gemeinden fast 1200 Seelen. Kohlhoff, Missionar (C. S.), arbeitet dort, ein Missionsarbeiter in der dritten Generation jener Familie.

In Tandschaur hat sich die Gemeinde trotz der erwähnten Spaltung wieder gehoben und ist mit Einfluß von 21 zugehörigen Dorfgemeinden so stark als die vorige. — Uebergehen wir einige weitere Stationen im Kâvêrîdelta und bemerken nur, daß in neuerer Zeit die

---

[1]) Der bekannte Bâbû Tschander Sên, Vertreter der Brahmâ Samadsch, war sehr erstaunt, in dem christlichen England die schroffsten Kastenunterschiede wahrzunehmen. — Die Art und Weise, wie der Bruch der Kaste als Bedingung des Uebertritts zum Christenthume vielfach gefordert wird, hat in der That etwas von Taktlosigkeit an sich, so wenig wir diesen von Langhans so gehässig gegen die Mission geschleuderten Ausdruck in andern Beziehungen gelten lassen können. Was würde man z. B. sagen, wenn man einem Offiziere zumuthen wollte, zum Zeichen seiner Bekehrung mit einem Droschkenkutscher vor Zeugen aus einem Glase zu trinken? Die christliche Liebe freilich bringt auch den Offizier ohne Zwang wohl dazu, einen krank darniederliegenden Droschkenkutscher zu besuchen u. s. w.

[2]) Vergl. Basler Magazin 1876, S. 431.

Gesellschaft auch in Trankebar eine Gemeinde hat, die im Jahre 1869 ohne Erklärung im Jahresbericht erscheint, seitdem jedoch auf die Hälfte der damals angegebenen Seelenzahl zurückgegangen ist. Weiter nördlich finden wir die Gesellschaft in Kuddalûr thätig, sowie in Madras, zu Vêpêri (wo sich auch die höhere theologische Lehranstalt befindet, zu St. Thomé und an der St. Johnskirche (in Triplikane?). Im ganzen umfaßt die Hauptstadt und Zubehör nahezu 1500 Christen, die mit dieser Mission in Verbindung stehen. Die entsprechende Zahl der Abendmahlsgenossen ist 547.

2. Die Londoner Missionsgesellschaft fing in Madras ihre Arbeit schon 1805 an, jedoch lange Zeit vorwiegend unter Europäern und Eurasiern. Erst 1819 begann die eigentliche Heidenmission, und zwar in dem westlichen Stadttheile Parsavakkam. Eine zweite viel jüngere Station hat sie in der Blacktown. Zu dieser gehören die Außenstationen Trivatûr und Perambûr, zu jener: Tripassûr, St. Thomas Mount und Palikat. Die Hauptthätigkeit ruht im Schulunterricht. Auch gegen 400 Mädchen werden unterrichtet, was freilich nicht zu erreichen sein würde, wenn nicht auf die Kaste Rücksicht genommen würde. Die Zahl der Schüler ist 5—600. Die Gemeinden dagegen sind nicht bedeutend. Die in Blacktown war in neuerer Zeit beträchtlich zusammengeschmolzen; die andre mit den drei Außenstationen aber auch erst auf 55 Kommunikanten und 144 Anhänger gestiegen.[1])

Eine weitere Station dieser Gesellschaft besteht schon seit 1824 in Çelam (Salem), wo einer von Rhenius Gefährten lange Zeit arbeitete, und um die sich eine ganze Reihe von Außenstationen gebildet hat. Auch hier wird auf die Bildung des weiblichen Geschlechts Nachdruck gelegt. Ueber die Elemente, aus welchen die kleinen Gemeinden gesammelt sind, deren Kommunikantenzahl sich in den letzten 20 Jahren mehr als verdreifacht hat (148 bei 664 Anhängern), finde ich in neuerer Zeit keine Nachricht. Graul bemerkt, daß damals die Bekehrten zum großen Theil aus den Hülflosen und Verachtetsten des Volkes — und zwar hauptsächlich mittelst Waisen- und Kostschule — gesammelt wurden. Eine Industrieschule, in der verschiedene Handwerke gelehrt wurden, suchte dieselben auch äußerlich zu heben. — Nur sechs Jahre jünger ist die Station Koimbatûr, zu der ebenfalls 13 Außenstationen gehören. Von besonders großen Fortschritten ist dort auch nicht die Rede. Früher zogen die Katholiken, welche dort einen Bischof haben, manche der vom Evangelio Angefaßten an sich. Später ist dazu noch die Konkurrenz der Leipziger Mission gekommen, welche eine Anzahl dorthin verzogener Gemeindeglieder in Pflege nahm, an die sich manche bisher schon mit den Londonern in Verbindung getretene, dem Christenthume geneigte Heiden anschlossen, weil sie sich durch die mildere Behandlung der Kaste angezogen fühlten. Schöner wäre es ja freilich gewesen, hätte man — weitherzig genug — den Verzogenen die Anweisung zugehen lassen, sich an die dort vorhandene evangelische

[1]) Leider standen mir die neuesten Jahresberichte nicht zur Verfügung; ich benutze den von 1874.

Gemeinde anzuschließen. Ebenso wie die beiden eben genannten Stationen liegt schließlich auch die erst 1861 gegründete, Tripatûr, an der Eisenbahn, die Madrâs mit der Westküste verbindet. Es gehören drei Außenstationen dazu. Die Gemeinde ist noch nicht bedeutend. — Daß theilweis auch die Station Bangalûr hierher gehört, da ein Theil der dortigen Gemeinde aus Tamulen, meist dem Militär angehörig, gesammelt ist, wurde schon oben bemerkt. Früher hatte die Londoner Gesellschaft noch eine Station in Kombakonam im Kâverîdelta. Die dortige Gemeinde stammte noch aus der dänisch-hallischen Zeit und enthielt verschiedene Kasten. Da die Behandlung derselben nach dem in dieser Mission geltenden Verfahren fort und fort auf Schwierigkeiten stieß, so übertrug sie die Station an die Propagation Society. Durch eine Spaltung der Gemeinde wurde aber auch hier die Leipziger Mission hergezogen. Auffallend bleibt es, wie vereinzelt die Londoner Stationen auf diesem Gebiete weit von einander zerstreut liegen. Da kann denn freilich wohl die Klage ertönen: ein Missionar auf so und so viel Hunderttausend Heiden! Sollte nicht eine Konzentration der Kräfte dem Werke förderlich sein? Betrachten wir ferner: die großen Städte sind von den Missionaren besetzt. Möchten die Fortschritte seit einem halben Jahrhundert nicht bedeutender sein, wenn die Missionare wie in Tinnevelli sich in die Mitte des Landvolks begeben hätten?

3. Die **Church Missionary Society** haben wir hier nur unter Madrâs zu erwähnen, woselbst sie seit 1814 arbeitet. Die in verschiedenen Stadttheilen gesammelten Christen sind in neuerer Zeit zu zwei Gemeinden vereinigt, die unter eingebornen Pastoren stehen und soweit in der Selbständigkeit gefördert sind, daß sie — abgesehen von einem Zuschuß der Gesellschaft — alle ihre kirchlichen Kosten selber bestreiten. Ein aus eingebornen Christen bestehender Kirchenrath leitet die Angelegenheiten. Einige Mitglieder der Gemeinden nehmen durch ihre Bildung und Aemter eine geachtete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein, und manche zeichnen sich durch ihre Bestrebungen aus, ihren heidnischen Landsleuten das Evangelium zuzuführen. Neben der Straßenpredigt werden für die Gebildeten Vorlesungen in Englisch und in Tamil gehalten. Eine Hauptarbeit der Mission bildet auch hier die Thätigkeit in nicht weniger als 40 Schulen mit 2020 Zöglingen (inkl. 700 Mädchen, für die natürlich sogen. Kastenschulen eingerichtet sind). Eine der Schulen ist für die Muslim berechnet und wird in Hindostani gehalten. Auch ist für jene 50 000 Seelen starke Bevölkerung (in Triplikane) ein besonderer Missionar angestellt. Ihre tiefe Unwissenheit (kaum 25 können den Korân mit Verständniß lesen) samt ihrem Fanatismus ist auch hier ein großes Hinderniß der Mission. — Auch die Umgegend von Madrâs wird regelmäßig von Missionaren besucht, und in verschiedenen Dörfern dieses Landdistrikts sind zusammen 585 Getaufte gesammelt, deren 261 Kommunikanten sind. Die Stadtgemeinden zählen zusammen etwas über 1000 Seelen.

4. Der **American Board** hat seine Mission zu Mâdura, wohin sie als Absenker der älteren Ceylonmission im Jahre 1834 verpflanzt ward. Man fing das Werk unternehmungsvoll mit einem

Plane an, der das ganze Land mit einer organisirten Missionsthätigkeit überziehen sollte. Die wichtigsten Punkte in angemessener Entfernung wurden besetzt und mit Stationen versehen. Späterhin haben sich freilich jene volkreichen Plätze nicht als die fruchtbarsten bewiesen. Es bleibt daher zu bedauern, daß sich die nun einmal vorhandenen soliden Stationsgebäude nicht nach irgend einem früher unscheinbaren Dörflein „muven“ [1]) lassen, wo das Evangelium einen fruchtbareren Boden als dort gefunden hat. Als Graul das Feld besuchte, fand er auf den 10 Stationen nach 17jähriger Arbeit 2471 Seelen gesammelt, die dem Heidenthum entsagt hatten. Doch nur ein paar hundert waren getauft, die übrigen Katechumenen und Angehörige der Gemeindemitglieder. Seitdem hat die Mission bedeutende Fortschritte gemacht. Die vollen Mitglieder haben sich bis nahezu 2000 vermehrt, und über 8000 Seelen bilden die Schaar der nominal christians. Dieselben vertheilen sich auf mehr als 250 Dörfer und sind in 32 Gemeinden gesammelt. Man möchte vermuthen, daß hier ähnliche, günstige Verhältnisse wie bei den benachbarten Schânâr in Tinnevelli und Travankôr mitgewirkt hätten, und daß der Uebertritt in größeren Gemeinschaften erfolgt sei. Dies wird jedoch in einem der Berichte abgelehnt; die Bekehrten werden „auf dem mehr versprechenden Wege der Einzelbekehrung“ gewonnen. Daß die Hauptmasse aus den niederen Kasten stammt (die, obwohl in vielen Beziehungen hinduisirt, im weiten Maße ihrem alten Dämonendienste ergeben sind), ist nicht zu bezweifeln. Wir bedauern, daß darüber nichts Näheres mitgetheilt wird. Wenn aber der neueste Bericht ausdrücklich sagt, daß die im Laufe des Jahres gewonnenen 89 neuen Mitglieder aus 20 verschiedenen Kasten stammen, kann dies, bei buchstäblicher Wahrheit, die Vorstellung des Lesers von den wirklichen Verhältnissen nur irre leiten. Die Uebertritte sind nicht immer aus reinem Heilsverlangen hervorgegangen; obwohl die Mission nie Hoffnung auf irdische Vortheile gemacht hat, mögen sich doch hie und da derartige Erwartungen eingeschlichen haben. Hie und da ist selbst Rückfall ins Heidenthum vorgekommen. Dennoch geben die Gemeinden in vielen Stücken den Beweis eines aufrichtigen Christenthums. Dafür spricht das geduldige Ertragen von allerlei Anfeindungen seitens der Heiden. Dahin gehört auch die Opferwilligkeit. Ein Viertel bis drei Fünftel des Gehaltes der (14) eingebornen Pastoren wurde schon 1874 von ihnen aufgebracht. Als charakteristisch führt ein Bericht die größere Reinlichkeit der Christen an, durch welche sie sich vor den Heiden auszeichnen; aber auch in Aufrichtigkeit und Treue stehen sie viel höher als jene.

Mit zu dieser Mission gehören übrigens einige schon von den alten lutherischen Missionaren gesammelten Häuflein, die mit anzuerkennender Bereitwilligkeit von der Propagation Society der Pflege der Amerikaner überlassen wurden. Es gab dort zwar auch einen Kastenstreit, der aber durch energisches Einschreiten und Einführung der strengen Praxis bald beendigt wurde. — Ob die damals aus-

[1]) Amerikanisch-deutscher Ausdruck, auch für das Fortschaffen ganzer Häuser gebraucht.

geschlossenen Gemeindeglieder oder etwa nach Mádurá verzogene Tamil-lutheraner die Veranlassung zum Eintreten der Leipziger Mission in diesem Distrikt gaben, weiß ich nicht; kurz: nachdem schon länger dort einige mit der Station Tritschinápalli verbundene Gemeindlein bestanden hatten, ist vor einigen Jahren eine Leipziger Station zu Mádurá errichtet worden.

Die Aufzählung der jetzt auf 11 vermehrten amerikanischen Stationen übergehe ich und bemerke nur, daß die Kodikánal auf den Palnêbergen zugleich die Gesundheitsstation für dieses Gebiet bildet. Darüber, ob die dort hausenden Bergstämme (die Monardi, die sich für Nachkommen eines alten Königsgeschlechts halten und die ärmeren und verkommeneren Pöllier, sowie die Paller, Bergwilde, die in Höhlen und hohlen Bäumen leben und sich nur in Baumblätter kleiden), wie man einst hoffte, der Mission zugänglich geworden sind — darüber finde ich nichts erwähnt.

Früher hatte der American Board auch eine Mission, Druckerei und andere Anstalten in Madrás. Dieselbe ist jedoch schon seit geraumer Zeit aufgegeben. Von dort aus aber war ein anderes benachbartes Missionsfeld besetzt worden (1850), das nach einigen Jahren schon einer andern Mission überlassen wurde, nämlich:

5. Der **Reformed Church in America**, die sich früher als Reformed Protestant Dutch Church bezeichnete. Es ist dies der Distrikt Arkot (Arkádu). Dr. Scudder, der Gründer der Station zog andre, Glieder seiner Familie, nach sich, so daß 1861 nicht weniger als sieben Missionare dieses Namens dort thätig waren. Die Arbeit, welche sich ganz überwiegend auf die Predigt in der Landessprache konzentrirte,[1]) wuchs schon 1855, als die Propagation Society zwei ihrer in jener Gegend gelegenen Stationen an die Amerikaner abtrat. Die mit Begeisterung und großer Hingebung wirkenden Missionare sollten bald Früchte sehen. Eine Station nach der andern konnte gegründet werden, und nach zwei Jahrzehnten waren es derer sieben mit 2271 Christen[2]) in 45 Dörfern. Schulunterricht wird nur den christlichen Kindern ertheilt; jedes jener Dörfer aber hat seine Schule. — Ueber die Grenzen des Arkotdistrikts dehnte sich diese Mission nach dem benachbarten Kad-

[1]) Die Scudders haben den richtigen Grundsatz, ihre Reisepredigt nicht zu weit auszudehnen, sondern in einem kleineren Kreise immer wieder und wieder vor den Thüren der Leute zu erscheinen. „Wenn man ein Pflaster zu dünn streicht, thut es nicht seine Wirkung." Originell ist auch die Methode der Gemeindegründung. Nur wenn 3 Familien aus einem und demselben Dorfe bereit sind, den Götzendienst aufzugeben, werden sie in christliche Pflege und Unterricht genommen. Sie müssen dann vorher einen Revers unterschreiben dahin gehend, daß sie den Götzen entsagen und dem wahren Gotte dienen wollen, den Sonntag halten und kein Aas essen. Darauf beginnt dann erst die Unterweisung durch einen Katecheten. Die Katechumenen (adherents oder nominal christians) lernen nun das Vaterunser, die Gebote und einen Katechismus, der eine kurze Zusammenstellung der Schriftwahrheit enthält. Wer von ihnen nach Jahresfrist nicht blos befriedigende Kenntnisse, sondern Spuren einen neuen Lebens zeigt, wird getauft.

[2]) Die Zahl war 1873 schon auf 3260 angewachsen, darunter 730 Kommunikanten. — In neuester Zeit zeigte sich (unter dem Einflusse der Hungersnoth?) auf diesem Gebiete eine ganz besondere Bewegung. Nicht weniger als 6000 Personen haben sich dem Christenthume angeschlossen.

dapadistrikt aus, wo 1872 größere Schaaren aus 20 Dörfern die Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen nachsuchten. Sie waren alle von der uns schon bekannten Malakaste. Im übrigen erklären sich die überraschenden Erfolge dieser Mission durch die Annahme, daß vorzugsweise die Angehörigen einer der niedrigen Kasten (Pareiyar?) sich ihren Einflüssen offen zeigt, worauf auch die Bestimmung wider das Aasessen sehr deutlich hinweist. — Ganz andre Verhältnisse treten uns wieder bei einer schon viel länger auf diesem Gebiete arbeitenden Mission entgegen. Es ist die der

6. Wesleyan. Methodisten, deren erste Station zu Madrâs 1817 gegründet wurde. Außer zwei Missionsgehöften für die Eingebornen (in Blacktown und Royapetta) haben sie dort eine englische Gemeinde von 100 Mitgliedern, während die mit jenen verbundenen Gemeinden zusammen diese Zahl noch nicht erreichen. Auch über den inneren Stand derselben findet sich in den neueren Berichten nicht viel gesagt; sehr befriedigend mag er wohl nicht sein. Ein großer Theil der Arbeit wird auf Schulen und höhere Lehranstalten verwendet, die zusammen fast 3800 Zöglinge zählen. Hält man dagegen jene kleinen Gemeinden, die nicht vom Flecke zu kommen scheinen, so möchte man die Unterrichtsmissionsmethode doch mit etwas bedenklichen Blicken betrachten und dagegen dem oben erwähnten Grundsatz (wie er auch bei den Leipzigern gilt) Recht geben: „Nur Christenkinder unterrichten." — Außer Madrâs haben die Wesleyaner sechs Stationen im Kâvêridelta: Negapatam, Tritschinâpalli u. s. w. Ueberall sind die Gemeinden nur klein. Die methodistische Art paßt nicht recht für den Tamulen. Fast hart klingt Graul's Bemerkung gelegentlich der Methodistenmission (die jedoch sicherlich keine unbegründete Verleumdung enthält), „daß die in der Regel verstellungsgeübten Eingebornen, die sehr bald herausfinden, wie sie sich unter gegebenen Verhältnissen zu geberden und wie zu reden haben, diese ihre leidige Kunst zwar gegen alle Missionare ohne Ausnahme auszuüben versuchen, für diese ihre Versuche aber das verhältnißmäßig leichteste Spiel bei den Wesleyanern haben, in deren eigenthümlichem Klassensystem Geberde und Wort mehr zu gelten pflegen, als sie wirklich werth sind." Rühmlich dagegen wird von Graul die Bemühung der Methodistenmissionare anerkannt, die Landessprache möglichst zu bemeistern. — Fast das Gegentheil gilt von den schottischen Missionaren, die der englischen Sprache als das Mittel zur Erneuerung des heidnischen Volkslebens eine große Bedeutung beilegen. Auch hier ist die 1836 in Madrâs gegründete Mission bei der Trennung der Freikirche von der Staatskirche verdoppelt worden. Werfen wir zunächst einen Blick auf die der

7. Schottischen Freikirche. Höherer Schulunterricht ist hier die Hauptsache. Imponirend tritt dem Besucher der Hauptstadt das große Free Church Institution and Madras Christian College entgegen. Außerdem aber sind verschiedene niedere Schulen, in denen nur in der Landessprache unterrichtet wird, in Thätigkeit. Im ganzen genießen über 3000 Zöglinge, von denen über 1000 weibliche, den christlichen Unterricht. Diese Zahl bezieht sich aber nicht auf Madrâs

allein, sondern auch auf mehrere Außenstationen, wie Tschinglepat, Kondscheveram u. s. w., sowie Nellûr, das schon im Télugugebiete liegt. Im Institut ist die Kaste nach kurzem energischen Kampfe schlechthin ausgeschlossen. Der Brahmânensohn muß es sich gefallen lassen, mit dem Pariajungen auf einer Bank zu sitzen. Dennoch wird es fast nur von den höheren Kasten benutzt. Eigenthümlich muß es sein, die Heidenjünglinge, mit ihren Kastenzeichen an der Stirne, in der Schule so christlich reden zu hören. In den Mädchenschulen geht es freilich nicht ganz ohne Rücksicht auf die Kaste ab. — Der christliche Unterricht hat nach und nach gewünschte Früchte, wenn auch nur in beschränktem Maße, gebracht. Es sind in Madrâs nebst Außenstationen 130 Kommunikanten und ebenso viele Anhänger gesammelt; die Pflege der Gemeinde aber liegt eingebornen Pastoren ob, während sich die Missionare auf die Schulthätigkeit konzentriren.

8. Auch die **Schottische Staatskirche** hat ein Centralinstitut in Madrâs und einige Zweigschulen in Vorstädten nebst einigen Außenstationen. Die Schülerzahl bleibt hinter der der Freikirche weit zurück. Auch mit diesen Anstalten ist eine christliche Gemeinde verbunden. — Wir kommen endlich

9. zur **Leipziger Mission**. Die lutherische Missionsgesellschaft war 1836 zu Dresden aus mehreren bis dahin mit Basel verbundenen Vereinen entstanden und verlegte erst 1848 ihren Sitz mit Rücksicht auf die dortige Universität nach Leipzig. Schon 1840 jedoch hatte sie einen Missionar zur Belebung der völlig verwahrlosten dänisch-hallischen Mission mit Zustimmung des Missionskollegiums in Kopenhagen nach Trankebar gesandt, der dem dortigen dänischen Kaplan zur Seite trat. Die Verhältnisse aber waren so verfahren, daß man schon daran dachte, ein anderes Missionsfeld zu suchen, als im Jahre 1845 mit dem Verkauf der dänischen Kolonie an England eine ganz neue Periode begann. Die Gemeinden, Kirchen und Schulen wurden ebenso (wie auch später das übrige Missionseigenthum) der Leipziger Missionsgesellschaft übergeben. Zu dieser ersten Station in Trankebar kam bald darauf die zweite, Mayaveram, da die dortige sehr zurückgekommene Gemeinde um der Kastenfrage willen von der Propagation Society aufgegeben wurde. Englische Missionsfreunde hatten die Missionsgrundstücke käuflich an sich gebracht und schenkten sie der Leipziger Gesellschaft unter der Bedingung, dort einen Missionar zu halten. Weiter wurde Pudukotta, das früher der American Board besetzt hatte, da es dort an Arbeitern gebrach, an die Leipziger abgetreten (1848). In demselben Jahre schloß sich der (wie bereits erwähnt) im Kastenstreite ausgeschiedene Theil der Vêpêrigemeinde zu Madrâs an die lutherische Mutterkirche wieder an. Auf ähnliche Weise entstanden dann in den folgenden Jahren die Gemeinden zu Tritschinâpalli, Tandschaur, Mamikramam und Kombaconam.

Sehen wir zunächst die Mission in dem Zustande an, in welchem der Direktor Graul sie auf seiner Visitationsreise vorfand. Zu Trankebar gehörten 600 Gemeindeglieder, die über 13 Ortschaften ziemlich dünn zerstreut waren. Den Hauptstock der Gemeinde bildeten Pareiyar,

die sich als Diener, Knechte, Tagelöhner — oder Bettler nährten; einer jedoch hatte sich zu einer Art Handlungsagenten emporgeschwungen. Von den 42 Çudrafamilien aber hatten nur wenige eine ansehnlichere Stellung. Die meisten waren arme, verschuldete Ackerbauer.

Das Seminar, das in Poreyar angefangen, 1849 aber mit der englischen Schule in Trankebar vereinigt war, „verfolgt etwa den Zweck einer deutschen Bürgerschule und gibt zugleich eine Pflanzschule für Schullehrer, Katecheten und Pastoren ab: es ist nämlich eine theologische Klasse damit verbunden." — Nur etwas über eine Meile von Trankebar liegt Tirumenyanam, das damals eine Hauptstation bildete, obgleich der Missionar am erstgenannten Orte wohnte. Die dazu gehörigen Christen waren noch dünner gesäet und weiter zerstreut. Sie waren erst kürzlich übergetreten, und ihre Zahl schwankte noch infolge der Plackereien seitens ihrer heidnischen Herrschaften. (Aehnlich verhielt es sich mit der Gemeinde zu Puthenûr.)

Von seinen öfteren Besuchen bei ihnen schreibt Graul (IV, 106): „Ich hatte von lieblichem und erquicklichem Wesen wenig erwartet, da ich wohl wußte, daß fast sämmtliche Glieder einer Volksklasse entstammen, die, eine der allerverkümmertsten, um äußern Vortheils willen sich in alles zu schicken im Stande ist. Dennoch hat es mich aufs tiefste erschüttert, als ich nun die armen verkommenen ungeschlachten Wesen in der netten Kirche am Boden kauern sah. — — — Die Hauptsache wird freilich wohl in den meisten Fällen das nachwachsende Geschlecht bleiben.

Zu Trankebar gehörten sieben Schulen, in Tirumenyanam bestand nur eine. Zwei Wanderlehrer unterwiesen die Christenkinder in Katechismus und biblischer Geschichte. Leider konnten sie der lieben Jugend oft gar nicht habhaft werden, weil sie von den armen Eltern auf Arbeit geschickt war.

Die stärkste Gemeinde war die (noch aus dänischer Zeit stammende) zu Poreiar mit 1038 Christen, davon über ein Drittel Çudra. Zweiundzwanzig derselben standen im Dienste der Mission, drei bis vier im Dienste von Europäern, drei Familien lebten von Pensionen, zwölf bauten den Acker, einige derselben als Grundeigenthümer. — — Etwa 16 Familien waren ohne alle Beschäftigung. Die Zahl der meist leibeignen Pareiyarfamilien, denen der Missionar eine kleine Beihülfe an Geld gewährte, war ungefähr 40, die Zahl derer aber, die gelegentlich noch ein Stück Zeug erhielten, noch größer. 31 Knaben empfingen für den Zweck des Schulbesuchs eine regelmäßige, wenn auch sehr kleine Unterstützung. Dennoch kamen 60 schulfähige Kinder niemals zur Schule, weil sie, wie die Eltern sagten, mit Viehhüten etwas verdienen mußten.

Von einem zu Poreiar gehörigen Gemeindlein wird Folgendes bemerkt: Der Stammvater dieser Christen — sie gehören nämlich alle einer Familie an — mag etwa 1760 die Heilige Taufe empfangen haben. Da die Gemeinde lange schmählich vernachlässigt wurde, so wucherte der heidnische Aberglaube ganz in der Stille neben dem Christenglauben fort. Weihte man doch noch zur Zeit unserer Missionare, die dem Unfuge ein Ende machten, dem gemeinschaftlichen Stammvater Butter, Lichter u. s. w. und stellte an ihn unter dem Schauer der Nacht Orakelfragen. Diese traurigen Vorgänge lassen einen ziemlich deutlichen Blick thun in die Entstehungsweise des Heroen- und Dämonendienstes (Graul IV, 30.)

Die Gemeinde zu Mayaveram zählte bei der Uebernahme nur 38 Seelen, war bis 1851 aber auf 180 gestiegen. Davon waren 110 Pareiyar in 38 Familien, darunter 24 Hausbesitzer. Sechs Familienväter standen im Dienste der Mission, zwei hatten ein Amt beim Magistrate, vier waren englische Privatschullehrer, drei Diener in Familien, die übrigen Tagelöhner und Feldarbeiter. Hier war auch eine Anstalt für verwaiste, verwahrloste und verlassene Heidenkinder.

„Darunter sind auch gekaufte. Es werden dort nämlich öfters Säuglinge und sonst ganz junge Kinder zum Verkauf angeboten. Dieser Menschenhandel hat mehrere Ursachen; sie lassen sich aber nicht öffentlich besprechen. Aberglaube, Furcht vor Schande und — Noth: das sind jedenfalls die allgemeinen Triebfedern, die zum Verkauf der armen Geschöpfe anspornen. Die Tempeldirnen machen gewöhnlich die Käuferinnen. Diese nehmen am liebsten Mädchen, weil sie die zu ihrem schändlichen Gewerbe erziehen können. Der Preis für ein solches Geschöpf ist 2, höchstens 4 Rupi. Man bietet und handelt dabei wie um ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird."

Tritschinâpalli, Tandschaur und Pudukotta[1]) hatten damals nur einen Missionar, der in erstgenannter Stadt wohnte, und 590 Christen in 32 Ortschaften. Die zu Pudukotta waren sämmtlich Çudra und zwar Kaller. Sie nährten sich von Arbeit und Tagelohn.

Am ausgedehntesten war die Gemeinde der Station Madrâs mit dem zugehörigen Sadrâs, die sich an der Küste bis nach Kudalûr hin erstreckte. Die Mitglieder der Vêpêri- (richtiger Parsavâkam-) gemeinde waren meist von anderen Orten der Nahrung wegen eingewanderte und von europäischem Solde abhängige Leute. Es waren wesentlich Çudra, doch hatten sich in letzter Zeit 25 Pareiyar dazu gefunden. Die Christen zu Tschintadrapetta (—tripattei), freie Pareiyar, nährten sich kümmerlich mit Lasttragen. Die zu Sadrâs waren lauter arme Flußfischer.

„Etwa zwei Drittel derselben (16 Seelen) sind, von heidnischer List gelockt und geschreckt, vor einigen Wochen so tief ins Heidenthum zurückgefallen, daß sie selbst das Opfergefäß für die Dorfgöttin auf den Kopf genommen, in Prozession herumgetragen und sich so thatsächlich von Christo losgesagt haben. Unter den Treugebliebenen ist nur ein einziger Hausvater. Er macht einen besseren Eindruck, als die gewöhnlichen Paria; eine gewisse Treuherzigkeit, die einem hier zu Lande selten entgegentritt, liegt unverkennbar auf seinem Gesichte. — — — Zur Kirche dient gegenwärtig ein altes halb verfallenes Häuslein. Das dahinter liegende Gärtchen ist ganz verwildert. Der einzige Kokosbaum darin steht wie furchtsam im Winkel. Nur das Meer lacht freundlich drein. Dicht bei dem schön begrasten Gottesacker der Gemeinde liegt die römische Kirche, die von Kovilam aus bedient wird.

Das war der damalige Zustand der Missionsgemeinden. Da lag denn allerdings vielerlei wichtige Arbeit vor: Hebung des Schulbesuches, Heranbildung eines tüchtigen Lehrer- und Predigerstandes, Gewöhnung der Gemeinden an das Tragen der Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse. In Verbindung damit sollte überall eine Art Diakonat eingeführt werden. Der gelehrte Visitator aber setzte alle seine Kraft daran, den

[1]) Die 3 Orte bilden ziemlich ein gleichseitiges Dreieck von 7—8 Meilen Seitenlänge.

Missionaren die Hülfsmittel zur gründlichen Meisterung des Tamil zu schaffen. — Bei den erwähnten vielfachen Mängeln hatte diese Mission doch vor allen übrigen protestantischen das Alter voraus, auf das der Hindû viel Gewicht legt. Auch standen einige der alten Missionare in gutem Andenken beim Volke und galten fast als Heilige. Die mildere Praxis in der Kastenfrage gab ihr natürlich einen Vorsprung. Auch hat die ererbte Bibelübersetzung des Fabricius [1]) weithin ein Gewicht, sowie die „herzschmelzenden" lutherischen Kirchenlieder.

Leider gestattet Raum und Zeit nicht eine ausführliche Darstellung der weiteren Entwicklung dieser Mission bis auf die Gegenwart. [2]) Daß die Arbeit nicht umsonst gewesen ist, möge zunächst folgende statistische Zusammenstellung beweisen:

	Stationen.	Zugehörige Orte.	Seelenzahl.	Missionare.	Landprediger.	Kandidaten.	Katechesten.	Andere Kirchendiener.	Zahl der Schulen.	Lehrer.	Schüler. Lutherische.	Schüler. Gesammtzahl.	Kostschüler.	Beiträge der Gemeinde zur Gemeindekasse. Rup.	Beiträge der Gemeinde zur Armenkasse. Rup.
1854	8	129	3895	8	—	2	21	19	34	39	401	915	—		
1874	14 [3])	392	9172	18	6	2	68	27	89	111	1154	1751	144	1211	1838

Das Wachsthum, welches sich in diesen Zahlen ausspricht, ist jedenfalls bedeutend, und nur wenige Missionen in Indien haben ein gleiches aufzuweisen. Es sind hier eben auch soziale Momente mit im Werke.

Die unteren Kasten liefern den Zuwachs. Daß jedoch die selbstständigere Gestaltung der Gemeinden Fortschritte macht, spricht sich mit in den aufgebrachten Beiträgen aus. Das oben angedeutete Diakonenamt ist ebenfalls in Thätigkeit. Damit wird auch irgend wie ein inneres Wachsthum Hand in Hand gehen. Im großen und ganzen gilt es jedoch noch immer, daß diese Christenschaaren „Kindern

[1]) Die übrigen im Tamilgebiete arbeitenden Missionsgesellschaften haben gemeinschaftlich eine neue Bibelübersetzung herstellen lassen. Mag sie auch manche Verbesserungen enthalten, so bleiben die Lutheraner bei der alten kernigen des Fabricius, um so mehr, da die neue, wie es scheint, in einzelnen Stücken auch recht fehlgegriffen hat.

[2]) Gerne gäbe ich meinen Lesern in demselben Tone des seligen Dr. Graul eine Darstellung der heutigen Zustände. Findet sie sich auch nirgends so bequem vor, wie die von ihm entlehnte, es würde sich aus den Blättern und Berichten der Gesellschaft etwas Entsprechendes herausarbeiten lassen. Aber da stehe ich, abgearbeitet an Leib und Seele, vor dem großen Haufen Materials am Gründonnerstage! — alles drängt zum Schlusse. — — Verzeihe, geneigter Leser, wenn ich mir die Arbeit leicht mache!

[3]) Die neu hinzugekommenen Stationen sind: Negapatam, Mâdurâ, Coimbatûr, Bangalûr, Kudalûr und Sidambaram *(Chellumbrum)*.

gleich sind, die in christlicher Erkenntniß wie im Wandel eben erst zu leben angefangen haben. So kann es ja nicht fehlen, daß sie auch straucheln und fallen." [1]) Bei den charakterschwachen Indiern (und vollends bei diesen unter Jahrtausende langem Drucke verkommenen Schichten des Volkes) ist ja das noch in viel größerem Maße zu erwarten.

„Wenn bei den volksthümlich eingerichteten Götzenfesten ganze Gegenden in Aufregung gerathen, wie schwer muß es da den inmitten dieser festlich gestimmten, freudetrunkenen Menge wohnenden einzelnen Christenfamilien werden, sich nüchtern und unberührt zu verhalten! — — Wohl muß zur Ehre Gottes bekannt werden, daß, wenn nur der Missionar treu ist und sich keine Mühe verdrießen läßt, die Strauchelnden in der Regel wieder zurecht gebracht und die Gefallenen in den meisten Fällen wieder aufgerichtet werden." [2])

Streitigkeiten sind eine andere schwache Seite dieser jungen Christen. Aber sie gehen damit nicht vor die heidnischen Gerichte, sondern wenden sich, abgesehen von einigen Nebenstationen, vertrauensvoll an ihren Seelsorger — dem allerdings durch solches Angelaufenwerden eine große Last erwächst. — Daß auch die Kaste gerade bei der Auffassung der Leipziger Mission noch viele Schwierigkeiten macht, liegt auf der Hand. Die Bekämpfung des bösen Kastengeistes, der sich immer wieder spüren läßt, fordert eine große Geduldsarbeit. Dieselbe wird reichlich geübt, und es zeigt sich denn doch trotz aller gegen diese Praxis vorgebrachten Angriffe ein bedeutender Unterschied zwischen jenen römisch-katholischen Christen, bei denen die Priester geflissentlich ein Auge zudrücken und das alte Unwesen im vollen Schwange geht — und diesen evangelischen Gemeinden, wo es an wirksamer Belehrung und Zurechtweisung in diesem Stücke nicht fehlt.

Dennoch hat die Leipziger Mission schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, die wir hier nur kurz berühren — die den Austritt mehrerer Missionare veranlaßten, der unter andern (wie wir sogleich sehen werden) die Gründung einer besonderen Mission zur Folge hatte. Im Schooße der Gesellschaft und ihrer Arbeiter ist diese Sache aber längst beigelegt, so bittere Anfeindungen darüber von außen auch fort und fort auf sie gehäuft werden. Einen andern charakteristischen Zug dieser Mission, der in neuester Zeit zu ähnlicher Ausscheidung geführt hat, darf ich nicht versäumen, hier gleichfalls anzudeuten. Es ist dies der Nachdruck, der auf die lutherische Konfession und die reine Lehre gelegt wird. Wir sahen schon ein paar Beispiele, wie es hier als Gewissenssache betrachtet wird, kein Gemeindeglied denen in die Hände gerathen zu lassen, welche mit falscher Lehre umgehen, d. h. den Missionaren anderer Bekenntnisse. Es hat dies zur Anlage sehr entfernter, zum Theil dem eigentlichen Arbeitsfelde ganz fremder Stationen geführt. In neuester Zeit sind sogar Schritte gethan worden, um die christlich-lutherischen Tamulen, die nach Ceylon, Hinterindien und

[1]) Baierlein, die Ev.-Luth. Mission in Ostindien, S. 290.
[2]) Ebendaselbst, S. 291.

Mauritius gehen, in der Diaspora mit lutherischem Gottesdienste und Sakrament zu versorgen. Es müßte dieses Verfahren konsequenterweise zu einer Zersplitterung führen, die leicht den Lebenskern der ganzen Mission gefährden und in Frage stellen könnte. — So wenig wir in der Kastenfrage den Angriffen gegen die Leipziger beistimmen können, so wenig begreifen wir (bei aller Achtung vor konfessioneller Ueberzeugung), wie etwas daran liegen kann, jene eben erst aus dem Schlamme des Heidenthums auftauchenden Menschen von vornherein mit der bestimmten konfessionellen Besonderheit zu umgeben. Um ihnen nur erst das recht zuzuführen und bei ihnen lebendig zu machen, was wir mit den Reformirten gemeinsam haben, wird es noch vieler, vieler Arbeit bedürfen. Und möchten doch allerwegens in der Mission die Kräfte auf „das einige Nothwendige" konzentrirt werden. — Endlich haben wir denn noch einen Blick zu werfen auf

10. die Dänische Mission, die von einem im Kastenstreite ausgetretenen Leipziger Missionar, zuerst unterstützt von Lauenburger Missionsfreunden im Süd-Arkotdistrikte, begonnen und später (1861? 1864?) von der Missionsgesellschaft zu Kopenhagen übernommen wurde. Sie umfaßt die beiden Stationen Bethanien (bei Pattambakam) und Siloam (bei Trikalûr). Dazu gehörten (1872?) 4 Gemeinden mit etwa 250 Mitgliedern. Vier Schulen waren in Thätigkeit, aber die Zöglinge waren ausschließlich (?) Waisen. Die ganze Arbeit der Missionare richtet sich auf die Evangelisation durch Predigt. Auch diese Mission hat einen ausgeprägt lutherischen Charakter.

Schließlich muß auch hier noch die schon öfter genannte Christian Vernacular Education Society erwähnt werden, die ihren Hauptsitz in Madras hat. In Dindigal besteht eines ihrer Lehrerseminarien. Viele ihrer Schulen sind mit andern Missionsstationen verbunden. Die Verdienste dieser Gesellschaft um christlichen Volksunterricht und um Verbreitung einer gediegenen Literatur im christlichen Sinne sind gewiß nicht gering anzuschlagen.

So hätten wir das ganze große Missionsgebiet Indiens durchwandert. Wir haben manchen harten Acker gesehen, auf dem langjährige, fleißige Arbeit noch immer keine Frucht tragen will, wir haben andere Felder gesehen, wo die Saat reichlich aufgeht und wächst, ja auch schon volle Aehren sich finden. Möchten alle Missionsgesellschaften doch mehr, als bisher geschehen ist, diesen fruchtbaren Feldern — deren noch viele ganz unangebaut vorhanden sind — den Vorzug geben vor jenen andern, auf denen der Pflug fortwährend den Felsengrund der alten, tausendjährigen indischen Kultur streift. Schon mancher sah sein Werkzeug daran schartig werden und fühlte seine Hand erlahmen, während anderwärts die Arbeit so reichlich lohnt. Erst wenn die Elemente des indischen Volkslebens, welche von jener Kultur nur leichter berührt wurden oder unberührt blieben, dem Evan-

gelio gewonnen sind und durch die erneuernde Kraft des Christenthums in einem neuen Kulturleben sich entwickelnd die verknöcherte heidnische Hindukultur überholen, dann wird auch jener Felsengrund mürbe werden — und das Saatkorn des Evangeliums wird dann nicht mehr von außen importirt werden müssen. Gott lenke namentlich in Indien alle Arbeiten auf den rechten Ort; und schenke allen Arbeitern und allen Missionsfreunden, namentlich für Indien — Geduld.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Dritter Band: Asien.

Zweite Abtheilung:

Ceylon und Hinter-Indien.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Die evangelische Mission

in

Ceylon und Hinter-Indien.

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Wenn
Arbeit erfo
Schranken
Beziehung
sagte und
ablehnen.
schnitte dur
dabei jedoc
schnur beib
gehenden Ne
Mission un
die umfasse
ganze zugär
ständig vera
verpflichtet,
selber zu m
Ueber
Maße der E
Die Auffuch
einen unverh
Bedenkt man
gelischen Mi
es nicht unb
nicht die M
theil werden
wenig änder
Beziehungen

Vorwort.

Wenn das siebente Heft dieses Werkes fast als eine selbständige Arbeit erschien, so ist das vorliegende wieder etwas weiter in die Schranken der Umarbeitung zurückgetreten. Ich verweise in dieser Beziehung noch einmal auf das in der Vorrede zu jenem Hefte Gesagte und muß die Absicht ein neues Werk zu liefern wiederholentlich ablehnen. Dennoch sind auch hier wieder nicht unbeträchtliche Abschnitte durch eine neue Darstellung ersetzt resp. erweitert. Ich habe dabei jedoch den kompilirenden Charakter der ersten Auflage als Richtschnur beibehalten und mich demgemäß von einer von Grund ausgehenden Neuarbeit dispensiren zu dürfen geglaubt. Was die so wichtige Mission unter den Karenen anbetrifft, so habe ich mich meistens an die umfassenden Arbeiten des Pfarrer Eppler angeschlossen. Wo das ganze zugängliche Material über eines der Gebiete bereits so vollständig verarbeitet ist wie in diesem Falle, hielt ich mich nicht für verpflichtet, diese große Arbeit noch einmal für den vorliegenden Zweck selber zu machen.

Ueber Siam hätte vielleicht die bisherige Darstellung in weiterem Maße der Erneuerung bedurft. Leider fehlte dazu geeignetes Material. Die Aufsuchung und Benutzung der vorhandenen Quellen würde aber einen unverhältnißmäßigen Aufenthalt in der Arbeit verursacht haben. Bedenkt man die außerordentlich untergeordnete Rolle, die der evangelischen Mission in Siam bisher zu theil geworden ist, so wird man es nicht unbillig finden, wenn ich auf die Darstellung dieses Gebietes nicht die Mühe verwendete, die ich, wo es noth that, anderen gern zu theil werden ließ, und hier an dem, was die erste Auflage gab, wenig änderte, obwohl ich nicht bestreiten will, daß es in manchen Beziehungen veraltet sein mag.

Die Kritik wird auch an diesem Hefte manches auszusetzen finden. Die Orthographie der Namen — diese crux aller die über fremde Länder schreiben — wird auch hier Gelegenheit dazu bieten. Daß ich in diesem Stücke nie habe als Reformator auftreten wollen, wie mir eine Kritik des siebenten Heftes imputirt, brauche ich wohl nicht auszusprechen. Den infolge einer unglücklichen Unachtsamkeit dort in jenes ganze Heft — nachdem der größere Theil des Manuskripts bereits die richtige Schreibart hatte — hineinkorrigirten Fehler Brahmäne für Brahmane habe ich im vorliegenden Hefte mehrfach zu berichtigen Gelegenheit gehabt. — Erscheine ich manchmal in der Schreibung inkonsequent und habe hier und da nicht die Aussprache eines Namens in unsern Schriftzeichen wiedergegeben, so geschah dies um den Leser nicht zu verhindern, denselben Namen anderswo wieder zu erkennen. Soviel ich konnte, habe ich jedoch die (keineswegs immer ganz sicher) zu ermittelnde Aussprache dem Namen da beigefügt, wo er zum ersten mal auftritt.

R. Grundemann.

Inhalt.

A. Ceylon.

1. Das Land und seine Bewohner 1
2. Religion und Sitte 15
3. Frühere Ausbreitung des Christenthums 40
4. Die neueren evangelischen Missionen 45

B. Hinter-Indien.

1. Uebersicht 69
2. Die katholische Mission in Hinterindien, besonders in Anam . . 71
3. Assâm und die assâmsche Mission 75
4. Die Mission unter den Khasi 87
5. Barma, das britische und das unabhängige 91
6. Die Karenen 115
7. Die Mission in Barma unter Barmanen und Karenen 135
8. Siam und die Mission daselbst 185

Vom
der Insel
durch ein
fahrtsort b
der dem c
und den G
Mythos läß
baut werde
überzuhelfen
Einflusses d
Orienti
der Insel.
hohen Hoch
Kegel- und
steigt. Der
Gneis beste
hat, geht a
die sich weite
rand verlier
Tiefland üb
verengend, d
reicht es den
zeigt der äu
Gruppe flac
bildung find
schen Küste,
(Backwaters)

Ceylon und Hinterindien.

A. Ceylon.

1. Das Land und seine Bewohner.

Vom Tamillande führt uns ein natürlicher Verbindungsweg nach der Insel Ceylon hinüber. Es ist eine Reihe von Sandbänken, nur durch ein paar enge Bootskanäle durchschnitten, welche die als Wallfahrtsort berühmte, dicht am Festlande gelegene Insel Rameſseram mit der dem ceylonschen Strande vorgelagerten Insel Manâr verbindet und den Golf letzteren Namens im Norden begrenzt. Der indische Mythos läßt diese „Brücke" durch die Affenschaaren Hanumâns gebaut werden, um dem Râma auf seinem Kriegszuge nach Lankâ herüberzuhelfen. Seit lange schon trägt sie infolge muhammedanischen Einflusses den Namen „Adamsbrücke".

Orientiren wir uns zunächst über die geographische Formation der Insel. Ceylon besteht aus einem mächtigen, mehr als 600 m hohen Hochplateau, über das sich wilde Bergzüge und Gipfel in Kegel- und Kuppelgestalt erheben, deren höchster bis über 2500 m aufsteigt. Der bekannteste ist der Adamspik. Dieses aus Granit und Gneis bestehende Gebirgsland, das 10—12 Meilen im Durchmesser hat, geht allmählich in eine von Sandstein gebildete Hügelzone über, die sich weiterhin nach Osten, Süden und Westen in den flachen Küstenrand verliert. Gegen Norden aber geht sie in ein weithingestrecktes Tiefland über, das von der breiten Basis aus, sich mehr und mehr verengend, der Insel die Form einer Birne verleiht. Im Westen erreicht es den Anschluß an die Adamsbrücke; weiter nach Norden hin zeigt der äußerste Theil die Korallenformation und löst sich in eine Gruppe flacher durch Lagunen getrennter Inseln auf. Die Lagunenbildung findet sich aber auch an manchen andern Stellen der ceylonschen Küste, wo ähnliche wie die im vorigen Hefte erwähnten Kanäle (Backwaters) auf weite Strecken eine Binnenschiffahrt ermöglichen.

Die erwähnte flache Nordhälfte zeigt uns gegen den südlichen Theil in verschiedener Hinsicht starke Gegensätze. Vergeblich sucht man dort die Fülle tropischer Vegetation. Nur auf den Küsten und den nördlichen Inseln wird die letztere besonders durch die Kokospalme repräsentirt. Im Innern des Landes ist der dürre Sandboden meist mit einer Wildniß von dornigem Gebüsch bedeckt, unter dem Akazienarten besonders häufig sind, oder es zeigen sich andere Bäume von dünnem spärlichem Wuchse, sowie Euphorbien und andere jener fleischigen Pflanzen, die tropischer Dürre zu widerstehen im Stande sind. Da und dort tauchen zur Monsûnzeit wohl Grasflächen auf, die aber, wenn der Regen nachläßt, bald verdorren. Zuweilen überragt ein einzelner Fels die Ebene, einst durch kunstvolle Steinarbeit in einen brahmanischen Tempel verwandelt, der nun jedoch in Ruinen liegt, in denen Fledermäuse und Schlangen hausen und der Bär sein Obdach sucht. Selten ist solch ein verödetes Heiligthum noch von einem einsamen Priester bedient. Auch weite Städteruinen zeugen in diesen jetzt nur spärlich bevölkerten Gegenden von vergangener Herrlichkeit. Der Ackerbau, der hier einst in Blüte war, liegt jetzt danieder; die großen, zur Bewässerung der Reisfelder angelegten Teiche sind verfallen; das wenige Wasser, das sich hie und da in der Regenzeit noch sammelt, ruht bald versumpfend unter der dichten Decke der Lotosblätter.

Beachten wir hier sogleich die ethnographische und religionsgeschichtliche Eigenthümlichkeit des flachen Nordceylons. Es steht in nächster Beziehung zu dem gegenüberliegenden Festlande. In der grauen Vorzeit scheint der Zug der Völkerstämme von der Insel aus nach dem letzteren gegangen zu sein. Wie wir bereits sahen, führen ja verschiedene südindische Kasten, namentlich die, welche der Palmenkultur obliegen, ihre Herkunft auf Ceylon zurück. Später aber wandte sich die Strömung. Das erste Eindringen der arischen Kultur, das in dem Mythos von Râma nach Lankâ [1]) seinen Ausdruck gefunden hat, ist doch nur ein sehr vorübergehendes gewesen. Konnte doch der arische Held nur mit Hülfe der wilden, als Affen vorgestellten Waldvölker den Zug ausführen; auch bleibt nach Befreiung seiner Gattin Sita aus der Gewalt der ceylonischen Riesen dort in keiner Weise seine Herrschaft bestehen. Nach ceylonischer Ueberlieferung, wie wir weiter unter sehen werden, scheinen späterhin allerdings erfolgreichere arische Züge nach der Insel unternommen zu sein, der die eigenthümliche Kultur, die im südlichen Theil der Insel sich erhalten hat, ihren Ursprung verdankt. Aber als auf dem Festlande unterdem arischen Einflusse die Tamilkultur sich entwickelt hatte, wurde von dort aus das nördliche Ceylon der letzteren unterworfen. Zunächst entstand zu Dschaffna, auf einer jener flachen Koralleninseln, ein selbständiges Tamilreich, das seine Herrschaft weiter und weiter über das Tiefland ausdehnte und das Tamil zur Landessprache sowie den Çivadienst zur herrschenden Religion machte, obwohl es demselben nie gelang, den alten Dämonendienst recht zu überwinden. — Dieses Tamilgebiet der Insel Ceylon hat seine konkave Südgrenze an der erwähnten

[1]) So heißt Ceylon in den arischen Sprachen.

Hügelzone und erstreckt sich von der Mündung des Dedrú Oya im Westen bis an die Südspitze der Batticaloa-Lagune an der Ostküste. Außer Dschaffna und dem umliegenden Inselbistrikte sind nur noch wenige Plätze dieses Gebietes von Bedeutung. Trincomalí und Batticaloa auf der Ostküste sind zu erwähnen, besonders ersteres mit gutem Hafen. Die Küstenbevölkerung lebt zum großen Theile vom Ertrage der Kokospalme; auch Tripangfischerei[1]) wird getrieben. Von der Westküste ist die Stadt Manár auf der gleichnamigen Insel zu erwähnen, die durch ihre Perlenfischerei berühmt geworden ist. Auch die Fischerei der Kaurimuschel, die in großen Quantitäten nach Afrika ausgeführt wird, wo sie als Geld dient, spielt hier eine bedeutende Rolle. Im Innern finden sich nur unbedeutende Dörfer.

Einen starken Gegensatz zu dem bisher geschilderten Gebiet bildet der südliche Theil der Insel. Reicher tritt uns schon die Küste entgegen mit ihren üppigen Palmenhainen[2]), zahlreichen Dörfern und reichen Reisfeldern. **Colombo**, die Hauptstadt, zeigt in der Petta, dem Quartier der Eingebornen, die Scene der größeren indischen Hafenplätze, nur daß hier unter der bunten Bevölkerung Malayen, Chinesen, sowie die Abkömmlinge ehemaliger Negersklaven und Araber, hier Mauren genannt, stärker vertreten sind. Ein verdorbenes Portugiesisch bildet die Verkehrssprache dieses Völkergemisches. In den europäischen Stadttheilen oder Vorstädten mit den eleganten, von Gärten umgebenen Villen wird man ganz an eine englische Großstadt erinnert. In der Nähe, bei Kotta (auch weiter südlich nach Morotto zu), befinden sich die einst berühmten Zimmtgärten, die freilich nie den erfabelten Duft dem Schiffer schon über die Fluten entgegen gesendet haben.

Die Zimmtkultur, die lange Zeit für Ceylon charakteristisch war, ist jetzt sehr zurückgegangen. Ein bedeutender hoher Ausfuhrzoll ließ schon im Anfang unsres Jahrhunderts den werthvollen Artikel durch das Surrogat der Cassia lignea von Malabar auf dem Markte immer mehr überflügelt werden, so daß z. B. bei uns jetzt der echte Zimmt, Kanehl, in kleineren Orten gar nicht mehr zu haben ist. So sind die einst gefeierten Zimmtgärten vernachlässigt und verwildert. Der Zimmtbaum (Persea Cinnamomum) erreicht eine Höhe von 30′ und sieht fast wie ein Birnbaum aus; den kultivirten aber läßt man nicht über die Strauchform hinauswachsen, um möglichst viele junge Schößlinge

---

[1]) Die Seewalze hat als Handelsartikel für China eine große Bedeutung. Sie dient dort als Leckerbissen. Vergl. das nächste Heft.

[2]) Die dichtgedrängten Palmenmassen, großartiger als anderswo, bedecken das Land auf die Ausdehnung von Tagereisen. „Welche dichte Zusammengruppirung", sagt Junghuhn, „von schlanken, säulenförmigen Stämmen, welche dunkle Schatten, zwischen den 70—100 Fuß hohen Säulchen tief unter den rauschenden Wedeln; welche dem Urwalde gleichende Wildniß von Palmen; welche Verwirrung von in allen Richtungen durch einander geworfenen, senkrecht überhängenden und ganz niedergestreckten Stämmen!" Die Ausfuhr der Nüsse (jeder Stamm bringt 50 bis 100) geht in die Millionen. Viel Oel wird an Ort und Stelle auch mit Dampfkraft ausgepreßt. Außerdem bildet der zu Geflechten und Matten verwendbare äußere Bast der Nüsse (India Fazer) einen bedeutenden Ausfuhrartikel. (Vgl. Klöden III, 564.)

zur Schälung zu erhalten. „Die kleine weiße Blüte bildet Büschel. Sie erinnert an die Porzellanblume, nimmt sich aber nicht so hübsch aus. Die Früchte haben die Form der Eichel, sind jedoch nur halb so groß".[1])

Die Hügelzone ist zum großen Theile noch mit dichtem tropischem Urwald bedeckt — der in den Thälern allerdings vielfach dem Reisbau gewichen ist. Ganze Strecken, namentlich an der sonst stets belebten Straße von Colombo nach Kandy (jetzt wird sie seit mehr als einem Jahrzehnte durch die Eisenbahn etwas in den Hintergrund gedrängt sein), sind von selten unterbrochenen üppigen Fruchthainen durchzogen. Zwischenhin sah man dort „verstreute Hütten, die sich zuweilen gruppiren oder gar zu Bazaren verdichten. Drin kauerte hie und da eine trauliche Gruppe, während der eine eine Fackel aus Kokosblättern in der Hand hielt. Fuhrleute — denn der Weg wimmelte in jener Jahreszeit von zweirädrigen Karren mit Kaffeesäcken — kochten unter den Palmen ihr einfaches Abendessen und fügten zu dem Bilde häuslicher Behaglichkeit das Gemälde öffentlicher Zwangslosigkeit" (Graul IV, 271).

Die Großartigkeit der Vegetation aber übertrifft alle Beschreibung. In dem noch bewaldeten Gebirgslande kommt eben der Niederschlag beider Monsûns[2]) unter der tropischen Sonne zur vollen Wirkung. „Neben der fürstlichen Kokos zeigt sich die jungfräuliche Areka, die üppige Banane, der mächtige Dschakbaum, die Yam mit kalkaähnlichen Blättern in Riesenform und der Kaschnußstrauch, der hier als stattlicher Baum dahertritt." Die Ueppigkeit des Baumschlages — meint Hildebrandt — übertrifft selbst die des brasilianischen Urwaldes. Die Terrainformen sind anmuthig und sanft. Im Hintergrunde erscheinen oft in stiller Majestät die Bergriesen des Hochlandes. „Durch die Farbenpracht der tropischen Gewächse erhalten die Gebirge eine ganz eigenthümliche Physiognomie. — Die erhabene Totalität der Landschaft, wenn sie im vollen Sonnenlichte strahlt, ist mit dem Pinsel nicht darstellbar, wenn auch einzelne herausgegriffene Details sich auf dem Papier fixiren lassen."

Bald umfängt uns wieder der Wald. „Gruppen kolossaler alter Bäume mit einem abenteuerlichen Behang von Schlingpflanzen wechseln mit tiefen Abgründen und Wasserfällen, welche zwischen bemoosten Felsspalten sich durchdrängen. Schmetterlinge von seltener Schönheit und Größe gaukeln um seltsam geformte Blüten. Bricht der Abend herein, so ziehen große Leuchtkäfer wie helle Lichter durch das Dunkel. Bei Tage mag dich ein andrer Anblick überraschen, wenn ein mächtiger Elefant aus dem Waldesdunkel auftaucht — hier in der bewohnteren Gegend freilich nur ein gezähmter, der einen kolossalen Wagen

[1]) Graul V, 27. Zur Zeit seines Besuches beantragte man dringend die Abschaffung des Ausfuhrzolles. Wahrscheinlich ist sie erfolgt, doch, wie es scheint, ohne der Kultur nachdrücklich wieder aufhelfen zu können. Die früher der Regierung gehörigen Gärten waren schon damals meist verkauft worden.

[2]) Mai — Juli und Oktober — November; Februar, August und September sind die angenehmen Monate; in den andern ist die Hitze drückend.

in aller Gemächlichkeit zieht. „Nach Osten werden die Wälder immer üppiger; große dicke Schlingpflanzen, bald schraubenförmig, bald schlangenförmig gewunden, umstricken die Baumstämme oder sind wie Seile zwischen ihnen ausgespannt. In spiralförmigen Windungen umranken schmarotzende Farne alte moosbedeckte Stämme. Aus dem tiefen Grün leuchten die weißen Mussände und blütenbedeckte Mimosen." Plötzlich öffnet sich wohl der Wald. Vor uns liegt eine mit hohem Grase bedeckte Matte (Patina), nur hie und da unterbrochen von einzelnen Bäumen in malerischen Gruppen: hier die Banianen mit hohen durchsichtigen Kronen, aus denen die Luftwurzeln, die mütterliche Erde wiedersuchend, herabhängen, die jüngeren als weiche, grüne, von jedem Lufthauche bewegte Fäden, oder schon als dicker terrestrischer Ast steif in der Luft hangend, oder als Säule im Boden wurzelnd. Viele alte Bäume dieser Art haben fast Aehnlichkeit mit den Strebepfeilern eines gothischen Bauwerks. An andern Stellen sind Gruppen der Butea frondosa mit spannenlangen, umgekehrt herzförmigen Blättern oder Garcinien mit rothen, kugelförmigen Früchten neben einer gelb blühenden Bignonie. Hier erhebt sich eine hohe dichte Laube von Schlingpflanzen, die ihren Träger ganz unsichtbar machen, alle seine Aeste umspinnen und in zierlichen Festons herabfallen. Dort aber steht mitten in der jugendlichen Fülle des Pflanzenlebens ein todter oder ein greiser Baum; die Insekten haben seine Rinde abgenagt, der Stamm ist von der Sonne weiß gebleicht und an seinem Fuße oder in seiner Höhlung bauen die Termiten ihre hohen, spitzeglichen Wohnungen; an andern wuchern harte holzige Löcherpilze." [1])

Eine auf ganz Ceylon vorkommende, aber besonders auf den Patina häufige Plage bilden die rothen Blutegel, die überall, auch durch die Strümpfe, ihren Weg an die Haut des Reisenden zu finden wissen und ihm ungezählte, recht empfindliche, kleine Aderlässe bereiten. Wie verbittern sie einem die herrliche Aussicht über die offne Matte auf die waldigen Bergwände mit ihren gleichfalls bis obenhin bewaldeten Kegelgipfeln! Das Gras jener Ebenen dient nur in geringem Maße als Viehweide, namentlich wenn es in der Regenzeit von neuem wächst, nachdem zuvor die alten Stengel verbrannt waren. Für weitere Kultur aber scheinen diese Stellen nicht geeignet zu sein. Dazu rodet man den Urwald aus, wie es seit mehreren Jahrzehnten in immer größerem Maße zur Anlegung von Kaffeeplantagen geschieht, die wir bald näher zu betrachten haben.

Das Hochplateau mit seiner dünneren Luft und seinem kühleren Klima, in dem der Eingeborne des heißen Tieflandes oft vom Frost geschüttelt wird, und auch der Europäer zu Zeiten gern das Kaminfeuer aufsucht, eignet sich ganz besonders zur Kaffeekultur. Ihr Hauptgebiet ist im Distrikte von Kandy, der alten Haupt- und Königsstadt Ceylons. Werfen wir zunächst auf diese selbst einen Blick.

„Romantischer kann kaum eine Stadt liegen, als sie in ihrem Felsenbecken, das ungefähr anderthalb Stunden lang und halb so breit

[1]) Citat bei Klöden III, 565.

ist. Amphitheatralisch umschließende Berge werfen ihren düstern Schatten in das Auge von Kandy, das so freundlich zu ihnen emporblickt, ich meine den vom letzten Könige gegrabenen See, dessen Rand von Häusern und Villen angenehm belebt wird. — Von einer der östlichen Höhen schweift das Auge über große wellenförmige Flächen, die hie und da mit majestätischen Baumgruppen besetzt, beinahe den Eindruck eines englischen Parks in riesigem Maße machen [1]). Leider fehlen die belebenden Spuren des Menschen in diesem großen Naturparke; man sieht weder Anbau noch Wohnungen; melancholisch wälzt die Mahavali Ganga (Ceylons größter Fluß) über Klippen und Untiefen ihre schiff- und bootlosen Fluten. Im Hintergrunde erhebt sich eine wild zerrissene Bergreihe, aus welcher der dunkle Kegel des Honasgiri emporstrebt. — Der Weg um den See ist der beliebteste Spaziergang; dort tummelt sich die europäische Welt allabendlich zu Roß und zu Wagen. Die kleine Insel im See, sonst das Sanssouci des Königs, trägt jetzt das Pulvermagazin. Dicht am Rande des Sees ladet ein nettes Bibliothekgebäude zu unterhaltender und belehrender Lektüre." [2])

Neben andern großartigen öffentlichen Gebäuden dient der ehemalige königliche Palast den Behörden. Der alte Audienzsaal ist jetzt Gerichtshalle. Von den buddhistischen Tempeln ist jener unter dem Namen Delada Maligawa der berühmteste, in welchem das Hauptheiligthum des Buddhismus, ein Zahn Buddha's, aufbewahrt und bei gewissen Festlichkeiten unter großem Pomp gezeigt wird.

Die alte Königsstadt nöthigt uns aber wenigstens zu einem kurzen historischen Rückblick. Nach der Ueberlieferung des buddhistischen Ceylons war der erste König Vidschaya, der Gründer der Dynastie, die bis zu Anfang unsres Jahrhunderts den Thron inne hatte. Er landete, vom indischen Festlande kommend, bei Putlam (Pat—?) auf der Westseite der Insel und gründete nicht weit davon die Stadt Tâmbapannî oder Tâmraparnî, woraus der Name Taprobane entstand, unter dem Ceylon bereits den Griechen bekannt war [3]).

Später wurde die Residenz nach Nordosten ins Innere verlegt, wo die Ruinen von Anurâdhâpura noch jetzt durch ihre Größe den Reisenden in Staunen setzen. Erst im zwölften Jahrhundert nahmen die Könige ihren Sitz im Berglande, zunächst in Pollanaruwa, später in Kandy. Wahrscheinlich war das oben erwähnte Vordringen der Tamilherrschaft, durch welches der nördliche Theil der Insel sein eigenthümliches Gepräge erhielt, die Veranlassung dazu [4]).

---

[1]) Ein eigenthümliches Gepräge erhält die Landschaft durch die Talipotpalme, vielleicht die höchste aller Palmenarten, mit ungeheuren, 15 Fuß breiten Schirmblättern an langen Stielen.

[2]) Graul IV, 291.

[3]) Der Name Ceylon (die Engländer sprechen Silon) hat sich aus Singhala, Löweninsel, gebildet. Daher kommt das Adjektiv: singhalesisch, das mit Uebergehung der holländischen Formation bei uns besser singhalisch lauten dürfte.

[4]) Leider sind mir für die alte Geschichte Ceylons keine ausreichenden Quellen zur Hand.

Jedenfalls hat sich unter den Nachkommen des Vidschaya jene andere im besonderen Sinne als singhalesisch bezeichnete Eigenart entwickelt, welche jetzt den Süden in mehr als einer Beziehung im Gegensatz zum Norden zeigt. Eine Haupturſache dieſes Gegenſatzes lag darin, daß das Singhaleſen-Reich eine Zufluchtsſtätte und Burg des auf dem Feſtlande ausgerotteten Buddhismus wurde. — Nachdem ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts zuerſt die Portugieſen[1]), dann (ſeit 1656) die Holländer immer mehr Einfluß auf Ceylon gewonnen hatten und die Inſel im Frieden von Amiens (1802) an die Engländer, die ſie ſieben Jahre zuvor bereits in Beſitz genommen hatten, in aller Form abgetreten war, wurde dem alten Königreiche von Kandy 1815 mit der Entfernung ſeines 170. Herrſchers ein Ende gemacht.

Wir haben uns aber noch etwas weiter in der Umgegend von Kandy umzuſehen, die ſich im Laufe mehrerer Jahrzehnte durch die immer wachſende Kaffeekultur beträchtlich verändert hat. Iſt auch in reichlichem Maße noch der oben geſchilderte Urwald dort vorhanden, ſo ſind doch bedeutende Strecken in ſauber gehaltene Kaffeepflanzungen verwandelt, die mit den zugehörigen europäiſchen Gebäuden der Landſchaft ein ganz anderes Anſehen geben. Da die in den letzteren beſchäftigten tamuliſchen Arbeiter (Kuli) für die Miſſion von beſonderer Bedeutung geworden ſind, ſo wird es nicht überflüſſig ſein, die ceyloniſche Kaffeekultur etwas eingehender zu betrachten.

Die Kaffeepflanze muß aus dem „glücklichen Arabien" ſchon ſehr frühzeitig nach der „würzigen Inſel" gewandert ſein. Sie macht einen netten Strauch — oder auch Baum. Die Aeſte wachſen wechſelweiſe in Paaren und bilden durch ihre Verkürzung nach oben eine Pyramide. Die breiten Blätter zeigen ein glänzendes Grün; die oft in großer Fülle dicht darunter ſitzende Blüte iſt ſchneeweiß. — Die aromatiſchen Eigenſchaften des Kaffees entwickeln ſich in Ceylon am beſten in einer Höhe von 3—5000 Fuß über dem Meere. Je höher, je beſſer, freilich bei ſorgſamer Pflege und froſtgeſchützter Lage; denn die Kaffeepflanze liebt neben mildem Klima verdünnte Luft.

Der beſte Kaffeeboden hat eine tiefe Chokoladenfarbe, zerbröckelt leicht und iſt voll Felsblöcke und Steine, die während der Regenzeit die Hinwegſchwemmung der Dammerde, während der Dürre aber die Verdunſtung hindern. Das erſte Geſchäft des Pflanzers iſt die Anlegung einer Pflanzſchule. Er fällt den Urwald, wälzt die Aeſte und Blöcke auf eine Seite, gräbt die Erde einen Fuß tief auf, entfernt Wurzeln und Steine, macht Beete von 6 Fuß Breite mit Gräben dazwiſchen und legt dann die Bohnen neben einander, indem er ſtets einen Zwiſchenraum von 6 Zoll läßt. Es braucht, je nach dem Grade der Feuchtigkeit und der Wärme, 6—15 Wochen, ehe die Bohne ausſchlägt, und 18 Wochen, ehe ſich der junge Sprößling verpflanzen läßt.

Nachdem der wilde Wald, an deſſen Stelle der Kaffeegarten treten ſoll, niedergeworfen und von der Sonne hinlänglich gedörrt iſt, läßt man Feuer darüber hinlaufen. Was an kleinerem Aſtwerk überbleibt, wird abgehauen und ſo gelegt, daß es weder den Pflanzen, noch den Arbeitern im Wege iſt. Dort muß es langſam verrotten und ſo die Kräfte des Bodens erhöhen. Ein ſolcher Kaffeegarten mit wellenförmiger Oberfläche, mit vorſpringenden Felſen und dicht geſäeten Steinblöcken liegt gewöhnlich an ſteiler Bergwand. Geſchwärzte Baumſtämme mit ſpreizenden Aeſten geben ihm vollends das Anſehen, als ob er auf der Stelle einer eingeäſcherten Stadt ſtände. — Iſt der Grund geklärt, ſo werden 6 Fuß von einander entfernte

[1]) Dieſe fanden ſchon zahlreiche Araber vor, welche bereits politiſche Macht gewonnen hatten.

Löcher gegraben und diese mit guter Erde gefüllt. Bei einsetzendem Regen verpflanzt man die jungen Schößlinge aus der Pflanzschule dahinein. Von nun an wird fleißig gejätet. Einige wirken der „spanischen Nadel", der Saudistel und der Elenn-pflanze, Unkraut, das auf den dortigen Bergen am unbändigsten wuchert, dadurch entgegen, daß sie das Grundstück mit Guinea- oder Limonengras bepflanzen.

Der Kaffeebaum erreicht im natürlichen Zustande eine Höhe von 15 Fuß. In dieser Höhe habe ich ihn meist bei den trägen Singhalesen gesehen, die sich gern mit 25 Prozent weniger Ertrag begnügen, wenn sie nur ihren Betel in voller Ruhe kauen dürfen. Die Pflanzer aber lassen den Kaffeestrauch nicht gern über $3^1/_2$ Fuß hinaus wachsen. — Ein blühender Kaffeegarten gewährt in der That einen reizenden Anblick. Die weißen Blütenbüschel stechen gegen das tiefe Grün der Blätter sehr hübsch ab; wie darüber hingeschneit sehen sie aus der Ferne aus. Von der Blüte bis zur Ernte sind 8—9 Monate. — Die Frucht wächst auf einem Stengel von $^1/_2$ Zoll in Büscheln rings um die Knoten der Seitenzweige; sie gleicht, wenn ausgewachsen, aber noch grün, einer kleinen Olive. Einen Monat vor der völligen Reife wird sie gelb und zuletzt rubinroth. In diesem Zustande nennt man sie Kirsche. Nun muß sie so schnell wie möglich gepflückt werden. In sehr hoch gelegenen Pflanzungen kann man fast das ganze Jahr hindurch Blüten und daneben grüne und rothe Beeren auf einem und demselben Strauche sehen. Wenn man die Kirsche öffnet, so stößt man zuerst auf eine fleischige Masse („pulp"). Die Bohnen sitzen in einer klebrigen Substanz („gum"), einer Hülle („parchment"), die, wenn getrocknet, dem Pergamente ähnelt, und einem Häutchen („silver"), das an die Goldschlägerhaut erinnert. — Auf das Pflücken folgt das Trocknen, auf das Trocknen die Enthülsung („pulping"), mittels einer eigenen dazu erfundenen Maschine. Die enthülsten Bohnen werden auf einen Haufen geworfen, bis die vorerwähnte klebrige Substanz in Gährung übergeht. Das dauert 12—36 Stunden. Nun tanzen die Kuli eine Weile darauf herum; ein darüber geleiteter Strom von Wasser nimmt zuletzt alle Unreinigkeit hinweg. Jetzt ist die Bohne fertig, sie wird in das Magazin geschafft, verpackt und nach Colombo befördert. — Seinen eigentlichen Aufschwung hat der Kaffeebau auf Ceylon seit 1840 genommen. Damals drängten sich Hunderte von Spekulanten nach der Insel".[1]) Das Maß des produzirten Kaffees stieg in überraschender Weise. Früher wurde für 20 000 Pfd. Sterl. ausgeführt; im verflossenen Jahrzehnt kam die Summe schon auf mehr als zwei Millionen Pfd. Sterl., und mehr als 13 Quadratmeilen waren mit Kaffeepflanzungen bedeckt.

Noch haben wir ein paar wichtige Punkte des südlichen Ceylons zu erwähnen, besonders das für den Weltverkehr bedeutungsvolle Point de Galle (Galla singh. = Fels; portug. Punta de Gallo) das einen Knotenpunkt des Dampferverkehrs zwischen Europa und Ostasien bildet, mit Seitenlinien nach Kalkutta, Singhapûr u. s. w. Es ist eine der lieblichsten Stätten auf der ganzen Insel. Der Hafen besteht in einer halbrunden, von Massen phantastisch gestalteter Felsen (daher auch der Name des Ortes) eingeschlossenen Bucht; die Stadt selbst, mit drei Hauptstraßen, die von mehreren kleinen durchschnitten werden, ist von Wällen umgeben. Die Scene im Hafen, wenn Schiffe ankommen, ist sehr belebt, und es herrscht dann eine betäubende Verwirrung von europäischen und asiatischen Sprachen. Die Haupthandelsleute des Ortes aber sind die Mauren (Araber) mit ihren geschorenen Köpfen, auf denen sie eine rundgestickte Kappe tragen, die stark mit Baumwolle gefüttert ist, um den Kopf gegen die Sonne zu schützen. Noch zeichnen sich die Städte Negombo nördlich, und Caltura südlich von Colombo, sowie Matura östlich von Galle aus. Die Zahl der Dörfer in der

[1]) Graul IV, S. 6 ff.

Umgebung dieser Städte sowie an einigen andern Stellen der Küste ist sehr groß; während das mit dichtem Wald besetzte Innere meist dünn bevölkert und stellenweis unbewohnt ist.

Fassen wir nun die Bewohner der Insel ins Auge. Die Singhalen bilden bei weitem die Mehrzahl derselben. Sie sind jedenfalls eine Mischlingsrasse, gebildet aus den Ureinwohnern der Insel und den vom Festlande gekommenen Einwanderern. Man hat in den ersteren Angehörige der malaiopolynesischen Sprachfamilie vermuthet, und Bischof Heber wollte auch noch die heutigen Singhalen den Insulanern der Südsee ähnlicher finden als den Hindu. Dem Dr. Graul fiel an jenen bronzefarbenen Männern zuerst der große Schildpattkamm in die Augen, mit denen sie ihr langes schwarzes Haar, nach hinten gekämmt, festhalten. Aermere schlingen es nur in einen Knoten zusammen; auf beide Fälle aber gewährt diese Tracht ein weibisches Ansehen. Der eingeborne Gentleman trägt übrigens über seinen Beinkleidern einen weiten Faltenrock, und wenn er größerer Kühle wegen darüber noch eine Jacke zieht, so nimmt sich der Rock fast wie ein Unterrock aus, was jenes Ansehen noch um vieles erhöht. — Die Kleidung der Frauen, die Graul in Kandy beobachtete, war nicht ohne europäische Einflüsse, aber geschmackvoll: ein seidener Rock, braun und gelb gewirkt, eine feine weiße Jacke, nach altdeutschem Schnitt mit Manschetten, an Hals und Händen Schnüre von Perlen und Steinen, in dem üppigen Haar brillante Kämme von Schildpatt, Pfeile und Nadeln von Gold und Silber. — Der europäische Einfluß zeigt sich auch in der Männertracht. Etliche haben schon die für das Klima so gar nicht geeignete Kleidung der herrschenden Briten angenommen. Andere zeigen sich in ihrem alten Faltenrock mit großen steifen Vatermördern.

Die Sprache zerfällt in verschiedene Dialekte, unter denen die eigenthümliche Hofsprache, mit ihren, nach den Rangunterschieden der Redenden modifizirten Formen der Anrede sehr von der Sprache des Volks abwich. Jetzt mag sie nach Beseitigung des Hofes mit seinem Ceremoniell vielleicht mehr oder weniger verschwunden sein. Ueber die Zugehörigkeit des Singhalesischen zu einer oder der anderen Sprachenfamilie finden sich sehr verschiedene Angaben. Jedenfalls hat es indisches Gepräge, und die vielen darin übergegangenen Sanskritelemente haben wohl manche verleitet, es den arischen Sprachen zuzuzählen. Der Struktur nach scheint es jedoch dravidisch zu sein.

Eine Deklination in unserm Sinne mangelt gänzlich, und die Kasus müssen durch Postpositionen gebildet werden: der Genitiv durch „ge", der Instrumentalis durch „visin" u. s. w. Der Pluralis wird gewöhnlich durch Anhängen der Silbe „val" gebildet, die Kasus aber durch dieselben Postpositionen wie im Singular bezeichnet. Die im ganzen einfache Konjugation bietet eine auffallende Analogie mit der türkischen, indem Verba, Negativa, Reflexion u. s. w. durch Einschaltung gewisser Laute innerhalb des Verbalstammes gebildet werden, wie dies, wenn ich nicht irre, auch im Tamil der Fall ist. — Die Sprache des gemeinen Lebens hat übrigens nicht wenig arabische Elemente aufgenommen. Das Hochsinghalesische aber hat eine ziemlich reiche Literatur. Die heiligen Bücher des Buddhismus sind in der Pâlisprache abgefaßt, einem längst ausgestorbenen arischen Dialekt, den die Priester, wahrscheinlich meist ohne viel Verständniß, lesen lernen.

Was nun die Lebensweise des Volks im allgemeinen betrifft, so ist es wenigen Menschen so leicht wie den Singhalesen gemacht, den täglichen Lebensbedürfnissen zu begegnen. Die paradiesische Natur und seine große Bedürfnißlosigkeit tragen von jeder Seite dazu bei. Ist er auf Reisen und es mangelt ihm an Speise, so läuft er seitwärts in den Busch und findet ein paar Wurzeln oder eine gesunde Pflanze, die er in seinem irdenen Topfe siedet, mit ein wenig Salz oder Pfeffer dazu verzehrt und dann erfrischt seinen Weg fortsetzt. Ueberfällt ihn die Nacht, so klimmt er auf den Ast eines Baumes und schläft da ruhig bis zum Morgen, trotz der wilden Thiere, welche ihn umgeben. Auch zu Hause sind vergleichungsweise seine Bedürfnisse nur wenige. Ein Stück altes Tuch um die Lenden gewickelt, zu welchem bei den vornehmeren Ständen noch ein altmodischer blauer Rock mit Gold- oder Silberborten, bei den Frauen derselben auch wohl ein Schleier und goldener Schmuck hinzukommt, eine Hand voll Reis und ein wenig Fisch befriedigen ihn einen ganzen Tag, und in Vergleichung mit einem Handwerker in Europa gleitet er ganz leicht durchs Leben. Kann er sich nur, was leicht und bald geschehen ist, ein paar Kokosnußbäume und ein Stückchen Landes für seine kleine Pflanzung anschaffen, so bringt er, was die Arbeit betrifft, in herrlicher Gemüthlichkeit sein Leben hin. Außer dem Ackerbau versteht er allenfalls Eisen und Gold zu bearbeiten und Baumwolle zu weben. Der Bau seiner Hütte macht dem Singhalesen nicht viel Noth. Er haut ein paar Bäume in seinem Garten um, die wenig oder keine Frucht mehr tragen. Dann läßt er einen Holzhacker kommen, der mit einigen Pfennigen zum Tagelohn und mit einer Hand voll Reis sich begnügt. Die wenigen Balken werden nun ins Rohe gehauen, und vier etwa 5 Fuß hohe Pfosten in die Erde eingegraben, die Latten aber, die er sich selbst aus dem Kokosnußbaume schnitzt, mit dem Bast desselben an die Seitenwände gebunden, und ist endlich noch die kleine Thür auf gleiche Weise an dem vorderen Pfosten festgemacht, so hat der Zimmermann sein Geschäft vollendet. Der Hauseigenthümer gräbt nun in seinem Garten eine Grube, die ihm den Lehm liefert, womit er den Boden und die Seitenwände fertig macht. Jetzt steigt er auf eine Palmyra, bricht ein paar breite Palmblätter von dem Baume ab, mit denen er das Dach bedeckt, und zieht dann ohne weitern Verzug mit seiner Familie in die neue Wohnung ein. Aermere wohnen in Hütten, die von Bambus oder anderem Schilf erbaut sind, und worin ebenfalls kein einziger Nagel geschlagen, sondern das Ganze durch Rohr und Stricke zusammengehalten wird. Auch die Häuser der Vornehmen und Priester sind sämmtlich nur einstöckig, aber bequemer von Backsteinen gebaut. Die Dörfer der Singhalesen sind klein und bestehen meist nur aus zehn bis fünfzig entfernt von einander liegenden Häusern oder vielmehr Hütten. Ebenso einfach ist auch der Hausrath der Singhalesen. Die Länge seines Schattens ist seine Uhr; eine kleine Matte auf dem Boden ausgebreitet ist sein Bett, der Boden ist sein Stuhl, das Knie dient ihm als Tisch, eine kleine Lade faßt das ganze Hausgeräthe in sich. Das offene Feld ist seine Küche, ein irdener Topf sein ganzer Vorrath

an Geschirr, der Ausschnitt einer Kokosnußschale ist sein Löffel, seine Finger sind Messer und Gabel, und das Blatt eines Plantanenbaumes dient ihm als Schüssel. Indeß gibt es doch einige Dinge, die der Singhalese sehr ungern vermißt. Bei nassem Wetter geht er nicht gern barfuß aus; er sieht sich daher nach ein paar Stücken leichten Holzes um, läuft zum Holzhacker und läßt sich um geringen Lohn ein Paar Schuhe daraus verfertigen. Am Vordertheile wird ein schmaler runder Griff angebracht, der zwischen dem ersten und zweiten Zehen durchläuft und den Fuß dadurch in Stand setzt, das Holzstück festzuhalten, und so wandelt er jetzt 3 Zoll über dem Boden mit der größten Würde einher. Eine andere Sache von nicht geringerer Wichtigkeit ist ihm eine Laube an seiner Hütte, die etwa 2 Fuß über dem Erdreich angebracht ist. Hier raucht er sein Pfeifchen, für das er den Tabak in seinem eigenen Garten gepflanzt hat; hier kaut er seine Arekanuß und seinen Betel; hier erzählt er dem Nachbar seine Geschichtchen; hier werden die Angelegenheiten des Hauses berathen und hier verschläft er seine trägen Tagesstunden. Die Kuh, welche ihm nur wenige Thaler kostet, versieht ihn mit süßer und geronnener Milch, und was er an Kokosnüssen erübrigen kann, dagegen tauscht er seinen kleinen Bedarf an Reis und Fischen ein; und sollte ihm nun dann und wann noch in den Sinn kommen zu arbeiten, so kann er leicht eine große Familie erhalten. Auch seine Kinder machen ihm nicht viel Sorge und Ausgaben, und die Mutter denkt an kein Kinderzeug. Ein alter Tuchlappen reicht für alles aus, und hat ihr Säugling einmal den zwanzigsten Lebenstag erreicht, so legt sie ihn nackend auf den Boden. Der Vater aber sucht von seinem Kinde baldmöglichst Nutzen zu ziehen, und der Knabe wird bei Zeiten abgerichtet, die traulich gewordene Kuh auf die Weide zu führen und die räuberischen Krähen oder die noch stärkeren Affen, letzteres nicht immer ohne Gefahr, von den Pflanzungen fortzujagen. Auch die Schulzeit macht dem Vater wenig Sorge, denn der Sand auf dem Boden ist des Kindes Schreib- und Lesetafel, seine Finger sind die Feder, und ein paar Palmyrablätter enthalten die ganze Geschichte seiner Arbeit, die ein spitziger Griffel von Eisen lebenslänglich eingräbt. Wird das Kind älter, so sieht der Vater nach ihm als seinem Beschützer und Versorger sich um, und das bischen Eigenthum enthält für den herangewachsenen Sohn den mächtigsten Beweggrund zur Erfüllung seiner Kindespflicht. Schließt der alte Mann die Augen im Tode zu, so dient eine abgenützte Matte, in die sein Leichnam gewickelt wird, statt eines Sarges; ein paar Kulis (Träger) decken einige Schaufeln Erde auf ihn hin, und der Vorhang seiner Lebensgeschichte ist für immer gefallen.

Dieser älteren Schilderung müssen wir jedoch als Ergänzung hinzufügen, daß die europäische Kultur ihre Einflüsse in vielen Stücken stark geltend gemacht hat. Sopha, Tisch und Stühle fand schon Dr. Graul auf seiner Reise von Colombo nach Kandy fast in jedem singhalesischen Hause — ein Luxus, der bei den Tamulen des Festlandes ihm nicht vorgekommen war. An einer andern Stelle sagt er:

Dem britischen Kaufmann lacht das Herz, daß die kulturlustigen Singhalesen die Manufakturen von Manchester, Leeds, Sheffield und Birmingham bereits zu schätzen wissen, die höheren Stände aber sogar nach den besten Weinen ihre Augen erheben und auch dem englischen Bier, nebst Schinken, Butter, Käse, Lachs, Konfekt, Anchovies u. s. w. Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Seitdem die Engländer ins Land gekommen, hat der Reisverbrauch so zugenommen, daß Familien, die vor 20 bis 30 Jahren etwa alle 14 Tage einmal Reis zu essen pflegten, sich nun diesen Luxus jede Woche ein paarmal erlauben. Die europäischen Westen und Jacken, Hemden und Hosen, Hüte und Schuhe haben sich seitdem auch um ein bedeutendes vermehrt. Einer der wesleyanischen Missionare freute sich darüber mehr als billig: er meinte, mit dem westlichen Kleide zögen die Leute auch westliche Ideen an.

Der Inspektor des Gefängnisses zu Colombo war darüber freilich andrer Ansicht. Er spürte in seiner Anstalt die Zunahme der Verbrechen mit der wachsenden Kultur gleichen Schritt halten. Der Singhalese, „das verzogene Kind der liebevollen, freigebigsten Natur", ist in der Regel unbeschreiblich träge — wozu der Buddhismus, der zu nichts weniger als zur Entwicklung energischer Charaktere geeignet sein mochte, sein Theil mit beigetragen hat. So gern der Singhalese von den Früchten der fremden Kultur nascht, so wenig entschließt er sich, im Schweiße seines Angesichts die dazu gehörigen Mittel zu erwerben. Da ihm der europäische Markt seine Gaben nicht so umsonst in den Schooß schüttet, wie die Kokospalme, der Dschakbaum und die Banane, so wird die Kultur oft für ihn zu einem Fallstrick.

Als der Kaffeebaum in größerem Maßstabe von den Europäern eingeführt wurde, öffnete sich für die Singhalesen eine reichliche Erwerbsquelle. Als aber die Bewohner der betreffenden Distrikte sich ein Sümmchen verdient hatten, wollten sie sich durch nichts mehr zu der Arbeit, die ihnen fast wie Sklaverei vorkam, bewegen lassen. Man mußte aus den Bewohnern des Niederlandes, die zur Befriedigung ihrer Leidenschaften (Trunk und Spiel) mehr Geld brauchen als der genügsame Kandyer, die Arbeiter holen. Aber jemehr die zurückkehrenden Tagelöhner Geld in ihre Heimat brachten, desto spärlicher fanden sie sich bereit wiederzukommen. Seit 1845 fing man denn an, die Arbeiter vom indischen Festlande herüber zu holen, meist Pareyar aus dem Tamillande. Diese haben sich bisher als brauchbar bewährt. Sie werden schlechtweg Kuli genannt. Ihre Zahl war nach wenigen Jahren schon auf 70 000 gestiegen. Jetzt mag sie bei der bedeutenden Ausdehnung des Kaffeebaus auf ein paarmal Hunderttausend gekommen sein und bildet also ein weites Feld für die Aufgaben der Mission. Viele kommen für einen kürzeren Zeitraum und kehren nach Vollendung der Ernte in ihre Heimat zurück. Viele aber siedeln sich auch auf Ceylon an. Sie kommen in Schaaren von 60 bis 300 Köpfen stets unter Leitung eines sogenannten Kangani herüber. Meistens stammen sie aus dem Landstriche von Tandschaur bis Nagerkoil. Da derselbe eines der hervorragendsten Missionsfelder Indiens bildet, so konnte es nicht fehlen, daß auch Christen unter diesen Arbeitern nach Ceylon kamen. Schon dadurch wurde die Kulimission, von der wir unten ausführlicher zu reden haben, zu einer Nothwendigkeit.

Die eingebornen Tamulen der nördlichen Hälfte brauchen wir hier nicht näher zu besprechen. Sie unterscheiden sich wenig von ihren Stammverwandten auf dem Festlande.

Wohl aber haben wir noch eine besondere Klasse von Leuten auf Ceylon zu erwähnen, die, obwohl mehr zusammenschmelzend, vor einiger Zeit der Gegenstand eifriger Missions- und Kulturbestrebung waren. Es sind dies die Reste der Ureinwohner, die sich in den Stämmen der Vedda erhalten haben. Sie bewohnen ein weites, etwa 1500 (engl.) Quadratmeilen umfassendes Waldland, Veddah Ratté genannt, das im Westen und Südwesten durch die kandyschen Gebirge, im Norden durch den Mahavelli Ganga begrenzt wird, und zerfallen in zwei Stämme, in die wilden oder Waldveddah und in die Dorfveddah, welche sich in Sitten und Lebensart stark von einander unterscheiden. Die Waldveddah bauen ihre Hütten auf Bäume, leben paarweise, versammeln sich nur selten in größerer Zahl und zeigen nicht die mindesten Spuren von Civilisation. Da sie stets unter freiem Himmel leben, so sind sie stark und gesund, besitzen eine außerordentliche Schnelligkeit der Füße, sind muthig, entschlossen und unbiegsam, aber mißtrauisch und unzugänglich. Die Dorfveddah, welche gleichsam ein Verbindungsglied zwischen ihren wilden Brüdern und den Singhalesen bilden, denen sie auch im Aeußern ähnlich sind, aber sich niemals mit ihnen verheirathen, sammeln sich in Dörfern, leben in Hütten und bauen — wenn man Aufkratzen des Bodens und Einstreuen des Samens so nennen kann — kleine Flecken des Landes mit Mais und einer wilden Art Bringal an[1]).

Ihre Dörfer bestehen jedoch nur aus einer Anzahl Hütten der primitivsten Art. Sie sind nämlich aus Baumzweigen und Rinde gebaut, und lehnen sich so an einen Baumstamm an, daß dieser einigermaßen gegen Wind und Wetter schützen hilft. Oft aber werden diese Hütten bald wieder abgebrochen, und manchmal bleiben sie nur 4—5 Tage an einem und demselben Orte. Die Länge ihres Aufenthalts richtet sich stets nach ihren Jagderfolgen sowie nach der Menge des Waldyams, des wilden Honigs u. s. w. in der Nachbarschaft. Die Hauptwaffe auch der Dorfveddha ist Bogen und Pfeil, beides in der Regel aus dem Holze der Arekapalme. Die Sehne für den Bogen gewinnen sie aus der Faser der wilden Banane; den Pfeil versehen sie mit einem etwa 4 Zoll langen Eisen in Form einer Messerklinge. Sie machen Jagd auf Elennthiere, Rehe und selbst Elefanten. Das Fleisch der ersteren ist ihre Hauptnahrung. Sie verzehren es gekocht oder geröstet mit Yams und andern eßbaren Waldwurzeln. Können sie nicht alles bewältigen, so wird der Rest in Stücke geschnitten und auf einem hölzernen Rahmen am Feuer gedörrt; man taucht es dann in Honig, verpackt es sorgfältig in Baumrinde und hängt es für künftige Fälle an einem Baume auf. Ein Veddha, den Graul im Gefängnisse zu Colombo sah, wußte kein Beispiel, daß je einer sich an diesen „Dschangel-

[1]) Im Gegensatz zu dieser Notiz sagt Graul: „Auch der bitterste Mangel kann sie nicht zum Ackerbau bewegen."

Magazinen" vergriffen habe. Er meinte, alle würden sich in einem solchen Falle wie ein Mann erheben und nicht eher ruhen, als bis die ganze Familie des Räubers ausgerottet. — Ihr letztes Mittel, den Hunger zu stillen, ist die Rinde des wilden Mangobaums, die sie dann zerstoßen und mit etwas Wasser genießen [1]). Auch sollen sie in knappen Zeiten faules Holz mit Honig gemischt zu einem Kuchen machen, um den nagenden Hunger zu beschwichtigen. Bis auf die neuere Zeit hatten die Dorfveddha Kandyer aus den benachbarten Distrikten zu Vorstehern, und dadurch wurde eine Art Verbindung mit der Regierung aufrecht erhalten; dies war aber zum Theil eine Ursache ihrer Erniedrigung, denn je einfältiger und leichtgläubiger sie waren, desto mehr ließen sie sich Elfenbein und getrocknetes Hirschfleisch, den Ertrag ihres Bogens, um ein Nichts abschwatzen. — Ihr Ausdruck hat eine eigenthümliche Wildheit, die durch ihr buschiges, verfilztes und entfärbtes Haar, das nie geschnitten oder gereinigt wird, und das Gesicht auf eine widerliche Weise beschattet, nicht gemindert wird. Sie sind von mittlerer Statur, selten über 5 Fuß 5 Zoll hoch, aber gut gebaut und sehr gewandt. Ihre spärliche Kleidung besteht einzig in einem kleinen Tuchstreifen, der von einem um die Lenden gegürteten Strange herabhängt. Ihre Sprache ist von der singhalesischen ganz verschieden. Sie haben kaum eine Kenntniß von Zahlen und können nicht über fünf zählen. Sie beobachten weder bei Heirathen noch bei Begräbnissen besondere Gebräuche und lassen ihre Todten den wilden Thieren des Waldes. Sie sind ohne alle festere Religionsformen, doch glauben sie an böse Geister und bringen den Schatten ihrer Vorfahren Opfer dar. Ihre Anzahl wurde um 1840 noch auf etwa 10 000 Seelen geschätzt; 25 Jahre später schlug man sie nicht höher als 2000 an.

Schließlich müssen wir noch einen Blick werfen auf eine Klasse der Bevölkerung, die einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil derselben bildet und eine der ersten Rangstufen beansprucht. Es sind die sogenannten „Burghers", Abkömmlinge von Europäern, aber nur halbblütig, meist Indoportugiesen und Indoholländer. Die Regierung wählt ihre Schreiber meistens aus diesen Leuten, die zweier Sprachen mächtig sind. Sie führen zwar den Namen Europäer und werden vor Gericht als solche behandelt, zählen aber in der europäischen Gesellschaft doch nicht für voll, worüber sie höchst empfindlich sind. Ueber die Singhalesen fühlen sie sich weit erhaben. Ihnen darf natürlich der europäische Hut nicht fehlen; „er ist ja das Wahrzeichen des Gentleman, und eines solchen sind sie in hohem Grade bedürftig." Meistens führen sie stolztönende Namen. Don Pedro, Don Antonio, Don Silvio und dergleichen findet sich auf Ceylon ziemlich häufig.

Ihre Zahl gab Graul auf 50,000 an, fügte aber ein Fragezeichen dabei. Die Zahl der Singhalesen wurde 1863 auf 1 157 000, die der Tamulen auf 700 000 berechnet. Nach der neusten Zählung, von der die Spezialisirung nicht vorliegt, betrug 1871 die Bevölkerung Ceylons überhaupt 2 400 000 Seelen, was bei einer Größe von 1150 Quadrat-

[1]) Graul V, 23.

meilen nur etwas über 2000 auf die Quadratmeile ergibt — eine für jenes Land üppigster Fruchtbarkeit allerdings ziemlich niedrige Dichtigkeit.

2. Religion und Sitte.

Auch in Hinsicht der Religion zeigt uns Ceylon die oben erwähnte Zweitheilung. Auf dem Untergrunde des alten Dämonendienstes, der sowohl im Süden als im Norden noch in deutlichen Spuren zu erkennen ist, findet sich in letztgenannter Gegend der Brahmanismus ganz wie im Tamilgebiete des Festlandes, fast ausschließlich als Çivakultus, in dem zugleich der Verehrung der beiden Söhne des Çiva, Ganeça und Karttikeya, hier besonders der des letzteren eine hervorragende Stelle eingeräumt ist.

Im Süden ist die mit der arischen Kultur eingeführte Brahmareligion durch den etwa im 3. oder schon im 4. Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung eingeführten Buddhismus im wesentlichen verdrängt worden. Jedenfalls hatte derselbe eine weitere Ausbreitung über die Insel erlangt, als er durch die von Norden sich vorschiebende Tamilherrschaft zurückgedrängt und auf sein jetziges Gebiet beschränkt wurde. Hier aber fand diese Religion einen sichern Zufluchtsort, während sie auf dem Festlande mit Feuer und Schwert ausgerottet wurde. Der Schwerpunkt der Bedeutsamkeit Ceylons neigte sich immer mehr nach seinem buddhistischen Theile. In Bezug auf die Religionsverhältnisse der nördlichen Hälfte verweisen wir daher nur auf das, was im vorigen Hefte dieses Werkes gesagt ist. Auf jene andre Form der Religion müssen wir jedoch hier etwas näher eingehen, um so mehr, als sie auch auf andern Missionsgebieten in Hinterindien und China uns wieder entgegentreten wird, wie wir denn auch schon bei der Erwähnung der Mission in Tibet im voraus auf diese Betrachtung verweisen mußten.

Der Boden, auf welchem der **Buddhismus**[1]) erwuchs, war der bereits in Verfall gerathende ältere Brahmanismus. (Vgl. Heft 7, S. 43.) Die Brahmanen hatten zwar das höchste Ansehen erlangt, aber die Ceremonien, welche von ihnen verrichtet wurden, waren leere Formen, die rezitirten Vêdalieder geistloses Geplapper geworden. Manche Männer dieser Kaste hatten sich über alles dies hinweggesetzt und meinten in der Askese und in der Philosophie einen sichreren Weg zur Erlösung gefunden zu haben. Auf dem niederen Volk, besonders denjenigen Kasten, die von der Betheiligung an dem Kultus ausgeschlossen waren, mußte dieses Verhältniß als schwerer Druck lasten. Aber auch die, welche religiöse Heroen sein wollten, werden oft genug in dem harten Büßerleben den innern Frieden nicht gefunden haben, den man ihnen im Hinweis auf ihre Vorgänger in alter Zeit angepriesen hatte.

---

[1]) Wir folgen fast ausschließlich der Darstellung von Wurm, Geschichte der indischen Religion, S. 132 ff.

Es war eben eine Zeit religiösen Verfalls, wie sie den Epochen religiöser Reformen voranzugehen pflegen. Dort in Indien aber kam es nicht blos zu einer Reformation, sondern zur Stiftung einer neuen Religion, „welche manche Vergleiche mit dem Christenthume darbietet, sofern sie eine tiefere geistliche Religiosität suchte, den Armen im Volke sich zuwandte, einen persönlichen Erlöser in den Vordergrund stellte als das Vorbild der Liebe und Gesetzeserfüllung, sodann von den eignen Volksgenossen ausgestoßen, die nationalen Schranken mehr als irgend eine andre heidnische Religion durchbrach, indem sie indisches Denken und Dulden über einen großen Theil von Asien verbreitete, wilde Völker zähmte, selbst dem gebildeten China und Japan neue Ideen brachte, sich als Universalreligion geltend machte, einen vom Staat unabhängigen kirchlichen Organismus, ja eine Hierarchie schuf, und bis auf den heutigen Tag gegen 400 Millionen Anhänger zählt." Trotz dieser Parallelen aber zeigt sich im Grundcharakter beider Religionen die tiefste Verschiedenheit. „Der Buddhismus hat sich redlich bemüht, eine Religion des reinen Humanismus, eine Moral ohne Dogmatik, eine Religion des Diesseits aufzurichten." Damit aber ist er schließlich in Menschendienst gerathen, befördert den krassesten Aberglauben, und ist vielfach nicht im Stande gewesen, seine Bekenner viel über die niederen Stufen der Naturreligion zu erheben.

„Der Stifter des Buddhismus ist eine historische Person, deren Zeitalter in verschiedenen buddhistischen Ländern sehr verschieden angegeben wird und deren Leben mit sagenhafter Ausschmückung versehen ist; doch lassen sich einzelne historische Züge und die Begebenheit des Ganzen im 6. Jahrhundert v. Chr. mit ziemlicher Sicherheit wiederfinden."

Die Königsstadt Kapilavastu im heutigen Behar oder wahrscheinlicher in der Landschaft Audh, im mittlern Hindustan gelegen, war der Geburtsort des Religionsstifters. Dort herrschte Çuddhôdana, aus der Familie der Çâkya, die sich auch nach einem zu den Rischi zählenden Ahnherrn Gautama nannte. Seine Gattin Mâyâ beschenkte ihn mit einem Sohne, der den Namen Sarvârthasiddha erhielt, gewöhnlich aber abgekürzt Sidhârta genannt wurde. Die buddhistische Sage erzählt Wunderdinge von der Geburt des Knaben. „In der Gestalt eines glänzend weißen Elefanten ist er vom Tuschitahimmel, wo die Kandidaten der Buddhawürde (Bodhisattvas) die vorletzte Station ihrer Seelenwanderung haben, herabgestiegen und als fünffarbiger Lichtstrahl in den Mutterleib der Mâyâ eingegangen. Er hätte nicht nöthig gehabt eine weitere Seelenwanderung anzutreten, aber die Liebe zu der von den Begierden gefesselten Menschheit treibt ihn dazu: er will ihr Erlöser werden. Im Garten Lumbinî, einige Stunden von der Stadt, wird er geboren; lieblich wie die Lotosblume, mit den 32 Merkmalen der vollkommenen Schönheit begabt, glänzend wie der Mond. Die 9 Könige der Schlangengötter baden ihn, nachdem Brahmâ und Indra Hebammendienste verrichtet." Ein Büßer verkündigt die zukünftige Bestimmung des Knäbleins. Die Mutter aber stirbt bald, und

ihre Schwester Pradschâpati Gautamî, ebenfalls Gattin des Königs, übernimmt die Pflege und Erziehung. 20 000 Knaben und ebensoviele Mädchen sind die Gespielen des Kindes, vor dem sich im Tempel die Götter verneigen, über dessen Kenntnisse die Lehrer erstaunen u. s. w., 16 Jahre alt heirathet er die Gôpâ oder Yaçôdharâ, die er siegreich in Kampfspielen gewonnen. Neben ihr hält er 2 weitere Frauen, sowie 84 000 Kebsweiber. Soviel scheint neben der indischen Maßlosigkeit aus der letzten Angabe als historisch hervorzugehen, daß er die Lust der Welt in vollen Zügen genossen hat. In seinem 29. Lebensjahre aber tritt plötzlich ein Bruch mit seinem bisherigen Leben ein. Auf einer Spazierfahrt gewahrt er einen schwachen, zitternden Greis, darauf einen elenden Aussatzkranken, endlich einen von Würmern zerfressenen Leichnam. So hat er das Leben noch nicht kennen gelernt. „Wozu nützt Jugend und Lust, wenn sie nicht sichern vor Alter, Krankheit und Tod?" so fragt er sich. Er verfällt in ernstes Sinnen und beschließt alles, was er hat (auch seinen an jenem Tage geborenen Sohn Râhula), zu verlassen, um in der Einsamkeit die Ursachen dieser Uebel zu erforschen und sie zu heilen. Der Anblick eines geistlichen Bettlers nämlich und der Eindruck der an ihm beobachteten innern Sammlung bestimmt ihn dazu. Sein Vater will ihn nicht entlassen — aber unter dem Schutz der Götter entflieht der Prinz aus dem Palaste. Er scheert sein Haar, legt das gelbe Büßergewand an und nennt sich nun Gautama Çramana. Sonst wird er auch als Çâkya-muni, d. h. der Einsiedler vom Geschlechte der Çâkya, bezeichnet.

Seine Erscheinung macht auf den König von Maghada solchen Eindruck, daß er ihm die Hälfte seines Königreiches anbietet. Er aber erwidert, daß er kein irdisches Königthum suche, sondern Buddha werden wolle, d. h. der Erwachte, der Wissende — der Klarheit erlangt hat über den Grund der Dinge und dem die Räthsel des Lebens gelöst sind. Er will das Weltübel erforschen um es zu heilen. Das war auch das Bestreben brahmanischer Asketen, denen er zunächst folgte; aber bald findet er den Unterschied. Jene wollen nur die eigne Seele von der Seelenwanderung befreien und sammeln höchstens eine kleine Zahl um sich, die ihrem Vorbild nachstreben. Gautama aber wollte das Weltübel überhaupt überwinden und die ganze Welt erlösen. So genügt ihm die Askese selbst in der härtesten Form nicht. Täglich genießt er nur ein Reis- oder Sesamkorn, er magerte zum Gerippe ab — seine verstorbene Mutter erscheint ihm mit der Bitte, sich nicht durch solche Kasteiungen zu tödten — auch ein böser Dämon, Mâra, tritt als Versucher an ihn heran. Er läßt sich dadurch nicht irre machen, kommt aber nach 6 Jahren harter Uebungen und innerer Kämpfe zu der Einsicht, daß solche Selbstpeinigung keinen Frieden bringe, ja sogar schädlich sei, da sie den Geist verdüstere. Daher hat er sie später auch seinen Anhängern untersagt. Er nimmt nun wieder Speise zu sich und gewinnt bald seine frühere Kraft und Schönheit wieder. „Er geht weiter nach Gayâ, um dort unter dem Bôdhi-

Baume[1]), dem Baume der Erkenntniß, auf dem Throne der Intelligenz (Bôdhimanda) zum Buddha zu werden. Der Versucher Mâra schleudert vergeblich Felsen, Feuer und alle Elemente gegen ihn. Gautama bleibt ruhig und betrachtet alle nur als Täuschungen. Sobald die Pfeile und Geschosse der Dämonen ihn berühren, verwandeln sie sich in Blumengewinde. Auch Mâra's Töchter suchen ihn vergeblich zu verführen. Nachdem alle Versuchungen überwunden sind, geht ihm in der Nacht das Licht der Erkenntniß auf, vor welcher Raum und Zeit, Entstehen und Vergehen verschwinden. Er überschaut mit einem Blicke seine eignen früheren Geburten, alle Wesen, alle Welten, in allen Zeiten, er erkennt die Verkettung aller Ursachen und Wirkungen, also auch die Ursachen aller Uebel und die Möglichkeit der Heilung. Dieses vollkommene Wissen wird Bôdhi genannt; er ist nun Buddha geworden, und alle Wesen huldigen ihm."

Noch 50 Tage bleibt er in tiefes Nachdenken versunken; dann erhebt er auf Andringen der Götter das Banner der neuen Religion, um alles, was Odem hat, von den Banden des Daseins zu erlösen. Im Gazellenhain bei Benares predigt er zum erstenmal, und obgleich er im Dialekt von Maghada redet, glaubt doch von den vielen Zuhörern jeder die Sprache seines Landes zu hören. Den Inhalt seiner Predigt bildet 1) das Uebel, 2) die Entstehung und 3) die Vernichtung desselben, sowie 4) der Weg, der zur Vernichtung des Uebels führt. Die brahmanische Lehre vom Weltübel und der Seelenwanderung hält er fest. Aber er verwirft das Brahma, die pantheistische, die Einheit des Alls. Die wirklich existirende Welt ist ihm eine Mannigfaltigkeit ohne Einheit, aber diese Mannigfaltigkeit ist ihm identisch mit dem existirenden Bösen. Durch das Dasein der Seelen in der Wirklichkeit, durch ihre Begierde nach wirklich Existirendem (Materiellen), und durch die durch dasselbe bestimmten Empfindungen geht das Unglück hervor. Die Lust zum Dasein führt zu immer neuen Seelenwanderungen und neuen Weltentwicklungen. Daher soll jede einzelne Seele sich von allem Verlangen und aller Empfindung losmachen, und damit den Körper als etwas der Seele Fremdes erkennen; so kommt sie los von der Nothwendigkeit neuer Geburten.

Çâkya-muni aber wollte nicht blos eine neue Philosophie, sondern eine neue Religion verkünden, darum ist seine Lehre nicht blos für wenige Erwählte. Nein, selbst die Kaste macht nach derselben keinen Unterschied. Jeder, auch der Çudra, und selbst der verworfene Tschandala, kann seiner Anweisung sofort nach diesem Leben der Seelenwanderung entgehen. Daher predigte er auch in der Volkssprache

[1]) Pippala, Ficus religiosa, mit großen herzförmigen, in jedem Lufthauch wie Espenlaub zitternden Blättern; nicht zu verwechseln mit dem heiligen Baum des Brahmanismus Ficus indica, der Baniane, die sich durch ihre charakteristischen Luftwurzeln von jenem unterscheidet. Der Bo-Baum, wie er auch abgekürzt genannt wird, ist, soweit das Klima erlaubte, ein stetiger Begleiter der buddhistischen Heiligthümer geworden.

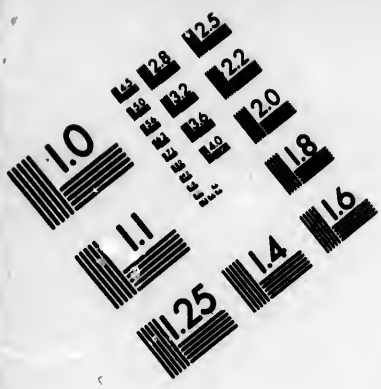
Prâkrit, die bereits von dem zur Gelehrtensprache gewordenen Sanskrit beträchtlich abwich.[1]) Man kann sich vorstellen, welch einen Anklang Gautama grade bei den niederen Schichten des Volks durch diese Lehre finden mußte. Auch brach er dadurch den Bann der brahmanischen Priesterherrschaft über die andern Kasten. Etwas ähnliches führt er wieder ein durch den Unterschied von Mönchen (Çramana) und Laien (Upâsaka). Nur die ersteren bilden sozusagen die buddhistische Kirche (Samgha); aber es ist niemandem durch seine Geburt unmöglich gemacht ein Çramana zu werden — und sogleich mit seinem Tode der Seelenwanderung zu entgehen. Dazu kommt, daß das asketische Leben (das vom Brahmanismus den unteren Kasten verboten war) im Buddhismus durch die Untersagung der schrecklichen Selbstpeinigung den gewöhnlichen Menschen auch eher möglich wurde. Dazu kam die praktische Erleichterung, daß der Buddha seine Çramana mit dem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams in Klöster (vihâra) sammelte. An die Stelle des Nichtsthuns der Einsiedler wollte er die Wohlthätigkeit mit vereinten Kräften setzen. Die Wohlthätigkeit wird aber bald zu einer passiven, deren Ausübung den Laien obliegt, die dafür die Anwartschaft erlangen, in der nächsten Geburt als Mönche oder Nonnen aufzutreten und zur Erlösung zu kommen. Diese Verdienstlichkeit der guten Werke spielt im Buddhismus eine Hauptrolle und erzeugt überall die schlimmste Selbstgerechtigkeit. Seine Erlösung ist die Selbsterlösung des Menschen ohne göttliche Gnade. Letztere ist dem Buddhisten etwas ganz Unverständliches, denn auch die Götter gehören mit in den Kreislauf der Seelenwanderung, und die nach Erlösung strebende Seele muß sich über sie erheben. Ihr Ziel ist nicht das Aufgehen in das eine göttliche All des Brahmanismus, sondern das Nirvâna, das Verwehen ins Nichts, das Abstreifen aller Existenz — ein schrecklicher Gedanke, dem gegenüber man der Lehre vom Aufgehen ins Brahmâ den Vorzug geben möchte. Doch der letzteren Unfähigkeit, der Seele Frieden zu geben, hat ja den Anstoß zum Buddhismus gegeben.

Mehrere Jahrzehnte soll der Çâkya-muni auf Erden gewirkt und großen Anklang gefunden haben, namentlich auch bei einzelnen kleinen Königen, natürlich jedoch gleichfalls heftigen Widerspruch bei den Brahmanen. Er aber überwindet sie nach der Legende in einer Disputation. Ueber seinen Aufenthalt während jener Zeit weichen die Berichte von einander ab. In hohem Alter soll er noch den Untergang seines ganzen Geschlechtes und seiner Vaterstadt, die von einem feindlichen Könige erobert wurde, erlebt haben.

„Nachdem er so gewirkt, erinnert ihn in Vaiçâli der Versucher Mâra daran, daß es für ihn Zeit sei, der Endlichkeit zu entgehen.

---

[1]) Es gab verschiedene Nüancen des Prâkrit, zu denen die heutigen arischen Sprachen sich wie Tochtersprachen verhalten. Diejenige Nüance (die damalige Sprache von Magadha), welche, als heilige Sprache des Buddhismus zur Schriftsprache geworden, uns erhalten blieb, obgleich sie wie die andern im Leben abstarb, ist, wie schon bemerkt, das Pali.



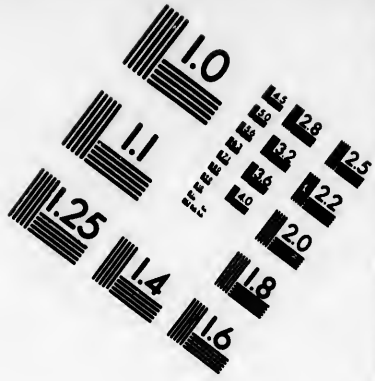
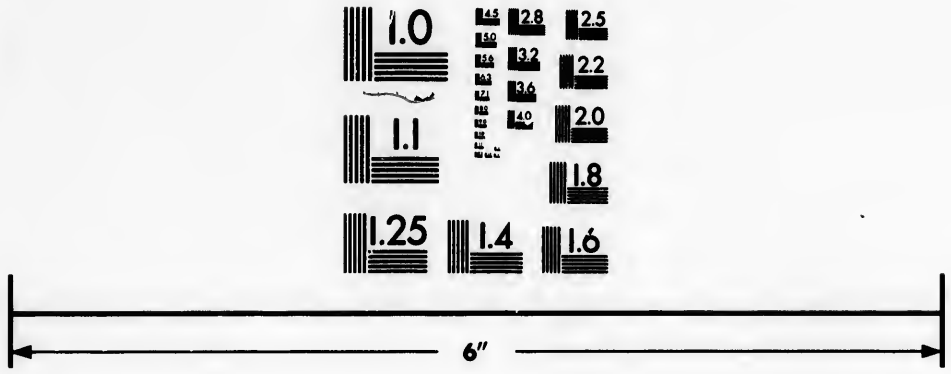
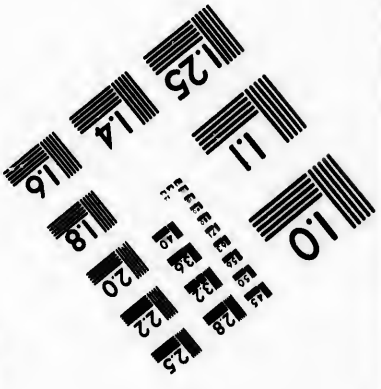


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Er verkündet nun seinen Jüngern, daß er nach 3 Monaten in das Nirvâna eingehen werde, tröstet und ermahnt sie, daß sie nach seinem Tode seine Gebote sammeln und aller Welt predigen sollen. In der Nähe von Kuçinagara, ungefähr 24 deutsche Meilen östlich von seinem Geburtsorte, verscheidet er mit den Worten: „Alles ist vergänglich". Nach seinem eignen Wunsche wird sein Leichenbegängniß mit großem Pomp veranstaltet. Der Holzstoß entzündet sich selbst, indem die Flamme aus dem Leichnam schlägt und den Scheiterhaufen ergreift. Die vom Feuer verschonten Knochenstückchen, welche wie Perlen in der Asche daliegen und himmlischen Wohlgeruch verbreiten, werden in 8 Theile unter die anwesenden Verehrer vertheilt, und Heiligthümer über dieselben errichtet.

Ueber den Zeitpunkt dieses Ereignisses gehen die buddhistischen Angaben um 2000 Jahre aus einander. Die ceylonische Ueberlieferung aber (die das jüngste Datum gibt) ist die glaubwürdigste. Sie setzt das Nirvâna des Stifters in das Jahr 543 vor unsrer Zeitrechnung. Bedeutende Autoritäten finden auch diese Zeitrechnung noch zu hoch. Immerhin jedoch wird Gautama's Tod nicht nach 477 v. Chr. erfolgt sein.

Bald nach demselben versammelten sich 500 seiner vorzüglichsten Schüler zu einem Konzil in Râdschagriha, der Hauptstadt Magadha's, und stellten die Vorschriften des Buddha über die Disziplin (vinaya), seine Lehre (sutras oder dharma) und Metaphysik (abhidharma) fest. Natürlich ist darunter nicht die Zusammenstellung der ganzen ausgedehnten kanonischen Schriften des Buddhismus, sondern nur gewisser Klosterregeln und Lehrsätze zu denken. Die buddhistische Gemeinschaft aber wurde bald auf lange Zeit durch Lehrstreitigkeiten beunruhigt, die endlich im zweiten Konzile zu Vaiçâli ihren Abschluß fanden, wo 10 000 Mönche, die zehn verbotene Handlungen für erlaubt erklärten (Genuß berauschender Getränke, Annahme von Geld u. s. w.), ausgestoßen wurden. Der König Açôka, der ältere, welcher damals in Magadha regierte, beschützte bereits den Buddhismus. Einen weit größeren Aufschwung aber nahm der letztere, nachdem Tschandragupta (Sandrakottos) [1]) der griechischen Herrschaft im Pandschâb ein Ende gemacht und sein Reich bis an den Indus ausgedehnt hatte. Einer seiner Nachfolger, nämlich der jüngere Açôka, wurde infolge seiner plötzlichen Bekehrung der buddhistische Konstantin, der fortan alles mögliche zur Förderung des Buddhismus in seinem Reiche that. Besonders zu erwähnen ist die Erbauung von Heiligthümern und Klöstern in großer Menge, wobei eine besondere buddhistische Baukunst sich zu entwickeln begann. Açôka hat den Buddhismus zur Staatsreligion erhoben und ihn besonders unter den dravidischen Völkern ausgebreitet, ohne jedoch den Brahmanismus geradezu zu bekämpfen, wie überhaupt dem Buddhismus nachgerühmt werden muß, daß er nicht mit dem Schwerte missionirt hat. Einen wichtigen Anstoß bekam diese Mission auf

[1]) Ein Emporkömmling aus niederer Kaste, der die bisherige Dynastie von Magadha stürzte und die seinige, die der Maurya, auf den Thron brachte.

dem dritten Konzil, das zur Ausscheidung inzwischen emporgewucherter Sekten 246 in Pataliputra[1]) nöthig geworden war. Damals wurde zugleich beschlossen, Boten „des guten Gesetzes" nach allen vier Weltgegenden auszuschicken. Am erfolgreichsten war die Mission auf Lanka, Ceylon, wo der Sohn Açôka's selber den König für seine Religion gewann. Im Osten faßte der Buddhismus damals schon in Pegu und Barma Fuß, wenn auch dort seine weitere Entwicklung von Ceylon aus erfolgte.

Die Zeiten des Staatsschutzes für den Buddhismus aber gingen in seinem Mutterlande vorüber, als 50 Jahre nach Açôka's Tode seine Familie gestürzt ward und eine jenem feindselige Familie auf den Thron kam. Erst um die Zeit Christi wurden die Verhältnisse wieder günstiger. Ein turanisches Nomadenvolk, die Yuetschi (Indo-Skythen), welche dem griechisch-baktrischen Reiche ein Ende machten und dort den Buddhismus annahmen, eroberten das Gangesland. Sie leisteten dem Buddhismus großen Vorschub, brachten aber freilich auch allerlei fremde Elemente hinein. Einer ihrer Könige, Kanischka, berief ein viertes Konzil nach dem Kloster Dschâlandhar in Kaçmîr, durch welches neue Schriften in den damals schon vorhandenen Kanon aufgenommen und die Fassung des letzteren im Sanskrit sanktionirt wurde. Hiermit ist eine Kirchenspaltung bezeichnet, die fortan den nördlichen Buddhismus (Lamaismus) zu dem südlichen, indem man am Pali festhielt, in Gegensatz stellt und nicht blos auf die Kirchensprache, sondern auf tiefgehende sachliche Verschiedenheiten sich bezieht. Jenes vierte Konzil wurde im Süden nie anerkannt.

Der nördliche, wie der südliche Buddhismus haben ihre selbständige Entwicklung gehabt, die bei dem letzteren, der übrigens als die reinere und ursprünglichere Form dieser Religion gelten muß, eher in Scholastik erstarrte. Doch war hier schon durch die sogenannte Schule „der kleinen Ueberfahrt", sowie es im Norden durch die „der großen" geschah, durch Heiligenbilder und Reliquiendienst dem Buddhismus eine dem Volke zusagende Form gegeben. Dort führte eine mystische Lehre, die ein Paradies zum Gegenstande der Hoffnung machte, immer weiter vom nihilistischen Standpunkte ab, daneben aber drangen çivaitische und schamanische Elemente ein, und „gemeine Zauberei wurde immer mehr die Beschäftigung buddhistischer Mönche."

In Vorderindien hatte der Buddhismus nie den Brahmanismus überwunden. Als nun die Beschützer des ersteren, die Yuetschi, im dritten Jahrhundert vertrieben wurden, erhob sich der letztere gegen den bisherigen Schützling der Fremdherrschaft. Der Gegensatz wurde allmählich zur Verfolgung. Der innere Verfall des Buddhismus erleichterte den Erfolg der Feinde. Doch sind Jahrhunderte verflossen, bis die Ausrottung desselben in Vorderindien vollendet war, was erst zwischen den Jahren 700 und 1100 erfolgte. Nur auf Ceylon konnte der südliche Buddhismus sich halten. Dort hatte er eine reiche Literatur geschaffen, die Insel war mit Klöstern übersäet und wurde

[1]) Westlich vom heutigen Patna am Ganges, seit der Ausdehnung des Reiches zur Hauptstadt erhoben.

von Tausenden von Wallfahrern besucht, nachdem im Jahre 311 n. Chr. der „linke Augenzahn“ des Buddha als kostbare Reliquie vor der Verfolgung der Brahmanen dahin geflüchtet war. An Ceylon schlossen sich Barma und Siam an, eine Zeitlang auch einige Inseln des Archipels, besonders Java und Sumatra, wo jedoch eine Mischung mit bereits vorhandenem Brahmanismus stattfand und nach nicht langer Zeit alles dem Islâm verfiel.“

Ein weiteres Feld ist dem nördlichen Zweige des Buddhismus geblieben. Schon im Jahre 61 n. Chr. war er nach China verpflanzt, wo er zwar die vorhandene alte Religion des Confucius nicht verdrängen konnte, dennoch so fest gewurzelt ist und sich ausgebreitet hat, daß nach einer genaueren Schätzung $^3/_5$ der sämmtlichen Kultusstätten für buddhistisch gehalten werden und im Volke gar nicht mehr eine Grenzlinie zwischen den Bekennern der einen oder der andern Religion zu machen ist. Aehnlich wurde es in Japan, wo der Buddhismus etwa ums Jahr 538 über Korea Eingang und Ausbreitnng neben der alten Sintoreligion fand. Auch das östliche Hinterindien (Anam und Kotschintschina) hat von China aus den Buddhismus erhalten.

Verhältnißmäßig spät, um 700, fand derselbe seine Stätte in Tibet, das für ihn ein neuer Mittelpunkt werden und wo er zu weiterer Entwicklung kommen sollte, freilich wieder ein gut Stück sich entfernend von dem Standpunkte des Stifters. Der oberste Lama, wie hier die buddhistischen Mönche genannt werden, wird als eine Inkarnation des Buddha betrachtet, die sich beim Ableben der betreffenden Person durch Wiedererscheinen der Buddhaseele in einem neugebornen Kinde immer wieder erneuert. So gibt es hier ein eigenthümlich sich forterbendes buddhistisches Papstthum, dessen Träger der Dalai-Lama zu Lhassa ist. — Von Tibet aus ist der Buddhismus endlich auch im 16. Jahrhundert bei den Mongolen eingeführt worden, dessen Herrscher schon lange in den ihnen unterworfenen Länder China und Tibet begünstigt hatten. Bei jenen Nomadenhorden, die ihm nun mit großem Eifer anhangen, ist er freilich noch weiter mit schamanischen Elementen versetzt worden.

Die verschiedene Entwicklung, die der Buddhismus in verschiedenen Ländern gehabt hat, macht eine gedrängte, einheitliche Darstellung desselben fast unmöglich, um so mehr, da seine vorhandenen Gestalten sich von der ursprünglichen Buddhalehre entfernt haben. Folgende Grundzüge mögen indessen eine für unsre Zwecke ausreichende Vorstellung geben.

Im Gegensatz zum brahmanischen Pantheismus läßt sich das Wesen des Buddhismus als Atheismus bezeichnen. Er kennt nicht den ewigen Urgrund, das Brahma, aus dem die Welten emaniren, sondern geht vielmehr von der Peripherie aus: die Welten und Seelen sind in Mannigfaltigkeit da. Woher sie gekommen, darum kümmert er sich nicht: jede Schöpfungstheorie, jede Kosmogonie ist ihm fremd[1]),

[1]) Wenn man nicht den Gedanken dahin rechnen möchte, daß überhaupt erst durch das Verlangen der einzelnen Seelen nach dem Dasein eine Welt entsteht.

er hat nur eine Kosmographie, deren abenteuerliche, von indischer Maßlosigkeit getragene Darstellung, vielfach der brahmanischen gleicht. Ebenso ist die Anschauung vom Weltübel und der damit zusammenhängenden Seelenwanderung aus dem Brahmanismus he übergenommen. Dort aber erweckt das Uebel keinerlei Schuldbewußtsein, denn die Seele kann ja nichts dafür, daß sie durch Emanation des Brahma entstanden ist. Der Buddhismus dagegen macht die einzelne Seele für ihren eignen schlimmen Zustand und für den der Welt verantwortlich. Ueberhaupt hat er eine tiefere Erkenntniß der Sünde, indem er die Begierde als Wurzel des Bösen hinstellt, während dem Brahmanismus nur die äußere That, und zwar hauptsächlich Unterlassung der Ceremonien, Fehler bei denselben u. s. w. als das Unrecht erscheint. — Ein neuer Gedanke war auch der von einem persönlichen Erlöser. Freilich geht der Buddha von dem christlichen Erlösungsbegriff sehr weit ab, dadurch, daß er der verlornen Welt nur den Weg zeigt, auf dem die einzelne Seele durch eignes Verdienst ihm nachfolgen soll. Hierin trifft er gewissermaßen mit dem Rationalismus zusammen. Diese Nachfolge besteht aber nicht in jener bis zur Selbstpeinigung ausartenden brahmanischen Askese, sondern in dem Wissen *(Bhôdi)*, das Erkennen der allgemeinen Vergänglichkeit, durch welches die Seele sich von dem Irdischen losmacht und ihrem Ziele, dem Nirvâna, entgegengeht.

Greifen wir nun im Einzelnen noch einige weitere Züge heraus. Was die Kosmographie betrifft, so befinden sich unzählige Welten im unermeßlichen Raume neben einander. Der Mittelpunkt unsrer Welt ist nach altindischer Anschauung der Berg Mêru, der mächtig aus dem Meere aufragt, um den sich sieben konzentrische Felsengürtel, die Goldberge, ziehen, selbst durch Meere von einander geschieden. Jenseits des äußersten derselben beginnt das eigentliche Weltmeer, in dem die vier großen Erdtheile liegen, über deren Beschaffenheit und Bewohner mancherlei gelehrt wird. Der Ozean schließlich ist von einem ungeheuren ringförmigen Eisenwall umschlossen, welcher die Grenze unsres Universums bildet, neben dem unendlich viele ähnliche existiren. Da, wo die drei Eisenwälle dreier Universa an einander stoßen, bildet sich immer ein sphärisches Dreieck, das auf die Tiefe des Urmeeres hinabreicht, von keiner Sonne beschienen wird u. s. w. Dieses sind die Höllen, in denen die Ungläubigen und Skeptiker gepeinigt werden. Außerdem gibt es noch viele andre Höllen unter der Erde. — Der Berg Mêru hat vier Absätze. Die drei untersten sind der Sitz der Dämonen, und hier haben die nichtindischen Völker, die den Buddhismus annahmen, aus ihrer alten Religion allerlei Wesen untergebracht. Die vierte Stufe ist der Götterhimmel. Auf der Höhe des Berges thront Indra mit den 33 Veda-Göttern, der Schutzgeist unsres Universums. Ueber dem Mêru aber erheben sich noch weitere, jedoch zu unserm Universum gehörige Himmel, die als verschiedene Stockwerke vorgestellt werden. Der eine von ihnen beherbergt die Bôdhisattva, die Kandidaten der Buddhawürde. Diese Himmel gehören aber allesamt noch zur Welt des Gelüstes. Wenn also in dem

Ebengesagten der Buddhismus ein gut Stück Polytheismus mit hinübergenommen zu haben scheint, so thut das seinem Atheismus keinen Abbruch. Denn auch jene Götter und selbst Indra sind weiter nichts als Menschenseelen, die eine bestimmte Stufe der Seelenwanderung erlangt haben, aber immer wieder in einen Menschenleib oder gar einen Thierleib zurückversetzt werden können und noch nicht frei von der Lust des Daseins zum Nirvâna gelangt sind.

Ueber der Welt des Gelüstes erhebt sich die Welt der Formen, in verschiedenen Stockwerken (Dhyâna), die den verschiedenen Stufen der buddhistischen Askese entsprechen. Die niederste derselben stimmt mit der brahmanischen Askese überein; die höchste (vierte) ist die vollkommener Gleichgültigkeit. Aber auch damit ist noch nicht die höchste Höhe erreicht. Es folgt die Welt ohne Form. Sie wird in folgende vier Religionen eingetheilt: 1) des unbegrenzten Raums, 2) des unbegrenzten Wissens, 3) die Stufe, wo durchaus nichts ist, 4) die, wo es weder Denken noch Nichtdenken gibt.

So eine Welt aber muß untergehen und einer neuen Platz machen. Die dadurch bezeichneten Perioden in der großen Weltumwälzung werden Kalpa genannt. Jeder derselben zerfällt in vier Asankhya-Kalpa, d. h. unzählbare Kalpa, und diese wieder in 20 Zwischenkalpa. Schon ein Asankhya-Kalpa ist so unermeßlich, daß, wenn man einen Felsen von 16 Meilen Höhe, Länge und Breite alle 100 Jahre einmal mit dem feinsten Gewebe von Benares flüchtig berührte, dieser Fels durch die fast unmerkliche Reibung zur Größe eines Mangokernes zusammenschrumpfen müßte, ehe eine solche Periode verflossen wäre. — Die Zerstörung der Welt erfolgt meist durch Feuer, etlichemal durch Wasser oder durch Wind. Sie wird jedesmal 100 000 Jahre vorher durch einen Dêva angekündigt, der alle athmenden Wesen zur Buße aufforbert. Die Seelen, welche in den Höllen ihre Strafe abgebüßt haben, werden dann theils als Menschen, theils als Thiere wieder geboren. Die Menschen rücken dann in etliche Stockwerke des Himmels hinauf. Nach Ablauf jener 100 000 Jahre beginnt die Zerstörung, unter deren anfänglichen Drangsalen Thiere und Menschen in einem so verdienstvollen Zustande ihr Ende finden, daß sie in den Himmel aufrücken. Der Weltenbrand, der durch immer neue aufgehende Sonnen, bis ihrer sieben sengend über der Welt stehen, entzündet wird, dauert viele hunderttausend Jahre. Zuerst verbrennen die Höllen, dann die Erde, und alles, bis auf etliche Stockwerke des Himmels, die übrig bleiben. Dann kommt ein Asankhya-Kalpa, während dessen der Weltraum leer und finster ist, und diesem folgt wieder ein solcher, in dem sich eine neue Welt bildet.[1]) In den oberen Räumen des Himmels sind viele Seelen, deren Tugendverdienst nunmehr erschöpft ist und

[1]) Durch einen Wind wird Luft im Weltraum angehäuft, die sich zu einer Wolke verdichtet, aus der Regen strömt und den Weltraum mit Wasser füllt. Aus demselben sondern sich dann feste Bestandtheile u. s. w. Woher der Wind kommt, darüber wird nichts gesagt. Konsequenter Weise müßten die nach irdischer Erscheinungsform sich sehnenden Seelen als causa movens gedacht werden.

die nun wieder die neue Welt bevölkern, dann sich in das Irdische verstricken lassen, wieder die Höllen füllen u. s. w. und so beginnt das wechselvolle Spiel wieder von vorne: in allen den unzähligen Welträumen ein ewiger Kreislauf von Entstehen und Vergehen im Großen und im Kleinen.

Hören wir weiter, was der Buddhismus lehrt von den Seelen, ihren Wanderungen und ihrer Erlösung. Wie bereits angedeutet, gibt es nach demselben nur eine Art von Seelen, die in Göttern, Dämonen, Menschen, Thieren (allen athmenden Wesen) nur verschiedene Stufen ihrer Existenz haben. Wie sie entstanden sind, darüber schweigt die Lehre. Ihr Ziel ist das Nirvâna. „Dazwischen aber liegt der Kreislauf (sansâra) der Geburt und des Todes, der Ozean der Existenz mit seinen vier giftigen Strömen: Geburt, Alter, Krankheit und Tod. Die Seelen wandern, weil sie der Sünde anheimgefallen sind. Diese Sünde (klêça) kann man in gewissem Sinne eine Erbsünde nennen; nur ist sie nicht von den Eltern geerbt, sondern von einer vorangegangenen Existenz desselben Wesens. Die zwei Haupterscheinungen der Sünde sind einerseits Begierde (kâma), Verlangen nach dem Dasein, nach einer materiellen Welt und was damit zusammenhängt, andrerseits die Unwissenheit (avidya), wodurch die Seele sich immer tiefer in diese Welt verstrickt, anstatt den Ausweg zu suchen. — — — Zu jener Erbsünde kommt noch die Thatsünde (karma), die bösen Thaten im einzelnen Leben, deren Schuld eine längere Seelenwanderung veranlaßt und sich auf spätere Geburten vererbt." Dazwischen zählen dann auch die verdienstlichen guten Werke, „aber das Geflecht von Schuld und Verdienst ist so verworren, daß nur ein Buddha oder ein Heiliger (arhat) das Gewebe übersehen kann".

Stimmt auch die Lehre von der Seelenwanderung mit der brahmanischen überein, so kämpft doch der Buddhismus gegen die dort empfohlenen Mittel zur Erlösung. Opfer, übertriebene Askese, Unterwerfung unter die Brahmanenkasten werden als werthlos kritisirt. Nur der achtgliedrige Weg, den der aus Erbarmen erschienene Buddha der verlorenen Menschheit gezeigt hat, ist das rechte Mittel zur Erlösung. Er umfaßt: die rechte Lehre, Wahrhaftigkeit, Reinheit des Lebens, eine sündlose Beschäftigung, fortwährenden Gehorsam, Betrachtung des Höchsten und Ruhe der Seele. Freilich: „Selten ist solch ein Wundermann, der das alles leistet." Auch die große Zahl der Mönche kommt auf diesem Wege nur bis zu einer gewissen Stufe — aber das Mönchthum, die Ehelosigkeit, ist nöthig, um überhaupt diesen Weg zu betreten, denn in der Ehe erfolgen Geburten, also grade das Gegentheil von dem Ziel nach dem gestrebt wird — das Loskommen vom irdischen Dasein. Sonst will der Buddhismus nur eine gemäßigte Askese: mittlere Anspannung der Saiten macht eine wohlthuende Harmonie. Für alles, das man sich versagt, gewährt die Beobachtung der Buddhalehre den höchsten Genuß. „Meine Lehre ist süß wie Honig", so etwa sagte Gautama. Eine exakte Beobachtung der Vorschriften aber soll auch in der That zum Ziele führen.

Ueber die Auffassung des Ziels, des Nirvâna, sind die Sachverständigen noch nicht einig. Früher nahm man allgemein an, es sei damit eine vollständige Vernichtung der Seele gemeint. Neuerlichst wird von einigen Forschern das Verwesen nicht auf die Seele selbst sondern auf die ihr anklebende Lust zum Dasein bezogen, daß man also die Seele im Nirvâna sich nur als in den Zustand voller Ruhe und Indifferenz, den sie vor dem Eintritt in die Welt hatte, zurückgekehrt zu denken hätte. Diese letztere Auffassung aber würde immer nicht ausschließen, daß diese Seele bei einer neuen Weltperiode wieder in die Wirklichkeit eintrete, wie das ja von den Seelen in den oberen Himmelsstockwerken gelehrt wird. Damit aber wäre die letzte Intention des Buddha doch wieder vereitelt, daher man demselben doch eher die erstere, konsequentere Ansicht zuschreiben möchte. Späterhin mag sich die andre bei weiterer Entwicklung der Lehre ja eingeschlichen haben. Merkt man ja doch in dem ganzen künstlichem Aufbau der buddhistischen Weltanschauung, wie wir sie oben skizzirten — ich möchte fast sagen, ein Grauen vor der Leere des Nirvâna, das durch jene gehäufte Schematisirung der buddhistischen Scholastik gemildert werden sollte. Im Buddhismus als Volksreligion ist das Nirvâna denn auch immer mehr zurückgetreten. Vollends aber jene mystischen Lehre von dem „Westlichen Paradies unter Amitâbha", die im nördlichen Buddhismus die weiteste Verbreitung gefunden hat, schlägt der buddhistischen Grundanschauung gradezu ins Gesicht.

Jenseits von 10 000 Myriaden Welten im Westen soll nämlich eine unendlich glückliche Welt liegen, deren Bewohner keinen Kummer haben. Dort erzeugen sich die sieben kostbaren Substanzen (Gold, Silber u. s. w.) in unbeschreiblicher Reinheit. Es ist dort eine weite Ebene ohne Berge und Höhlen. Es gibt dort keine bösen Geister und keine Thiere, keine Sommerhitze und keine Winterkälte. Ueberall sieht man herrliche Tempel, lotusbedeckte Teiche, liebliche Baumgänge. Die Menschen haben goldne Farbe und entstehen durch Verwandlung auf einem Lotusblatte sitzend. Ihre Lebensdauer ist unzählige Jahre, daher auch der dort herrschende Buddha Amita (der Unermeßliche) heißt. Nicht blos die, welche hier als Çramana lebten, werden in jenem Paradiese wiedergeboren, es ist dort auch Platz für solche, die hier durch die Umstände am Mönchsleben verhindert wurden, aber ganz dem religiösen Verdienst sich gewidmet, Schenkungen an die Mönche gemacht haben u. dgl., und sogar für eine noch tiefere Stufe der Laien, die das nicht konnten, aber doch die Regeln der Frömmigkeit beobachtet und Buddha an jedem Tage angerufen haben. Diese Lehre paßt denn eher zu den Bedürfnissen des Volkes und hat darum viel Anklang gefunden. Bei den chinesischen Buddhisten ist „Amitâbha namah" das tägliche Geplapper geworden.

Der Buddhismus will Universalreligion sein, nicht jedoch in dem Sinne, daß Gautama mit seiner Lehre den Mittelpunkt alles Heils bildete. Er selbst ist dem großen Ozean des Daseins nur eine Wasserblase, die wieder vergeht. Die gute Lehre wird wieder vergessen, und dann kommt wieder ein andrer Buddha um sie aufs neue zu ver-

kündigen. So sind schon unendlich viele Buddha dagewesen und werden noch unendlich viele kommen — der nächste 5000 Jahre nach Gautama. Das Bleibende ist eben nur die Lehre von der Vergänglichkeit aller Dinge, der Erlösung durch das Nirvâna u. s. w., die jeder Buddha immer aufs neue wieder verkündigt. Wenn die Sünde auf Erden überhand nimmt, so spüren dies die Bewohner der unteren Himmelsstufen, weil so wenige Wesen mehr dort eintreffen. Dann suchen sie einen unter sich, der zum Kandidaten der Buddhawürde sich eignet und nochmals, obgleich er es nicht nöthig hätte, aus Barmherzigkeit als Mensch geboren werden will. Ehe es dazu kommt, bedarf es freilich einer langwierigen Laufbahn. Ihr Leben verläuft schließlich dem des Gautama sehr ähnlich. Man hat für sie den terminus technicus: allerherrlichst vollendeter Buddha. In den langen Zwischenperioden erscheinen aber andre Pratyeka-Buddha, fromme Menschen, die aber nur für ihre eigne Erlösung sorgen, nicht für die der Menschheit. Endlich hat die weitere Ausspinnung der Lehre jedem allerherrlichst vollendeten Buddha ein himmlisches Parallelwesen beigefügt, in dem er sich während seiner Wirksamkeit auf Erden abspiegelt. Solch ein Dhyâni-Buddha erzeugt durch seine Beschauung ein Wesen, welches nach dem Nirvâna des Buddha den Fortgang seines Werkes auf Erden leiten soll, bis ein neuer erscheint. Diese Wesen sind es, die man zum Objekt des Kultus gemacht hat, so in Tibet und der Mongolei den Padmapâni, der dem Amitabha entspricht, und dem das bekannte Gebet auf den Gebetsmühlen gilt (Om! Mani padmê hum). In China hat man ein weibliches Wesen dafür gesetzt, die Kwan-yin, die vor aller Noth schützen, allen Segen spenden und ins westliche Paradies befördern soll.

Wie schon bemerkt, spielt in der Praxis des Buddhismus das Mönchsleben die größte Rolle. Es ist durch Regeln geordnet, die mit der Zeit von 13 auf mehr als 200 angewachsen sind. — Häufig geschieht der Eintritt ins Kloster schon im Kindesalter. Ein Mönch nimmt den Knaben in seine Obhut; durch Anlegung des gelben Gewandes wird letzterer ein Novize (Çramanêra), als welcher er nun 10 Vorschriften zu beobachten hat: 1) nichts Lebendiges zu tödten; 2) nicht zu stehlen; 3) keine Unkeuschheit zu begehen; 4) nicht zu lügen; 5) nichts Berauschendes zu trinken; 6) Nachmittags nicht mehr zu essen; 7) nicht zu singen, tanzen u. s. w.; 8) sich nicht mit Blumen und Bändern zu schmücken; 9) nicht auf einem bequemen Ruhebett zu sitzen oder liegen; 10) kein Gold oder Silber anzunehmen. Daneben hat der Novize Hausgeschäfte zu besorgen und erhält etwas Unterricht — gewöhnlich nur im Lesen, Schreiben und Gebete hersagen.

Erst nach vollendetem 20. Jahre kann er die Weihe erhalten, was in der Versammlung der Mönche geschieht, falls aus derselben kein Widerspruch erhoben wird. Es wird ihm dabei der Priesterornat angelegt, der Almosentopf und Sonnenschirm übergeben, und er muß folgendes versprechen: 1) nur zu essen, was andre übrig gelassen haben; 2) ein bestaubtes Kleid zu tragen; 3) seine Wohnung an den Wurzeln der Bäume zu nehmen; 4) den Urin der Kühe als Heilmittel zu ge-

brauchen; 5) mit keinem Weibe Gemeinschaft zu pflegen; 6) nichts heimlich wegzunehmen; 7) kein lebendes Wesen zu tödten; 8) sich nicht der sechs übermenschlichen Fähigkeiten (die dem Vollkommenen, dem Arhat allein zustehen) zu rühmen.

Nach Ablegung dieser Gelübde ist der Çramana von der Welt geschieden. Doch ist mit der Erlaubniß der Klostergemeinde unter gewissen Verhältnissen, z. B. um eine Erbschaft anzutreten, oder wenn er als Kind zum Eintritt gezwungen war, der Rücktritt gestattet. — Der Mönch ist zugleich Bettler (Bhikschu) und darf als solcher nur acht Dinge besitzen: drei Stücke Kleidung (Unterkleid, Mönchsgewand, Ueberwurf) von gelber Farbe, bei den nördlichen Buddhisten jedoch roth; ferner: Gürtel, Almosentopf, Gießkanne (um beim Trinken kein Thierchen zu tödten), Rasirmesser und Nähnadel. Ueber das äußere Verhalten der Mönche gibt es ausgedehnte Vorschriften.[1]) Die ganze Handhabung der Klosterregeln ist meist sehr lax geworden. In Tibet und der Mongolei gibt es reiche Klöster, deren Groß-Lama fast zu einem souveränen Fürsten geworden ist; dabei wird das Betteln vernachlässigt. Mit den Speisegesetzen nimmt man es nicht streng. Nachmittags meint man dürfen nur die Speisen nicht genossen werden die das Mittagsmahl bilden; dagegen gestattet man sich reichlich Butter, Zucker, Kuchen, Früchte u. s. w. Unter berauschenden Getränken versteht man nur die destillirten; den gegohrenen aber, wie Palmwein, spricht man gerne zu. Auch hat der Buddha das Opium nicht verboten — daher ist es erlaubt.

Zur Aufrechterhaltung der Disziplin dient die mit der Klostergemeinde an den Tagen des Voll- und Neumondes abgehaltene Beichte. Es wird das Beichtbuch vorgelesen und nach jedem Abschnitt gefragt ob sich jemand in dem betreffenden Punkte schuldig bekennt. Geschieht dies, so erfolgt die Absolution gleich, oder nach Vollziehung einer leichten Buße (Gebete hersagen und dergl.). Bei schweren Versündigungen erfolgt Ausschließung. Das ganze Institut der Beichte ist jedoch sehr in Verfall gerathen.

Die Regenzeit über sollen die Mönche im Kloster bleiben. Es ist eine besondere Zeit des Fastens und Studirens. — Nonnen sind nur in Tibet und China häufiger. Sie werden von einem tugendhaften Priester, dem sie untergeordnet sind, alle 14 Tage unterwiesen.

Die buddhistischen Klöster auf Ceylon bestehen nicht aus einem Gebäude, sondern jeder Mönch hat sein besonderes Blätterhäuschen (Pansala). In der Mitte steht die Versammlungshalle (Vihâra), die zum Tempel geworden, zu welchem ein Reliquienthurm hinzugefügt ist.

---

[1]) So soll ein Geistlicher z. B. die Nase nicht zu hart schnäuzen, beim Gähnen den Aermel vor den Mund halten, bei Tische sich nicht den Kopf kratzen, nicht mit vollem Munde sprechen und dergl.; auf der Straße soll er nicht müßig gaffen, nicht die Weiber anblicken, bei Schauspielerinnen gleichgültig vorübergehn, in keine Pfütze treten u. s. w.

Der heilige Bôdhibaum darf nicht fehlen im Hofe des Klosters. In nördlicheren Gegenden ist er durch andre Bäume ersetzt. Die Berufung der Versammlung geschieht durch Anschlagen an eine Metallplatte. In Tibet gibt es Klöster mit vielen Tausend Bewohnern. — Die Vorsteher der Klöster werden auf Ceylon von der Versammlung der Mönche gewählt, in Siam und Barma häufig vom König ernannt, während in Tibet die chubilghan'sche Erbfolge gilt, nach dem die heiligen Aebte nach ihrem Tode alsbald in neuer Geburt erscheinen und ihre Würde fortbehalten.

Schon mehrfach haben wir die bedeutungsvolle Grenze berührt, welche der Buddhismus zwischen den Mönchen und Laien zieht. Die ersteren gehören zu einem mit scholastischer Schematisirung geordneten Reiche, das die Arya umfaßt, d. h. die, welche die vier geistlichen Wahrheiten erkannt haben und sich auf der Ueberfahrt befinden. Zur ersten Klasse derselben gehören die „in die Strömung Eingegangenen, die im Glauben an die Vorschriften des Buddha Erlösung aus dem Kreislaufe suchen". Sie können nur als Gott oder Mensch wieder geboren werden und kommen nach siebenmaliger Wiedergeburt zum Nirvâna. Sie sind 10 000 mal höher als gewöhnliche Menschen. Die Mitglieder der folgenden Klassen haben nur noch eine Wiedergeburt vor sich und stehen 100 000 mal höher als die vorigen. Dann folgen die „nicht Wiederkehrenden", welche jene eine millionmal übertreffen; am höchsten aber stehen die „Würdigen" (Arhat), die nicht mehr wiedergeboren werden und frei sind von Sünde und Unwissenheit. Ihnen werden verschiedene übernatürliche Kräfte zugeschrieben: Wunderthätigkeit (trotz der Polemik Gautama's gegen die brahmanische Wundersucht), das göttliche Auge, d. h. die Fähigkeit alle Welten mit einem Blick zu übersehen, das göttliche Ohr u. s. w. So bringt es dieses atheistische System zur völligen Menschenvergötterung. An jene Wunderkraft knüpft sich beim nördlichen Buddhismus das ganze vom Schamanenthum ererbte Zauberwesen an. Im Süden meint man, daß es jetzt keine Arhat auf Erden gebe.

Das Hauptmoment der buddhistischen Frömmigkeit ist die Beschauung (Dhyâna) oder Sammlung (Samâdhi), ein Sichabwenden der Seele von allem Irdischen, aller äußern und innern Bewegung. In diesem Zustande kann ein Mensch schon bei Lebenszeit vorübergehend in die himmlischen Regionen entrückt werden. Auch in diesem Punkte fehlt nicht die scholastische Klassifizirung entsprechend den verschiedenen Stufen der Welt der Formen. In späteren Zeiten wurde der Schematismus durch verschiedene Stufen der Extase erweitert, so daß die Zahl der Klassen bis auf 108 angewachsen ist.

Den Laien sollte der Buddhismus konsequenterweise kein Heil zu verkündigen haben. Dennoch erkannte schon Çâkya-muni Anhänger und Anhängerinnen (Upâsaka und Upâsikâ — sich Nähernde) an, auch wenn sie kein Mönchsgelübde übernahmen. Später ist aus ihnen eine Mittelstufe zwischen den Priestern und dem gemeinen Volk geworden.

Sie nehmen das Bekenntniß zu den „3 Stützen" an[1]) und verpflichten sich zu den 5 Geboten[2]). Daran knüpft sich dann eine ausführliche Moral, deren beide Brennpunkte sind: sich selbst zu bezähmen und Wohlwollen und Erbarmen gegen alle Wesen (auch gegen die Thiere) zu üben[3]). Die moralischen Schriften der Buddhisten enthalten viele schöne Sprüche, in denen auch Anklänge an Bibelsprüche vorkommen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Moral des Buddhismus bis zu einem gewissen Grade unter den Völkern Asiens wohlthätig gewirkt, die rohen Sitten der Naturvölker gemildert hat u. s. w. Dennoch hat sie in vielen Stücken das Volksleben nicht zu erneuern vermocht. Bei den Mongolen herrscht der Pferdediebstahl, die Polyandrie in Tibet sowie in Ceylon, wenn auch in letzterem Lande nur bei den niedrigsten Volksklassen. Den Despotismus der Fürsten haben die Çramana gerne befördert, wenn jene gegen sie freigebig waren. Die Sklaverei besteht in verschiedenen buddhistischen Ländern, und Ungerechtigkeit und Grausamkeit sind dort viel an der Tagesordnung, wie z. B. Graul die buddhistischen Fuhrleute auf Ceylon als die größten Thierquäler beobachtete. Neben solchen Zuständen erscheint das fortwährende Tugendgeschwätz als die widerwärtigste Heuchelei. Der Buddhismus ist eine rechte Brutstätte des pharisäischen Wesens.

Im Volksleben schrumpft die ganze Moral übrigens vielfach zusammen bis auf die Unterwürfigkeit gegen die Priesterschaft. Die wandernden Böttelmönche knechten das Volk besonders durch die Beichte, die auch von den Laien abgelegt werden soll und saugen es aus. Ist ein Kind geboren, so erforscht man vom Bettelmönch, welcher Name mit glücklicher Vorbedeutung ihm beizulegen sei; als Arzt und Zauberer wird er vielfach zu Rathe gezogen und assistirt bei allen Familienfeierlichkeiten. Auch für Verstorbene muß er Seelenmessen lesen, um ihnen glückliche Wiedergeburten zu verschaffen.

Werfen wir noch einen Blick auf den buddhistischen Kultus. Buddha's Lehre hätte einen solchen nicht erzeugt; aber eine Volksreligion bedarf desselben. Da die Götter abgeschafft waren, so blieb der Stifter der neuen Religion und die Heiligen als Objekt der Verehrung. Der

---

[1]) Das Bekenntniß lautet: Ich nehme meine Zuflucht 1) zum Buddha, 2) zum Dharma (buddhistischen Gesetz), 3) zum Samgha (der Versammlung der Mönche — Gemeinde der Heiligen).

[2]) Nicht tödten, nicht stehlen, nicht Unkeuschheit begehen, nicht lügen, nichts Berauschendes zu trinken.

[3]) Schonung aller lebenden Wesen ist die heiligste Pflicht, weil sie ja alle theilhaben an dem Schmerze des Daseins; nicht einmal auf ein abgefallenes Blatt soll man treten, sondern es bei Seite legen. Enthaltung von sinnlichen Genüssen ist hohe Pflicht, und selbst das Wohlgefallen an der Schönheit gilt als sündlich. Sünder kommen in eine mit Koth und Schlamm gefüllte Hölle, oder werden als Blödsinnige wiedergeboren. Geduldiges Ertragen des Schmerzes, auch der höchsten Beleidigung, ist ein Hauptzug des buddhistischen Charakters, und um fremden Schmerz zu erleichtern, soll der fromme Buddhist sich selbst des Todes nicht weigern. Die Wohlthätigkeit im weitesten Sinne des Wortes hat ebenfalls den Zweck, das Leiden der Geschöpfe zu mildern, und bezieht sich auf Thiere ebenso wie auf Menschen. Schattenreiche und fruchttragende Bäume und heilsame Kräuter an die Wege zu pflanzen,

Buddha aber ist im Nirvâna dahingeschwunden; es gibt keine andre Gemeinschaft mit ihm, als die in der Erinnerung — unterstützt durch Bilder und dann durch Reliquien. Letztere gewähren ja eine persönliche Verbindung und müssen daher zauberische wunderbare Hülfe gewähren. Der Reliquiendienst, dem Brahmanen (dem die Berührung einer Leiche eine der schlimmsten Verunreinigungen ist), ein schrecklicher Greuel, scheint zuerst vom König Açôka befördert zu sein, der die körperlichen Ueberreste Gautama's über ganz Indien verbreitete. Es sollen noch jetzt von ihm Knochen und Knochensplitter, Haare, Stücke seiner Nägel u. s. w. vorhanden sein. Das größte Kleinod der Buddhisten aber ist der schon erwähnte linke obere Augenzahn desselben.

In alter Zeit schon wurde durch die Wunderkraft dieses Zahnes ein ganzes Heer zur Annahme des Buddhismus bewogen; ein brahmanischer König ließ die heilige Reliquie, die er vernichten wollte, in's Feuer werfen, auf einem Ambos mit dem Hammer zerschlagen, in die Erde vergraben und diese von Elefanten festtreten, den Zahn in einen morastigen Kanal werfen ꝛc., aber stets kam er wieder zum Vorschein, meist auf einer Lotosblume; da bekehrte sich der König, legte die kostbare Reliquie in ein goldenes Kästchen und baute ihr einen Tempel. Blutige Kriege wurden um den heiligen Zahn geführt; im Jahre 339 n. Chr. aber ward er nach Ceylon gebracht, als höchster Schatz der Insel aufbewahrt und mit großen jährlichen Festen gefeiert. Der Besitzer des Zahnes gilt als Herscher von Ceylon; 1560 erbeuteten ihn die Portugiesen, und der portugiesische Statthalter, das Anerbieten einer ungeheuren Geldsumme, welche der König von Pegu dafür zahlen wollte, zurückweisend, ließ den Zahn vor öffentlicher Versammlung in einem Mörser zu Pulver stoßen und dann verbrennen. Dennoch kam derselbe bald wieder zum Vorschein, wie man sagte, auf einer Lotosblume. Die Engländer, in deren Besitz er später gelangte, ließen ihn lange Zeit nicht öffentlich zeigen; in neuerer Zeit aber ward das betreffende Verbot aufgehoben und die alten Feste in Gegenwart des englischen Gouverneurs mit größtem Pomp gefeiert. Der Zahn liegt in sechs goldenen und silbernen, mit Edelsteinen reich geschmückten Behältern eingeschlossen, in einem Tempel zu Kandy auf einem silbernen Tische; betend fällt das Volk vor ihm auf die Kniee und wenn er in feierlicher Prozession auf einem Elefanten durch die Stadt geführt wird, fallen die vor dem Tempel in zwei Reihen aufgestellten Elefanten auf die Kniee. Reiche Geschenke werden ihm gebracht und aus weiter Ferne zu ihm gepilgert. Gewiß aber ist, daß die Delada, so heißt der heilige Zahn, ein Stück farbigen Elfenbeins ist, zwei Zoll lang und dem Hauer eines Wildschweins sehr ähnlich, aber kein Fürstenzahn. — Ein anderer Zahn Buddha's, der in China aufbewahrt wird, ist gegen 6 Quadratzoll groß; auch an andern Orten werden dergleichen gezeigt.

Auch um den Topf, in welchen Buddha sich seine Nahrung bettelte, gleichfalls eine heilige Reliquie, wurden blutige Kriege geführt; sein Wanderstab ist noch da und sein Rock, der in Zeiten der Noth gezeigt

---

Brunnen graben, Gebäude als Herbergen für Vieh und Menschen errichten und dergl. sind Tugenden, die an Frommen hoch gerühmt werden. Gastfreundschaft ist heilige Pflicht, und Reisende ohne Unterschied werden in den Klöstern immer sehr wohlwollend aufgenommen. — Bei dem Laien ist die Ehe nur geduldet; ein wirkliches Interesse für das Familienleben aber kann bei der maßlosen Verachtung alles Wirklichen nicht vorhanden sein. Vielweiberei ist dem Laien zwar gestattet, doch begnügt man sich gewöhnlich mit einer Frau. Trennung der Ehe ist ganz leicht und die Willkür ist wenig beschränkt. Das Weib überhaupt hat zwar eine höhere Stellung als bei den Brahmanen und hat an dem geistlichen Leben einen viel bedeutenderen Antheil; indessen ist die Achtung der Weiblichkeit doch immer noch gering, und das Weib steht ihrem Wesen nach sittlich tiefer als der Mann.

und durch Kniebeugung verehrt wird. An sehr vielen Orten werden auch Fußtapfen Buddha's von verschiedener Größe, in Felsen eingedrückt, als heilige Stätten geehrt; so wird namentlich auf der Spitze des Adamspiks in Ceylon ein berühmter, 3′ langer Fußtapfe Buddha's gezeigt, zu welchem jährlich Tausende von Pilgern auf lebensgefährlichen Steigen hinaufklettern. Am seltsamsten aber ist, daß hie und da sogar sein zurückgelassener Schatten zu sehen ist.

Die Reliquien werden in eigenthümlichen aus Backsteinen oder Quadern erbauten Thürmen aufbewahrt, die im Sanskrit Stupa, in den indischen Volksdialekten und im Tope und im Singhalesischen Dagoba[1]) genannt werden. Der Hauptbau ist in Form einer Kuppel gebaut, worin man eine Abbildung der Wasserblase, des Symbols der Vergänglichkeit, vermuthet hat. Ueber der Kuppel erhebt sich ein viereckiger Aufsatz, über dem das Emblem der wandernden Bettelmönche, der Sonnenschirm, angebracht wurde. Später vermehrte man derartige massiv aus Stein gehauene Schirmdächer, so daß verschiedene Stockwerke entstanden, vielleicht mit Beziehung auf die verschiedenen Stufen der himmlischen Welt. Unter Weglassung der Kuppel sind daraus die bekannten chinesischen Thürme entstanden. In Indien gibt es noch manche Stupa von hohem Alter; nachweislich solche aus der Zeit der Yuetschi.

Die Größe dieser Bauwerke, die keinen andern Raum als die Reliquienkammer enthalten, ist sehr verschieden. Einige sind mehrere hundert Fuß hoch. Vielfach aber sieht man sie auch z. B. auf Ceylon in Miniaturformat. Den Maler Hildebrand erinnerten sie an Käseglocken.

Neben den Reliquien wurden bald Bilder (Statuen) des Stifters und auch die andrer Heiligen verehrt. Es sollte ihnen zwar eigentlich keine Anbetung, sondern nur Ehrbezeugung gezollt werden, allein das Volk machte bald einen völligen Götzendienst daraus. „Man stattete die Bilder aufs kostbarste aus, machte einzelne Gliedmaßen beweglich, sodaß sie mit dem Kopfe nicken, die Hand erheben konnten, oder daß ein in der hohlen Statue befindlicher Priester auf die Anrufung der Gläubigen Antwort geben konnte. Auch wurden die Augen wohl aus transparenten Stoffen gefertigt und bei Nacht erleuchtet." Viele Buddhabilder wurden wegen ihrer Wunderthätigkeit berühmt.

Der Buddha wird immer in menschlicher Gestalt abgebildet. Nur im nördlichen Buddhismus finden sich unter çivaitischen Einflüssen Heiligenbilder in der abgeschmackten Darstellung brahmanischer Götter mit vielen Köpfen, Händen u. s. w. Das Gesicht des Buddha zeigt immer leidenschaftslose Ruhe, zuweilen in ein sanftes Lächeln übergehend. Gewöhnlich sitzt er mit untergeschlagenen Beinen da, auf dem Schoße den Almosentopf. Sonst wird er auch wohl predigend oder segnend abgebildet. Gewöhnlich sind es Kolossalstatuen, 12—18′ hoch. So soll nämlich zu Buddha's Zeiten die durchschnittliche Größe der

[1]) Daraus ist wahrscheinlich das Wort Pagode entstanden.

Menschen gewesen sein.[1]) Außer dem Bilde des Gautama wird das des nächsten Buddha, Maitrêya, viel bei den südlichen Buddhisten verehrt; bei den nördlichen das des Padmâpani, an dessen Stelle in China die Kwan-yin tritt. Letztere erinnert oft an die katholische Marienverehrung. Der Padmapâni-Kultus besteht besonders in dem Hersagen der Gebetsformel Om mani padmê hum! d. h. Om (das Universalwort indischer Frömmigkeit) Edelstein im Lotus, Amen. Der Edelstein im Lotus ist der aus dem Kelch einer Lotusblume geborne Padmapâni.

Diese Formel wird mit dem aus Holz, Kernen, Knochen ꝛc. bestehenden und von jedem frommen Buddhisten getragenen Rosenkranz gebetet und auch sonst überall angebracht. Sie ist beständig im Munde der Frommen, „das Kind lernt sie zuerst, und sie entflieht den Lippen der Sterbenden; Reisende und Wallfahrer murmeln oder singen sie beständig; der Hirt singt sie bei seiner Heerde, sie übertönt das Getümmel der Märkte; sie ist der Laut der Angst in Gefahr, das Kriegsgeschrei im Kampfe; mit ihr beginnen alle religiöse Ceremonien, sie erschallt bei allen Festlichkeiten. Vom japanischen Meere (?) bis an die persische Grenze vernimmt man fort und fort die sechs Laute; sie sind das Schiboleth, die Losung aller Schüler Sakyamuni's, weniger ein Gebet, als vielmehr ein Symbol, ähnlich dem bekannten Spruch der Muhammedaner." Mit dieser Formel eng zusammenhängend ist der in den nördlichen Ländern allgemeine Gebrauch der Gebetsräder, die ein Forscher nicht sowohl als Betmaschinen ansehen wollte, sondern als „Sinnbilder des in endlosem Kreislauf unstät rollenden Lebens, das nie zur Ruhe gelangt und nie zum Ziele, immer in seinen Anfang zurückkehrt, und immer fließend, doch nie weiter kommt", wie denn überhaupt der Buddhist als seiner Weltanschauung entsprechend alles liebt, was sich rastlos dreht und das geistige Leben überhaupt als „Umdrehung" bezeichnet. Doch mag dies Symbol der Einrichtung auch zu Grunde gelegen haben, jetzt scheinen die Räder allerdings als etwas, wodurch man sich mittelst einer massenhaften Repetition jener 6 Silben ein Verdienst erwerben kann.

Padmapâni bildet übrigens mit Mandschuçri und Vadschrabhara eine Trias, die der brahmanischen Göttertrias entspricht. Unter fortschreitendem Einfluß des Çivaismus (vermittelt durch das philosophische Tantra-System) ist Çiva selbst samt seiner Gattin Pârvati in den nördlichen Buddhismus eingedrungen.

In der Form bietet der buddhistische Kultus auffallend viele Vergleichungspunkte mit dem katholischen. „Die Altäre, deren in einem größeren Tempel mehrere sein können, sind mit Heiligenbildern, Teppichen, Fahnen und Blumengewinden überladen. Auf dem Altar sind auch die Schalen, in welche die Ehrenbezeugungen (Blumen, Früchte Kerzen) niedergelegt werden, außerdem ein metallener Spiegel, ein Kelch oder eine Gießkanne. Der Kultus besteht in einer Liturgie, welche in einer dem Volke fremden Sprache (Pâli resp. Sanskrit) vorgetragen wird, so daß jenes nur das Wort Buddha (oder einige technische Ausdrücke) versteht und darauf sein Amen sagt. Damit das Ganze weniger einförmig klingt, wird größere Mannigfaltigkeit in Ton und Geberde hervorgebracht. Bald ertönt eine rauschende Musik, bald spielt sie im gedämpften Ton; die Gebete werden halb singend vorgetragen, bald leise gemurmelt, bald laut geschrieen. Durch Glocken und

[1]) Nach buddhistischer Lehre schwankt im allgemeinen Wechsel auch die Größe des menschlichen Leibes und die Länge des Lebens. Der nächste Buddha, der erscheinen soll, wird noch viel größer sein.

hölzerne Trommeln wird der Lärm vermehrt, durch Prozessionen und mannigfache Veränderungen in der Stellung die Schaulust befriedigt. Die Laien müssen öfters niederknien und sich auf die Erde werfen. Ihre Gebete sind das Bekenntniß zu den 3 Stützen und den 5 Gebeten: ich stehle nicht u. s. w. Dazu kommen im Lamaismus und China die bereits erwähnten Formeln. Während des Gottesdienstes wird Weihrauch gebrannt — die übrigen Ceremonien übergehen wir und erwähnen nur noch, daß der Lamaismus sogar eine Kindertaufe hat, bei der dem Kinde das Horoskop gestellt wird, sowie, daß für die Verstorbenen Seelenmessen gelesen werden. Schließlich mag auch erwähnt werden, daß auch der Buddhismus seine heiligen Zeiten hat. Die Tage, an denen der Mondwechsel stattfindet, sind für besonderen Gottesdienst bestimmt, während von den Mönchen dreimal täglich solcher zu halten ist. Außerdem aber giebt es im Jahre 3 hohe Feste: das Lampenfest, Neujahrsfest und der Geburtstag des Çakya muni.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Betrachtung nun wieder nach Ceylon zurück, so finden wir auch an diesem Vororte des Buddhismus denselben keineswegs rein erhalten. Die Verehrung der für den Volksverstand faßbaren brahmanischen Göttergestalten ist hier nie völlig abgestellt worden. So finden sich Devali (brahmanische Tempel) selbst auf dem Hofraume buddhistischer Vihâra, obschon seit dem 11. Jahrhundert eine strengere Partei der Buddhisten gegen diese Vermischung ankämpft. Dennoch hat sie im Volksbewußtsein nicht viel geändert, und namentlich ist Kartikeya, der Führer der himmlischen Kriegsschaaren, bei den Singhalesen sehr beliebt und wird oft angerufen. Auch werden brahmanische Feste unter allgemeiner Betheiligung des Volkes gefeiert.

Wir würden uns jedoch von den religiösen Zuständen Ceylons kein zutreffendes Bild machen, wenn wir nicht weiter zurückgreifen und die bedeutenden Reste des ursprünglichen **Dämonendienstes** in's Auge fassen wollten, die sich auf der ganzen Insel erhalten hatten. Eine Menge Yaka oder böse Geister, von denen allerlei Uebel kommt, erfüllen die Herzen der armen Heiden mit banger Furcht. Einer dieser Geister heißt „der rothe Dämon": er ist der Gott verheerender Krankheiten, welche die Menschen in großer Anzahl hinraffen. So ist auch Kuveni, die verstoßene Gemahlin Vidschaya's, zu einem Dämon geworden, welcher Verderben über die Nachkommen des treulosen Gatten zu bringen sucht. Häufig sieht man Blätter um einen Baumstamm gewunden, zum Zeichen, daß der Baum einem Dämon geweiht ist. Außer den bösen Geistern kennt der Singhalese noch einen Dämon (Sanna) für jede Krankheit, den man gegen sie anruft. Den Zorn der bösen Geister aber meint man durch Opfer abwenden zu können, unter denen sich die Darbringung eines rothen Hahnes am meisten auszeichnet. Die buddhistenpriester drücken gegen dieses Unwesen die Augen zu, weil sie nichts dagegen machen können, und die rechtgläubigsten Singhalesen halten sich bei allem Zugeständniß, daß es nicht sein sollte, doch in aller Noth und Angst daran. Mantra oder Zauberformeln und Geister gehören übrigens eng zusammen, und obschon der Buddhismus seinen Anhängern verbietet, mit Geistern und Dämonen irgend welchen Ver-

kehr zu unterhalten, glauben die Buddhisten auf Ceylon viel fester an Zauber durch Mantra und an Teufel, als an die Formeln des öffentlichen Tempeldienstes. In dem Mantra schlummern alle möglichen Kräfte; sie zu beleben ist die Sache des Katadiya, Zauberers oder Teufelspriesters und nicht ohne Gefahr von Seiten der Geister, daher man sich gegenwärtig fast nur an die kleinen Mantra wagt, und die großen, mit denen man z. B. in einer Stunde alle Europäer ins Meer treiben könnte, unbenutzt liegen läßt. In Krankheit und Gefahr ist der Kattadiya (auch Kattiada oder Yakadura genannt) gleichfalls unentbehrlich. Auf einem mit Blumengewinden geschmückten Altar wird vor den Augen des Kranken ein Thier, meist ein Hahn, geopfert. Durch Berührung muß jener dem bösen Geiste die wilden Blumen, den Reis, das Fleisch weihen, die als Opfer um Sonnenuntergang, um Mitternacht und Morgens dargebracht werden. Dazwischen machen die Teufelstänzer ihre Beschwörungen in Masken und Verkleidung, um den Dämon, als den Urheber der Leiden des Kranken, vorzustellen. In der Wuth dieser aufregenden Bewegungen stellt der Kattiada den Anfall seiner Besitzung durch den Dämon dar und wird von den Freunden des Leidenden gefragt, worauf er die Krankheit nennt und Tod oder Genesung vorhersagt. Bei Sonnenaufgang endet die Ceremonie mit Absingung von Zauberformeln, um die durch sie herbeigerufenen Dämonen zu verscheuchen; die Teufelstänzer gehen mit dem Opfer fort und singen auf dem Wege den Schlußgesang, „daß das Opfer angenehm sei und der Kranke noch lange lebe." Teufelspriester sind auch die s. g. Kapua.

Ein englischer Offizier, der durch Ceylon reiste, fand an einem einsamen Platz einen solchen Kapua oder Teufelstänzer, der sich seinen Unterhalt durch Wahrsagen und Verkauf von Arzneien erwarb. Seine Hütte, die zugleich als Teufelstempel (Dewala) diente, stand am Ufer eines träge dahinschleichenden Flusses und war von einem mächtigen Banianenbaum überschattet. An 300 Eingeborene hatten sich hier versammelt, um den Teufelstanz mit anzusehen. Die Trommeln ließen sich hören, und der Kapua, ein starker, lebhafter Mann, in der Hand eine Fackel von Harz und Salpeter, tanzte nach dem Schall und hielt Takt mit Händen und Füßen, an welchen er, gleichwie um den Hals, die Arme und die Knöchel große hohle Metallringe trug, Kalamba genannt. Je aufgeregter er wurde, desto schneller wurden seine Bewegungen; seine Muskeln zitterten; seine Augäpfel starrten, als wollte er etwas in der Dunkelheit um ihn her erspähen. Dann trat er auf die Person zu, derenthalben der Teufel angerufen werden sollte, und prophezeite ihr ihr künftiges Schicksal. Die wilden Geberden des Kapua, sein langes Haar, das über die Schultern herabhing, das flackernde Licht der Fackel, das sich in den düsteren Zweigen verlor und die staunende, gaffende Menge umher — alles das bildet ein schauerliches Gemälde. Der Teufelstanz aber endet gewöhnlich mit schamlosen Auftritten, die seine Verworfenheit um so greller ans Licht stellen.

Die Hauptfeier, in welcher Verehrung der ganzen Körperschaft der höllischen Geister, deren viele auch dem Hindu-Götzenwesen entstammen, zusammenfließt, ist das meist sieben Tage währende Dewolmaduwa, das oft für ein ganzes Dorf stattfindet, um Cholera oder Fieber zu vertreiben. Es beginnt mit Waschungen und Sprengen von Saffranwasser, und schließt damit, daß die Kapua die heilige „Purrawa" (ein irdenes Gefäß) an den nächsten Fluß tragen, sie dort zerbrechen und die Scherben ins Wasser werfen. — Die meisten Dorfbewohner aber sind bis heute noch durch solchen starken Aberglauben mächtig festge-

halten und tragen Zaubermittel an sich zum Schutz vor dem bösen Blick des Dämons, fragen bei jeder Gelegenheit die Kapua und Astrologen, heirathen unter ihrer Leitung, laden sie zur Geburt ihrer Kinder ins Haus und lassen nicht selten Mutter und Kind den bösen Geistern besonders weihen. [1])

Eigenthümlich ist bei den Singhalesen auch die Erscheinung der **Kasten**, die sonst keineswegs im Sinne des Buddhismus liegt, welcher vielmehr den Kastenunterschied überall gehoben hat. „Wären die Kasten in der Natur der Dinge begründet", sagt z. B. ein gelehrter Buddhist, der gegen dieselben schrieb, „so müßten auch natürliche Unterschiede bestehen. Der Fuß eines Tigers ist sehr wohl von dem eines Elefanten zu unterscheiden, und der eines Elefanten wieder von dem eines Menschen; niemand wird aber angeben können, wodurch sich der Fuß eines Brahmanen von dem eines Çudra unterscheide." Sicher würde das Kastenwesen auch in Indien niemals herrschend geworden sein, wäre der Buddhismus gleich anfangs die herrschende Religion gewesen; so aber fand er die Kasten schon vor und duldete sie. Ebenso in Ceylon, wo die ursprünglichen brahmanischen Einwanderer von Indien her das Kastenwesen eingeführt hatten und dasselbe dann später fortbestand, obgleich das Land buddhistisch ward. Die vier indischen Kasten, Brahmanen, Kschatria, Vaiçya und Sudra, sind auch den Singhalesen bekannt, die erste aber natürlich nicht mehr vorhanden, seitdem der Buddhismus allgemeine Landesreligion wurde. So existiren denn eigentlich nur drei Kasten, von denen die erste (zweite indische) nur die königliche Familie umfaßt, demnach ist die dritte indische Kaste, in Ceylon „Giya" genannt, die höchste, und hat auch in der That den Titel der „hohen Kaste" angenommen. Gleich den indischen zerfallen auch die singhalesischen Kasten in mehrere Unterabtheilungen, die jedoch mit denen der Indier nicht genau zusammenstimmen. Die unterste und verachtetste ist die der „Rhodia" (wahrscheinlich von dem Pâliwort rogadika, mit Krankheiten u. a. Uebeln behaftet), die von Aussätzigen abstammen, welche ihrer Krankheit wegen von den übrigen Einwohnern verstoßen wurden. Ihre bloße Berührung macht unrein, und unter dieselbe versetzt zu werden, gilt für eine härtere Strafe als der Tod.

---

[1]) „In der Theorie," schrieb ein Missionar, „sind die Leute alle Buddhisten, in Wirklichkeit Teufelsdiener. Bis zu einer Entfernung von 4 (engl.) Meilen von meinem Hause nach allen Seiten hin finden sich nicht weniger als 16 Buddhistentempel, und die Zahl der Priester in diesem Distrikt ist etwa 500. Trotzdem höre ich oft in der Nacht den Lärm der Teufelstänze. Nur wenn man diese Orgien mit angesehen hat, versteht man diese Fesseln, in denen ein sonst begabtes Volk gefangen liegt. — — — Die Macht des Teufelspriesters über die Gemüther ist unbeschränkt. Ohne ihn kann nichts geschehen. Wenn ein Haus gebaut werden soll, wenn man eine Reise unternimmt, die Geburt eines Kindes erwartet u. s. w., überall muß der große Vermittler zwischen den Menschen und der Geisterwelt thätig sein. Besonders bei Krankheiten ist er nöthig. Er bringt Opfer, gräbt ein Grab auf und schläft darin, bereitet Eier die er in einem Menschenschädel bratet u. s. w. (Newcomb, Cyclopedia p. 239 ff.) „Aufmerksame Beobachter," sagt Graul (IV 277), „wollen die im südlichen Theil der Insel zunehmende Entartung der Bevölkerung an Leib und Seele grade zu auf die Häufigkeit der nächtlichen Orgien zurückführen, in denen sich der Teufelsdienst vollendet.

Gebaute Häuser dürfen sie nicht haben, und unter der Regierung der singhalesischen Könige durften sie ungestraft getödtet werden. Das Volk aber schreibt ihnen die Kenntniß geheimer Zauberkräfte (hunaim)[1]) zu und gibt ihnen jährlich eine freiwillige Abgabe, um sich gegen ihre Bosheit zu schützen.

In der früheren singhalesischen Rechtspflege kamen oft Gottesurtheile vor. Es mußten z. B. beide Parteien ihre Hände in siedendes Oel tauchen, und wer seine Hände unversehrt zurückzog, galt für unschuldig; oder sie mußten glühendes Eisen auf einem Palmblatt sieben Schritte weit tragen, und wessen Hand verletzt ward, galt für schuldig; auch legte man wohl in ein Gefäß eine giftige Schlange und eine Anzahl Münzen, und wer beim Herausholen der letzteren mit der Hand gebissen ward, hatte verloren. Bei Streitigkeiten um Ländereien ließ man öfters etwas Reis von dem streitigen Lande bringen, der dann gekocht und von den beiden streitenden Parteien gegessen wurde; darauf gingen sie nach Hause und lebten mit der größten Vorsicht, wen aber in einer festgesetzten Zeit eine Krankheit befiel oder auch nur ein Unfall in seiner Familie oder Heerde, der verlor das streitige Land.

Die Ehen werden in Ceylon meist von den Eltern geschlossen, ohne Rücksicht auf die Neigungen des zu verheirathenden Mädchens, und die sehr weitläuftigen Heirathsgebräuche beginnen schon lange vor der Hochzeit. Mit 16 Jahren wird der junge Mann schon heirathsfähig. Was man aber in einem so südlichen Klima nicht vermuthen sollte, die Polyandrie kommt öfter vor, während die Polygamie nur bei den Moslems üblich ist. Niemand aber mag seine Tochter an einen Mann von niedrigster Kaste verheirathen. Wünscht nun jemand ein Mädchen zur Ehe, so schickt er gewöhnlich erst einen vertrauten Freund zu dessen Eltern, der als irgendwo von ihm gehörtes Gerücht die beabsichtigte Heirath zwischen den beiden Familien erwähnt. Wird dasselbe nicht augenblicklich und mit Indignation in Abrede gestellt, sondern blos ruhig vereint, so schickt man später den angesehensten seiner Verwandten zu den Eltern des Mädchens und läßt die Heirath förmlich in Vorschlag bringen. Nach erfolgter Annahme desselben schickt der Bräutigam der Familie seiner Braut 5000 Betelblätter anstatt Einladungskarten, nach deren Annahme von Seiten der Familie, womit sie für die Annahme des Antrages definitiv sich erklärt, die Heirath ohne gerichtliche Buße nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Nachdem nun das Horoskop der zu Vermählenden durch einen Astrologen untersucht und endlich ein glücklicher Tag für die Hochzeit von demselben bestimmt ist, erfolgen die Einladungen an Freunde und Verwandte zu diesem Tag, an welchem der Bräutigam in das Haus seiner Braut geführt wird. Dort angekommen werden ihm alsbald die Füße

[1]) Die Zauberei besteht besonders darin, daß jemandes Bild gezeichnet oder sein Name aufgeschrieben wird. Die Verletzung, die man dem Bilde oder dem Namen zufügt, soll dann auch an der Person selbst erfolgen. Nach den älteren singhalesischen Gesetzen war diese Zauberei bei harter körperlicher Strafe verboten — ebenso wie Diebstahl, Sakrilegium und Ehebruch.

gewaschen, ist er ein Mann von Rang, durch einen Diener, ist er aus niedriger Kaste, durch einen jüngeren Bruder. Ein in dieses Wasser geworfener Ring ist gewöhnlich der Lohn für diese Fußwaschung. Hierauf setzen sich sämmtliche Gäste zur Mahlzeit nieder, mit strenger Beobachtung des Ranges; ist dieser sehr verschieden, so werden sie in mehrere Zimmer abgesondert. Nach der Mahlzeit bringen der Bräutigam und seine Verwandten die Geschenke für die Braut, worauf ein Tisch in der Mitte des Zimmers aufgestellt wird; auf ihm liegt ein Haufen mit Reis, der mit einem weißen Tuche überdeckt ist. Nachdem nun der vom Astrologen bestimmte glückliche Augenblick gekommen, wird die Braut hereingeführt, auf den Reishaufen gestellt, und die Mutter nimmt ihr nach und nach all ihren Schmuck ab, um ihr den von ihrem Bräutigam geschenkten dafür anzulegen. Darauf essen Braut und Bräutigam aus einer Schüssel, um anzudeuten, daß vollkommene Gleichheit unter ihnen bestehe. Bisweilen werden bei dieser Gelegenheit auch Ringe unter den Verlobten gewechselt, gewöhnlich aber zwei ihrer Finger mit Seide zusammengebunden. Gemeinschaft des Eigenthums besteht nicht in den singhalesischen Ehen, deren es zwei Arten gibt, Digha und Bina. Nur bei jener verläßt die Frau das väterliche Haus, um bei ihrem Manne zu wohnen, kann aber, wenn sie will, die Trennung verlangen, worauf, wenn der Mann einwilligt, die Hochzeitsgeschenke zurückgegeben werden. Bei der Binaehe dagegen wohnt der Mann im Hause seiner Schwiegereltern, welche die Frau in Gemeinschaft mit ihren Brüdern auch beerbt, wird mit wenig Rücksicht behandelt und kann jeden Augenblick fortgeschickt werden, weshalb es in einem singhalesischen Sprichwort auch heißt: „Der Bina braucht in der Wohnung seiner Frau nur vier Dinge mitzunehmen, ein Paar Sandalen, um seine Füße zu schützen, ein Talipotblatt, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu verwahren, einen Stab, um sich daran zu halten, wenn er krank ist, und eine Laterne, um sich zu leuchten. Mit diesen Vorsichtsmitteln kann er jede Stunde des Tages und der Nacht abreisen."

Sonderbar ist die Art, wie die Singhalesen ihren Kindern Namen geben. Die Zeit dazu hat gleichfalls der Astrolog zu bestimmen, doch muß der Tag in den fünften, neunten oder elften Monat nach der Geburt des Kindes fallen. Die Verwandten werden eingeladen und die Mutter gibt dem Kinde etwas Reis in den Mund. Genau in dem von dem Astrologen bestimmten Momente nähert sich inzwischen der Vater dem Kinde und sagt ihm seinen Namen in das Ohr. Derselbe ist nämlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; viele würden sich in späteren Jahren schämen, ihn zu sagen, und die meisten kennen ihn gar nicht. Im gewöhnlichen Leben bilden sich später andere Namen aus, wie Kalu (schwarz), Batu (roth), Pamhi (klein), zu welchen Beinamen man auch die Bezeichnung des Standes fügt, um die Person von andern zu unterscheiden.

Die Leichenceremonien sind sehr einfach; nur den vornehmsten Personen wird es erlaubt, ihre Todten zu verbrennen; die andern werden begraben, mit dem Kopf gegen Westen gewendet. Die Asche der verbrannten Leiche wurde sieben Tage nach der Verbrennung in

eine Urne gesammelt, wobei ein buddhistischer Priester einige moralische Ermahnungen hält. Die Urne mit der Asche der Könige wurde einer verkleideten Maske übergeben, die in einem Boote in die Mitte eines Flusses gerudert wurde. Dort sprang sie mit der Urne ins Wasser und ward nicht wieder gesehen.

Als eine Folge des Buddhismus, der keinen Blick thut in die Wirklichkeit eines endlosen künftigen Lebens und, unzureichend für die Zeit und die Ewigkeit verwerfend, höchstens ohne Furcht leben und ohne Hoffnung sterben lehrt, finden wir in dem **Charakter** der **Singhalesen**[1]) eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen alle Religion neben der tiefsten Unwissenheit und einem Mangel an sittlichem Gefühl. Fremden erscheint der Singhalese meist höflich und sanft; er hat den Schein der Theilnahme, Menschenliebe und Dankbarkeit in seinem äußeren Wesen. Aber wer in die abgelegenen Dörfer gedrungen ist und sich in sein Gemeinschaftswesen eingelebt hat, dem tritt ein viel unschöneres Bild entgegen. Eifersucht, Verleumdung, Zank und Rachgier herrschen in ganz unerwartetem Grade. „Jede Haushaltung", sagt der Baptisten-Missionar **Davies**, „hat ihren inneren Zwist, jeder Kreis seine unverholenen Fehden und Feindschaften. Die Weiber besonders sind Erzzänkerinnen und fallen mit lautem Spott, heftigem, giftigem und schmutzigem Schimpfen wüthend über einander her. Sie haben nur wenige ekelhafte Laster oder thierische Unarten; aber in einem singhalesischen Dorfe ist Sittenlosigkeit so allgemein, daß niemand mehr tadelt, und der Haß so ungezähmt, daß Morde nicht selten sind. Lüge herrscht durchgängig, und Meineid ist etwas ganz Gewöhnliches; Diebstahl ist ebenfalls alltäglich, Betrug in jeglicher Gestalt, Fälschung und Hintergehung, Bestechung und Ehrenschädigung ist so sehr die Gewohnheit des ungebildeten Volkes, daß das Gefühl des Zutrauens völlig unbekannt ist, und in den vertrautesten häuslichen Verhältnissen bietet das Band der Bruderschaft oder Freundschaft, das zwischen Eltern und Kindern, durchaus nicht die mindeste Bürgschaft für redliche Gesinnung der Parteien gegen einander dar." Dazu kommen in vielen Dörfern Trunkenheit, Spielsucht und Dieberei als vorherrschende Sünden. Gesellschaften von 40 bis 50 Personen kommen zusammen, bringen einige Tage bei einander zu unter allerlei Arten von Schwelgerei und Ausschweifung, verspielen alles was sie besitzen, und schwärmen dann in der Nacht umher, um zu rauben und zu plündern. Und wenn die allgemein herrschende Lüge und Unwahrheit alles sittliche Gefühl im Innern und jedes Ehrgefühl nach außen tödtet, so übertrifft endlich die lethargische Thätigkeit der Singhalesen alles, was sich dieser Art sonst bei den südlichen Asiaten findet. Ihren einfachen Bedürfnissen kommt ja das milde Klima und der fruchtbare Boden reichlich entgegen; dafür aber zeigt ihr Land auch keine Spuren von neuerer Kunst, ihre Literatur keine Thaten des Geistes; ja man war schon lange selbst zu träge für die geringe Arbeit, das aus früheren Zeiten Ueberkommene zu erhalten, und jene großartigen Ueberreste, die noch immer den Rei-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1818, III, p. 368 f.; 1852 I, p. 117 f. 129 ff.

senden als Zeugen einer entschwundenen Gesittung in Staunen setzen, sind in Trümmer gesunken, und weite, einst von Menschenleben wimmelnde, und noch immer die Spuren früherer Fruchtbarkeit und früheren Anbaues tragende Gegenden durch träge Vernachlässigung in pesthauchende Sümpfe verwandelt. Ueberdies hat die seit langer ungewisser Zeit eingetretene Abnahme der Bevölkerung Ceylons dem zurückbleibenden Rest die Befriedigung seiner Bedürfnisse um so leichter gemacht.[1]) „Nichts drängt — nach Tennent — die jetzige Bewohnerschaft zu Verbesserungen, und damit ist die Trägheit, der sich ihr Verstand längst gefügt hat, eine eingewurzelte, erbliche, kaum überwindbare Gewohnheit geworden. Niedrige Schliche in ihrem Geldinteresse, schlaue Windungen, um Schutz zu erlangen, scheinen die höchsten Schwünge zu sein, deren ihr Geist noch fähig ist. Ihr Verstand, scharf und eindringend, soweit es ihren häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten gilt, scheint sogleich zusammenzusinken, wenn es sich um höhere Sachen und tiefere Ideen handelt. Ueber den engen Kreis hinaus, auf den sie gewohnt sind, ihre Gedanken zu beschränken, sind sie unbegreiflich stumpf und mit Ausnahme der Stadtbewohner, die durch die Reibung mit Europäern etwas geschärft sind, scheint es bei ihnen unmöglich, auch nur der einfachsten Wahrheit Eingang zu verschaffen." —

3. Frühere Ausbreitung des Christenthums.

Zwar berichtet schon der Nestorianer Cosmas Indikopleustes in seiner unter der Regierung des Kaisers Justinian geschriebenen „christlichen Topographie" von einer gläubigen Christengemeinde auf Taprobane (Ceylon); doch waren dies nach seiner eigenen Erklärung Perser (wahrscheinlich der syrischen Kirche angehörig gleich den alten Christen in Travankor), die sich nur des Handels wegen dort aufhielten. Die Eingeborenen selbst und ihre Herrscher waren auch damals Heiden. Mit der Abnahme des orientalischen Handels und dem Ausbleiben der Fremden verschwand auch das in dem Landesvolke selbst nie gewurzelte Christenthum wieder von den Gestaden des Golfs von Manâr, und in den allerdings spärlichen Berichten, die wir vom sechsten Jahrhundert an bis zum Erscheinen der Portugiesen auf Ceylon über diese Insel und ihre Bewohner haben, findet sich auch nicht eine Spur von dem Bestand einer Christengemeinde daselbst.

Als im Jahre 1505 die **Portugiesen** nach Ceylon kamen und die Küstenlande in Besitz nahmen, war bereits der Brahmanismus unter den Tamulen im Norden, der Buddhismus unter den übrigen Singhalesen herrschend. Während der 127 Jahre aber, daß sie die Küsten der Insel in Besitz hatten, in deren Inneres tiefer einzudringen ihnen nicht gelingen wollte, ließen es die Portugiesen an den eifrigsten Be-

[1]) In neuster Zeit ist allerdings eine Zunahme der Bevölkerung zu verzeichnen. Die Seelenzahl war 1865: 2 045 697 und stieg bis 1874 auf 2 418 741. Dabei ist jedoch die massenhafte Einwanderung der Tamilkuli vom Festlande in Rücksicht zu ziehen.

mühungen für die Ausbreitung des Christenthums daselbst nicht fehlen, und zwar begann die Bekehrungsarbeit an den Buddhisten mehrere Jahre früher als an den Tamulen. Denn gleich nach der Erbauung eines Forts zu Colombo ward die Umgegend zum Bisthum von Colombo erklärt und unter der Leitung des ersten Bischofs Don Juan de Monterio (eiro?) das Christenthum bald in den singhalesischen Bezirken verkündet, während erst 1544 Franz Xavier, der Apostel Indiens, zu den Tamulen kam und bei der Fischerkaste der Paraver am Golf von Manâr, wo sie der Perlenfischerei wegen sich zahlreich aufhielten, großen Eingang fand, wie diese Fischer dann bis auf den heutigen Tag, trotz der blutigen Verfolgungen des Radscha von Jaffna und der späteren von Seiten der Holländer, der römischen Kirche beharrlich ergeben geblieben sind. Xavier taufte ihrer 6—700, und nachdem mehrere Jahre später der Radscha von Dschaffna durch die Portugiesen, welche in Dschaffnapatam eine Festung bauten, verjagt und ihre Herrschaft so auf der ganzen Küste begründet war, brachten sie bald diese ganze Halbinsel unter die unbedingte Herrschaft der Kirche, theilten sie in Pfarreien, bauten Kirchen und Schulhäuser, deren Ueberreste jetzt noch häufig sich finden, und bald hatte hier alles, auch die Brahmanen, die alte Religion abgeschworen und die Taufe empfangen. Zur Erreichung so bedeutender Erfolge trug jedenfalls die von den Jesuiten hier wie in Indien geübte Akkommodation an die bestehenden Religionsverhältnisse das meiste bei. Wenn aber in Dschaffna, fern von jeder heidnischen Herrschermacht und vor jedem Angriff von außen gesichert, die Portugiesen unter den durch die Aeußerlichkeiten des römischen Ceremonienwesens leicht bestochenen Tamulen mit der Ausbreitung des Christenthums entschieden und kräftig vorgehen konnten, galt es unter den Buddhisten des Südens in der Nähe des mächtigen Königs von Cotta und des noch feindlicheren Herrschers von Kandy an sich haltende Vorsicht, und Pfarrkirchen und Pfarreien konnten zunächst nur in der Nähe und unter den Kanonen der Forts von Colombo, Galle, Caltura, Malvana und Negombo angelegt werden. Dem ungeachtet gelang es den portugiesischen Priestern auch im Buddhistenlande sogar den König von Kandy und nachher den von Cotta zur Annahme der Taufe zu bewegen, denen viele edle und geringe Leute „um des Goldes der Portugiesen willen", wie ein singhalesisches Geschichtsbuch sagt, nachfolgten. Erst gegen das Ende ihrer Herrschaft machten die Portugiesen jedoch Anstalt, das Christenthum über ihr eigenes Gebiet hinaus weiter nach dem Innern der Insel zu verbreiten, was indessen durch den am Hofe von Kandy (um 1614) sich bereits geltend machenden holländischen Einfluß verhindert wurde. Desto eifriger waren ihre Missionsbestrebungen innerhalb des eigenen Gebietes, obschon die Bekehrung bei den Singhalesen nicht sowohl ein religiöser als politischer Akt und die weit überwiegende Mehrzahl damals wie jetzt fest mit dem Buddhaglauben verwachsen war. „Zu Tausenden ließen sie sich taufen, fast ohne allen Unterricht, ohne alle innere Erleuchtung, nicht gezwungen, kaum aufgefordert und zwar auf einen Glauben, der völlig neu und fremd, ihnen gar nichts war. Ihre

Ansichten und Gefühle blieben dieselben, woran die Bequemung der Missionare zu heidnischem Pomp und Wesen sie nicht im mindesten hinderte."

Im Jahre 1636 rief der König von Kandy die **Holländer**, welche bereits zu Palikat auf der Koromandelküste und auf mehreren Inseln des indischen Archipels sich festgesetzt und blühende Kolonien angelegt hatten, gegen die treulosen und arglistigen Portugiesen zu Hülfe. Statt aber die gemachten Eroberungen, wie es vertragsmäßig festgesetzt war, dem König zu überlassen, behielten die Holländer dieselben und überzogen ihren Bundesgenossen selbst mit Krieg, gewannen in den Jahren 1640—1658 Galle, Colombo und Jaffna, bemächtigten sich aller festen Plätze, vertrieben die Portugiesen und betrachteten sich als ihre Erben durch das Recht der Eroberung. Kaum aber hatten sie in Ceylon festen Fuß gefaßt, als die reformirte Staatsreligion wie überall in den Kolonien eingeführt ward, und schon am 6. Oktober 1642 trat der erste reformirte Geistliche auf der Insel in Thätigkeit. Strenge Maßregeln wurden vor allem gegen die römischen Priester ergriffen und wiederholte Verordnungen zur Unterdrückung der katholischen Kirche erlassen, die jedoch trotzdem stark auf der Insel blieb, indem nicht blos die auf Ceylon gebliebenen Portugiesen, sondern heimlich auch viele Singhalesen und Tamulen ihr äußerlich treulich anhingen und weder durch Bestechung noch durch Gewalt sich von ihr abziehen ließen, viele auch nach dem Innern unter den Schutz des über die Treulosigkeit der Holländer empörten Königs von Kandy sich begaben.

Das eigentliche Bekehrungswerk ward nun von den Holländern systematisch betrieben, die römischen Kirchen der Provinz Dschaffna in Besitz genommen und mit jeder eine Schule verbunden, zu Dschaffnapatam aber ein Seminar zur Bildung von eingebornen Lehrern und Katechisten eröffnet. Im Jahre 1663, nur 5 Jahre nach der Eroberung, waren dort bereits über 12 000 Kinder getauft, 18 000 befanden sich in den Schulen, und die Zahl derer, welche „christliche Männer und Frauen" geworden, belief sich auf 65 000. Im Jahre 1688 aber berechnete man die Gesammtzahl der Uebergetretenen im Dschaffnalande auf 180 000. Freilich waren von denselben, wie **Baldäus**, einer der ersten und eifrigsten reformirten Geistlichen auf **Ceylon**, der im Jahre 1672 zu Amsterdam eine mit schönen Kupferstichen geschmückte Beschreibung der Küsten von Malabar und Koromandel und der Insel Ceylon herausgab, selbst gestehen mußte, die meisten zwar dem Namen nach Christen und wohl im Stande, über die zehn Gebote und andere Lehrpunkte verständig zu sprechen, hielten aber noch viele heidnische Ansichten fest. Namentlich um dem Verständniß der zur Annahme der reformirten Lehre weniger bereitwilligen Singhalesen mit sanftem Zwange nachzuhelfen, ward verordnet, daß kein Eingeborener den Rang eines Modliar, eine Landpacht oder ein Amt erlangen könne, der nicht getauft, Mitglied der protestantischen Kirche sei und zur helvetischen Konfession sich bekenne. Der Erfolg blieb nicht aus. Die höheren Klassen der Einwohner, sowie überhaupt alle, denen es um ein einträgliches Amt bei der Regierung zu thun war, zauberten keinen Augenblick, sich auf den

Glauben der Holländer taufen zu lassen, und selbst große Haufen derer, die unter der portugiesischen Herrschaft der Kirche Roms gehuldigt hatten, sagten sich jetzt von ihrer Gemeinschaft los und schlossen sich an die reformirte Kirche an, so daß am Schlusse des 17. Jahrhunderts die holländischen Geistlichen auf Ceylon bereits 300 000 Einwohner getauft hatten, deren Zahl mit jedem Jahre sich vermehrte. Sämmtliche holländische Besitzungen auf der Insel waren in 240 Pfarrsprengel, jeder mit einer protestantischen Schule, wobei Schulzwang durch Geldstrafe n stattfand, eingetheilt. Von den Zöglingen des Seminars wurden mehrere nach Europa gesandt, wo sie eine vollständige theologische Ausbildung erhielten und als ordinirte Prediger in ihre Heimat zurückkehrten. Unter den theils in dem Seminar zu Colombo, theils in Holland gebildeten eingeborenen Predigern zeichneten besonders die Nachkommen eines vornehmen Singhalesen, Philipp Philipps Wesayacone[1]), in mehreren Generationen bis in die neueste Zeit vortheilhaft sich aus, besonders durch den Antheil, den sie an der singhalesischen Bibelübersetzung nahmen, von welcher, nachdem ein tamulisches Neues Testament auf der Grundlage der Ziegenbalg'schen Uebersetzung bereits 1743 herausgegeben worden, 1783 das Neue Testament und ein Theil des Alten zu Colombo erschien, wozu später die Psalmen hinzukamen und im Manuskript auch die übrigen Schriften des Alten Testaments vollendet wurden.

Das ganze Kirchen- und Schulwesen war unter die Leitung von 12 bis 15 Geistlichen gestellt, welche die Pflicht hatten, fortwährend die einem jeden zugewiesene Anzahl von Kirchsprengeln zu durchwandern, das Wort Gottes zu verkündigen und die Sakramente zu verwalten, so wie die Schulen in Ordnung zu halten, von denen immer mehrere unter der Aufsicht eines Katechisten standen. Endlich ward die Insel für Kirchen- und Schulzwecke in drei Bezirke Colombo, Dschaffna und Galle getheilt. Bei alledem ward das weibliche Geschlecht insofern vernachlässigt, als man von demselben, als Bedingung der Kopulation, nur die Hersagung des Glaubensbekenntnisses und einiger Gebetsformeln verlangte. Freilich war bei der Art und Weise, wie das Christenthum den Eingeborenen beigebracht wurde, überhaupt von der Kraft des Evangeliums, wenig zu spüren, und während bei dem trockenen Lehrwesen und der strengen Zucht der holländisch reformirten Kirche Tamulen und Singhalesen nur durch Gewinn sich locken oder durch Strafdrohung schrecken ließen, ward der römische Katholizismus, besonders in Dschaffna bei den Tamulen und der Fischerkaste zähe fest gehalten, und von Kandy aus, dessen König sie zuerst vertreten, dann eingeladen hatte, kamen die Priester ins Niederland herab, besuchten heimlich ihre zerstreuten Heerden und verwalteten trotz aller Verbote die Sakramente. Einer der ausgezeichnetsten unter ihnen war Joseph Vaz, der die katholische Kirche auf Ceylon wieder mächtig hob und ihr über 30 000 Heiden zuführte. Er starb 1711 zu Kandy, und der von ihm ausge-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1816, III, p. 52 f.

gangene Impuls wirkte so kräftig fort, daß trotz neuer Gewaltmaßregeln von Seiten der Holländer die Katholiken im Jahre 1717 in allen Theilen Ceylons über vierhundert Kirchen und viermal so viel Gemeindeglieder gehabt haben sollen, als die reformirte Kirche. Gleich ungünstigen Erfolg hatten mehrere seit 1682 gegen die Teufelstänze und verschiedene Götzengebräuche des Buddhismus erlassene Verordnungen, so daß man endlich offen und unumwunden zu Zwangsmaßregeln griff, um die Buddhisten zu bekehren, woran man allerdings in Holland selbst Anstoß nahm. Noch im Jahre 1730 klagte das Consistorium von Galle, daß das ganze Leben der singhalesischen Christen vom Buddhismus beherrscht sei und suchte die Hauptursachen dieses Zustandes darin, daß man die Strafgesetze von 1682 nicht nachdrücklich durchführe und — wohl mit mehr Recht — in dem üppigen Leben der Europäer, das den Eingeborenen ein Musterbild aller Laster gab. Baron Imhof aber, der von 1736—1740 Statthalter in Ceylon war, verlangte Aussendung von mehr und tüchtigeren protestantischen Missionaren, um singhalesisch, „malabarisch" und portugiesisch zu predigen; doch sollten dieselben keine Listen der Bekehrten mehr einsenden, die sie gewonnen, was nur zu Mißverstand und lächerlicher Religionsübung führe.[1])

Um dieselbe Zeit machten zwei Mitglieder der **Brüdergemeinde** einen vorübergehenden Versuch, den Holländern in ihren Missionsbestrebungen Hülfe zu leisten.[2]) Es waren David Nitschmann der jüngere und der Berliner Arzt Eller, welche am 2. Januar 1740 in Colombo anlangten und drei Monate später das Werk unter den Eingeborenen begannen. Doch fanden sie, als sie unter den europäischen Christen zu Colombo eine Gemeindeeinrichtung stifteten, unter der reformirten Geistlichkeit, welche schon durch ein heftiges, auf allen holländischen Kolonien verbreitetes Rundschreiben des geistlichen Ministeriums zu Amsterdam wider die Herrnhuter eingenommen war, sehr heftige Gegner, welche einen Befehl zur schleunigen Rückkehr der Brüder auszuwirken und sich derselben dadurch bald wieder zu entledigen wußten. Doch blieb David Nitschmann mit dem Gemeinlein zu Kolombo in fortgehendem Briefwechsel.

Dagegen war die Zahl der römischen Katholiken in der Verfolgung gewachsen. In jedem Bezirk von Dschaffna bis Colombo hatten sie Kirchen und wurden infolge dessen immer kühner, so daß endlich die harten gegen sie erlassenen Gesetze zwar nicht zurückgenommen, aber doch nicht mehr streng vollzogen wurden. Die bedeutenden Verminderungen und Einschränkungen im reformirten Kirchen- und Schulwesen auf der Insel kann man aber wohl als Beweis der Entmuthigung und Verzweiflung an dem bisherigen Verfahren betrachten. Im Jahre 1747 waren nur noch fünf reformirte Geistliche auf ganz Ceylon, und von diesen verstand nur einer die Landessprache. Seitdem suchten und empfingen die Hol-

[1]) Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß unter den holländischen Geistlichen auf Ceylon in jener Zeit auch manche treue Arbeiter für das Reich Gottes waren.

[2]) cf. Uebersicht der Missions-Gesellschaft der ev. Brüderkirche ꝛc. I, p. 40 ff.

länder Hülfe von der dänischen Mission in Trankebar, wie denn auch Christian Friedrich Schwartz 1760 Ceylon besuchte[1]) und einen großen Theil des Jahres mit Predigen und Verwalten der Sakramente auf den Stationen umher zubrachte. Von da an fehlt es leider an sicheren Angaben über die Zahl der reformirten Eingeborenen auf Ceylon, und wenn dieselbe im Jahre 1722 über 420 000 geschätzt ward, war sie doch bis zum Ende des Jahrhunderts ziemlich wieder auf 300 000 herabgesunken, auch diese aber, wie es unter den dargelegten Verhältnissen kaum anders sein konnte, der großen Mehrzahl nach Namenchristen, wenn schon es auch einzelne wahre und aufrichtige Jünger des Herrn unter ihnen gab. Wunderbar aber, daß während die römisch-katholische Kirche auf Ceylon immer noch tausende von Anhängern zählt, auch nicht eine bedeutende holländisch-reformirte Gemeinde mehr daselbst besteht. Ebenso ist die holländische Sprache auf der ganzen Insel wieder verschwunden, während man in allen westlichen Seeplätzen portugiesisch spricht, und selbst die Nachkommen jener gestrengen Holländer, die das Portugiesische als die Priestersprache von Goa verboten, fast ausschließlich der portugiesischen Sprache sich bedienen.

4. Die neueren evangelischen Missionen.

Nach dem Zeitalter der schlauen und unredlichen Verlockung durch die Portugiesen und dem des Wechsels zwischen Bestechung und Verfolgung durch die Holländer führte endlich die Herrschaft der Engländer, welchen Ceylon im Jahre 1796 von den Holländern abgetreten und im Frieden von Amiens 1802 als bleibender Besitz zuerkannt wurde, eine neue bedeutungsvolle Zeit für diese Insel und ihre Bewohner herbei. Anfangs zwar und mehrere Jahre hindurch kümmerten sich die neuen Herrscher gar nicht um den Glauben und Unterricht der Tamulen und Singhalesen. Die holländischen Geistlichen wurden als Kriegsgefangene weggeführt; die eingeborenen Katechisten und Schullehrer erhielten nicht länger ihren Unterhalt, die öffentlichen Gottesdienste mußten an den meisten Orten eingestellt werden, und auch die Erziehungsanstalten geriethen in gänzlichen Zerfall; Tausende der Eingeborenen, die sich einst Christen nannten, fielen in das Heidenthum zurück, und da das frühere Verbot der Holländer, daß keine heidnischen Tempel weiter auf der Insel aufgerichtet werden dürften, von der neuen Regierung nicht länger in Kraft gehalten wurde, so ward innerhalb kurzer Zeit auf der ganzen Insel umher ein Götzentempel nach dem andern auf den Trümmern christlicher Kirchen wieder aufgebaut, und die unter den Holländern auf 300 herabgesunkene Zahl derselben hatte sich nach den ersten 11 Jahren der britischen Regierung bereits wieder bis auf 1200 vermehrt. Doch wurden wenigstens die Schulen bald wieder auf Staatskosten eingerichtet, so daß im Jahre 1801 deren bereits 170 im Gange waren, auch die Hochschule zu Colombo wieder aufgerichtet

[1]) cf. Bormbaum, Missionsgesch. in Biographien II, 3, p. 23 ff.

und von tamulischen, singhalesischen und europäischen Jünglingen besucht. Die holländischen Prediger wurden in ihre Aemter wieder eingesetzt, mit dem Auftrag, auch das Land zu bereisen, und die holländisch-reformirte Kirche galt noch längere Zeit als die Staatskirche von Ceylon, bis im Jahre 1816 die Mitglieder der englischen Kirche daselbst so zahlreich geworden, daß sie unter den Bischofssitz von Kalkutta gestellt und ein Archidiakon für die Leitung der Kirche auf der Insel eingesetzt ward. Die Zahl der Regierungskaplane wurde vermehrt, unter denen sich auch ein schottischer und ein holländischer befand. Ihr Amt wies sie übrigens auch hier, wie in Indien, weniger auf die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen an, sondern hielt sie mehr unter der europäischen Bevölkerung der Städte und Forts zurück. Auch die Katholiken erhielten völlig freie Religionsübung wie die andern Gemeinschaften; protestantische Christen aber wurden im Jahre 1801 über 340 000 gezählt. Da die Eingeborenen indeß allmählich wahrnahmen, daß kein Religionszwang von den neuen Herren des Landes geübt wurde, so dachten sie, diese bekümmerten sich überhaupt gar nicht um Religion, und als sie vollends merkten, daß der Abfall vom väterlichen Glauben oder dem römischen Bekenntniß nicht mehr bezahlt wurde, und daß es in Hinsicht auf Aemter und Anstellung kein Monopol mehr für die Namenchristen gab, so waren sie ihrer Sache noch gewisser, und dies hatte zur Folge, daß sie theils massenhaft — namentlich im Norden — zur römischen Kirche, welche diese Umstände wohl zu benutzen wußte, übergingen, theils in den alten Buddhaglauben zurückfielen, so daß im Jahre 1810 von den 340 000 nicht die Hälfte mehr da war. Und auch diese waren im Herzen meist Götzendiener, denen die Taufe nach 300jähriger Gewohnheit als „Christianikarenewa" (Christenmacherei) nur eine zur Ehren- oder Gewinnsache gewordene Ceremonie war, die mit einer Umwandlung des Herzens und des Lebens nichts zu schaffen hatte. Eine ganze Menge dieser Namenchristen nannten sich sogar „christliche Buddhisten" oder „Regierungschristen", und zwischen Protestanten und Katholiken war in Ansehung des wirklichen Christenthums, das eben beiden abging, kein Unterschied. Die römische Kirche aber, deren Entwicklungsgang auf Ceylon weiter zu verfolgen hier nicht unsere Aufgabe ist, arbeitete mit Benutzung aller ihr zu Statten kommenden günstigen Umstände, worunter auch die Verwandtschaft des buddhistischen Ceremonienwesens mit dem katholischen zu rechnen, rührig und unermüdlich fort, so daß im Jahre 1850, um dies gleich vorauszunehmen, zwei Bischofssitze, der nördliche für die Tamulen in Dschaffna und Trinkomalli, der südliche für die Singhalesen, auf der Insel sich befanden, 33 ordinirte Priester und über 500 Katechisten und Gehülfen, meist Tamulen und Singhalesen, angestellt waren, 300 meist mit Schulen verbundene Kirchen aber von 115 000 Gemeindegliedern, deren Zahl durch neue Bekehrungen aus den Heiden täglich wuchs, besucht wurden; darunter waren 83 561 Singhalesen, 31 952 Tamulen, der Rest von 1141 Europäer. Bemerkenswerth ist übrigens die Anhänglichkeit der römischen Kirchenglieder, so geringe auch ihre Bekanntschaft mit dem Christenthum sein mag, an ihre Kirche, deren Priester nach Aussage

der Baptistenmissionare auf Ceylon auch hier nach dem Grundsatz verfahren, daß die Religion desto höher verehrt werde, je weniger das Volk sie verstehe, und nebenbei den evangelischen Missionen möglichst Abbruch zu thun versuchen. Die Entwickelung der letzteren seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts haben wir nun eingehender darzustellen.

Die ersten evangelischen Missionare, welche im Jahre 1804 nach Ceylon kamen, waren drei deutsche Sendboten, Palm, Ehrhardt und Vos, die beiden ersteren Schüler von Jänicke, der **Londoner Missionsgesellschaft**, die ihre Arbeitsstätten zunächst in Dschaffna, Matura und Galle erhielten, später auch in Colombo und Amlamgoddy thätig waren, leider aber so wenig auszurichten vermochten, daß nach etwa zehnjähriger Arbeit, am längsten in Matura, diese Mission wieder aufgegeben wurde.[1]) Denn die Schulen wurden nur spärlich besucht, und nach mehrjähriger Predigt standen die singhalesischen Christen noch da „schlechter als die Heiden, Tausende von ihnen wirkliche Buddhaanbeter", und das Christenthum war ihnen nichts „als die Religion der ostindischen Gesellschaft." Unter den Tamulen stand es nicht besser, und der Rückfall ins Heidenthum war so allgemein, daß die einzigen Christen auf der Insel fast nur noch die römisch-katholischen, und der Protestantismus unter den Eingeborenen so ziemlich erloschen war.

Die von 1812 bis 1818 eintretenden Missionare der Baptisten, Wesleyaner, Amerikaner und Englisch-Kirchlichen, von dem Statthalter unterstützt und von den Kaplanen herzlich willkommen geheißen, mußten deshalb das Bekehrungswerk an den meisten Orten von vorn anfangen und auf der ganzen Insel andere Mittel als die bisher versuchten anwenden. Der erste Missionar der Baptisten zu Sirampûr, Chater, traf im Jahre 1812 von Barma her ein und ließ zu Colombo sich nieder; im Jahre 1814 folgten die unter Thomas Coke's Anführung von England abgegangenen Methodisten, die, nachdem sie ihren ehrwürdigen Führer unterwegs durch den Tod verloren, ganz hülflos dastanden, in Bombay aber, wohin sie in ihrer bedrängten Lage sich wandten, mit dem nöthigen Gelde versehen wurden, und nun, von den Behörden auf Ceylon unterstützt und mit der Aufsicht über einen Theil der Regierungsschulen beauftragt, unter den Tamulen und unter den Singhalesen Stationen gründeten, welche von Colombo aus als dem Mittelpunkte der Mission geleitet wurden. Im März 1815 kamen fünf Missionare der amerikanischen Missionsgesellschaft in Colombo an, die sodann im Dschaffnadistrikt, wo ihnen eine alte, von den Portugiesen erbaute Kirche nebst einigen Wohnhäusern von der Regierung überlassen wurde, zu Tillipalli und Battikotta unter den Tamulen Stationen errichteten. Zuletzt, nach der Eroberung von Kandy, ließen im Jahre 1818 vier Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in diesem mitt-

[1]) Unsre Landsleute waren ihrer Stellung leider nicht gewachsen. Ringeltaube (vergl. Heft VII) schrieb von ihnen: „Solche Handwerksburschen machen vortreffliche Hottentotten-Missionare." Missionsnachrichten, Halle 1876, S. 70.

leren Gebiet der Insel sich nieder. Die Hoffnungen, welche man anfänglich für ein rasches Gedeihen des Werkes an die eingeborenen Christen knüpfte, wurden von sämmtlichen Missionaren nur zu bald als nichtig erkannt, und man beschloß sich deshalb um so eifriger dem heranwachsenden Geschlechte zu widmen.

Die Baptisten schlugen ihr Hauptquartier zu Colombo auf, wo sie bald einige Christen und Heiden um sich sammelten, allmählich über die nahen Dörfer sich ausdehnten, östlich bis nach Kandy (1814) vordrangen und später auch zu Matura im Süden eine Station errichteten. Aber sie hatten einen schweren Anfang, und nach dreijähriger entmuthigender Arbeit verrieth noch nicht ein Singhalese auch nur Mißtrauen gegen das Götzenthum. Auch später war ihr Fortschritt im Bekehrungswerk ein langsamer und fand nur in beschränktem Maße statt, und nach zehn Jahren voller Mühe und Arbeit, während deren Missionar Chater die singhalesische Sprache für Europäer durch eine Grammatik zugänglich zu machen suchte, außerdem aber für die Bibelübersetzung arbeitete, das Neue Testament ins Portugiesische[1]) übersetzte und sonst noch manche Schriften herausgab, erfreuten sie sich nur dreier kleiner Dorfgemeinden und zählten 8 Schulen mit 300 Schülern, wobei ihnen das singhalesische Kastenwesen nicht geringe Schwierigkeiten bereitete. Im Jahre 1824 wurden mehrere Eingeborene getauft, auch zwei Mädchenschulen errichtet. Chater, dem H. Siers und einige taugliche Nationalgehülfen zur Seite standen, starb nach langem eifrigem Wirken 1829. Sein Nachfolger Ebenezer Daniel, nachdem er einen leider vergeblichen Versuch zur Bekehrung der Mauren (Muhammedaner) in Colombo gemacht, wirkte zehn Jahre lang mit der Predigt des Evangeliums und Errichtung von Schulen in den Dörfern um Colombo, besonders auch auf die Erziehung des bei den Singhalesen zwar nicht so tief als bei den Tamulen stehenden, aber dennoch sehr vernachlässigten und in den niederen Ständen ziemlich gedrückten weiblichen Geschlechts sein Augenmerk richtend. Nach drei Jahren schon war es ihm gelungen, in mehreren Dörfern Mädchenschulen zu errichten und eine höhere Schule für die Vornehmeren bei dem Fort von Colombo zu eröffnen, die durch seine eigne Frau besorgt wurde. Mitten in seiner segensreichen Arbeit mußte er wegen der Gesundheit seiner Kinder nach England reisen; auf dem Meere starb seine Gattin, und vereinsamt kehrte er nach Ceylon zurück. In Colombo selbst verhärteten Papstthum und Islam, verbunden mit der Verderbtheit der vielen Namenchristen, das Herz der Bevölkerung gegen das Evangelium, doch wurden fast jährlich etliche der kleinen Gemeinde durch die Taufe zugesellt. Mehr Bekehrungen kamen auf den Außenstationen vor. Mit drei Nationalgehülfen hielten Daniel und Siers Gottesdienst in 15 Dörfern um Colombo, die wegen der schlechten Wege meist zu

[1]) Es ist der verdorbene Dialekt gemeint, wie er sich auf Ceylon entwickelt hat. Ein miserabler, „in literarischer Beziehung werthloser Dialekt," schreibt ein Missionar, „doch wichtig für uns als das einzige Mittel, vielen tausend verlorenen Seelen nahe zu kommen."

Fuße besucht werden mußten. In Kandy wurde 1841 eine neue Station mit sechs Nebenstationen begründet, während der thätige Daniel auch durch Traktate, welche die ein Jahr zuvor in Colombo aufgestellte Missionspresse vervielfältigte, auf römische Katholiken und Heiden zu wirken suchte. Nicht minder brachte er zwei Jahre in rastloser Wanderung von Dorf zu Dorfe zu und durchzog die Küstenländer im Osten von Colombo in heißer Arbeit. Von den Mühen und Beschwerden solcher Wanderung schreibt er selbst: „Statt daß andere Verkündiger des Evangeliums die Gläubigen haufenweise zu ihrer Predigt eilen sehen, müssen wir sie unter den brennenden Strahlen einer tropischen Sonne auf engen und beschwerlichen Fußpfaden in ihren Dörfern aufsuchen. Sind wir dann durch die Anstrengungen, zu ihnen zu gelangen, erschöpft, so müssen wir lange warten, bis wenige zusammen sind. Dann sprechen wir zu ihnen in einer sehr schwierigen Sprache und sind genöthigt, alle Künste der Rede, Parabeln u. s. w. anzuwenden, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und sie mit den Wegen des Heils bekannt zu machen. Oft verlassen sie, aller Mühe ungeachtet, die Versammlung, bevor die Botschaft an sie geendet ist, und kommen wir wieder, so bleiben gerade diejenigen meist fort, die das vorige mal zugehört haben." Nach der Stadt zurückgekehrt, nahm Daniel seine Schularbeiten wieder auf, predigte und ließ drucken, und starb 1844 reich an Verehrung und an Jahren. Seine letzten Augenblicke waren durch die Liebe aller Redlichen auf der Insel und durch den Dank selbst der Singhalesen für seine menschenfreundliche Arbeit erleichtert. Bei seinem Tode lernten in 44 Schulen der Baptistenmission 1000 Kinder, aber nach mehr als 30jähriger Predigt waren doch nur etwa 200 Eingeborene eigentlich übergetreten. Zum richtigen Verständnisse dieser Zahl muß jedoch bemerkt werden, daß die Uebergetretenen, wie Dr. Graul wiederholt und ausdrücklich versichert, fast sämmtlich aus der Zahl der alten Regierungschristen stammten. Wer hätte es von jenen unselbständigen Schaaren, denen durch die liberale Stellung der Regierung der letzte Halt ihres schwächlichen Christenthums genommen war, anders erwarten können, als daß sie dem fortan gradezu protegirten Buddhismus wieder zufallen waren[1]). Ganz richtige Buddhisten sind sie freilich nicht wieder geworden. Die Generationen hindurch geübten christlichen Formen hatten die Regierungschristen doch zu einer besonderen Gemeinschaft gemacht, und ein gewisser Rest christlichen Bewußtseins hat sich auch auf ihre Abkömmlinge vererbt. Diese bilden den Boden, auf dem die von der Mission ausgestreuten Samenkörner des Evangeliums noch am ehesten keimen und wurzeln. Bei den hohen Anforderungen, wie sie

[1]) Der Statthalter Brownrigg, der es sonst an Freundlichkeit gegen die Missionare nicht fehlen ließ, hatte, eingeschüchtert durch politische Rücksichten, im Jahre 1815, als Kandy in die Hände der Engländer überging, die Erklärung erlassen: „Die Religion des Buddha, zu der sich die Häuptlinge und Bewohner dieser Provinz bekennen, ist unverletzlich, ihre Gebräuche, Diener und gottesdienstlichen Orte sollen erhalten und geschützt werden.

die Baptisten an ihre Bekehrten stellen, kann es freilich nicht verwundern, daß auch auf jenem Boden es nur spärlich geschah. Wenn aber gewöhnlich der Umstand, daß die Bekehrten fast ausschließlich aus den früheren Regierungschristen kamen,[1]) in den Berichten meistens übergangen wurde und die Missionsfreunde in der stillschweigenden Voraussetzung belassen wurden, es handle sich um bekehrte Heiden, so konnte damit nur ein schiefes Bild von den Zuständen der Mission auf Ceylon erzeugt werden.

Kehren wir nach diesen auch auf die übrigen Missionen zutreffenden Bemerkungen zu dem weiteren Gange der Baptistenmission zurück. Daniels Nachfolger wurden Dawson und Davies, deren letzterer, „ein edler, himmlisch gesinnter Mann," leider schon im Jahre 1849, als eine schwere Cholera-Epidemie die Insel heimsuchte, von derselben mit hinweggerafft wurde. Neben der massenhaften Arbeit der Presse wendete man immer mehr Sorgfalt auf Heranbildung eingeborner Prediger. Die Berichte jener Zeit bringen einzelne rührende Bekehrungsgeschichten, wie die von einem kranken Knaben, der sich aufs entschiedenste allen Teufelsceremonien widersetzte und wenige Stunden vor seinem Ende seine Schulkameraden aufs erbaulichste zum Glauben an den Erlöser ermahnte. Auch ein früherer Buddhapriester verschied mit einem herrlichen christlichen Bekenntniß, das er vor seinen heidnischen Verwandten ablegte. — Die Baptisten nahmen sich auch der Aussätzigen an, die in traurigen Schlupfwinkeln ihr elendes Leben fristen. Selbst in der „ekelhaften Gemeinde der Gahalaya, dem Henkergeschlecht der früheren Kandykönige, fand das Evangelium eine Zeitlang Widerhall." Nachhaltige Erfolge freilich scheinen dort nicht erreicht zu sein. Die Missionsschulen waren zwar reichlich besucht, aber die Früchte, die sie direkt zur Erweiterung der Gemeinden trugen, waren sehr gering. Immerhin übten sie einen guten Einfluß, und Sir Emerson Tennent bezeugt (1850): „Unter denen, die von den Baptisten unterwiesen sind, stehen viele in Ehrenstellen und einträglichen Aemtern oder in Privatgeschäften und haben, obwohl sie nicht mit offnem Uebertritt sich zum Christenthume bekannten, die Verehrung gegen das Christenthum unter ihren Volksgenossen verbreiten geholfen, die sie selbst ebenso sehr dem Beispiele als dem Unterrichte der Baptisten verdanken.

Im Jahre 1854 zählte diese Mission unter 3 Missionaren und 34 Gehülfen 483 Kommunikanten in 142 Dörfern; 31 Schulen waren von 1103 Zöglingen besucht. Es ist nicht gesagt, wie viele der Gemeindeglieder Europäer waren. Bei der Menge der Ortschaften, auf die sich jene vertheilen, konnten also überall nur sehr kleine Häuflein baptistischer Christen vorhanden sein.

Eines besonders starken Wachsthumes kann sich diese Mission bis auf die neueste Zeit nicht grade rühmen. Die Zahl der Mitglieder betrug 1876 nur noch 519, hatte also (nach manchen Schwankungen) in den letzten 22 Jahren nur um 36 zugenommen. Wohl aber sind von den kleinen Gemeinden einige erfreulich erstarkt, wie z. B. die zu

[1]) Auch die Indoportugiesen lieferten ihr Kontingent.

Grand Paß, einer Vorstadt von Colombo, eine der ältesten von Chater, gestiftet, die jetzt 100 Kommunikanten zählt und seit einer Reihe von Jahren die Besoldung ihres Pastors ohne Zuschuß der Missionskasse aufbringt. Auf anderen der 59 Stationen und Außenstationen ist dieses Ziel noch ziemlich fern, obgleich doch auch von manchen Gemeinden verhältnißmäßig reichlich für kirchliche Zwecke gesteuert wird. Manche derselben aber über eine Zahl von Walddörfern sich ausdehnend sind noch sehr schwach und bestehen erst aus kleinen Häuflein Bekehrter. Meistens aber hat sich um die Gemeinden doch ein etwas größerer Kreis von solchen gesammelt, die noch nicht für den Empfang der Taufe genügend bewährt gelten können und in den Berichten als „Namenchristen" bezeichnet werden. Gewöhnlich findet sich ihre Zahl nicht angegeben. Einer der Berichte (1866) erwähnte sie jedoch als 950 mit der Bemerkung, daß dies zu niedrig geschätzt sei und wohl die dreifache Zahl unter dem Einflusse der baptistischen Missionsagenten ständen. Die letzteren sind bis auf 4 europäische Missionare lauter Eingeborne, und zwar wie die Namen, unter denen besonders die Pereira und de Silva sich öfters widerholen, bezeugen, vorwiegend Indoportugiesen.

Unter den Schwierigkeiten, mit denen die Baptisten sowie die anderen Missionen auf Ceylon zu kämpfen hatten, treten uns in den letzten Jahrzehnten ganz unerwartet Angriffe des sonst so apathischen Buddhismus entgegen. Mit Waffen, die sie aus der Rüstkammer europäischer Freigeisterei entlehnt, von Renan, Colenso u. s. w., kämpfen die Jünger Buddhas gegen das Evangelium, das ihnen doch bereits unbequem zu werden anfängt. Sie bedienen sich dazu verschiedener Formen, der Presse, öffentlicher Disputationen mit christlichen Eingebornen sowie besonderer Vereine zum Schutz des Buddhismus. Hie und da mag der Angriff der Feinde nicht ohne Geschick ausgeführt werden. Indessen das Faktum an sich, daß der Buddhismus zu einem solchen Kampfe sich aufrafft, zeigt, daß das Christenthum auf der Insel Grund gewonnen hat. Von baptistischer Seite ist zur Vertheidigung eine Monatsschrift in singhalesischer Sprache (die Trompete des Evangeliums betitelt) gegründet worden. Eine andre Arbeit der Presse, eine zeitgemäße Bearbeitung der singhalesischen Bibelübersetzung, das langjährige Werk des Missionars Carters, ist vor einiger Zeit vollendet worden.

Während die Baptisten ihren Wirkungskreis auf die weitere Umgegend von Colombo und Kandy beschränkten, konnten die **Methodisten** die Maschen ihres Netzes von vornherein weiter über die Insel ausspannen. Als die ersten 6 Missionare, wie bereits oben bemerkt, ihres Führers durch den Tod beraubt in Point de Galle landeten (1814), ward ihnen infolge guter Empfehlungen bei den Behörden ein Empfang bereitet, wie er nur selten Missionaren zu theil geworden sein mag. Der Statthalter ließ ihnen sogleich eine monatliche Unterstützung von 56 Dollars für jede Schule anbieten, die sie auf der Insel gründen würden. So wurden denn sofort an zwei Punkten im Tamilgebiete:

Dschaffna und Batticaloa, sowie an zweien im singhalesischen: Galle und Matura, Stationen angelegt.

Zwei der Brüder, Lynch und Squance, die für Dschaffna[1]) bestimmt waren, erhielten unterwegs in Colombo einen interessanten Begleiter, einen zum Christenthum übergetretenen Muhammedaner, der ihnen, um der aufgeregten Schaar seiner früheren Glaubensgenossen entzogen zu werden, beigegeben wurde. Am Ziele selbst aber wurden sie herzlich willkommen geheißen von dem Tamilkatecheten Christian David, welcher der von Trankebar aus gegründeten Gemeinde vorstand. Unter dem Verfalle der alten hallischen Mission hatte er 10 Jahre vergeblich auf einen Missionar gewartet und sah nun endlich seine Hoffnung und seine Gebete erfüllt. — Neben der Schule gab's auch Arbeit: die dort lebenden Europäer mit Gottesdiensten zu versorgen. Dasselbe war der Fall in Matura, ganz im Süden, wohin Missionar Erskine ging, der sich jedoch bald an das Studium des Singhalesischen machte. — Eine schwere Uebersiedlung hatte Mr. Ault nach seiner Station Batticaloa, einem Inselchen an der Ostküste. Die lange Reise in einem landesüblichen Küstenfahrzeug machte ihn krank. Unter der freundlichen Pflege im Hause eines Beamten erholte er sich jedoch wieder und begann die Arbeit unter der Garnison des Forts; wandte sich aber auch bald den Hütten der Eingebornen zu und lernte Tamil. Leider sank er bald in ein frühes Grab. In besondrer Weise wurde dem Missionar Clough zu Galle eine Thür geöffnet. Ein hoher eingeborner Beamter, der für seine Söhne europäische Erziehung wünschte, überließ ihm ein eignes Gebäude zur Schule, die bald in Gang kam. Noch bemerkenswerther aber war die Bekehrung eines angesehenen buddhistischen Priesters, der, durch die Unterredungen mit dem Missionar und durch Lesen des Neuen Testaments von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, noch vor Ablauf des Jahres 1814 die heil. Taufe erhalten konnte, was großes Aufsehen machte. Er opferte dabei seine einträgliche Stellung, wurde aber durch das Amt eines Regierungsdolmetschers entschädigt.

Eine fünfte Station entstand bald in Colombo, wo Mr. Harward angestellt wurde, um die Angelegenheiten der Mission in der Hauptstadt zu vertreten. Er predigte in der Umgegend durch Dolmetscher, die ihm von der Regierung beigegeben wurden. Zuweilen begleitete ihn ein höherer Beamter, ja sogar einmal der Statthalter mit seiner Gattin auf seinen Predigtausflügen. Auch eine Presse kam bald unter seine Leitung. Ihm gelang es gleichfalls, einen gelehrten Buddhistenpriester, der aus Ava stammte, zu bekehren. Derselbe stellte ihm seinen Tempel für die christliche Predigt zur Verfügung und empfing selbst die heil. Taufe mit dem Namen Georg Nadoris de Sylva. Er wurde bald ein brauchbarer Gehülfe des Missionars.

Die Zahl der methodistischen Missionsarbeiter vermehrte sich bald, nicht blos durch weitere Zusendung von Kräften aus der Heimat,

[1]) Einige Jahre später kam dazu die Station Point Pedro, einige Meilen entfernt auf dem nordöstlichen Punkte der Insel.

sondern auch auf der Insel selbst wurden solche gewonnen. So finden wir denn um 1820 schon die Hauptdörfer auf der Westküste von Negombo bis Galle mit Missionsschulen besetzt. Auch im Tamildistrikte war eine neue Hauptstation in Trincomalli dazu gekommen. Das ganze Schulwesen hatten die Wesleyaner 20 Jahre lang in der Hand, bis 1834 eigene Regierungsschulen eingerichtet wurden. Neben jenen von der Regierung subventionirten englischen Schulen hatten sie bald die Wichtigkeit der singhalesischen Volksschule erkannt. Seit alter Zeit hatte zwar der Buddhismus in jedem Kloster und bei jedem Tempel eine solche Schule; aber obgleich ein großer Theil des Volkes lesen und schreiben lernte, blieb die dort erworbene Bildung auf der niedrigsten Stufe. Die Methodisten begannen 1817 diesen Zweig der Thätigkeit und hatten die Genugthuung, schon am Schlusse des ersten Jahres 1000, am Schlusse des zweiten 4000 Zöglinge in ihren Schulen gesammelt zu sehen. Selbst Mädchen wurden in dieselben geschickt, obwohl in diesem Stücke die hergebrachte Sitte anfänglich ein Hinderniß bildete.

Es stellte sich jedoch bald heraus, daß mit der Schulbildung dem Buddhismus nicht so bald beizukommen ist[1]). Die Einwirkung auf die Erwachsenen durch Predigt und Presse erschien doch als die Hauptsache. Unter dieser Ueberzeugung legten sich die Methodisten (nach Sir E. Tennents Zeugniß) auf das eingehendste Studium des Buddhismus aus seinen eignen Urkunden und waren bald die besten Kenner des Pâli wie des singhalesischen Volksdialekts. Mit einer ausgedehnten Kontroversliteratur haben die Methodisten auch den anderen Missionen Waffen und Hülfsmittel geliefert.

Im Jahre 1842 erweckte eine Ausdehnung der Mission die lebhaftesten Erwartungen. Von Batticaloa aus wurden gleichzeitig mit wohlgemeinten Civilisationsversuchen der Regierung Anstrengungen gemacht, die wilden, rohen Stämme der Vedda unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Es wurden über diese Arbeiten in der ersten Zeit viel erfreuliche Berichte veröffentlicht. Indessen man hatte wohl die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht genugsam erwogen und danach die Mittel gewählt. Die Vedda-Mission ist nach einiger Zeit so stillschweigend aus den Berichten verschwunden, daß man nicht einmal sagen kann, ob und wie sie ein Ende genommen hat.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier im einzelnen die Geschichte der genannten wesleyanischen Hauptstationen durch 6 Jahrzehnte verfolgen. Die Arbeit in diesem Zeitraum ist nicht vergeblich

[1]) Im Vergleich mit den auf dem indischen Festlande wirkenden Schwierigkeiten hatte man hier wohl scheinbar überhaupt leichteres Spiel. Daher wurde der Buddhismus in den älteren Missionsberichten oft als sehr zugänglich geschildert. „O ja, er ist wohl zugänglich," bemerkt Graul (IV, 283), — „wie der Friedhof zugänglich ist. Der Missionar darf in jedes Haus gehen und alle Gefäße des Hauses stehen ihm zu Gebote; da tritt keine Kaste, kein ceremonielles Vorurtheil zwischen ein; er darf das Wort des Lebens reden frei und ungehindert. Allein laß auch die lebensvollsten Töne über den Todtenacker hinschallen, die Todten wachen nicht auf davon."

gewesen, wie die große Anzahl von Stationen zeigt, mit denen die Insel jetzt eingefaßt erscheint. Im Süden unter den Singhalesen schien die Mission besser zu gedeihen als unter den Tamulen im Norden. Nach vierzigjährigem Wirken waren hier erst 293 volle Mitglieder gesammelt, während die Zahl dort bereits auf 1456 gestiegen war. Aber obwohl die letztere sich zu Anfang der sechziger Jahre auf 1736 gehoben hatte, sehen wir sie wenig später auf 1137 herabsinken. Diese Krisis war nicht zum geringsten Theile herbeigeführt durch den bereits erwähnten ausgedehnten Kampf, zu dem sich die Vertreter des Buddhismus aufgerafft hatten. Feindliche Angriffe von heidnischer Seite waren ja auch früher je dann und wann vorgekommen, wie denn auf einer Station es sogar zur Brandstiftung kam. Aber diese einzeln dastehenden Ausbrüche heidnischer Wuth, die keineswegs immer in dem mit gewisser Schlaffheit toleranten Buddhismus, sondern vielmehr in dem Dämonenkult ihre Wurzeln hatten, konnten dem Gange der Mission weniger Abbruch thun. Jener mit europäischen Mitteln organisirte Angriff gegen das Christenthum [1]), obwohl meistentheils von den eingebornen Christen brav aufgenommen, muß denn doch wohl vielen unter den Uebergetretenen so imponirt haben, daß sie das ziemlich äußerlich angenommene christliche Gewand fahren ließen. Wenn nun auch solch eine Einbuße von mühsam gesammelten Gemeindegliedern für die Mission sehr schmerzlich sein mußte, so konnte doch eine derartige Sichtung nur heilsam wirken, zur Entfernung so ausgedehnter unlauterer Elemente. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß überhaupt dieselben in solchem Maße in die Gemeinden Eingang finden konnten.

Seither hat sich die Zahl der Bekehrten wieder zuerst zwar ziemlich langsam, doch beständig gehoben und ist (1878) auf 1943 gestiegen. Dennoch zeigt eine eingehende Vergleichung der Mitgliederzahl einzelner Gemeinden, daß noch immer erhebliche Schwankungen vorkommen, wie z. B. Negombo 1877 145 und im folgenden Jahre nur noch 30 Mitglieder hat. Die angegebenen Zahlen übrigens beziehen sich in allen Fällen auf die Full and Accredited Church Members, die Kommunikanten. Auch hier sammelt sich ein größerer Kreis von Anhängern um sie, der nach dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes auf 6000 geschätzt wird.

Zu den Stationen dieses Distrikts ist etwa vor 10 Jahren auch Kandy hinzugefügt. Unter der Gemeinde von 107 Mitgliedern dürften aber wohl manche Europäer mit begriffen sein, wie dies gleichfalls in Colombo und jedenfalls auch auf einigen andern Plätzen der Fall ist. Die Zahl der Stationen dieses Distrikts ist bereits bis auf 46 gestiegen, die meistentheils in der Nähe der Küste gelegen sind. Selbstverständlich werden die meisten derselben von eingebornen Pastoren resp. Katecheten bedient, unter denen wiederum die Namen Silva, Pereira, Fernando u. s. w. vorherrschen. Aber auch reine Singhalesen wie

[1]) Derselbe scheint sich übrigens nicht oft zu einer positiven Vertheidigung des Buddhismus aufgeschwungen zu haben, sondern vorwiegend negativ geblieben zu sein.

Wickramasingha, Abeyasekara sind darunter. — Die Predigt geschieht in 4 Sprachen: Englisch, Indoportugiesisch [1]), Singhalesisch und Tamil, in Colombo und einigen andern Stationen gibt es soviel Tamilleute, daß man für sie besonders sorgen zu müssen glaubte. Das Schulwesen hat sich gehoben. Die Schülerzahl ist auf mehr als 6000 (inkl. 1667 Schülerinnen) gestiegen. Zwei Anstalten gewähren eine höhere englische Bildung und werden von Angehörigen der verschiedensten Bekenntnisse und Nationalitäten benutzt. Die Presse lieferte in einem Jahre mehr als 7 Millionen Druckseiten, darunter eine singhalesische Wochenschrift, Satlayankaraya, von rein christlichem Charakter ohne denominationale Färbung, sowie eine englische Monatsschrift „The Ceylon Friend". Die für verschiedene Zwecke aufgebrachten Beiträge bilden verhältnißmäßig große Summen. Diesen Angaben fügt der letzte Jahresbericht schließlich die Bemerkung hinzu, daß über die geistlichen Erfolge mit Vorsicht zu sprechen sei, da sie völlig nur dem Herrn bekannt werden. Dennoch seien viele Beweise von der umwandelnden Kraft der göttlichen Gnade besonders auf Kranken- und Sterbebetten an den Tag getreten.

Die Mission im Tamildistrikt hatte gegen Ende des letzten Jahrzehnts einen beträchtlichen Rückgang ihrer Mitgliederzahl zu verzeichnen. Dieselbe hat sich jedoch in neuerer Zeit wieder gehoben bis auf 716. Wir werden uns hier unter einer Bevölkerung, in der die Kaste, wenn auch in milderer Form, herrscht, die Mission in ähnlicher Lage denken müssen, wie wir sie auf dem verwandten Festlande kennen lernten. Die meisten Bekehrten stammen wohl aus den unteren Schichten. Auch hier aber werden immer die früheren Regierungschristen, die hier noch weniger als im singhalesischen Gebiet völlig wieder in ihren alten Zustand zurückkehren konnten, ein beträchtliches Kontingent zu den Missionsgemeinden geliefert haben. Hie und da gelingt es auch wohl, etliche der eingebornen Katholiken, die im Dschaffnadistrikt stark vertreten sind, dem Evangelio zu gewinnen. Zuweilen liefert auch die Schule einen Taufkandidaten. Freilich wird es beklagt, daß ihre meisten Zöglinge durch sie nur gleichsam wie durch einen Filter gehen und nachher für die Mission verloren sind. Dem abzuhelfen hat man Jünglingsvereine und ähnliche Verbindungen eingerichtet, durch die man sich die jugendlichen Kräfte zu erhalten und die halbschlafenden Keime christlicher Gesinnung in ihnen weiter zu fördern sucht.

Die eigentliche Heidenbevölkerung, welche über die Bazare strömt und bei jedem heidnischen Feste sich um die Tempel drängt, meint der jüngste Bericht, sei hier schwer zu erreichen.

„Wir haben es versucht, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, Reisen, Dorfbesuche, Unterhaltungen in den Häusern, Straßenpredigten, Traktatvertheilung, Vorlesen der Heil. Schrift, direkte Anrede — alles ist angewendet worden. Hier und da ist Hoffnung erweckt worden durch ernste Nachfrage — öfter aber ist kein Erfolg direkt an den Tag getreten. Doch wir werden nicht müde in unserer Arbeit. Wir glauben

[1]) Dieser Dialekt tritt in neuerer Zeit mehr und mehr zurück. Es sind nur noch kleine Häuflein, die des Gottesdienstes in demselben bedürfen.

an einen endlichen Erfolg. — — Der Prozeß der Neugestaltung der Seelen geht langsam. Wir warten auf Seine Zeit."

Auch hier sind neben der ausgedehnten Volksschule, die gleichfalls beinahe 6000 Zöglinge zählt, ein paar höhere Anstalten in Thätigkeit, welche eine Vorbildung für die Universität erreichen. Wichtig sind die Kostschulen für Mädchen, die besonders viele Bekehrte liefern; leider aber aus Mangel an Mitteln noch nicht erweitert worden sind. Die Presse liefert eine Monatsschrift, den North Ceylon Herald; außerdem Schul- und Erbauungsbücher. — Die Zahl der Stationen ist auf 28 gestiegen.

Dieser Theil der Insel ist in neuester Zeit wie das Festland von schwerer Dürre und ihren Folgen heimgesucht worden. Manche von den nach dem letzten Berichte vorhandenen 182 Taufbewerbern mögen auch infolge der leiblichen Noth die geistliche Hülfe suchen gelernt haben. Im Süden der Insel, wie wir gelegentlich bemerken wollen, war nicht Dürre, sondern gerade das Gegentheil, außergewöhnliche Regenmenge die Heimsuchung, die an manchen Orten durch Ueberflutung der Flußufer Schaden that. Aber auch in jenen üppig fruchtbaren Gegenden entstand Theuerung und fast Hungersnoth, weil — man kann es nur mit Staunen hören — sie nicht das tägliche Brod für ihre Bewohner produziren und auf Zufuhr der Cerealien vom Festlande angewiesen sind! Es würde gewiß der Mission alle Ehre machen, wenn sie neben ihrer Aufgabe, den Singhalesen das Brod des Lebens zu bringen, auch ein wenig beitrüge, die Leute anzuhalten, auf ihrer „paradiesischen" Insel das erforderliche leibliche Brod zu erbauen.

Der **American Board** hatte bereits im Jahre 1812 Missionare nach Indien gesendet. Aber sie mußten auf Befehl des damaligen Statthalters von Kalkutta mit demselben Schiffe, das sie gebracht hatte, wieder zurückkehren. Auf dem Rückwege landete einer von ihnen, Newell, 1813 zu Point de Galle, wo er auf Zureden des Statthalters Sir Robert Brownrigg die Gründung der amerikanischen Mission veranlaßte. Aber erst drei Jahre später trafen die Missionare ein, welche die Hand ans Werk legen konnten. Wir nennen von ihnen nur Poor und Meigs, da zwei Gefährten mit gebrochener Gesundheit bald das neue Arbeitsfeld wieder verlassen mußten. Dies war in der nördlichsten Provinz der Insel, Dschaffna, gewählt, wo die Missionare am 1. Oktober 1816 eintrafen.

Diese von Tamulen bewohnte Provinz besteht, wie bereits oben bemerkt, aus einer Gruppe niedriger Inseln, welche durch schmale Kanäle von einander getrennt sind. Die Portugiesen hatten sie bereits in 37 Parochien eingetheilt und jede mit einer aus Korallen gebauten meist geräumigen Kirche versehen und mit Ländereien dotirt. An Mönchen, welche die Pfarreien verwalteten, fehlte es auch nicht; wurden doch von den Holländern bei der Besitznahme Dschaffnas gegen 50 Mönche aus verschiedenen Orten verbannt. Die holländische Regierung hatte danach die Erhaltung der Kirchen übernommen und sie zum Theil als Schulhäuser benutzt. Der Besitztitel war dann auf die englische Regierung übergegangen, und diese trat nun zunächst die Gebäude und

Ländereien zu Batticotta und Tillipally an die Amerikaner ab, zu denen bald noch 6 andere alte Parochien hinzukamen: Uduville, Panditeripo, Manepy, Mallagaum, Milette und Changany. Sie nehmen den nordwestlichen Theil der Inselgruppe ein und hat sich die amerikanische Mission im wesentlichen innerhalb der ihr so gesteckten Grenzen gehalten, da sie durch die frühere Niederlassung der Wesleyaner in der Stadt Dschaffna, denen die englisch-kirchliche Mission mit Besetzung Nellûr[illegible]n unmittelbarer Nähe folgte, etwas eingeschränkt war."[1])

„Sämmtliche Stationen liegen nur etwa 8 Stunden aus einander, umgeben von den zahlreichen Dörfern der Eingeborenen und in Reisfelder und herrliche Obstgärten eingehüllt, in denen der Mango-, der Plantanen-, der Olivenbaum, die Limone, neben dem Palmyra-, Kokos- und Areka-Nußbaum und andern Palmbäumen in der vollen Ueppigkeit des Lebens den Boden schmücken. In der Regenzeit sind die niederen Reisfelder mit Wasser bedeckt, das sich unter den Halmen gänzlich verbirgt, indeß die höheren Gründe mit ihren Baumpflanzungen in herrlichem Grün prangen. In der heißen Jahreszeit werden diese Pflanzungen von den Sonnenstrahlen fast gänzlich versengt, so weit sie nicht durch Kanäle bewässert werden können."

Zunächst wurde in Tillipally eine Kostschule gegründet, erst 1817 begann man mit öffentlichen Predigten in tamulischer Sprache. Auch die beiden genannten Missionare fühlten ihre Gesundheit erschüttert, erhielten aber 1820 Verstärkung an Spaulding, Winslow, Woodward und dem Arzt John Scudder. Als ihnen aber bald der Drucker Garrett mit einer Missionspresse folgte, fand er einen neuen Gouverneur, Barnes, der ganz im Gegensatz gegen seinen Vorgänger der amerikanischen Mission die größten Schwierigkeiten in den Weg legte. Ein Dekret verbot die Erweiterung derselben. Von der Aufstellung der Presse mußte abgesehen werden, und jenes willkürliche Dekret, infolge dessen Garrett unter harten Verhältnissen von der Insel verwiesen war und das räthselhafterweise die Genehmigung des Königs erhalten hatte, blieb während der ganzen Amtszeit dieses Gouverneurs, bis 1832, in Kraft.

Die hauptsächlichste Thätigkeit der Amerikaner lenkte sich auf die Schulen, da sie den tragischen Zustand der ehemals von den Holländern Bekehrten, in der Versäumniß eines gründlichen Unterrichtes begründet fanden. Sie errichteten nun ein großartiges Schulsystem. „Da gab es auf jeder Station Kostschulen für Knaben oder Mädchen mit ganz freiem Unterhalt und außerdem in den Dörfern hin und her Freischulen, zunächst und auf lange unter heidnischen Lehrern, da die christlichen fehlten. Die Eltern drängten sich, ihre Kinder in die Missionsschulen zu thun, weil englisch gelehrt wurde, und diese Sprache der Schlüssel zu den Regierungsämtern war. Die Missionare nahmen den Zudrang für Heilsbegier und beschlossen die Anlegung eines großartigen College mit sechsjährigem Studiengang als Spitze des Ganzen. Durch Lehren der Geographie, Astronomie u. s. w. sollte der Glaube an die in den heiligen Büchern der Hindu niedergelegten Wissenssysteme erschüttert werden." Der Plan wurde freilich durch den Gouverneur vereitelt, gewissermaßen aber dennoch durch eine Erweiterung der Centralkostschule zu Batticotta verwirklicht.

[1]) Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt 1876, S. 71 ff.

„Aus den Kostschulen wurden die meisten Kirchenglieder gewonnen, und zwar geschah der Zuwachs sprungweise, durch eine Reihe von Erweckungen. Schon im Jahre 1821 zeigten sich zu Tillipally unter den Mädchen und Jungfrauen einige Regungen. Umfangreicher war die Erweckung des Jahres 1824. Es wurden freilich auch alle bei den amerikanischen Revivals stimulirenden Mittel angewandt. Man rief etwa alle, die bereit seien, sich ganz und gar Christo aufzuopfern, zur Meldung auf. Es wurde eine besondere Versammlung von Kostschülern gehalten, und siehe, 92 von 170 sprachen es aus, daß sie ihre Hoffnung auf Christum setzten, aber die Bekehrung war nicht in allen Fällen eine genügende. Es war eine feierliche Stunde, als am 20. Januar 1825 in Gegenwart von etwa 1500 Eingeborenen zu Santillepay 33 Kostschüler getauft werden konnten. Am Abendmahl nahmen 82 Kommunikanten theil, und am Schlusse des Gottesdienstes drückten über 100 ihren Wunsch aus, in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Im Oktober 1825 wird von einer neuen Erweckung berichtet, ja das Seminar zu Batticotta zählte in diesem Jahre drei Erweckungssaisons. Ende 1830 war eine Belebung in allen Gemeinden zu spüren, der Unterricht im Seminar mußte eine Zeit lang fast ganz ausgesetzt werden (!), und es war ein lieblicher Anblick, die kleinen Gebetszimmer im Seminar bis in die späte Nacht erleuchtet zu sehen. Als Frucht dieser Erweckung wurden im April 1831 zu Uduville 34 in die Kirche aufgenommen und im folgenden Juli 27. — Wir erinnern uns nirgend, die Erweckungen so systematisch und in fast regelmäßigen Intervallen zur Einbringung einer Missionsernte verwandt zu sehen und können die ernstesten Bedenken über solche Treiberei nicht unterdrücken." [1])

In den Schulen spielte die englische Sprache eine Hauptrolle, und man hegte von ihr sehr übertriebene Hoffnungen für die Civilisirung der Hindu. Auch war es doch eine eigenthümliche Missionsschule, in der weit überwiegend heidnische Schüler von heidnischen Lehrern unterrichtet wurden, freilich unter der Bedingung, daß die Ausübung aller abgöttischen Ceremonien, das Tragen heidnischer Abzeichen u. s. w. dort nicht gestattet war.

„Im Jahre 1845 wurde das Seminar in eine Art Akademie und eine Normalschule, jede mit 2 Klassen und einem Lehrgange von zwei Jahren, umgewandelt. Die Kosten dieser höchsten Schule wurden bedeutend vermindert durch die Vermehrung der zahlenden Schüler. Da nun fast alle Bekehrten durch das Seminar oder die Kostschule gewonnen wurden (von 680 Kirchengliedern des Jahres 1849 waren über 300 männlichen Geschlechts im Seminar von Batticotta erzogen und etwa 180 Frauen kamen aus der Mädchenanstalt zu Uduville) ließen sich die Missionare ihr billigstes und erfolgreichstes Missionsmittel durch keine Vorstellung der heimischen Kirchenleitung entwinden."

Seit 1832, nach Aufhebung des erwähnten Dekrets, war allerdings auch hier zu den Missionsmitteln die Presse hinzugetreten. Es erschien

[1]) Germann in den Missionsnachrichten der ostindischen Missionsanstalt 1876, S. 74 ff.

eine englisch-tamulische Zeitschrift: „Der Morgenstern". In der Buchdruckerei und Binderei fanden eine größere Anzahl Bekehrter ihre Beschäftigung. Ueberhaupt waren in bedenklicher Weise die meisten Mitglieder der Kirche irgendwie von der Mission abhängig. Die Zustände, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten in dieser Mission ausgebildet hatten, waren nicht recht gesund. Die tamulischen Christen des Festlandes hielten daher nach Grauls Zeugniß nicht viel von den europäisirten bezw. amerikanisirten Dschaffnachristen. — Eine Visitation war dringendes Bedürfniß geworden. Sie erfolgte im Jahre 1855. Bei derselben stellten sich denn mancherlei Mißstände heraus. Von 376 Kirchengliedern waren nicht weniger als 249, die in irgend einer Form von der Mission unterhalten wurden. Die Wirkung der höheren Schulen entsprach nicht den Erwartungen. Die Kenntniß des Englischen hatte entschieden das Streben nach weltlichem Besitz und Ansehen vermehrt und dem Ernst des christlichen Lebens Abbruch gethan. — Auch hier drängte die Visitation auf möglichst selbständige Organisirung der jungen Christengemeinden, besonders auf Anstellung eingeborner Pastoren, ganz abgesehen von ihrer Kenntniß des Englischen. Das Seminar sollte fortan nicht höhere weltliche Bildung geben, sondern ausschließlich der Heranbildung von Lehrern, Katecheten und Predigern dienen. Das Tamil wurde Unterrichtssprache. Aus den Mädchenkostschulen, in welche, wie es scheint, nicht wenig von amerikanischem emanzipirtem Wesen eingedrungen war, wurde das Englische verbannt und die Zahl der Schülerinnen reduzirt. Auch hier sollten nur Christenkinder aufgenommen werden.

Das aufgegebene englische Schulwesen wurde übrigens sofort von Eingebornen übernommen und auf eigene Hand fortgeführt. Die Missionare, die keineswegs mit voller Freudigkeit die Ansichten der Visitatoren theilten, halfen dabei als Berather. Die Sache hat eine bedeutende Ausdehnung erlangt, da sie dem Bedürfniß eines Theils der Bevölkerung entgegenkommt. Europäische Bildung als Mittel, ein Amt zu erlangen, wird nur zu sehr geschätzt. Es sind in der Folge Versuche gemacht, die Mission in dieses Schulwesen hineinzuziehen; aber die Missionsleitung blieb lange Zeit fest dabei, ihren Missionaren weder die Aufgabe der Schullehrer, noch die der Pastoren zuzutheilen, sondern die der Evangelisten. Es sind denn auch die Bemühungen, die gegründeten Gemeinden selbständig zu machen, nicht vergeblich gewesen. Sechs von den zwölfen, die im letzten Jahresbericht aufgeführt sind, bringen sämmtliche Kosten zur Deckung ihrer kirchlichen Bedürfnisse auf; die übrigen erhalten noch einen Zuschuß aus der Missionskasse. Die Zahl der Mitglieder ist auf 776 gestiegen; noch immer aber scheint es an einem größeren Kreise, wie er sich in anderen Missionen um die kleinen Schaaren der Abendmahlsgenossen sammelt, zu fehlen.

Auch von dem so sehr ersehnten geistlichen Fortschritt der Gemeinden war leider nicht viel zu berichten. Man suchte durch größere Meetings den Schäden abzuhelfen, und es wurde dabei viel Ernstes gesprochen und heiß gebetet. Aber der Erfolg schien nur ein lokaler und beschränkter zu bleiben. Die Stimmung des ganzen Distrikts wird bezeichnet als

Kälte bei den Christen und erstaunliche Apathie bei den Heiden. Einige Erfolge der Bibelfrauen lieferten einige erfreulichere Züge. — Wir dürfen übrigens eine Missionsthätigkeit der eingebornen Christen nicht übersehen. Die Native Evangelical Society hat bereits auf drei kleinen Inseln Gemeinden gegründet resp. für die Mittel ihrer kirchlichen Bedürfnisse gesorgt.

Was das Schulwesen betrifft, so ist man in jüngster Zeit doch mehr und mehr in die früheren Bahnen zurückgekommen. Die Berichte führen wieder ein 1872 gestiftetes College in Dschaffna auf, das keine eigentliche Missionsschule ist, aber unter der Leitung eines Missionars steht. Im Seminar Tillipally war im letzten Jahre keine theologische Klasse, da es an geeigneten Kandidaten fehlte. Dagegen war eine medizinische Klasse in Thätigkeit.[1]) Auch von den Mädchenkostschulen zu Uduville und Udupitty lauten die Berichte ähnlich wie früher; die amerikanisch-weibliche Bildung scheint dort in Blüte zu sein. Fehlt es doch nicht selbst an einer Klasse für Promovirende. Dabei wird als erfreulich gerühmt, daß aus diesen verschiedenen Anstalten 45 von den 66 Bekehrten des letzten Jahres hervorgingen, und es wird betont, daß die Schulen den Kirchen mehr Mitglieder zuführten als direkte Evangelisationsarbeiten.

Die **englisch-kirchliche Missionsgesellschaft** begann ihre Arbeiten auf Ceylon 1818 gleichzeitig unter Tamulen und Singhalesen. Für die ersteren wurde die Station zu Nellûr ganz in der Nähe von Dschaffna angelegt. Der Ort, an welchem viele Kupfer- und Goldschmiede sich mit Anfertigung von Götzenbildern beschäftigten, hatte allerdings besondere Schwierigkeiten für die Mission. Dennoch gelang es mit der Zeit, eine kleine Gemeinde zu sammeln (jedenfalls meist aus früheren Regierungschristen), in der ein Bekehrter (1826) sich durch seine Treue und seinen erbaulichen Heimgang (1829) auszeichnete. Er war ein Diener und Gehülfe der Missionare. Die verschiedenen Missionsschulen wurden schon einige Jahre nach ihrer Gründung durch eine Choleraepidemie aufgelöst, aber sammelten sich doch wieder. Ausgedehnte Erfolge hatte diese Mission nicht aufzuweisen. Aus dem Jahre 1832 wird der Versuch gemeldet, nach einem prächtigen Götzenfeste, das die ganze Bevölkerung in Aufregung brachte, auch der Sache der Mission durch feierliche Festversammlungen einen Anstoß zu geben und den Eifer der kleinen Gemeinde zu beleben. Schließlich aber sahen die Missionare doch ein, daß dies Mittel verfehlt war. Dennoch zählte 1834 die Gemeinde 53 Kommunikanten. In den Vierziger Jahren bekam sie zu Zeiten namhaften Zuwachs, in einem Jahre wurden 22, im andern 36 Bekehrte getauft. Schon früher war in Nellûr ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Katecheten gegründet. Dies wurde 1842 nach Tschandikally (Chundicully), eine halbe Meile südöstlich, verlegt. Fünf Jahre später kam die Station Kopê (Copay),

[1]) Aerztliche Ausbildung wird von manchen Eingebornen gesucht, da ein jeder, der sie sich erwirbt, namentlich in den Kaffeedistrikten als Arzt ein gutes Fortkommen findet.

eine Meile nordöstlich, dazu. Die an diesen Orten gesammelten Gemeinden sind herangewachsen und haben einen Grad von Selbständigkeit erlangt unter einem aus Eingebornen bestehenden Kirchenrath (Native Church Council), dem die Missionare freilich berathend zur Seite stehen. Das Pfarramt ist ebenfalls in den Händen ordinirter Eingebornen. Die Zahl der Mitglieder, die auch hier den Zuwachs größtentheils aus den Schulen erhält, war 1873 bis über 600 gestiegen, hatte aber in früheren Jahren beträchtliche Schwankungen durchgemacht, da unlautere Elemente in nicht geringem Maße zu entfernen waren. Zu Zeiten aber konnte auch das Wachsthum der Gemeinden in der Gnade und die Fortschritte des geistlichen Lebens gerühmt werden.

Das Schulwesen ist durch die Zuschüsse der Regierung sehr erleichtert. Es umfaßte in dem genannten Jahre 50 Schulen mit 2630 Zöglingen. Die Elementarschulen stehen unter einem Komitee, das wie der Kirchenrath nur Eingeborne umfaßt. Von direkten evangelistischen Erfolgen ist nicht viel zu sagen. Obwohl in öffentlichen Ansprachen, Hausbesuchen und Versammlungen kleinerer Kreise den Heiden das Evangelium verkündigt wird, auch manche derselben es bei Gelegenheit besonderer Versammlungen in den Kirchen hören, ist die Zahl der auf diesem Wege Bekehrten nur sehr gering. Gleichzeitig mit dieser Tamilmission begann die Gesellschaft auch ihre Thätigkeit unter den Singhalesen, und zwar zu Kandy und Galle. Kurz zuvor war der grausame König von Kandy von den Engländern gefangen und sein Gebiet der britischen Krone unterworfen worden. Infolge dessen begab sich Missionar Lambrick noch im Jahre 1818 nach Kandy, um in diesem alten Königreich das seit der Vertreibung der Portugiesen (1658) im Gedächtniß des Volkes fast erloschene Christenthum wieder einzuführen. In keinem Theil der Insel aber war der Fortschritt des Evangeliums so langsam, oder die Stumpfheit und Gleichgültigkeit des Volkes so entmuthigend, als unter den Bauern der Kandyberge. Vier Jahre vergingen, ehe nur an Erbauung eines Schulhauses sogar in der Hauptstadt der neuen Provinz gedacht werden konnte, und in dieses kamen nicht die Kinder der Eingebornen, sondern die von Fremden und Ansiedlern. Die ersten Gegenstände der Seelsorge waren die Kaffern beim Schützencorps von Ceylon und die singhalesischen Gefangenen im Kerker von Kandy, und nur selten ließ ein eigentlicher Kandyer zum Hören der Predigt sich herbei. Zehn Jahre vergingen, ehe es etwas besser aussah, und selbst da blieb die Zahl der Kinder in den paar Schulen der nahen Dörfer noch klein, und jede Kleinigkeit, Regengüsse, die Reisernte oder andere Feldarbeit reichte hin, sie am Kommen zu hindern. Die bis zum Jahre 1815 in völliger Abgeschlossenheit lebenden Bewohner des Landes, unwissend und ungebildet, blieben in starrer Anhänglichkeit an ihren buddhistischen Volksglauben und konnten gar nicht begreifen, was ihren Kindern der Schulunterricht nützen sollte. So hatte man es denn im Jahre 1823 erst auf 5 Schulen mit 127 Kindern gebracht, aber die Missionare wurden nicht müde, und im Jahre 1830 ward sogar eine Mädchenschule angefangen, die nach 8 Jahren 20 bis 30 Schülerinnen hatte. Lange arbeitete Lambricks Nachfolger

Browning noch allein, bis ihm im Jahre 1832 Missionar Oakley zu Hülfe gesandt wurde. Im Jahre 1832 war die Zahl der Kommunikanten 19, der Taufen 22, die sonntägliche Gemeinde an den verschiedenen Plätzen betrug über 200 Personen, in den Schulen waren über 214 Schüler. Die Hauptthätigkeit der Missionare bezog sich auf die von der Küste nach der Stadt gezogene singhalesische Bevölkerung, deren viele sich Christen nannten, aber so verwahrlost waren, daß sie gleichzeitig die christlichen Kirchen und die Buddhatempel besuchten, indem sie so am sichersten zu gehen meinten. Auffallenderweise waren die redlichsten und aufrichtigsten Frager nach Wahrheit und christlicher Erkenntniß die Priester selbst, obschon andererseits der Einfluß der Priester im Verein mit der Macht der Häuptlinge nur wenige zum eigentlichen Bekenntnisse des Christenthums heraustreten ließ. Missionar Oakley, der, nachdem Browning auf der Reise nach England gestorben, allein auf der Station war, konnte jedoch gegen das Ende des Jahrzehnts berichten, wie er nebst seinen Katecheten bei der ganzen Bevölkerung, selbst bei den Heiden und Muhammedanern gern gesehen sei. So war es gelungen, 13 Schulen zu errichten. Einer aus der kleinen Zahl der Bekehrten zeichnete sich durch christliche Standhaftigkeit aus.

Bis in die neuste Zeit jedoch kann sich die Mission in Kandy nicht besonders großer Erfolge rühmen. Zwar hat sich die Gemeinde in der Stadt, und in Verbindung mit ihr einige Zweiggemeinden in nächster Umgegend, so konsolidirt, daß sie aufs bestimmteste von der heidnischen Umgebung sich getrennt zeigen, jedoch scheinen diese Christen überhaupt nur zum geringeren Theile aus der dortigen Bevölkerung gesammelt, sondern meist von der Küste heraufgezogen zu sein.[1]) Als ein Sauerteig zu wirken ist ihnen bis jetzt nicht gelungen, obgleich sie ziemliche Fortschritte in kirchlicher Selbständigkeit gemacht haben.[2]) Auch hier liegt die Leitung der äußeren Angelegenheiten in der Hand eines Kirchenraths, das geistliche Amt in der eines eingebornen Geistlichen. Der Veteran der Missionare auf Ceylon ist zwar nach mehr als 40jähriger Arbeit noch thätig, hat sich aber nach dem Sanatorium Nuwera Elliya zurückgezogen, als Sekretär der ganzen Mission dieser Gesellschaft auf Ceylon. Sein Nachfolger in Kandy aber hat einen Wirkungskreis anderer Art, als dies früher dort der Fall war. Zwar leitet er auch die Straßenpredigt und sonstige evangelistische Bestrebungen in der Hauptstadt (die jedoch immer noch wenig Früchte liefern). Von weit größerer Bedeutung aber ist ein bereits 1853 begonnener anderer Zweig der Kandymission geworden, nämlich die Reisepredigt im Innern Ceylons.

Sie hat an verschiedenen Punkten guten Grund gefunden und bereits in erfreulicher Weise mehrere kleine Dorfgemeinden organisirt, von denen Talampitiya, Gampolla, Hangurunketta u. a. bereits zur äußeren Selbständigkeit heranreifen.

---

[1]) Vor einigen Jahren zählten diese Gemeinden 200 Seelen und 40 Kommunikanten.
[2]) Ein Bericht bezeichnet sie als „wohlorganisirtes kleines Häuflein, eine kleine Pflanzung ausgewählter Pflanzen.

In neuster Zeit hat sich diese Thätigkeit immer weiter ausgedehnt, und selbst zu Anurádhapura, der alten Ruinenstadt, neben der immer noch eine beträchtliche Bevölkerung wohnt, ist ein Katechet und ein Lehrer stationirt worden. Im ganzen umfaßt die von Kandy aus geleitete Mission inkluf. der Stadtgemeinde gegen 700 Getaufte, mit 114 Kommunikanten.

Besonders wichtig aber ist ein dritter Zweig der Mission, den die engl.-kirchliche Gesellschaft vor mehr als 20 Jahren in derselben Stadt einrichtete, nämlich für die Tamil-Kuli, die, wie wir sahen, so zahlreich vom Festlande herüberkommen, um in den Kaffeegärten zu arbeiten. Viele derselben waren schon Christen; aber lange Zeit bekümmerte sich niemand um ihre kirchliche Pflege. Nur die Baptisten ließen in Kandy einen Gottesdienst in ihrer Sprache halten. Es war ein dringendes Bedürfniß, dem die genannte Gesellschaft 1855 entgegenkam. Sehr anerkennenswerth ist es, wie viele Besitzer von Kaffeegärten diese Mission unterstützen. Sie haben einen eigenen Verein für dieselbe gegründet, der sämmtliche Kosten trägt, während die Missionsgesellschaft die Leute — europäische und eingeborne Agenten — liefert. Mancher Pflanzer spürt es, wie er mit christlichen Arbeitern doch weiter kommt als mit heidnischen; daher wohl dieses Entgegenkommen auch von vielen, die gar nicht der englischen Kirche angehören. Die Katecheten, welche auf diesem in 2 Distrikte getheilten Felde arbeiten, kommen aus der Tinnevellymission. Eine große Reihe von Plantagen sind so mit regelmäßiger Predigt und Schule versehen. Die Zahl der Getauften belief sich (1873) auf nahezu 900, von denen 196 Kommunikanten waren.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Church Missionary Society in neuerer Zeit zu Kandy auch eine höhere Bildungsanstalt gegründet hat, in der eine allgemeine Bildung in englischer Sprache mitgetheilt wird.

Im Süden der Insel begann dieselbe Gesellschaft ihre Wirksamkeit 1819 zu Point de Galle. Der Mittelpunkt derselben wurde jedoch bald nach Baddégama verlegt, einem Dorfe $2^1/_2$ Meilen nordwestlich. Es liegt höchst malerisch auf einem Hügel am stattlichen Gindurafluſſe, dessen reiches Thal, das hie und da durch schroffvorspringende Felsen eingeengt wird, überschauend. Auf der andern Seite öffnet sich eine lange Felsenkluft, jenseits deren sich ein Bergzug über den andern erhebt, bis die fernen blauen Ketten den Hintergrund abschließen. Niemand hätte in der angegebenen Zeit daran gedacht, an einem solchen Orte eine Missionsstation zu gründen. Der Mudliar des Dorfes jedoch, ein schlauer Mann, wußte den ersten Missionaren es vorzuspiegeln, daß die ganze Bevölkerung desselben sich nach christlichem Unterricht sehne, daß jene höchst erfreut nicht blos dort ihren Wohnsitz nahmen, sondern auch unter den versprechendsten Berichten die Gesellschaft veranlaßten, dort mit vielen Kosten eine große Kirche und ausgedehnte andre Gebäude errichten zu lassen. Die Täuschung kam erst an den Tag, als alles fertig dastand. Nur ein kleines Häuflein Bekehrter blieb übrig, als die große Schaar den Missionaren den Rücken gekehrt. Langsam hat sich denn im Laufe der Zeit auch hier eine Gemeinde sammeln lassen, die Thätigkeit der

Missionare aber mußte sich weiter über den ganzen Distrikt erstrecken, in dem auf verschiedenen Außenstationen, wie Bentotte, Ballapittia, Dodandua u. a. gleichfalls kleine Gemeindlein zusammengebracht wurden. Die Zahl sämmtlicher Getauften dieses Gebietes war vor etlichen Jahren 315. Nur einzelnen derselben ließ sich ein recht befriedigendes Zeugniß ausstellen; und oftmals mag auch heute noch der Missionar beim Hinblick auf die ganze Bevölkerung starrer Buddhisten mit den breiten Spuren schmachvollen Dämonenkultus denken, was sein Vorgänger vor mehr als 40 Jahren schrieb: Wüste bleibt Wüste, und die Einöde hat noch nicht gelernt lustig sein.

Wir kommen endlich zu der vierten Abtheilung der Mission der englisch-kirchlichen Gesellschaft auf Ceylon, welche jetzt ihr Centrum in Colombo hat. Sie wurde begonnen in Cotta, einem volkreichen Distrikt nur eine Stunde von Colombo und ehemaligem Sitz eines vor der Portugiesenzeit dieses ganze Niederlandgebiet beherrschenden Fürstenhauses. Noch findet man im dichten Buschwalde die Trümmer ihrer Paläste, ringsumher aber wimmelt in zahlreichen Dörfern und Weilern eine dichte Bevölkerung, meist „christliche Buddhisten", welche die „Regierungsreligion" bekennen. Das Dorf Cotta selbst liegt in herrlicher Gegend gerade an den großen, Colombo umgebenden Zimmetgärten; ein Arm des durch die Ebenen ziehenden Flusses aber dehnt sich hier zu einem See aus, dessen ruhiger Wasserspiegel von Wäldern und schönen Gewürznelken- und Kokospalmenpflanzen umgeben ist. Auch hier begann die Mission im Jahre 1822 ihre Arbeit mit Eröffnung einer Schule und mit Predigt in den Dörfern umher, und im Jahre 1828 hatte man 297 Schüler und konnte auch eine Mädchenschule mit 25 Schülerinnen gründen. Die Stumpfheit der Erwachsenen war aber auch hier das erste Hinderniß, und, da für die Aufnahme in die Schule kein christliches Bekenntniß gefordert ward, der Schulbesuch durch die buddhistischen Feierlichkeiten und Dorffeste unaufhörlich unterbrochen. In Verbindung mit der Mission ward bereits 1827 ein Kollegium für höheren Unterricht zur Bildung von Lehrern und Predigtgehülfen gegründet, dessen Zöglinge aus den hoffnungsvollsten Schulknaben aller Stationen gewählt werden sollten. Der Statthalter Barnes legte selbst den Grundstein dazu, und 1829 fing die Anstalt ihre Thätigkeit mit 19 Studenten an. Im Jahre 1834 zählte das Seminar 32 Zöglinge, die Schulen wurden von 350 Kindern besucht; ein Sechstheil davon Mädchen, die auch in weiblichen Handarbeiten und Führung des Hauswesens unterrichtet wurden. Dagegen war der Kirchenbesuch zwar zahlreich, bestand aber meist aus Bettlern, Schulkindern, Dienern und Hausgenossen der Missionare, und die Gemeinde zählte erst 21 Kommunikanten. Sechzehn Jahre nach dem Anfang der Mission sammelten sich in neunundzwanzig Dörfern um Cotta her täglich über 900 Knaben und 400 Mädchen in den Schulen, und ihre Zahl nahm beständig zu. Drei der ältesten Mädchen konnten als Schullehrerinnen angestellt werden, und zwei Zöglinge des Seminars, Dschayasinha und Gunasékara, konnten, nachdem sie als Katecheten sich bewährt, durch den Bischof von Madras zu Diakonen ordinirt werden.

Von dem letzteren[1]) schrieb ein Missionar: „er ist ein theurer Gehülfe. Sein Herz ist offenbar uns ganz ergeben. Seine Predigten sind lebendig und kräftig, seine Gedanken und Ausdrücke oft sehr erwecklich, was gerade hier recht noth thut. — Er bekräftigt außerdem seine Predigt durch seinen Wandel, und sein Einfluß ist fühlbar unter uns." Die Missionspresse zu Cotta druckte außer vielen Schulbüchern und Traktaten auch die „Cottaübersetzung" der Heiligen Schrift in der singhalesischen Umgangssprache, die freilich durch Hinweglassung der dort jeder Rangstufe beigelegten Ehrennamen die Gefühle der höheren Klassen der Singhalesen verletzte[2]); das Seminar aber, auf welchem auch Griechisch und Lateinisch gelehrt wurde, war im Jahre 1840 von 24 Zöglingen besucht, und die Zahl sämmtlicher Schulen dieser Mission betrug 54 mit 1300 Knaben und 250 Mädchen. Im Laufe des Jahres wurden 2319 Exemplare der Heiligen Schrift und Theile derselben, 2210 Schulbücher und 18 847 Traktate vertheilt.

Trotz alle dem aber herrschte nach einem Berichte aus dem folgenden Jahrzehnte im Bereiche der Cottastation „eine solche Stumpfheit, daß es noch immer nicht zu bemerkenswerthen Erfolgen kommen wollte." Das Seminar ward zu einer Anstalt für allgemeine höhere Bildung umgewandelt.

Im Jahre 1852 wurde die Thätigkeit auch auf die benachbarte Hauptstadt Colombo ausgedehnt. Auch hier waren die Früchte unter den Singhalesen nicht sehr ergiebig. Die Gemeinde bestand (1874) aus 134 Seelen mit 26 Kommunikanten. Erfolgreicher wurde jedoch die Wirksamkeit unter den vielen Tamulen, die nicht blos hier, sondern auch in andern Küstenstädten in ziemlicher Anzahl leben. Es besteht jetzt eine christliche Tamilgemeinde in Colombo mit Zweiggemeinden in Negombo und Galle, die in genanntem Jahre 731 Seelen mit 125 Kommunikanten zählte und im Laufe eines Jahres um 100 gewachsen war.

Auch die Mission zu Cotta hatte mit der Zeit weitere Fortschritte gemacht. In der Umgegend waren in verschiedenen Dörfern Schulen gegründet und Gemeinden gesammelt, deren namentlich eine, Talangama, durch außergewöhnlichen Zudrang sich schnell mehrte. Es waren wohl auch weltliche Motive dabei wirksam. Gewisse mit der christlichen Eheschließung verbundene Vorrechte (deren erst in neuerer Zeit erfolgte Aufhebung in den Berichten dieser Station erwähnt wird), mögen manchen hier wie auf anderen Stationen zum Uebertritt bewogen haben. Die Gemeinde zu Talangama und Umgegend zählte 1867 über 700 Mitglieder. Freilich blieb nicht die Veranlassung zu Klagen aus über die nicht genügende Absonderung der Christen von der heidnischen Sitte, ja zur Aufrechterhaltung der Disziplin mußten nicht wenige ausgeschlossen werden. Dann und wann sind aber auch wieder erfreulichere

[1]) Auch jetzt noch befinden sich mehrere seines Namens unter den Arbeitern der Gesellschaft — wahrscheinlich Söhne.

[2]) Daß man Gott mit dem „Du" anreden, das man im gewöhnlichen Leben nur in der Anrede zu Angehörigen der niedersten Klassen gebraucht, erschien den eingeborenen Christen so unerträglich, daß sie deshalb austreten wollten.

Erfahrungen gemacht worden. Außer dem Talangamadistrikt sind noch zwei andre, der von Pita Cotta und der Nugo-Goda, mit der Cottastation verbunden. Die sämmtlichen Gemeinden stehen auch hier unter einem Native Church Council, beziehungsweise unter der Pflege eingeborner Pastoren. Die Zahl der Mitglieder beträgt über tausend. Bei aller Gleichgültigkeit, die viele beweisen, zeigt sich doch auch wieder in einigen Beziehungen ein erfreulicher Eifer, namentlich in den Geldbeiträgen; wie denn auch vor einigen Jahren sich im Schoße dieser Gemeinden ein Missionsverein gebildet hat, der einen Reisekatecheten in einem von der Mission noch weniger berührten Gebiete unterhält. Die europäischen Missionare sind hier vorwiegend im Schulfache thätig. Einer der letzten Berichte zählt 988 Schüler und 728 Schülerinnen, letztere zum Theil in einer Kostschule.

Die Gesammtzahl der Christen, die (1877) mit der englisch-kirchlichen Mission in Verbindung standen, belief sich auf 5500, unter denen 1200 Kommunikanten waren.

Die Church Missionary Society vertritt bekanntlich die mildere Richtung der anglikanischen Kirche und treibt die Mission in evangelischem Sinne, ohne den kirchlichen Formen übermäßiges Gewicht beizulegen. Jene andere, als die ritualistische bekannte Richtung hat es auch nicht versäumt, auf Ceylon Fuß zu fassen. Ihren Halt fand sie an den Vertretern der Staatskirche in dieser britischen Kolonie. Die Regierungskapläne waren hier früher meist solche rationalistisch-weltliche Männer, wie wir sie in Indien kennen lernten. Ceylon gehörte seit der Stiftung des Bisthums zu Madras mit zu dessen Sprengel, wurde aber 1845 zu einer besonderen Diözese erhoben, mit dem Bischofssitze in Colombo. Der erste Bischof, Dr. Chapman, war zwar auch schon ein hochkirchlich gerichteter Mann, hat aber viel Gutes für die kirchlichen Verhältnisse Ceylons gewirkt und erhielt ein herzliches Einverständniß mit den Vertretern der Church Missionary Society aufrecht, was, wie wir sehen werden, seinem jüngsten Nachfolger sich nicht eben nachrühmen läßt. Dennoch trug er Sorge dafür, daß auch seine Richtung in der Mission auf Ceylon vertreten sei.[1]) So gründete denn die **Ausbreitungsgesellschaft** (Society for the Propagation of the Gospel) an verschiedenen Punkten der Insel ihre Stationen. Der Hauptpunkt ihrer Wirksamkeit ist in Colombo unter den Augen des Bischofs das St. Thomas College, eine Anstalt, die nicht blos theologische, sondern auch eine allgemeine höhere Bildung gewährt. Diejenigen, welche sich in einer Missionsschule nur engherziges Wesen herrschend denken, würden sich sehr wundern, wie viel Gewicht dort auf gymnastische Spiele und Uebungen gelegt wird. „Cricket und Fußball" hielt Bischof Claughton für sehr sehr wichtige Erziehungsmittel. Es werden übrigens nicht blos christliche, sondern auch heidnische Jünglinge aufgenommen. Den Eltern der letzteren wird die Versicherung gegeben, daß sie nicht ohne ihre Einwilligung getauft werden. Meistentheils,

[1]) Auch die bis auf 12 vermehrten Stellen der Regierungskapläne wurden natürlich mit Männern dieser Richtung besetzt.

berichtet der Bischof, erfolge diese Einwilligung, und manche Söhne von Grundbesitzern in den Dörfern Ceylons trügen die christlichen Einflüsse mit in ihre Heimat. Andere Erziehungsanstalten sind in Galle und dem nahen Buonavista.

Die andern Stationen dieser Gesellschaft erscheinen nicht in derselben Regelmäßigkeit in ihren Berichten, wie dies bei andern Missionsgesellschaften der Fall ist. Daher zeigt auch die statistische Angabe ihrer Gemeindeglieder außerordentliche Schwankungen. In den letzten beiden Jahrzehnten ist die Zahl derselben meist 7000; während einiger Jahre aber ist sie durch das Hinzutreten einer sonst nicht erwähnten Gemeinde von 7000 Seelen auf 14 000 gestiegen; in neuerer Zeit war sie auf 3000 gesunken, dann wieder auf 6000 gestiegen. Es erklärt sich dies wohl dadurch, daß Arbeiter der Gesellschaft zu Zeiten durch den Bischof an vorhandenen Gemeinden verwendet wurden. Jedenfalls ist in jenen Zahlen ein gut Stück Erbschaft von den Resten der früheren Regierungschristen mit eingeschlossen.

In Colombo selbst gehören hierher verschiedene Gemeinden, singhalesische und tamulische, in den verschiedenen Stadttheilen. An das erwähnte St. Thomas College, das vom Mittelpunkt der Stadt etwa ½ Meile nach Mutwal zu liegt, und mit dem zugleich die Kathedrale des Bischofs verbunden ist, schließt sich der große Distrikt von Kotahena (Kurena) an, in dem eine tamulische Gemeinde von 1788 Mitgliedern (70 Kommunikanten) unter dem eingeborenen Pastor Christian David, einem Nachkommen des früher genannten Katecheten gleichen Namens, steht. Noch größer ist die Gemeinde von Galkisse, südlich von Colombo, mit 2500 Gliedern (65 Kommunikanten).

Weiter südlich liegt die Station Pantura (Panadura). Ferner ist ganz im Süden Galle mit Buonavista und Matura (Mâtara) zu erwähnen. — In Batticaloa auf der Ostküste hat der Missionar zugleich die Pflege der dort wohnenden Engländer. Andere Stationen liegen auf der Westküste, nämlich: Manaar, Putlam und Chilaw. Auch im Innern der Insel arbeitet die Gesellschaft in Kandy und Nuwera Elliya. Unter den 17 Missionaren derselben befindet sich eine ganze Reihe Eingeborner.

Wie bemerkt steht diese Mission in allernächster Beziehung zum Bischof von Colombo und trägt durchweg das hochkirchliche Gepräge. Der jüngste Inhaber des bischöflichen Sitzes, Dr. Copleſtone, bemüht sich den Ritualismus in seiner schroffsten Form auf Ceylon zur Geltung zu bringen[1]) und hat dadurch manchen Anstoß gegeben, der der Sache der Mission nicht eben förderlich sein konnte. Die Einführung katholisirender Formen muß ja gerade auf Ceylon höchst bedenklich erscheinen. Recht ärgerlich aber war der Angriff des Bischofs gegen die Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Daß diese in der Tamil-Kuli-Mission mit Presbyterianern, Independenten und andern Ketzern und Sek-

[1]) Charakteristisch ist der Ausspruch Dr. Copleſtone's: „Wenn heute eine Million Heiden durch Baptisten bekehrt würden, so dürfte wohl der daraus entstehende Schaden den erreichten Vortheil schließlich überwiegen."

tirern zusammenwirken, scheint ihm ein Dorn im Auge gewesen zu sein. Genug er verlangte, daß diese ganze Mission ohne weiteres seiner Leitung unterstellt würde. Wohin seine reformatorischen Pläne auf diesem Felde gingen, war nur zu deutlich. Solcher Anmaßung gegenüber hat jedoch die Church Missionary Society nachdrücklich ihr Recht gewahrt. Der übrigens noch junge Bischof, der dem greisen Oakley in den betreffenden Verhandlungen in einer nicht eben schönen Weise entgegentrat, hat doch einlenken müssen. Die Sache aber wurde der Anstoß im Parlament, die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in der Kolonie Ceylon zu beantragen — fast wäre der Antrag durchgegangen.

Fassen wir aber das, was die evangelische Mission bisher auf Ceylon erreicht hat, zusammen, so können jene Anglikanisirungsversuche nur als traurige Verirrungen erscheinen. Wie wenig ist es bisher gelungen, das Evangelium als einen lebenskräftigen Sauerteig unter die Maße des trägen Buddhismus zu bringen![1]) Noch immer zehrt unsre mit vielen Kräften betriebene Arbeit dort im gewissen Sinne von den alten Zwangsmaßregeln der Holländer. Obwohl in den Missionsberichten davon nicht weiter die Rede ist, so findet man keine Veranlassung anzunehmen, daß die von Graul vor dreißig Jahren beobachteten Verhältnisse, die wir oben erwähnten, durchgreifend andre geworden seien. Da wäre es wohl dringend nöthig, daß alle evangelische Mission, absehend von den Unterschieden der Denominationen, sich auf die großen Grundwahrheiten des Evangeliums konzentrirte, um kräftig und nachdrücklich der bisher nach wenig erschütterten Feinde entgegen treten zu können.

Daß den 19 551 Protestanten auf Ceylon 190 000 Katholiken gegenüber stehen und zwar in so schnellem Wachsthume, daß die Zahl im Laufe des letzten Jahrzehnts um 30 000 gestiegen ist, wollen wir schließlich nicht verschweigen. Verschiedene Verhältnisse machen den Sendlingen Roms die Arbeit hier besonders leicht. Gewogen würden sich freilich diese Erfolge ganz anders ausnehmen als gezählt. Aber

---

[1]) Die erste Auflage dieses Werkes sagt im Schlußwort über Ceylon, daß „wohl nirgends die protestantische Mission so schmählich zu Schanden geworden sei" wie dort. Obgleich in der zweiten Auflage mit Fleiß ein möglichst strenger Maßstab an die Erfolge der Mission gelegt wird, um möglichst alle Schönfärberei abzuschneiden — so vermögen wir jenen Ausdruck, der trotz aller nachfolgenden Limitationen uns viel zu hart erscheint, nicht aufrecht zu erhalten. Wahr ist es, daß der Buddhismus Ceylons, wo er noch auf seinen alten Grundlagen steht, samt dem von ihm assimilirten Dämonenkulte durch die Mission selbst noch unerschüttert dasteht. Aber die reichen Ströme des Segens, die durch die protestantische Mission über den breiten Rand auch der buddhistischen Bevölkerung Ceylons gekommen sind, die aus alter Zeit her durch andere Verhältnisse von jenen Grundlagen verschoben waren — diese Segensströme sind nicht zu verkennen. Und wenn die neuere Mission zunächst nichts weiter erreichte, als die Belebung eines Theils der Massen, die einst zum Namenchristenthum mehr oder weniger gezwungen wurden, so hätte sie nicht umsonst gearbeitet. Hierbei aber mögen wir auch wiederum die wunderbaren Führungen des Herrn erkennen, der aus jenem so viel getadelten Verfahren der Holländer doch eine Vorbereitung hat hervorgehen lassen, welche ernsteren Arbeiten zur Ausbreitung seines Reiches förderlich sein muß.

sei dem so; wir wollen nicht scheel sehen, wenn der Katholicismus dort Fortschritte macht. Der Herr wird auch über Ceylon noch die Zeit der Reformation kommen lassen, da das sola fide durch die Herzen klingen wird.

B. Hinterindien.

1. Uebersicht.

Vor uns liegt die mächtige Halbinsel, mit ihren reichgegliederten Küsten fast an „ein dreizackiges Lotosblatt" erinnernd, das seinen geknickten Stiel, die Halbinsel Malaka, weit nach Süden sendet. Ein fünffaches Gebirgsgerippe durchzieht sie, ausgehend von dem hohen, noch sehr wenig erforschten Sine Schan, der östlichen Fortsetzung des Himálaya, wie dieser mit seinen Gipfeln in ewigen Schnee und Eis gehüllt. Niedriger sind jene fünf Seitenzüge, die jedoch immer noch Höhen von 2500 m aufweisen. Zwischen denselben ziehen sich vier breite Thalbecken hin, befruchtet von regelmäßig anschwellenden Strömen, deren jeder durch sein vielarmiges Delta den Weg ins Meer findet. Es sind dies der Irawaddi, der Salwên, der Menam und der Mekhong.

„An Produktenreichthum steht das mit fast überflüssigem Wasserreichthum ausgestattete Hinterindien der vorderindischen Halbinsel nicht nach. Die Sumpfniederungen der Flußthäler begünstigen vornehmlich die Reiskultur; die Gebirgszüge tragen die üppigste Waldung", in der zum Theil das für den Schiffbau so werthvolle Tikholz noch reichlich vorkommt. — Das Klima finden wir auch hier durch den Monsûn bestimmt, der von Südwesten im Mai bis September die Regenzeit bringt, an die sich die trockne Zeit des Nordost-Monsûn mit tiefblauem Himmel und zauberischen Mondscheinnächten anschließt. Schließlich aber geht diese in eine heiße Zeit über, der erst wieder die Gewitter von Südwesten ein Ende machen.

Trotz ihres Reichthums ist die hinterindische Halbinsel bei weitem nicht so wie die vorderindische dem europäischen Einflusse anheimgefallen. Abgesehen von den schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen auf Malaka gegründeten Niederlassungen blieben die einheimischen Reiche, die sich im vorigen Jahrhunderte zu den beiden größeren Staaten Barma und Anam gestalteten, bis in die neue Zeit ungeschmälert. Jenes umfaßte unter Alompra (1757) auch Siam. Letzteres befreite sich jedoch bald wieder und zog auch die Länder am oberen Menam als tributpflichtige Gebiete mit an sich. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die östlichen Gebiete Tonkin, Kotschintschina und Kambodscha durch Gialorg zum Kaiserthum Anam verbunden. Barma blieb auf die Irawaddiländer und die westlichen Küstenlandschaften beschränkt. Von den letzteren eroberte England

in seinem ersten barmanischen Kriege (1824—26) Arakan und Tenasserim; durch den zweiten (1851—53) wurde auch Pegu, die reiche Mündungslandschaft des Irawaddi, britisches Gebiet.

Die ethnographischen Verhältnisse Hinterindiens sind noch vielfach dunkel. Soviel scheint aber durch die Forschungen gesichert zu sein, daß dort eine zweifache Völkerströmung einst auf einander traf und ihre Wogen sich vielfach kreuzten und mischten. Von Westen kamen auch bis hierher die Arier, und manche Spuren geben noch jetzt Zeugniß von der weiten Ausdehnung, die sie gewonnen haben. Dagegen drangen von Osten mongolische (chinesische) Stämme ein, die mehr und mehr die Oberhand behielten und, ihre Kultur mit der arischen mischend, der Bevölkerung jenes Gepräge gaben, das wir mit dem Ausdruck indochinesisch bezeichnen. Ueber die ethnographische Stellung der roheren Bergvölker scheint es noch sehr an Klarheit zu mangeln. Vielleicht dürfte die Auffassung, daß sie die Reste einer Urbevölkerung sind, mehr Berechtigung haben als die, welche sie für in die Waldgebirge zurückgedrängte und deteriorirte Arier ansieht.[1])

Die Sprachen der hinterindischen Völker zeigen vorwiegend den einsilbigen (mongolischen) Charakter. In den östlichen Ländern scheint sich die Sprache der chinesischen sehr zu nähern, wie auch die Schrift der letzteren dort gebraucht wird und überhaupt die ganze dortige Kultur den chinesischen Typus trägt. In den westlicheren Gebieten waltet etwas mehr das indische Moment vor, wie auch die gebrauchten Alphabete dem indischen entlehnt sind. — Außer der einheimischen Bevölkerung sind in den Küstengegenden ziemlich bedeutende chinesische Kolonien, die in regem Verkehr mit dem Mutterlande (Fuh-kien) stehen, bemerkenswerth. Die Halbinsel Malaka ist, wie ihr Name besagt, von Malayen bewohnt.

Die ganze Bewohnerzahl Hinterindiens wird auf 33 Millionen geschätzt, vertheilt sich aber ziemlich ungleichmäßig. Einige Provinzen von Anam sind sehr stark, andere Gebiete nur spärlich bevölkert. Charakteristisch ist die Herrschaft des Buddhismus auf der ganzen Halbinsel, dem nur in Anam die Religion des Confucius zur Seite tritt. Bei den Bergstämmen findet sich (wie in Vorderindien) der Dämonenkult. — In den einheimischen Staaten gilt die unumschränkteste despotische Regierungsform.

Als zwischen Vorder- und Hinterindien gelegenes Uebergangsgebiet werden wir Assâm und südlich davon gelegene Gebirgsdistrikte (Silhet), die eine Mischung von indochinesischen Verhältnissen mit denen der Hindukultur darbieten, näher ins Auge zu fassen haben. Zuvor aber überblicken wir die älteren christlichen Missionsarbeiten in Hinterindien, die von der römisch-katholischen Kirche ausgingen, und können uns dabei nicht versagen, auf die sehr erfolgreichen katholischen Missionen in Anam näher einzugehen und ihre Darstellung in kurzen Zügen bis auf die neuste Zeit fortzuführen.

---

[1]) Man vergleiche unten die Anmerkung über die Verwandtschaft der Karenen mit den Miau-tsz.

2. Die katholische Mission in Hinterindien, besonders in Anam.

Die katholische Mission in Hinterindien nahm schon um 1511 ihren Anfang in Tenasserim und auf der Halbinsel Malaka. Erfolgreichere Arbeiten jedoch datiren seit 1615. Als in diesem Jahre die Jesuiten-Missionare durch eine blutige Verfolgung aus Japan vertrieben wurden, beschloß man, die müßig gewordenen Arbeiter in die umliegenden Länder zu vertheilen. Ein Missionar mit 5 Gehülfen ging nach Kotschintschina, ein anderer nach Siam, wo er in kurzer Zeit an Gift im Gefängniß starb. Auch nach Tonkin, das damals ein unabhängiges Reich war, ging später ein Jesuiten-Missionar, ward vom König freundlich aufgenommen und rief bald, weil er die Landessprache nicht verstand, die Missionare von Kotschintschina zu Hülfe. Der Jesuit Alexander von Rhodes, ein Mann von ausgezeichneter Begabung und unermüdlichem Eifer, mit etlichen Begleitern ward ihm zugeschickt (1626), und nicht lange nach ihrer Ankunft fingen sie an zu taufen, sammelten eine kleine Schaar katholischer Christen und gewannen besonders mehrere Priester für die neue Religion. Sie bedienten sich zwar der Bibel als Hauptquelle ihrer Predigten, suchten aber daneben auch durch Beibehaltung von Irrthümern den Heiden den Uebertritt zu erleichtern.

Bemerkenswerth ist jedenfalls die Auseinandersetzung des Paters A. v. Rhodes über sein Verfahren bei der Heidenbekehrung. Während andere katholische Missionare zuerst die heidnischen Irrthümer zerstören zu müssen glaubten, um eine Vermischung derselben mit den christlichen Glaubenswahrheiten zu verhüten, hielt er es für besser, zuerst einige Wahrheiten der s. g. natürlichen Religion, z. B. von der Schöpfung der Welt und dem Zweck und den Pflichten vernünftiger Wesen den Heiden mitzutheilen als Grundlage ihres künftigen Glaubens, hernach ihnen von der Sündflut, der Sprachenverwirrung und dem daraus entstandenen Heidenthum zu sagen, worauf er erst die Widerlegung des Götzendienstes und dann den Unterricht in den wesentlichen Heilswahrheiten des Christenthums folgen ließ, indem er mit der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi anfing und das Leben Jesu erzählte. Dabei machte er die Erfahrung, daß niemals gegen die unbegreifliche Lehre von den drei Personen der einigen Gottheit, sondern gegen die Menschwerdung Christi die Einwürfe der Heiden sich richteten, denen er dann hauptsächlich mit Hervorhebung und Ausmalung der Wunder beim Tode des Herrn begegnete, um die Freiwilligkeit seines Sterbens zu beweisen; wenn er von der himmlischen Liebe sprach, die Jesus im Leiden und Sterben erwies, bot er zum erstenmale das Kreuzeszeichen zur Anbetung seinen Schülern dar, stellte brennende Kerzen und andere die Andacht erhöhende heilige Dinge auf und verfehlte nicht, immer auch zugleich von der Auferstehung Christi zu reden. Dieses Verfahren, sagte er, habe in seiner langen Laufbahn sich immer als das beste bewährt, und er weiß viel zu berichten von der Kraft des Glaubens in seinen Neubekehrten, die mit dem Kreuz und Weihwasser Wunder gethan und viele Kranke geheilt. Er erzählt auch, wie er den Bilderdienst und die Ceremonien eingeführt und also den Leuten einen Ersatz ihrer Götzenverehrung gegeben habe, und läßt uns Blicke thun in das seltsame Gemisch von Herzensfrömmigkeit und groben Irrthümern, das in den Missionaren und noch mehr in ihren Bekehrten die Stelle des reinen Glaubenslebens vertrat.

Alexander wußte sich durch manche Mittel mit der den Jesuiten eigenen Schmiegsamkeit bei Hohen und Niederen Eingang zu schaffen, wobei ihm seine mathematischen und physikalischen Kenntnisse (die ihm

auch die Gunst des Königs von Kotschintschina gewonnen hatten) gute Dienste leisteten. Schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit zählte er 500 Bekehrte, die sich im folgenden auf 1600 vermehrten. In der Nähe des königlichen Palastes hatte er sein Haus nebst einer Kirche bauen dürfen. Mit der Ausbreitung des Christenthums aber regte sich auch der Widerstand der Priester, Zauberer, Kebsweiber und Eunuchen, die drohende Edikte gegen die Predigt und den Uebertritt zu erwirken wußten. Darnach wurden auch die Missionare verbannt und zogen sich nach Kotschintschina zurück. Ueber die Christen in Tonkin aber brach eine blutige Verfolgung aus, die mit wechselnder Heftigkeit eine Reihe von Jahren anhielt. Während derselben fanden sich Jesuiten, die Handelsverbindungen mit Macao benutzend, unter Verkleidung wieder ein, und unter ihrer Wirksamkeit mehrte sich die Zahl der Gläubigen so schnell, daß gegen Ende des Jahrhunderts von über 80 000 Bekennern Christi in Tonkin, die noch in kurzem um 45 000 wuchsen, und von 200 Kirchen berichtet wird. Als später die portugiesischen Missionare nicht nur aus Tonkin, sondern auch aus Kotschintschina weichen mußten, sandte Ludwig XIV. von Frankreich im Einverständniß mit dem Papste französische Priester (Franziskaner) dahin, die unter dem Vorwand des Handels sich niederließen und dem Hofe sich angenehmer zu machen wußten als ihre Vorgänger. Nachdem diese aber, die neue Toleranz benutzend, gleichfalls zurückgekehrt, geriethen beide, wie gewöhnlich, in Streit, in dem eine oder die andre Partei sogar mit der heidnischen Verfolgung gemeinsame Sache machte, bis der Papst den Jesuiten befahl, das Feld den Franzosen zu überlassen. Diese arbeiteten heimlich und von den Großen des Landes geachtet, während ein Verfolgungsedikt nach dem andern gegen die Christen erschien. Lange Zeit wurden die strengen Befehle des Hofes von den unteren Behörden der Provinz nur nachsichtig gehandhabt, bis im Jahre 1721 eine furchtbare Verfolgung sich erhob, in welcher zuletzt Missionar Buccharelli mit 6 einheimischen Christen enthauptet ward, Pater Messari aber im Kerker starb. Von 6 Jesuiten aus Macao aber, welche 1736 in Tonkin sich einschlichen, büßten 4 ihre Kühnheit nach neunmonatlichem martervollem Gefängniß ebenfalls mit dem Leben, während die übrigen nur durch die Sorgfalt, mit der sie sich den Augen der Beamten entzogen, diesem Schicksal entgingen. Trotz aller Verfolgungen aber sprechen die damaligen Berichte noch von 250 000 Christen in Tonkin, von denen 120 000 unter den portugiesischen Jesuiten, 80 000 unter einem von der Missionsgesellschaft in Frankreich unterhaltenen apostolischen Vikar, 30 000 unter einem von der Propaganda zu Rom gesendeten apostolischen Vikar mit einigen Augustinern und 20 000 unter spanischen Dominikanern standen. Um 1754 konnte die Messe mit allem Pomp gefeiert werden, und die Regierung war nur sorgfältig darauf bedacht, keine neuen Missionare mehr zuzulassen.

In Kotschintschina hatte das Christenthum bei milderer, nur durch eine kürzere Verfolgung im Jahre 1700 unterbrochener Behandlung

in aller Oeffentlichkeit sich ausgebreitet. Nach dem Jahre 1750 aber, als die Verfolgungsdekrete des chinesischen Kaisers bekannt wurden, brach auch hier eine schwere Zeit herein, die Missionare, 29 an der Zahl, darunter 2 Bischöfe, wurden gewaltsam aus dem Lande geschafft und 200 Kirchen zerstört, die Christen aber der Willkür roher Soldaten völlig preisgegeben, wo nicht menschlichere Statthalter Schonung übten, durch welche manches Menschenleben bewahrt und eine schöne Anzahl von Kirchen erhalten wurde. Seitdem hat das Christenthum in jenen Ländern sich erhalten; eine im Jahre 1773 aber durch die Habsucht eines Mandarinen erregte Verfolgung ward um so weniger eine allgemeine, als Tonkin wie Kotschintschina, von Bürgerkriegen zerrissen, fast 50 Jahre lang in völlig anarchischem Zustande sich befand, bis endlich ein in Frankreich erzogener Prinz des letzteren Reiches mit französischer Hülfe beide Länder sich unterwarf und zu dem vereinigten Königreich Anam 1809 noch Cambodscha hinzufügte, während noch vorher 1795 und 1798 das Blut mehrerer einheimischer Priester geflossen war. Nachdem die Mission im ersten Viertel dieses Jahrhunderts sich fast vollständiger Ruhe und Freiheit erfreut, brach der Sturm feindlicher Angriffe nach dem J. 1830 um so heftiger wieder aus, und anfangs 1833 erschien ein königliches Dekret, das geradezu die Ausrottung der falschen „Portugiesen-Religion", wie man das Christenthum von Anfang an dort nannte, befahl. Grausame Hinrichtungen und Martern aller Art wurden über die Christen verhängt, und in Tonkin und Kotschintschina europäische und einheimische Bekenner und Missionare enthauptet und erdrosselt, ja unter entsetzlichen Martern zu Tode gequält, und dieser Verfolgungsgeist dauerte fort bis in die neueste Zeit. Todesstrafe war auf das Bekenntniß des Christenthums und die Beherbergung der Lehrer auch für das niedere Volk gesetzt; in Tonkin erschien 1840 ein Edikt des Königs, das den Christen vorstellte, wie unsinnig ihre Religion sei; ein Missionar mit 3 eingeborenen Katecheten ward wieder erdrosselt; auf den Gräbern der christlichen Märtyrer aber verrichteten die Heiden Anbetungen. Für 100 000 Christen waren nur noch 3 europäische Priester in Kotschintschina, und der am 20. Januar 1841 erfolgte Tod des Königs Minh-Meh machte den Grausamkeiten gegen die Christen leider kein Ende, da sein ältester Sohn, der ihm in der Regierung folgte, mit derselben Wuth in seines Vaters Fußtapfen trat. Ueber 1500 Kirchen und Kapellen wurden zerstört, die Priester mußten in Höhlen und Schlupfwinkel sich verbergen, und die Aussichten der dortigen Christen waren trostlos, die ehemals so blühenden Missionen fast vollständig ruinirt. Zwar fingen sie später an, sich wieder zu erholen, und neue Arbeiter rückten nach; aber im Jahre 1857 brach die Verfolgung gegen die noch mehr als 50 000 zählenden Katholiken in Anam wieder aufs lebhafteste aus; der Bischof selbst ward hingerichtet, und sein Nachfolger in Hué, der Hauptstadt des Landes, gefangen gesetzt. Bei dieser Gelegenheit legten sich Frankreich und Spanien wegen ihrer ermordeten Unterthanen ins Mittel und überzogen Anam mit Krieg. Es wurde ein Duldungsvertrag für die Bekenner der christlichen

Religion erzwungen. Trotzdem aber fingen die Verfolgungen im Innern wieder von neuem an, und immer noch werden leuchtende Beispiele von edelster Standhaftigkeit und Märtyrerfreudigkeit berichtet. In neuester Zeit (1874) erhob sich besonders wieder ein drohender Sturm, angefacht durch die heidnischen Gelehrten (Mandarinen) sowie durch Handelsinteressen und politische Verhältnisse[1]). Diese letztere Bemerkung mag überhaupt etwas Licht auf die Verhältnisse der Christen in Anam werfen. Die Verfolgungen geschehen, wie es scheint, doch nicht so blos um der Religion willen. Die Christen sind zu einer politischen Partei geworden. Auch die rührenden Märtyrerberichte verlieren etwas durch die Menge des Aberglaubens anläßlich der Wunderwirkungen von Reliquien der Märtyrer u. s. w., die sich daran anschließen.

In **Siam**, mit welchem Reiche die Portugiesen schon 1511 durch Eroberung von Malakka in einigen Verkehr kamen, fanden erst im Jahre 1621 Dominikaner und Franziskaner von Goa in Vorder-Indien Eingang; doch konnte in einem Lande, wo eine Revolution der andern folgte, das Evangelium noch keinen Anklang finden. Auch von Tonkin und Kotschintschina aus kamen seit 1634 Missionare dahin, und französische Jesuiten, von Ludwig XIV. gesandt, ließen sich seit 1685 gleichfalls dort nieder, unter ihnen der treffliche Beschreiber Siams, La Loubère. Ihre Erfolge waren jedoch weit weniger glänzend, als in Tonkin und Kotschintschina, theils wegen des größeren, hier herrschenden Despotismus, theils wegen der hier noch ungebrochenen Herrschaft des Buddhismus und seiner Priesterschaft, theils wegen der durch die fast zum Heidenthum herabsinkenden portugiesischen Einwandrer gegebenen Aergernisse. Durch Einmischung in die politischen Verhältnisse des Reiches führten die Jesuiten selbst schon zu Ende des 17. Jahrhunderts ihren Sturz herbei, und die französische Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens setzte die Mission in Siam fort, welche besonders unter den wiederholten Einfällen der Barmanen viel zu leiden hatte. Ja im Jahre 1780 wurden die Missionare selbst verfolgt und aus dem Lande gejagt, wohin sie aber immer wieder zurückkehrten, auch im Jahre 1808 eine Katechetenschule auf Pulo Pinang gründeten. Die katholischen Missionare in Tavoy, Mergui, Queda, Ligor, kurz in ganz Malaka nahmen mehr oder weniger theil an den Schicksalen der siamesischen Mission, die natürlich durch die Besitznahme der Holländer und Engländer von diesen Gegenden mehr und mehr in den Hintergrund trat. In der neueren Zeit legte die Regierung von Siam, bei aller Härte gegen die aus Kotschintschina in ihr Land geflohenen Christen und Missionare, dem Gottesdienst der Katholiken nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern scheint auch lieber die französischen Priester als englische Missionare kommen zu sehen, weil sie von den Franzosen nichts für ihre Unabhängigkeit zu fürchten hat. Im Jahre 1840 versah ein Bischof mit 11 Missionaren und 7 eingeborenen Priestern, zu dessen Sprengel auch die Katholiken

[1]) Vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1875, S. 116.

in Ligor, Queda und Singapur auf Malaka, meist eingewanderte Portugiesen, gehören, den Dienst in Siam. Zu Bangkok war ein kleines Seminar, und das chinesische Kollegium zu Pulo Pinang zählte 36 Schüler unter einigen Priestern. Die Gesammtzahl der Katholiken in diesen Ländergebieten, meist jedoch eingewanderte Portugiesen, betrug etwa 5000. In Barma wirken zwar seit mehr als anderthalb Jahrhunderten römische Priester; aber die Erfolge scheinen hier verhältnißmäßig sehr beschränkt geblieben zu sein. Selbst die aus Portugiesen resp. Mischlingen bestehenden katholischen Gemeinden scheinen vielfach recht verkommen zu sein.

Hat die katholische Mission ihren Schwerpunkt in den östlichen Gebieten Hinterindiens gefunden, so war für die evangelische ein besonders fruchtbares Feld im Westen unter dem Bergvolk der Karenen aufbehalten. Ehe wir jedoch dasselbe näher ins Auge fassen, betrachten wir zunächst die Missionsgebiete, welche uns von Vorderindien dorthin überleiten.

3. Assâm und die assâmsche Mission.[1])

Assâm oder Aschâm, auch Asâm (Ahâm, das Unvergleichliche), so nannte man schon längst eine ziemlich unbekannte, ganz am östlichen Ende der großen Ebenen Indiens gelegene und gleichsam den Thalweg in die Halbinsel Hinterindiens bildende Gegend, die, zwischen die östlichen Fortsetzungen des Himâlaya im Norden und die Gebirge und Tafelländer Hinterindiens im Süden eingeschlossen, im äußersten Osten in die Schluchten des aus Indien nach China übertretenden Hochgebirges sich verlor. Zuerst durch die Eroberungszüge der in Indien herrschenden Muhammedaner, dann durch ein englisches Hülfscorps, das in inneren Unruhen (1793) dem Könige des Landes beistand, endlich durch die im Kriege mit Barma (1825) dort einrückenden britischen Heeres-Abtheilungen, welche es den barmanischen Eroberern abnahmen, ward es bekannt und seitdem von den Engländern abhängig, welche um 1840 entdeckten, daß die kühleren Hügel und Thäler des Landes für den Anbau des hier heimischen Theestrauches wohl geeignet seien. Derselbe hat seitdem eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, und dadurch ist Assâm der europäischen Kenntniß näher gerückt worden. — Das ganze Königreich Assâm, gewöhnlich in Unter-, Mittel- und Oberassâm, oder Kamrup, Assâm und Sodhya getheilt, ist gleichsam nur ein majestätisches, von dem Brahmaputra in einer Länge von etwa 70 deutschen Meilen durchströmtes Thal voll wunderbarer Naturreize. Während auf der linken oder Südseite des Stromes mäßige, mit aller Herrlichkeit des tropischen Klimas über-

[1]) Ich habe diesen Abschnitt zum großen Theil nach der ersten Ausgabe wiedergegeben, da kein Material zu einer gründlichen Umarbeitung vorlag. O. Flex (Pflanzerleben in Assâm, Berlin 1876) bezieht sich nicht besonders auf die Verhältnisse, welche grade für die Mission in Betracht kommen. Im übrigen kann das höchst interessante Buch aufs wärmste empfohlen werden.

wachsene Berghöhen sich erheben, steigen auf der Nordseite des Thales zuerst die Vorberge der Provinz Butan empor; aber sie erheben sich immer höher und gewaltiger, bis sie übergehen in die Riesenhöhen des Himálaya, dessen ewiger Schnee mit zauberhafter Schönheit in das heiße Thal hinableuchtet[1]). Dieses selbst, durch den mächtigen Brahmaputra und mehr als 60 Nebenflüsse, die im Sommer, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, es weit und breit überschwemmen, befeuchtet, bietet allen Reiz südlicher Pracht und Naturfülle dar; auf den Höhen liegen die Städte und Dörfer, in den Niederungen breiten die üppigen, schnell reifenden Reisfelder sich aus. In den Nordgebirgen wohnen die wilden, kriegerischen Stämme der Aka, Dophla, Miri und Abor, welche letztere gleich den Hindu das Rindfleisch verabscheuen, sämmtlich dem Buddhismus anhangend; jenseits derselben gegen Norden in den hohen Alpenthälern die Bhotia oder Bhutia (das Volk von Butan) und die Onka Miri. Auf den südlichen, nirgends mit ewigem Schnee, sondern mit üppigen Wäldern bedeckten Gebirgen hausen die unabhängigen, rohen Heidenstämme der Garro[2]), Katschari und Naga, diese stets mit Schwert und Bogen bewaffneten Verwandten der Chinesen, von welchen die ersten, muthig und raubsüchtig, aber wahrhaftig und treu, genügsam von ihrer Viehzucht lebend, aber dem Trunk ergeben, einen rohen Gestirn- und Himmelsdienst üben, Opfer darbringen und Priester haben, welche Gebete an die Himmelsgötter hersagen. Noch wilder und kriegerischer sind die Kossiya oder Khasi im Süden, die wir bald noch ausführlicher zu betrachten haben. Im Hochland von Katschar, dessen Bewohner keine Tempel und Götzenbilder besitzen, sondern wo in der Nähe ihrer Dörfer ein dichtes Gebüsch um einen hochragenden dichtbelaubten Baum düster und unheimlich sich ausbreitet, dem Deu oder Dämon ihre kleinen Opfer darbringen, dem zu Ehren bei besonderen Gelegenheiten auch Lieder und Gebete gesungen werden, ist gleichwohl die Hindureligion mit ihrem Kastenwesen und selbst der Islam eingedrungen. Von den Hindu haben die Katschari auch den Abscheu vor dem Rindfleischessen, während sie das Fleisch der Elefanten und der Rhinozerosse verzehren. Im Osten endlich, wo die Berge von Süden und Norden sich enger zusammendrängen und verschiedene bereits starke Gebirgsflüsse sich dem zu mächtigen Brahmapûtrastrom vereinigen, treiben die räuberischen Singpho in den Alpenthälern ihren wunderlichen Götzendienst, indem sie den Gestirnen, Wolken, Winden in der Person des Elementengottes Opfer bringen,

[1]) Größtentheils dürfte in der Tha lebene vom Schnee wenig zu sehen sein, da das ferne Hochgebirge von den bedeutenderen Vorbergen verdeckt wird. Als charakteristisch für das mehr und mehr sich erhebende südliche Gebiet sind noch die weiten mit hohem Grase bestandenen prärieartigen Flächen (Tschapra) anzuführen, unter die sich in der trocknen Jahreszeit mächtige Brände hin zu wälzen pflegen. „Im Stromgebiete selbst zeigen sich hier und da dünenartige Sandbänke, mit rohrartigem Gestrüpp bedeckt, andre Theile bieten reichbebaute Fluren durch riesige Waldgruppen getrennt."

[2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1840, II, p. 7 f. — Wiese, Indien und die Hindus. II, p. 132 ff.

dabei aber auch ih
Tempel des Buddh
dienst mit der ch
gewachsen scheint.
Das etwa 10 b
meilen haltende Th
heißen Klima und
aber lange nicht so
dichte Dschangelwäl
striche zu beiden Se
schweren Boden in
gestade befinden sic
Bambushütten der
verlassen, zerstört u
luft entwickelt sich
das tiefere Land zu
die frische Bergluft
dauern von März bi
Nebel. Bei weitem
sehr häufig. Nördli
an Kohlen zu sein.
Die Wälder und Be
und ausführt. Zah
Bären, wilde Büffel
bieten. Die Vegetati
und namentlich sind
Areka-Palme, Ficus
Assâm besteht aus ei
durch kriegerische Er
sich festgesetzt haben,
feig, schlau und falsc
eigentlichen Assâmer
zugewendet und dam
Sprache — das Ass
haben, und die Wisc
Mission[1]). Die Me
die Bewohner Assâms
mit den heiligen Geb
ist auch ohne Kasten
ihnen leben Kolonien
Hochland im fernen
Bogenschützen mit ve
Speer bewaffnet.
Nodiyal die herrsch
strenger brahmanischer
Butan entsprungenen

[1]) cf. Ritter, Asien

dabei aber auch ihre abgeschiedenen Ahnen verehren und Priester und Tempel des Buddha bauen und besuchen, so daß hier der alte Naturdienst mit der chinesischen und hinterindischen Religion zusammengewachsen scheint.

Das etwa 10 bis 12 deutsche Meilen breite und etwa 1200 Quadratmeilen haltende Thalland von Assâm ist bei seinem milden, nicht zu heißen Klima und den jährlichen Ueberschwemmungen sehr fruchtbar, aber lange nicht so bevölkert und angebaut, als es demnach sein könnte; dichte Dschangelwälder, die Wohnplätze wilder Thiere, bedecken Landstriche zu beiden Seiten des großen Stromes, die mit ihrem schwarzen, schweren Boden in der herrlichsten Kultur blühen könnten. Am Flußgestade befinden sich in den Lichtungen des Urwaldes die leichten Bambushütten der Eingeborenen, die bei jeder Ueberschwemmung verlassen, zerstört und hernach wieder aufgebaut werden. Eine Fieberluft entwickelt sich aus dem feuchten Grunde, die für den Europäer das tiefere Land zu einem gefährlichen Aufenthalte macht, während die frische Bergluft der höheren Bezirke ihm besser zusagt. Die Regen dauern von März bis Mitte Oktober; in der kühlen Jahreszeit herrschen Nebel. Bei weitem vorherrschend ist der Nordostwind. Erdbeben sind sehr häufig. Nördlich von Brahmapûtra scheint das Land sehr reich an Kohlen zu sein. Auch an Eisenerz und Salzquellen fehlt es nicht. Die Wälder und Berge sind voller Elefanten, deren man viele fängt und ausführt. Zahlreich sind auch Rhinozerosse, Tiger, Leoparden, Bären, wilde Büffel und Schweine, die der Jagdlust reiche Gelegenheit bieten. Die Vegetation, ähnlich der von Bengalen, ist unendlich reich, und namentlich sind die Wälder voll wichtiger Baumarten (Tik, Areka-Palme, Ficus religiosa, Caryota urens). Das Volk von Assâm besteht aus einer wahren Musterkarte verschiedener Stämme, die durch kriegerische Eroberung oder friedliche Einwanderung im Thale sich festgesetzt haben, die Bergbewohner roh und wild, die Thalleute feig, schlau und falsch. Im obern und mittlern Assâm herrschen die eigentlichen Assâmer vor, die sich größtentheils der Brahmanenreligion zugewendet und damit zugleich das Kastenwesen und die bengalische Sprache — das Assâmische ist zu $^9/_{10}$ Bengalisch — angenommen haben, und die Wischnu-Brahmanen haben dort selbst eine Art von Mission [1]). Die Mehrzahl des Volkes sind aber Çivaverehrer, und die Bewohner Assâms gelten überhaupt für unfromme Leute, die es mit den heiligen Gebräuchen nicht so genau nehmen. Ein kleiner Theil ist auch ohne Kasten und hängt den alten Stammgötzen an. Unter ihnen leben Kolonien der Singpho, der Miri und der aus dem Hochland im fernen S.-O. hergewanderten Kampti, als treffliche Bogenschützen mit vergifteten Pfeilen bekannt und mit Schild und Speer bewaffnet. In Unterassâm sind die trotzigen Dom oder Nodiyal die herrschende Bevölkerung; ihnen folgen an Zahl die strenger brahmanischen Kolita und die anscheinend dem Hochland von Butan entsprungenen Kutsch. Auch ganz zu Heiden gewordene

[1]) cf. Ritter, Asien III, p. 333.

Muhammedaner leben daselbst. Die Volkszahl in Assâm beläuft sich im ganzen auf vier Millionen.

Die Geschichte von Assâm ist seit lange nur eine Reihe von Kriegen, Empörungen, Mordthaten und anderen Schlechtigkeiten gewesen, bis durch die britische Schutzherrschaft Ruhe kam. Die alten Könige hatten ihre Residenz in dem nordöstlichen, gebirgigen Theile des Landes, von wo aus sie, so gut es ging, ihre stets rebellischen Radscha in Ebene und Gebirg von sich abhängig zu erhalten suchte. Im J. 1822 ward das Land von seinen Nachbarn, den stolzen Barmanen, überfallen und erobert, was den hart daneben in Bengalen sitzenden Engländern natürlich sehr unbequem war und mancherlei Anlaß zu Streit darbot. So brach denn schon im J. 1824 ein Krieg zwischen Engländern und Barmanen aus, infolge dessen die letzteren das schöne, kaum eroberte Land wieder herausgeben mußten, das 1826 eine britische Besitzung ward, die jetzt einen Theil der Präsidentschaft Bengalen bildet. —

Die Assâmer selber sind ein tief herabgekommenes Geschlecht, stumpf und unempfänglich im höchsten Grade. Der gemeine Mann hat auch nicht die geringste Vorstellung von Gott als einem unsichtbaren allgegenwärtigen Wesen. Seine Idee von Gottesverehrung ist, daß er dem „Gosain" oder „Gûrû (Bettelmönch, Priester, Lehrer) seinen jährlichen Zehnten zahlt und alle außerordentlichen Gebühren entrichtet; alles übrige hat dann der Gosain zu vertreten. Die Begriffe „Gott" und „Religionslehrer" fallen dem gemeinen Mann zusammen: er nennt Gott Gosain, und seinen Gûrû nennt er ebenso und schreibt ihm auch göttliche Machtvollkommenheit zu. Und da Lesen und Schreiben nur Sache einzelner ist, und unter tausend Erwachsenen und schulfähigen Knaben nur vielleicht 10—20 lesen und schreiben können, ist die Unwissenheit groß. Diese Unwissenheit des Volkes aber erhält das halbgöttliche Ansehen des Gosain, der auf den Nacken des ohnehin schon geknechteten Volkes seinen Fuß gesetzt hat. Da sieht man ihn sitzen, im mystischen Halbdunkel des „Ramgors" oder Götzenhauses, in weite Gewänder gehüllt, unthätig und Betel kauend, an einen der massiven Holzpfeiler gelehnt; vor ihm auf einem niedrigen Lesepult ein von Rauch gebräuntes Bruchstück einer Purâna, oder das Bhagavat, auf Bambusstreifen; ihm zur Seite die stufenartige Erderhöhung, auf welcher entweder das unter buntem Umhang verborgene Bhuti oder Çastra in einem verräucherten antiken Kasten aufbewahrt wird, oder 3—4 Holzfiguren Krischna's und anderer Götter stehen. Im Vordergrund liegen aufgehäuft die reichen Zehentgarben seiner Jünger oder Gemeindeglieder. Wehe dem, der nicht pünktlich ist in der Entrichtung seines Zehntens; Daumenschrauben und Ausstellung an der heißen Sonne warten seiner, und der unfehlbare Fluch, von welchem der Assâmer den Tod fürchtet. Mit Ausnahme des geheimnißvollen Wortes, das der Gûrû dem fünfzehnjährigen Knaben ins Ohr flüstert (unter Androhung alles möglichen Unglücks, wann er dasselbe je anders als in großer Noth ausspreche, und unter der Versicherung, er sei jetzt sein geistlicher Sohn), bringt keine Unterweisung in den Wegen des Rechts und der Gottseligkeit zum Herzen des Jünglings; wohl aber wird

alles Gefühl für Gottesfurcht und alles richtige Urtheil abgestumpft und verkehrt dadurch, daß von Zeit zu Zeit unter Trommelschall und Cymbelklang die Tugenden und Schandthaten Krischna's abgesungen werden. Und wenn alle Hindû infolge des Götzendienstes unsittlich und fleischlich sind, so sind es die Assâmer in ganz besonderem Grade, und es ist ausgemacht, daß unter der ganzen weiblichen Bevölkerung von Assâm keine einzige keusche Person gefunden wird. An einem Feste aber das um Neujahr oder im Februar, oft noch später gefeiert wird und „Bihu" heißt, wird die Unzucht öffentlich zur Schau getragen. Kinder und Erwachsene jedes Alters und Geschlechts singen unkeusche Lieder und tanzen mit unzüchtigen Geberden. Am hellen Tage und auf öffentlicher Straße brüllt der assâmesische Jüngling Worte, die heimlich zu nennen eine Schande ist, und niemand findet dies unsittlich; im Gegentheil, der Vorübergehende antwortet wie der Chor zum Solo: „Hoi!" d. h. recht so! Im übrigen ist das zweite Wort der Assâmer: „Bath," d. i. Nahrung oder Speise, und der Bauch ist ihnen in der That Gott, Religion, Himmel und Seligkeit. Betel wird im Uebermaß gekaut, und wer einmal angefangen, „Kani" oder Opium zu trinken oder zu rauchen, ist der Sklave dieser Leidenschaft fürs ganze kurze Leben. Opium ist der furchtbare, verderbliche Dämon, der auch dieses unglückliche Thal beherrscht, und die Mehrzahl des Volkes ist dem verderblichen Genuß dieses Giftes ergeben.

Der getrocknete Saft der Mohnköpfe wird entweder in Wasser aufgelöst getrunken oder mit einer kleinen Pfeife geraucht. Eine ganz kleine Dosis dieses Stoffes, getrunken oder geraucht, bringt eine Berauschung oder Betäubung hervor, die von den unglücklichen Opfern dieser Leidenschaft als eine überschwänglich angenehme bezeichnet wird, hernach aber eine bei häufigerer Wiederholung Leib und Seele zu Grunde richtende Schwäche zurückläßt. „Stumpfheit, Erschlaffung und Unfähigkeit zu jeder Anstrengung sind zwar die ersten traurigen Wirkungen des Opiumgenusses; aber sie sind noch lange nicht die schlimmsten. Das Jämmerlichste ist der Mangel jedes edlen Gefühls, jeder besseren Empfindung, was den Opiumtrinker charakterisirt. So oft er den verderblichen Becher an die Lippen setzt, muß er zuerst die Stimme des widerstrebenden Gewissens mit Gewalt niederkämpfen und betäuben. Findet er dann, wie seine Gesundheit nach und nach zerstört wird, seine Habe verschwindet und sein Wohlstand zu Grunde geht, so greift er häufiger nach der Opiumpfeife oder dem Opiumbecher, um die ängstigenden Gedanken zu übertäuben und zu verscheuchen. Um passende Nahrung kümmert er sich nichts mehr; ein wenig Milch und ein Stücklein brauner Zucker ist alles, was er bedarf; die Sorge um die Kleidung kennt er nicht mehr, so lange er noch einen Lappen hat, die Blöße zu bedecken; seine messingenen Platten und Schüsseln, die einst so blank waren und seinen Stolz ausmachten, sieht er ohne Kummer verschwinden, wenn nur der schmutzige Becher ihm bleibt, aus welchem er den Opiumtrank schlürfen kann. Und wenn alles dahin ist, wenn der abgeschwächte Leib nichts mehr arbeiten, der geschwächte Magen keine naturgemäße Nahrung mehr ertragen kann, so wird der Elende schnell vollends hinweggerafft durch eine raschverlaufende Krankheit. Das ist der Opiumtrinker, wie wir ihn in Assâm auf allen Stufen des Zerfalls täglich vor Augen sehen." Die Bergstämme Assâms scheinen dieser schändlichen Gewohnheit fern geblieben zu sein; dagegen gebrauchen sie berauschende Getränke.

So tief gesunken ist der Assâmer, aber darum doch nicht ganz versunken, und es gibt unter ihnen doch auch löbliche Ausnahmen von Entschiedenheit für das einmal erkannte Gute und Wahre. Ueberdies hat der Assâmer bei aller Stumpfheit für das Höhere doch ein gutes

Maß von natürlichem Verstand, ja Scharfsinn, und ist weder so weichlich noch so heuchlerisch als der Bengale. Dennoch hat auch hier die Mission mehr von den noch verhältnißmäßig kräftigeren Bergvölkern zu erwarten als von den durch solche Halbkultur verdorbenen Bewohnern der Ebene. Die ersten Wurzeln der Mission in Assâm reichen schon bis vor die Zeit der britischen Eroberung zurück.

Im Jahre 1820 lebte in dem britischen Grenzplatz Goalpara ein britischer Kommissär, Namens Scott, dem das geistliche Elend des Volkes von Assâm ans Herz ging, noch mehr aber einem seiner Untergebenen, dem jungen schottischen Ingenieur Rae, der zu gleicher Zeit selber die Gnade Gottes auf ausgezeichnete Weise kennen lernte. Er wandte sich an die **Baptisten**-Missionare zu Serampûr, die kurz zuvor das Neue Testament in die assâmische Sprache hatten übersetzen lassen, trat in ihre Missionsschule und konnte schon nach 6 Monaten, am 16. Juli 1829, als der erste Friedensbote nach Assâm sich aufmachen, wo er sich niederließ zu Goahatty. Die Anfänge der Mission aber wurden durch manche Schwierigkeit gehemmt, und erst 1836 konnten die 6 Erstlinge getauft werden. Um dieselbe Zeit wurde eine zweite Station zu Naugong (Nowgong) angelegt, das aber schon 1841 an die amerikanischen Baptisten abgetreten wurde. Dasselbe geschah bald darauf (?) mit der älteren Station Goahatty.

Die **nordamerikanischen Baptisten** kamen von Barma her und hatten es namentlich auf die weitverbreitete Nation der Laos oder Schan abgesehen, zu welcher auch die Katschari sowie die Ahom (Abor?), die Khamti und Singpho im nordöstlichen Assâm gehören, und ließen sich anfangs zu Sadiya am Kandil(Karil)nallah, nicht weit von der nordöstlichen Grenze, von wo ein offener Verkehr mit dem gleichfalls zur Hälfte von Schan bevölkerten Yünnan in China besteht, nieder.

Der Ort selbst liegt am Ende des Assâmthals mitten in einer weiten, von Bergen umgebenen und nur gegen Südwest eine Oeffnung zeigenden Ebene, eine halbe Stunde vom Brahmapûtra einwärts und etwa 4 Stunden östlich vom Zusammenfluß desselben mit dem großen Dihong. Das Klima ist gemäßigt und gesund und der Boden ungemein fruchtbar, die Bevölkerung aber dünn, wie in Assâm überhaupt, infolge der früheren entvölkernden Kriege namentlich mit Barma. Sie besteht meist aus Assâmern, die einen bengalischen Dialekt sprechen; in der Nähe gibt es einige Dörfer der Khamti, während die Hauptmasse der Schan und Singpho im Osten das ganze Gebiet zwischen hier und Barma innehaben. Im Norden dehnen sich bis Butan die beiden großen Völkerschaften der Miri und Abor aus, letztere den amerikanischen Indianern sehr ähnlich.

Hier also ließen die von Mâlmên nach Kalkutta gekommenen Missionare Brown und Cutter, von der englischen Regierung bereitwillig unterstützt, im März 1836 sich nieder, errichteten unter mancherlei Schwierigkeiten Schulen in dem von etwa 4000 Assâmern und Khamti bewohnten Distrikt, suchten auf die umwohnenden Stämme der Singpho und Naga einzuwirken und dachten bereits an Anlegung einer zweiten Station im Bereiche der letzteren. Ihre Wirksamkeit in der Schule und ihre Uebersetzungsarbeiten hatten Fortgang. Oefters machten sie auch weitere Reisen den Brahmapûtra hinab und predigten in den ferneren

Dörfern das Evangelium, während sie in den näher gelegenen, Derschon und Bosal, Schulen einrichteten. So schien sich alles glücklich anzulassen, als am 28. Jan. 1838 Sadya unvermuthet von 600 räuberischen Khamti überfallen, abgebrannt, und was ihnen in die Hände fiel niedergemetzelt ward. Doch gelang es der Besatzung, das Fort zu halten und die Feinde zu vertreiben, und auch die auf einem Nachen auf den Fluß geflüchteten Missionare, deren Häuser nicht angezündet wurden, retteten sich in die Festung. Seitdem aber war die ganze Gegend in beständiger Aufregung, und da Sadya auch von den britischen Beamten und der Besatzung verlassen wurde, wählten die Amerikaner Dschaipûr (Jypore), einen ehemals befestigten Platz südlich von Sadya am Ufer des Borhi-Dihing und am Fuße der von den Naga bewohnten Berge, zu ihrem Sitz. Von Dschaipûr aus machte Missionar Bronson im Jan. 1839 seine erste Missionsreise zu den Nam-Sang-Naga im S.-O., deren fleißige und arbeitsame Weiber in hoher Achtung stehen, während die der Assâmer die nichtswürdigsten Geschöpfe sind. Die Naga haben keine Priester und Tempel, opfern aber bösen Geistern, vor denen sie eine abergläubische Furcht haben. In einem Bergdorfe derselben, wo er eine freundliche Aufnahme fand, hatte der Missionar Gelegenheit, die Leichen-Ceremonien einer vor sechs Monaten — denn so lange behalten sie die Leiche im Hause — verstorbenen Häuptlingsfrau mit anzusehen.

Am Morgen wurden zwei große Büffel, mehrere Schweine und viele Hühner geschlachtet, und es wurde ein berauschendes Getränk, „Modh," das sie in großer Menge aus Reis brennen, getrunken. Gegen Mittag trafen Schaaren von Naga aus den benachbarten Dörfern phantastisch gekleidet und kriegsgerüstet ein. Nach einer Musik mit größeren und kleineren Handtrommeln, die mit den andern Trommeln eine Art Harmonie bildeten, marschirten sie zu dem Hause, wo die verwesende Leiche lag, jeder mit Schild, Speer und Hacke versehen. Dort fingen sie mit wunderbarer Regelmäßigkeit des Schrittes und der Stimme zu singen und zu tanzen an, und zwar sangen sie in der Sprache der Abor, von denen sie alle ihre Gesänge haben sollen, etwa Folgendes: „Welche Gottheit hat unsre Freundin weggenommen? Wer seid Ihr? Wo weilt Ihr? Im Himmel, oder auf der Erde, oder unter der Erde? Wer seid Ihr? Zeigt Euch uns. Hätten wir von Eurem Kommen gewußt, wir würden Euch gespießt haben." Das wurde zuerst vom Anführer gesungen, worauf die ganze Gesellschaft mit einem Jaruf antwortete, während sie ihre glänzenden, gewaltigen Speere zum Himmel schwangen, um den bösen Geist, der den Tod verursacht haben soll, herauszufordern. Der Anführer fährt dann fort: „Wir wollten Euch in Stücke hauen und Euer Fleisch essen." — „Ja," antworten die Krieger, wie schlachtdurstig ihre Hacken schwingend: „Hättet Ihr Euer Kommen gemeldet und uns um Erlaubniß gefragt, wir hätten Euch Ehre erwiesen; weil Ihr aber heimlich uns jemand entrissen habt, so fluchen wir Euch nun." — „Ja," rufen die Krieger, und so geht's fort mit Abänderungen und häufigen Wiederholungen. Lärmende Musik und Tanz währte fast die ganze Nacht hindurch, und am größten Theil des folgenden Tages wurden die Ceremonien des vorigen wiederholt. Bei Sonnenuntergang aber kam eine große Schaar junger Weiber und umgaben die Leiche, die sie ganz mit Blättern und Blumen bedeckten, worauf sie zu einem kleinen Hügel getragen und unter den Festlichkeiten des Volkes verbrannt ward, und hiermit endete das traurige Schauspiel.

Nach dem Eintreffen neuer Mitarbeiter im Jahre 1840 besuchte Bronson die Bergdörfer zum zweiten mal, ward abermals günstig

aufgenommen, und so konnte man bereits auf eine Niederlassung im Gebirge selbst denken, während in Dschaipur vor 100 regelmäßigen Zuhörern assâmisch gepredigt, eine Schule von 25 Kindern besucht ward, und auch die bei den Theepflanzungen gebrauchten Chinesen ein günstiges Arbeitsfeld darboten. Im nächsten Jahre erfolgte die Anlegung zweier neuen Stationen zu Rangpûr (Rungpore) oder Sibsagor, dem nunmehrigen Hauptort für das obere Assâm, um diese Zeit begründet, und zu Naugong, 6 Stunden südlich von Tespur (Tezpore) in einer großen Ebene am Kallang. Von dort aus wurde das Land hinab bis nach Goahatty besucht, wo nachher Missionar Barker seinen Sitz nahm, um das Werk der englischen Baptisten fortzuführen. Die Station in Dschaipûr aber wurde Ende 1842 und anfangs 1843 durch mehrere Anfälle der Singpho gegen die Dörfer jener Gegend in Gefahr und Schrecken gesetzt, und nicht lange danach (im Herbst 1843) verlassen, so daß im Jahre 1845 Sibsagor, Naugong und Goahatty mit vier Missionaren und ihren Frauen nebst vier Nationalgehülfen besetzt waren. Zwar hatten bis dahin nur wenig Eingeborene das Evangelium angenommen; aber in der Uebersetzung und dem Druck der Heiligen Schrift so wie im Schulwesen waren doch merkliche Fortschritte gemacht worden; die Schule zu Naugong hatte 100 Schüler, und das Waisenhaus daselbst zählte 14 Kinder. Auch in Goahatty erblühte die Schule, selbst von ferne kamen dort einmal dringende Bitten um Unterricht. Noch zugänglicher als die Assâmer waren indeß die Katschari, das arbeitsamste und kräftigste Volk von Assâm, die den Namen der Karenen von Assâm noch weit mehr verdienen, als die wilden, kriegerischen, uneinigen und zerstreuten Naga. So langte im Jahre 1854, wo von Goahatty berichtet werden konnte, daß die Wahrheit schon in ansehnlichem Maße verbreitet sei und die Vorurtheile des Volkes an vielen Orten schwinden, so daß ein Geist des Forschens sich rege, auch eine Gesandtschaft von 12 Männern der Katschari aus einer Entfernung von zwei Tagereisen daselbst an, hielt sich über einen Monat auf und besuchte den Missionar häufig in seinem Bungalow. Sie waren Vorsteher der Dörfer und konnten lesen und schreiben; bevor sie wieder abreisten, waren sie völlig von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und bereit, dasselbe anzunehmen, forderten auch den Missionar auf, in ihre Dörfer zu kommen, und versprachen aus allen Kräften dahin zu wirken, daß das Volk ihn anhören sollte. Auch die Assâmer um Naugong bezeigten um diese Zeit ein großes Verlangen nach Schulen; trotzdem aber wollten sie freilich nicht das Geringste daran wenden, oder Lehrer und Bücher bezahlen, während sie zur Erhaltung des Götzendienstes unglaubliche Summen beisteuern. Leider war es wegen Mangels an Arbeitern nicht möglich, die angefangene Stationskette den Brahmaputra entlang fortzusetzen, und so beschränkten sich 1856 die Missions-Niederlassungen der amerikanischen Baptisten noch auf die drei bereits 1846 bestehenden, auf denen sich acht männliche und neun weibliche Missionare, sowie sieben eingeborene Gehülfen in Thätigkeit befanden. Jede Station hat eine kleine Gemeinde Gläubiger um sich gesammelt, zusammen 79 volle

Mitglieder, deren größter Theil den Frieden durch den Glauben an den Erlöser gefunden hat. Fünf Schulen zählten im Jahre 1856 im ganzen 117 Zöglinge und ein Waisenhaus 50 Knaben und 15 Mädchen. Eine Druckerei ist seit Jahren in voller Thätigkeit, und die Bücher werden mit großer Begierde auch in den dortigen Regierungsschulen angenommen. Fast kein Tag aber vergeht, wo nicht aus zum Theil großer Entfernung Leute zu den Missionaren kommen, weil sie gehört hätten, daß die „Padri Sahib" religiöse Bücher austheilen. Die eingeborenen Gehülfen sind der Mission von großem Nutzen. Unter ihnen zeichnete besonders Nidhi Levi zu Sibsagor, die Erstlingsfrucht dieser Mission, durch seine lebendige Frömmigkeit und wahrhaft christliche Liebenswürdigkeit, sowie durch die Beharrlichkeit, mit welcher er das Heil seiner Landsleute zu fördern suchte, sich aus. Er hat mehrere Lieder gedichtet, welche die eingeborenen Christen sehr lieben, und auch einen zur Verbreitung wohlgeeigneten Traktat gegen den Hinduismus geschrieben. Zwei andere junge Assâmer kehrten in dem genannten Jahre nach einem längeren Aufenthalt in Nordamerika mit neuen Missionaren in ihre Heimat zurück.

Soweit reichte die in der ersten Auflage dieses Werkes gegebene Darstellung der amerikanischen Mission in Assâm. Ueberblicken wir noch einmal die ersten beiden Jahrzehnte derselben, so zeigt sich allerdings eine ganz andre Entwickelung als man sie erwartete. Es waren die ursprünglich uncivilisirten Bergvölker jenes Gebietes ins Auge gefaßt, und man hatte wohl gehofft, hier ähnliche Erfolge zu finden wie unter den jedenfalls verwandten Karenen. Trotz aller Versuche aber war es nicht gelungen, bei jenen Stämmen Assâms irgend eine weitergehende Bewegung zum Christenthum hin hervorzurufen. Das hauptsächlichste Hinderniß war wohl die tödtliche Fieberluft jener Bergdistrikte, die den Missionaren einen längeren Aufenthalt daselbst nicht gestattete. Eingeborne Gehülfen aber konnten, wie es scheint, nicht die Arbeit der letzteren ersetzen. So beschränkte sich denn diese Mission mehr und mehr auf die hinduisirte und durch den Bann der Kaste gehaltene Bevölkerung der Ebene, und das ganze Werk gewann zuletzt den Charakter, der uns auf so vielen Stationen in Vorderindien entgegentrat. Eine kleine Gemeinde sammelt sich zum Theil aus nicht Ortsansässigen oder aus solchen, die in den Dienst der Missionare getreten sind — ein Waisenhaus sorgt dafür, daß sie Zuwachs erhält. Es zeigen sich manche erfreuliche Erfahrungen — daneben aber kommen auch wieder ernste Sichtungen, in denen ein Theil der Bekehrten wieder abfällt oder ausgeschlossen wird.[1]) Im ganzen aber bleibt der Kern der Bevölkerung noch ganz hart gegen das Christenthum verschlossen. Nach Art der Baptisten überhaupt wurde die missionirende Thätigkeit nicht nur auf die Heiden, sondern auch auf die europäischen Christen, die sich im Lande aufhielten, ausgedehnt, und ein Theil der oben angeführten Mitglieder bestand aus solchen. So bildeten z. B. im Jahre

[1]) Da ist einmal die Rede von dem „Greuel der Verwüstung", ein ander mal findet sich, daß in den Gemeinden der alte Sauerteig der Unkenschheit sich in furchtbarer Weise offenbart u. s. w.

1855 nur 11 Eingeborne neben 13 Engländern die Gemeinde zu Goahatty, während zu Sibsagor 5 der letzteren Nation unter den 25 Mitgliedern waren. — Neben der Schule wurde die Reiseprediget und Vertheilung von Traktaten als Missionsmittel angewendet. Leider lauten die Berichte darüber zuweilen wie in folgendem Beispiel: „Vor fast 4000 Personen wurde in dieser Stadt zu verschiedenen Zeiten gepredigt. Alle Klassen hörten im ganzen anständigerweise zu. Aber es gab keine Bekehrungen und keinen, der ein Inquirer genannt werden könnte. Ungefähr 300 Traktate und Theile der heil. Schrift wurden vertheilt, aber die Leute waren meist nicht willig sie anzunehmen.[1]) — Auf solchen Reisen kam man denn auch dann und wann in Berührung mit Bergstämmen — aber ohne daß auf sie nachhaltiger Einfluß geübt werden konnte. Viel Arbeit wurde auf die Presse verwendet, die eine ansehnliche Literatur in besonders assämischer Sprache (die der bengalischen nahe verwandt ist) herstellte. Auch erschien ein illustrirtes Monatsblatt. Von den Sprachen der Bergstämme, scheint es, war nur in die der Katschari bereits einiges übersetzt.

Um den Anfang des folgenden Jahrzehnts war die ganze Mission sehr zurückgegangen. Der amerikanische Krieg verhinderte in den nächsten Jahren den Aufschwung. Die Wogen der damaligen allgemeinen Erweckung drangen auch bis in jenen Winkel der Erde vor, aber ohne viel Erfolg zurückgelassen. Die Station Goahatty war unbesetzt. Zu Naugong waren nur noch 5 Mitglieder der Gemeinde vorhanden, in Sibsagor nur eines. Um jene Zeit war Naugong neu besetzt, und die benachbarten Mikir[2]) zeigten ein gewöhnliches Interesse für die Mission und kamen oft auf die Station, obgleich die Assämer sie auf allerlei Weise fernzuhalten suchten. Der eine Missionar, der ihnen oftmals in ihre Berge folgte, opferte dabei seine Gesundheit. Ein anderer wurde speziell zur Arbeit unter den Mikir auf der genannten Station angestellt, der dort eine Schule für Knaben dieses Stammes eröffnete und sich an die Erforschung der Sprache machte. Wirklich konnte schon 1863 der Erstling der Mikir getauft werden und zwar eine angesehene Persönlichkeit, ein Mazadur, d. i. ein von der Regierung über einen ganzen Distrikt angestellter Beamter, der auf das Volk den ausgedehntesten Einfluß hat.

Unter mancherlei Hindernissen, wie Krankheit und Erholungsreise des Missionars Scott, blieb doch die Mikirschule zu Naugong im Gange, und einige von den Schülern erhielten die heil. Taufe. Gegen Ende des vorigen Jahrzehnts zählte die Gemeinde auf jener Station 31 Glieder, unter denen leider jener Erstling der Mikir, der in grobe Sünden zurückgefallen, sich nicht mehr befand. Ueberhaupt zeigen die neueren Berichte viel mehr von der großen Schwachheit jener jungen Christen, als man nach den ziemlich idealisirten früheren Berichten hätte ahnen können.

[1]) A. B. Annual Report 1856, p. 89.

[2]) Folgende Züge derselben mögen hierbei erwähnt sein. Starke muskulöse Gestalten, arbeitsam, sprichwörtlich friedliebend. Sie kämpfen nie, fliehen vor jedem Feinde. Auch unter einander bewahren sie die größte Eintracht. Nie hört man in ihren Dörfern Zank und Streit. Ihre Zahl wird auf 30 bis 40 000 geschätzt.

In der mit dem Miasma moralischen Giftes erfüllten Atmosphäre lauert dem geistlichen Leben überall ein mächtiger boshafter Feind auf. Jeder Tag treuen Lebens dieser armen schwachen Jünger ist kaum ein geringeres Wunder der göttlichen Gnade, als die erste Erweckung zu einem neuen Leben. Man kann sich unmöglich den Druck vorstellen, der über jeden bekehrten Heiden kommt, sowohl um überhaupt die Bekehrung zu hindern, als auch hernach die Reinheit zu zerstören" [1])

Um jene Zeit wurde denn auch die lang verwaiste Station Goahatty wieder mit einem Missionar besetzt, nachdem die kleine Gemeinde dort unter einem eingebornen Prediger Jahre lang nur kümmerlich ihr Leben gefristet hatte, und außer allen übrigen Versuchungen auch noch denen, die seitens des Brahmo Somadsch an sie herantraten, ausgesetzt gewesen war. In derselben finden sich ein paar Garro erwähnt — ich kann nicht angeben, wie diese Leute von dem kriegerischen Stamme, der in vielen Hinsichten das Gegenstück zu den Mikir bildet, dazu gekommen waren. Ueberhaupt habe ich (infolge einer Lücke im Material) nicht die Motivirung für den folgenden merkwürdigen Umschwung. Schon im Jahre 1867 finden wir unter dem genannten Stamme die Thüren für das Evangelium weit aufgethan. Eine besondere Station, Goalpâra, wird behufs der Mission unter demselben gegründet. In einem südlich gelegenen Dorfe Radschasimala findet sich eine große Bereitwilligkeit für das Christenthum. Schon im folgenden Jahre ist die Zahl der Garro-Christen auf 72 gestiegen. Welch wundervoller Anblick: 25 dieser Wilden steigen zur Taufe in die Fluten hinab, und hernach sitzen ihrer 72 in andächtigster Weise beisammen, um das Mahl des Herrn zu feiern. Und es blieb nicht blos bei jenem einen Punkte. Auch in andern Dörfern entstanden Erweckungen, und besonders an den Plätzen, wo sich die Garro in großer Zahl zu regelmäßigen Märkten versammeln, fand sich Gelegenheit, erfolgreich das Evangelium zu verkündigen, wozu der Missionar auf öfteren Reisen mit seinen Gehülfen sich einfand. Bald wird eine zweite Außenstation, Damra, mit einer christlichen Gemeinde von 80 Gliedern erwähnt, sowie die Einrichtung einer solchen in dem noch südlicher gelegenen Tura, von wo aus ein paar als Vaccinatoren von der Regierung angestellte christliche Garro zu gleicher Zeit sich die Ausbreitung des Evangeliums angelegen sein lassen.. Auf der Hauptstation ist eine Normalschule errichtet, manche andere Schulen in den Bergdörfern, die durch reichliche Beiträge der Regierung unterstützt werden. Die Bewegung dauerte fort. Immer noch drängten sich Taufbewerber herzu, die aufs bereitwilligste ihren alten Dämonendienst aufgaben, aber auch der alten Gewohnheit des Trinkens zu entsagen versprachen. Nach dem Berichte von 1874 war die Zahl der Bekehrten, die mit Goalpâra in Verbindung standen, auf 286 gestiegen; im folgenden Jahre erreichte sie schon 400.[2])

Aber auch von Goahatty aus ist nach Wiederbesetzung dieser Station eine erfolgreiche Thätigkeit unter den Garro eröffnet. Auch

[1]) A. B. Report, 1869, p. 56.

[2]) Auch der neuste Jahresbericht (1878) berichtet von Fortschritten. In einem Jahre waren 132 Personen getauft. Bei dieser weitgehenden Bewegung scheint man mit der Ertheilung der Taufe weniger Schwierigkeiten als sonst gemacht zu haben. Schon das Aufgeben des Dämonendienstes wurde als „Früchte der Buße"

von dort sind Schulen und Gemeinden in den benachbarten Bergdistrikten gegründet. Die Zahl der Christen war (1875) 102. Die Assâmer aber blieben wie immer hart gegen das Evangelium.

Die von Naugong aus unter den Mikir betriebenen Arbeiten haben sich immer noch vorzugsweise der Schule zugewendet. Die Normalschule hatte damals neben 27 anderen 141 Schüler, die den Bergstämmen angehörten. Obwohl sie nämlich der Mehrzahl nach den Mikir angehören, finden sich doch auch dort Katschari und einige von anderen Stämmen ein. Zehn Schulen sind in verschiedenen Bergdörfern errichtet. Eine größere Zahl von Bekehrten hat zwar aus den Mikir noch nicht gesammelt werden können, doch gehen acht von ihnen bereits als Prediger zu zwei und zweien durch die Waldgegend, um ihren Landleuten das Evangelium zu verkünden.

Die fernste Station, Sibsagor in Oberassâm, wo die Presse in ununterbrochener Thätigkeit blieb, auch die illustrirte Zeitschrift fortgeführt wurde, scheint am längsten jenes erfreulichen Aufschwunges, wie er auf den anderen Stationen sich zeigte, entbehrt zu haben. Dennoch sind auch hier in neuerer Zeit verheißungsvolle Anfänge unter den Bergbewohnern, den blutdürstigen Naga, gemacht worden. Außerdem haben sich dort eine größere Zahl von Eingebornen aus Tschota Nagpûr, die als Arbeiter in den Theeplantagen dorthin gekommen waren, zum Christenthum bekehrt. Wahrscheinlich hatten sie das Samenkorn dazu bereits aus ihrer Heimat mitgebracht. Im ganzen zählte die Station 105 Getaufte. (Auf benachbarten Pflanzungen zu Dibrugurh (garh) befindet sich eine von einem Lokalverein unterhaltene Mission unter den Kolh, welche schon 116 Getaufte zählt.)

So kommt denn schließlich die amerikanische Mission in Assâm mehr und mehr doch dem Ziele nahe, das ihr ursprünglich gesteckt war und das sie für längere Zeit fast aus dem Auge verloren zu haben schien. Mögen die hinduisirten Assâmer der auf sie verwendeten Arbeit gegenüber noch lange hart bleiben, bei den Bergvölkern wird sie immer mehr einen geeigneten Boden finden und immer reichlichere Früchte schaffen.[1])

---

angesehen. Tera ist zur Hauptstation erhoben. In verschiedenen Dörfern der Umgegend gibt es christliche Gemeinden. Etliche eingeborne Gehilfen haben schon ordinirt werden können. Die Garro-Sprache ist grammatisch bearbeitet, und wenn sie auch früher oder später durch das Bengali oder Assâmi verdrängt werden dürfte, so ist sie doch jetzt das beste Mittel dem Volke nahe zu kommen.

[1]) Die statistische Uebersicht von 1878 zeigt Folgendes:

Stationen.	Zahl der Kirchen.	Mitglieder. Hindu.	Von den Bergstämmen.	Kolh.
Goalpâra	8	—	610	—
Tura	1	—	7	—
Goahatty	1	45	197	—
		91		
Naugong	1			
Sibsagor	1	31	—	85
Auf den Nagabergen	1	—	10	—
			1058.	

Nur vorübergehend war ein Missionsunternehmen, das, unterstützt von englischen Beamten, durch Basler Missionare ausgeführt werden sollte, die auf Veranlassung des Dr. Häberlin in Kalkutta berufen wurden. Der erste derselben, Merk, traf 1847 ein und begann seine Arbeiten zu Tespûr (Tezpore) im Distrikte Dharrang. Er erkannte bald, daß sich seine Hauptthätigkeit auf die Katschari zu erstrecken habe. Doch ehe er viel Früchte sehen durfte, wurde er mit der Hauptstütze der Mission, dem Kapitän Gordon, durch Krankheit zur Rückkehr nach Kalkutta genöthigt, wo er später in den Dienst der Church Missionary Society trat. An seine Stelle traten 1849 die beiden Basler Brüder Hesselmeier und Däuble. Letzterer sollte unter den Katschari wirken, wendete sich aber bald den Baptisten zu, wurde selbst wieder getauft und arbeitete mit ihnen zu Naugong bis zu seinem Tode 1853.

Hesselmeier arbeitete unter großen Mühen, allein angewiesen auf die nicht bestimmten Unterstützungen einzelner Gönner. Er sammelte mit viel Ausdauer zu Tespûr eine kleine Gemeinde, zu der auch bekehrte Katschari gehörten. Mit der Zeit scheint jedoch seine isolirte Stellung unhaltbar geworden zu sein, denn seit 1862 finden wir ihn bereits im Dienste der Propagation Society.

Diese Gesellschaft begann ihre Wirksamkeit in Assâm erst mit dem Uebertritt des deutschen Missionars, der seine, inzwischen auf einige 80 Mitglieder gewachsene Gemeinde mit hinüber brachte. Ein zweiter Missionar trat ihm bald zur Seite. Die Katschari wurden nicht aus dem Auge verloren. Zu Tespûr ward eine Normalschule errichtet, im Anschluß an welche eine Reihe von Schulen in den Bergdörfern entstanden. In einigen Dörfern bekehrte sich eine größere Zahl von Katschari, so daß dort Gemeinden unter der Leitung von Katecheten gebildet wurden. Als eine zweite Hauptstation ward 1866 Mungledye (Dharrang) besetzt. Missionar Hesselmeier mußte 1869 krankheitshalber nach Europa zurückkehren und starb zwei Jahre später — ein großer Verlust für diese Mission. Damals zählte die Gemeinde 180 Mitglieder, meist Katschari. Später mußte ein Missionar beide Stationen verwalten, und die Zahl sank auf 163.

Eine besondere Mission wurde in den Sechziger Jahren öfters genannt unter dem Titel: Mission to the Hill Tribes and to the Europeans and natives on the Tea Estates of Assam and Cachar. Ich habe jedoch nichts Näheres über ihre Wirksamkeit erfahren können und finde sie in den Verzeichnissen der Missionsgesellschaften nicht mehr aufgeführt.

4. Die Mission unter den Khasi.[1])

Südlicher als die bereits erwähnten Bergbewohner, da wo der bis zu 12—1500 m aufsteigende Gebirgszug sich allmählich zu der Tief-

[1]) Calwer Missionsblatt 1877, S. 50. Vergl. 1869, S. 25 und 1872, S. 32. Diesen Artikeln folgt unser Abschnitt ausschließlich. Die Original-Missionsberichte der betreffenden Gesellschaft sind nämlich für uns geradezu unzugänglich, da sie nur in Wales'scher Sprache veröffentlicht werden. Es verlohnt sich nicht, die sehr schwierige Sprache um der verhältnißmäßig beschränkten Mission willen zu erlernen. Jene Artikel sind wohl aus englischen Quellen geschöpft.

ebene von Silhet (Sylhatt) herabsenkt, die er von Assâm scheidet, finden wir das Völklein der Khasi, sonst auch Khossia genannt. Ihr Land, die Khassia Hills genannt, ist reicher an Regen als irgend eins der ganzen Erde. Der mit April beginnende S.W.-Monsun bringt hier 600 und mehr Zoll (20—30mal so viel wie in Deutschland), und im Juni regnet es zuweilen 8—10 Tage ohne Unterbrechung. Des Regens wegen baut man die Häuser auf Pfählen.

Als Assâm im Jahre 1826 von Barma an die Engländer abgetreten wurde, bauten letztere mit Bewilligung der Khasi-Häuptlinge eine Straße über das Gebirge nach Silhet.

Der verrätherische Ueberfall eines Häufleins Engländer, von denen drei den Dämonen geopfert wurden, führte dann zu einem langen Kriege, der erst im Jahre 1833 mit der Besitznahme des Berglândchens endete, ohne daß man den Khasi ihre Häuptlinge nahm, daher sie noch immer sich halb und halb als unabhängig betrachten, wie sie denn überhaupt ein freiheitliebendes, männliches und gerades Geschlecht sind. Ihre Zahl wurde früher zu hoch, auf 300 000 Seelen, angegeben. Jetzt schätzt man sie, einschließlich der Bewohner des östlich benachbarten Dschaintia- (Jynteah) Distrikts nur noch auf 150 000.

Die Khasi gehören ethnographisch zu den Indochinesen, wie auch ihre einsilbige, näselnde, mit der von Siam verwandten Sprache zeigt. Die gedrungene Gestalt und der vorstehende Kinnbacken deuten auf mongolische Verwandtschaft. Unsere Quelle zeigt uns den Khasi im Bilde. Da steht er im roth und weiß gestreiften ermellosen Kittel mit unbekleideten Beinen. Er trägt einen netzförmigen Beutel, der seinen geliebten Betel-Kauapparat enthält, und einen eigenthümlichen Korb (Kiepe), den ein um die Stirn geschlungenes Band auf dem Rücken festhält. Keck und sicher tritt der nie gewaschene Herr auf, der am liebsten der Jagd, dem Fisch- und Vogelfang nachgeht und mittlerweile seine Frau arbeiten läßt, damit die Kinder zu leben haben. Dabei kaut er beständig Betel und mißt beim Gehen die Entfernungen nach so und soviel Mundvoll dieses Genußmittels.

Jahrhunderte hindurch war nichts für das Bergvölkchen geschehen, als daß es sich von Brahmanen belehren ließ, kein Rindfleisch zu essen, während doch die Rindopfer fortdauerten. Schweinefleisch aber wird viel verzehrt und berauschendes Getränk in Menge vertilgt. Tempel und Götzenbilder haben die Khasi nicht; wohl aber eigenthümliche Steinmonumente, die an die Heiligthümer der Druiden erinnern. Auf den Bergen und an den Wegen findet man längliche Steinplatten, etliche 10 Meter hoch senkrecht aufgepflanzt, während andere, auf untergelegten Steinen wagerecht gerichtet, Bänken oder niederen Tischen gleichen. Sie nennen diese Malsteine „Mau". Sie erinnern zum Theil an Verstorbene, die an dem betreffenden Orte begraben wurden, zum Theil an bedeutende Ereignisse, die dort stattfanden, wie z. B. Mausmai, „Mal des Eides", die Stätte bezeichnet, wo zwischen verschiedenen Stämmen Friede geschlossen wurde. Ueberall aber spielt der Glaube an die Dämonen (die auch hier mit den abgeschiedenen Seelen identisch zu sein scheinen) dabei seine Rolle. Jedes Jahr in der heißen Zeit errichtet

man neue Steine.
Feuer darüber an
Gestein. Dann löse
Mühe auf dem Ort
Die Hauptfeste
feiert, wenn man
Der Geist des Tod
schwichtigt, wenn
wurde, um die See
erkennen die Khasi
als Gnadenspenderin
Baum, durch welch
die Geschichte vom
Menschen und plagt
übrigen weiß der
von selbst so, denn
übers Meer, jeder
hatte sich beim Schn
Meer fiel. Daher
entbehrt sie.
Bald nach Unt
von Sirâmpûr dort
unterrichten, übersetzt
druckten es mit beng
lernen, und so lag
Im Jahre 184
Methodisten, Welsh
Mission der Sirâm
Tscharrapundschi
errichteten. Von dor
breitung eines guten
für ihre Schrift die e
Neue Testament samt
1854 haben sie ihre
gedehnt und sind jet
(Singteng) mit einan
bringt.
Dazu trägt freil
Regierung hier — geg
angedeihen läßt. Als
opfer ein Aufstand
straffer anzuziehen.
derentwillen der Kam
auch das christliche
1862 nicht ohne Mü
Regierung, wie mit
durch Gewalt auszuk
damals etwa 2600 M

man neue Steine. Man macht Einschnitte in den Felsen, zündet ein Feuer darüber an und gießt hernach kaltes Wasser auf das glühende Gestein. Dann lösen sich die Riesenstücke und werden mit unendlicher Mühe auf dem Orte ihrer Bestimmung aufgepflanzt.

Die Hauptfeste werden durch Essen und Trinken und Tanz gefeiert, wenn man die Asche eines Todten in das Familiengrab legt. Der Geist des Todten wird aber noch fort und fort durch Opfer beschwichtigt, wenn auch gleich nach dem Tode ein Hahn geschlachtet wurde, um die Seele zu Gott zu führen. Einen Schöpfer Nongthaw erkennen die Khasi an, ohne ihn je anzurufen, während seine Gattin als Gnadenspenderin beständig verehrt wird. Eine Sage vom verbotenen Baum, durch welchen einst Gott und Menschen verkehrten, klingt an die Geschichte vom Paradies an. Gegenwärtig zürnt Gott mit dem Menschen und plagt ihn durch die Ksuid, das sind die Geister. Im übrigen weiß der Khasi, daß er wenig oder nichts weiß. Das kam von selbst so, denn vor Alters schwammen ein Bengali und ein Khasi übers Meer, jeder mit seinem Buche im Munde. Der letztere aber hatte sich beim Schwimmen so sehr anzustrengen, daß das seine ins Meer fiel. Daher hat nun der Bengali Buchweisheit und der Khasi entbehrt sie.

Bald nach Unterwerfung des Khasilandes suchten die Baptisten von Sirâmpûr dort Eingang zu finden, fingen an die Waldleute zu unterrichten, übersetzten das ganze Neue Testament in ihre Sprache und druckten es mit bengalischen Lettern. Es wollte nur fast niemand lesen lernen, und so lag die Ausgabe unbenutzt da.

Im Jahre 1840 aber kamen Missionare aus Wales (calvinische Methodisten, Welsh Calvinistic Methodists), welche die aussterbende Mission der Sirâmpûrer übernahmen und nahe bei dem Hauptorte Tscharrapundschi (Cherrapoonjee) ihre erste Station Nongsâlia errichteten. Von dort aus ließen sich die Missionare beharrlich die Verbreitung eines guten Schulunterrichtes angelegen sein. Sie wählten für ihre Schrift die einfacheren lateinischen Lettern, in welchen jetzt das Neue Testament samt etlichen Dutzend anderer Bücher gedruckt ist. Seit 1854 haben sie ihre Schulen auch über das Dschaintialändchen ausgedehnt und sind jetzt so weit durchgedrungen, daß die Häuptlinge (Singteng) mit einander wetteifern, wer die beste Schule zu Stande bringt.

Dazu trägt freilich auch die Förderung mit bei, welche die britische Regierung hier — gegen ihre sonstige Gewohnheit — der Missionsschule angedeihen läßt. Als im Jahre 1860 infolge des Verbots der Menschenopfer ein Aufstand ausbrach, suchte die Regierung die Zügel etwas straffer anzuziehen. Es wurde den Khasi eine Steuer auferlegt, um derentwillen der Kampf freilich um so heftiger entbrannte. Dabei wurde auch das christliche Dorf und die Kapelle niedergebrannt. Als aber 1862 nicht ohne Mühe die Ruhe wieder hergestellt war, erkannte die Regierung, wie mit diesen Leuten besser durch sanfte Unterweisung als durch Gewalt auszukommen sei, und überwies den Betrag der Steuer, damals etwa 2600 Mark, an die Missionare zur Förderung des Schul-

wesens. Die Erfolge dieser Maßregel waren recht befriedigend. Die früher scharf getrennten einander befehdenden Häuptlinge und Stämme sind sich nun näher gerückt. Die Kultur macht im Lande Fortschritte. Neben dem altherkömmlichen Reis bildet die neu eingeführte Kartoffel ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die vielen Theepflanzer, die sich im Berglande niedergelassen haben, gewinnen an den christlichen Khasi fleißige vertrauenswerthe Arbeiter.

Die 19 Kirchen des Ländchens zählen jetzt etwa 1000 Glieder, die Gottesdienste werden von der doppelten Zahl besucht. Außer den 60 Dorfschulen, in denen 2000 Kinder unterrichtet werden, versammeln die Sonntagsschulen ihrer 1500. Die Schulmeister werden auf der Hauptstation Nongsâlia gebildet. Jedes Jahr können 16—18 neue Lehrer und Lehrerinnen in die Dörfer ausgesandt werden. Zwölf Stunden nördlich von diesem Hauptdorfe liegt — mehr als 2000 m über dem Meeresspiegel — die gesunde Station Schillong, welche das reiche Thal des Brahmapûtra überschaut und zur Hauptstadt der neugebildeten Provinz Assâm bestimmt ist. Auch hier wirkt nun ein Missionar, der freilich unter der zusammenströmenden Mischbevölkerung eine schwerere Aufgabe zu bewältigen findet als unter den einfachen Waldleuten. Die dritte ist Schella, ein ungesundes Dorf mit der Aussicht auf die bengalische Tiefebene. Hier kann der Häuptling, obwohl noch nicht bekehrt, bei einer festlichen Gelegenheit 100 Christen zum Essen einladen, was ihm immer ein paar Schweine kostet. Er besucht auch fleißig den Sonntagsgottesdienst. Die vierte (Dschaintia-) Station liegt gegen Osten in Dschiwai und hat schon einen Absenker in ein noch östlicheres Ländchen Bhoi, wo bereits ein Christ mit etlichen 20 Jünglingen, die er unterrichtet, das Neue Testament in der Khasi-Sprache liest.

Die Besucher dieer Mission geben ihr ein gutes Lob. Ein solcher schreibt: „Ich benutzte die Gelegenheit, an einem Sonntagnachmittag einem Khasigottesdienste beizuwohnen. Der Prediger war nicht ein europäischer Missionar, sondern ein Eingeborner. Die Kapelle war mit etwa 300 Personen beider Geschlechter gefüllt, von denen die meisten bereits Christen, andere aber auch noch Heiden waren. Die Khasi sind ein musikalisches Volk, und ihre Frauen namentlich haben schöne Stimmen, so daß der wohlklingende Gesang von großer Wirkung war. Sie schienen sich der herrlichen Freiheit des Evangeliums von ganzem Herzen zu freuen."

Selbst die Heiden ertheilen zuweilen den Bekehrten das Lob, daß sie — eins ins anderegerechnet — doch die besten Leute im Lande seien. Darum haben jedoch die Verfolgungen der Uebertretenden noch nicht aufgehört. Namentlich tyrannisiren die Mütter ihre Söhne und suchen sie beim Dienst der Geister fest zu halten. Auch die Häuptlinge haben ihre besonderen Anfechtungen, wenn sie das alte Herkommen verlassen. So hat dem Thronfolger des 1875 gestorbenen Fürsten (Siim) von Tscharrapundschi sein Bekenntniß zum Christenthum die irdische Krone gekostet. Er hatte als der erbberechtigte Schwestersohn bereits lange im Namen seines Onkels die Verwaltung geführt. Nun er jedoch selbst die Siimwürde empfangen sollte, wurde von den Heiden verlangt, daß

er, um den Geisterdienst bei den Volksfesten leiten zu können, zum Brauche seiner Väter zurückkehren müsse. Gegen einen dahin gehenden Beschluß appellirte er vergeblich beim Vizekönig. Die Feinde suchten ihm sogar sein Hofgut zu entreißen. Aber er blieb fest und ließ lieber die Herrschaft als sein Christenthum fahren. Er schrieb damals an seinen alten Freund, den Missionar Lewis: „Des Herrn Wille geschehe, und wie er mir Kraft beschert, will ich fest zu ihm stehen. Werde ich auch nackt ausgezogen, so wird sich das ertragen lassen; habe ich doch Jesum zu eigen." Er leitete mittlerweile den Bau einer neuen Kirche zu Tscharrapundschi, für den die arme Gemeinde 3000 Mark zusammengebracht hatte. — Seine Gattin aber, die einst selbst eine Verfolgerin, durch den christlichen Tod ihres Sohnes jedoch zur Bekehrung gebracht worden war, schreibt: „Wir werden zwar wegen unseres Glaubens verspottet und verfolgt, ich leide aber gern für den lieben Heiland, der sich auch für uns hat schlagen, anspeien und kreuzigen lassen. Unter dem allen bin ich glücklich, Euch melden zu können, daß die Sache Jesu Christi auf diesen Hügeln und in Dschaintia das Reich Satans beinahe überwunden hat. Denn fast jedermann sieht die Schönheit des Christenglaubens ein. Was wir aber brauchen, ist, daß der Geist ausgegossen werde, wie am Tage der Pfingsten. O wie verlangt es mich, das noch zu sehen so lange ich lebe."

5. Barma, das britische und das unabhängige.

Das eben betrachtete Bergland der Khasi hat im Osten seinen Anschluß an das Hochplateau von Manipûr, das als ein Gebirgsknoten andere Ketten nach Nordosten, andere nach Süden sendet. Folgen wir den letzteren. Zahlreiche parallele Züge erfüllen ein weites Gebiet mit wildem Waldgebirge. Weiterhin tritt eine Kette immer mehr (unter dem Namen Yomadung[1]) hervor, die, zunächst gleichlaufend mit der Küste, zuletzt sich derselben nähert und die Küstenprovinzen von der breiten Tiefebene des Irawaddi scheidet. Betrachten wir zunächst jene Provinzen: Tschittagong, die kleinere im Norden, und Arakan, die größere im Süden.

Tschittagong ist den von Bengalen eindringenden Einflüssen seit langer Zeit so zugänglich gewesen, daß es fast als ein Theil des letzteren Landes betrachtet werden kann. Bengalische Sprache und Sitte ist durchweg herrschend, und auch der frühere Buddhismus ist durch den Brahmanismus unterdrückt, wenn er in dem letzteren auch noch manche Spuren, wie die Lockerung der Kaste u. s. w. zurückgelassen hat. Ein großer Theil der Bewohner gehört dem Islâm, wie schon der Name Islâmabâd anzeigt, den die Hauptstadt neben ihrem alten Namen Tschittagong führt. Die ganze Bevölkerung steht auf sehr niedrigem Standpunkte. Hinsichtlich der politischen Eintheilung wird Tschittagong vollkommen zu Bengalen gerechnet, wie es denn auch schon seit 1760

[1]) Genauer: westliches Yomadung, da das Scheidegebirge zwischen Sittang und Salwên denselben Namen trägt und als östliches Yomadung unterschieden wird.

eine britische Besitzung bildet. Das wenige, was über die Mission auf diesem Gebiete zu sagen ist, wurde daher bereits bei unserer Besprechung über Bengalen mit erwähnt.

Arakan, von den Eingebornen Rakheng oder Roschang genannt, ist ein langer, schmaler Landstrich an der Ostseite der Bai von Bengalen, etwa 200 Stunden lang und gegen Süden immer schmäler werdend von 50 bis zu 4 Stunden Breite. Der Yomadung, wie gesagt, trennt es von der Irawaddi-Ebene und drängt sich im Süden immer mehr ans Meer, bis sein letzter Ausläufer dasselbe mit dem Kap Negrais (Nigrês) erreicht. Von der Küste aus gesehen ist das Land außerordentlich wild und malerisch; das blaue Meer ertönt traurig (?), wenn es sich an den weithin sich erstreckenden Ufern gelben Sandes bricht, und der weiße Schaum, der stets die Wellen krönt, kontrastirt angenehm mit dem lichten Grün der Mangrovewälder, die das Ufer besäumen, und den dunkleren Farben einer Cypressenart, die man gleichfalls nie jenseits des Bereiches der Flut findet. Die hohen, bis an den Gipfel mit finstern, majestätischen Wäldern bekleideten Berge erheben sich von den Ebenen aus in auf einander folgenden Ketten bis zu einer Höhe von 2300 m und darüber. Die Ebenen sind von sehr geringer Ausdehnung und meist begrenzt durch Vorsprünge der niedrigen Bergketten oder von dichten Waldgürteln eingefaßt, die in der unmittelbaren Nähe der See unwandelbar aus Mangrovebäumen bestehen. Die Niederungen sind von zahllosen Bächen durchschnitten, die meist in südwestlicher Richtung von den Bergen herabkommen. Die Küste ist streckenweise sehr von Buchten zernagt mit vorgelagerten Inseln und Untiefen. Die Springflut bildet mit Wasser bedeckte Striche, und diese in Verbindung mit den zahlreichen Meeresbuchten bilden ein Labyrinth von Binnengewässern, das noch immer sehr unvollkommen erforscht ist. Diese dienen statt der Straßen und bieten das Mittel einer raschen Verbindung zwischen den Dörfern. Durch diese Wasserflächen gleitet der Arakane in seinem bedeckten Boot einige vierzig Meilen weit der See parallel, ohne auch nur ein einziges mal seine schwache Barke der heftigen Brandung an der Küste auszusetzen. Der Boden, meist schwarzer Alluvialboden, ist im allgemeinen sehr fruchtbar. Der Humus findet sich in seltener Stärke, denn hier ist Pflanzenwuchs und Pflanzenverwesung Jahrhunderte hindurch fortgegangen. Bei dem feuchten, heißen, freilich sehr ungesunden Klima wächst alles wunderbar schnell. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Pfeffer, Tabak und im weitesten Maße Reis, sind die hier kultivirten Pflanzen. Das Land zerfällt in drei Distrikte. Im Norden das flache Akyab oder eigentlich Arakan; weiter das gebirgige Sandowê (way) mit dem gleichnamigen gesundesten Orte des Landes, und Ramri einschließlich Aeng und die Inseln. Die Distriktshauptstädte sind die einzigen Orte des ganzen Gebiets, die den Städtenamen verdienen. Arakan soll der Ursitz der barmanischen Sprache sein. Es herrscht der Buddhismus, ohne jedoch besondere Stärke zu entfalten; man sieht nur wenige Pagoden und sehr armselige Klöster mit verkommenen Priestern, wie deren etliche sich in jedem Dorfe finden, um die Erziehung der Jugend zu besorgen. Die Tempel sind gemauert,

alle andern Gebäude, sehr wenige hölzerne ausgenommen, bestehen blos aus Bambusflechtwerk. Sonst war Arakan ein unabhängiges Königreich und, so viel sich aus ihren spärlichen Annalen und den Spuren eines ehemaligen besseren Zustandes in der Stadt Arakan entnehmen läßt, einst sehr stark bevölkert; aber die Unterjochung des Landes durch die Barmanen im Jahre 1785 und noch mehr die Wiederunterjochung nach einem allgemeinen Aufstande haben das Land furchtbar entvölkert, so daß es zur Zeit der britischen Eroberung (1826) kaum über 250 000 Köpfe zählte. Diese bestehen aus fünf Klassen, Abkömmlinge von Bengalen, von muhammedanischen Hindostanern (zusammen $^3/_{10}$ der Bevölkerung), Barmanen, $^1/_{10}$ Mugh und Kayan. Die Mugh (Magh?) sind die eigentlichen Arakanen (auch Yikên genannt), den Barmanen nahe verwandt. Sie haben das breite indochinesische Gesicht, kleinen aber kräftigen Bau und sprechen eine einsilbige Sprache mit großem Nachdruck und viel Gestikulationen; die Barmanen sind jedoch im allgemeinen heller und stärker und zeichnen sich durch eine äußerst künstliche Tättowirung aus. — Die Kayan (Kain, Khyeng, Khiaen), welche über die hohen Bergrücken und Waldgegenden zwischen Bengalen und Barma hin zerstreut sind, seit der Eroberung von Arakan aber auch vielfach ihre Berghöhen verlassen und sich in den Ebenen angesiedelt haben, sprechen eine eigene, von den Sprachen ihrer Nachbarn gänzlich verschiedene Mundart. Es sind rohe, aber sanfte, ehrliche und fleißige Leute, die zum Theil Ackerbau treiben, meist aber von Wild leben, das sie mit vergifteten Pfeilen erlegen, und eine große Vorliebe für Hundefleisch haben. Uebrigens sind sie im höchsten Grade unwissend und wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes. Sie verbrennen ihre Todten und glauben, daß ihre Gottheit auf einem hohen Berge wohne, welchen noch kein Barmane betreten habe. Stirbt einer von ihnen im Gebiete der Barmanen, so wird seine Asche zum Fuße des Berges getragen und in heiliger Erde niedergesetzt. Die Kayan haben weder geschriebenes Gesetz noch Buchstabenschrift und leben nach väterlichem Herkommen. Das Gesicht ihrer Weiber ist punktirt, und meist zirkelförmige Figuren sind in dasselbe eingegraben, was ihnen ein häßliches Aussehen gibt. Andere wilde Bergvölker, namentlich die Arengs oder Schendu, an der Grenze von Tschittagong, Manipûr, Assâm und Barma, machen nicht selten räuberische Ueberfälle auf die benachbarten Dörfer, von deren Bewohnern sie deshalb sehr gefürchtet werden. In den Sumpfwaldungen am Koladin im Innern wohnt der Stamm der Kemmi (Kemuï), die zu den Elendesten des Menschengeschlechts gehören. Ein englischer Distriktsbeamter, der im Jahre 1851 auf seinen Amtsreisen ein Dorf derselben im dichten Dschanglewald besuchte, hatte mit den Eingebornen eine Unterredung, zu der sich endlich auch die Frauen einfanden. „Sie waren sehr häßlich", schreibt er, „mit schmalen Vorderköpfen, Schweinsaugen, präsentirten sich beinahe ganz nackend und trugen um ihre Lenden eine Art Gurt von Kupferdraht. Um ihren Nacken hingen Perlen, und in ihren abenteuerlich erweiterten Ohrlöchern staken Rollen rothen Tuches. Alle hatten ein kränkliches Aussehen und aufgequollene Bäuche, obschon Fieber unter ihnen nie herrschen sollen." Bücher

haben die Kemmi keine, und ihre eigene Sprache ist noch nicht in Schrift gebracht. Lange wohnten sie am Koladon und seinen Nebenflüssen, und bis das Evangelium (1848) ihre Sumpfwaldungen durchdrang, waren sie nur ihren Bedrückern, den Schandû (Schendu) bekannt, die, sehr zahlreich und wild, etwa 17 Tagereisen nördlich von ihnen wohnen, und sowohl dem König von Barma als der indobritischen Regierung Trotz bieten, wie denn viele Kemmidörfer trotz des britischen Schutzes von ihnen zerstört worden sind. Die Kemmi dienen Götzen und haben die Sage, daß ein Gott sei, der ihnen vor Zeiten ein Pergamentbuch gegeben. Nachdem es aber von einem Hund verschlungen worden, hätten sie, wie sie den Missionaren sagten, des göttlichen Willens unkundig, auf Bücher gewartet, welche gute Leute wiederbringen würden.

Barma,[1]) das Land der Mranma oder Myamma, nimmt einen bedeutenden Theil der hinterindischen Halbinsel ein, indem es sich nordöstlich von dem eben besprochenen Küstengebiet bis an die Grenzgebirge der chinesischen Provinz Yünnan jenseits des oberen Mekhong erstreckt. Die südliche Hälfte seiner Ostgrenze ist durch Siam bis gegen den Salwên zurückgedrängt. Von den unbekannten Gebirgslandschaften des Sine-schan im Norden reicht es bis an die Gestade des Golfs von Martaban — eine Entfernung von 165 deutschen Meilen. Ein großer Theil dieses etwa 10 000 □Meilen umfassenden Gebiets ist allerdings nicht als eigentliches Barmanenland zu bezeichnen, sondern wird von unterworfenen, tributbaren Stämmen bewohnt, während wir andererseits die überwiegend von Barmanen (resp. barmanisirten Taleng) bewohnte Provinz Pegu, wie schon erwähnt, zu den britischen Besitzungen zählen.

Seiner Bodenbeschaffenheit nach ist Barma hauptsächlich das weite, vom Irawaddi, gleichsam der Pulsader des Landes, durchströmte Becken. Der majestätische Strom ergießt seine Gewässer bald in herrlichen seeartigen Erweiterungen seines Flußbettes zwischen weiten Bergamphitheatern, bald in wilden, tosenden Stromschnellen zwischen Felsengen hindurch und bildet Landschaften, die zu den schönsten der Erde gehören. Mit ihm senkt sich das Land terrassenförmig dem Meere entgegen, durch reiche Kulturebenen, bis der Strom sich in hunderte von Armen zertheilend ein ungeheures Delta bildet. „Das flüssige und das feste Element scheinen hier in fortwährendem Kampfe begriffen. Es ist ein halb überschwemmtes Niederungsland, in allen Richtungen von Wasseradern, Lagunen, Seen und Sumpfwaldungen bedeckt, die Heimat amphibischer Völkerschaften, deren alte Hauptstadt Pegu sich in den umgebenden Wasserflächen spiegelt.“ An dieses große Delta schließt sich das Mündungsgebiet des Sittang, der, im Osten parallel mit dem Irawaddi fließend, von diesem durch ein sanftes Hügelland geschieden wird. Er entleert seine Gewässer in den tief einschneidenden Golf von Martaban,

[1]) Ich bitte hier den Begriff auf das heutige Königreich Barma und die demselben so nahe verwandte Provinz Pegu zu beschränken. Die anderen Theile des britischen Barma haben einen anderen Charakter.

ebenso wie der weiter östlich in gleicher Richtung strömende, von dem letztgenannten durch ein höheres Waldgebirge getrennte und bedeutend stärkere Salwên. Ihn begleitet zur Linken das barmanisch-siamische Scheidegebirge, das die Ostgrenze bildet, wie das oben erwähnte arakanische die Westgrenze.

Barma hat ein heißes Klima; besonders im Mai und Juni ist im Innern die Wärme bedeutend. Während der Regenzeit, die bis September dauert und die ansehnliche Regenmenge von 200 Zoll liefert, mäßigt sie sich auf 20 bis 23° R. Der Pflanzenwuchs geht reißend schnell und mit solcher Macht vorwärts, daß eine Mauer oder ein Gebäude, das nicht glatt mit Mörtel überzogen ist, sich in kürzester Frist mit Gras und Schlingpflanzen bedeckt, so daß es kaum mehr sichtbar ist. Ja die Wurzeln der Pflanzen sprengen mit fast unwiderstehlicher Kraft die Steinmassen großer Bauwerke und arbeiten rastlos an der Zerstörung der vergänglichen Menschenarbeiten. Die großen Flüsse erheben sich in der Regenzeit über ihre Gestade und ziehen meergleich in ihren weiten Thälern dahin, die Niederungen werden in weite Landseen verwandelt. Wenn der Regen aufhört, wird die Luft kühl, doch immer noch bei Sonnenaufgang so warm, als in den mildesten Frühlingstagen im mittleren Europa um Mittag, und die Wärme steigt noch um 8° Réaumur gegen die Mitte des Tages. Jetzt glänzt alles in üppigem Grün, zahllose Früchte drängen sich dem Wanderer entgegen, die Natur prangt in entzückender Herrlichkeit. Wenn es aber im März beginnt warm zu werden, so fühlt man bald unerträgliche Sonnenglut, und das rege Leben der Menschen und Thiere verbirgt sich in den Wohnungen oder stillen Wäldern. Die östlichen und nördlichen Oberländer zählen drei Jahreszeiten, eine heiße, kühle und regnichte; das rauhe Gebirgsland im Norden aber hat strenge Winter mit Schnee und Eis.

Zur Charakterisirung der Vegetation mögen folgende Züge genügen. Steigen wir von den Deltamündungen der Flüsse aufwärts, so bietet sich uns folgende Reihenfolge dar. Soweit Ebbe und Flut in das flache Land eindringt, ist das Ufer mit einem dichten Walde von Rhizophoren (Mangroven) bedeckt, die einen eigenthümlich grünen Gürtel um die Seegestade schlingen. Da wo die Einwirkung der Meerflut aufhört, beginnt die rauschende Schilfwaldung des wilden, schlanken Zuckerrohrs. Dazwischen ragen hier und da 6—20 m hohe Bäume empor, einzeln, ohne Untergehölz. Weiter landeinwärts wechseln ausgedehnte Grasflächen mit verschiedenen Ackerfeldern. Am Fuße der Gebirge und in den Thalgründen betreten wir die Region des Dschangel, wo schwer durch das wild verwachsene Gebüsch mit seinen zahllosen Schlingpflanzen der Pfad zu finden ist. Die Ueppigkeit der Vegetation steigert sich. Herrliche Scitamineen (Canna) lassen ihre rothen Blumen über die graziösen Blätter hinleuchten. Bald sind wir unter den riesigen Tîk-(Teak-)bäumen, der Krone der südasiatischen Waldungen.

Die Tectonia grandis lebt gesellig und bildet Wälder mehr nach unserm Sinne, indem sie alle andern Bäume verdrängt und die Alleinherrschaft erobert. Der kostbare Baum findet sich überall auf den Bergen Hinterindiens; leider sind in den britischen Provinzen die Bestände schon stark geplündert. Er flieht die Niederungen,

soweit die salzige Meerflut vordringen kann. Sein Holz übertrifft das der Eiche in vielen Beziehungen. Ebenso stark wie dieses ist es spezifisch leichter, von längerer Dauer, kann grün verarbeitet werden, ohne nachheriges Zusammentrocknen. Statt der Gerbsäure der Eiche, welche das Eisen rosten macht, enthält das Tikholz ein Oel, welches den Rost hindert und auch die alles andere zernagenden Termiten fern hält. Für den Schiffsbau ist es unersetzlich. Soll doch ein aus diesem Holze erbautes Schiff vier eichene Schiffe überdauern.

Nadelhölzer sind in Barma nicht stark vertreten[1]); um so mehr die Palmen, von denen wir die Kokos-, Palmyra-, Areka- und Nipapalme nennen. Weit verbreitet ist das nützliche Bambusrohr, dessen Glieder vielfach zu Gefäßen für den Haushalt benutzt werden.

Es versteht sich, daß die Kulturprodukte Barma's sehr mannigfaltige sind. Man baut hauptsächlich Reis, Mais, Hirse, Weizen, verschiedene Hülsenfrüchte, Palmen, hier und da Zuckerrohr (ohne es zur Zuckerbereitung zu verwenden), Baumwolle und Indigo. Bei manchen Gebirgsstämmen wird der Theestrauch kultivirt, dessen Blätter jedoch dort anders als gewöhnlich benutzt werden: man ißt sie mit Oel und Knoblauch. Die Garten- und Obstkultur steht auf sehr niederer Stufe. Man ißt vielfach wildwachsende Gemüse (junge Schößlinge des Bambus), sowie die Früchte nicht kultivirter Bäume, wie Mango, Brodfrucht, Durian und Banane (?). Yams und Bataten baut man wohl hier und da — allgemein aber Capsicum, als das gewöhnlichste Gewürz, dessen zierliche hochrothe Früchte zwischen dem dunkelgrünen Laube der niedlichen Stauden solcher Pflanzung ein sehr niedliches Ansehen geben.

Verschiedene Produkte des Mineralreichs sind reichlich vorhanden, Eisen, Kohlen und Petroleum in großer Menge. Letzteres wird schon seit alter Zeit in den Lampen gebrannt. Man gewinnt es in den betreffenden Gegenden aus 8 bis 10 Fuß tiefen Brunnen. Saphire und andere Edelsteine sind nicht selten. Einige Tagereisen südöstlich von der Hauptstadt Mandalé befinden sich die Wäschen, denen sich kein Fremder nahen darf. Alle Steine, die mehr als 200 Mark werth sind, wandern in den Schatz des Königs. Auch Marmorbrüche sind zu erwähnen.

In allen Wäldern Barma's wohnt der Elefant und das Rhinozeros. Tiger, Leoparden und wilde Schweine sowie einige Hirscharten sind zahlreich; ebenso wilde Hühner, Pfauen und Fasanen. Als Hausthiere sind das Rind, der Büffel und das Pferd zu erwähnen — letzteres nur klein von Art. Elefanten werden für den König gehalten.[2])

Die Bevölkerung des großen Barmanengebiets ist nur schwach und wird auf etwa 5½ Million geschätzt, einschließlich der nun unter britischer Herrschaft lebenden Bewohner von Pegu, die ursprünglich von den Barmanen ethnographisch verschieden[3]), unter ihrer Herrschaft Sprache

[1]) Doch wird als auf den Gebirgen von Taungu häufig vorkommend eine Fichtenart, pinus rigida, genannt.

[2]) Klöden, Erdkunde III, 239.

[3]) Dieselben gehören zu demjenigen Zweige der indochinesischen Völkerfamilie, der als Talein (Talong) oder Moan (Mön) bezeichnet wird und sich nicht blos in der Ebene des unteren Irawaddi, sowie dem entsprechenden Gebiete am Sittang und Salwön, sondern auch südlich von der Mündung des letzteren in Tenasserrim findet. Mehr darüber unten, bei Besprechung der letztgenannten Landschaft.

und Sitte angenommen haben. Daneben aber leben hier wie im unabhängigen Barma verschiedene Volksstämme mit abweichender Sprache, Sitte und Religion, von denen uns die Karenen vorzugsweise beschäftigen werden.

Die **Barmanen** oder Mranma, wie sie selbst sich nennen, sind ihrer Gesichtsbildung nach den Chinesen ähnlicher als den Einwohnern von Hindustan. Das weibliche Geschlecht ist gemeiniglich schöner als das der Hindu, aber nicht so zart gebaut. Sie neigen sich fast sämmtlich zur Wohlbeleibtheit; ihre Haare sind schwarz, grob und lang. Die Männer sind nicht schlank, aber rührig und kräftig und haben, weil sie die Barthaare auszuraufen pflegen, ein sehr jugendliches Aussehen. Die Augenbrauen ragen sehr wenig hervor; die Augen sind sehr klein und schief gestellt, so daß die äußeren Winkel derselben höher stehen als die inneren. Die Nase ist schmal, aber nicht platt, wie bei den Negern; die Nasenlöcher kreisförmig und auseinanderstehend; der Mund gut gebildet; die Haare lang und schwarz. Die Bewohner der wärmeren Gegenden haben nicht die tiefe schwarzbraune Farbe der untern Hindukasten und die, welche in den kälteren Gegenden wohnen, nicht das reine Weiß der europäischen Hautfarbe. Im allgemeinen tragen sie, gleich den meisten Geschlechtern Hinterindiens, in ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihrem viereckigen Gesicht, ihren langgezogenen Augen und ihrer gelben Hautfarbe eine große Aehnlichkeit mit den mongolischen Stämmen, während zugleich ihre muntere, aufbrausende und unruhige Gemüthsweise einen schneidenden Gegensatz zu dem trägen Wesen der Hindu bildet. Die barmanische Sprache scheint ursprünglich eine rein einsilbige Sprache gewesen zu sein, die aber vieles aus der mit dem Buddhismus hierher verpflanzten Pâlisprache entlehnte und aus ihren einsilbigen Wurzeln nach und nach vielsilbige Nennwörter nach der Aehnlichkeit des Pali bilden lernte. Sie hat keine Beugungen und bildet die Formen durch beigefügte Beiwörter. Der Bau der Sprache ist jedoch überhaupt durch das Pâli beeinflußt und verändert.[1]) Besonders zeichnet sie sich dadurch aus, daß sie nach dem Range des Redenden besondere Fürwörter zu gebrauchen pflegt. Gedankenvolle Kürze und größte Einfachheit des Ausdrucks wird für die schönste Zierde der Sprache gehalten. Nach der erwähnten Modifizirung hat das Barmanische eine Art Mittelstellung zwischen den einsilbigen Sprachen China's und den flektirenden Sprachen Indiens erhalten.

Die Kleidung der Barmanen ist sehr einfach. Die Männer tragen ein Stück gestreiften Baumwollen- oder Seidenzeuges, das um die Mitte des Leibes gewunden bis auf die Füße herabfällt. Die höheren Klassen haben daneben noch eine Jacke von Mousselin oder auch von feinem Tuch oder Sammet. Ein Turban von Mousselin fehlt auch den ärmeren nicht. Die Frauen tragen einen baumwollenen oder seidenen Unterrock und beim Ausgehen auch eine Jacke wie die der

[1]) Pâli war ursprünglich eine der vorderindischen Landessprachen, die zur Schriftsprache erhoben als heilige Sprache des Buddhismus sich mit diesem weit verbreitete, aber nur noch als todte Büchersprache existirt.

Männer, über die noch ein Mantel geworfen wird. Männer sowohl als auch Frauen tragen in den Ohren cylinderförmige Stückchen Gold, Silber, Horn u. s. w.[1]) Die Frauen knüpfen ihr Haar auf dem Hinterkopf in einen Knoten zusammen, indeß die Männer dasselbe schneckenartig auf dem Wirbel aufrollen; darüber kommt der Turban. Auch pflegen die letzteren allerlei Figuren in die nackten Theile ihres Körpers einzuätzen. Die Schuhe beiderlei Geschlechts bedecken nur die Fußsohlen und haben zwei Schleifen, in welche sie ihre Zehen stecken, um die Sandale zu halten. Die Frauen suchen ihre Schönheit dadurch zu erhöhen, daß sie das Gesicht mit einem aus wohlriechendem Sandelholz verfertigten Pulver bestreuen, bisweilen auch die Nägel an Händen und Füßen mit schönem Roth färben. Jeder Rang und Stand hat übrigens seine eigenthümliche Kleidung und zeichnet sich noch durch andere Insignien aus, welche ihm zu tragen gestattet sind. So ist z. B. die besondere Gestalt der Betelbüchse, die dem vornehmen Barmanen nachgetragen wird, so sind seine Ohrringe, seine Knöpfe, seine Kappe, sein Pferd, selbst das Metall seines Hausgeschirres Zeugen seines Ranges, den er in der Gesellschaft einnimmt; und wehe dem, der irgend eine andere Kleidung anlegen wollte als wozu sein Stand ihn berechtigt. Auch das weibliche Geschlecht hat seine Unterscheidungszeichen, und man erkennt den Rang jeder einzelnen Frau nicht nur an dem Stoff und Zuschnitt ihrer Kleidung, sondern auch an der Kopfbedeckung und an der Art und Weise, wie die Haare zusammengelegt sind. Selbst die Farben machen eine wesentliche Unterscheidung. Die königliche Farbe z. B. ist weiß, und auch die Sonnenschirme bestehen aus weißem Seidenstoff, der mit Goldfäden durchzogen ist. — Die Wohnungen der Barmanen sind sehr einfach und erinnern an die der Polynesier. Auch die besten Häuser haben nur ein Stockwerk. Zum Aufbauen derselben wird gewöhnlich Bambusrohr gebraucht, das in großer Menge im Lande wächst. Pfosten werden in die Erde gegraben und die Wände mit geflochtenen Matten behängt, durch welche auch die inneren Abtheilungen des Hauses gebildet werden. Blätter des Nipahbaumes dienen zur Bedeckung, und auf diese Weise wird eine geräumige und nicht eben unbequeme Wohnung mit einem Kostenaufwand von 80—100 Mk. vollendet. Auch die Vornehmen bauen ihre Wohnungen auf diese Weise, nur werden die Pfosten aus hartem Tikholz gemacht, um sie gegen die Zerstörung der weißen Ameisen länger zu sichern, welche alles weiche Holz in kurzer Zeit zerfressen. Künstliche Architektur kommt nur bei den Pagoden und den Palästen des Königs vor. Der eigenthümliche Stil, mit seinen hoch aufstrebenden übereinandergestellten Dächern und den phantastischen Ornamenten erinnert einigermaßen an die alten Holzkirchen Norwegens, wenn man absieht von den bunten Farben und der Vergoldung des Holzschnitzwerks. Nicht minder einfach ist auch das Hausgeräthe der Barmanen. Ein paar Matten dienen statt des Bettes, der Stühle und der Tische, und ein paar hölzerne oder irdene Geschirre reichen für alle ihre, haupt-

[1]) Basler Magazin 1872, S. 357.

sächlich aus Reis bestehenden Mahlzeiten zu. Einige kleine Körbe fassen den ganzen Kleidervorrath der Familie in sich, und damit ist ihre Haushaltung vollendet. Nur die Reichen gestatten sich den Genuß einer eigenen Bettstelle. Obgleich ihre Personen, wie ihre Wohnungen keineswegs das Bild der Reinlichkeit tragen, sind doch beide Geschlechter gewohnt, ihren Körper so oft als möglich zu baden. Was indeß beim Anblick der Barmanen am meisten den Ekel der Europäer erregt, ist ihre schmutzige Gewohnheit, immer Betel zu kauen, wobei sie es mit dem Auswurf ihres gerötheten Speichels eben nicht genau nehmen. Die vornehme Klasse bedient sich einer Betelbüchse, welche ihnen von einem Diener überall nachgetragen wird, und auch diese Büchsen sind nach dem Rang oder Vermögen des Besitzers von Gold, Silber oder geringerem Metall verfertigt. Durch die allgemeine Sitte endlich, den Kopf mit Oel zu bestreichen und das Haar ohne allen Schnitt so lang und dicht wachsen zu lassen als die Natur will, wird dem Ungeziefer eine behagliche Wohnstätte bereitet, und da obendrein die Religion des Barmanen ihm verbietet, ein thierisches Leben zu zerstören, wird der Vermehrung desselben nur selten gesteuert.

An Bildung stehen die Barmanen hinter Hindu und Chinesen weit zurück. Die Weiber weben allgemein einen nicht besonderen Baumwollenstoff, und Seidenzeuge fabrizirt man an mehreren Orten aus einheimischer Seide. Ferner fertigt man ausgezeichnetes unglasirtes Thongeschirr, aber kein Porzellan. Plumpe Gold- und Silberzierate werden in jedem größeren Orte gemacht. In den Marmorbrüchen am Irawaddi werden viele Buddhastatuen fabrizirt, die einen Ausfuhrartikel bilden. Nach dem Verluste der Küstenprovinzen ist der barmanische Handel gering geworden, doch findet zwischen Bhamo am Irawaddi und der chinesischen Provinz Yünnan ein reger Karawanenverkehr statt. Auf beschwerlichen Gebirgswegen braucht man 6 Wochen zur Reise. Den Hauptmarkt bildet Bhamo [1]).

Fast jeder Barmane lernt lesen, schreiben und rechnen. Sie schreiben wie wir, von der Linken zur Rechten, und ihre gewöhnlichen Bücher bestehen aus zusammengehefteten Blättern des Palmyrabaumes, auf welche die Buchstaben mit einem eisernen Griffel eingeritzt werden, doch gibt es auch Schreibbücher aus sehr dünnen, geglätteten und gefirnißten, an den Rändern oft schön bemalten Bambusstücken, auf welche mit schwarzglänzender Japantinte geschrieben wird; die schönsten Bücher aber sind aus schwarz gefärbten Blättern von Elfenbein zusammengesetzt, worauf die Buchstaben in Goldschrift eingetragen werden. Viele tragen ein kleines Schreibheft, „Paruäk", aus einem etwa 8 Fuß langen und 18 Zoll breiten Bogen dicken Papiers, der fächerartig in Falten oder Blätter zusammengelegt wird, bestehend, bei sich, um alles ihnen Merkwürdige — nicht selten mit großer Behendigkeit und in eigenthümlichen Abkürzungen — niederzuschreiben. Auf eine schöne und

[1]) Die englischen Bemühungen, diese Handelsstraße dem Weltverkehr durch eine Eisenbahn zugänglich zu machen, dürften über kurz oder lang mit Erfolg gekrönt werden.

leserliche Handschrift aber wird, wie in China, großer Werth gelegt. Alle Knaben im Lande werden von den Priestern unterrichtet, welche ihren Unterhalt vom Volke erhalten; auf weibliche Erziehung aber, die Klasse der Vornehmsten etwa ausgenommen, wird keine Mühe verwendet. Jeder Schüler hat eine Tafel in seiner Hand, auf welche die Lektionen des Lehrers geschrieben werden, die er dann sorgfältig auswendig lernen muß. Dadurch ist wenigstens eine gewisse Stufe von Volksbildung allgemein verbreitet. Dichtkunst und Musik aber gehört zur Liebhaberei der Barmanen. Ihre Gedichte fließen beim Vorlesen sanft und melodisch dahin und sind meist in wechselnden Reimen abgefaßt. Eine Anzahl epischer und religiöser Gedichte stehen in großem Ruf; die Thaten der Könige und Feldherren werden in einem besonderen heroischen Versmaße besungen. Es gibt auch eine Geschichte des barmanischen Reiches in 37 Bänden, welche die Schicksale desselben ausführlich erzählt und ehrlich genug ist, auch Niederlagen und Unglück nicht zu verschweigen. Musik wird in hohen Ehren gehalten und als die Sprache der Götter bezeichnet, doch bringt dieselbe mehr Lärm als Harmonie hervor, da sie viele erzene Schlaginstrumente und Trommeln aller Art dabei gebrauchen. Zu den vorzüglichsten Instrumenten[1]) gehört die „Soum" oder Harfe, der „Turr", eine dreisaitige Violine, das Flageolet „Pullaway", der „Keysoub", eine Zusammensetzung von Cymbeln, auf einem Bambusrahmen ausgespannt, welche eine große Gradation von Tönen hervorbringt, die „Patola" oder Guitarre, welche bald wie ein kleines Krokodil aussieht, mit den Fingern gespielt wird und zur Begleitung des Gesanges dient, der „Him", eine Pfeife aus Schilfrohr u. a. Die Barmanen sind große Freunde der Musik, und jeder Matrose trägt sein Instrument bei sich, um seine arbeitslosen Stunden damit zu vertreiben. Eine Hauptbelustigung des Volkes ist endlich das Theater, wo Rede, Tanz und Musik mit einander abwechseln.

Die herrschende Religion in Barma ist der Buddhismus, dessen erste Missionare schon unter König Açoka dahin gekommen sein sollen. Dies ist geschichtlich wohl nicht nachzuweisen; dagegen muß ein Zusammenhang des Buddhismus von Barma mit dem von Ceylon unbedingt angenommen werden wegen der völligen Gleichheit der in beiden Ländern existirenden buddhistischen Hauptwerke, von denen mehrere erst in Ceylon geschrieben sind. Auch haben die vermuthlich im 12. Jahrhundert erst vollständig zum Buddhismus bekehrten Barmanen sich in späterer Zeit sehr eng an Ceylon angeschlossen, wohin von Zeit zu Zeit kaiserliche Gesandtschaften von Gelehrten abgingen, um hier theils ihnen noch fehlende heilige Bücher einzusammeln, theils mit den Vorstehern der Geistlichkeit sich zu berathen, und einzelne Stellen in den Heiligen Schriften sich erläutern zu lassen. Doch ist der Buddhismus in Barma noch mehr zur bloßen Aeußerlichkeit herabgesunken als in Ceylon, da ihn das Volk zwar angenommen, aber nicht sich angeeignet und selbständig fortgebildet hat. Die Hierarchie ist zwar sehr ausgebildet, hat sich aber nach dem Prinzip des buddhistischen Mönchthums

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1837, II, p. 212 ff.

von aller Einmischung in die Politik fern gehalten. Der oberste Richter in Glaubenssachen ist übrigens auch hier der König. Die Priester des Buddha, der in Barma hie und da auch unter der Gestalt eines Hahns verehrt wird, „Rahaan" (?) oder „Pung-gyin" (Hp—) genannt, sind durchgängig Mönche, welche in irgend einem Kloster ihre Erziehung erhalten haben und einem der Orden angehören, die mit den Mönchsstiftungen der römischen Kirche auffallende Aehnlichkeit haben, wie denn der portugiesische Pater Buri in Kotschintschina mit Beziehung auf diese Aehnlichkeit schon im 16. Jahrhundert klagte, „daß es keine Priesterkleidung, keine Priesterverrichtung, keine Ceremonie in der Kirche Roms gebe, für welche nicht der Teufel eine Nachäffung im Buddhismus ersonnen habe." Die Mönche haben das Gelübde der Ehelosigkeit auf sich und leben zusammen in ihren Klöstern, welche bei weitem die schönsten Gebäude im Lande sind. Jedes Kloster steht unter einem Abte, „Zara", und über allen steht der „Zarado" oder königliche Abt, gewissermaßen der Beichtvater des Monarchen; doch übt jeder Abt in seinem Kloster eine unbedingte Gewalt aus und ist geachtet in demselben Verhältniß, als das Kloster Reichthümer besitzt. Diese Priester stehen in großer Achtung, dürfen sich in weiße Farbe kleiden wie der König, werden „Punschi" (Hoheit) und „Phra" (Herr) angeredet, und man macht ihnen allenthalben Platz. Das Volk aber, vor dem sie nur durch ihre mönchischen Gebräuche, ihren gelben Anzug, ihr geschorenes Haar, ihre nackten Füße und ihre ernste, sinnende Haltung sich auszeichnen, fällt vor ihnen auf die Erde nieder. Sie sammeln Almosen von den Leuten, und ertheilen denselben ihren Segen. Sie dürfen alles genießen, was sie geschenkt bekommen, wenn es anders bereits zubereitet ist; denn sie zünden nie ein Feuer an, aus Furcht, irgend ein Insekt ums Leben zu bringen. Sie haben gewisse Fastenzeiten im Jahre, und bei ihren Gebeten gebrauchen sie Rosenkränze, welche aus wohlriechendem Ambra oder aus Körnern des indischen Blumenrohrs (Canna) gemacht sind. Ihre eigenthümlichen Vorrechte erstrecken sich so weit, daß kein Verbrecher hingerichtet werden darf, sobald ein Priester ihn einmal berührt hat. Die Priester verrichten keine Arbeit, außer daß sie das Gesträuch ausreißen, welches an den Pagoden aufwachsen will. Sie reiten nie zu Pferde, auch essen sie nicht mehr, wenn die Sonne an der Mittagslinie vorübergezogen ist. Ihre priesterlichen Verrichtungen bestehen im Hersingen von Liedern, in welchen die Geschichte Buddha's besungen wird, sowie von Abschnitten aus ihren heiligen Büchern, in welchen die Religionspflichten dem Volke eingeschärft werden. An Tagen öffentlicher Gottesverehrung erbauen sie ihre Zuhörer mit gewissen vorgeschriebenen Liturgien, welche der katholischen Messe auch darin ähnlich sind, daß das Volk mit gefaltenen Händen von Zeit zu Zeit Antworten gibt. Mehrere von ihnen haben die heilige Pâlisprache gelernt und besitzen eine gewisse Bildung; die meisten aber tragen sichtbare Kennzeichen von Geisteserschlaffung und trägem Müßiggange an sich. Ihre Klöster können eben so gut als wissenschaftliche wie als religiöse Anstalten im Lande angesehen werden, in welche die jungen Leute zu ihrer Bildung eintreten und es als

ein Verdienst betrachten, von der Welt sich zurückzuziehen und ihr Gedächtniß mit dem Inhalt der heiligen Bücher zu bereichern. Das Alter macht indeß kein Hinderniß für die Zulassung in die Klöster, und selbst ergraute Greise treten nicht selten in ihre Zellen ein.

Das Volk dagegen ist zufrieden, wenn es nur mit den drei Hauptpunkten ihres religiösen Bekenntnisses, mit Buddha oder dem die Stelle desselben vertretenden Bilde, mit dem Schicksal oder dem Lauf der Dinge und mit der Priesterschaft seine Bekanntschaft gemacht hat. Die Hauptvorschriften ihrer Sittenlehre sind die fünf buddhistischen Gebote, kein thierisches Leben zu zerstören, nicht zu stehlen, nicht zu lügen, nicht Ehebruch zu treiben und keine berauschenden Getränke zu trinken. Der Glaube an die Seelenwanderung wie an die endliche Zerstörung aller vorhandenen Dinge und was sonst die Lehre des Buddha enthält, ist allgemein, von irgend einer religiösen Begeisterung aber natürlich keine Spur. Sie halten an ihrer Religion, weil sie der Glaube ihres Volkes von den Vätern her ist, und jeder Schein einer Abweichung von derselben wird deshalb als strafwürdiges Verbrechen angesehen. Ihre Feiertage richten sich nach den Veränderungen des Mondes, und am Tage des Vollmondes und Neumondes werden mancherlei Ceremonien gehalten. Ihr Jahresfest[1]) fällt in den Monat März oder April und wird mit Musik und Tanz, mit Maskeraden und Volksbelustigungen aller Art gefeiert. Verdienstlich ist es, Pagoden[2]) zu bauen und mit Goldblättern zu schmücken, größere und kleinere Bildnisse des Buddha zu verfertigen, Klöster und „Zayats" (offene Schuppen mit einem Blätterdach, die für religiöse Versammlungen bestimmt sind) aufzurichten und die Priesterschaft reichlich zu nähren. Daneben hat aus alter Zeit ein Dienst der Hausgötter und der Gestirne samt allerlei Aberglauben sich erhalten. Die Barmanen haben ihre glücklichen und unglücklichen Tage, und nichts Wichtiges wird unternommen, ohne zuvor den Rath der Sterndeuter eingeholt zu haben. Bei der Geburt eines Kindes wird die Stellung der Planeten sorgfältig gemerkt, und das Schicksal eines Menschen kann man in den Furchen seiner Hand lesen. Auch glauben sie an das Dasein böser Geister, an dämonische Besitzungen und an Zauberei. Läßt ein Geier auf einer Wohnung sich nieder, so haben die Einwohner großes Unglück zu erwarten, und das Haus wird alsobald verlassen. Astrologen gibt es in Menge, und sie wissen sich mit ihrem Beruf wohl fortzubringen. Viele derselben sind aus Assâm oder Hindostan eingewanderte Brahmanen, doch treiben auch Barmanen diesen Beruf, der indeß nicht so hoch geachtet ist, wie das Amt eines Priesters. Mit der Arzneikunde treibt der Aberglaube ebenfalls sein leichtes Spiel, und die Art und Weise der Verfertigung von Arzneimitteln und der Zeit, in welcher sie zu nehmen sind, steht unter seiner Herrschaft. An medizinischen Büchern fehlt es ihnen nicht, und Apotheken sind ebenfalls reichlich vorhanden; die Chirurgie aber ist sehr vernachlässigt.

---

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1840, II, S. 87 f.
[2]) Vgl. Calw. Missionsbl. 1844, S. 29.

Wahrscheinlich durch Einwirkungen von Vorderindien her hat sich auch eine deistische Religionssekte in Barma gebildet, welche das buddhistische System überhaupt und insbesondere die Lehre von der Seelenwanderung verwirft. Nachdem sie namentlich unter Handelsleuten Eingang gefunden, hat sie, seit sie verfolgt ward, in die Verborgenheit sich zurückgezogen. Nach ihrer Lehre gibt es einen allmächtigen und allwissenden Geist, welcher Schöpfer der Welt ist, und unmittelbar nach dem Tode hat jeder Lohn und Strafe zu erwarten.

Mit der Religion steht die Literatur der Barmanen in engem Zusammenhange. Die im Pâli abgefaßten heiligen Schriften, deren jedoch nur wenige von den Priestern gelesen werden, und mit denen noch weniger das lesende Volk sich beschäftigt, sind ganz dieselben wie in Ceylon. Zum Verständniß der den Barmanen gänzlich fremden Pâlisprache waren denselben natürlich auch grammatische und lexikalische Hülfsmittel nöthig, doch scheinen auch diese die Barmanen nicht eigens verfaßt, sondern von den Singhalesen überkommen zu haben. Man findet unter barmanischen Handschriften häufig den „Balawatara" und die „Abhidhana-ppadîpika", zwei bei den Singhalesen sehr hoch geachtete grammatische und lexikalische Werke. Doch ist es immer möglich, daß eine Anzahl der übrigen Werke über buddhistische Kosmogonie und andere religiöse Themen ihre Entstehung gelehrten barmanischen Mönchen verdanken. Nicht minder wahrscheinlich ist es, daß auch die medizinischen Werke der Barmanen indischen Ursprungs und durch Vermittlung der Singhalesen ihnen zugekommen sind, obschon es darüber an näheren Angaben fehlt. Daß übrigens die gegenwärtig lebenden barmanischen Mönche keine sonderlichen Kenner des Pâli sein mögen, erhellt auch daraus, daß in vielen Handschriften jedem Pâliwort gleich die entsprechende barmanische Uebersetzung beigefügt ist. Indischen Ursprungs ist auch die Astrologie in Barma, und am Hofe von Ava sind seit langer Zeit Brahmanen als Astrologen angestellt, welche den barmanischen Kalender zu redigiren haben. Neben dieser fremden Literatur gibt es noch eine sehr ausgedehnte in barmanischer Sprache, deren zahlreiche Werke aber meist roh und geschmacklos sind. Indessen sind doch einige von denkenden Köpfen zur Anleitung der Könige und zum Unterricht der Jugend geschrieben, in denen man gute moralische Lehren und die Grundsätze einer festen Staatskunst findet. Unter diesen Büchern verdient den ersten Platz das „Aporazabon", eine Art Roman, in welchem ein alter Minister auftritt, dem der König und die Großen allerlei Fragen über die Regierungskunst vorlegen. Es gibt auch barmanische Gesetzbücher.

Die Verfassung des barmanischen Reiches ist eine absolute Monarchie, um nicht zu sagen Despotie. Sie ist so unumschränkt, daß der König von Barma oder im Hofstil „der Herr des goldenen Palastes, des himmlischen Elefanten und aller rothen, weißen und gefleckten Elefanten, der König des Sonnenaufgangs, Regent der Jetztwelt, Fürst der Gerechtigkeit, Herr der Königreiche Sonaparinda, Hurri u. s. w., Beherrscher der unverwundbaren Heere, Besitzer der großen blühenden Goldstadt, die da leuchtet wie der Engel Wohnung",

dessen Name vor seinem Ende bei Todesstrafe nicht ausgesprochen werden, dem man nicht einmal Gutes wünschen darf, weil er sich nie übel befinden kann, er, zu dessen goldenem Ohr und goldener Nase die Gedanken seiner Sklaven dringen, die sich vor seinen goldenen Füßen niederwerfen, daß dieser Fürst befehlen kann, vierzig seiner vornehmsten Staatsbeamten mit dem Gesicht auf den Boden zu legen, einen Balken quer über sie her, und sie so der glühenden Mittagssonne ausgesetzt mehrere Stunden im Angesichte seines Palastes liegen zu lassen. Die Räthe des Königs haben blos die Befugniß, ihren Rath zu ertheilen, ohne irgend einen bestimmenden Einfluß auf den Willen des Herrschers zu üben, der auch allein das Recht hat, Todesstrafen zu verhängen. Nach der genauen im barmanischen Reiche herrschenden Rangordnung folgen auf die königlichen Prinzen die vier „Vanghyi" oder „Wunschi" (Wan—?), die ersten Staatsminister, welche den Staatsrath oder obersten Gerichtshof, „Lutto", bilden, und denen vier „Wundock" (Wan—?) als Sekretäre zur Seite stehen. Darnach kommt der Gerichtshof der „Attuwun" (—wan?), ebenfalls vier, die aber 30 Sekretäre unter sich haben und die oberste Aufsicht über den königlichen Palast führen. Dem Range nach sind nach den Attuwun die Präfekten der Provinzen die höchsten. Außer ihnen gibt es noch eine Menge Hof- und niederer Beamten, welche den Titel „Wun" (Wan?) oder „Men" führen; alle einflußreichen Stellen aber sind von königlichen Prinzen oder durch die Söhne königlicher Konkubinen besetzt, doch gibt es im barmanischen Reiche keine erblichen Würden, sondern alle Aemter und Ehrenstellen kehren mit dem Tode des Würdenträgers an die Krone zurück. Die Unterbeamten sind eigentlich nur priviligirte Spione. Die Haupteinkünfte des Staates bestehen in den Steuern, welche von allen möglichen Artikeln erhoben werden; die Gold- und Silberminen, sowie die Edelsteingruben sind ohnedies königliches Eigenthum. Bei alledem ist der Schatz doch nicht sehr gefüllt, da die Beamten sich möglichst zu bereichern suchen und daher das meiste unterschlagen. Das ganze Land ist in viele Provinzen von ungleicher Größe vertheilt, an deren Spitze Gouverneure mit der höchsten Justiz- und Polizeigewalt stehen, denen auch Militär zur Verfügung gestellt ist. In den entfernteren Provinzen, wo überhaupt den königlichen Befehlen weniger Folge geleistet wird, machen dieselben sich nicht selten unabhängig; Bedrückungen und Gelderpressungen aber sind in Barma, wie in allen despotischen Staaten, um so mehr an der Tagesordnung, als der Gehalt der einzelnen Beamten in der temporären Ueberlassung einer Anzahl von Ländereien und in dem Anspruch auf die Dienstleistung der Bewohner derselben besteht. Neben dem Statthalter der Provinz hat auch noch jede Stadt ihren besonderen Gouverneur mit etwas beschränkterer Gewalt. Jeder Einwohner des Landes ist eigentlich Soldat, blos die Kaufleute und deren Söhne in größeren Städten ausgenommen, wofür sie aber beim Ausbruch eines Krieges sehr hohe Steuern bezahlen müssen. Die Aushebung zum Militärdienst geschieht auf königliche Anordnung durch die Beamten der einzelnen Provinzen; wer untauglich befunden wird, muß eine Summe Geldes bezahlen, wovon dann die Ausrüstung der dienstthuenden Mannschaften bestritten wird, da der

König nichts als die Waffen liefert. Statt des Soldes bekommt der Soldat täglich nur eine Portion Reis, daneben aber ist ihm gestattet, das, was er bedarf, von den Einwohnern zu rauben. Für den Ausgehobenen muß seine Familie einstehen, und wenn derselbe desertirt, so ist ihr Untergang gewiß. Die Barmanen sind nicht ohne einen gewissen persönlichen Muth, aber ohne alle Taktik; auch haben sie eine ziemliche Gewandtheit, Verschanzungen in aller Schnelligkeit aufzuwerfen und sich dahinter zu vertheidigen.[1])

Die Barmanen haben zwar Gesetze und mehrere Gesetzbücher, die sie aber nur selten gebrauchen, da ihr Rechtsverfahren sehr willkürlich ist. Das geachtetste unter denselben soll nach der Tradition von Manu verfaßt und von Buddhagosa nach Barma gebracht worden sein, was jedoch nicht wahrscheinlich ist, da schon Bestimmungen über buddhistische Priester darin vorkommen. Nach demselben ist die Bevölkerung von Barma außer der königlichen Familie in sechs Klassen oder Stände getheilt, Staatsbeamte, Priester, Kaufleute (Tsuthé, Reiche) Ackerbauer, Sklaven und Ausgestoßene. Von eigentlichen Kastenunterschieden weiß man jedoch im barmanischen Reiche nichts. „Hier wird kein einzelner aus Furcht vor persönlicher Befleckung abgehalten, einen freien und sorgenlosen Verkehr mit jedem seiner Nachbarn zu treiben." Die Sklaven bestehen großentheils aus Schuldnern, welche unfähig sind zu bezahlen. Sobald die Schuld getilgt ist, werden diese Sklaven wieder frei. Eine andere Art von Sklaven sind die Kriegsgefangenen; diese dürfen, selbst wenn sie sich loskaufen, das Land nicht wieder verlassen. Auch die Kinder von zahlungsunfähigen Schuldnern sind verpflichtet, die Schuld ihrer Eltern abzuverdienen. Die Ausgestoßenen bestehen aus Henkern, Gefängnißwärtern und Aussätzigen, haben gar keine bürgerlichen Rechte und dürfen sich nicht einmal neben anderen Klassen des Volkes niedersetzen.

Was endlich das häusliche Leben der Barmanen angeht, so nimmt hier die Frau den größten Theil an der Haushaltung, geht selbst auf den Markt und besorgt ihre Küche. Auch zum Erwerb des Lebensunterhaltes der Familie trägt ihr Fleiß das meiste bei, indem sie durch Spinnen und Weben oder durch Führung eines kleinen Krames ihren täglichen Beitrag zu erwerben sich bemüht. Bei der Berathung ihrer allgemeinen Familienangelegenheiten ist sie keineswegs ausgeschlossen; man fragt sie um Rath, den sie mit aller Freimüthigkeit gibt, und der auch in den meisten Fällen beachtet wird. Die weiblichen Glieder der Familie sind in Barma nicht eingeschlossen und in ihrem Benehmen keineswegs scheu oder zurückhaltend, vielmehr machen sie einen wesentlichen Theil des geselligen Verkehrs aus. Sie achten es für ein Glück, Mütter zu werden, betrachten aber die Geburt eines Sohnes für ein

[1]) Diese nach älteren Quellen gemachten Angaben dürften in neuerer Zeit dahin zu limitiren und zu ergänzen sein, daß das europäische Militärwesen in Barma doch bereits bedeutenden Einfluß geübt hat. So ist z. B. eine anständige, aus tüchtigen Dampfern bestehende Kriegsflotte vorhanden, und die Krupp'sche Fabrik hat bereits manche Lieferung von Kanonen nach Barma ausgeführt.

viel erfreulicheres Familienereigniß als die einer Tochter. Im allgemeinen sind sie gewohnt, ihre Kinder bis zum dritten oder vierten Jahre zu stillen. Da aber zahlreiche Nachkommenschaft eine Seltenheit in Barma ist, so nimmt die Bevölkerung nur langsam zu; auch sind der verderblichen Ursachen genug im Lande, welche die Vermehrung des Volkes hindern. Auf die Vermählungsceremonie wird weder viel Geld noch Zeit verwendet. Ein Gastmahl, so weit es der Bräutigam zu geben vermag, wird zubereitet, an welchem die Familienglieder und die Verwandten theilnehmen. Auf einer kleinen Platte werden dabei Theeblätter in Oel getaucht den Neuvermählten gereicht, und wenn sie nun dieselben von der gleichen Platte mit einander verzehren, so ist der Ehebund geschlossen. Leider wird derselbe wohl in keinem Lande so wenig geachtet, wie in Barma, und die Ehen daher auch sehr leicht wieder getrennt. Schon ein unbedeutender Zank mag zureichen zur rechtsgültigen Scheidung. Vielweiberei ist zwar im Lande verboten, wird aber dennoch reichlich angetroffen, obschon so, daß die Nebenweiber der rechtmäßigen Frau — nur der König hat deren zwei — dienstbar sind, und die unglücklichen Folgen derselben sind allenthalben wahrzunehmen. — Die Begräbnißfeierlichkeiten werden mit Anstand gehalten und ihre Todten entweder verbrannt, was für ehrenvoller gilt, oder in die Erde verscharrt. Ein mit Goldleisten verzierter Sarg, dem die Leidtragenden in weißen Kleidern nachfolgen, wird unter dem Vorgang von Blasinstrumenten nach dem Begräbnißplatz gebracht, [illegible] darunter aufgeschichtet und der Leichnam verbrannt. Kinder und Verbrecher, sowie die Armen im Volke werden begraben, die Leichname der Priester aber erst einbalsamirt und dann unter besonderen Feierlichkeiten, wozu auch das Abbrennen von Feuerwerk und Raketen gehört, verbrannt, wobei eine Art Volksfest stattfindet.

Den Charakter des Volkes anlangend, unterscheidet sich der Barmane von allen östlichen Nationen, wie bereits erwähnt, durch seine größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, wonach er leicht dem Anreiz zur Thätigkeit folgt, jedes Werk rasch angreift und es muthig und beharrlich durchführt, so daß es ihm bei dem Mangel einer höheren Bildung und unter dem Druck habsüchtiger Beamter, wodurch er von einer Verbesserung seines Hauswesens abgehalten wird, als schwer zu lösende Aufgabe vorliegt, seine Lebenszeit mit weniger Arbeit, mit Jagd, Kampfspielen und träger Ruhe möglichst auszufüllen. Wein, Opium und alles, was berauscht, liebt der Barmane nicht, und die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die das ganze Leben dauernde Ehrfurcht der letzteren, der äußere Anstand in dem Benehmen des weiblichen Geschlechtes, der Ernst, mit dem überhaupt der Barmane auftritt, könnten auf den ersten Anblick die Täuschung hervorbringen, als hätte hier das Heidenthum nicht seine gewöhnlichen Wirkungen geübt, oder als besäße der Buddhismus eine höhere sittliche Kraft. Dem ist aber keineswegs so, und Wollust und Unkeuschheit, Lüge, Hinterlist, Verstellung und Dieberei bergen sich auch hier unter der trügerischen Außenseite. Dabei sind die Barmanen eitel und hochmüthig, namentlich gegen die Europäer, ja selbst räuberisch, und grausam, wenn sie die Gewalt dazu in Händen

haben. Kaltherzig, gefühllos und mißtrauisch, sind sie gewöhnlich gegen jede Art des menschlichen Elends unempfindlich und aus Geiz und Selbstsucht unzugänglich für alle fremde Noth, wozu auch das tyrannische Verfahren der Regierung und ihrer Beamten, Mißtrauen und Eifersucht erweckend, nicht wenig beiträgt. Man sieht seinen Nachbar in augenscheinlicher Todesgefahr, und keine Hand streckt sich helfend nach ihm aus; ein Unglücklicher liegt bewußtlos und mit dem Tode ringend auf der Straße, und jeder geht vorüber, ohne sich nach dem Elenden umzuwenden. Auf die Frage nach dem Grund dieser Gefühllosigkeit aber erhält man bald die Antwort: „Man könne leicht in Verlegenheit mit der Regierung darüber gerathen; der Mann, wenn er wieder zum Bewußtsein komme, könne seinen Retter als einen Dieb verklagen, der ihm etwas aus der Tasche gestohlen habe, und man müsse sodann unter blutigen Peitschenstreichen für seine Hülfleistung büßen." Unter solchen Umständen läßt sich auch die Uebung von Wohlwollen und Gastfreundlichkeit eben nicht erwarten, besonders haben die Fremdlinge im Lande darauf nicht die geringsten Ansprüche zu machen. Doch finden sich natürlich auch Ausnahmen von der allgemeinen Regel; nicht selten werden sehr freundschaftliche Verhältnisse zwischen Blutsverwandten angetroffen, und auch an solchen fehlt es nicht im Lande, welche die Pflichten inniger, treuer und edelmüthiger Freundesliebe gegen einander ausüben. Ueberhaupt ist das Herz des Barmanen bei all seinem Stolze für zartere Gefühle keineswegs unempfindlich, und auch in dieser Rücksicht ließe sich eine heilsame Umgestaltung des Volkes erwarten, wenn nur einmal das Evangelium Jesu Christi die Blutadern seines öffentlichen Lebens durchdrungen hätte.

Indem wir die Schilderung der in Barma lebenden Karenen für einen besonderen Abschnitt aufsparen, geben wir zunächst noch einige Züge aus der Geschichte des Landes. Von den dunkeln Sagen, die unter andern den Stammbaum der barmanischen Königsfamilie an den Sakyamuni knüpfen, sehen wir ab. Jedenfalls findet sich schon vor christlicher Zeitrechnung in Barma staatliches Leben. Sarekettara unweit Prome war die Hauptstadt. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. machte eine neue Dynastie Paghan, weiter den Irawaddi hinauf, zur Residenz. Nachdem dieselbe und Paghan von den Chinesen zerstört war, kam 1364 eine neue Dynastie auf den Thron, die ihren Sitz zu Ava nahm. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam Barma der Kenntniß der Europäer etwas näher durch die Schilderungen eines Engländers Ralph Fitch, der sich 7 Jahre dort aufgehalten hatte. Damals waren die Peguaner von den Barmanen unterjocht worden. Im 18. Jahrhundert aber wendete sich das Verhältniß, und jene eroberten Ava und machten sich zur herrschenden Nation. Die ersten Niederlassungen der Engländer und Holländer waren infolge des unklugen Benehmens der letzteren schon vor jener Zeit vernichtet und die Europäer vom Lande ferngehalten worden. Nach und nach aber gelang es doch den Engländern wieder, hier und da Faktoreien anzulegen. — Nach 20-jähriger Unterjochung wurden dann die Barmanen befreit durch einen schlichten Dorfschulzen Alompra (Alungphra) der

sich an die Spitze seiner Landsleute stellte, Pegu verwüstete und das Königsgeschlecht nebst einem großen Theil des Volkes ausrottete. Der grausame Held unterwarf dann selbst das große Nachbarreich Siam und andere Völkerstämme, wurde jedoch, nachdem er einige Jahre auf dem Gipfel seines Ruhmes gestanden hatte, 1760 durch den Tod abgerufen. Sieben Söhne stritten sich um die Thronfolge, und es entstanden furchtbare Zustände. „Willkür und Grausamkeit überbieten alles, was sonst der Art in der Geschichte berichtet wird. Die Einwohnerschaft ganzer Orte, Männer und Weiber, alt und jung, Laien und Priester werden samt ihren Wohnungen und Tempeln den Flammen preisgegeben und ihre Baumpflanzungen zerstört. Die fruchtbarsten Gaue werden zur Wüstenei gemacht." — Unter diesen Wirnissen befreite sich Siam bald von der barmanischen Herrschaft; Barma aber kam noch lange nicht zur Ruhe, auch als Padunmang, der dritte Sohn Alompra's, den Thron errungen hatte (1781—1819). Die Hauptstadt Ava, in einer gesunden Lage von lieblichen Gärten umgeben, gefällt ihm nicht. Sie wird in einen Schutthaufen verwandelt. Die unglücklichen Bewohner müssen sich zu Amarapura, der neuen Hauptstadt, in tödlich morastiger Lage ansiedeln. Später wurde die Hauptstadt nach Ava zurückverlegt. In neuerer Zeit ist Mandalê (lay) weiter nördlich am Irawaddi zur Residenz erhoben.

Padunmang, der übrigens trotz seiner Grausamkeit für einen ausgezeichneten Herrscher galt, eroberte Arakan (1784) und Assâm (1808) und kam damit den Engländern zu nahe. Bald entstanden Grenzstreitigkeiten. Es wurden lange Verhandlungen geführt. Der Barmanenkönig wurde immer anmaßender und dachte selbst daran, die Engländer überhaupt aus Indien zu vertreiben.

Welche Sprache man zu Ava führte, möge folgendes Beispiel zeigen. „Die Engländer bewohnen eine kleine entfernte Insel. Sie haben kein Recht, in ihren Schiffen herzukommen, Könige abzusetzen und ihr Land in Besitz zu nehmen. Bis jetzt haben sie blos die in Kasten getrennten Hindu unterworfen, dies sind kleine Leute ohne Muth. Bekommen wir vereinigten, durch keine Glaubenssatzung getrennten Buddhisten einmal Gelegenheit, unsere Tapferkeit an ihnen zu bewähren, so wollen wir den Insassen Hindostans ein Beispiel geben und die weißen Barbaren nach ihren kleinen fernen Inseln zurückjagen."

Dieser Stolz mußte gebrochen werden. Im Jahre 1824 brach der Krieg aus, der nicht ohne Niederlagen für die Engländer blieb und erst 1826 nach mehreren entscheidenden Siegen und als ihre Truppen sich drohend der Hauptstadt näherten, durch den Frieden von Yandabo beendet wurde. Die westlichen Küstenländer Arakan, sowie die südlich von Pegu gelegenen Provinzen Tenasserim mit Ye (Yi) und Tavoy (—woi) nebst bedeutender Kriegsentschädigung wurden den Siegern zugestanden. Diese Demüthigung freilich konnten die Barmanen lange nicht verschmerzen und machten ihrem Groll oft durch Beleidigungen Luft, gegen die England aber mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten eines zweiten Feldzugs und auf die damalige politische Lage ein Auge zudrückte. In Barma aber ging es bald wieder mit der furchtbarsten Grausamkeit des alten Despotismus zu, besonders nachdem 1837 Tharavadi auf den Königsthron gekommen. Die fortwährenden Reibe-

reien und der wachsende Uebermuth der Barmanen führte endlich 1852 wieder zum Bruche. Dieser Krieg endete mit der Eroberung Pegu's, einer höchst empfindlichen Demüthigung für die Barmanen, da sie auf diese Weise gänzlich von der Seeküste abgeschnitten und auf das Binnenland beschränkt wurden. Seitdem ist die politische Bedeutung Barma's ziemlich gebrochen, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann auch die Länder am oberen Irawaddi in europäische Hände gelangen werden, um so mehr, als, wie schon erwähnt, der Ueberlandweg von dort nach China in neuester Zeit die europäischen Blicke stark auf sich gezogen hat.

Schließlich müssen wir noch etwas näher auf jene Provinz eingehen, die selbst nicht ursprünglich barmanisch, nur durch Eroberung zu Barma gekommen war und jetzt den südlichsten Theil des britischen Barma bildet. Es ist der südlich von der Mündung des Salwên gelegene Küstenstrich, der gewöhnlich mit dem Namen eines seiner Distrikte **Tenasserim** bezeichnet wird. Hundert Meilen lang, etwa achtzehn breit, wird er im Osten von dem 1—2000 m hohen siamesischen Scheidegebirge begrenzt. Die Küste, der auf eine weite Strecke der Mergui-Archipel vorgelagert ist, bildet zum Theil steiler Fels, die Mündungen zahlreicher Gewässer schneiden in dieselbe ein und geben meist gute Häfen ab. Weite Wälder und undurchdringliche Dschangel bedecken die Küste, die zwischen Ye und Tavoy einen sumpfigen Charakter mit Mangrovewäldern annimmt. Den nördlichen Theil der Provinz bildet die fruchtbare Ebene des Salwên, der an der Mündung gleichfalls ein sumpfiges Delta hat. Alles nicht der Ueberschwemmung ausgesetzte Land bedeckt Wald, der $^2/_3$ des Landes einnimmt, das nur erst zu $^1/_{15}$ unter Kultur gebracht ist. Vor der britischen Besitznahme aber war das ganze fast eine Wildniß. Auch hier kommt der Tikbaum häufig vor. Auch der Dschâk-(Brodfrucht-)baum möge mit dem Kampherbaum aus der Fülle der tropischen Vegetation, die dort üppig gedeiht, hervorgehoben werden.

Die Bevölkerung besteht zum größeren Theil aus den dem Buddhismus ergebenen Talein (Taleng), die wir bereits als das einst herrschende Volk in Pegu kennen lernten. Auch Barmanen finden sich in ziemlicher Zahl. Andererseits sind auch Schan und Thungthu (Siamer) vorhanden, abgesehen von den nicht unbedeutenden malaiischen und chinesischen Kolonien. Am meisten aber interessiren uns die in den Bergwäldern hausenden Karenen, die besonders in den Distrikten Amherst und Martaban vertreten sind, weniger in Tavoy und Mergui. Wir übergehen sie hier, weil unten ausführlicher von ihnen zu handeln ist. — Eine eingehendere Beschreibung der Talein (Taleng), die die Hauptbevölkerung des Landes ausmachen, habe ich leider nicht gefunden. Folgende Bemerkungen bei Klöden scheinen sich aber ausschließlich auf sie zu beziehen. „Sie sind kräftig und gesund und tätowiren ihre Gliedmaßen. Im Ohrzipfel tragen sie Pflöcke. Sie sind friedlich, gastfrei, ergeben aber nicht kriechend, dankbar, treu, liebevoll, heiter und ehrlich, dabei sehr abergläubisch. Jagd und Landbau sind ihre Beschäftigungen. Musik, Tanz, sowie Kraftübungen lieben sie. Sie bekennen sich zum Buddhismus, aber weniger streng als die

Barmanen. Die zahlreichen Priester leben in Klöstern und unterrichten die Kinder."

Die Zahl der Bevölkerung wurde 1860 auf 335 000 angegeben, darunter 83 000 Karenen. In neuester Zeit hat sie sich nur wenig gehoben, und noch immer ist das herrliche Land dünn bevölkert, daß noch nicht 300 Seelen auf die Quadratmeile kommen. Es werden jetzt übrigens auch die Gebiete am Sittang und Salwên mit zu der Provinz Tenasserim gerechnet, während früher dieser Name auf die oben genannten Distrikte beschränkt war.

Schließlich möge auch hier wieder die Beschreibung der wichtigsten Orte des Barmanenlandes, wie sie die erste Auflage aus dem Basler Magazin, 1837 II, 234 aufgenommen hat, eine Stelle finden, obgleich sie jetzt in manchen Stücken veraltet sein dürfte. Dennoch wird sie dem Leser mit helfen, sich eine klarere Vorstellung von Barma zu machen. Wir können leider nur wenige ergänzende Notizen beifügen.

Aus dem Meerbusen von Martaban mit seiner flachen Sandküste fahren wir zuerst in die eine Meile breite Mündung des Rangunflusses, der für den Irawaddistrom dasselbe ist, was der Hugly bei Kalkutta für den Ganges, lassen Dalla, den Wohnsitz eines Distriktstatthalters, zur Linken, und Syriam, wo die erste britische Faktorei an einem nordöstlichen Arm des Irawaddi aufgerichtet war, zur Rechten liegen, und gelangen auf dem tiefen und bequemen, zwischen niedrigem und flachem Land dahinfließenden Strombett, dessen Ufer überall mit dichtem Buschwerk überwachsen sind, nach der größten und neben Bassein einzigen Hauptstadt des Landes, Rangun, mit etwa 50 000 (jetzt 98 000) Einwohnern. Auf einem großen, flachen Wiesengrunde liegen hinter einer Mauer die Bambushütten, welche die Stadt bilden. Die Häuser, zwischen denen viele kleine Pagoden mit ihren vergoldeten Spitzen aus den Bäumen emporragen, dehnen auf beiden Seiten des Flusses wohl eine Stunde weit neben einander sich aus; sie stehen alle um der Kühle willen etliche Fuß über dem Boden, haben keine Keller, sind einstöckig und haben nur 6—8 Fuß über dem Boden anfangende Strohdächer, die, um Feuersbrünste zu verhüten, in der heißen Jahreszeit abgenommen werden müssen, während deren man das Innere der Wohnungen durch ausgespannte Tücher gegen die Sonne schützt. Die Straßen sind eng und mit Backstein gepflastert, am Flusse aber gehen Treppen hinab, wo die Boote landen, denn es wird hier ein lebhafter Handel getrieben. Aus weiter Ferne schon erblickt man die etwa $^1/_2$ Stunde von der Stadt auf einem in Terrassen aufgemauerten Hügel stehende, von Zayats, kleinen Pagoden, Klöstern und prächtigen Bäumen umgebene Pagode des Schubagon (?) mit einem riesenhaften Bilde des Gaudama. Die Treppen des Hügels sind mit sonderbaren, zum Theil sehr schönen kleinen Gebäuden bedeckt, oben aber tritt man durch ein großes Thor in den traurig großartigen Schauplatz von Gaudama's Herrlichkeit. „Da steht der ungeheure Schubagon, den Gipfel in den Wolken, die goldenen Säulen strahlend im hellen Glanze der morgenländischen Sonne.

Prächtige Zayats, schöne Fußböden, gothische (?) Grabgebäude, rohe ruhige Löwenbilder, seltsame steinerne Schirmdächer, zierliche Fahnen von goldgesticktem Musselin auf hohen Pfeilern, mächtige Steinkrüge für die Opfergaben, vor den Bildern brennende Wachskerzen, herrliche Blumen überall umher, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen, eine Masse von Figuren, welche Götzen und ihre Anbeter, Greise, Tempelwächter u. dgl. darstellen, das ist der Anblick, der sich hier überraschend dem Auge darbietet. — Morgens sieht man nach allen Seiten Männer und Weiber, wohl 2—3000 an einem Tage, hinter ihren Opfergaben mit aufgehobenen Händen knieen und ihre Gebete hersagen, die sie oft an einem Rosenkranz abzählen, alte Personen wischen jedes Plätzchen rein ab und pflücken das Gras aus den Fugen der Gebäude, Hunde und Krähen schwärmen um die Altäre und fressen die eben dargebrachten Opfer, die große Glocke läßt häufig ihre Schläge vernehmen, das Murmeln betender Stimmen summt in die Ohren, wie das Geflüster einer Börse. Die ganze Scene ist so neu, so niederdrückend, daß es dem Fremden wohlthut, unter den gewaltigen Baumgruppen sein Auge durch die weite Umgegend streifen zu lassen." — Auf dem Rangunfluß fortschiffend, kommen wir bei Banlang (jetzt Ngaundaung) in den Hauptstrom des etwa 700 Klafter breiten, gerade südlich fließenden Irawaddi, an dessen westlichem Mündungsarme, dem Bassein, der bei Kap Negrais, der gleichnamigen, völlig wasserlosen Insel gegenüber, in den indischen Ozean sich ergießt, die Stadt Bassein (Basseng) mit einem bequemen und sicheren Hafen liegt. Hier hatten die Briten 1757 schon eine Faktorei angelegt, welche aber in den späteren Kriegen zerstört wurde. Auf dem großen Irawaddi nordwärts fahrend gelangen wir nach Donabyu, etwa 24 Stunden von Rangun, die gleichfalls einen Dagonstempel (?) in sich faßt, und wo die schönsten Matten von verschiedenartigem Gewebe verfertigt werden, weiterhin nach dem klosterreichen Kiumseik mit der sehr alten Stadt Henthada in der Nähe, dann nach Kanaung, und etwa 40 Stunden von Rangun nach der durch die heißen Kämpfe zwischen Barmanen und Peguanen berühmten Stadt Magahun (Magaung?), die mit ihren zahlreichen vergoldeten Tempeln und geräumigen Klöstern eine Stunde weit dicht am Ufer sich hinzieht. Endlich kommen wir nach der von Hügeln umgebenen Stadt Prome auf der Ostseite des Irawaddi, einer der wichtigsten Punkte, dessen Lage für besonders gesund gehalten wird. Etwa zwei Stunden südlich davon sieht man noch die Trümmer der alten Stadt Sare-Kettara oder Therai Kittra. Weiter den Irawaddi hinauf bei Miadê (—ay) wird in einem flachen Granitstein ein heiliger Fußtapfen des Buddha gezeigt, später theilt sich der Fluß in zwei mächtige Arme, an deren östlichem die Stadt Lunghi liegt, von der eine besuchte Straße nach dem 25 Tagereisen entfernten Tonghu (Taungû) hinüberführt. Die letztere Stadt liegt nicht weit vom Ufer des Sittang in einem fruchtbaren Distrikte, ist durch ihre Baumwollenweberei bekannt und liefert die besten Betelnüsse. Stromaufwärts weitersegelnd kommen wir nach der in Trümmern liegenden heiligen Stadt Paghan, dem frühern Hauptsitz des Buddhismus, deren Ruinen am Stromufer hin

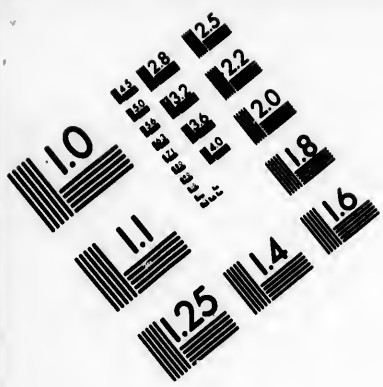
eine Strecke von nicht weniger als drei Stunden bedecken, und eine Stunde weit sich ins Land hineinziehen. Sie ist etwa 100 Stunden von Rangun entfernt, und noch hat man von hier gewöhnlich eine Fahrt von acht Tagen, bis man den Strom aufwärts die Hauptstadt erreicht.[1]) Diese selbst, Ava oder Aung-wa, über welche hinaus noch die seit 1822 wieder verlassene, von Padunmang erbaute Residenz Amarapura liegt, hat 1½ deutsche Meilen im Umfang, ist mit einer 20′ hohen Mauer umgeben und in die äußere oder große und innere oder kleinere Stadt getheilt, in welch letzterer, die wieder ihre Mauer und ihren Graben hat, der Königspalast, die Krongebäude und Wohnungen der Vornehmen liegen. Der Irawaddi fließt im Norden, der Myetnga im Osten vorüber. Prachtvolle Pagoden von sehr verschiedener Bauart, mächtige, reich mit Gold geschmückte Klöster mit 3—500 Priestern, Riesenbilder des Gaudama, von Bronze, Marmor und übergipsten Backsteinen, nebst ihren 20 000 Priestern schützen sie als eine fromme Buddhistenstadt. Der hölzerne Königspalast besteht aus mehr als 100 Gebäuden von verschiedener Größe, alle prachtvoll mit Vergoldung geziert. Selbst die Ruder an den königlichen Booten sind mit Gold überzogen. Die Stadt zählt 100 000 Einwohner und die nahe Stadt Sagaing 50 000, darunter viele Chinesen. Auf dem Wege nach Amarapura sieht man eine prächtige Pagode, in welcher Buddha als Hahn dargestellt ist. Der Hahn oder goldene Vogel, sagt die Legende, kratzte hier den Hügel aus der Erde, und darum ist die Stätte heilig. Amarapura selbst (der Name bedeutet: Stadt der Unsterblichen), obwohl im Jahre 1823 durch Feuer verbrannt, ist in ihren damals verschonten Vorstädten so groß als Ava. Tausende von Chinesen sind hier ansässig und treiben Handel mit ihrem Vaterlande, von wo häufig große Karawanen von Kaufleuten aus Yünnan in Amarapura eintreffen. Viel weiter nach Norden hinauf liegen die seit 800 Jahren schon in Trümmer gesunkenen Städte Alt-Pagan und Tagung (Tagaung), die, samt ihren Pagoden und Mauern dicht von undurchdringlichen Dschanglen überwachsen, nur noch eine Behausung der Tiger und Elefanten sind. Nördlich davon im Grenzlande liegt Banmo und noch weiter hinauf in den Bergen Mogaung. Hier leben in hohen Gebirgsthälern die Schyan, und auf steilen Berggipfeln inmitten ihrer Felder die den Karenen verwandten Kathyan, durch deren Wildnisse der Weg nach Assâm führt. Banmo selbst oder Bamo liegt in einem weiten fruchtbaren Thale, über welches im Norden und Osten eine hohe blaue Gebirgskette hereinblickt, die Grenzmauer gegen China, über welche ein Paß führt, der an einer Stelle, wo der Berg senkrecht am Pfade aufragt, während auf der andern Seite ein Abgrund gähnt, nur mit Gefahr zu passiren ist. Man läutet daher, ehe man in den Eng-

[1]) Die damalige Hauptstadt. Die heutige ist Mandalê (lay) nördlich von Amarapura, mit 90 000 Einwohnern. Sie ist in Quadraten angelegt, aus deren Mitte sich der über den Thronsitz des Königs errichtete Spiralthurm mit sieben Windungen in goldenen Verzierungen erhebt. Die Umgegend schmücken Klöster und Pagoden. Fruchtbare, kornreiche Felder umgeben die Stadt auf allen Seiten. (Klöden III, 242.)

paß eintritt, mit einer Glocke, um jenseits desselben herziehende Wanderer zu warnen, weil eine Begegnung in der Enge, da man nicht umkehren und ausweichen kann, ins Verderben führt. Hier gehen die Karawanen nach China, und hier kam ein chinesisches Heer vor 110 Jahren herüber, von welchem, da es sich im Uebermuthe zerstreute, 40 000 Mann bei Bamo von den Barmanen niedergemetzelt wurden, deren Gebeine in unserm Jahrhundert noch zu sehen waren.

Nachdem wir so bis zum höchsten Norden des Barmanenlandes hinaufgestiegen, machen wir von der im 17. Jahrhundert noch großen und prächtigen, 1767 durch Alompra dem Boden gleich gemachten und erst 33 Jahre später theilweis wieder aufgebauten, den Anblick entschwundener Herrlichkeit bietenden Stadt Pegu[1]), der einstigen Hauptstadt des gleichnamigen mächtigen Reiches, noch einen Ausflug nach dem Osten und Süden des Landes. Von Pegu an dehnt in östlicher Richtung eine ungeheure, mit dichtem Buschwerk bewachsene und von allen Arten wilder Thiere belebte Ebene sich aus. Der zwei Tagereisen von Pegu entfernte Kubanfluß, an dessen östlichem Ufer die von ein paar Dörfern umgebene Stadt Tschittong liegt, ist 200 Klafter breit und sehr tief. Die nach Osten gelegene Bergkette ist mit Wald und Wild bedeckt, und nur an ihrem Fuß trifft man zerstreute Hütten der Karenen. Zwölf Tagereisen südöstlich von Pegu liegt die Stadt Martaban, und einige Meilen südlich von dieser der bedeutende Seehafen Amherst, an welchem die Engländer eine blühende Niederlassung gegründet. Weiter nach Süden an der Küste kommen wir nach Moulmein (Maulmeng, Molmeng), 1826 noch eine waldige Einöde mit wenigen Fischerhütten, 1849 schon eine blühende Stadt von 60 000 Einwohnern, deren Handel zwischen 3 und 4 Millionen Pfund beträgt. Moulmein hat einen lebhaften Handel und Freihafen, wohin von Mergui, Tavoy, Pinang, von Rangun, Kalkutta und Madras Schiffe kommen. Chinesen und Hindu, aber auch die verschiedenen christlichen Konfessionen haben hier ihre eigenen Gottesdienste. Neue und uralte Pagoden sieht man in Stadt und Umgegend emporragen, in beinahe 30 Klöstern leben 500 Buddhapriester, heilige Banianenbäume, die man öfters bei Nacht beleuchtet sieht, werden sorgfältig gepflegt. An dem Flusse gleichen Namens liegt etwa unter dem 13.° n. Br. die Stadt Tavoy (Tewoi) mit ihren vielen Klöstern, Pagoden und Götzenbildern, darunter viele von Alabaster, der in der Nähe von Ava gebrochen und verarbeitet wird. Der nordöstliche Theil der Stadt ist besonders den heiligen Gebäuden gewidmet. „Mangobäume, Dschâk- und andere Fruchtbäume wachsen in solcher Menge zwischen den Häusern, daß Tavoy mehr einem großen Haine gleicht, worin Hütten zerstreut liegen, als einer Stadt; aber in jenem Theile der Stadt wird der Hain ein Wald, von zahllosen gepflasterten Fußwegen, welche zu den heiligen Oertern führen, durchschnitten. Alles, was man hier sieht, Mauern, Wege, Gebäude, trägt das Gepräge des Götzendienstes; selbst unter den Bäumen, besonders den Banianen, findet

[1]) 10 Meilen nordnordöstlich von Rangun.



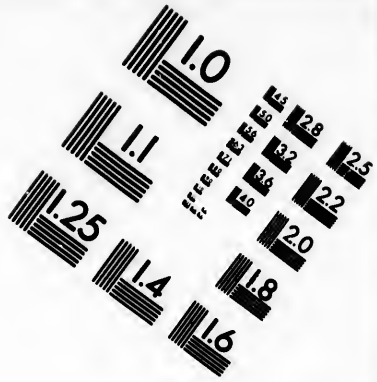
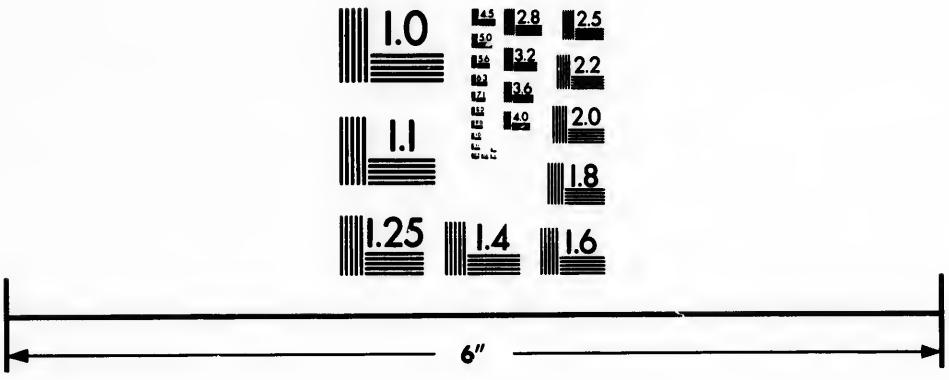
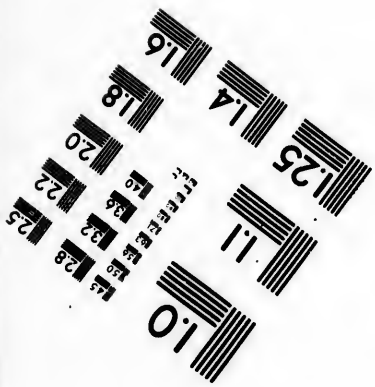
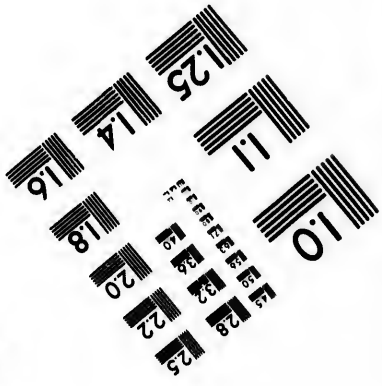


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

man heilige Sitze, 6—8′ ins Gevierte, 4—5′ hoch, aus Ziegeln gebaut, und an den besonderen Götzentagen bedecken besonders die Frauen diese Götzenthrone mit Lilien und anderen Blumen.“ Die durch und durch aus Mauerwerk bestehenden, keinen inneren Raum bietenden Pagoden, deren hier an 1000 sein sollen, und von welchen die größte bei einem Durchmesser von 50′ eine Höhe von 150′ hat, bestehen gleichfalls aus Backstein mit Mörtel überzogen, und sind manche von unten bis oben übergoldet. Auf dem früher zu Siam gehörigen, 1793 aber an Barma abgetretenen und 1826 an England übergegangenen Theil der Küste[1]) endlich, an der mittleren Hauptmündung des ebenso genannten Flusses, südlich von Tavoy, liegt die Stadt Mergui, von den Eingeborenen Bike genannt. Gerade vor ihr breitet sich eine schöne Insel aus, durch welche die Flußmündung zu einem sichern Hafen wird. Auf einem steil am Ufer sich erhebenden Hügel stehen die schönen Häuser der Engländer und ganz oben mehrere Pagoden, die man über Stadt und Hafen, ja weithin im offenen Meere glänzen sieht. Der landeinwärts gehende langsame Abfall des Hügels ist dicht mit Häusern der Eingeborenen in regelmäßigen Straßen besetzt, die im Schatten eines Waldes von schönen Bäumen liegen, unter welchen die Kokospalme, der Dschak und die Papaya prächtig emporragen. Hier waren, als Mergui noch unter siamesischer Herrschaft stand, im Jahre 1687 alle Engländer niedergemetzelt worden. Es wird ein ziemlich lebhafter Handel getrieben mit rothfärbendem Sapan- oder Japanholz, Matten, spanischem Rohr, Seemuscheln, Schildkrötenschalen und eßbaren Salanganennestern. Die einst von den Barmanen erbauten Festungswerke sind verschwunden, ihre Backsteine zu anderen Bauten verwendet. Die Bevölkerung des reizenden Landes war infolge der Greuelthaten des letzten barmanischen Vizekönigs, durch die an 50 000 Menschen zur Auswanderung genöthigt wurden, bis auf etwa 10 000 Seelen herabgesunken, ist aber in raschem Zunehmen begriffen. Viele Chinesen haben sich hier niedergelassen und mit barmanischen Frauen verheirathet. Sie sind die nützlichsten Handwerker und Kaufleute, aber darum höchst verderblich, weil Arak und Opium ihnen auf dem Fuße folgen. Ihre Ueberlegenheit über die andern Völker des Ostens, mit denen sie sich vermischt haben, tritt übrigens auch hier dem Fremden auffallend entgegen. Außer vielen Kyungs (Klöstern) und Pagoden sieht man in Mergui auch vier Moscheen für die Muhammedaner und eine römisch-katholische Kapelle mit einem Priester für die 400 portugiesischen Christen. Die Mergui-Inseln, die sich längs der Küste 50 Stunden weit ausdehnen, sind unbewohnt, obgleich ihr Boden fruchtbar sein soll, und südlich von ihnen liegt die etwa 22 Stunden lange und 6 Stunden breite Insel Jack Seylon (Dschak Silon) oder Salanga, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande geschieden. Sie bildet die südlichste Spitze des ehemaligen

[1]) Er wird als Tenasserim in engerem Sinne bezeichnet, während dieser Name jetzt auf den Küstenstrich und selbst die nördlich von demselben gelegenen Distrikte Anwendung findet.

barmanischen Gebiets, wird von Malayen, Chinesen, Siamesen und Barmanen bewohnt und besitzt ansehnliche Zinnminen, die von den Eingeborenen bearbeitet werden.

6. Die Karenen.

Wir kommen nun zu dem eigenthümlichen Völkchen, das ethnographisch stark verschieden von den bisher betrachteten Völkerschaften Barma's unter harter politischer Bedrückung lange Zeit in den Waldgebirgen versteckt geblieben war, bis es unter dem freundlichen Regiment der Briten sich hervorwagte und aufzuleben begann. Gleichzeitig mit diesem Umschwunge wurden die Karenen berührt von der Verkündigung des Evangeliums und boten diesem bald einen so fruchtbaren Boden dar, wie dies kaum auf irgend einem andern Felde der Mission der Fall gewesen ist.

In ihrem ganzen Umfange ist die Familie von Völkerstämmen, die wir unter dem Namen Karenen zusammenfassen und die nicht blos auf Barma beschränkt, sondern über einen großen Theil der hinterindischen Halbinsel verbreitet ist — bei weitem noch nicht erforscht worden. Selbst in der chinesischen Provinz Yünnan finden sich wahrscheinlich Angehörige dieser Familie in den schon von Marco Polo als Karaian erwähnten Ureinwohnern. Auf die verschiedenen Namen, die bald Karayan, bald Kariang oder Karyen, Karean, Kárěn lauten, brauchen wir nicht näher einzugehen; die Einheit der verschiedenen Formen leuchtet durch. Auch die ethnographische Stellung dieser Stämme ist noch keineswegs endgültig erforscht. Früher wollte man sie als Angehörige der kaukasischen Rasse mitten unter den Indochinesen ansehen — neuerdings werden sie für Mongolen gehalten. Früher hielt man sie für die Ureinwohner Hinterindiens, die von späteren Eroberern in die Wälder zurückgedrängt wurden — jetzt sieht man sie als Einwanderer aus dem südlichen China an. Auch die statistischen Angaben gehen noch weit aus einander und schwanken zwischen 300 000 und 1 Million. Früher wurde eine größere Anzahl von Karenenstämmen als von einander scharf geschieden aufgeführt wie Bghai, Paku, Gekho (Gaikho), Mophga, die Rothen Karenen u. s. w. Jetzt hat sich herausgestellt, daß alle diese Unterschiede sich unter die Zweitheilung der Sgau und Pwo subsummiren lassen. In mancher Beziehung aber bleibt der Forschung über die Karenen noch vielfach die Thür offen. Viele Züge, die sie mit den Bergvölkern Vorderindiens gemeinsam haben, und manches, was sich auch bei Stämmen der Inseln des Indischen Archipels wieder findet, dürfte weitere Beachtung verdienen.

Trotzdem, daß vielfach die ins Auge springende Verschiedenheit der Karenen von den Barmanen erwähnt wird, finde ich keine eingehendere vergleichende Beschreibung der physischen Eigenthümlichkeiten der beiden Nationalitäten. Die früheren Schilderungen sind meist sehr oberflächlich, wie z. B.: „schöne Gestalt, edle Gesichtsbildung und hellere Farbe als die der Barmanen;" oder: „schön gebaut, athletisch, von bester

Gesichtsbildung, voll edeln Anstandes." Hiernach können wir uns keine bestimmte Vorstellung von der Körperbeschaffenheit der Karenen machen. Etwas genaueres sagt uns neuerlichst Missionar E. B. Croß in Taungû [1]), indem er folgendermaßen den Unterschied der beiden Hauptstämme der Karenen beschreibt.

„Der Pwokarene ist durchschnittlich 5 Fuß 4—7 Zoll hoch, hat breite Schultern, ein breites, etwas dunkleres Gesicht als der Sgaukarene, eine kurze ziemlich platte Nase, große hervorstehende, jedoch nicht tiefgeschlitzte Augen, große, dunkle Augenbrauen und Wimpern. Seine Glieder sind groß und kräftig, seine Waden wohlgeformt. Sein ganzer Körperbau zeugt von Kraft, sein Gewicht beträgt ungefähr 130 Pfund. Der Sgaukarene dagegen ist etwas schlankerer Gestalt und leichteren Gewichts, hat kürzere Schultern, schmäleres Gesicht und dünnere Lippen. Die Augen sind ähnlich wie bei dem Pwo, die Brauen und Wimpern dagegen nicht so auffällig, wie bei jenem."

Ueberblicken wir hier sogleich einigermaßen die Vertheilung der Karenenstämme im Barmanenlande.[2]) Die in den südlicheren Gebieten lebenden Stämme waren einst hart bedrückt unter dem Joche der Barmanen, von dem sich diejenigen der nördlichen Provinzen mit Erfolg freigehalten hatten. Die Folge davon war, daß diese einen wilderen Charakter zeigten, während jene ein schüchteres, scheues Geschlecht waren. Auch in diesen südlichen, nun unter dem milden Scepter Englands stehenden Gebieten findet sich der Unterschied der Sgau- (Pschga-) und Pwostämme. Die Maunipgha, Paku und Wewa, dann die Bghai, mit den Prai und die Rothkarenen gehören zu der ersteren Familie, während die eigentlichen Pwo, die Taru Mopbga und Taungthu zu den letzteren zu rechnen sind. Die (eigentlichen?) Sgau sind am zahlreichsten. Man findet sie nicht nur in Mergui, Tavoy, Ye und Tenasserim in ihren zerstreuten Sitzen bis zur Wasserscheide des Menam und des Salwên, sondern auch im Thale des letzteren Flusses und des Sittang und auf dem Hochlande von Pegu bis hinauf nach Prome und Taungu, während einige wenige bis nach Arakan gewandert sind. Man nennt sie auch Weißkarenen, von ihren weißen, nur unten rothgestreiften Kitteln. Die Bghai, fast wohl die unkultivirtesten aller Karenen, wohnen fast ausschließlich zwischen dem Sittang und dem Salwên. Der größere Theil der civilisirteren Pwo lebt mit anderen Stämmen vermischt von Mergui bis über den Sittang hinaus mehr in der Ebene als im Gebirge. Einige ihrer Stämme tragen, wie ein Theil der Bghai, kurze Hosen; andere ein weißes Hemd mit Stickereien am Rand.

Gehen wir den Salwên und Sittang weiter aufwärts, so treffen

---

[1]) The Karen as a race, in der Indian Evangelical Review, Bombay 1875. Vergl. die Bearbeitung von Eppler in der Allgemeinen Missionszeitschrift, Februar und März 1879. Für die folgende Darstellung ist dieser Artikel als das Neueste von diesem Missionsgebiete in ausgedehnter Weise benutzt worden.

[2]) Nach Basler M.-Magazin 1864. S. 63 ff.

wir bald auf die nördlichen Stämme, zunächst die Paku, die man an dem in jedem Dorfe anders gestickten Hemdenrande erkennt. Unter den stetigen Fehden zwischen den einzelnen Dörfern wurden sie vielfach eine Beute der beritienen Rothkarenen. Neben den Paku auf den Höhen bewohnen die Maunipgha den südöstlichen Theil der Provinz Taungu. Nördlich von beiden und nordöstlich weit über die Provinz hinaus wohnen Bghai, an den senkrechten rothen Streifen ihrer Kleider erkennbar. Doch theilen sie sich nach ihrer Tracht wieder in kurze Hosen tragende und Kittel tragende. Jene werden von den Barmanen nicht mit Unrecht Wildkarenen genannt. Sie rühmen sich, niemals einen Tribut an die barmanische Regierung gezahlt zu haben, während die Kittelträger sich dem Joche beugten. Obgleich von den Dörfern der letzteren nur eine kleine Tagereise entfernt, haben sie niemals einem Barmanen, der in ihrem Gebiete erschien, zurückzukehren erlaubt. Auch die britische Herrschaft über sie blieb lange Zeit nur nominell. Die wildesten aller Karenenstämme aber sind die Rothkarenen. Sie haben ihren Namen von ihren rothen, mit senkrechten schwarzen oder weißen Streifen versehenen Hosen, auch tragen sie einen rothen Turban. Kriegerisch, doch kultivirter als die übrigen Karenen, das lebensvollste aller dieser Bergvölker, haben sie in ihren unzugänglichen Waldrevieren auf dem Kalkgebirge seit alten Zeiten einen unabhängigen Staat gebildet, unter einem Oberherrn, Saubwa genannt. Hier waren sie ein Schrecken für Barmanen und Schan, indem sie mit Speeren und vergifteten Pfeilen bewaffnet fort und fort auf Plünderung und Menschenfang ausritten. Jeder Mann hat sein Pferdchen und daneben Vieh in Ueberfluß. Die erbeuteten Menschen verkauften sie, soweit sie ihrer nicht selbst bedurften, als Sklaven und zwar Barmanen an Schan und umgekehrt. Erst in neuerer Zeit ist die eine Abtheilung, die der östlichen Rothkarenen, unter barmanische Herrschaft gelangt. Die Unterwerfung der westlichen wurde britischerseits verhindert.

Andere jener wilden nördlichen Stämme sind bisher noch weniger als die hier genannten erforscht worden, daher wir nicht näher auf sie eingehen.

Die Sprache der Karenen gehört zu den einsilbigen wie die andern hinterindischen Sprachen. Was bei uns durch Flexion bewirkt wird, wird dort durch Zusammenfügung von jenen einsilbigen Stammwörtern, die das Sprachmaterial ausmachen, bewirkt, so daß von Deklination und Konjugation also gar keine Rede ist. Die Elemente, aus denen sich jene einsilbigen Wörter aufbauen, sind nicht blos wie bei uns Konsonanten und Vokale, sondern verschiedene Modulationen des Tons, durch die ein uns ganz identisch erscheinendes Wort die verschiedenste Bedeutung erhält. Näheres darüber werden wir in einem der folgenden Abschnitte bei Charakterisirung der chinesischen Sprache zu sagen haben. — Trotz der vielen dialektischen Verschiedenheiten ist die Karenensprache wesentlich dieselbe. Nur die Aussprache bildet den fundamentalen Unterschied, nach dem sich auch in dieser Beziehung die verschiedenen Stämme entweder mit den Sgau oder den Pwo klassifi-

ziren lassen.[1]) Daß die große Zersplitterung des Volkes die weitere Entwicklung von Besonderheiten in den getrennten Clans begünstigte, versteht sich von selbst. — Man wird ermessen, welch eine Riesenarbeit den ersten Missionaren oblag, da sie diese bisher gänzlich ungeschriebene Sprache zur Schriftsprache erheben sollten. — Die erwähnte Zusammenfügung von Wörtern geschieht übrigens nicht immer durch unmittelbares Nebeneinanderstellen. Oft sind jene dem Sinne nach zusammengehörigen Wörter durch andere dazwischen geschobene getrennt. Jedes Wort aber hat sein „synonymes Pendant", durch dessen Beifügung der Begriff erst recht klar ausgedrückt wird. Es gibt dies der Sprache eine eigenthümliche Fülle sowie Bestimmtheit, welche Mißverständnisse verhütet. Auch der Parallelismus der Glieder, der durchweg die Poesie der Karenen beherrscht, hängt damit zusammen.

„Als man die Karenen kennen lernte, waren sie ein versunkenes und grausames Geschlecht. Das Leben eines Menschen schien ihnen wenig mehr werth, als das eines Thieres. Obwohl äußerst träge von Natur, nöthigt sie ihre Lebensweise wenigstens auf einige Monate im Jahr zu harter Arbeit. Die Frauen zeichnen sich, wie einst bei den alten Germanen, durch Fleiß vor den Männern aus, und sie sind es, die vornehmlich für den Lebensunterhalt sorgen. Uebrigens sind die Karenen, was ihre Nahrung betrifft, nicht sehr wählerisch. Sie essen alles ohne Ekel, selbst Raupen, Eidechsen, Schnecken u. s. w. — In ihrem heidnischen Zustande befehdeten und beraubten sie sich gegenseitig. Sie lebten auf stetem Kriegsfuße.[2]) Man kann sagen, so viele Dörfer und Häuptlinge sie hatten, in so viele feindliche Parteien waren sie gespalten. Selten jedoch war ein Häuptling mächtig genug, das Land seines Nachbars an sich zu reißen. Oft aber wurden die Fehden erst mit Ausrottung der Gegenpartei beigelegt. Als die Missionare sie in der Gegend von Taungu kennen lernten, führte ein Dorf Krieg gegen das andere. Zuweilen standen auch mehrere in einem Schutz- und Trutzbündnisse, das jedoch selten über Familienverwandtschaft hinausging. Auf dem Wege zu jedem Dorfe waren heimliche Fallen gelegt, Speere und gespitzte Bambus so in den Grund gestoßen, daß der Feind sich die Füße verwunden sollte. Die Wohnungen der Dörfler bildeten eigentlich ein großes Haus, wie die Arche Noahs, mit verschiedenen Kammern. So waren sie wie zum gemeinsamen Angriff zur gemeinsamen Vertheidigung oder zur gemeinsamen Flucht bereit. Ihre Furcht vor einander nahm alle möglichen Gestalten an. Näherte sich jemand aus einem andern Dorfe, oder sonst ein Unbekannter, so mußte er zu-

---

[1]) Das Pwo schließt viele seiner Wörter mit Konsonanten, während das Sgau keinen Schlußkonsonanten duldet. Darin beruht die außerordentliche Weichheit dieses Dialektes, während der andere durch viele Kehl- und Nasallaute etwas Hartes hat, ohne jedoch gerade das Unangenehme einer näselnden Aussprache, wie sie hier und da bei uns vorkommt, an sich zu tragen.

[2]) Die bei diesen Stämmen geltende Blutrache trug viel dazu bei. Diese Angaben beziehen sich jedoch nur auf die oben unterschiedenen nördlichen Stämme, welche Missionar Cross vor Augen hatte, die südlichen Karenen werden wir bald ganz anders kennen lernen.

vor das Signal seiner Ankunft geben, oder er wurde als Spion zum Tode gebracht. Ohne Zustimmung des Dorfhäuptlings durfte er nicht wieder weggehen, wenn er nicht gleicherweise sein Leben verwirken wollte. Man würde ihm nachgejagt und ihn erwürgt haben. Dieser Brauch brachte den ersten eingebornen Karenenmissionaren nicht geringe Schwierigkeiten und Gefahren."

Zuweilen wird eine Fehde durch eine Art Gottesurtheil beigelegt. Jede der streitenden Parteien wählt einen aus ihrer Mitte. Beide werden an einen tiefen Fluß gebracht, treten ins Wasser und tauchen unter. Welcher nun zuerst seinen Kopf wieder hervorsteckt, um Athem zu schöpfen, der wird als der schuldige Theil und seine Partei als besiegt erachtet. Er selbst und was er besitzt wird Eigenthum des siegenden Theils und damit ist die Sache für die nächste Zeit abgethan. — Ein Gefangener kann den Versuch machen, seine Freiheit zu erlangen, indem er einen Freund als Sachwalter mit Namen ruft. Es ist eine geheiligte Sitte, das Schiedsurtheil des Gerufenen, das gewöhnlich auf einen Vergleich hinausläuft, gelten zu lassen.

„Regelmäßigen Landbau treiben die Karenen nicht. Jedes Dorf besitzt als solches das umliegende Land in einer Entfernung von 5—6 englischen Meilen. Auf diesem Umkreise wechselt das Dörflein jährlich oder alle zwei Jahre seine Lage, einmal um das unerträgliche Ungeziefer los zu werden, das sie in ihrer Unreinlichkeit und in ihrem Schmutze plagt, fürs andere um ihren zukünftigen Reisfeldern näher zu sein. Ist der Ort der Niederlassung gewählt, so macht sich das ganze Dorf an die Ausrodung des Dschangel, des wildverwachsenen Sumpf- und Waldgestrüpps, das zwischen höheren Bambus und andern Waldbäumen üppig sproßt, die gleichfalls niedergehauen werden. Diese Arbeit fällt in die Monate Januar bis März. Im April wird das Ganze angezündet, und weithin wogt das Feuermeer. Die zurückbleibende Asche ist der Dünger des Landes. Die Regenzeit ist da und Reis und Yams, Baumwolle und Oelpflanzen werden gesät, welche reifen, ehe der Boden mit dem alten Wildwuchs wieder überwuchert ist, der dann in 5 bis 7 Jahren in voller Ueppigkeit wieder das Land bedeckt, wo dann die alte Kulturmethode von neuem beginnt. In dieser Zwischenzeit an diesen Wildwuchs Feuer anzulegen, sei es aus Fahrlässigkeit oder aus Absicht, gilt als ein ebenso großes Verbrechen, als das Haus des Nachbars anzuzünden, und wird ebenso bestraft. Aus solchen Brandstiftungen im Dschangel entstehen nicht wenig bittere und blutige Fehden. Der Schadenersatz muß auf alle Fälle geleistet werden; aber der Streit hat damit noch kein Ende. Im Gegentheil, ein Feuer der Rache und Gegenwehr brennt auf, das ähnlich den Dschangelbränden mit der räumlichen Ausdehnung auch an Intensität wächst."

„Was die Kleidertracht anlangt, so herrscht durchweg eine große Aehnlichkeit unter den verschiedenen Stämmen, die jedoch da und dort

---

[1]) Die Reiskultur ist hier einfacher als anderswo. Man macht mit einem spitzen Stocke Löcher in den Erdboden und läßt einige Körner Reis hineinfallen — das ist alles, was zur Bestellung nöthig ist.

durch Nachahmung der Barmanen- oder Schantracht etwas verändert wird. Die Männer tragen einen Sack mit zwei Oeffnungen für die Arme und einer dritten für den Kopf. Die Bghai und Rothkarenen fügen noch kurze Hosen hinzu von verschiedener Farbe, wie schon oben bemerkt, das Abzeichen verschiedener Stämme. Die Kleidung der Frauen ist gleichfalls sehr einfach. Sie tragen eine Art Ober- und Unterkleid. Jenes ähnelt dem Sack der Männer, ist hübsch mit Stickereien geschmückt und reicht bis an die Knie; dieses fällt bis auf die Füße herab. In Gegenden, wo Seide gebaut wird, sind sie mit solcher durchwirkt, sonst mit andern Stoffen geschmückt, die sie in Form von kleinen Knöpfchen geschickt hineinzuarbeiten verstehen. Eine besondere Vorliebe haben sie für glänzende Farben, besonders für das Roth in verschiedenen Schattirungen. — An den Festtagen schmücken die Männer ihre Turbane und Ohren mit hellfarbigen Blumen, so z. B. mit verschiedenen Arten des Amaranth und der Dotterblume (Leontodon? Calendula?), die sie zu diesem Zweck mit auf ihren Reisfeldern kultiviren. Sonst lieben die Frauen, zumal die der civilisirteren Stämme, noch weniger als ihre Männer auffallenden Schmuck, was Missionar Croß gern als ein Zeichen natürlicher Bescheidenheit betrachten möchte. Ein recht abenteuerlicher Schmuck aber begegnet uns noch beim Pwostamme. Hier werden cylinderförmige Knöpfe aus gefärbtem Holz als eine Art Ohrringe getragen, oft so groß, daß sie ans Absurde streifen. Außerdem schmücken die Frauen Nacken und Beine mit Messingkettchen, manchmal von solchem Gewichte, daß es verwunderlich ist, wie sie nur ihren Hals zu drehen oder irgend eine Arbeit zu thun vermögen."

Sehen wir uns nun die Dörfer der Karenen und ihre Lebensweise in denselben etwas näher an[1]), indem wir uns hierbei den südlichen Stämmen zuwenden, die, wie gesagt, von den bisher geschilderten nördlichen Stämmen vielfach abweichen.

Schwer ist es, den Weg zu solch einem im Waldgebirge versteckten Karenendorfe zu finden. Noch jetzt ist es vielfach so, wie es einst Missionar Boardman schilderte: „Die Pfade laufen nicht selten," sagt er, „über Abgründe, Felsklippen, gefährliche Bergwände, durch tiefe Schluchten, gehen dem viel geschlängelten Lauf eines Baches meilenweit nach, über den man unzähligemal setzen und in dessen Wasser man oft eine Stunde lang bis an die Knöchel waten muß; Brücken gibt es gar nicht, und nicht selten ist man genöthigt, besonders in der Regenzeit, durch beträchtliche Flüsse zu setzen oder zu schwimmen, so daß in dieser Zeit das Reisen in diesen Gegenden oft fast unmöglich wird. Der Wanderer schläft nicht selten in freier Luft in den Wäldern, wo, abgesehen von Insekten und Gewürm, der Tiger, das Nashorn, der wilde Elefant seine Lage sehr gefährlich machen. Und nach all diesen Gefahren und Beschwerden trifft man dann 10, 20 bis 30 Häuser an

[1]) Ergänzungen nach Eppler im Basler M.-Magazin 1864, S. 68 ff.

und muß von ihnen bis zu dem nächsten ähnlichen Dorfe sich abermals meilenweit durch die Wildniß arbeiten."

Auf dem in der gewaltigen Regenzeit so nassen Boden Hinterindiens wohnen die Karenen in Hütten, die auf Pfosten sechs Fuß und mehr über dem Boden erhaben sind und auf Leitern, das heißt auf Baumstämmen, die mit einer Reihe tiefer Kerben versehen sind, bestiegen werden. In neuerer Zeit aber haben auch die Karenen unter der ihnen wohlgesinnten britischen Regierung angefangen, sich in zugänglicheren Lagen anzusiedeln, und hier und da zeigt ein gut angelegter Weg, wie das Land seit Boardmans Zeiten doch Fortschritte gemacht hat.

Hier bei den südlichen Stämmen finden wir nicht jene langen kasernenartigen Gebäude der nördlichen Gebiete. Jede Familie hat ihr eigenes Haus. Meist ist dasselbe von einer Veranda umgeben, die vor den glühenden Sonnenstrahlen schützt, aber auch in der nassen Zeit das strömende Regenwasser möglichst von der Wohnung ableitet. Diese besteht aus einem einzigen Raum, zu dem nur ein niederer Eingang Zulaß gewährt. Von Fenstern gibt's keine Spur; doch dringt zwischen den Lücken des Bambusgeflechtes, aus dem die Wände bestehen, immer noch hinlängliches Licht ein. Von einem Besuche zweier Missionsfrauen in solchem Dörflein lautet der Bericht folgendermaßen:

„Endlich sahen wir uns in der Mitte des Dörfchens. Die Weiber und Mädchen warfen ihre Reisstößel weg, und die Männer gafften uns an, als hätten sie nie zuvor ein weißes Gesicht gesehen. Die Häuser waren Schuppen, 10 bis 12 Fuß über dem Boden auf hohen Pfosten stehend, und an jedem ein eingekerbter Balken, an dem man hinaufstieg. Unterhalb der Wohnungen wälzten sich in voller Kothseligkeit gemästete Schweine und quakende Enten, und unter demselben Schatten saßen auch die Töchter und Weiber der Karenen und woben Baumwolle auf ihren Webstühlen. Das Material dazu verschaffen sie sich durch Austausch von Reis in den barmanischen Städten, denn sie sind große Reispflanzer. Einen oder zwei Büffel sahen wir an einem langen Strick an den Pfosten gebunden. Die Nachricht von unserer Ankunft war zu den Ohren derer gedrungen, die am äußersten Ende des Dorfes wohnten. Die Weiber eilten herbei und wollten gern unsere Füße und Arme sehen, um sich zu überzeugen, daß die weiße Farbe unserer Gesichter nicht durch Schminke bewirkt sei. Sie denken sich nämlich die „Nats" oder bösen Geister als weiß, und glaubten, wir seien aus dem Lande der Nats gekommen; wir sahen uns genöthigt, die Zudringlichen sanft hinwegzudrücken, bis man uns in ein Haus nöthigte." — Die Karenen ziehen Schweine und Geflügel in Menge, und da sie keine Buddhisten, sondern Dämonenanbeter sind, so hindert sie kein Glaube an die Seelenwanderung, Thiere zu tödten und von deren Fleisch zu leben. Sie fürchten nicht, die Seele ihres verstorbenen Vaters oder Großvaters aus ihrer Wohnung zu jagen, indem sie ein Schwein schlachten, ein Huhn tödten, einen Fisch fangen, oder einige von den Schaaren von Affen und Eichhörnchen schießen, die in ihren Wäldern schwärmen. Wie schon erwähnt, sind die Karenen vor keiner

Speise ekel. Selbst das Fleisch krepirter Thiere verschmähen sie nicht. Auch im übrigen sind ihre Bedürfnisse mit erstaunlich wenigem befriedigt. Eine Betelbüchse, die oft nichts als ein Stück Bambusrohr ist, ein Häufchen Reis, ein Bambuskorb für jedes Familienglied, um Lasten darin zu tragen, ein Becher, ein Reis- und ein Currytopf, ein höchst einfaches Spinnrad, Messer und Axt, eine Matte von Baumblättern, ein halb Dutzend Wassereimer von Bambusrohren, ein beweglicher Feuerheerd: das sind die Werkzeuge und Bequemlichkeiten einer Karenenhütte. Ihre einzige Sorge auf der Welt ist, einiges Geld zu sammeln, um die Abgaben zu zahlen, unter denen sie seufzen.

„O, du bist ein Karene!" so pflegen die Barmanen mit souveräner Verachtung zu sagen, und in der That werden die armen Karenen unterdrückt und geplagt genug. „Meine Landsleute," schreibt der Nationalgehülfe Sa-Quala zu Tavoy an den Oberstatthalter nach Kalkutta, „sind Söhne des Waldes, ohne Ohr und Kopf; sie liegen allenthalben herumgestreut wie die Quellen im Thale. Fallen sie in die Hände der Siamesen, so werden sie die Sklaven der Siamesen; fallen sie in die Hände der Barmanen, so werden sie die Sklaven der Barmanen. Sie müssen Boote ziehen, Rattan (Rotang, spanisches Rohr) schneiden, Damarharz, Kardamom, sowie auch Bienenwachs suchen, den Bäumen die Rinde abreißen und Stricke daraus machen; sie müssen die Städte reinigen, Holz tragen und breite Teppiche weben. Ueberdies sollen sie ihren Gebietern Elefantenzähne, Rhinozeroshörner, Yams, Ingwer, Fleisch und eine Menge Gemüse zubringen. Die Männer sind derart mit Frohnarbeiten geplagt, daß ihnen in Monaten kaum einige Tage bleiben. Die Sorge für die Familie liegt auf den Schultern der Weiber; Mädchen wie Frauen werden nicht selten entführt und gemißbraucht. Um diesen und andern Schändlichkeiten zu entgehen, fliehen meine armen Karin in die Schlupfwinkel schwer zugänglicher Gebirge, in Moräste und dichte Waldungen." Jetzt ist's auch in dieser Hinsicht anders geworden.

Die Karenen sind echte Naturkinder. Andern unkultivirten Völkern stehen sie an Kraft und Energie weit nach. Schüchternheit und Unentschlossenheit ist ein Hauptzug ihres Charakters. Sehr bezeichnend ist eine ihrer Mythen, die erzählt, als ein höheres Wesen die Bücher und die Schriftsprachen an die Völker der Erde vertheilt habe, sei ein knurrender Hund herbeigekommen und habe ihnen ihre Bücher weggeschnappt. Eine andere Fassung dieses Mythos ändert freilich die Sache dahin, daß, als Gott seinen Willen und seine Gesetze auf eine Büffelhaut geschrieben allen Menschen vorgelegt habe, damit jedes Volk sich eine Abschrift nehme, da seien die Karenen gerade mit ihrer Ackerarbeit beschäftigt gewesen und hätten keine Zeit zum Abschreiben gehabt. Daher seien sie so unwissend geblieben.

Lesen lernten sie früher nur selten. Sa Quala sagt: „Wenn sie lesen lernen wollten, gingen sie zu den Barmanen oder Siamern oder in die Kyaung der Taleng. Aber da mußten sie rings um die Pagode das Unkraut ausjäten, mußten Backsteine führen, um neue zu bauen, mußten ausgehen und um Nahrung betteln. Dabei wurden sie

geschlagen und gepeitscht, so daß sie nimmer gut lernten." Dennoch sind sie sehr lernbegierig und haben eine gute Fassungsgabe. Den Alten freilich geht alles viel schwerer ein; aber vom jungen Volke rühmen die Missionare, daß sie so hellen und intelligenten Geistes seien, wie die europäischen Kinder. — Es finden sich auch manche Züge eines edeln Sinnes bei diesem Naturvolke. Hier steht Gastfreundschaft oben an, in scharfem Gegensatze zu den Barmanen. Von Geiz wissen sie nichts. Wohlthätig zu sein ist ihnen Freude. Wahrhaftigkeit, Treue, Einfalt und Redlichkeit sind bei ihnen in größerem Maße zu finden als bei den indischen Völkern. Das Verhältniß der Geschlechter ist kein sklavisches. Der Sitte der Väter treu hat der Karene gewöhnlich nur eine Frau. Die bei Barmanen und Siamern herrschende Vielweiberei erschien ihm von je her als Schmach und Schande. Unkeuschheit der Frauen und Mädchen wird furchtbar hart bestraft und kommt daher nur seltener vor. Die Verheirathung geschieht meistens schon in der Kindheit. Der Schwiegersohn zieht zu den Eltern der Frau, und meist gestaltet sich das Verhältniß zwischen beiden recht gut. Der junge Mann bearbeitet das Feld und pflegt die Schwiegereltern in den Tagen der Krankheit und des Alters.

Es fehlt jedoch nicht an Schatten in dem Bilde der Karenen, wie bereits oben die Blutrache, Menschenraub, Mord und räuberische Ueberfälle erwähnt wurden; wenn auch von diesen Dingen vielleicht nur wenig bei den südlichen Stämmen übrig geblieben war. Aber auch hier wie dort finden wir manche dunkle Flecke des Heidenthums. Um vor den Einflüssen der bösen Geister sich zu schützen, tragen sie allerlei Zaubermittel und Amulete. Ihr Hauptlaster ist die Trinklust. Sie bereiten selbst aus ihrem Reis das berauschende Getränk (Ngapi), das sie bezeichnend „Todeswasser" nennen. Vor der Thür jedes wohlhabenden Mannes sieht man neben den Schweineställen auch eine Vorrichtung zum Brantweinbrennen. Von jenem „Todeswasser" opfern sie den Dämonen, denen sie zur Zeit des Vollmonds Feste feiern. Dabei dürfen aber die Frauen und die Knaben unter 12 Jahren nicht zugegen sein. Weil jedoch die Männer bei solchen Gelegenheiten stets sehr weit über die Nüchternheit hinausgehen, so nehmen ihnen die weiseren Frauen zuvor alle Waffen, Speere, Schwerter und Messer ab, soweit sie derselben habhaft werden können, um das voraussichtlich im Rausche entstehende Blutvergießen zu verhindern. Nichts desto weniger sieht man, wenn nach solchen mitternächtigen Schwelgereien die Sonne sich über die Berge erhebt, die Trunkenbolde oft übel zugerichtet, besinnungslos am Boden liegen.

Nur zu einem geringen Theile haben sich die Karenen von dem Buddhismus ihrer Unterdrücker beeinflussen lassen. Es sind dies solche, die in der Ebene wohnten. Sie haben dann natürlich auch Kyaungs (Klöster) und Pagoden gebaut, damit sie nicht in der andern Welt gemäß der Seelenwanderungslehre als Schweine, Hunde oder als Schlangen leben oder gar in der Hölle, nachdem sie zuvor mit Mühlsteinen zerquetscht worden, als Lampendochte brennen müssen. So feiern sie denn auch die Feste des Gaudama, die mit den Veränderungen des

Mondes zusammenfallen. Ein Augenzeuge berichtet davon: „Es war Festtag. Die Dörfler waren in Seide und Baumwolle bunt geputzt und in Familiengruppen vertheilt, deren einzelne Glieder sich durch besondere Trachten unterschieden. Die meisten Karenen haben hier (in Natha am Salwên) die Buddhareligion angenommen und sich mit Taleng (Peguanern) verheirathet, aber die Tracht ihres Stammes beibehalten. Ein einziger Pungyi (Gaudamapriester) nahm stolz die Besuche der andächtigen Karenen an. Er war zugleich Schulmeister des Dorfes. Ein Kegel, nur 10 Fuß hoch, war seine Pagode, neben der Bambus mit Wimpeln geziert gepflanzt waren, um welche Wachskerzen angezündet wurden, wenn der Priester einige Seiten aus dem Rituale seiner Palischriften vorlas. Ein Boot mit einer ganzen, sehr nett gekleideten Familie landete hier, um bei der Pagode ihre Gebete darzubringen. Die Männer waren weniger devot als die Weiber, und schienen schon durch das Opfer einer rothen Wachskerze ihre Schuld abgemacht zu haben. Sie waren nicht wenig verwundert, weiße Fremdlinge zu sehen, die ihnen bis dahin gänzlich unbekannt geblieben. Der Abend wurde von dem jungen Volke mit pantomimischen Tänzen zugebracht, die jedoch ohne alle Grazie, mehr lächerliche Grimassen waren. Die älteren Männer aber führten dann feierliche, pathetische Tänze auf, bis die ganze Versammlung in Bewegung kam und mit Stimmen wie mit Pfeifen und Trommeln einfallend den Zug um das Heiligthum der Pagode und des Bambusgeheges begann, womit der Festabend zu Ende ging."

Ein anderer Brauch, den die Karenen gleichfalls von ihren buddhistischen Nachbarn angenommen haben, ist die **Verbrennung ihrer Todten**, die ursprünglich nicht karenisch ist, wie denn die Bghai noch immer ihre Todten in Särgen bestatten und auch die andern Stämme sich dieser Sitte aus alter Zeit erinnern. Stirbt ein Familienmitglied, so wird, da sie den Tod den Dämonen zuschreiben, die bisherige Wohnung den Waldthieren überlassen und das Zelt an einem andern Orte aufgeschlagen. Ueberhaupt ist jeder Todesfall ein Schrecken für die Karenen. Hört man davon, so läßt der Mann die Axt, die Frau das Weberschifflein, das Kind sein Spielzeug fallen und für heute ruhen. — Ist der Leichnam verbrannt, so wird gewöhnlich der verkohlte Rückgrat aus der Asche genommen und später bei einem Feste in der trocknen Jahreszeit in einem eigens erbauten Schuppen aufgestellt, umringt von Gegenständen, die dem Verstorbenen gehörten. Zwei Fackeln, oben und unten, stellen den Abend- und Morgenstern vor, welche Geister der Unterwelt sein sollen. Man geht dann in Prozession um den Schuppen und singt Lieder wie folgendes:

Mutters Tochter rühmt sich ihrer Schöne,
Vaters Sohn ist stolz auf seine Schöne.
Er ruft dem Roß, das Roß kommt;
Er ruft dem Elefanten, der Elefant kommt.
Auf dem schönen Pferd mit kurzem Rücken
Fliegt er dahin in die Silberstadt.
O Sohn der Unterwelt, uns ist weh um dich,
Sehnlich lechzen wir nach dem Baume des Lebens.

Gibt's wohl noch Samen des Lebensbaums?
Dann erwacht auch im Hades der Mensch vom Tode.
O Sohn der Unterwelt u. s. w.

„Ueberall folgen uns die Todten nach; nur ein weißer Schleier scheidet sie von uns, daß wir sie nicht sehen," sagen die Karenen. Manche behaupten sie zu sehen und mehr noch sie zu hören. Bei den Ahnenopfern wird der Geist gerufen und gibt, wenn er nicht zur Hölle gefahren ist, durch allerhand Zeichen seine Gegenwart kund.

Von besonderem Interesse sind für uns die Traditionen der Karenen[1]). Dieselben haben theilweise so schlagende Aehnlichkeit mit der biblischen Urgeschichte der Menschheit, daß die ersten Missionare, als sie mit denselben bekannt wurden, auf die Vermuthung geriethen, daß sie es mit Abkömmlingen des Volkes Israel zu thun hätten oder daß die „verlornen zehn Stämme" hier aufgefunden seien. Letztere Hypothese ist bekanntlich von einer ganzen Reihe von Missionaren in Bezug auf die verschiedenartigsten Völker, Polynesier, Betschuanen, Afghanen, Indianer u. s. w., aufgestellt worden. Die Grundlosigkeit derselben hat sich bald herausgestellt. Immerhin aber bleiben jene Uebereinstimmungen doch recht verwunderlich. Weitere Forschungen aber dürften an denselben noch manches aufhellen.

Die Traditionen sprechen von einem allmächtigen und allgegenwärtigen Wesen, Y'wah genannt. Ob wir darin einen Anklang an den hebräischen Gottesnamen finden dürfen, ist doch wohl nicht ausgemacht, da letzterer ursprünglich Jahveh lautete. Der Grundbegriff des Wortes soll sich auf die „ewig gegenwärtige Seinsweise Gottes" beziehen (vgl. 2 Mos. 3, 14). Beachtenswerth ist die religiöse Scheu, diesen Namen auszusprechen, welche durch ein ausdrückliches Gebot begründet wird. — Neben Y'wah läuft der Name H'tu, der ebenfalls die Ewigkeit Gottes bezeichnet. Was die weiteren Eigenschaften betrifft, so sagen sie: „Gott ist unveränderlich, ewig, existirend im Anfang. Sein Leben ist ohne Ende. Die Reihenfolge der Generationen kann sein Dasein nicht messen. Er ist der Krankheit und dem Tode nicht unterworfen. Er hat eine vollkommene Erkenntniß aller Dinge. Er sieht alles und vor ihm können wir uns nicht verbergen. Er ist nicht fern von uns, er ist mitten unter uns. Die Erde ist sein Fußschemel, der Himmel ist sein Sitz. Y'wah ist unser Herr, der Himmel und Erde schuf und alles was darin ist. Wir nennen ihn auch K'tsa Y'wah (Herr Gott)."

Von der Schöpfung sagen sie: „Er schuf den Mann, und aus was schuf er ihn? Er schuf ihn aus Erde und vollendete das Werk der Schöpfung. Er nahm eine Rippe dem Manne und schuf daraus das Weib. Er schuf die Seele, und wie schuf er sie? Gott der Vater sagte, ich liebe diesen meinen Sohn und meine Tochter, ich will von meinem Geist auf sie legen. Er nahm einen Theil von seinem Leben und hauchte ihm in seine Nase, und sie kamen zum Leben und wurden

[1]) Nach dem genannten Artikel von Eppler.

unsterbliche Wesen. So schuf Gott den Menschen. Gott machte Speise und Trank, Reis, Feuer und Wasser, Vieh, Elefanten und Vögel.

Den Fall des Menschen schreiben sie dem bösen Geiste zu, den sie sich meist weiblich denken. Sie nennen ihn u. a. Nau k'plau, „Gott vergeß", weil er sie verleitete, Gottes zu vergessen, und als ihm das gelungen, sie ihrem eigenen Schicksal und Verderben überließ, wie eine Gluckhenne ihre entwöhnten Küchlein.

Ueber den Satan lautet einer ihrer Verse:

Nau k'plau war im Beginn gerecht,
Allein hernach übertrat er das Wort Gottes.
Nau k'plau war im Anfang heilig,
Aber hernach brach er das Wort Gottes.
Gott trieb ihn hinaus und peitschte ihn von seinem Orte.
Er versuchte Gottes heilige Tochter.
Gott peitschte ihn mit Hieben von sich.
Er betrog Gottes Sohn und Tochter.

Die Geschichte des Sündenfalls wird übrigens ganz ausführlich erzählt, mit überraschendster Uebereinstimmung der einzelnen Züge mit der biblischen Erzählung, so daß wir stellenweise geradezu eine Uebersetzung der letzteren vor uns zu haben meinen.

Missionar Croß versichert, daß die Beweise für die Echtheit und Ursprünglichkeit dieser Traditionen derart seien, daß sie einer in Felsen gegrabenen Inschrift gleichkommen.[1]) „Daß die Karenen sie nicht durch eine zufällige und direkte Berührung mit Israel und der alttestamentlichen Geschichte erhalten haben," sagt er, „dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß dann wohl mit eben solcher Klarheit die späteren Züge der israelitischen Geschichte, Gesetze und Ceremonien, besonders auch die Beschneidung sich in den Traditionen finden würden. Allein von dem allen kommt nichts darin vor. Nur eine sehr abgeblaßte Erinnerung an die allgemeine Flut und an die Zerstreuung der Völker haben sie noch." Dr. Mason hat die beiden letzteren Traditionen schriftlich fixirt wie folgt.

„Vor Alters," heißt es, „als die Erde mit Wasser überschwemmt ward, retteten sich zwei Brüder, durch die schwierige Lage gedrängt, auf einem Floße. Das Wasser stieg und stieg, bis sie an den Himmel reichten. Als sie einen Mangobaum niederhängen sahen, kletterte der jüngere an demselben empor und aß. Aber das Wasser, plötzlich fallend, ließ ihn auf dem Baum." Die Sage in Betreff der Völkerzerstreuung lautet: „Die Menschen hatten zuerst nur einen Vater und eine Mutter. Aber weil sie einander nicht liebten, so trennten sie sich. Nach der Trennung kannten sie sich nicht mehr, und ihre Sprachen wurden verschieden. Sie selber wurden Feinde und kriegten wider einander.

Eine ihrer Traditionen stellt den großen Versucher dar, wie er einige Menschenalter nach dem Sündenfall neue Anstrengungen macht, das ganze menschliche Geschlecht von der Verehrung Y'wahs hinweg und in seinen Dienst hineinzulocken. Dies gelang ihm durch das Me-

[1]) Selbstverständlich entzieht sich diese Versicherung, von der die ganze Auffassung dieser Traditionen abhängt, unserer Kritik vollständig.

dium des weiblichen Geschlechts und anderer zu diesem Zwecke engagirter Personen, durch ihre schönen Kleider und gern gestattete Ausschweifung bei ihren Festlichkeiten. So wurden die Kinder der Anbeter Y'wahs verleitet, ihrer Eltern und ihres Gottes zu vergessen und sich dem Kultus des Versuchers (Mukauli) zu ergeben. — Der Anklang an die Erzählung von den Söhnen Gottes 1 Mos. 6 ist sehr nahe liegend.

Obwohl nun die Traditionen der Karenen jene reinere Gotteserkenntniß bezeugen, finden wir doch, ganz so wie wir dies auch bei den Kolh sahen, heutzutage bei ihnen keinerlei Verehrung oder Gottesdienst, der dem einen allmächtigen Gotte gälte. Es herrscht vielmehr durchweg der Dämonendienst, in vielen Stücken dem entsprechend, was wir davon in Vorderindien kennen lernten. Noch sei bemerkt, daß der Glaube an die Fortdauer der Seele sich meistentheils findet, sowie an einen verschiedenen Zustand, in dem das irdische Leben seine Vergeltung findet. Es gibt aber auch viele unter den Karenen, welche die Unsterblichkeit leugnen. Die Lehre von der Seelenwanderung hat bei ihnen keinen Eingang gefunden.

Gehen wir nun näher auf den Dämonenkult der Karenen ein. Allen Vorgängen in der Natur wie im Menschenleben stehen nach ihrer Auffassung besonders geistige Wesen vor, denen sie eine unbegrenzte Furcht und Ehrfurcht zollen. Glück und Unglück, Armuth und Reichthum, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, reiche Ernte und Mißernte, Donner, Blitz, Wind, trockne und nasse Jahreszeit, Quellen und Flüsse stehen unter ihrer Direktion. Bald werden die Geister mit diesen Dingen identifizirt, bald von ihnen unterschieden. Je nach ihrer Aufgabe gehören sie einer höheren oder niederen Rangstufe an.

Lassen wir die wichtigsten Arten dieser Geister in kurzer Beschreibung an uns vorübergehen. Eine große Schaar derselben mit vielen Unterabtheilungen werden unter dem Namen Kalah zusammengefaßt. Das Wort bedeutet: rein, durchsichtig, hell, wie klares Wasser. Jedes Ding, selbst die Axt, das Messer u. s. w., hat seinen Kalah. Was sie damit sagen wollen, mag im Grunde an die Entelechie des Aristoteles heranstreifen. Oft scheinen sie damit die Idee des Gegenstandes und seine Nützlichkeit zu bezeichnen, die dann aber wieder als ein persönliches Wesen gefaßt wird. So z. B. sprechen Sie vom Reiskalah. Ist er gegenwärtig, so ist die Reisernte ergiebig; bleibt er aus, so folgt eine Mißernte. Steht dieser Fall zu befürchten, so suchen sie ihn mit Opfern, Gebeten und anderen Ceremonien in die Nähe zu bringen. Sie meinen nämlich, er könne durch gewisse Thiere auf seinem Wege zum Reisfelde aufgehalten werden. Eines dieser Gebete lautet: „O Reiskalah komm! Komm ins Feld, komm zum Reis. Komm mit befruchtender Kraft für beide Arten. Komm vom Flusse Kho, komm vom Flusse Kaw. Komm von dem Orte, wo sie zusammenfließen. Komm von West, komm von Ost. Komm vom Schlunde des Vogels, komm vom Magen des Affen. Komm vom Schlunde des Bären und des Schweins. Fleuch von der Ratte, dem Elefanten, dem Pferde. Komm von den Quellen und Mündungen der Flüsse. Komm von dem Lande der Schan und der Bar-

manen. Komm aus den fernen Königreichen. Komm aus allen Kornkammern. O Reiskalah, komm zu dem Reis.

Der Kalah der Menschen wie der andern Dinge und Wesen kann den Körper verlassen und fortwandern. Dies geschieht gewöhnlich, wenn die Menschen schlafen oder träumen. Wird der Kalah in seiner Wanderschaft aufgehalten und an der Rückkehr verhindert, so stirbt der betreffende Mensch. Wird jemand krank und scheint dem Arzt oder Zauberer dem Tode nahe zu sein, weil sein Kalah sich entfernt hat, so wird dieser durch Opfer und Gaben zur Rückkehr bewogen. Gelingt dies, so hofft man, der Kranke werde wieder gesund, ja der schon Gestorbene komme wieder zum Leben. Reis und verschiedenes Naschwerk wird zu dem Ende auf die Wege in Feld und Wald und wo immer der Kalah vermuthet wird, unter mancherlei Gebetsformeln hingestellt. Die Kalah der Kinder und schwacher Personen können leichter den Körper verlassen, als diejenigen erwachsener und kräftiger Personen. Deshalb sucht man die Kinder, wenn ein Glied des Hauses gestorben ist, von dem Leichnam sorgfältig fern zu halten; denn man fürchtet, der Kalah des Verstorbenen ziehe auch den der Kinder nach sich. Das Haus, in welchem jemand stirbt, wird gleichfalls verlassen, weil sie wähnen, der Kalah des Todten kehre in seinen gewohnten Aufenthaltsort zurück und veranlasse den Tod weiterer Familienmitglieder, um Gesellschaft zu haben. Das Haus steht in geisterhafter Stille da, bis es zerfällt.

Der Kalah hat keine moralische Verantwortlichkeit für die Thaten des Menschen. Diese kommt vielmehr der „Thah" zu, das ist das Herz oder die Seele. Lobenswerthes und Tadelnswerthes, was der Mensch auch thue, wird ihr allein zugeschrieben. Und doch hängen die menschlichen Leidenschaften wieder von den Kalah ab, welche genau besehen die Personifikationen jener sind. Sieben solche Kalah hat ein Mensch, die aber im Grunde doch nur eine vereinte Macht bilden, einer Hydra gleich, mit sieben Häuptern. Der erste erzeugt Tollheit und Raserei, der zweite Sorglosigkeit und Thorheit, der dritte Schamlosigkeit und im Gefolge die fleischlichen Lüste. Das vierte Zorn und Haß, Aerger und Bosheit samt den daraus resultirenden Verbrechen. Der fünfte sucht die Menschen unter den Einfluß der „Nat" und andrer böser Geistesmächte zu bringen. Der sechste setzt sie wilden Thieren aus, und der siebente tödtet durch das Schwert der Feinde.

Gegen die schlimmen Wirkungen reagirt nun eine andre Geistesmacht im Menschen, die sie Tso nennen, d. i. Macht, Autorität, Kontrole und Einfluß; auf den Menschen angewendet bezeichnet es eine geistige Kraft, die ihren Sitz im Haupte hat. So lange sie da wirkt, ist der Mensch vor jenen bösen Einflüssen geschützt. Allein diese Macht reicht nicht aus, sie verschwindet, sie läßt den Menschen im Stiche, und so treibt eine stete Furcht sie, die bösen Geister durch abergläubische Gebräuche, Zauberspruch und Opfer zu beschwichtigen.

Ganze Schaaren abgeschiedener Menschenseelen, die sich weder für das Land der Seligkeit noch für das der Verdammniß hienieden reif gemacht haben, schweben als Plage der Lebenden über der Erde.

Dahin gehören diejenigen, welche infolge ihres wilden Lebens eines gewaltsamen Todes gestorben sind, sei's durch Menschen oder durch wilde Thiere, oder die, welche aus irgend einem Grunde keine ordentliche Leichenbestattung erhalten haben, oder die schreckliche Thaten gethan haben, wie Tyrannen, Volksunterdrücker, Ehebrecher u. a. Zu diesen letzteren zählen die Karenen gern die Seelen ihrer Unterdrücker, der Barmanen. Sie werden gesehen in kolossaler Menschengestalt in der tiefen Waldeinsamkeit. Auch können sie wieder erscheinen, nicht infolge der Seelenwanderung, sondern aus freier Wahl in Gestalt von Pferden, Elefanten, Krokodilen, Schlangen, Geiern und Enten. Diese Geister nennen sie Yam, die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen Kaphu. Diese letzteren gehen in schauerlicher Gestalt mit einem fürchterlichen Maul und geschweiften Haupthaar des Nachts um und fahnden gleich einer wilden Jagd auf die Kalah und Seelen der Menschen, um sie zu verschlingen. Ebenso thun die Kalot und Dotaka, nur haben diese beiden sichtbare Wohnungen, so daß man ihnen ausweichen kann. Die letzteren gehen als ungeheure Riesen um, und grade vor ihnen ist die Furcht der Karenen groß. Diese Furcht wird auch von den Barmanenpriestern ausgebeutet, um sie von der Bekehrung zum Christenthum abzuschrecken. Obgleich sie in Menschengestalt erscheinen, sind sie doch keine Menschengeister, sondern eine Art gefräßiger Satyrs."

„Die Plupho sind abgeschiedene Seelen von Menschen, die eines gewöhnlichen Todes gestorben sind und keine der obengenannten Verbrechen begangen haben. Diese kommen nach dem Sterben in das Todtenreich (Plu), das sich die Karenen bald unter, bald über der Erde denken und zwar nur durch einen dünnen Vorhang von uns getrennt. Der Herrscher dieses Reiches wird Kuthay oder Thido genannt, König des Todes. Er ist Herr aller Todten, seien sie wo sie wollen, mit Ausnahme derer im Himmel und derer in der Hölle. Sie sagen: Kuthai oder Thido ist Herr des Todtenreichs. Wenn er unsern Kalah ruft, so sterben unsre Leiber, und wir werden Bewohner des Plu und kommen unter Kuthai's Herrschaft. Wenn wir dort durch unsre redliche Bemühung ihm gefallen und gut werden, so kommen wir seiner Zeit in den Himmel. Werden unsre Seelen aber dort schlimmer, so werden sie dem Könige der Hölle zur Peinigung überliefert."

„Die eigentlichen Höllenbewohner nennen sie Laraphо. Lahra ist Hölle, der Ort der Qual für alle, die in diesem Leben sich der größesten Verbrechen schuldig gemacht, oder die im Todtenreiche als dem zweiten Probeorte schlimmer geworden sind. Ganz besonders kommen dahin, die Vater und Mutter entehrt und übel traktirt haben, was in den Augen der Karenen eines der größesten Verbrechen ist. Dort werden sie in Feuerflammen gequält, tausend Jahre lang; also immerhin eine begrenzte Zeit. Hernach können sie wieder herauskommen."

„Eine große Rolle spielen die Nah oder barmanisch Nat, Dämonen, böse Geister der schlimmsten Sorte. Ihr Kultus herrscht auf der ganzen Halbinsel und ist auch durch den Buddhismus, der dort nur eine Festtagsreligion geworden zu sein scheint, bei weitem nicht verdrängt worden. In allen Kalamitäten des Lebens nehmen Barmanen wie

Schan trotz ihres Buddhismus Zuflucht zu jenem Dämonenkult. Die Nat sind die Hauptursache aller Uebel, die den Menschen in dieser Welt treffen. Sie können auch von den Menschen Besitz nehmen, dann werden diese Natmenschen, d. h. Zauberer oder Hexen. Ihre Zahl ist Legion. Ganze Dörfer und Stämme werden als Hexenmeister angeklagt. Diese Menschen können das Leben andrer durch Zauberei vernichten, indem sie z. B. Stücke von Leder oder Knochen in Gestalt von Käfern in ihr Fleisch oder Eingeweide schicken, woran sie bald sterben müssen. Man sagt, daß sich solche Dinge oft in den Leichen vorfinden. — Außer diesen Nat spuken bei den Karenen noch andre Kobolde und Gespenster. Allen diesen bösen Wesen, die das Leben beherrschen, werden, um sie zu besänftigen und zu versöhnen, blutige Opfer, namentlich Schweine und Geflügel, dargebracht."

„Nur eine Klasse im ganzen guter Wesen kennen die Karenen: die Muckhapho, Himmelsbewohner. Das sollen ihre Vorfahren sein, die nach dem Tode zum Himmel eingegangen. Sie betrachten sie als göttliche Wesen und als die Schöpfer des Lebens. Sie sagen: Wenn der König des Himmels Menschen schafft, so geschieht das in großer Eile, denn er hat viel zu thun, und so werden sie meist mißgestaltet. Aber die Muckhapho lassen sich Zeit dazu, und so geräth die Gestalt der Menschen wohl. Sie sind die Schutzgeister der Ehe und der Geburten. Ist eine Ehe unglücklich, so fehlt es an jenen. Aber auch in solchem Falle wird die Ehe nicht gelöst. Scheidung kommt bei den Karenen höchst selten vor. Um sich diese Geister günstig zu erhalten, werden auch ihnen Opfer gebracht."

„Noch haben die Karenen eine besondere Klasse von Dämonen, die den Naturerscheinungen vorstehen: so die Erzeuger der Winde, die in einer Höhle sitzen, wie Aeolus bei den Griechen. Sie öffnen ihre Säcke, und der bereitete Wind strömt hinaus, oder sie bereiten ihn erst durch die Bewegung ihrer Fächer. Andere sind die Beherrscher des Sommer- und Wintermonsûn. Keine Partei weicht der andern ohne gewaltige Kämpfe. Flammenwogen fahren am Himmel dahin, feurige Speere wirbeln auf und schlagen gegen einander. Bald jedoch legen sich die Stürme, denn der eine Theil ist besiegt und zieht auf ein halbes Jahr in das Dickicht des Dschangel zurück, um dort in stiller Ruhe Kraft zum neuen Kampf und Sieg zu sammeln. — Besonders verehrt wird die Ceres der Karenen, die Schutzgöttin des Getreides, die das Wachsthum des letzteren bewacht und die reifenden Aehren mit Korn füllt. Auf einsamen Baumstümpfen sitzt sie den lieben langen Tag und gönnt sich nicht Ruhe, bis sie die Kornkammern des Fleißigen und Genügsamen gefüllt hat."

Aus dem reichen Kreise „weltlicher Mythen" führt Croß zwei an, von denen die eine an Herkules erinnert, wie er den Augiasstall reinigt, die andere an Simsons Thaten gemahnt. Den meisten dieser Sagen ist eine moralische Nutzanwendung beigefügt.

„Noch erübrigt ein Wort über die Propheten der Karenen. Sie unterscheiden zwei Klassen: Wi und Bukha. Diese, sagen sie, erhalten ihre Offenbarungen und Gesichte von unten, durch infernale Kräfte,

jene von oben, durch göttliche. Der Einfluß der Wi auf das Volk ist groß, sowohl in religiösen als auch in weltlichen Dingen. Sie werden für fähig gehalten, Geheimnisse zu offenbaren, Zukünftiges vorauszusagen, Kranke zu heilen, ja Verstorbene wieder ins Leben zurückzurufen. Will oder soll der Wi dies oder das offenbaren, so arbeitet er sich in einen ekstatischen Zustand hinein. Dazu dreht und windet er seinen Leib und seine Glieder, wälzt sich auf der Erde und schäumt mit dem Munde. Dann wird er ruhig und thut seine Orakelsprüche kund. Manche solcher Weißagungen, die das Volk von Mund zu Munde fortgepflanzt hat, beziehen sich auf die Befreiung vom Joche der Barmanen. Diese sollte durch die Kaulawah d. i. durch weiße Fremde geschehen. Diese, sagen ihre Propheten, seien im Besitze aller Worte Y'wahs und würden eines Tags erscheinen und ihnen dieselben bringen, auch die, welche sie nicht gehabt und im Laufe der Zeit verloren hätten." Wie sind diese Weißagungen zum Theil so wunderbar erfüllt worden! — Eine andere Weißagung handelt von dem Kommen Y'wahs, dem ein Ueberhandnehmen des Bösen auf der Erde vorausgehen werde.

„Die andre Klasse der Propheten, die Lukha, sind eigentlich eher Priester, was schon ihr Name, welcher „Herr der Opfer" bedeutet, anzeigt. Sie betonen ihre göttliche Sendung, nennen sich Vorläufer des kommenden Herrn und bestimmen die Zeit seiner Ankunft. Tritt diese auf die vorbestimmte Zeit nicht ein, so hat ihr Einfluß ein Ende und ihr Anhang fällt wieder von ihnen ab. Bei einigen Stämmen jedoch bilden sie eine Art erbliches Priesterthum, welches die religiösen Gebräuche namentlich an den Festen zu Zeiten des Neumondes verrichtet. Sie sind die eigentlichen geistigen Führer des Volks. Beide Klassen sind zugleich seine Dichter und Sänger.".

Schließlich dürfen wir hier ein Kapitel nicht übergehen, welches in der Darstellung der Karenen eine große Rolle zu spielen pflegt. Es sind dies die Ueberlieferungen der Väter. Schon oben deuteten wir mehrere auffallende Uebereinstimmungen mit den Erzählungen der Heiligen Schrift an, die sich bei ihnen finden. Ebenso zeigen sich die überraschendsten Uebereinstimmungen in jenen Vorschriften und Lebensregeln, die sich bei ihnen aus alter Zeit durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Vernehmen wir einige Beispiele davon.

„O Kinder und Enkel! Die Straße, die zum Himmel führt, ist ein kaum bemerkbarer Pfad; aber die Straße, die zur Hölle geht, ist sehr groß."

„O Kinder und Enkel! Liebet Gott, und nimmer erwähnt seinen Namen so viel; denn durch das Aussprechen seines Namens geht er weiter und weiter von uns. — O Kinder und Enkel, wenn wir unsre Sünden bereuen und hören auf Uebels zu thun, unsre Leidenschaften zügeln und zu Gott beten, so wird er uns wieder gnädig sein. — Betet ohne Unterlaß zu Gott bei Tag und bei Nacht. — O Kinder, o Enkel, betet Götzen und Priester nicht an. Wenn ihr sie verehrt, so

erlangt ihr dadurch keinen Vortheil, aber eure Sünden vermehrt ihr über die Maßen."

„O Kinder, o Enkel, achtet und ehrt euren Vater und eure Mutter, denn als ihr klein waret, duldeten sie nicht, daß ein Muskito euch steche. — O Kinder o Enkel, seid nicht auf Zank und Streit versessen, sondern liebet einander. Gott im Himmel blickt nieder auf uns; und wenn wir einander nicht lieben, so ist es dasselbe, wie wenn wir Gott nicht lieben. — O Kinder und Enkel, nehmt keinem Menschen das Leben. Wenn ihr tödtet, müßt ihr eure Sünde tragen. — O Kinder und Enkel, nehmt nicht mit Gewalt das Eigenthum eines andern. Gebt acht darauf, meine Kinder, wie schnell Räuber Sklaven werden. O Kinder und Enkel, stehlet nicht die Güter eines andern; denn ihr Besitzer arbeitet um sie, bis er schwitzt."

„O Kinder und Enkel, begeht nicht Ehebruch noch Hurerei mit dem Kind oder dem Weib eines andern, denn der eine Gerechte blickt nieder von oben, und diese Dinge sind vor seinen Augen. — O Kinder und Engel, redet keine Unwahrheit. Was ihr nicht kennet, das saget nicht. Den Lügnern soll ihre Zunge herausgeschnitten werden." —

„O Kinder und Enkel, gebt Speise und Trank dem Armen; und wenn ihr so thut, werdet ihr selber Barmherzigkeit erlangen. O Kinder und Enkel, lindert nach eurem Vermögen die Menschen. Wenn ihr andern Gutes thut, wird es euch nicht unbelohnt bleiben. — — — O Kinder und Enkel, begehret nicht die Güter dieser Welt; denn wenn ihr sterbet, könnt ihr die Dinge, die auf Erden sind, nicht mit euch hinwegführen. — O Kinder und Enkel, werdet nie zornig. Wenn wir mit andern zürnen, so ist es gerade als zürnten wir mit Gott. Der, welcher auf den Großen und Kleinen, den Schlechten und Bösen, die Kinder und Jungen ohne Zorn blickt und gibt ihnen Speise und Trank, wird unwandelbar versorgt sein."

„O Kinder und Enkel, wenn euch jemand ins Angesicht speit, speiet ihm nicht wieder hinein. Er speit nur in die Luft. Wenn euch jemand ins Gesicht schlägt, schlagt ihm nicht wieder ins Gesicht; er schlägt nur auf den Boden. Deshalb wenn euch jemand auf einen Backen schlägt, gebt ihm den andern auch zum Schlagen hin." —

Doch genug der Beispiele, die wir um viele vermehren könnten. Deutlich genug klingen uns daraus bald die Worte des Dekalogs, bald die der Bergpredigt entgegen. Wir stehen hier vor einem noch ungelösten Räthsel. Man kann sich denken, mit welcher Ueberraschung die ersten Missionare solche christlichen Klänge aus der Mitte dieses verkommenen Bergvölkchens erklingen hörten. Sie ließen diese wunderbaren Lehren niederschreiben. Am meisten that darin Dr. Mason, unterstützt von seinem Gehilfen Sa Quala. Als sprachliche Vorbereitung für seine Bibelübersetzung ließ er alles, was an Traditionen der Karenen in Poesie und Prosa aufzufinden war, sammeln. So entstand bald eine bedeutende Karenenliteratur. Was früher nur in den langen dunkeln Regennächten und in den Mußestunden von Mund zu Mund ging, wurde nun zu Papier gebracht. Dr. Mason wählte daraus alle biblischen Anklänge aus und gab sie heraus unter dem Titel: „Die

Sagen des Aeltesten" mit dem Motto: „Die Befehle des ewigen Gottes kommen wieder zu den Karenen. Lernet sie lesen." Diese Schrift nahmen die in den Missionsschulen herangebildeten jungen Männer mit in die Berge und lasen sie ihren Landsleuten vor. Sie haben viel dazu beigetragen, die Annahme des Christenthums vorzubereiten.

Wie aber sollen wir uns die Sache erklären? Manche Missionsfreunde sind der Ansicht gewesen, daß hier die „Nachklänge einer Uroffenbarung" vorlägen. Diese Hypothese aber möchte zu höchst bedenklichen Konsequenzen führen, wie dies leider auf dem Gebiete der Karenenmission zu ihrer erheblichen Schädigung geschehen ist, worüber wir weiter unten einiges zu sagen haben werden. Gibt es eine Uroffenbarung des Heils, die sogar so wesentliche Momente des Evangeliums umfaßt, welche Stellung soll dann der Heiligen Schrift angewiesen werden? Wollte man aber die Sache auf einen Zusammenhang der Karenen mit dem Volke Israel zurückführen, so stellen sich auch dieser Auffassung sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Zwar wird sie sehr empfohlen durch die Tradition der Karenen, daß ihre Vorväter einst „Bücher auf Häuten" gehabt hätten, die gute Sitten lehrten, während die jetzigen Bücher (der Barmanen) auf Palmblättern geschrieben seien und nur Wunderlegenden enthielten. Nun hat man daran erinnert, daß sich in China uralte jüdische Kolonien befinden, die im Besitze von Manuskripten des Pentateuchs auf Pergamenthäuten sind. Aber nimmt man wirklich einen Zusammenhang von jener Richtung her an, wie kommen jene nur zu deutlichen Klänge aus der Bergpredigt zu den Karenen, die doch sicherlich nicht von den jüdischen Kolonien stammen können?

Von einem hyperkritischen Standpunkte aus möchte vielleicht jemand die Sache sehr bequem erledigen mit der Behauptung: „Die Missionare sind von ihren Gehilfen getäuscht worden." Und ohne Präzedenzfall wäre es allerdings nicht, daß einem Missionar, der durch einen Eingebornen Nachrichten einzieht, von demselben grade das vorerzählt wird, was seinen Wünschen am entsprechendsten zu sein schien. In diesem Falle aber verbietet ein Name wie Sa Quala, der bewährte Karenenprediger, so Arges zu denken.

Es ist vor der Hand eben ein ungelöstes Räthsel. Soviel aber glaube ich entschieden festhalten zu müssen, daß diese Ueberlieferungen christlichen Ursprungs sind, daß sie weder auf dem Boden des Karenenvolkes erwachsen, noch demselben von einer Uroffenbarung verblieben, sondern ihm nur auf dem Wege christlicher Mission zugekommen sein können. Ob dies nun vielleicht schon in ältester Zeit, etwa durch Vermittlung der Thomaschristen, oder ob es geschehen sei durch jene katholische Mission zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie dies von manchen behauptet wird, darüber ist bis jetzt, soviel mir bekannt, nichts festgestellt worden.[1])

[1]) Nur nachträglich bei der Korrektur kann ich hier das letzte Urtheil Dr. Masons in dieser Sache anführen, das bald nach seinem Tode im Baptist Missionary Magazine 1874 veröffentlicht wurde. Nach wohl begründeten neueren Forschungen sind die Karenen erst vor wenigen hundert Jahren aus China nach Hinterindien

Sehr schwierig wird die Lösung dieser Frage immer bleiben, falls nicht irgend welche Zeugnisse aus früheren Zeiten aufgefunden werden. Jene Schwierigkeiten werden nicht erleichtert durch einige Gebräuche der Karenen, in denen sich allerdings auch irgend ein biblischer Anklang findet, aber die ein so ganz eigenthümliches Gepräge zeigen, daß sie kaum auf die Einflüsse christlicher Mission zurückgeführt werden können. Dahin gehört ein religiös-politischer Straf- und Versöhnungstag, wie er bei sämmtlichen Karenenstämmen in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen (½—2 Jahr) gehalten wird.

„Jeder Stamm hält seine besondere Versammlung, von welcher alle Fremden sorgfältig ferngehalten werden. Warnungszeichen, welche die Stämme gegenseitig verstehen, werden auf entsprechende Entfernungen vom Dorfe bis zum Versammlungsplatz aufgestellt. Es wird ein Spanferkel oder eine Ziege oder ein Farren von schwarzer Farbe zum Opfer ausgewählt. Für den funktionirenden Priester wird eine Art Kanzel errichtet, von der aus er alles Volk übersehen kann. Der Versammlungsplatz befindet sich in der Nähe eines geweihten Felsens, der durch seine Form schon die Feierlichkeit und Heiligkeit dieses Kultus in den Gemüthern wecken soll (?). Ist der Festtag erschienen, so ergreifen die Leute den Priester und führen ihn mit Gewalt zu der errichteten Kanzel. Er erhebt sich dort und beginnt seine Anrede. Mit Gewalt, sagt er, habt ihr mich hierher gebracht. Die Verantwortlichkeit ist euer, nicht mein. Wenn ich zu den Wassern geflohen wäre, so hättet ihr mich von dort geholt. Hätte ich meine Flucht zu den Wäldern genommen, so würdet ihr mich daselbst ergriffen und hierher geschleppt haben. Da ihr mich mit Gewalt hierher gestellt, so hört mich. Nun spricht er seinen Spruch über diejenigen, die sich in der Gemeinde eines Diebstahls, der Unzucht, des Ehebruchs, des Mordes oder irgend eines Verbrechens schuldig gemacht haben, und die Gemeinde vollzieht ihn, schlägt den Schuldigen mit Knitteln oder straft ihn sonst, je nachdem der Richterspruch lautet. Die Geheimhaltung des Aktes vor jedem Fremden verräth ein Zartgefühl, wie man es selten unter Heiden trifft. Sind die Strafen vollzogen, so wird das erwähnte Opferthier geschlachtet, und Gebete werden dargebracht für das Land. An welches Wesen sie diese Gebete richten, scheint nicht bekannt zu sein. Es scheint in der That, als wenn die Gerechtigkeit selbst angerufen würde, welche die Verbrecher bestraft und die Guten belohnt, Gesundheit, gute Ernten, Friede und Wohlstand dem Volke gewährt, wenn es diese Güter verdient, oder hinwieder Plagen verhängt, Pestilenz und Hungersnoth, Raub und Schwert der Feinde, wenn die Verbrecher im Volke ungestraft bleiben. Daher fleht der Priester bei seinem Opfer vor allem um Gesundheit, reichliche Ernte und Friede im Lande. Er spricht aber auch Flüche über die Sünder aus, die eines jener genannten Verbrechen begangen haben. Er ruft den Felsen zum Zeugen seiner Flüche und zum Vollzug der verhängten Strafe, und die Leute glauben, die Strafe gehe vom Felsen aus und werde sicher vollzogen. — Die Sünde der Hurerei und des Ehebruchs wird bei den Karenen zum Theil furchtbar bestraft. Der Schuldige wird in den Dschangel getrieben und darf von niemand beherbergt werden. Diese Strenge verfehlt sicher ihres Einflusses nicht. Bei den Stämmen, wo sie gehandhabt wird, ist Keuschheit die herrschende Regel; dagegen bei den andern, wo sie fehlt, ist fleischliche Ausgelassenheit zumal unter der Jugend groß.“[1])

---

gekommen. Sprachvergleichungen lassen sie als nächste Verwandte der Miau-tsz erscheinen. Kaiser Yun-lie, der aus seinem Reiche vertrieben mit einer großen Schaar seiner Anhänger 1651 nach Barma kam und sich 11 Jahre dort aufhielt, war selbst ein Christ. Aber schon als im neunten Jahrhundert die nestorianischen Christen in China verfolgt wurden und Massen von ihnen (ein arabischer Schriftsteller rechnet mit Einschluß der getödteten Muhammedaner, Juden und Parsi 120 000) das Martyrium erduldeten, mögen aus den südlichen Provinzen viele in Hinterindien eine Zuflucht gesucht haben.

[1]) Allgemeine Missionszeitschrift 1879, S. 70.

Der Raum sowie auch die Quellen gestatten uns nicht, hier noch viel anderes von den religiösen Gebräuchen der Karenen anzuführen, obwohl dergleichen hier am Orte sein dürfte, um dem Leser das sehr helle Licht, das uns aus den oben angeführten biblischen Anklängen entgegenleuchtete, dem wirklichen Sachverhalte gemäß etwas abzudämpfen. Wir müssen uns eben hüten, uns von den Karenen ein zu ideales Bild zu entwerfen. Mögen auch die erwähnten Traditionen dieses Volk in besonderer Weise für die Annahme des Evangeliums vorbereitet haben, mag auch bei manchen unter ihnen die Hoffnung auf Wiedererlangung des verlorenen Buches Gottes durch weiße Fremdlinge eine lebendige und aufrichtige gewesen sein; die damit verknüpfte Hoffnung auf die gleichzeitig erwartete Erlösung von dem Barmanenjoche scheint doch die bedeutendste Triebfeder gewesen zu sein, die dies Heiden-Volk dem Evangelio entgegenführte. Der Herr, der die Wege der Völker lenkt, hat durch die siegreichen britischen Waffen jene Hoffnung in Erfüllung gehen lassen und damit seinem Reiche unter den Karenen die Thüren weit aufgethan, so daß die Mission hier so außerordentliche Früchte sehen durfte.

7. Die Mission in Barma unter Barmanen und Karenen.

Die ersten Anfänge der evangelischen Mission in Barma gingen von den englischen Baptisten in Sirampûr aus. Ein Sohn W. Carey's, Felix, wurde 1807 mit 2 andern nach der Hafenstadt Rangûn gesandt, wo man unter manchen Schwierigkeiten die Missionsarbeit begann, bei der Carey's medizinische Kenntnisse förderlich waren. Im Jahre 1809 trafen 2 Londoner Missionare in Rangûn ein, von den Baptisten als Mitarbeiter begrüßt. Die Hoffnungen, die man auf ihre Hülfe setzte, sollten jedoch nicht erfüllt werden. Der eine von ihnen starb bald, der andere wählte sein Arbeitsfeld in Vorderindien. So ging denn in den nächstfolgenden Jahren das Werk nur langsam vorwärts, obgleich Carey (der übrigens eine Eingeborne zur Frau nahm) sich als Arzt die Gunst des Vizekönigs erworben hatte. Nach einiger Zeit, 1813, brachte er es so weit, daß er nach Ava an des Königs Hof berufen wurde, wo er viel Gunstbezeugungen erfuhr. Schon war er daran, seinen Wohnsitz in der Residenz zu nehmen, als ihm Weib und Kinder in den Fluten des Irawaddi ertranken, während er selbst knapp dem Tode entging. Dadurch aufs tiefste erschüttert, verließ er das Land.

Schon aber war von einer ganz anderen Seite her ein neuer Glaubensbote erschienen, der in Gemeinschaft mit einem treuen und muthigen, alle Mühe, Gefahr und Arbeit redlich mit ihm theilenden Weibe das Werk kräftig aufnahm und weiter führte, der Amerikaner Adoniram Judson, der, mehr nach seinem apostolischen Eifer als nach den Erfolgen seiner Arbeit, der Apostel der Barmanen genannt worden ist. Von deistischen Grundsätzen zum Offenbarungsglauben übergegangen und in dem neugegründeten theologischen Seminar zu Andover in Massachusets, wo er seine weitere Ausbildung erhielt, zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesum erweckt, beschloß er, durch

Dr. Buchanans „Stern im Morgenlande" auf die indische Mission hingelenkt, mit mehreren gleichgesinnten Freunden, Rott, Newell und Hall, sich dem Dienste derselben zu weihen und wandte sich deshalb zunächst an die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft, die in ihrer ermunternden Antwort ihn zugleich einluden, nach England zu kommen und persönlich mit der Missionssache sich näher bekannt zu machen. Judson mit seinen Freunden theilte nun seinen Entschluß dem christlichen Publikum in Amerika mit, und dies ward die Veranlassung zur Errichtung der großen Amerikanischen Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for foreign Missions). In ihrem Auftrage reiste er nach London, wo er ein Jahr lang sich aufhielt und alle erwünschte Auskunft über die Missionssache erhielt, und nachdem er sich in der Heimat mit Miß Anna Hasseltine verheirathet, der ersten Frau, welche es wagte, aus den amerikanischen Freistaaten zur Ausbreitung des Evangeliums in ein heidnisches Land zu gehen, schiffte er im Winter 1812, von der genannten Gesellschaft unterstützt, mit seiner Gattin und 4 Freunden sich ein und langte nach glücklicher Fahrt im Mai dieses Jahres zu Kalkutta an. Kaum aber waren sie einige Tage dort, als sie von der Regierung den Befehl erhielten, mit demselben Schiffe, das sie hingebracht, wieder nach Amerika zurückzukehren. Zwar erlaubte man ihnen, nach Isle de France (Mauritius) zu gehen, von wo sie im Juni 1813, nachdem Frau Newell dort gestorben, wieder nach Madras kamen und hier nach kurzem Aufenthalte nach Rangun sich einschifften. Schon auf dem Wege nach Indien hatte Judson Bedenklichkeiten über die Schriftmäßigkeit der Kindertaufe bekommen, die ihn nach seiner Ankunft in Kalkutta und besonders während seines Aufenthaltes bei den Baptisten in Sirampûr zu dem Entschluß brachten, zu dieser Gesellschaft zu treten, obschon er dadurch aller Unterstützung des kaum errichteten Missionskollegiums in seinem Vaterlande sich beraubt sah. Da er jedoch die Baptistengemeinden in Amerika von seinem und seiner Gattin Uebertritt alsbald benachrichtigte, so ward dieser Umstand die nähere Veranlassung, daß auch die amerikanischen Baptisten sich der Missionssache annahmen und eine eigne Missionsgesellschaft (American Baptist Missionary Union) zu Philadelphia (18. Mai 1814 — der Sitz der Gesellschaft wurde Boston) gründeten, welche die inzwischen von Judson in Barma begonnene Mission als ein ihrer besonderen Pflege empfohlenes Werk betrachtete.

Dieser war inzwischen in Rangun eingetroffen und hatte, als Carey die Stadt verließ, die Mission der englischen Baptisten übernommen. Die Vorarbeiten derselben bestanden aus der handschriftlichen Uebersetzung etlicher Bücher des neuen Testamentes und einer gleichen barmanischen Sprachlehre nebst Wörterbuch. Doch brauchte es zwei Jahre, bis Judson und seine Gattin vermochten, die ersten Versuche in der Anregung der Eingeborenen durch christliche Gespräche zu wagen. Schon 1815 begann Judson auch die heilige Palisprache zu lernen und hatte bereits einige Traktate verfaßt, als der Missionsarbeiter Hough mit seiner Gattin im Oktober als Buchdrucker anlangte, der jedoch bald darauf nach Sirampûr ging. Doch waren einige christliche Schriften

durch die Presse vervielfältigt worden. Drei Jahre waren unter mancherlei Prüfungen, Verlust eines Kindes u. s. w. dahingeschwunden, ohne daß auch nur eine Seele für das Reich Gottes gewonnen wurde, bis endlich die ersten Wirkungen der Mission namentlich infolge der verbreiteten Traktate sich verspüren ließen. Im März 1817 kam zu Judson ein angesehener Mann mit der durch ein paar Traktate angeregten Frage: „Wie viel Zeit brauche ich wohl, um die Religion Jesu zu lernen?" — In demselben Jahre hörte Judson, durch Kränklichkeit am kräftigem Wirken behindert, von einem barmanisch redenden Christen in Tschittagong, und reiste ab, um an demselben wo möglich einen Mitarbeiter zu gewinnen. Stürme aber trieben ihn nach Madras, und seine geängstete Gattin war längere Zeit seinetwegen in großer Sorge, während inzwischen ein von den niederen Obrigkeiten gegen Missionar Hough erregter Sturm durch Gottes Gnade beschwichtigt wurde. Im folgenden Jahre erhielt die Mission Verstärkung. Es wurde eine besondere Stätte für die Predigt eingerichtet (Zayat = ein offner Schuppen); Frau Judson nahm sich mit Eifer des weiblichen Geschlechts und der Jugend an. Endlich konnte (am 27. Juni 1819) der Erstling dieser Mission, Mung Nau[1]), getauft werden, und bald folgten zwei andere gelehrte Barmanen, Mung Byay und Mung Thalah, ihm nach, während Mung Nau bald in der Zayat ein sehr brauchbarer Gehülfe des Missionar Judson wurde und nicht wenig andere nach dem Heil zu fragen begannen. Dabei fehlte es indeß auch nicht an Trübsal, da die heidnischen Beamten anfingen, die Mission sehr feindselig zu behandeln. Judson und sein Mitarbeiter Colman machten sich daher im Dezember 1819 selbst nach der Residenzstadt Neu-Ava oder Amarapura auf, um dem König ihre Sache vorzulegen, ihn zu bitten, die Verkündigung des Christenthums in seinem Reiche zu gestatten, und ihm ein Pracht-Exemplar der Heiligen Schrift in barmanischer Sprache zu überreichen. Judson erlangte auch wirklich eine Audienz, sein Gesuch wurde aber rund abgeschlagen, sein Geschenk zurückgewiesen, und eine dem König überreichte kurze Darstellung der Lehre Christi ihm höhnisch vor die Füße geworfen.[2]) Betrübt und niedergeschlagen kehrten die Missionare nach Rangun zurück und dachten schon daran, die Mission aufzugeben und sich auf das englische Gebiet zurückzuziehen. Als sie aber ihren drei barmanischen Christen ihre Absicht mittheilten, baten diese inständig, sie möchten wenigstens noch einige Monate bleiben, bis 8 oder 10 Jünger gesammelt wären, und dann einen unter ihnen als Lehrer bestellen. Möge dann erfolgen, was da wolle, und wenn sie auch das Land verließen, so werde doch die Religion Christi sich immer weiter verbreiten, und selbst der König könne ihren Fortgang nicht hindern. „Haltet Ihr es für gut," sagte Mung Thalah, „uns also zu verlassen? Ungeachtet aller Schwierigkeit und Gefahr, mit denen wir umgeben sind, wollen wir es nimmermehr

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1826, II. S. 275 ff.
[2]) Vgl. ebendas. 1823, IV, S. 654 ff.

vergessen, daß dieses Werk weder unser noch euer, sondern ein Werk Gottes ist. Macht Er Licht, wer will die Religion hindern? Nichts darf ihr im Wege stehen." So beschlossen denn die Missionare, daß Judsons bleiben, Colmans aber nach Tschittagong gehen sollte, um dort die Neubekehrten zu sammeln und eine Station als Zufluchtsort bei etwa ausbrechender heftiger Verfolgung zu gründen. Diese Absicht wurde indessen durch Colmans plötzlichen Tod verhindert. Zu Rangun wuchs mittlerweile die Gemeinde bis auf zehn; das zehnte Glied derselben war die erste Barmanin, welche die Taufe empfing, die 51jährige Mah-men-lay. Nach ihrer Taufe sagte sie: „Ich habe nun den Eid der Treue meinem Gott und Heilande geschworen, und mir bleibt nichts zu thun übrig, als mich mit Leib und Seele meinem Herrn Christo anzuvertrauen, in der gewissen Zuversicht, daß Er mich nie von sich abfallen lassen wird." Tags darauf, den 19. Juli 1820, trat Judson mit seiner kranken Gattin eine halbjährige Erholungsreise nach Sirampûr an. Nach seiner Rückkehr fand er, daß die Getauften wegen vielfacher Quälereien und Erpressungen von Seiten untergeordneter Beamten sich hatten zerstreuen müssen, doch ohne Ausnahme standhaft bei ihrem Glaubensbekenntnisse geblieben waren. Der neue Vizekönig in Rangun jedoch gewährte Duldung, und die Gemeinde mit Einschluß der noch Ungetauften mehrte sich auf 25 und mehr; die Zayat ward wieder eröffnet, mehr noch beschäftigte sich aber Judson mit gründlichem Durchgehen der von ihm ins Barmanische übersetzten Theile des neuen Testamentes. Im Sommer 1821 mußte Judsons Gattin sich denn doch wegen andauernder Kränklichkeit zu einer Reise nach Amerika entschließen, während er selbst im Dezember 1821 durch die Ankunft des Arztes Dr. Price mit seiner Gattin, denen bald darnach die von Sirampûr zurückkehrenden Houghs folgten, erfreut und gestärkt wurde. Die Gemeinde aber wuchs bis August 1822 auf 18 Getaufte, von denen sich erfreuliche Züge eines tiefgegründeten Christenthums berichten ließen.

Im nächsten Jahre wurde Dr. Price, dessen Ruf als Arzt bis nach Ava gedrungen war, dorthin berufen und von dem Monarchen sehr huldreich aufgenommen. Judson, der ihn begleitet hatte, kam auch öfter mit ihm in den Palast, wurde aber lange Zeit vom Könige keines Blickes gewürdigt, bis er endlich einmal ihn gravitätisch ansah und fragte: „Und du, Schwarzrock, was bist denn du? Bist du auch ein Arzt?" — „Nein, Ew. Majestät," antwortete Judson, „ich bin kein Arzt, sondern ein Lehrer der Religion." Auf die Frage des Königs, ob sich denn schon einer seiner Unterthanen bekehrt habe, antwortete Judson mit Ja, und jener richtete nun an ihn noch allerlei Fragen über Religion, Geographie und Astronomie. Nachdem Judson allmählich auch bei einigen ausgezeichneten Staatsmännern freien Zutritt gefunden, und seine Aussichten zu Ava sich immer mehr aufgeheitert hatten, kehrte er anfangs 1823 nach Rangun zurück, wo er bis Mitte des Jahres seine Uebersetzung des neuen Testamentes zum Druck vollendet und bis anfangs Dezember auch einen kernhaften Auszug der alttestamentlichen Schriften druckfertig hatte, als seine

Gattin gesund und fröhlich wieder bei ihm eintraf und zugleich den Missionar Wade nebst Frau als Gehülfen mitbrachte. Ende 1823 trat nun Judson mit seiner Gattin, gemäß einem dem Könige geleisteten Versprechen, seine Reise nach Ava an, wo er mit noch größerem Erfolge die Ausbreitung des Reiches Gottes zu fördern hoffte. Je näher sie aber der Hauptstadt kamen, desto kriegerischer sah es aus, und nicht lange waren sie in Ava, wo Dr. Price, der nach dem Tode seiner Gattin eine Eingeborene geheirathet hatte, sie unterstützte, als im Frühjahr 1824 der Krieg zwischen Barma und der englischen Regierung in Indien ausbrach.

Im Mai erschien die englische Flotte vor Rangun, und alsbald befahl der Vizekönig, „alles, was einen Hut trüge," d. h. alle Christen und Europäer, in Fesseln zu schlagen. Die Missionare Hough und Wade wurden sogleich eingesperrt[1]), und der Befehl gegeben, sie zu ermorden, sobald der erste feindliche Schuß fallen würde. Der Schuß fiel, aber die feigen Wächter entflohen erschrocken und wagten nicht, den Befehl auszuführen. Bald aber kamen andere Barmanen, welche mit ihren Spießen die Missionare nach dem Richtplatz schleppten, und die Hinrichtung ward nur dadurch verzögert, daß Hough sich erbot, mit den Engländern zu unterhandeln. Diese waren mittlerweile schon gelandet, hatten die heidnischen Truppen vor sich hergetrieben, und die Barmanen verließen nun in wilder Flucht die Stadt. So waren die Missionare plötzlich aus der Gefangenschaft befreit, fanden zu ihrer großen Freude auch ihre Frauen glücklich erhalten und dankten dem Herrn demüthig für ihre Errettung, obschon sie noch in großer Sorge schwebten um das Schicksal der Missionsgeschwister in Ava. Hier hatte anfangs die Nachricht von der Einnahme Ranguns durch die Engländer mehr Bewegung unter den Europäern als unter den Barmanen verursacht, da diese, in thörichtem Stolze ihres Sieges gewiß, schon bestimmt hatten, wie viele weiße Sklaven sie zu haben wünschten. Sobald aber die Nachricht von dem weiteren Vorrücken der Engländer eintraf, wurden die Fremden in Fesseln gelegt und eingesperrt[2]). Auch Judson und Price wurden in den sogenannten „Todeskerker" geworfen, wo sie, zuerst mit drei, dann mit fünf Paar Ketten belastet, 11 Monate lang schmachten mußten unter unsäglichen Leiden und rohen Mißhandlungen, dann in ein anderes Gefängniß bei Amarapura geschleppt, auf den Rath eines ihrer Feinde als Menschenopfer geschlachtet werden sollten, endlich aber nach weiteren sechs Monaten aus diesem Kerker, wohin Frau Judson ihrem Gatten gefolgt war, wieder nach Ava gebracht wurden. Schon vorher hatte jene heldenmüthige Frau, welche frei blieb, alles gethan, was in ihren schwachen Kräften stand, um Freiheit oder wenigstens Erleichterung für die Missionare zu erlangen, wobei fast alle möglichen Leiden sie bedrängten, stete Furcht für das Leben ihres Mannes, Mißhandlungen, die sie selbst erfuhr, eigene Krankheit und endlich die Sorge für ein

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1826, II, S. 346 ff.
[2]) Vgl. ebendas. 1827, I, S. 146 ff.

zwei Monate altes Kind, das sie selbst stillte und zuletzt noch von den Pocken befallen sah. „Wenn je," schreibt sie selber von dieser Zeit, „so fühlte ich in dieser großen Noth den Werth und die Wirksamkeit des Gebetes. Ich konnte mein Bett nicht verlassen und nichts für meinen Mann thun. Ich konnte nur den mächtigen Herrn anrufen, der gesagt hat: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen, und der mich so kräftig in dieser Zeit die Erfüllung seines Versprechens fühlen ließ, daß ich ganz beruhigt und überzeugt wurde, meine Gebete hätten Erhörung gefunden." Und so war es auch in der That. Die englische Armee rückte immer weiter gegen Ava vor, die Missionare wurden aufgefordert, an den Unterhandlungen theilzunehmen, der Friede von Yandabo (24. Februar 1826) ward nach langem Sträuben der Barmanen geschlossen, durch welchen die Küstenländer südlich vom Salwên an England abgetreten wurden. Aus dem britischen Lager, wo General Campbell ihn und Price freundlich aufnahm, zurückgekommen, fand Judson seine arme Gattin bleich, abgemagert, am Rande des Grabes, wohin infolge des anhaltenden Kummers und der übermäßigen Anstrengungen von Gemüth und Leib eine Fieberkrankheit sie gebracht, was ihn bewog, mit den britischen Truppen den Ort seiner Leiden zu verlassen, während Price in der Residenz zurückblieb, aufgefordert von dem gedemüthigten Monarchen, der die bei den Verhandlungen ihm von den Missionaren geleistete Hülfe erkannte. Er genehmigte dem Doktor nun sogar neben der ärztlichen Thätigkeit die Gründung einer Schule. Leider starb Price schon 1828.

Judson aber ließ sich in der neugegründeten Militärstadt **Amherst** in Martaban nieder, wo auch Missionar Wade, der von Rangun nach Sirampûr gegangen war, wieder zu ihm stieß und etliche Glieder der früheren Gemeinde sich um ihn sammelten. Hier, während er noch einmal als Dolmetscher in Ava abwesend war, starb Judsons edle und treue Lebensgefährtin infolge der ausgestandenen Leiden am 24. Oktober 1826, und ihr seliger Tod[1]) gab den anwesenden Barmanen ein mächtiges Zeugniß von der Kraft des Glaubens, wodurch mehrere von ihnen in Bekenner der Wahrheit verwandelt wurden. Erst im Februar 1827 kehrte Judson nach Amherst zurück, fand seine Gattin im Grabe und verlor bald darauf auch sein Kindlein; dem Trauernden aber kam am 17. April 1827 auch Missionar Boardman mit seiner Frau zu Hülfe, welchem die fünf Stunden von Amherst gelegene Stadt **Maulmein** (Maullaming) mit 20 000 Einw. als Station angewiesen ward. Hierher folgten ihm, da Amherst mittlerweile wegen äußerer Verhältnisse von seiner früheren Bevölkerung zum größten Theil verlassen wurde, im Oktober 1827 auch Judson und Wade mit ihren 3 barmanischen Gehülfen Mung Ing, Mung Schwaba und Ko Myat Kyan,[2])

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1829, IV, S. 570 ff.; 1837, II, S. 270.

[2]) Mung (Moung) bezeichnet bei den Barmanen einen jungen, Ko einen im Alter vorgerückten Mann; Do ist ein Greis, Meh (Mi) ein Mädchen, Mah eine Frau von Ansehen, May eine alte Frau u. s. f.

den Früchten der Predigten in Rangun, die sie nun in der Gegend umhersendeten, ihren Landsleuten das Evangelium zu verkünden. Gottesdienst und Schule wurden von Amherst nach Maulmein verlegt, und ein Zayat oder Bethaus zur öffentlichen Predigt aufgerichtet, das hier bald mehr besucht wurde, als es in Amherst der Fall gewesen. Sechs Barmanen wurden getauft, andere zur Taufe vorbereitet; auch ein Hindu[1]), Mc Donald, gesellte sich als brauchbarer Gehülfe zu den Missionaren; Frau Wade errichtete eine Schule für eingeborene Mädchen, und ein barmanisches Sklavenmädchen, das die Missionare losgekauft hatten und in der Schule unterrichteten, bekehrte an ihrem Sterbelager 8 ihrer Mitschülerinnen, die bald hernach getauft werden konnten, so daß im Laufe des Jahres 1828 das kleine Barmanenkirchlein zu Maulmein auf 21 Seelen sich vermehrte. Dabei wurde mit der Bibelübersetzung und Abfassung von Traktaten fortgefahren.

Da nun nach dem Tode des Dr. Price zu Ava auf dem unter barmanischer Herrschaft stehenden Gebiete kein Ort mehr vorhanden war, wo das Evangelium verkündigt wurde, fanden sich die in Maulmein vereinigten Missionare um so mehr zu weiterer Ausdehnung ihrer Wirksamkeit getrieben, und wurde daher Missionar Boardman im April 1828 nach dem pagodenreichen, götzendienerischen Tawoy gesandt, wo er Predigt und Schulunterricht begann, während seine Gattin des weiblichen Geschlechtes mit Eifer und Geschick sich annahm. Anfangs kam ihm hier alles freundlich entgegen, und Priester und Laien horchten auf seine Botschaft; bald aber merkte er, daß namentlich die ersteren sich verstellt hatten, und daß sie heimlich das Volk warnten, auf die Predigt des Evangeliums zu hören. Bald aber sollte hier die Thür zu einem weit ergiebigeren Arbeitsfelde aufgethan werden, zu den **Karenen.**[2])

Der erste, der das Evangelium in die abgelegenen Walddörflein dieses Volkes trug, war der schon genannte Ko Myat Kyan, ein Barmane, der dasselbe als ehemaliger Steuererheber in der Provinz Martaban kannte. Ein außerordentlicher Wahrheitsdurst kennzeichnet diesen Mann. Vor seiner Bekehrung hatte er es mit allen Religionssystemen der Halbinsel versucht, um den Frieden seiner Seele zu finden. Er unterwarf sich der Askese des Buddhismus, dann ging er zum Brahmanismus über, von diesem zum Islam und endlich zur römisch-katholischen Kirche — nirgends fand er Genüge. Da hörte er unter den Karenen von ihren Hoffnungen und von der baldigen Wiederkehr des Buches Gottes. Dies Dämmerlicht leitete ihn zum vollen Tage des Evangeliums, das er bei den Missionaren endlich fand. Er aber machte diese wieder auf die Karenen aufmerksam, von

---

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1837, II, S. 269.

[2]) In der Darstellung der Karenenmission folgen wir zunächst meist den eingehenden Arbeiten Chr. Fr. Epplers in der Allgem. Missionszeitschrift 1879 Nr. 2—4 sowie im Basler Missionsmagazin 1864 und 1872. Was sich auf die neuere Zeit bezieht, ist aus dem Baptist Missionary Magazine geschöpft.

denen er überzeugt war, daß sie das Evangelium mit Freuden aufnehmen würden, viel williger als die Barmanen. Den kürzlich erst in Barma angekommenen Dr. Wade beschäftigte dieser Gedanke so sehr, daß er sich auf den Rath Dr. Judsons mit Ko Myat Kyan und einigen andern bekehrten Barmanen von seiner Station Maulmein aus zum ersten Besuche in einem Karenendorfe (Dongyahn 8 Stunden nördlich) aufmachte. „Bei unsrer Ankunft," schreibt er, „hatten Männer, Weiber und Kinder ihre Wohnungen verlassen und sich im Dschangel versteckt. Nach einigen Stunden jedoch kamen mehrere zurück. Ko Myat Kyan sagte ihnen, daß wir gekommen seien, ihnen vom wahren Gott und dem Wege des Heils zu erzählen. „O, ist das eure Sache?" erwiderten sie; „wir meinten, ihr wäret Regierungsbeamte, und fürchteten uns. Aber wenn ihr Religionslehrer seid, so kommt und erzählt uns von Gott; wir sind glücklich, wir werden hören. Habt ihr das Buch Gottes gebracht? Unsere Väter sagten, die Karenen hätten einst das Buch Gottes gehabt, auf Leder geschrieben, allein sie hätten es sorglos zu Grunde gehen lassen. Seitdem sind wir, wie zur Strafe, ohne Bücher und ohne Schriftsprache. Aber unsere Propheten sagen, daß die weißen Fremden dies Buch haben und es uns in zukünftiger Zeit wiederbringen werden. Siehe, die weißen Fremden sind gekommen, wie unsre Propheten zuvor gesagt haben. Habt ihr Gottes Buch gebracht?" — Ich erwiderte ihnen, eine Bibel zeigend: Ja, ich habe das Buch Gottes, aber es ist in der Sprache der Fremden geschrieben. — In der Zwischenzeit nun erfuhren die Dörfler die Absicht unsres Kommens und hatten sich aus ihrem Versteck hervorgewagt, sodaß wir eine große Gesellschaft von Männern, Frauen und Kindern um uns hatten, gespannt zu erfahren, was wir über das Buch Gottes zu sagen hätten, von dem sie so lange gehofft, daß es ihnen die weißen Fremden bringen würden.

Dr. Wade erzählte ihnen nun, daß er als Missionar für die Barmanen ins Land gekommen sei; er werde aber um einen Mann schreiben, der zu den Karenen gesendet werde, sie ihre Sprache schreiben lehre und das Buch in dieselbe übersetze. „Aber, fuhr er fort, „ihr müßt es annehmen, es lesen lernen und auch euren Kindern lehren. Wollen die Karenen das thun?" „Ja," sagten sie, „wir wollen es und wir wollen Gott verehren, wenn man uns seine Gebote lehrt. Unsre Väter haben uns gesagt, daß, wenn die weißen Fremden uns das verlorene Buch bringen und uns die wahre Religion lehren, so müssen wir hören und gehorchen, dann werde die Wohlfahrt zu uns zurückkehren. Wenn wir aber nicht hören und gehorchen, werden wir gestraft werden ohne Rettung. Lange Zeit haben wir geduldet und um Erlösung gefleht; und nun, da die weißen Fremden mit dem verlorenen Worte Gottes gekommen sind laut den Sprüchen der Väter, und wir würden nicht hören, so wissen wir, daß die Drohung auch würde in Erfüllung gehen. Ja wir wollen hören und gehorchen."

Dieser erste Besuch in einem Karenendorfe war in der That providentiell und typisch für die ganze Karenenmission. So klang es wieder in allen Dörflein im Waldgebirge, wohin fortan die Missionare

kamen. Die Aufsätze der Aeltesten waren hier der Zuchtmeister gewesen auf Christum. Die Begierde dieses Völkleins aber, das Wort Gottes in seiner Muttersprache zu haben, und ihre Ungeduld, mit der sie auf den versprochenen Missionar nicht warten wollten, war der glückliche Anlaß, daß Dr. Wade sich daran machte, mit Hülfe Ko Myat Kyans und anderer die Karenensprache, und zwar zum größten Theile unter Anwendung der barmanischen Buchstaben, zur Schriftsprache zu erheben.

Von Ko Myat Kyan aber wird bezeugt, daß er dann und wann ganze Nächte im Gebet zugebracht, ohne die Flucht der Zeit zu merken, bis der Hahnenschrei ihn an den Anbruch des Tages erinnerte. Und als er im Alter erblindete und nichts mehr verdienen konnte, war es ihm doch eine liebe Gewohnheit, „aus der Tiefe seiner Armuth (2. Kor. 8, 2) einen kleinen Beitrag zum Unterhalt eines eingebornen Karenenpredigers zu geben. Als ihm bei einem derartigen Anlaß seine Gattin klar machen wollte, daß er nichts mehr geben könne, sagte er: „Nein, ich kann wohl an meiner täglichen Nahrung Abbruch leiden, aber des hohen Vergnügens kann ich nicht beraubt sein, etwas zur Unterstützung der Sache Christi zu thun."

Diesem ersten Bahnbrecher schlossen sich bald andre Pioniere an, die aus den Karenen selbst erstanden, und die die Evangelisirung ihres Volkes mit Einfalt und Eifer betrieben. Vor allen ragt unter denselben hervor Ko Tha Byu, einst ein Räuberhäuptling[1]), dann ein armseliger Sklave, zuletzt ein Verkündiger des Evangeliums „im Geiste der ersten Zeugen," der wohl den Namen eines Apostels der Karenen verdient. Hunderte von Gemeinden hat er gesammelt in den verschiedenen Theilen des Landes, in Tavoy, Rangûn, Bassein und selbst in Akyab. — Dr. Judson hatte in Maulmein den armen, keineswegs viel versprechenden Sklaven, mit dem wegen seiner Unkenntniß der barmanischen Sprache nicht viel anzufangen war, losgekauft 1827. „Wir hoffen," schrieb er von ihm, „daß sein Geist, obgleich außerordentlich finster und unwissend, doch der Herrlichkeit des Glaubens an Jesum Christum sich aufschließen wird." Ko Tha Byu blieb zunächst unter der Leitung des Missionar Wade, dessen Gattin ihn als außerordentlich roh und leidenschaftlich bezeichnet; es war ein unangenehmer Zuwachs für die Familie. Im Laufe eines Jahres aber zeigte sich an ihm eine wunderbare Umwandlung, obwohl dann und wann immer noch seine Heftigkeit zum Ausbruch kam. Am 16. Mai 1828 konnte er die heil. Taufe empfangen. Dies geschah jedoch zu Tavoy, wohin er dem Missionar Boardman gefolgt war. Er hatte sich nämlich mit einem in die Mädchenschule aufgenommenen karenischen Waisenmädchen verehelicht, deren beide Brüder bei dem genannten Missionar unter-

[1]) Er stammte aus der Provinz Arakan. Als Knabe war er ein böser, zügelloser Junge. Als er seine Eltern verließ, wurde er ein Räuber und Mörder — gegen 30 Menschen bekannte er ums Leben gebracht zu haben. Schon gleich nach dem Kriege war er mit den Missionaren in Rangun in Berührung gekommen und ihnen dann nach Amherst und Tavoy nachgegangen. An letzterem Ort war er infolge seiner Geldschulden in die Sklaverei gerathen.

gebracht waren. Als dieser Maulmein verließ, wollte der jungen Frau die Trennung von den Brüdern zu schwer werden. So zog auch Ko Tha Byu nach Tavoy. Die Zeit seiner Taufe nahte. Da traf er mit dreien seiner Landsleute zusammen, die ihn überreden wollten, mit ihnen in ihre Berge zurückzukehren. Der Missionar ließ dem Täufling die freie Wahl. Er blieb standhaft. So wurde er vor den Augen jener Landsleute von dem würdigen Boardman getauft und blieb. „Vielleicht hat Gott ein Werk für ihn unter seinen Landsleuten," schrieb dieser von ihm. „Er ist sehr eifrig, das was er weiß auch andern mitzutheilen".

Von nun an sehen wir den wunderbar umgewandelten Mann immer wieder und wieder auf Missionsreisen. Als Werkzeug für seinen Beruf führte er einen von der seligen Anna Judson verfaßten kleinen Katechismus bei sich, der sein Lieblingsbuch war. Von seinem ersten Besuche in einem Karenendorfe erzählte später ein Augenzeuge folgendes: „Es war Bestellungszeit, und wir waren zu den Abhängen des Hügels gegangen, um unsern Reis zu säen, als einer von den zu Hause Gebliebenen kam und sagte: Es ist ein Mann hier, vom Oberlande gekommen, um uns seinen Stammbaum mitzutheilen. Kommt und hört! Wir kamen und fanden Ko Tha Byu, welcher predigte und den Katechismus erklärte. Alle waren aufmerksam, und Maung Kwä entschloß sich plötzlich ein Christ zu werden. Er ging mit zur Stadt, um den weißen Lehrer zu sehen". Diese Erstlingsfrucht der Predigt Ko Tha Byu's war der Bruder des Dorfhäuptlings, der die Veranlassung wurde, daß fast die ganze Bewohnerschaft sich dem Christenthume zuwandte.

Einen andern fand er in Tavoy selbst, einen Jüngling, der sich in den Satzungen des Buddhismus abmühte, und der durch die Vorstellungen seines Landsmannes zu dem Entschluß kam, nicht länger „Backsteinhaufen" zu verehren, sondern den lebendigen Gott kennen zu lernen und ihm zu dienen.

Eine höchst interessante Episode der frühesten Karenenmission ist die Bekehrung des Dorfes Tschikku, wo ein eigenthümlicher Lehrer eine Anzahl von Schülern um sich gesammelt hatte. Ihm war einst durch einen muhammedanischen Händler (?) ein heiliges Buch zugekommen, das er (ohne etwas daraus lesen zu können) sorgfältig in Musselin gewickelt in einem Korbe bewahrte und seine Anhänger als Heiligthum verehren lehrte. Dabei nährte er die Hoffnung, es werde noch ein Lehrer kommen und die Geheimnisse des heiligen Buches enthüllen. Ko Tha Byu brachte auch hierher die erste Kunde vom Evangelio, und bald darauf kam der Häuptling des Dorfes samt dem Besitzer des Buches, gefolgt von einer langen Schaar Karenen, zum Missionar Boardman, der die Reliquie bald als ein Exemplar des Common Prayer Book enthüllte. „Das Buch ist gut," sagte er, „aber daß ihr es verehrtet, war nicht recht," und wies sie aus demselben durch Verlesung und Erklärung passender Psalmenstellen auf den hin, dem allein Anbetung gebührt. Es machte dies tiefen Eindruck. Der alte Lehrer legte sein sonderbares Priesterkleid ab und den Stab, das Zeichen seiner bis-

herigen Würde, die nun zu Ende gehen mußte. In der Folge wurde auch unter Ko Tha Byu's treuer Anleitung er ein demüthiger Jünger Christi.

Inzwischen hatte sich die Kunde von den weißen Fremden schon weit und breit durch die Walddörfer verbreitet. Viele Karenen kamen oft nach weiter Reise nach Tavoy, um den Missionar aufzusuchen. Als dann Boardman selbst Anfangs 1829 mit Tha Byu seine erste Reise in die Karenendörfer machte, wurde er überall mit Freuden begrüßt, als der, „der einen köstlicheren Weg zeigen werde". Er predigte in barmanischer Sprache, und sein karenischer Gehülfe dolmetschte. Ruhte der Missionar, so fuhr jener fort, seinen Landsleuten einzelne Punkte der göttlichen Wahrheit deutlich zu machen oft Stunden lang. Fröhlichen Herzens kehrte Boardman nach Tavoy zurück, fröhlich über das reife Erntefeld, das er überall hatte schauen dürfen. Bald darauf wurde infolge von Einladungen aus Mergui eine siebenwöchige Missionsreise nach dem Süden angetreten, nachdem Tha Byu's Gattin, die früher eine sehr unwissende und böse Person, hernach aber unter ihres Mannes Einfluß und dem der Frau Boardman eine hoffnungsreiche Wahrheitsforscherin geworden war, die heil. Taufe empfangen hatte. Auf jener Reise wurde Tha Byu krank. Während Boardman in der Umgegend predigte, bewährte er sich auf seinem Krankenlager als ein treuer Zeuge Christi. Sein damaliger Wirth konnte später als eine Säule der Kirche bezeichnet werden.

In der folgenden Regenzeit nahm Tha Byu seinen Wohnsitz in Tschikku und war dort und Umgegend mit Schulehalten und Lehren beschäftigt. Später, als er nach einem andern Dorfe ging, that seine zurückgebliebene Frau was sie nur konnte, um Gottes Wort zu lehren. Von dem Missionar war er eine Zeit lang abgeschnitten, da dieser sich infolge eines zu Tavoy ausgebrochenen Aufstandes hatte nach Maulmein zurückziehen müssen. Die Ruhe wurde zwar wiederhergestellt, aber nicht lange darauf siedelte Boardman ganz nach der genannten Station über, da Wade von dort nach Rangun versetzt war. Ko Tha Byu folgte ihm, nachdem er einen schon lang gehegten Wunsch, auch den Karenen auf siamischem Gebiet das Evangelium zu bringen, auszuführen versucht hatte — freilich wegen des Widerstandes der siamischen Beamten vergeblich.

Von Maulmein aus finden wir den unermüdlichen Evangelisten in Begleitung Ko Myat Kyan's in den Dschangeln am Salwênflusse. Auch dort ward ihm in den Karenendörfern dieselbe freudige Aufnahme wie in der Gegend von Tavoy. Die mitgenommenen Bücher fanden reißenden Absatz, selbst bei solchen, die sie in der Hoffnung nahmen erst lesen zu lernen. Gegen Ende des Jahres 1830 war Boardman wieder in der letztgenannten Stadt, und sein Gehülfe konnte ihm aus den Walddörfern 40 Taufbewerber zuführen. Der Missionar, übrigens erst 30jährig, kränkelte schon seit längerer Zeit. Dennoch schonte er sich nicht. Obwohl schon sehr schwach, ließ er sich mit Mason noch einmal in die Heimat der Karenen bringen. Am Ufer eines Waldstroms und am Fuße einer Bergreihe in erhabener Naturumgebung

war ein Zayat gebaut. Dort stand das Sterbelager des treuen Missionars. Vor seinen Augen wurden 34 Karenen getauft. Friedlich warf die scheidende Sonne ihre Strahlen auf die feierliche Gruppe. Da brach er in den Simeonsruf aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" Herzliche Ermahnungen richtete er dann noch an die jungen Karenenchristen. Am folgenden Tage gab er während der Bootfahrt nach Tavoy seinen Geist auf. (11. Febr. 1831). Er wurde herzlich beweint von Karenen und Barmanen. Am meisten hatte an ihm Ko Tha Byu verloren.

Seine Arbeit in den südlichen Gegenden war nun gethan. Er hatte den Boden gelockert und die Erstlingssaat ausgestreut. Jetzt bedurfte es andrer Kräfte, um die wachgerufenen Seelen tiefer in der christlichen Wahrheit zu gründen und weiter auf dem Wege des Heils zu führen. Der neue Missionar Mason, dem nun die Station Tavoy anvertraut war, wurde durch den Gehülfen auf mehreren Reisen mit dem Missionsfelde bekannt gemacht, auf dem sich neben dem schon genannten Tschikku das Christendorf Thalu besonders hervorthat. In jenem leitete Tha Byu noch während zweier Regenzeiten die Schule. Dann machte er sich (Anfangs 1833) auf, um seine bahnbrechende Thätigkeit an einem andern Orte fortzusetzen.

Er ging zunächst nach Maulmein, das damals das Centrum der ganzen Mission bildete. Neben Dr. Judson und Wade stand dort Bennet, letzterer eifrig mit der Druckerei beschäftigt. Tha Byu hatte bald bei seinen Landsleuten in der Umgegend Anknüpfungspunkte gefunden. Mehrere derselben kamen zu den Missionaren. Seine weitere Wirksamkeit aber sollte sich auf die noch unter barmanischer Herrschaft stehenden Karenen erstrecken. Er nahm seinen Wohnsitz in Rangun, wohin er mit Bennet übersiedelte, der nach Uebernahme der Druckerei durch eine jüngere Kraft sich der direkten Missionsarbeit widmete. Von hier aus sehen wir ihn unermüdlich eine Missionsreise nach der andern machen, oft unter den größten Schwierigkeiten, wie einst, wo er sich zu lange aufgehalten und durch den Eintritt der Regenzeit überrascht war, die ihn nöthigte seinen Weg durch Schlamm und Moräste zu suchen und durch das Wasser mancher Waldbäche, das ihm bis an die Achseln ging. Auch die Rücksicht auf die herrschenden Barmanen erschwerte hier die Mission. Aber der unverdrossene Evangelist ließ sich nicht irre machen. Ueberall erzählte er von Christo und theilte Traktate in barmanischer Sprache aus. Am meisten fand er Widerspruch bei den Karenen, die schon Buddhisten geworden waren. Doch gelang es ihm in Maubi (etwa 5 Meilen nördlich von Rangun) soweit Fuß zu fassen, daß er sich vornehmen konnte die nächste Regenzeit dort zu verleben und eine Schule anzufangen, um das Karenische lesen zu lehren.

Es währte nicht lange, bis sich auch auf diesem Gebiete die Früchte der Arbeit reichlich zu zeigen begannen. Noch vor Ablauf des Jahres 1833 konnte Bennet an Dr. Judson folgendes schreiben: „Wir sind in Verlegenheit und wenden uns an Sie um Hülfe. An mehreren Tagen war unser Haus und das Häuslein Ko Tha Byu's eigentlich

gedrängt voll. Da er wegen der Krankheit seiner Frau nicht sobald wieder ausreisen konnte, als er im Sinne hatte, drängten sich die Karenen zu uns von Dalla, Leing, Maubi, Kyadan und manchen andern Orten, deren Namen ich nicht gehört habe, Männer, Frauen und Kinder, alle angelegentlich nach der Religion Jesu fragend. Ein „Saukai" (Ortsvorsteher) hat mich und die Gemeinde dringend um die Taufe gebeten und mehrere andere haben sich zu gleichem Zwecke an Ko Tha Byu gewandt. Sie verlangen dringend nach Schulen und bieten sich an Predigt-Zayat's und Schulhäuser zu bauen, wenn nur einige kommen und sie lehren wollen. Es finden sich unter ihnen nicht wenige, die bereits den Tag des Herrn halten, unsre Traktate lesen und sich gegenseitig, so gut es immer geht, zu unterweisen suchen. Sie kommen mit ihren Familien zusammen, singen und beten zu Gott. Sie erklären, daß sie den Brantwein aufgegeben haben und, soweit sie es verstehen, sich bemühen, den Forderungen der Heil. Schrift gemäß zu leben."

Infolge davon bat nun Missionar Bennet dringend um Hülfe, da Tha Byu's Kraft allein unter den Tausenden, bei denen es sich jetzt rege wie „das Rauschen eines großen Regens", nicht ausreichend sei. Er fügte die Bemerkung hinzu, die Karenen dieser Distrikte schienen denen der südlichen geistlich überlegen zu sein. Alle die nach Rangun kommen sprechen barmanisch, und die Missionare zogen es vor, sie in dieser Sprache zu prüfen ohne sich eines Dollmetschers zu bedienen.

Bereits vierzehn Tage später konnte derselbe melden, daß 4 Karenen als die Erstlingsfrüchte von dem viel versprechenden Ernteselde durch die heilige Taufe eingeheimst seien. Zwar drohte Verfolgung. „Aber," sagte einer der Getauften, „wenn auch der Wunschi (barmanische Gouverneur) einen Befehl ausgehen ließe, daß man uns die Köpfe abschneide — so möge er sie abschneiden. Wir glauben an Jesum; und wenn wir getödtet werden, so gehen wir dahin, wo Jesus ist, und werden glücklich sein. — In einem andern Briefe heißt es: „Wir haben den besten Grund zu hoffen, daß das gute Werk des Geistes unter den Karenen Barma's vor sich geht. Eine große Anzahl kam heute zu uns von Dalla. Ko Tha Byu's Haus ist gedrängt voll vom Morgen bis in die Nacht und unsre Veranda desgleichen. Jener fürchtet, sein Haus sei so voll, daß es zusammenbrechen möchte. Den ganzen langen Tag kamen und gingen einzelne Haufen. Immer wieder mußte er predigen."

Es war wunderbar, wie schnell das Evangelium in den Herzen dieser Leute Wurzel faßte und welche tiefe Aenderung ihres Lebens sich bald zeigte. Den Dämonen hatten sie gänzlich entsagt, und etwaige Versuche, sie wieder zu ihrem Dienste zu verleiten, waren völlig vergeblich. Ihr übermäßiges Trinken hatten sie entschieden aufgegeben und beobachteten pünktlich den Feiertag. Sie hielten Gottesdienst so gut es ging. „Nachher arbeiten wir auch nicht", sagte einer von ihnen, „sondern bleiben den ganzen Tag beisammen, lesen die Schriften und predigen 5 bis 6 mal".

Von Maulmein wurden 2 Karenenprediger mit zwei Schullehrern

zur Verstärkung gesandt, denen ihr Arbeitsfeld in Maubi angewiesen wurde, während Ko Tha Byu, wie es scheint, mehr in der Gegend von Bassein wirkte.

In Rangun trat im Jahre 1834 Missionar Webb an Bennet's Stelle. Seine Arbeit war fortan ein beständiges Einernten. Immer wieder findet sich in seinen Berichten die Meldung, daß ein Häuflein Karenen gekommen sei und 5—6 von ihnen nach eingehendster Prüfung getauft wurden.

Die barmanische Regierung hatte schon lange auf diese Bewegung mit mißgünstigen Augen geschaut. Im Jahre 1835 brach die Verfolgung aus. Das erste Opfer derselben war Ko Sanlon, ein Barmanengehülfe. Er ward eingekerkert, mit Ketten beladen, zu grausamer Arbeit verurtheilt. Bei Todesstrafe wurde ihm befohlen seinen neuen Glauben abzuschwören, allein er blieb standhaft. Zuletzt wurde er zwar aus dem Kerker entlassen, aber all sein Hab und Gut war konfiszirt worden. Dabei ward ihm strenge untersagt, je wieder seine Missionsarbeit aufzunehmen. Er hielt Glauben bis an sein bald erfolgendes Ende. — Sechs Karenen, die in Howard's (des Nachfolgers von Webb) Schule gingen und ebensoviele, die nach Rangun kamen um sich taufen zu lassen, wurden in den Stock geworfen und dann in ihre Dschangel zurückgeschickt. Allein auch dort waren sie nicht sicher. Im Distrikte Maubi wurden die Gläubigen schweren Strafen (bis zu 400 Rupi) unterworfen, weil sie sich weigerten die Nat zu verehren oder Gaudama als ihren Gott anzuerkennen. Unter diesen Bedrückungen wurden die Besuche in der Stadt zwar seltener, aber die Bekehrten blieben ihrem Glauben treu. Andre flohen vor ihren Verfolgern und trugen dadurch den Samen des Evangeliums zum Theil auch in andre Gegenden.

Es lag natürlich die Vermuthung nahe, daß auf Ko Tha Byu als den hauptsächlichsten Anstifter der Bewegung gefahndet werde. Er gab den Vorstellungen seiner Freunde nach, die in ihn drangen sich den Augen seiner Feinde zu entziehen. Lange hörte man nichts von ihm. Endlich tauchte er wieder auf in der Nähe von Pegu, wo er unter einem Stamme der Karenen predigte, der bisher noch nicht vom Evangelio berührt war. — Im Distrikte Bassein wurde der Verfolgung auf wunderbare Weise Einhalt gethan. Missionar Kincaid hatte damals in Ava unter seinen Bekehrten einen jungen vornehmen Barmanen, dessen Schwester Ehrendame bei der Königin war, und die allen ihren Einfluß aufbot den Bruder aus der Verbindung mit dem Missionar zu entfernen. Sie brachte es dahin, daß er nach Bassein als Gouverneur versetzt wurde. Dort wurden ihm angeklagte Karenen vorgeführt — die er zu seinem Erstaunen als Christen erkannte. Er gab sie frei und ließ es während seiner zweijährigen Regentschaft nicht zu weiteren Verfolgungen kommen. In dieser Zeit gedieh dort die Mission zusehends. Konnte doch von 2000 christlichen Karenen berichtet werden.

Auch im Distrikte Maubi ging die Verfolgung vorüber, und als im Jahre 1836 die Missionare Vinton, Abbot und Howard u. a. auch

dorthin eine Reise machten, konnten sie 173 Personen durch die heil. Taufe in die christliche Kirche aufnehmen. Die meisten derselben waren von Tha Byu für das Evangelium gewonnen worden.

Von der längeren Wirksamkeit des letzteren in der Gegend von Pegu sind keine Berichte vorhanden. In den Jahren 1837—39 finden wir ihn wieder, bald in Maulmein, bald in Rangun thätig. Am längsten weilte er in den Dörfern von Maubi, die durch ordentliche Wege in Verbindung standen, da ihn seine Kränklichkeit vielfach hinderte in früherer Weise die Dschangel zu durchstreifen. Im folgenden Jahre begleitete er den Missionar Abbot nach Sandoway, der Hafenstadt der schon britischen Provinz Arakan. Von hier aus war es leicht, mit den Karenen im Yomadaunggebirge, auch jenseits auf barmanischem Gebiete, zu verkehren. Auch hier erwies er sich als Bahnbrecher. Seine Wirksamkeit aber neigte sich dem Ende zu. Hier in seinem irdischen Heimatlande sollte er zu der ewigen Heimat abgerufen werden. Nach schweren Leiden, infolge eines nach innen getretenen Rheumatismus, durch den er überhaupt längere Zeit vollständig gelähmt war, entschlief er am 9. September 1340.

Entnehmen wir der Biographie dieses merkwürdigen Mannes noch einige Charakterzüge. Seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit war ein unbeschreiblicher Drang zum Predigen zur rechten Zeit oder zur Unzeit. Müde und erschöpft von der Reise kommt er in's Dorf — gleich muß er predigen. Er wird verlacht, verhöhnt — er predigt um so eifriger — seine Zuhörerschaar entfernt sich und läßt ihn fast allein — er predigt weiter. In jedem andern Geschäfte war er indolent und schwach; predigte er aber Christum den Gekreuzigten, so war seine Seele ausgerüstet und gestählt mit mehr als menschlicher Spannkraft.

Was er zu sagen hatte, kam nicht aus einem weiten Gedankenkreise. Es waren die schlichten Grundwahrheiten des Evangeliums sein A und sein O. Diese immer wieder vorzubringen, war er unermüdlich. Dennoch zeigt ein uns aufbewahrtes Beispiel aus seinen Predigten in gewisser Weise sogar den begabten Homileten.

Ko Tha Byu hatte die Thorheit und Schädlichkeit des Weltsinnes geschildert und fuhr dann fort: „Ein weltlicher Mensch ist nimmer zufrieden mit dem was er hat. Ich muß mehr Häuser, mehr Land, mehr Büffel, mehr Sklaven, mehr Weiber, mehr Kinder und Enkel, mehr Gold und Silber, mehr Früchte und Reis, mehr Boote und Schiffe haben; ich muß ein reicher Mann sein. Das ist seine Sprache. Er denkt an nichts so sehr, als daran, wie er weltliche Güter zusammen häufe. An Gott und Religion denkt er gar nicht. Aber gib Acht auf diesen Menschen. Plötzlich geht ihm der Athem aus, und alles dessen, was er besessen und so sehr geschätzt hat, sieht er sich beraubt. Er blickt um sich her und sieht nichts von seinen frühern Besitzthümern. Erstaunt ruft er aus: Wo sind meine Sklaven? wo meine Büffel? ich kann nicht einen von ihnen finden. Wo sind meine Häuser und Geldkisten? Was ist aus meinem Reis geworden, den ich in der Vorrathskammer aufgespeichert? Wo sind alle die schönen Kleider, die mich soviel gekostet? Ich kann nicht eins von ihnen finden. Und wo sind meine Frauen und Kinder? Weh, sie sind alle verloren. Ich bin verlassen und arm in der That. Ich habe nichts! Aber was ist das?" — Der Prediger beschrieb nun die Leiden einer verlorenen Seele. Dann stellte er den Reichen in seinen Wehklagen dar. „O was für ein Thor bin ich gewesen! Gott setzte ich hinten an, den einzigen Heiland, und suchte nur weltliche Güter, während ich auf Erden war, und nun bin ich verloren! — —

— — Alles in dieser Welt ist Elend. — — — — Aber hört, Gott spricht von oben her: Warum suchet ihr Behagen und Glückseligkeit in diesem elenden Dorfe der Sterblichkeit, in diesem Dickicht von Dornen und Hecken? Setzet auf zu mir, ich will euch erlösen und euch Ruhe geben an einem Orte, da ihr ewig sollt gesegnet und glücklich sein."

Zum Pastor ist Ko Tha Byu nie ordinirt worden. Es fehlte ihm dazu die wissenschaftliche Bildung, die er sich seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr erwerben konnte. Er verachtete sie nicht und wünschte z. B. daß sein Sohn auch Englisch lernen sollte. Sein Werk war überhaupt nur das eines Bahnbrechers. Zu dem stillen Hegen und Pflegen und Fördern einer jungen Gemeinde war er nicht brauchbar. „Er griff um sich wie ein Riese, aber er war ein blinder Kyklop. Kam er an einen neuen Ort, dann ging alles gut. Blieb er irgendwo länger, so sahen es selbst die, die ihm ihre Bekehrung verdankten, nicht ungern, wenn ihn ein andrer ablöste. Außer seinem Lieblingsthema: Christus der Gekreuzigte, war er in allen andern Dingen ebenso unerfahren wie ein Kind. So z. B. wünscht er, als sein Augenlicht schwach wird, daß für ihn eine Bibel mit der großen Plakatschrift des Titelblattes gedruckt werde. Ein andermal ersucht er den Missionar, er möge doch den englischen Gouverneur veranlassen Rangun durch Truppenmacht in Besitz zu nehmen, damit er dorthin zurückkehren könne. Oft währte es nicht lange, daß seine Schüler mehr wußten als er selbst.

Fragt man, woher er die wunderbare Kraft seiner Predigten schöpfte, so stellt sich bald heraus, es war das Gebet. Stunden lang brachte er bei Tage und bis in die Nacht hinein im Gebete zu, das er gewöhnlich laut, doch mit gedämpfter Stimme verrichtete. Selbst Nachts, wenn er erwachte, erhob er sich um zu beten. Daß er auch mit seinem alten Menschen viel zu kämpfen hatte, darf Niemanden befremden. Oft kamen noch Reste seiner alten Heidennatur an ihm zum Vorschein. Seine Heftigkeit war furchtbar, und den Zorn zu bemeistern wurde ihm bis ans Ende schwer. Daß an ihn nicht derselbe Maßstab sittlicher Verantwortlichkeit gelegt werden kann wie an diejenigen, welche von Jugend auf unter christlichem Einflusse gestanden haben, wird eine billige Beurtheilung nicht vergessen.

Die Taufe Ko Tha Byu's, im Jahre 1828, war der Anfang der Karenenmission. Bei seinem Tode, zwölf Jahre später, waren amtlich 1270 Seelen als Glieder der christlichen Karenengemeinden eingeschrieben. Weitaus die meisten derselben hatten ihre ersten Anregungen von jenem treuen Zeugen empfangen, an dem sich auch das Wort des Apostels bewähren sollte: Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet.

Neben der jungen so fröhlich aufblühenden Karenenmission blieb die ältere **Barmanenmission** allerdings ziemlich weit zurück, obgleich auch für sie mit großer Anstrengung gearbeitet wurde. Zu Maulmein, der Centralstation der amerikan. Baptisten in Barma, war die Presse in regster Thätigkeit und lieferte nicht blos die vollendete Uebersetzung der Bibel, sondern auch andre christliche Schriften in großen Massen (über 5 Millionen Druckseiten in einem Jahre). Dort stand

der ehrwürdige Judson, der an der Witwe Boardmans seine zweite Gattin gefunden hatte. Wohl schien einmal ein Vordringen desselben auf dem Irawaddi recht erfolgreich zu werden. Bis Prome war er mit seinen Begleitern gekommen, und das Evangelium schien in jener Stadt reichlich Anklang zu finden; aber die barmanischen Behörden zwangen den Missionar wieder zur Umkehr. Auch die Schule in Ava, welche Missionar Kincaid in jener Zeit hatte gründen dürfen, erfüllte die Erwartungen nicht, die man auf sie gesetzt hatte. Unter politischen Unruhen mußte die Station 1837 wieder aufgegeben werden, nachdem zuvor die Behörden der Mission möglichst viele Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Nur ein Nationalgehülfe blieb zurück, der unter allen drohenden Gefahren das Häuflein von Christen zusammenzuhalten suchte. — Ueberhaupt die ganze Barmanenmission hatte es noch nicht zu irgend welchen ausgedehnteren Erfolgen bringen können, wenn auch hier und da einige Personen bekehrt und zu treuen Christen geworden waren.

Um so erfreulicher war es bei den **Karenen** vorwärts gegangen. So finden wir z. B. in jenem Dorfe Dongyhan, das wir oben bei Gelegenheit des ersten Besuches der Missionare kennen lernten, um 1840 bereits eine blühende Christengemeinde. Außer einigen Nationalgehülfen hatte dort eine Amerikanerin, Miß Macomber, bis zu ihrem im genannten Jahre erfolgenden Tode gearbeitet. Ihrem unermüdlichen Eifer war es gelungen, selbst den wüster Trunksucht fröhnenden Dorfhäuptling, dessen Gattin sich schon früher dem Evangelio erschlossen hatte, auf andere Wege zu bringen. Das Dorf war eine liebliche Stätte des Friedens geworden, wohin sich der alternde Dr. Judson öfters mit seinen Uebersetzungsarbeiten zurückzog[1]). Er arbeitete nur in der Barmanensprache. Für die Karenen hatten die gleiche Arbeit Wade und Mason übernommen. Besonders der erstere hatte die schwierige Aufgabe gelöst, die Laute dieser Sprache mit Zeichen, die im allgemeinen der barmanischen Schrift entnommen wurden, zu fixiren.[2]) Wie der letztere den ganzen Schatz karenischer Poesie, wie er sich in der Tradition erhalten hatte, *sammelte*, um eine feste Grundlage für die Uebersetzungen zu gewinnen, ist oben bereits erwähnt worden. Es folgte dann die Uebersetzung des Neuen Testaments, die 1842 vollendet wurde. Die ganze Heil. Schrift ward 1851 fertig. Hierbei bemerken wir sogleich, daß seit 1842 eine karenische Zeitschrift, der Morgenstern, herausgegeben wurde. Bei der großen Lust der Karenen viel zu lesen, nachdem sie es einmal gelernt hatten, war eine solche ein rechtes Bedürfniß. Alle diese Arbeiten wurden in *Maulmein* betrieben.

Eine andere für diese Mission höchst wichtige Anstalt war in *Tavoy* errichtet worden — *die theologische Schule*, an der besonders Missionar Mason wirkte. Dem Eifer, wie wir ihn an Ko

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, wie dieser Veteran 1850 (den 12. April) auf der Reise nach Amerika heimging. Sein Leib wurde in den Fluten des Ozeans bestattet.

[2]) Später ließ derselbe eine als höchst gediegen gerühmte karenische Grammatik erscheinen.

Tha Byu kennen lernten, und der sich, wenn auch nicht in gleichem Maße, bei manchem Karenenjüngling fand, mußte eine verhältnißmäßig gründliche Bildung zur Seite treten, wollte man gediegene Prediger und Evangelisten für das Volk gewinnen. Ich finde nicht angegeben, was der Unterricht in diesem Seminar alles umfaßte. Vermuthlich hatte man zuerst etwas weit gegriffen; denn später wurde wenigstens das Englische als Lehrgegenstand durch einen Beschluß der karenischen Generalsynode — wenn wir so sagen dürfen — abgeschafft. Doch hat diese Schule, wenn auch nicht alle ihre Zöglinge ohne Ausnahme später den gehegten Erwartungen entsprachen, manche Männer hervorgebracht, die auch die kühnsten Erwartungen übertroffen haben und mit Verständniß, mit ausgedehntester Schriftkenntniß, mit großer Frömmigkeit und Treue ihr Amt als Pastoren und Evangelisten getrieben haben und noch treiben. Es ist ausdrücklich zu bemerken, daß diese Karenenprediger, nicht wie die Nationalgehülfen auf andern Gebieten, aus der Missionskasse bezahlt werden. Sie erhalten ihren keineswegs sehr reichlichen Unterhalt von der Gemeinde, in der sie arbeiten, und sonst nichts weiter. Das Seminar kam später nach Maulmein und 1858 nach Rangun oder genauer nach Kemmendine, einer dortigen Vorstadt, wo es eine bedeutende Erweiterung erfuhr.

Lernen wir jedoch, um die weitere Ausbreitung der Karenenmission zu verfolgen, wenigstens ein paar von den Personen kennen, welche die Werkzeuge derselben waren. Wir nennen zuerst Sa Dumu. Auf wunderbar verschlungenem Pfade wurde er dem Evangelio zugeführt. Aus der Gegend von Taungu (nördlich am Salwên) stammend, war er mit einer Räuberbande bis nach Maulmein gekommen. Dort wurde sie aufgehoben, aber Dumu entrann nach Tavoy. Hier erkrankte er und lag lange Zeit in einem Kyaung (Kloster) in Lebensgefahr. Dort erwachte in ihm das Schuldgefühl, das ihm auch nach seiner Wiederherstellung keine Ruhe ließ. Bei seinen Wanderungen durch die Dschangel hört er von einem Bukha (Karenenpriester) an der Grenze von Siam, der ein Buch besitze. Mit großer Mühe sucht er ihn auf, trifft aber nur einen Betrüger, der mit einigen Buchstaben die Hoffnungen der Karenen ausbeutet. Enttäuscht kehrt er zurück. Da trifft er unterwegs mit einigen Zöglingen des Seminars zusammen, die von Tavoy aus als Bibelleser ihre Ferienreise in die Karenendörfer machten. Er hörte ihnen zu und wurde von der Wahrheit ergriffen. Bei ihrer Abreise ließen sie ihn bei dem Pastoren einer Gemeinde jenes Distrikts, unter dessen Leitung er bald ein Christ wurde. „Wir hörten von ihm", schreibt Missionar Cross (der seit 1844 an dem Seminar wirkte), „während der Regenzeit, 2—3 Monate nach seiner Bekehrung, wie er durch seine natürliche Beredsamkeit nicht geringe Bewunderung errege. Er sah die Gleichgültigkeit der älteren Christen und seine Seele ergoß sich in feurigen Ermahnungen. Schon war er ein Leiter in der Gemeinde geworden und wurde in den Dorfgemeinlein da und dorthin berufen um Schwierigkeiten beizulegen. — — Bald wurde er getauft. Seine Ansprachen in den Versammlungen, die

von seiner Bibelkenntniß sowie von seiner gesunden Auffassung und Reife der Erfahrung zeugten, erregten unsre Verwunderung."

Aufs tiefste bewegte ihn fortan der Gedanke, seinem eignen Volke das Evangelium zu bringen. Während er sich dazu auf dem Seminar vorbereitete, malte er sich oft schon im Geiste aus, mit welcher Freudigkeit in den Dörfern seiner Heimat die Predigt angenommen werden würde. Seine Hoffnungen sind nicht zu Schanden geworden.

Durch ihn aber wurde noch ein andrer Mann für die Mission dort im Norden, im Taungudistrikte begeistert. Es war dies Sa Quala, einer der begabtesten und hervorragendsten unter den Erstlingen der Karenen. Aus dem Munde Ko Tha Byu's hatte er als 17—18jähriger Jüngling zum erstenmal das Wort Gottes vernommen und war davon ergriffen worden. Sein Vater, der auf die erwarteten weißen Fremden große irdische Hoffnungen gebaut hatte, wie denn auch der Name Quala, d. i. Hoffnung, den er dem Sohne gab, bezeugt — war, als sich seine Wünsche nicht erfüllten, ein Feind des Christenthums geworden. Als jener nun seine Absicht kund gab zum Missionar zu gehen, warf ihm der Vater eine Melone gegen den Kopf, daß sie zerplatzte. Dennoch ließ er sich nicht zurückhalten. Im Dezember 1830 wurde er mit einer Schaar von Landsleuten durch Boardman getauft. Des letzteren Nachfolger Mason, erkannte bald die bedeutende Begabung des Jünglings und machte ihn, wie wir bereits oben bemerkten, zu seinem besonderen Gehülfen bei den Uebersetzungsarbeiten. Ebenso aber bediente er sich mit großem Erfolge seiner Hülfe bei den Predigtausflügen in die Bergdörfer. Am 28. April 1847 wurde Quala als Prediger ordinirt und wirkte als solcher unermüdlich in der Tenasserim-Provinz, bald hier bald dort Seelen ins Reich Gottes sammelnd.

Wie gesagt, wurden durch Dumu seine Blicke auf das reichlich mit Karenen bevölkerte Taungugebiet gelenkt. Bis zur Zeit des zweiten englisch-barmanischen Krieges war jene Gegend ziemlich unbekannt geblieben. Die Missionare wußten von dort nur durch Hörensagen. Als nun infolge des genannten Krieges sich auch dorthin die Pforten öffneten, machte sich Dr. Mason mit seiner Gattin von Tavoy aus nach dem etwa 85 Meilen nördlich gelegenen Taungu auf den Weg. Sa Quala folgte ihm dahin, so schwer es den Gemeinden, die er bisher gepflegt hatte, wurde ihn zu verlieren. Ihm wurde, während Sa Dumu in dem südlicher gelegenen Schwêgyin-Distrikte blieb, sein Arbeitsfeld bei der vorgenannten Stadt angewiesen. Mason, der zur Stärkung seiner Gesundheit in die Heimat reisen mußte, ließ ihn dort mit etlichen Gehülfen zurück. Als er zu Anfang des Jahres 1857 zurückkehrte, traf er 30 Gemeinden mit 2124 Gliedern. Quala hatte in den ersten beiden Jahren allein 2000 Seelen getauft. Von der ersten Bghai-Versammlung, der er präsidiren mußte, schreibt Mason: Als ich von der Höhe des Hügels, auf welchem die Versammlung stattfand, hinblickte auf 2000 der wildesten Karenen, die der Dschangel aufzuweisen hat, da war es mir, beim Anblick ihrer verschiedenen Trachten, als säße ich in einer Versammlung aller Völker. 45 Sta-

tionen waren vertreten, jede derselben hatte ihren Lehrer, und alle, mit wenigen Ausnahmen, sind Eingeborne des Taungdistrikts, — — — und in den drei letzten Jahren erst bekehrt. Dies ist der merkwürdigste Zug in dem so merkwürdigen Werke."

Diese Erfolge waren nicht ohne Schwierigkeiten errungen. Bei den nördlichen, in viele kleine Stämme zersplitterten Karenen, bei denen Kämpfe, Raub und Plünderung an der Tagesordnung waren, war es dem Verkündiger des Evangeliums keine leichte Sache, Eingang zu finden. Sa Quala wagte sich geradezu mit Lebensgefahr in eines jener Dörfer. Er blieb dort eine Woche, während der er dem Verhungern nahe kam, da ihm zunächst von Jedermann die Lebensmittel versagt wurden. Endlich erbarmten sich einige mitleidige Frauen und gaben ihm ein Huhn, das er sich bereitete. Nach und nach gewann er das Zutrauen der Leute. Er redete zu ihnen, so gut es in dem ihm noch ungewohnten Dialekte gehen wollte, und kündigte sich ihnen als einen Boten an, der im Namen Gottes komme, von dem ihre Traditionen redeten, und ihnen das verlorene Buch Gottes bringe. Er hatte die rechte Saite in ihrem Herzen angeschlagen. Da der erste Häuptling des Dorfes grade abwesend war, so wäre es nicht rathsam gewesen, sich vor seiner Rückkehr zu entfernen. Er kam, und das Ende von Quala's Bemühungen war dies, daß die Dörfler mit Bewilligung des Häuptlings einen Schullehrer aufnehmen, beherbergen und beschützen wollten. Es war das für jenen keine geringe Sache, da er sich dadurch leicht die Feindschaft der Umwohner zuziehen konnte. Ein junger Mann, der bis dahin als Kuli gedient, aber bei Quala lesen gelernt hatte, wurde zum Lehrer ersehen. Seine Wirksamkeit war über Erwarten gesegnet.

Quala wanderte in einer folgenden Woche zu den Paku. Dazu mußte er einen Stamm umgehen, der für besonders dämonisch galt, und so gefürchtet war, daß ihn kein Führer bis dorthin begleiten wollte. Den Paku-Dialekt fand er dem seinigen sehr ähnlich. Aber auch hier wollte ihn niemand aufnehmen und beherbergen. Da lud ihn endlich am Sonnabend Abend ein Betrunkener, der als solcher auch gefürchtet war, in sein Haus und setzte ihm Essen vor. Nüchtern geworden, bereute er den Schritt nicht. Quala verbrachte den Sonntag bei ihm und machte ihn mit der Absicht seines Kommens bekannt. Sie fand Anklang, und er entschloß sich einen Schullehrer aufzunehmen — ja er selber wurde nachgehends ein Prediger unter seinem eignen Volke. Auf der weiteren Reise kam Quala zu den Maunipgha, deren Dialekt mit den tiefen Kehllauten er sich erst aneignen mußte, ehe ihn die Leute verstanden. Sie nahmen ihn auf als einen Gesandten Y'wah's. — Der Schlüssel zu den Herzen war hier, wie überall unter den Karenen, die Wiederbringung des verlornen Buchs. Der Anblick der Leute aber war kein sehr ansprechender und lieblicher. Man denke sich einen Haufen von 50—100 Männern, beschmutzt, ihre Haut von Koth fast überkrustet, zum Theil befleckt mit Menschenblut, an den Lenden und Schenkeln Mordwaffen niederhangend, die einen auf ein Knie niedergelassen, die andern auf ihren Fersen kauernd, wieder andere an ihren

Speeren lehnend und
blinzelnd — wahrlich
schenkindern vors Ang

Sa Quala bewies
wirkte, schildert er
schreibt: „Weil Gott
Ich gehe auf die Berg
Tage an den Ort nn
meine Gesundheit gut
daß das Reich Gottes
diesen Menschenmörder
ich Worte finden kann
Gott sie zu retten sich
mein Fleisch schwach is

Als der englische
Einfluß bemerkte, den
ihn mit einem monatlich
ziehen. Dies Anerbiet
mit dem Bemerken: „
Regierung vermischen;
mal, in Tavoy, hatte
um sich nicht von dem
Damals hatte auch se
Zeit seiner Wirksamkei
geblieben war) keinen

Quala aber wirkte
seinen ausgedehnten Erf
es sehr genau mit der
war während seiner A
gekommen. Quala beg
Sachverhalt kennen zu
forderte die Zurückgabe
niß ihrer Schuld. Di
Lehrer, der ihnen das A
derung sich entschlagen
zu thun zu haben, bis
gewährt hätten. Er ve
Rückkehr zu bewegen.
schaftlich die Hand zu
sind mit eurer Nächst
erstattet das Geraubte,
will euch mit euren un
vergingen einige Monat
gen; dann aber geschah
Zwistigkeiten müßten be
zulassen könne. Und
Wunderbare Züge von

Speeren lehnend und alle den Fremden mit verdächtiger Miene anblinzelnd — wahrlich, es gehörte Muth und Liebe dazu, solchen Menschenkindern vors Angesicht zu treten.

Sa Quala bewies beides in der Kraft des Geistes. Wie er dort wirkte, schildert er einmal in kindlich naiver Weise selber. Er schreibt: „Weil Gott mir mein Werk gezeigt hat, so ruhe ich nicht. Ich gehe auf die Berge und in die Thäler, hierhin und dorthin, am Tage an den Ort und bei Nacht an einen andern und so fort. Da meine Gesundheit gut ist, so achte ich das für nichts. Ich wünschte, daß das Reich Gottes möchte über das ganze Land von Taungu unter diesen Menschenmördern verbreitet werden. Ich wünsche es mehr, als ich Worte finden kann es zu sagen. Und weil es am Tage ist, daß Gott sie zu retten sich vorgenommen, so ist mein Herz stark, obgleich mein Fleisch schwach ist."

Als der englische Regierungskommissar Phayre den mächtigen Einfluß bemerkte, den Quala auf diese wilden Karenen hatte, wollte er ihn mit einem monatlichen Gehalt von 30 Rupî in den Regierungsdienst ziehen. Dies Anerbieten wurde in der würdigsten Weise abgelehnt, mit dem Bemerken: „Ich will Gottes Werk nicht mit dem Werk der Regierung vermischen; dafür gibt es andre Leute." Schon früher einmal, in Tavoy, hatte er solch eine einträgliche Stelle ausgeschlagen, um sich nicht von dem Dienst für's Reich Gottes abwenden zu lassen. Damals hatte auch seine Gattin (die übrigens während der ersten Zeit seiner Wirksamkeit in Taungu in der genannten Stadt zurückgeblieben war) keinen Augenblick der Versuchung nachgegeben.

Quala aber wirkte nicht etwa nur oberflächlich, wie man aus seinen ausgedehnten Erfolgen vielleicht schließen möchte. Nein, er nahm es sehr genau mit der Zulassung zur heil. Taufe. Unter den Bghai war während seiner Anwesenheit einer von den Raubeinfällen vorgekommen. Quala begab sich zuerst in das beraubte Dorf, um den Sachverhalt kennen zu lernen. Dann ging er zu den Feinden und forderte die Zurückgabe der Gefangenen und ein öffentliches Bekenntniß ihrer Schuld. Die Dörfler waren nicht unfreundlich gegen den Lehrer, der ihnen das Buch Gottes gebracht, meinten aber, seiner Forderung sich entschlagen zu können. Er aber erklärte, nichts mit ihnen zu thun zu haben, bis sie dem beraubten Dorfe volle Genugthuung gewährt hätten. Er verließ sie. Sie sandten ihm nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er verweigerte es. Sie wünschten ihm freundschaftlich die Hand zu reichen — allein er erwiderte: „Eure Hände sind mit eurer Nächsten Blut befleckt; geht, bereut eure Schuld und erstattet das Geraubte, sonst kann euch nimmer vergeben werden. Gott will euch mit euren unvergebenen Vergehungen nicht annehmen". Es vergingen einige Monate, bis diese Leute auf die Forderungen eingingen; dann aber geschah es. Quala bedeutete sie ferner, alle ihre alten Zwistigkeiten müßten beigelegt sein, ehe er einen von ihnen zur Taufe zulassen könne. Und er hielt streng darauf — hier wie überall. Wunderbare Züge von der umwandelnden Kraft der Gnade Gottes

traten infolge dieser seelsorgerlichen Behandlung an den Tag, wie man sie unter solchem wilden Volke nicht erwartet hätte.

Unter Sa Quala's Leitung arbeiteten übrigens einige Gehülfen, unter denen doch folgende mit Namen erwähnt sein mögen: Sa Papau unter den Sgau, Sa Schapau unter den Bghai und Sa Pwâpau unter den Paku.

Nicht viel geringer als das eben besprochene Werk im nördlichen Distrikte war dasjenige, das Sa Dumu in dem etwas südlicheren von Schwêgyin aufrichtete. Im ersten Jahre wurden von ihm 500 Personen getauft. Er war auch in besonderer Weise für diese Arbeit befähigt. Frei, unerschrocken und thatkräftig — Charakterzüge, die mehr oder minder einst dem Karenenvolke eigen waren, die sie aber durch die Jahrhunderte der Unterdrückung verloren — so war Dumu vorgegangen. Auch er ließ sich im Drange der Liebe Christi keine Ruhe. Aber ebenso treu wie er von der Liebe Gottes in Christo zeugte, ebenso entschieden rügte er die Sünden und rief zur Buße. Und sein Wort schlug ein und schlug durch.

Freilich nicht alle Karenenprediger konnten solche Sterne erster Größe sein. Viele kamen über eine gewisse Mittelmäßigkeit nicht hinaus, während manche das in sie gesetzte Vertrauen wenig rechtfertigten. Dennoch läßt sich von der großen Mehrzahl sagen, daß sie trotz mancherlei Mängel ihrer Kenntnisse und mancherlei Schwächen treu die ihnen anvertrauten Gemeinden leiten oder unter ihren heidnischen Volksgenossen das Evangelium treiben. Allerdings können die meisten von ihnen die Oberleitung eines Missionars bis auf den heutigen Tag noch nicht entbehren. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sie unselbständige Leute seien und etwa nur mechanisch wiedergeben, was sie im Seminare gelernt haben. Im Gegentheil: die Ausbildung im Seminare geht vor allen Dingen darauf hin, die Zöglinge an selbständiges Denken zu gewöhnen und sie zu selbständigem Eindringen in die Heilige Schrift anzuleiten. Es wird denn in ihnen auch ein Trieb des Forschens erweckt, der sie auch in ihrem späteren Berufsleben nicht zu verlassen pflegt. Dr. Mason hob die „brennende Begierde, mit welcher die jungen Prediger Belehrung über biblische Gegenstände suchen, als ein vielversprechendes Zeichen hervor." „Wenn immer ich mich zum Essen niedersetzte", sagte er in einem seiner Reiseberichte bei Gelegenheit einer der Synodalversammlungen, waren stets bald mehrere, bald wenigere rings um mich her, welche Aufklärung über schwierige Bibelstellen von mir verlangten. Machte ich des Abends einen Ausflug in den Wald, so folgte mir auf jedem Schritt ein langer Wanderzug von Fragenden. Ich setzte mich, um ein wenig zu ruhen, auf einem Granitfelsen, der die Ebene um tausend Fuß überragte. Alsbald ließ sich im Kreise um mich eine Schar junger Männer nieder, ihr Testament aufschlagend und mich über diese und jene Stelle fragend, z. B. über Pauli Worte: „Christus ist mein Leben" u. s. w., „Die Welt ist mir gekreuzigt und ich der Welt", „ich habe gewünscht verbannt zu sein von Christo" u. s. f. Die einen haben chronologische Schwierigkeiten ins Reine zu bringen, andre verlangen geschichtliche Belehrung, noch andre bringen zahlreiche Fragen über die in der Schrift erwähn-

ten Naturprodukte vor, und nicht wenige thun Fragen, die selbst der Erzengel Gabriel nicht beantworten könnte. So ist eine einzige solcher Bibellektüre gleich einer Mosaikarbeit zusammengesetzt aus Theologie und Botanik, Exegese und Zoologie, Physik und Geschichte." Die Fragenden theilten denn, was sie erfahren hatten, oft 10—20 andern Wißbegierigen mit, und so verbreiteten sich Kenntnisse in weite Kreise, in denen nicht selten Männer heranwuchsen, die, auch ohne den regelmäßigen Studiengang des Seminars durchgemacht zu haben, sehr brauchbare Arbeiter wurden. Mason sagt, daß grade für schwierige Posten unter diesen „irregulären Truppen" die geeignetsten Leute sich fanden.

Hören wir noch ein derartiges Beispiel. Es ist der schon erwähnte Schapau. Er war Schiffer und blieb auch nachdem er Christ geworden war bei seinem Berufe mit seinem Boote auf dem Salwên. Er hatte guten Verdienst, war aber doch nicht glücklich. Es fehlte noch etwas an seinem Christenthum, er arbeitete nicht für den Herrn. Als die Frage, ob er nicht seinen Landsleuten das Heil verkündigen wolle, an ihn kam, da glänzten seine Augen. Er entschloß sich mit Freudigkeit. Er sollte zunächst Gehülfe an der Schule in Taungu werden. „Ich kann nicht lehren", antwortete er, „ich weiß selber nichts". Als dann bei einem kleinen Examen doch allerlei aus ihm herauskatechesirt wurde, sagte er überrascht: „Ei, ich dachte nicht, daß ich nur halb so viel wüßte." Als später Dr. Mason einen Mann suchte, den er zum Stamme der Bghai schicken könnte, sah man Schapau zuweilen nachdenkend in sich gekehrt. Endlich wagte er sich selbst heraus und offenbarte, was er auf dem Herzen hatte. „Ich glaube, ich weiß genug, um die Bghai lehren zu können." „Das mag sein, aber willst du auch dein Kind und deine Freunde verlassen und unter dem rohen Volke arbeiten für nur vier Rupî den Monat?" Er ging nachdenklich — wahrscheinlich um zu beten. Nach einer Weile kam er wieder mit der Antwort: „Für vier Rupî kann ich nicht gehen — aber für die Liebe Christi kann ich gehen."

Die vorstehenden Züge sind aus den Erfahrungen der Missionare in Taungu entnommen, obwohl ähnliche nicht minder von den übrigen Gebieten der Karenenmission zu berichten wären. Eine ausführliche Darlegung der Entwicklung des Werkes auf den einzelnen Stationen zu geben, erlaubt unser Raum nicht. Doch müssen wir, nachdem wir mit der Betrachtung der bahnbrechenden Thätigkeit Sa Quala's schon in eine neue Periode dieser Mission hineingeblickt haben, noch einmal auf die Zeit vor der Eroberung Pegu's (1852) durch die Engländer zurückgehen. Damals lag der Schwerpunkt der Karenenmission in den Stationen Maulmein und Tavoy. Wir erwähnten schon, wie die Waldgebirge jener Gegend damals von der Verkündigung des Evangeliums wiederhallten und die noch junge Pflanze des Christenthums in der Triebkraft der ersten Liebe dort schon herrliche Früchte brachte. Wie helle Lichtpunkte waren eine Anzahl christlicher Dörfer aus der heidnischen Finsterniß aufgetaucht, die unter der Leitung eingeborner Prediger und von Zeit zu Zeit besucht von einem Missionar zunahmen in äußerer Kultur, wie sie immer mehr Pflanzstätten geistlichen Lebens

wurden. Suchen wir uns durch ein Beispiel ein Bild zu machen von dem Zustande jener jungen Christengemeinden. Hören wir, wie es damals in Mata stand, einem neu angelegten Dorfe, zwei Tagereisen nordöstlich von Tavoy, wobei wir allerdings nicht vergessen wollen, daß die dortige Gemeinde die gefördertste war[1]), sowie, daß wir hier Berichten folgen müssen, die nach der damals herrschenden idealisirenden Richtung die Lichtseiten besonders stark hervortreten lassen.

Im Jahre 1836 kam Herr Malcolm, der Visitator der amerikanischen Baptistenmission, nach Mata-Miu, „Dorf der Liebe", wie der Ort genannt wurde. Er berichtet von seinem Besuche Folgendes. „Wir haben hier den lieblichen Anblick einer neu entstandenen Gemeinde mitten in heidnischer Finsterniß vor uns. Es sind ihrer einige Hunderte, die einen musterhaften Wandel führen. Durch die Hülfe der Missionare sind sie mit Schafen, Rindvieh, Saatkorn, Oelmühlen und anderm Bedarfe versehen worden, um ihr Wanderleben aufzugeben und in erträglichem Wohlstande zu leben. Die Männer bauen Baumwolle, die Frauen spinnen und weben sie, so daß sie aus dem Schmutze, den sie von ihren Vätern ererbt haben, herauskommen, während ihre Wohnungen, Geräthe, Kleider nun einen Anblick von Reinlichkeit darbieten, die jeden in Erstaunen setzt, der diese halbnackten, schmutzigen Menschen vor ihrer Bekehrung gesehen hat. Es ist eine Freude, von der geistigen Veränderung Zeuge zu sein, die sich im ganzen Leben der dortigen Einwohner ausdrückt. Am Sonntag sieht man sie anständig und reinlich gekleidet, alle im Gottesdienst erscheinen und mit einer Andacht zuhören, wie man sie in der Christenheit selten wahrnimmt. Ihr Gesang ist rein und sicher. Jedes Gebet des Predigers schließen sie mit einem Amen. Morgens bei Sonnenaufgang versammeln sich die Leute im Bethaus auf den Klang des Gong, und Frau Wade hält mit ihnen eine Gebetsversammlung, wobei sie bald einen Mann, bald eine Frau zum Beten aufruft. Jeden Sonntag wird morgens eine Sonntagsschule gehalten, und die Kinder, welche schon zu Christo sich bekennen, werden von denen, welche noch ferne stehen, besonders genommen und jede Abtheilung nach ihrem Bedürfniß vom Missionar oder seiner Gattin geleitet. Des Vormittags und Nachmittags wird geprediget. Des Nachmittags findet zuweilen Taufe oder Abendmahl oder auch eine Gebetsversammlung im Hause kranker Gemeindeglieder statt. Die in der Gegend zerstreut wohnenden kommen schon am Sonnabend nach Mata, um den Sabbath unverkürzt zu genießen."

„Es versteht sich von selbst, daß sie anfänglich noch sehr unwissend über die Forderungen des Evangeliums waren. Aber man muß sehen, mit welch' herzlichem Eifer sie jede Christenpflicht erfüllen, sobald sie ihnen bekannt gemacht wird, um sich recht über sie zu freuen. Nur einige Beispiele hiervon. Frau Wade las einmal aus dem Evangelium Matthäi die Schilderung des jüngsten Gerichts vor, wo Christus sagen

[1]) Missionar Wade und Mason hatten mit ihren Familien dort mehrere Jahre lang die trockene Jahreszeit zugebracht, während sie in der Regenzeit in Tavoy lebten.

wird: „Ich bin krank gewesen" u. s. w. Auf einmal sahen die guten Leute ein, wie gleichgültig sie bisher gegen Kranke und Bekümmerte sich verhalten hatten. Am folgenden Tage schon sah man sie den Kranken Dienste leisten, an die sie zuvor nie gedacht hatten. Am Tage darauf besuchten ihrer viele eine arme Witwe, die nebst ihrem zweijährigen Kinde am Aussatze krank lag. Sie thaten ihr manches, wovor ihnen ekeln mußte, brachten ihr Wasser, Reis und andere Lebensmittel, reinigten ihr das Haus und erquickten die arme Frau so, daß sie vor Freude fast außer sich war. Diese Liebesbeweise wiederholten sich nachher immer wieder. Seit dieser Zeit ist es in der neuen Gemeinde zur Regel geworden, niemand an einem Gute Mangel leiden zu lassen, das die übrigen besitzen, und so geschieht alles so im Verborgenen, daß man es nur durch die Empfänger der Wohlthaten erfahren kann.

Als man diesen liebenswürdigen Heidenchristen erzählte, wie Moung Salone und andere Brüder zu Rangûn verfolgt, mit Ketten belastet, eingekerkert und mit hohen Geldstrafen belegt worden seien, traten sie zusammen, um sie aus dem Gefängnisse loszukaufen, und sandten wirklich 50 Rapî von ihrer Armuth nach Rangûn. Sie bauten ganz aus ihren eigenen Mitteln ein Wohnhaus für ihren Missionar und ein Zayat. Noch mehr bezeugt ihr Missionseifer den edlen Christensinn, der sie beseelt. Diejenigen, welche vermöge ihrer Fähigkeiten zu Schullehrern und Predigtgehülfen können bestimmt werden, sind stets bereit, ihre Familien zu verlassen und Reisen von sechs Monaten auf beschwerlichen Wegen nach entfernten unbekannten Dörfern zu machen, ihre christlichen Schriften und ihre Nahrung auf dem Rücken. Sie schlafen unterwegs auf Bäumen oder auf dem Boden und dulden alle Arten von Entbehrung. Bejahrte Eltern geben mit Freuden ihre Söhne, die sie zum Aushauen des Dschangel und zur Anpflanzung ihrer Felder so gut brauchen könnten, dazu her, in den Dörfern umher zu reisen und daselbst Schule zu halten, wofür sie monatlich 5—7 Rupî empfangen. In jedem andern Geschäft würden sie das Doppelte erwerben. Etwa zwanzig Gehülfen und Schullehrer wandern so umher, und Herr Mason hat manchen getauft, der durch ihre Arbeit zur Erkenntniß der Wahrheit kam, besonders in dem Lande zwischen Tavoy und Mergui. Ebenso groß ist die hinsichtlich der Mäßigkeit im Trinken eingetretene Umwandlung. Sobald einer nach seiner Seligkeit fragt und sich den Christen zugesellt, sieht man ihn augenblicklich ganz von dieser Gewohnheit Abschied nehmen (?) und den Brantwein als einen Fluch betrachten. In Mata wird nicht ein Tropfen bereitet. Die Kinder dieser ehemaligen Trunkenbolde wachsen auf, ohne je in ihrem Leben Brantwein zu sehen."

Sehr erfreulich war die Kindererziehung in Mata überhaupt. Die Mütter hatten einen Verein, in dem sie monatlich mit Gebet diesen wichtigen Gegenstand beriethen. Das unbarmherzige Strafen in raschem Zorn, sowie andrerseits Schwachheit gegen den Eigensinn, wie beides in der heidnischen Zeit neben einander ging, sollte abgestellt werden. Die Bemühungen waren nicht umsonst. Die Mütter gewöhnten sich im Falle des Ungehorsams mit dem Kinde allein zu

beten und es zu ermahnen und dann die angemessene Strafe anzuwenden. Es war auffallend, wie liebevoll und folgsam diese Kinder wurden.

Viel war es, was diese armen Waldleute für ihre Kirche und Schule thaten. Die erstere wurde 1846 neu gebaut, wozu allein für 200 Rupi gesägtes Holz angeschafft wurde. Dabei brachten sie doch den ganzen Unterhalt ihres Pastors auf.

Hören wir schließlich noch eine Schilderung des „süßen, lieblichen Oertchens" aus der Feder der Frau Mason, wie sie es 1852 fand.

„Dies ist für mich ein sehr glücklicher Tag gewesen. Kaum erinnere ich mich je mehr Genuß gehabt zu haben, als heute bei den lieben Jüngerseelen dieser Dschangelstadt. Am Sonnabend, sobald Lehrer Kolopau von Tavoy zurückgekehrt war, kam er, müde wie er war, um zu sehen, ob für mich gesorgt sei. Abends versammelten sie sich zum Gebet. Diesen Morgen ließ er in früher Stunde den Gong erschallen, worauf alle, welche konnten, zu einer Art Bundeserneuerung zusammen kamen. Nach Schriftlesung und Gebet sprachen sie über ihren Herzenszustand und bekannten ihre Sünden. Es waren feierliche und rührende Augenblicke." — Es waren Worte der Ermuthigung nöthig (Phil. 3, 13. 14), da sie geneigt schienen über ihre Uebertretungen zu brüten — was nicht der Weg zur Besserung ist.

„Zur gewöhnlichen Stunde kamen sie dann zum öffentlichen Gottesdienst zusammen. Kolopau predigte vor etwa 100 aufmerksamen Zuhörern — in der That eine schöne Versammlung für diese Jahreszeit, wo der größte Theil zur Einerntung der Felder weit weggegangen war. Er hielt eine treffliche Predigt, ganz in der Haltung eines unsrer Prediger und in erhebender Weise, die den Eindruck nicht verfehlte. Ein kleiner Vorfall ergötzte mich sehr. Während er mit allem Ernste sprach, hielt er plötzlich inne, indem er einen sehr respektabeln jungen Mann in der Ecke der Kapelle anblickte und ihm zurief: „Junger Mann, du bist im Begriff zu schlafen, siehe mich an, sei aufmerksam und laß deine Augen nicht wieder zufallen!" Dann in die Runde blickend, fügte er hinzu: „Schlafe keines von euch, nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind!" — Der Gesang war sehr lieblich, die Versammlung im ganzen reinlich und anständig; sie bot in jeder Beziehung den Anblick einer Christengemeinde dar, wie sie für ihre Lehrer das beste Zeugniß ist."

Nachmittag hielt Frau Mason eine Versammlung mit den Frauen, in der sie einen Abschnitt aus Joh. 17 erklärte und betete, hernach eine Gebetsversammlung mit den Kindern. Mit einer allgemeinen Abendandacht schloß der Sonntag, an dem die Berichterstatterin ihre Seele mehr erfrischt zu haben bekennt, als dies je mitten unter den Segnungen ihres Vaterlandes der Fall gewesen sei.

Nach einer Reise zu andern Dschangeldörfern besuchte sie später in Mata noch einen alten kranken Christen, der viel aus der Gründungszeit des Ortes erzählte, als „Mama Mason" (Masons erste Gattin) bei ihnen gewesen und in einer Bretterbude gewohnt habe. — „Er ist fest im Glauben und freut sich seines Heilandes. Den Tod fürchtet

er nicht. Der Güte Gottes gegen seine Landsleute freut er sich von Herzen." Auch zeigte sich manches andre liebenswürdige Beispiel einer einfachen demüthigen Frömmigkeit.

Während dort in der Tenasserim-Provinz bereits so schöne Früchte der Mission heranreiften, keimte und sproßte die Saat mächtig, die Ko Tha Byu in Pegu ausgestreut hatte. Die Barmanenherrschaft, die damals noch hart auf den dortigen Karenenstämmen lehnte, verhinderte die Arbeit der amerikanischen Missionare an Ort und Stelle. Wie wir oben bereits sahen, ward die Station Rangûn so ein Sammelplatz, an dem sich immer neue Scharen jener Waldbewohner von Nordwesten her einfanden, um die Segnungen des Christenthums zu gewinnen. Eine ähnliche Bedeutung erlangte auf der andern Seite dieses weiten Arbeitsfeldes die Station Sandoway in Arakan, die selbst auf britischem Gebiet gelegen, bald ihre Anziehungskraft auf die Karenen ausübte, selbst auf die aus dem Distrikte Bassein. Dort hatte sich, wie schon erwähnt, Missionar Abbott 1840 niedergelassen. Seine Wirksamkeit sollte sich über das Küstengebirge hin ins barmanische Gebiet erstrecken. Bald verbreitete sich dort die Kunde von dem „weißen Lehrer", und große Züge wanderten über die Berge nach Arakan — jedenfalls nicht allein von religiösem Drange getrieben, sondern vielleicht noch mehr von dem Verlangen nach bürgerlicher Freiheit. Beides mag in mancherlei Nüancen gemischt gewesen sein. Die Auswanderung war nicht ungefährlich, da die Grenze von barmanischen Wächtern bewacht wurde. Dennoch gelang es vielen sie zu umgehen. Die Kunde von der „Ankunft Gottes im Lande" hatte die Lernbegierde erweckt, und so zählte die Missionsschule zu Sandoway einige Monate nach ihrer Gründung schon 50 Schüler.

Im Jahre 1841 besuchte Abbott die an der Grenze Arakans entlang zerstreuten Karenen in ihren Dörfern. Da traf er manche aus dem Rangûngebiet Verjagte, die das „weiße Buch", das die Barmanen ausrotten wollten, sich nicht hatten nehmen lassen: sie waren die Lehrer ihrer Brüder geworden. Mehrere Christendörfer, Maggezin und Simnah zuerst, entstanden mit hübschen Kapellen in ihrer Mitte. In Jahresfrist hatte Abbott 427 Karenen getauft, und nach fünf Jahren betrug die Zahl der von ihm und seinen Gehülfen Getauften über 5000. Auch dieser außerordentliche Erfolg wurde gezeitigt durch die Hitze der Trübsal. Im Winter 1842—43 hatte ein königliches Edikt in Barma die Verfolgung zu neuer Heftigkeit aufgeweckt. Ganze Familien wurden in ihren Wohnungen oder in den Gotteshäusern ergriffen; die Männer wurden gepeitscht, die Weiber paarweise gefesselt, und alle wurden eingekerkert und dem Hunger preisgegeben, bis ein Lösegeld erpreßt war, das sie oft aller ihrer Habe beraubte. Dennoch weigerten sie sich, Mann für Mann, Christo zu entsagen. „Die heldenmüthige Geduld dieser Zeugen", schreibt Abbott, „hat ihrer Sache allgemeine Theilnahme eingebracht. Im ganzen Lande ist ein Fragen nach der neuen Religion erwacht, deren Bekenner solche Leiden auf sich nehmen." Ueber 200 Familien wanderten, durch die Gebirgspässe sich hinschleichend, nach Arakan aus. Ganze Dörfer folgten ihrem

Pastor, ihre Büffel vor sich hertreibend, bepackt mit wenigen Habseligkeiten. Ihre Lage war traurig. Von Seiten der Mission konnte keine ausreichende Hülfe gewährt werden. Der britische Kommissar, Kaptain Phayre, aber verschaffte ihnen Lebensmittel u. s. w. unter der Bedingung, daß sie nach Jahresfrist ohne Zinsen die Auslagen zurückerstatten sollten. Aber noch gelang es den Einwanderern nicht, sich ruhig in der neuen Heimat niederzulassen, denn nun kam die Cholera und raffte Scharen von ihnen hin. Missionar Abbot selbst befand sich bei aller Arbeit und Sorge unter schwerer Heimsuchung. Zwei Kinder und die Gattin wurden ihm entrissen. Bald darauf mußte er selbst nach Amerika um seine untergrabene Gesundheit zu stärken. Später finden wir ihn in Rangûn wieder. Ein anderer Missionar, Comstock, der noch die Botschaft nach der Heimat mitgab: „Vergiß nicht, Bruder, sechs Mann für Arakan", sank selber ins Grab.

Die Karenen aber ließen sich durch alle trüben Erfahrungen nicht einschüchtern. Sie stärkten sich in der Hoffnung auf die Hülfe des ewigen Gottes und harrten aus. Besonders zeichnete sich einer in der Nähe von Bassein aus, den die Missionare gewöhnlich blos „den jungen Häuptling" nannten. Sein Haus nennt Abbott ein großes Bethel, ein Gotteshaus, wohin die Leute der Nachbarschaft und der entfernteren Dörfer sich sammeln um lesen zu lernen und zu beten. Zwei bis dreihundert Taufbewerber waren in jener Gegend vorhanden. Die Karenenprediger aber arbeiteten trotz aller Gefahr und ließen sich durch Strafen und Gefängniß nicht muthlos machen.

Als die Noth aufs höchste gestiegen war — viele Christen, auch „der junge Häuptling", schmachteten in den Kerkern — da trat auch der Anfang der Hülfe ein. Der zweite englisch-barmanische Krieg brach aus 1851. Die Karenen waren von ihren Unterdrückern, die ihnen nicht trauten, entwaffnet worden. Allein dennoch mit allen möglichen und unmöglichen Waffen, die sie sich verschafften, traten sie in den Kampf ein. Bald wurden sie von den Engländern unterstützt und gestärkt und kämpften tapfer, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolge. Doch gelang es ihnen in einigen kleinen Gefechten ihre Feinde in die Flucht zu schlagen. Wie hierbei die Sache der bürgerlichen Freiheit und die der Religion identifizirt wurde und wie sich die Karenen in beiden Beziehungen zu den Weißen hingezogen fühlten, ist leicht erklärlich.

Schwere Zeiten brachte das Kriegsjahr freilich mit sich. Auch die Räuberbanden, die bei der Auflösung aller Ordnung im Lande umherzogen, verbreiteten ein gut Theil Schrecken. Endlich erfolgte die englische Besitzergreifung des ehemaligen Königreichs Pegu am 20. Dezember 1852, und damit kehrten allmählich Ruhe und geordnete Zustände zurück. Die Karenen jubelten: „Nun können wir wieder athmen und zu schlafen wagen!" so riefen sie. „O wenn ich die Königin von England sehen könnte", sagte ein alter heidnischer Karene, „wie wollte ich sie anbeten!"

In Bassein war es während des Krieges besonders hart hergegangen. Thagua, der Prediger „des weißen Buchs", wurde festge-

nommen auf die Anklage hin, er habe die Engländer ins Land gerufen. Schon auf dem Wege ins Gefängniß bekam er dreißig Peitschenhiebe, und auch sein Sohn und Neffe wurden auf ähnliche Weise mißhandelt. Etliche Tage lag er im Kerker, und so oft er vorgeführt wurde, erfuhr er Mißhandlungen. Zuletzt banden sie ihn an ein Kreuz, schossen nach ihm, rissen ihm die Eingeweide heraus und hieben ihn in drei Stücke. — Es war als hätte die Wuth der Unterdrücker sich noch einmal austoben wollen, ehe sie weichen mußten. — — Gleich nach der Einnahme der Stadt wurde der aus dem Kerker befreite „junge Häuptling" in die Stellung einer obersten Magistratsperson eingesetzt. Jetzt konnte er ungehindert seinem Glauben leben, ja sein Einfluß fiel zur Verbreitung desselben mit in die Wagschale. Von nun an wurde die Station von Sandoway nach Bassein verlegt.[1]) Nur kurze Zeit konnte der von seinen Bekehrten herzlich geliebte Missionar Abbott dort wirken; ein früher Tod raffte ihn hin. Im Jahre 1854 aber wurde auch die nördlicher gelegene Stadt Henthada ein Missionscentrum, um das sich nun eine Anzahl früher von Rangûn nur mit Schwierigkeit gepflegter Gemeinden gruppirten und sich bald mehrten. Wie um jene Zeit das Evangelium im Thale des Sittang sich verbreitete (Station Schwêgyin) und namentlich in Taungu eine Pflanzstätte fand, von der es mehr und mehr zu den verschiedenen Völkerstämmen im Nordosten weitergetragen wurde, ist oben bereits erwähnt worden. Auch auf dieser Seite war, sobald das Barmanenjoch gebrochen, dem „weißen Buche" die Thür weit aufgethan. Diese Periode der Mission war daher durch eine Ergiebigkeit ausgezeichnet, wie sie selten auf andern Missionsfeldern vorgekommen ist. Schon im Jahre 1854 stellte sich die Statistik der Karenenmission folgendermaßen:

Stationen.	Außenstationen.	Prediger.	Kommunikanten.
Maulmein	15	19	869
Tavoy	22	22	1046
Bassein	50	56	5000
Rangûn	32	29	1573
Schwêgyin	1	2	11
Taungu	3	2	7
	123	130	8506

Die beiden letzten Stationen waren nach 4 Jahren (1858) bereits zu folgenden Zahlen fortgeschritten, denen wir sogleich die von der inzwischen gegründeten Station Henthada beifügen:

Taungu	101	Außen-	105	2640	Kommunikanten.
Schwêgyin	14	stationen.	14	Prediger. 1070	
Henthada	42		30	700	

Abermals nach 4 Jahren war die Gesamtzahl der Karenenchristen bereits auf mehr als 18 000 herangewachsen, die sich auf 370

[1]) Bassein ist eine bedeutende Handelsstadt an dem größten der westlichen Mündungsarme des Irawaddi, etwa 25 Stunden von der Küste gelegen. Die ganze Gegend zeigt den Charakter des niedrigen, sumpfigen, von vielen Kanälen durchzogenen Strombelta's. — Die Station in Sandoway wurde zwar noch einige Jahre fortgeführt, dann aber gänzlich aufgegeben.

Gemeinden vertheilten. Jene Ziffer bezieht sich, wohl zu merken, nicht auf die Seelenzahl, sondern umfaßt nur die „vollen Gemeindemitglieder", diejenigen, welche nach ernstlicher Prüfung die Taufe empfangen hatten. — Nach der eigenthümlichen Auffassung der Baptisten und dem daraus entspringenden Verfahren entsprechen diese Getauften denjenigen in andern Missionen, die zum heiligen Abendmahl zugelassen werden (was dort auch gleichzeitig mit der Ertheilung der Taufe geschieht), daher wir oben dieselben der Deutlichkeit wegen sogleich als Kommunikanten bezeichnet haben. Außerdem waren aber viele Personen vorhanden, die, obwohl noch nicht reif zur Taufe erachtet, sich doch als Christen betrachteten, mit dem Heidenthume ganz gebrochen und sich der christlichen Gemeinde angeschlossen hatten. Nach dem auf andern Missionsgebieten sich herausstellenden Verhältniß der Seelenzahl der Bekehrten überhaupt zu den Kommunikanten (gewöhnlich 3 : 1 — 4 : 1) schätzte man auch die Zahl der Karenenchristen auf 60 000 Seelen.[1]) Dies war jedoch zu hoch gegriffen. Nach genauen Untersuchungen[2]) war im Bassein-Distrikte die Zahl jener Nominal Christians fast, wenn auch nicht ganz so hoch, wie die der Getauften. Man würde also zur Zeit der ersten Sechziger Jahre etwa 35 000 Karenen rechnen dürfen.

Es war damals in Pegu in ähnlicher Weise die Zeit der ersten Liebe, wie dies früher drei Jahrzehnte zuvor in den südlichen Provinzen der Fall war, als auch dort, nach der Befreiung vom Barmanenjoche, ungehindert das Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes gepredigt werden konnte. Jene von Tavoy und Maulmein aus gesammelten Gemeinden aber begannen damals schon mehr oder weniger lau zu werden, wozu natürlicherweise der Umstand beitragen mußte, daß die Kräfte der Mission vorzugsweise auf den neuen Feldern verwendet wurden, die damals gegen die älteren Nationen in den Vordergrund traten.

Aber auch in Pegu ging es nicht in dem eben angedeuteten Maße weiter, sondern es fand sich bald ein Wurm, der die schöne Frucht der Mission zu schädigen begann. Zerwürfnisse und Spaltungen waren es, wie sie allzeit dem Reiche Gottes Schaden thun. Die erste Separation entstand auf dem Gebiete von Rangûn und Bassein, die andre auf dem von Taungu.

Bald nach Beendigung des zweiten barmanischen Krieges sandte die Missionsgesellschaft eine Deputation nach Maulmein, um mit den versammelten Missionaren die nöthig werdenden Veränderungen zu berathen. Hinsichtlich der Schulfrage, und namentlich über den Gebrauch der englischen Sprache, welche nach der Ansicht der Deputirten auch in den Seminaren vollständig bei Seite gesetzt werden sollte, wollten sich einige der Missionare nicht fügen. Daraus entstand die Trennung, indem Missionar Vinton in Rangûn und Beecher (?) in Bassein die Verbindung mit der Missionsgesellschaft aufgaben. Ihre Freunde in

[1]) Vergl. Basler Missions-Magazin 1864, S. 221.

[1]) Vergl. Annal Report A. B. M. U. 1858, p. 69.

Amerika sorgten für sie, und so wurde aus diesem Anlaß die American Baptist Free Mission Society gegründet. Ein großer Theil der eingebornen Christen folgte den Ausgetretenen. Die Mission war bisher auf diesem Gebiete schon immer eine doppelte gewesen, nach den verschiedenen Karenenstämmen der Sghau und der Pwo, die verschiedene Dialekte sprechen. Die ersteren waren besonders im Bassein-Distrikte diejenigen, aus welchen die überwiegende Mehrzahl der Bekehrten gekommen war. Fast alle Sghau-Gemeinden traten nun mit zu der neuen Mission über. Da es letzterer, wie es scheint, an den erforderlichen Mitteln fehlte, so wurde dadurch der Fortgang des Missionswerkes beträchtlich gehindert, abgesehen von dem nachtheiligen Einfluß, den die Trennung schon an sich auf die Gemeinden ausüben mußte. Letzterer milderte sich jedoch mit der Zeit, und namentlich in Bassein wirkte der Frei-Missionar mit dem bei der Union verbliebenen Kollegen van Meter nach einigen Jahren in brüderlicher Gemeinschaft zusammen. Erst 1871 wurde auf beiden Stationen der Bruch völlig und förmlich geheilt. — Weit schlimmerer Art war die Separation in Taungu, die der Mission unberechenbaren Schaden gebracht hat.

Taungu, eine bedeutende Stadt von 50 000 Einwohnern, liegt in der fruchtbaren Ebene des oberen Sittang, ein Stündchen vom rechten Ufer und etwa 30 Meilen von der Mündung des Stromes entfernt. Früher war es die Hauptstadt eines gleichnamigen Königreiches, das 1612 von den Barmanen erobert wurde. Mächtige Wälle umgeben noch jetzt die Altstadt mit ihren glänzenden Pagoden. Die Neustadt liegt außerhalb des Walles und zieht sich mit ihren europäischen Villen und Gärten bis an den Strom hin. Von den Einwohnern sind 20 000 Barmanen und Talaing. Die übrigen sind Karenen, denen einst die herrliche Ebene allein gehörte, die aber unter der Barmanenherrschaft mehr und mehr in die Gebirge zurückgedrängt wurden. In geringer Entfernung vom östlichen Ufer des Sittang beginnen diese sich zu erheben in bewaldeten Terrassen, eine über die andere gethürmt. Dort finden sich, wie schon oben bemerkt, die Karenen frei nach der Väter Weise lebend, in viele Stämme getheilt. Die Paku, mit ihren ethnographischen Unterabtheilungen der Gekho, Padaung und Taru, sind den südlichen Pwo-Stämmen stammverwandt; während die Bghai, zu denen Schoko, Brec und Rothe Karenen (Karenni) gehören, den Sgau-Stämmen entsprechen

Dies war das Feld, auf dem Dr. Mason, nachdem es dem Barmanenherrscher entrissen war, seinen treuen Gehülfen Sa Quala eingeführt hatte, 1853, dem er vertrauensvoll das große Werk überließ, um selber nach langjähriger Arbeit im heißen Tavoy die erschütterte Gesundheit zu kräftigen. Wir haben bereits gehört, welch eine überraschende Ernte er bei seiner Rückkehr, anfangs 1857, eingesammelt fand. Auf einer Rundreise konnte er von Dorf zu Dorf christliche Gemeinden besuchen, die fast wie mit einem Zauberschlage als Lichter

[1]) Sein Einzug war ein förmlicher Triumphzug. Zwanzig Männer kamen ihm entgegen, den Weg durch das Dickicht zu hauen. In jedem Dörflein wurde er mit Jubel begrüßt. Welch Unterschied gegen seinen ersten Besuch unter dem wilden Volke vor drei Jahren und dem jetzigen Zustande mußte sich ihm aufdrängen, als er für die erste Nacht in einem Dschangeldorfe von einem Karenenchristen gastlich aufgenommen und ihm zur Abendandacht Bibel und Gesangbuch gereicht ward — oder als er in einem andern Dorf die Kinder wohlgeübt im Lesen fand und von ihnen die wohlbekannten lieblichen Melodien christlicher Lieder hörte!

aus der heidnischen Finsterniß hervorgetreten waren. Schon hielten die Bghai-Christen ihre Synode, in der 45 Stationen vertreten waren, deren jede ihren Lehrer hatte, und auch unter den Paku gab es bereits 50 solcher Stationen. Selten ist es einem Missionar vergönnt gewesen, solche Erfolge zu sehen.

Nun aber ging es an die Arbeit, und Garbe auf Garbe wurde den schon eingeheimsten zugefügt. — Aber ein amerikanischer Missionar pflegt nicht allein zu arbeiten: die Gattin ist ihm Gehülfe auch im Amte. Wir haben bereits Frau Mason in ihrer missionirenden Thätigkeit dort in Matamiu kennen gelernt. Es begegnen uns überhaupt in der Geschichte der Mission in Barma Frauengestalten, die wohl den Platz eines tüchtigen Arbeiters ausfüllen. Ist es nun freilich auch nicht grade nach unserm deutschen Geschmack, eine Frau auf eigne Hand nicht blos unter Frauen und Kindern, sondern selbst unter den rohen Männern eines unkultivirten Volkes das Amt des Predigers, Seelsorgers und Lehrers verwalten zu sehen, so werden uns immerhin manche jener edeln Gestalten[1]) in ihrer muthigen Selbsthingabe für das Werk des Herrn volle Achtung abgewinnen, so daß wir übersehen, was uns sonst unweiblich und emanzipirt erscheinen würde. An der Mrs. Mason aber hat es sich einmal gezeigt, wie gefährlich es werden kann, wenn die apostolische Weisung taceat mulier in ecclesia nicht beachtet wird.

„Mama Mason", so wurde sie auch hier alsbald von den Karenen genannt, griff sofort[2]) kräftig und selbständig in die Arbeit ein. Ihr erster Gedanke war: Gründung eines Töchterinstituts, in dem sie Lehrerinnen für die Dorfschulen heranbilden wollte. Sie suchte dafür die Dorfhäuptlinge zu interessiren, was ihr in hohem Maße gelang. „Ich muß der Mama mein großes Schwein senden", sagte einer derselben nach einer Unterhaltung mit ihr und hielt nicht blos Wort, sondern hatte auch 11 Rupî hinzugefügt. Es war wunderbar, wie die Frau weit und breit die Herzen gewann und wie die Leute bald in der unbedingtesten Ergebenheit sich ihr anschlossen. Bald konnte die Schule mit 20 Mädchen von 12—16 Jahren begonnen werden. — Auch den englischen Kommissionär wußte Frau Mason für ihre Pläne geneigt zu machen. Es wurde ein Grundstück von 30 Morgen[3]) für die Anstalt geschenkt nebst 1400 Rupî und 50 Tikbäumen. Mit solchen Mitteln wurde nicht blos das Töchterinstitut hergestellt, sondern daneben erhob sich auch bald eine Normalschule für junge Männer, die zu Lehrern ausgebildet werden sollten. Ein ganzes Dorf von 30 Häusern mit regelmäßigen Straßen entstand neben beiden Anstalten, die einer aus Karenenhäuptlingen gebildeten Erziehungsgesellschaft als Eigenthum verschrieben wurden. Viele Beiträge in Geld und in natura waren

[1]) Z. B. Miß Macomber, vergl. oben S. 151, die weiterhin zu erwähnende Mrs. Ingalls und mehrere andere.

[2]) Sie traf ein halbes Jahr später als ihr Gatte ein, nachdem sie inzwischen sich in Kalkutta aufgehalten hatte.

[3]) Auf der Ostseite des Flusses in ziemlicher Entfernung von der Stadt, aber näher den Dschangeldörfern.

für dieselben von weit und breit zusammengekommen — unter andern auch ein Elefant. Die ganze Verwaltung lag in der Hand der Frau Mason. Ihr Mann hatte überhaupt damit nichts zu thun, als daß er in der Normalschule einige Stunden (Bibelkunde, Mathematik und Physik) gab. Er arbeitete in der Regenzeit stille für sich an Uebersetzungsarbeiten[1]) und an der Ausbildung seiner Predigtgehülfen — in der trockenen Jahreszeit reiste er in den Dörfern umher. Auf seine Frau hatte dieser sonst so begabte und bedeutende Mann nicht den geringsten Einfluß.

Diese selbst aber ging immer weiter über ihre Aufgabe hinaus. Es scheint, daß sie sich ganz besonders zur Erneuerung des Karenenvolkes berufen fühlte; wenigstens drängte sie sich als Patronin dieses Volkes ungebührlich in den Vordergrund. Sie wollte das Nationalgefühl in ihnen wecken und gab demselben in dem von ihr erfundenen karenischen Nationalbanner einen Ausdruck. Die Fahne mit der Bibel und dem Schwert, umgeben von der Inschrift aus Ephes. 6, 17, wehte über ihrer Anstalt, bis sie von den englischen Behörden, die das nicht für harmlos hielten, entfernt wurde.

Im Jahre 1860 unternahm Frau Mason eine Reise in die Heimat. Recht richtig scheint es schon vorher nicht mit ihr gewesen zu sein. Unter dem in England und Amerika ihr gestreuten Weihrauch ist sie dann vollends übergeschnappt. Als sie 1862 nach Taungu zurückkam, trat sie mit den abenteuerlichsten Irrlehren hervor. Sie wollte die „Gottessprache" entdeckt haben, in der Gott mit Adam geredet. In den Verzierungen der Karenenkleider und -Geräthe wollte sie das Alphabet derselben aufgefunden haben. Die Welt sei die wahre Bibel, jeder Fels, jedes Blümchen u. s. w. ein Kapitel oder Vers derselben. Wenn die Welt erst mit Feuer (d. h. Krieg) geläutert sei, werde die Gottessprache überall gepredigt und geglaubt werden als die eine allgemeine Religion. Ferner lehrte sie, Elias, der Thisbiter, sei der Heilige Geist ins Fleisch gekommen und daher als wahrer Gott zu verehren. Ebenso Johannes der Täufer. Die Bibel könne ohne den Schlüssel zu ihrer Bildersprache nicht verstanden werden. — Dabei hielt sie sich für befugt, alle Prediger, die ihre Lehre nicht annahmen, abzusetzen. Auch wies sie ihre Anhänger an, alle zu hassen, die ihr nicht folgen wollten.

Eine heillose Verwirrung entstand dadurch in der aufblühenden aber noch schwachen Karenenkirche. Dank der unbeschränkten Macht, die sie über viele Gemüther ausübte, brachte sie eine große Anzahl der Häuptlinge auf ihre Seite. Prediger, die den ärgerlichen Lehren nicht zustimmen wollten, wurden verjagt. Manche Gemeinden waren zerspalten, beinahe alle Schulen hatten aufgehört — manche Christen fielen wieder in das alte Heidenthum zurück.

Und was that Dr. Mason? Anstatt die verrückte Frau ins Irrenhaus zu schicken, wo sie hin gehörte, war er der gefügige Ehemann,

[1]) Dr. Mason war ein tüchtiger Linguist. Im Sanskrit, Pali und Barmanischen war er zu Hause, ebenso wie in den verschiedenen Karenendialekten.

der zwar die Lehre von der Gottessprache nicht gerade billigen wollte, aber ihr als einem unschuldigen Phantasiegebilde gewähren ließ. Als der Vorstand der Missionsgesellschaft in ihn drang, seine Frau vom Missionsfelde zu entfernen, hielt er fest zu der letzteren und mußte endlich ausgeschlossen werden, 1865. Es war ein schwerer Schlag für die Mission, zumal, da die Stationsgebäude sich in den Händen der Masons befanden und ihnen rechtlich nicht abgenommen werden konnten.

Glücklicherweise war bereits seit 1860 ein andrer tüchtiger Missionar, Croß, in Taungu thätig gewesen, dessen Bemühungen es gelang, einen Theil der Gemeinden vor der Verführung zu bewahren. Auch Sa Quala blieb fest und mit ihm mehrere andere eingeborne Prediger. Aber fast die sämtlichen Bghaigemeinden gingen verloren, es blieben nur die vom Stamme der Paku. Obgleich nun zwar baldigst weitere Kräfte zur Stärkung der schwer geschädigten Taungu-Mission geschickt wurden, gelang es eine Reihe von Jahren hindurch nicht, sie wieder in einen gedeihlichen Gang zu bringen. Es lag auf ihr wie Nachtfrost, der die liebliche Blüte zerstört hatte, und dieser Nachtfrost war die Verrücktheit eines emanzipirten Weibes.

Vergeblich waren zwar auch in jener schweren Zeit die treuen Arbeiten nicht. Aber während der Jahresbericht von 1861 schon von 139 christlichen Gemeinden sprechen konnte, war 1871 ihre Zahl erst wieder bis auf 99 gekommen. Erst als in dem genannten Jahre der alte Dr. Mason wieder zur Einsicht kam, zu seiner Missionsgesellschaft zurückkehrte und den durch seine Frau angerichteten Schaden wieder gut zu machen suchte, begann der Bann zu weichen. Es wurde eine Vereinigung der meisten separirten Bghaigemeinden mit den Pakugemeinden durch Beschluß der versammelten Synoden zu Stande gebracht. Seitdem ist denn das Werk wieder vorwärts gegangen, wenn auch nicht in dem früheren Maße. Doch konnte der letzte Jahresbericht wieder 135 zur Station Taungu gehörige Christengemeinden aufführen. Dr. Mason hat ein paar Jahre noch treulich mitarbeiten können. Sein Hauptaugenmerk ging auf die Bekehrung der entfernteren, jenseits des Karenengebiets wohnenden Stämme. Von Bhamo aus, der Handelsstadt am oberen Irawaddi, suchte er dem Evangelio dorthin den Weg zu bahnen. Dabei ereilte ihn am 3. März 1874 der Tod in Mandalé, wo er vorläufig seinen Wohnsitz nehmen wollte, da ihm der König, bei dem er eine Audienz gehabt hatte, in Bhamo dies noch nicht gestatten wollte.

Frau Mason aber hat der Taungu-Mission noch von einer andern Seite her neue Störungen bereitet. Sie ist schließlich zu den Ritualisten der anglikanischen Kirche übergegangen und hat die Propagation Society herbeigerufen, die solche Gelegenheit nicht vorübergehen läßt. Bis jetzt freilich scheint die Hochkirche unter den Karenen noch nicht viel Erfolge erzielt zu haben. Mehr ist dies den römisch-katholischen Priestern gelungen, die ebenfalls in dieses Gebiet eingedrungen sind und in den letzten Jahren eine bedeutende Rührigkeit entfalteten.

Hiermit hätten wir die Entwicklung der Karenenmission bis auf

die neueste Zeit verfolgt. Fassen wir jedoch, ehe wir mit der Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes von diesem Felde Abschied nehmen, die Früchte, die wir in Menge dort aufsprießen sahen, ihrer Qualität nach näher ins Auge. Der Umschwung, den das Christenthum unter den Karenen hervorgerufen hat, ist ein ganz bedeutender. Wo sonst nur hier und da einzelne Hütten im Gebirgswald versteckt lagen, da finden sich jetzt freundliche Dörfer, umgeben von Reisfeldern und andern Pflanzungen. Nicht wenige sind von hübschen Kirchen überragt, die den Mittelpunkt für einen größeren Umkreis bilden. Wo sonst der Klang des Gong über die Berge hallend die mit Sünde und Schande verbundene Verehrung der Nats verkündigte, da ruft er jetzt von allen Seiten Scharen zur Verehrung des lebendigen Gottes zusammen. Wo sonst ein Geschlecht nach dem andern in roher Unwissenheit aufwuchs, da sind jetzt Schulen, aus denen die Bächlein christlicher Bildung weit und breit durchs Volk geleitet werden. Wo sonst Zauberer mit ihrem verderblichen Einfluß die Massen gängelten, da gibt es jetzt treue, gut gebildete Pastoren, die mit Umsicht die Gemeinden im Geistlichen, sowie auch in manchen irdischen Angelegenheiten zu leiten suchen, und etliche jener sonst so verkommenen Kinder des Waldes haben es bis zum Doktor der Philosophie auf einer amerikanischen Universität gebracht und machen ihrem Titel keine Schande.

So richtig aber auch im ganzen und großen dieses der Karenenkirche ausgestellte Zeugniß sein mag, so fehlt doch noch viel daran, daß der Sauerteig des Christenthums auch nur die Scharen der bis jetzt in die christliche Gemeinschaft aufgenommenen Karenen durchdrungen hätte. Auch hinsichtlich der Karenen dürfen wir uns nicht der Illusion hingeben, als könnten in einigen Jahrzehnten die Früchte reifen, die zu zeitigen eine Reihe von Jahrhunderten bei uns nöthig war, und die trotzdem bei uns noch viel zu wünschen übrig lassen. So sehr sich die Baptisten bemühen, nur wahrhaft bekehrte Menschen zu taufen, haben sie doch auch in dieser sonst so erfreulichen Mission inne werden müssen, daß es unmöglich ist die Gemeinde der Heiligen sichtbarlich zu sammeln. Vor einigen Jahren waren die Berichte (Baptist Missionary Magazine) voll von dahin gehenden Geständnissen, während früher ganz überwiegend immer die Lichtseiten hervorgekehrt wurden.[1])

Wir dürfen uns nicht, wie mancher Missionsfreund wohl schon gethan hat, das ganze Karenenvolk als nahezu christianisirt denken. Im Maulmein-Distrikte sind neben den 2000 Christen noch etwa 60 000 heidnische Karenen vorhanden. — „Es bleibt nicht blos die große Aufgabe diese zu bekehren", schreibt ein Missionar, „sondern daneben haben wir immer noch die Christen zu christianisiren." Sehr betrübend aber klingt, was von den Fortschritten des Buddhismus unter den Karenen des Rangûn-Distriktes gemeldet wird. In der Division Dallah sind während des letzten Jahrzehnts fast alle Karenen

[1]) Es scheint jedoch, daß der gesundere Ton der Missionsberichte dem amerikanischen Publikum nicht so recht behagte; die folgenden Jahrgänge, wenn ich nicht irre, vermeiden wieder mehr die Schattenseiten.

zum Buddhismus übergetreten. „Wir mögen von Erfolgen des Evangeliums sprechen — die Priester Gaudama's können sich 10, ja 50mal größerer Erfolge rühmen." Wo nach der englischen Besitznahme nur hier und da eine Karenenfamilie Reis und Karry in den Topf des Priesters im gelben Kleide spendete, da thun es jetzt 20 bis 50. Sie erbauen Klöster und Zayat's und geben gerne 100 Rupi dazu, wo sonst kaum eine gegeben wurde. „Ich bin sicher, daß auf jeden christlich bekehrten Karenen 10 bis 20 zum Buddhismus bekehrte kommen, und auf jeden bekehrten Barmanen viele, die in ein frühzeitiges Gab sinken, durch englischen Arak und Opium."

Augenscheinlich spielt hier neben der christlichen Mission der Buddhismus dieselbe Rolle, die auf andern Gebieten der Islâm hat. Ein Naturvolk hat keinen Halt mehr in seinen alten Verhältnissen. Diejenige höhere Kulturstufe und die Religion, welche ihm zunächst entgegentritt, zieht es zu sich herüber. Schade, daß auf diesem Gebiete, das in gewissem Sinne reif zur Ernte war, die evangelische Mission nicht mit zehnmal stärkeren Kräften eintreten konnte! Schade, daß man um jene Zeit, als alle Herzen den Befreiern aus der politischen Knechtschaft so freudig entgegenschlugen, nicht in größerem Maße dem Rathe folgen konnte: „Schmiedet das Eisen, weil es noch warm ist!"

Trotz alledem braucht man nicht die Karenenmission als ein fortan aussichtsloses Unternehmen zu betrachten. Im Gegentheil, die Statistik der letzten Jahre zeigt sie immer noch, im Verhältniß zu vielen andern Missionen, in reichlicher Ergiebigkeit; und auch was den Zustand der Gemeinden betrifft, gibt es noch immer des Erfreulichen genug, wenn wir auch manche schwere Schattenstriche in das sonst nur allzu licht gehaltene Bild einzutragen haben.

Da vornehmlich, wo die Missionare selbst den Gemeinden nahetreten können, finden sich immer noch solche lieblichen Erscheinungen, wie sie uns aus der früheren Geschichte dieser Mission so herzlich anmuthen. Hier und da[1]) blüht ein Karenendorf heran in materiellem und geistlichem Fortschritte. Statt der alten verfallenen kleinen Bambuskirche ist eine neue gebaut, ein nettes, stattliches Bauwerk, getragen von vier Reihen starker Pfosten aus Eisenholz. Wände und Fußböden sind aus gesägten Brettern hergestellt, die noch immer theuer sind — doch die Gemeinde hat ihre 2000 Rupi zum Kirchbau freiwillig aufgebracht. Die Thüre besteht aus getäfeltem Holzwerk; anstatt der Fenster dient eine Art Jalousien. Das Dach ist aus Holzschindeln gemacht. Fast sollte man meinen, die Kirche hätte kleiner sein dürfen — doch die Dorfleute wollen auch ab und zu einmal eine Synode bei sich versammelt sehen; daher hat man für mehr Raum gesorgt als gewöhnlich nöthig wäre. Auch bei den gewöhnlichen Gottesdiensten sitzt der Karenenchrist gerne so, daß er seinen Rücken an eine Wand anlehnen kann — der ganze innere Raum bleibt frei für die Kinder. Bänke gibt es natürlich

[1]) Die folgenden Züge sind aus verschiedenen Stationsberichten zusammengestellt. Ich bedaure, daß das Material zu einem etwas vollständigeren anschaulicheren Bilde sich nicht vorfand.

nicht. Man sitzt auf dicht neben einander gelegten Bambusstreifen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten werden für Gäste, die geehrt werden sollen, bessere Matten hingebreitet. Die Frauen mit den kleinen Kindern haben ihren Platz unter den Treppen, die zwischen den beiden äußersten Säulenreihen in das erhöhte Innere der Kirche führen. Dort können sie zuhören und doch wieder die Kleinen, wenn es noth thut, ohne Störung für die Gemeinde beruhigen. An die Kirche ist ein Zimmer als Herberge für den Missionar angebaut, und das nöthige Badestüblein fehlt daneben auch nicht. Wo eine Gemeinde es zu dieser Einrichtung noch nicht gebracht hat und auch sonst noch keine Häuser nach der neuen Art besitzt, da bereitet sie dem von der Reise erschöpften geistlichen Vater oder Freunde die erforderlichen Bequemlichkeiten in der Kirche selbst. Manches Dorf aber hat schon eine Reihe hübscher, solider Holzhäuser, die von netten, mit Stacketen eingezäunten Gärtchen umgeben sind. Leider mag das eine oder andre mit den Fortschritten der Kultur auch ihre Schäden zeigen, wie das, welches von einem Manne gebaut ist, der selbst eine Zeit lang in Amerika war, aber als Säufer wiederkehrte und nun ausgeschlossen von der Gemeinde lebt. Trunksucht ist überhaupt eine von den Gefahren, welche den Karenenchristen verderblich werden. Andrerseits finden sich doch auch manche, die den Versuchungen erfolgreich widerstehen und das Laster ernstlich bekämpfen, vielleicht öfters etwas handgreiflich wie jener alte Christ bei dem Missionar Rand einst einkehrte. Das Haus war voll von Elefantenhändlern, unter denen sich ein Karene recht unnütz benahm. Der Wirth, der früher aus eigener Erfahrung das Verderbliche jenes Lasters kennen gelernt, sich aber gründlich bekehrt hatte, ermahnte den Ruhestörer ernstlich, und als das nichts helfen wollte, kriegte er ihn nicht eben sanft beim Kragen und warf ihn von seiner etwa acht Fuß hohen Veranda auf den Boden. „Ich muß mich schämen, daß solches Betragen vor den Augen des Lehrers in meinem Hause vorkommen kann," sagte er ruhig als er zurück kam — ein gutes Beispiel von „Muscular Christianity".

Anderwärts macht der Missionar freilich auch trübere Erfahrungen, wenn er seine zerstreuten Schäflein wieder einmal aufsuchen kann. Da sitzt er in dem möglichst zu seinem Empfang vorbereiteten Bambushause auf einem umgestülpten Holzmörser, in dem sonst Reis gestampft wird, der aber hier mit einem Kleidungsstück bedeckt als einziger Sessel dienen muß. Auch hat man ihm eine rohe Bettstatt hergerichtet, die zugleich als Tisch benutzt wird. Ein kleiner Spiegel, zwischen die Sprossen der Bambuswand geklemmt, zeigt doch die Spur der Civilisation. Die wenigen Christen, die im Dorfe leben, kommen dort zum Gottesdienste zusammen. Nachher wird jeder einzeln nach dem Stande seines christlichen Lebens gefragt. Da stellt es sich mit ein bis zwei Ausnahmen heraus, daß sie alle dem Trunk ergeben sind. Der alte Hauswirth fragt, ob nicht sein Sohn, der schon früher exkommunizirt wurde, wieder aufgenommen werden kann? Auf die Frage: Was treibst du jetzt? schweigt der junge Mann, halb trotzig, halb beschämt. Der dabeistehende Karenenprediger antwortet für ihn, daß er Reisbrantwein bereite und ver-

kaufe; und der alte Vater bricht in Thränen aus und schluchzt wie ein Kind.

In andern Dörfern gibt's erfreulichere Zustände. Mit herzlicher Freude wird der Missionar bewillkommnet. Der biedere Handschlag, zu dem sich jeder drängt, wird förmlich zu einer Arbeit für jenen. Ein Augenzeuge sagt, sie meinen es so gut, daß sie einem den ganzen Arm wie einen Pumpenschwengel schwingen. Nachdem sich der Missionar in dem Stübchen an der Kirche von dem langen Elefantenritt etwas erholt hat, läßt er den alten Pastor rufen, der über den Stand der Gemeinde berichtet, das Verzeichniß der Mitglieder ordentlich geschrieben vorlegt und bei jedem der 200 Namen als Seelsorger seine Bemerkung macht.

Nun tönt der Gong. Es wird ein Abendgottesdienst gehalten, und die Gemeinde sammelt sich reichlich, trotzdem daß mancher von des Tages Last und Hitze wohl müde sein kann.

Auch über die Schule wird berichtet. In der verflossenen Regenzeit hat die Gemeinde deren zwei gehabt: eine im Hauptdorfe, die andre in einer Filiale eine Meile von hier. Den beiden Lehrern haben die guten Leute 270 Mark gezahlt. Außerdem haben sie 100 M. für die Normalschule auf der Hauptstation beigetragen[1]), obgleich sie nicht für einen einzigen Schüler die Aufnahme beanspruchten, denn die fähigen Schüler hatten es bereits in der Dorfschule soweit gebracht, daß sie sogleich auf dem Seminar zu Rangûn eintreten konnten. Für letzteres haben sie 132 M. beigetragen. Außerdem steuerten sie für die Mission 50 M. bei, und eben so viel zu der Synodalkasse, d. h. wie wir es ausdrücken könnten, für Zwecke der innern Mission. Daneben bekennt der alte Pastor mit dankbarem Blick, daß die Gemeinde recht auskömmlich für seinen Unterhalt gesorgt hat. Er habe keinen Mangel gelitten und sei nie genöthigt gewesen, sich mit seiner Hände Arbeit einen Nebenverdienst zu schaffen, wie das auch wohl vorkommt. Ja er hat von seinem Ueberfluß noch 40 Mark zum Unterhalt des Pastors in einer kleinen Nachbargemeinde geben können. — Wenn wir bedenken, wie alle diese Gaben der vollsten Freiwilligkeit entstammen, so wird man das Zeugniß, das in jenen Daten liegt, nicht gering anschlagen dürfen. Nimm einmal bei uns die rechtskräftigen Forderungen der Zehnten, Kirchensteuern u. s. w. hinweg, wie manche deutsche Dorfgemeinde wird hinter jener Karenengemeinde in diesem Stücke weit zurückbleiben; und die Pastoren, die zu Gunsten eines unzulänglich besoldeten Amtsbruders auf einen ansehnlichen Theil ihres Gehaltes verzichten, sind bei uns auch nicht grade häufig. — Dem lieblichen Gesange hört man es an, daß er von Herzen kommt, und während der Predigt malt sich Andacht und Rührung auf manchem braunen Gesichte, auch fließen hier und da reichliche Thränen, während namentlich hernach beim Gebet wohl ein tiefer Seufzer sich einer Brust entringt.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes aber gehen sie noch nicht aus

[1]) Auch versprachen sie für die neue Küche, die für diese Schule gebaut werden soll, unentgeltlich eine Anzahl Pfosten zu liefern.

einander. Es sitzt sich so traulich beim Scheine der Harzfackel (?) und den weißen Lehrer hat man ja nur so selten bei sich. Nachdem er von der oberen Heimat so herzbeweglich gepredigt hat, soll er nun auch gemüthlich von seiner irdischen Heimat, dem fernen Amerika etwas erzählen. Da lauscht man ihm denn mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Wunderdinge, die er von dort berichtet. Oder es kommen auch Leute mit allerlei Anliegen. Da führt einer seinen Sohn vor, den er gern zum Lehrer oder Pastor möchte ausbilden lassen; ein alter Mann, der fühlt daß seine Tage auf die Neige gehen, möchte die Regulirung seines Nachlasses durch den Missionar schon feststellen lassen und macht eine Art Testament darüber wie seine Büffel vertheilt werden sollen. Da kommt ein andrer und händigt dem Missionar einen Beutel mit 50 Rupi ein. Mit Thränen in den Augen erzählt er, wie sein erwachsener Sohn von einem Elefanten getödtet worden ist, und wie ihm von dem Eigenthümer des Thieres als eine Buße 200 R. gezahlt worden seien. Den vierten Theil davon bringe er als Opfer für den Herrn. Dabei bittet er, daß man künftighin seines kleinen Enkels, den der Verstorbene hinterließ, gedenken möge, wenn er so weit sei, daß er in eine Schulanstalt aufgenommen werden könne. Hier und da kommt auch wohl jemand, der für einen kranken Angehörigen um Medizin bittet. Trotz seiner Müdigkeit macht sich der Missionar noch auf, den Kranken selbst zu sehen. Zuvor aber sind gewiß noch von der Versammlung ein paar Lieder angestimmt worden. Denn nach dem Singen sind die Karenen ganz arg.

Nun folgt er seinem Führer durch das Dunkel. Helle Leuchtkäfer schwirren durch die milde Abendluft. Tiefe Stille waltet in der Natur, nur dann und wann durch den Ruf eines Nachtvogels unterbrochen. Jetzt ist man am Ziele. Mühsam wird die unbequeme Stiege des Bambushäuschens erklommen. Da liegt der Kranke auf einer Matte. Die Freude über den Besuch des Lehrers läßt ihn eine Weile die Schmerzen vergessen. Der tröstet ihn aus Gottes Wort, betet mit ihm und gibt ihm etwa homöopathische Medizin — wenn's nicht eines jener amerikanischen Universalmittel ist.[1]) — — —

[1]) Man glaubt kaum, was jene nichtswürdigen Geheimmittel auch auf dem Gebiete der Mission für Schaden anrichten. Gerade aus Barma fand ich mehrfach die Anwendung des „Pain killer" (Schmerztödter) erwähnt. Die Flüssigkeit, die angeblich um der leidenden Menschheit, in Wirklichkeit aber um dem bereits überfüllten Geldbeutel des Fabrikanten weiter zu helfen — jedenfalls wie alle solche Sachen um das 20- oder 50fache ihres wirklichen Werthes verkauft werden mag, enthält augenscheinlich eine nicht geringe Quantität Opium. Das brauchte man nicht erst über Amerika kommen zu lassen, sondern könnte es billiger bei dem chinesischen Krämer haben, vor dem mit Recht die Bekehrten als einem schlimmen Verführer gewarnt werden. Wir können uns sehr wohl erklären, was jenem Missionar so auffallend war, daß die Flasche Painkiller, die er einem dem Opiumgenuß verfallenen, aber bußfertigen Eingebornen schenkte, um ihm die Beschwerden der Abgewöhnungskur zu erleichtern, gar nichts nützte. Das Mittel enthielt das nämliche Gift, das den Schaden angestiftet hatte. Selbst eingeborne Lehrer halten sich den Painkiller vorräthig. Es wäre nicht zu verwundern, wenn einer oder der andere dadurch zum Opiumgenuß verleitet würde, wie dies im christlichen England und Amerika durch derartige Präparate mit Tausenden und zwar nicht blos aus der Reihe der Weltkinder geschieht.

Am andern Morgen muß der Missionar schon frühe aufbrechen, um eine andere Gemeinde zu besuchen. Einer der Christen leiht ihm ohne Bezahlung seinen Elefanten. Nach herzlichem Abschiede geht's in den Dschangel hinein. Dann führt der Pfad auch wieder durch prächtigen Hochwald, hier aber durch das mächtige Elefantengras, das 15 bis 20 Fuß hoch wächst und dem Tiger nur zu oft zum Versteck dient; dann scheint der Pfad unpassirbar, denn Bambus zur Rechten wie zur Linken beugt sich kreuz und quer über denselben. Doch man ist darauf vorbereitet. Der Elefantenführer haut das Rohr mit einem Säbel durch, und das kluge Thier räumt jedes abgehauene Stück mit seinem Rüssel aus dem Wege. Den ganzen Tag bekommt man keine menschliche Wohnung zu sehen. Die ferne Bergwand rückt näher. Endlich, als schon die kurze Dämmerung naht, ist das Ziel erreicht, ein andres Karenendorf, malerisch unter der 2000 Fuß hohen Felswand gelegen, die sich schon lange mit ihren schroffen Konturen durch die klare Luft vor den Augen der Reisenden markirte. Wünschen wir, daß auch hier die Christengemeinde dem Visitator Freude mache.

Solche Reisen hat der Karenenmissionar während der trockenen Jahreszeit oft zu machen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Besuche viel häufiger sein könnten. Alle verfügbaren Kräfte werden ja dazu verwendet, und nicht selten macht eine Dame von der Mission in Begleitung einiger Karenenprediger auch solchen Ausflug, wie uns oben ein Beispiel davon bereits vorgeführt wurde. Diese persönliche Verbindung der Missionare mit den gestifteten Gemeinden ist von großer Wichtigkeit. Man meinte wohl schon vor Jahren, daß die Karenengemeinden unter ihren eigenen Pastoren bereits zur Selbständigkeit herangereift seien und daß die Mission ihre Hand zurückziehen könne. Es war dies jedoch eine traurige Täuschung, die besonders auf dem Gebiete von Tavoy nicht unbedeutenden Schaden angerichtet hat. Man hatte den jungen Gemeinden zu viel zugetraut. Lange Zeit blieb die Station ohne Missionar. Nur dann und wann kam einer von einer andern einmal herüber, konnte aber nur wenige der zerstreuten christlichen Dörfer aufsuchen. Auch waren die besten eingebornen Pastoren in jener Zeit, als sich in Pegu die Thüren aufthaten, mit hinweggenommen. Da traten denn in den erst so lieblich heranblühenden Gemeinden bald Stillstand und Rückgang ein. Selbst von dem hochgerühmten Matamiu lautet es nur drei Jahre nachdem Frau Mason die obige (S. 160) Schilderung entworfen hatte, recht bedauerlich. Ein eingeborner Pastor, der den Ort 1855 besuchte, meldet, die Gemeinde sei in einem „niedrigen Stande". Bei der Kommunion weigerte man sich die üblichen Beiträge für kirchliche Zwecke darzubringen. Andre hatten sich selbst ausgeschlossen und fanden sich gar nicht zur Abendmahlsfeier ein. Fieber hatte viele Gemeindeglieder hingerafft. Von einigen benachbarten Gemeinden heißt es: Manche hatten den Sabbath gebrochen, andre hatten sich der heidnischen Sitte des Tätowirens und andre des Gebrauchs heidnischer Zaubermittel schuldig gemacht. Erfreulich war es, daß bis dahin die Kirchenzucht aufrecht erhalten war. Dies ist jedoch keineswegs überall in jenem

Distrikte geschehen. Oft waren die Pastoren selbst noch zu schwach und konnten noch nicht der leitenden Aufsicht entbehren. „Alles ist im Zustande der Kindheit, Pastoren, Lehrer, Gemeinden — alle müssen vorwärts gebracht werden oder sie fallen ohne Hülfe zurück." Besonders groß ist die Versuchung zur Zauberei in Krankheitsfällen, da es keine andre Aerzte gibt als die heidnischen Zauberer, bei denen denn auch mancher Hülfe sucht. Dann aber ist sehr weit verbreitet das Laster der Trunksucht, von dem wir oben schon ein Beispiel sahen, und doch der verderbliche Opiumgenuß scheint fort und fort im Zunehmen begriffen zu sein. [1])

Auch das Hazardspiel wird für viele verderblich. Dagegen ist von Unkeuschheitssünden wenigstens in den Berichten wenig oder gar nicht die Rede. Verheirathung zwischen Christen und Heiden kommt öfter vor, ohne daß der heidnische Theil zum Christenthum überträte. Ueberhaupt ist die früher so starke Scheidewand zwischen Christen und Heiden sehr wankend geworden. Jene stellen sich mit diesen auf guten Fuß ohne weitere Bemühungen, sie zum Glauben zu bringen, wie das sonst mit Eifer von den Christen geschah. Die Gemeinden erhalten daher auch keinen Zuwachs aus der heidnischen Bevölkerung, die sie umgibt.

Manche Fälle zeigen jedoch, daß diese Zustände auch wieder vorübergehen können und besseren Platz machen. Durch den Besuch eines Missionars, durch Entfernung eines untauglichen Pastors und Einsetzung eines neuen, durch Ausschließung der hartnäckig in ihren Sünden Beharrenden wird hier und da ein kräftiger Umschwung hervorgerufen und ein „neuer Anfang" gemacht. Seit einigen Jahren ist übrigens auch in Tavoy wieder ein Missionar angestellt, und es ist zu erwarten, daß das lange vernachlässigte Missionsfeld wieder zur Blüte gelangen wird, wenn auch Zeiten wie jene der ersten Liebe schwerlich wieder kommen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht vergessen zu erwähnen,

---

[1]) Es ist erschreckend, was für Schaden nach dieser Seite hin das liberale System Englands mit seiner in manchen Beziehungen so abstrakten Freiheit angerichtet hat. Manches Volk, das unter milder Zucht in gesunder Entwicklung hätte erstarken können, ist durch unzeitig gewährte Freiheiten in die verderblichsten Fesseln geschlagen worden. — Dr. Mason sagt: „Die Barmanen zeichneten sich aus durch ihre Mäßigkeit. In den ersten Jahren meiner Missionslaufbahn, als ich jede Stadt und jedes Dorf, ja jedes Haus in der Provinz Tavoy besuchte, habe ich nie einen betrunkenen Barmanen gesehen oder einen, von dem man nur hätte annehmen können, daß er berauschende Getränke genieße. Jetzt läßt sich dies, wenigstens vom britischen Barma, nicht mehr sagen. Immer ab und zu kommt ein betrunkener, taumelnder und rasender Barmane an meiner Thür vorüber: die Frucht der englischen Civilisation. Der Herausgeber der Rangûn Times schrieb kürzlich (1873): Ohne Zweifel nimmt das Grogtrinken unter der barmanischen Bevölkerung überhand. In früheren Zeiten würde ein betrunkener Barmane eben solch ein Wunder gewesen sein, wie der fabelhafte Meermensch, und er würde sicherlich vom barmanischen Gouverneur eine gesunde Tracht Prügel zudiktirt erhalten haben. Die Art der europäischen Civilisation, sich das Volk geneigt zu machen, bietet ihm Grog und Tabak, Pulver und Blei." (American Baptist Magazine 1873, p. 372.) Wann werden die englischen Politiker begreifen, daß nur durch Zucht der Weg zur wahren Freiheit geht!

daß in der neusten Zeit von Tavoy aus Versuche gemacht worden sind, den Karenen jenseits des siamischen Grenzgebirges das Evangelium zu bringen. Ihre Zahl wird auf 50 000 geschätzt. Sie haben größtentheils den Buddhismus bereits angenommen, sollen jedoch nicht so unzugänglich sein, wie man darnach erwarten möchte. Das Unternehmen geht übrigens von Baptisten in Nova Scotia aus und könnte also leicht zu einer selbständigen Mission führen. Bis jetzt scheint die Sache jedoch zur Ausführung noch nicht herangereift zu sein.

Schließlich müssen wir noch einen charakteristischen Hauptzug der Karenenkirche ins Auge fassen. Es ist das für das jugendliche Alter derselben bereits sehr entwickelte Verfassungsleben. Jede Gemeinde ordnet ihre Verhältnisse selbständig durch die Aeltesten im Verein mit dem Pastor. Die Missionare haben sich von Anfang an wenig oder gar nicht hineingemischt. Auch selbst hinsichtlich der Kirchenzucht haben sie nur immer die leitenden Gesichtspunkte den Gemeindeorganen eingeprägt, aber diesen immer die Entscheidung und Ausführung im einzelnen Falle überlassen. Da, wo tüchtige Pastoren waren, scheint die Sache gut gegangen zu sein. Andre Gemeinden scheinen freilich diesem Selfgovernement nicht gewachsen zu sein. Immerhin aber mag zugegeben werden, daß sich die Einrichtung, wo der persönliche Einfluß des Missionars daneben nicht fehlte, im ganzen mehr bewährt hat als man hätte erwarten mögen. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die Missionare ohne bedeutende Vermehrung ihrer Zahl gar nicht würden im Stande gewesen sein, eine eingehendere Aufsicht über die einzelnen Verhältnisse in den zahlreichen, schwer zugänglichen Gemeinden zu übernehmen.

Die Gemeinden sollten aber nicht vereinzelt bleiben. Daher wurden für die durch die Grenzen eines und desselben Distrikts verbundenen die schon erwähnten Synoden (Associations) eingerichtet, die jährlich zusammentreten, und auf denen nicht blos die Pastoren aller zugehörigen Gemeinden, sondern auch Laiendeputirte aus jeder derselben Sitz und Stimme haben. Außerdem aber betheiligen sich Gemeindemitglieder in großer Zahl bei diesen Versammlungen, die immer mehr und mehr den Charakter von Volksfesten angenommen haben. Obwohl nicht unbedeutender Aufwand damit verknüpft ist, halten es die Karenenchristen für eine Ehrensache, und es ist ihr Stolz, die Synode in ihrem Dorfe sich versammeln zu sehen. Dazu werden lange vorher Vorbereitungen gemacht. Die Kirche wird in Stand gesetzt und gereinigt[1]), oder wenn sie nicht groß genug erscheint, so wird ein geräumiges Zayat errichtet, ein offener Schuppen von Bambus mit einem Grasdach. Für die fremden Gäste werden einfache Hütten von Bambus hergestellt, während für die Missionare, außer dem erwähnten Anbau an der Kirche, noch ein Theil derselben durch leichtes Bambusgestell und Matten zum Quartier eingerichtet wird.

Mit Spannung sieht man dem bestimmten Tage entgegen. Am Vorabende entfaltet sich in allen Häusern reges Leben, um für die

[1]) Reinlichkeit ist sonst vielfach eine schwache Seite der Karenenchristen.

Aufnahme der Gäste zu sorgen. Hier wird ein Büffel geschlachtet, dort gar ein werthvollerer Ochse; manches Schwein muß heran, und eine Menge von Hühnern wandert in die großen irdenen Kochtöpfe. Unter jedem Hause aber erklingt das dröhnende Getön der Reismörser, an denen Frauen und Mädchen um die Wette stampfen, um die für die nächsten Tage nöthige Masse Reis zu enthülsen. Im Garten pflücken Kinder von den niedlichen Stauden des spanischen Pfeffers die hochrothen Schoten, und die Mutter wird ihre ganze Kunst aufbieten, sie zu einem wohlschmeckenden Karry zu verwenden — da mit einem male läßt sich das Elefantenglöckchen vernehmen. Mancher eilt von der Arbeit hinweg, die Ankommenden zu begrüßen. Zwei Missionare mit Frauen und Kindern sind eingetroffen und werden aufs herzlichste bewillkommt. Der „Mama" namentlich, wie jede ältere Missionärsfrau titulirt wird, will jeder die Hand schütteln.[1]) Nun finden sich auch die Vertreter der entfernteren Gemeinden ein, oft nach einer Reise von 30—40 Stunden. In den Distrikten Rangûn und Henthada werden jetzt manche schon die von Rangûn nach Prome führende Eisenbahn benutzen können.

Am andern Morgen ist eine stattliche Versammlung nach dem mit dem Gong gegebenen Zeichen in der Kirche oder in dem erwähnten Schuppen zusammen gekommen. Die auf dem Boden sitzende Menge in bunten grellfarbigen Kleidern gewährt einen malerischen Anblick.[2]) Auf einer Seite sitzen die Pastoren zusammen, meistentheils in europäischer Kleidung. Die erhöhte Plattform für die Redner mit dem Tisch für den Präsidenten fehlt natürlich nicht — alles nach englisch-amerikanischem Muster. Ein Gottesdienst eröffnet die Verhandlungen. Dann wird nach parlamentarischen Formen in die Tagesordnung eingetreten. Meist überläßt man das Präsidium einem der Missionare. Aber auch wenn ein eingeborner Pastor dazu gewählt wird, weiß er die Formen wohl zu beobachten und wahrscheinlich nöthigenfalls auch die Präsidentenglocke und den Ruf zur Ordnung in angemessener Weise anzuwenden. — Zuerst wird die Präsenzliste festgestellt und die Briefe von denjenigen Gemeinden verlesen, die keine Vertreter senden konnten. Diese Briefe zeigen zuweilen bereits einen recht gewandten Stil. Dann werden von allen vertretenen Gemeinden Berichte erstattet. Hierauf pflegt eine Pause einzutreten, während welcher aber der Missionar keine Ruhe hat. Hier kommt einer, der die in seiner Gemeinde gesammelten Beiträge abliefert; dort einer, der Traktate kaufen will; ein anderer hat eine Bücherrechnung von früher zu berichtigen — ein vierter bestellt die Karenische Zeitschrift, den „Morgenstern" u. s. w. — Wieder ruft der Gong die Versammlung zu den Plätzen. Es folgt ein Gebet und dann die Berathungen über die gestellten Anträge. Da

[1]) Es ist mir nicht ganz klar, wie wir uns den Karenen in solcher Situation vorzustellen haben. Der Neger würde überlaut jubeln, lärmend springen und tanzen, und ohne viel Pulver zu verknallen würde es nicht abgehen. Der Karene mag ruhiger sein — aber doch wohl nicht so schweigsam wie etwa der Hindu.

[2]) So wenigstens bei den Bghai, die bei solcher Gelegenheit mehr auf festlichen Schmuck geben, als die Paku.

handelt es sich z. B. um den Mangel an Lehrern und Predigern, zur Abhülfe soll ein besonderer Fonds gegründet werden, wie durch Majoritätsbeschluß festgestellt wird. Alsbald wird der Hut des Missionars in Bewegung gesetzt, um durch eine Kollekte sofort den Anfang der Sache ins Werk zu setzen. Die Sammlung ergibt 40 Rupi. Verschiedene Punkte des Gemeindelebens, Mißbräuche die abzustellen sind, Fortschritte die anzustreben sind, bilden die Gegenstände der weiteren Verhandlungen, und zum großen Theil auch geht die Besprechung dahin, auf die versammelten Zuhörer einen Eindruck zu machen, wobei hier und da wohl auch Hebel in Bewegung gesetzt werden, wie sie in den amerikanischen Camp meetings gebräuchlich sind. Oft finden sich auch die Heiden der Umgegend zu solcher Versammlung ein und umstehen die offene Halle. Dann wird natürlich die Gelegenheit benutzt, um ihnen die Wahrheit des Evangeliums ans Herz zu legen.

Interessant wäre uns eine Schilderung des frugalen Festmahles, das jedenfalls der immerhin anstrengenden Sitzung folgt, der dabei gepflogenen Unterhaltungen, des Benehmens der Einheimischen und Fremden u. s. w. Alles dies würde uns manchen interessanten Blick in das Leben der Karenenchristen thun lassen. Die Berichte aber enthalten darüber nichts. — Am Abend ruft der Gong nochmals zum Gottesdienst. Ich brauche nicht zu erwähnen, wie auch hier die Freude am Gesange christlicher Lieder eine große Rolle spielt, und wenn die Lichter der Zayats schon erloschen sind, klingt noch manche der bekannten Melodien (wie There is a happy land — Rock of ages cleft for me u. s. w.) durch die stille Nacht.

Das aber ist nur ein Tag der Synodalversammlung. In gleicher Weise verlaufen wohl 3 bis 4 Tage. Dann erst folgt ein herzlicher Abschied, und erquickt und erfrischt, voll von guten Vorsätzen, kehren die Theilnehmer wieder heim, um noch auf lange Zeit von alle dem, was sie auf der Association gehört und erlebt haben, ihren Mitbrüdern zu erzählen. Das gibt Stoff zur Unterhaltung für die langen Abende, und manches von den guten Samenkörnern, die mit in die Ferne genommen wurden, mag dort auf guten Boden gesäet werden, wenn vielleicht auch nicht wenige vom Winde verweht wurden.[1])

Ueber allen diesen Associations steht eine Art Generalssynode, die Barma Baptist Convention, zu der jährlich einmal auf einer der Stationen die von jenen gewählten Delegirten zusammentreten und allgemeine, die ganze Kirchengemeinschaft betreffende Gegenstände zur Berathung kommen. Während aber zu jenen kleineren Versammlungen meistens

[1]) Wir können uns nicht verhehlen, ganz nach unserm Geschmack ist dieses Uebertragen parlamentarischer Formen auf ein schlichtes Naturvolk keineswegs. Der Uebergang zu diesen ausgebildetsten Formen der Kultur scheint fast zu schroff zu sein. Auch darf man sich wohl nicht darüber täuschen, daß die in diesen Einrichtungen sich abspiegelnde Selbständigkeit doch nur eine scheinbare ist. Falls die Missionare ihre Hand von der Sache zurückzögen, würde sie jedenfalls nicht gehen wie bisher. Dennoch mag manches Gute durch diese Kirchenversammlungen gewirkt werden. Jedenfalls haben sie in dem Volksleben bereits Wurzel geschlagen und üben auf die Erhaltung und Förderung des kirchlichen Lebens einen Einfluß, der schwerlich durch ein anderes Mittel ersetzt werden könnte.

nur die Vertreter von Karenengemeinden eines und desselben Stammes zusammentreten, sind in der Konvention die christlichen Sgau und Pwo, Paku und Bghai, ja auch die christlichen Burmanengemeinden vertreten. Im ganzen mag die obige Schilderung auch auf diese Versammlung zutreffen. Oft werden bei den Verhandlungen sowohl die burmanische Sprache als einer der Karenendialekte gebraucht. Einen Hauptgegenstand der Berathungen bilden gewöhnlich die Mittel und Wege, welche einzuschlagen sind, um das Evangelium weiter der heidnischen Bevölkerung zugänglich zu machen. Eine Frucht davon ist unter anderen die bald zu erwähnende Mission in Bhamo. Natürlich tritt auch hier wie bei den Associations das erweckliche Moment stark in den Vordergrund.

Wir schließen unsre Mittheilungen über die Karenenmission mit den neuesten statistischen Daten von 1878.

	Gemeinden.	Ordin. Pastoren.	Gemeindeglieder.	Schüler.	Beiträge für Kirche u. Schule in Mark.
Tavoy	21	5	880	?	3638
Maulmain	15	7	1013	309	?
Rangûn					
Sgau	74	60	3311	917	?
Pwo	13	5	398	?	2608
Schwêgyin	20	13	816	208	?
Taungu					
Paku	61	5	1918	516	2196
Bghai	74	7	2067	303	3164
Henthada	50	12	1790	436	10760
Bassein					
Sgau	65	26	6450	1656	23324
Pwo	16	7	908	360	?
	409	147	19551	4705*	45690*

*) Unvollständig.

An die Karenenmission zu Taungu schloß sich im Jahre 1861 schon ein andres Missionsunternehmen an, das hier in der Kürze zu erwähnen ist.

Die jenseits der Karenen wohnenden **Schanstämme** hatten schon frühe die Aufmerksamkeit der Missionare erregt. Als aber in dem genannten Jahre ein ganzer Stamm jenes Volkes, um der Barmanenherrschaft zu entgehen, auf britisches Gebiet herüberkam und sich nicht weit von Taungu niederließ, da hielt man sich verpflichtet, auch diesen Heiden das Evangelium nahezubringen. Missionar **Bixby** wurde eigens für diese Arbeit angestellt, studirte ihre Sprache, machte Uebersetzungen, lehrte und predigte. Dabei behielt man die Schan in ihrer Heimat immer im Auge. Viel Erfolge hat diese Mission bis jetzt nicht aufzuweisen, obwohl ab und zu etliche Personen aus jenem Volke

bekehrt wurden. Im Schanlande selbst ist noch kein fester Punkt gewonnen worden.[1]) Ein Fortschritt aber ist es, daß jetzt der bereits von Dr. Mason gemachte Versuch, eine Missionsstation in Bhamo zu gründen, gelungen ist. Von dort ist eine ausgedehnte Schanbevölkerung zugänglich. Dieselbe ist jedoch soweit barmanisirt, daß sie bereits ihre Muttersprache mehr oder weniger vergessen hat. Danach dürften sich wahrscheinlich nicht baldige Früchte dort erwarten lassen. Immerhin ist die Besetzung eines Punktes wie Bhamo, der das Centrum des lebhaften Handels zwischen Hinterindien und China bildet, sehr wichtig, zumal da die alte Handelsstraße von dort nach China auch von dem europäischen Handel immer mehr ins Auge gefaßt wird und jedenfalls in nicht ferner Zeit durch Eisenbahn weiter zugänglich gemacht werden wird. Diese Wichtigkeit erkennend, hat auch bereits die China Inland Mission einige ihrer Arbeiter in Bhamo stationirt. Von Bhamo aus kann sich die Thür zu verschiedenen noch wenig bekannten Stämmen öffnen die bis an die chinesische Grenze hin wohnen. Namentlich wäre an die Ka Khyen zu denken. Die erst 1878 begonnene Baptistenmission in Bhamo wird übrigens zum Theil mit getrieben durch die Karenenchristen von Bassein, welche einen ihrer Prediger den amerikanischen Missionaren zugesellt haben und für seinen Unterhalt sorgen.

Schließlich müssen wir auch auf die Mission unter den Barmanen einen Blick werfen. Sie ist noch immer eine harte Arbeit auf wenig ertragbringendem Boden. Es hat sich darin durch die britische Herrschaft nichts geändert; ja man könnte sagen, daß dieselbe der Mission nur neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt habe. Jedenfalls muß es als eine solche gelten, wenn in den Schulen der Regierung die Bibel streng verboten ist, während alle buddhistischen Schriften ohne Beanstandung gebraucht werden. Wie nachtheilig die englische Freiheit in Bezug auf den Vertrieb berauschender Getränke wirkt, ist oben schon erwähnt worden. Auch andere Laster finden an vielen Europäern im britischen Barma ungestört ihre Vertreter. Die Barmanen aber schreiben das alles auf Kosten der christlichen Religion, und es ist sehr erklärlich, wie sie in ihrem buddhistischen Tugendstolz verächtlich auf die Religion der Europäer herabschauen, die solche faulen Früchte bringt. Andre, die zu unterscheiden wissen und selbst christliche Schriften prüfend gelesen haben, fühlen sich wohl angesprochen durch die Lehre von einem ewigen Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Aber Christum als den Heiland anzuerkennen — dagegen sträuben sie sich von Grund der Seele. — Im ganzen hat die offene Feindschaft gegen die Missionare aufgehört. Man beweist sich ihnen oft freundlich, läßt sie öffentlich sprechen bei ihren Festen und sogar bei Begräbnissen; doch auf eine Neigung zur christlichen Lehre darf man durchaus nicht schließen. Finden sich hier und da Taufbewerber,

[1]) Dagegen ist in neuerer Zeit unter den Rothen Karenen, die auf dem Wege zum Schanlande wohnen, mit Erfolg missionirt worden. Diese früher dem Namen nach den Barmanen unterworfenen Stämme sind vor einigen Jahren für unabhängig erklärt worden.

so muß man mehr als sonst über ihre Beweggründe vorsichtig sein und geräth doch noch trotz aller Vorsicht in schlimme Täuschungen, sowie jener Missionar, der einen Taufkandidaten lange erprobt und fähig für die Taufe hielt. Als er ihn fragte, warum er das Sakrament nicht begehre? antwortete jener, ja, er müsse es sich doch noch überlegen, ob Gaudama oder Christus der rechte Gott sei.

Trotz aller Entmuthigung aber arbeiten Missionare und Missionsfrauen auch auf diesem harten Boden immer weiter. Unter den letzteren mag uns Mrs. Ingalls, die Witwe eines Missionars, etwas näher interessiren, die seit einer Reihe von Jahren in einer abgelegenen Buschgegend des Henthabadistrikts zu Tongzai (—sê?) arbeitet, jetzt unterstützt von einer jüngeren Gehülfin. Sie hat auf die ganze Bevölkerung dort einen bewundernswerthen Einfluß gewonnen; auch ist es ihr gelungen, 3 Gemeinden mit zusammen 244 Mitgliedern zu sammeln. An denselben stehen ihr ordinirte eingeborne Pastoren zur Seite. Eine Hauptarbeit besteht in dem Schulunterricht. Jetzt berührt die Eisenbahn das Dorf, und Mrs. Ingalls rüstet sich zu der neuen Art von Thätigkeit, Traktate in verschiedenen Sprachen unter die mit der Bahn Reisenden zu vertheilen.

Die größte Barmanengemeinde (381 Mitglieder) hat Rangûn. In neuerer Zeit hat man dort auch die Ertheilung höherer weltlicher Bildung als ein Missionsmittel in Anwendung gebracht und ein College errichtet, angespornt durch die Erfolge einer ähnlichen von der Propagation Society gegründeten Anstalt. Es besteht dort auch seit längerer Zeit eine Mädchenschule, unter deren Schülerinnen nach dem letzten Jahresberichte viele hoffnungsvolle Bekehrungen vorgekommen sind. Mit 8 Mädchen der ersten Klasse, die bibelfest waren, machten zwei Damen eine Missionsreise. Der liebliche Gesang der Kinder lockte überall Scharen herbei, denen dann das Evangelium nahegelegt werden konnte. — Die kleine Barmanengemeinde zu Tavoy, die lange Zeit nur kümmerlich ihr Leben gefristet hatte, scheint mit ihren 8 Gliedern dem Aussterben nahe. Die zu Maulmein dagegen ist in der letzten Zeit bis auf 197 herangewachsen — doch werden nur manche der Mitglieder als recht lebendig bezeichnet, während andre nur den Namen haben ohne viel Lebenskraft.

Am Irawaddi finden wir verhältnißmäßig größere Gemeinden zu Henthada und Prome (254 resp. 251 Mitglieder). Von der ersteren ist kürzlich unter Ablösung eines Zweiges die neue Station Zigong gebildet. Zur Station Bassein gehören 4 Gemeinden, die im ganzen nur 60 Glieder zählen. Endlich ist auch vor einigen Jahren Taungu und später Schwêgjin zur Station einer besondern Barmanenmission gemacht worden; von der ersteren kann bis jetzt gesagt werden, daß sie sich hoffnungsvoll anläßt. — Im ganzen umfaßt die Barmanenmission 1503 Bekehrte. Für die mehr als sechzigjährige Arbeit erscheint diese Summe freilich gering. Doch hat sie in den letzten drei Jahren um mehr als vierhundert zugenommen.

Die bisher besprochene Mission der amerikanischen Baptisten ist jedoch nicht die einzige in Barma geblieben. Als das Land unter

englische Herrschaft kam, verstand es sich von selbst, daß auch die anglikanische Kirche dort irgendwie Fuß fassen würde. Die neue Provinz war unter den Bischof von Kalkutta gestellt. Im Einvernehmen mit diesem begann die Society for the Propagation of the Gospel die Arbeit im Jahre 1859. Fast ein Jahrzehnt hat sie sich auf eine Wirksamkeit in der Schule beschränkt, und besonders den höheren Unterricht pflegend, für den bis dahin durch die Baptisten wenig geschehen war, schnell bedeutende Erfolge erzielt. Rev. John Marks gründete in dem genannten Jahre die erste Schule in Maulmein, die aber nach einigen Jahren einem andern Missionar übertragen wurde, als jener nach Rangûn übersiedelte und dort das St. Johns College und St. Mary's Töchterinstitut gründete, Anstalten, die unter tüchtiger Leitung bald sehr populär wurden und viele dem Anglikanismus geneigt machten, der in seiner ritualistischen Form den Buddhisten viel ansprechender erscheinen muß als die mit so wenigen kirchlichen Formen ausgestattete baptistische Denomination. Dazu kam den Anglikanern das Verlangen nach englischer Bildung entgegen. In den Missionsschulen der Baptisten wurde nur in der Landessprache unterrichtet; jene aber führten im weitesten Maße die englische Sprache ein, welche sich die jungen Barmanen schnell aneignen. Selbst ihre Gottesdienste werden in englischer Sprache gehalten.

Als dann weitere Verstärkungen eintrafen, wurden Schulen angelegt in Henthada, Myanoung und Thayet-Myo. Letzteres ist die nördlichste Stadt am Irawaddi auf britischem Gebiet; der andre Ort liegt in der Nähe von Prome. Hier schienen sich unter einer noch nicht europäisirten und darum weniger verderbten Bevölkerung (als die in Rangûn ist) die günstigsten Aussichten für eine Mission zu eröffnen, zumal da auch in dieser entfernteren Gegend das Trachten nach englischer Bildung behufs der Erlangung von Regierungsämtern rege geworden war. — Als ein noch mehr versprechender Erfolg mußte es gelten, daß es dem Rev. John Marks gelang, in Mandalê in der Nähe des Königs von Barma Fuß zu fassen und sich die Gunst des Monarchen in ganz besonderer Weise zu erwerben (1869). Dieser gab nicht nur die Erlaubniß zur Gründung einer Schule, sondern ließ in glänzender Ausstattung ein Gebäude für dieselbe errichten, auch ein Wohnhaus mit 3 Dächern, das Zeichen der Hpungyi- (Priester-) Wohnungen, wurde für Marks erbaut, dem alle mögliche Ehre zu theil ward. Mehrere Prinzen mußten die Schule besuchen, in die sich begreiflicherweise unter dem Sonnenschein der königlichen Huld die Jugend der vornehmen Welt von Mandalê sammelte. Die Gunst eines asiatischen Despoten ist jedoch eine leicht veränderliche und gefährliche Sache. Einige Jahre ging zwar alles gut. Der König trug alle Kosten der Schule. Der mit letzterer verknüpften Ausübung des anglikanischen Gottesdienstes wurde nichts in den Weg gelegt; und Rev. Marks durfte öfter, als man hätte erwarten sollen, das „goldene Angesicht sehen". Ohne Zweifel wirkten politische Gründe mit zu dieser unerklärlichen Freundlichkeit. Als aber im Jahre 1875 zwischen England und Barma eine bedenkliche Spannung eintrat, da war auch

sehr schnell die königliche Gunst für die Missionsschule erloschen. Alle Unterstützungen wurden zurückgezogen. Eine Vertreibung der Missionare aber wagte der König wohl nicht, um nicht dadurch einen Anlaß zum Ausbruch des drohenden Krieges zu geben. So blieb denn die Schule bestehen, obwohl sie sich nicht mehr ihres früheren Gedeihens erfreuen konnte.

Das Schulwesen sollte aber nur Pionierdienste für die eigentliche Mission thun. Schon aus der Zahl der Schüler waren Bekehrte gesammelt worden. Jetzt wurden im Anschluß an diese durch Heidenpredigt, Verbreitung von Schriften u. s. w. Gemeinden gebildet. In Rangûn wurde ein doppelter Zweig dieser eigentlichen Mission vom St. Johns College abgelöst: der eine für Tamilleute[1]) in der Stadt selbst (St. Gabriels Mission), der andre für Barmanen, in dem benachbarten Kemmendine (—ein) unter dem Namen St. Michaels Mission.

Das College selbst ist bis auf die neuste Zeit — jetzt wieder unter Leitung des Herrn Marks — in Blüte geblieben. „Man kann nicht zu hoch davon sprechen. Die Knaben, 5—6 Stationen angehörend, sind hübsche, offenherzige Burschen von gutem Betrage, die auf ihren Vorsteher schwören und ihn als Vater lieben. 520 stehen jetzt auf den Listen. — — Ein großer Theil des Unterrichts ist direkte Missionsarbeit." Auch unter den Chinesen zu Rangûn, deren nicht wenige sind, zeigt sich neuerlichst eine „wunderbare Bewegung" im Anschluß an die anglikanische Mission. Herr Marks bereitet eine ganze Klasse derselben zur heiligen Taufe vor. —

Schon im Jahre 1875 belief sich die Zahl der anglikanischen Gemeindeglieder in Rangûn auf 380, unter denen 41 Kommunikanten waren. Sehr bedeutungsvoll aber ist für diese Mission die neuerlichst erfolgte Gründung eines dortigen Bisthums, dessen über alle britische Besitzungen in Hinterindien sich erstreckender Sprengel von der Diözese Kalkutta abgelöst wurde. Die Aufbringung der nöthigen Fonds (400 000 M.) scheint keine Schwierigkeiten gemacht zu haben. Der neue Bischof ist seit einigen Monaten in voller Thätigkeit.

Auch auf den übrigen Stationen hat sich aus den Schulen das weitere Missionswerk entwickelt. Es sammelten sich Gemeindlein aus allerlei Volk, selbst in Mandalê kam eine solche aus Engländern, Eurasiern, Chinesen, Tamulen und Barmanen zusammen. Natürlich blieb die Gemeinde dort ein unscheinbares Häuflein, da die Gunst des Königs sich der Mission nicht wieder zuwandte. Auch die Schule hat es nicht wieder auf mehr als 25 Kinder gebracht. — In neuster Zeit erfolgte der Tod des Königs (1. Oktober 1878). Prinz Thî-Bau, sein Nachfolger, ist einer der ehemaligen Missionsschüler. Ob er nun seines alten Lehrers in Liebe und Huld gedenken wird?[2])

---

[1]) Solche sind hier in großer Anzahl vorhanden, auch Christen, die vor ihrer Einwanderung mit einer oder der andern Mission in ihrer Heimat in Verbindung standen. Es ist schon im vorigen Hefte angedeutet, wie die Leipziger Mission ihren Pfleglingen auch hierher nachgeht.

[2]) Daß er der alten Sitte gemäß diejenigen Prinzen, welche etwa Ansprüche auf die Thronfolge erheben könnten (40 an der Zahl), umbringen ließ, spricht wenig

Auf den andern Stationen sind die Gemeinden auch noch nicht bedeutend. Nach dem 1876 erschienenen Bericht zählte die zu Thayet Myo 35 Mitglieder. Die Station Myandoung und Henthada sind dort nicht mehr erwähnt. Die Arbeit der Propagation Society zu Maulmein ist schon seit Jahren aufgehoben. Dagegen haben wir noch einmal auf die jüngste Station Taungu hinzuweisen, die bereits oben erwähnt wurde. Wenn auch hie und da schon durch die Katechisten der S. P. G. ein oder das andere Mitglied einer Baptistengemeinde herübergezogen wurde, so erscheint die Gründung der Mission zu Taungu dagegen als ein ziemlich direktes Eindringen in die dortige Karenenmission. Bis jetzt ist der letzteren noch nicht bedeutender Abbruch geschehen. Jedenfalls aber wird der Anglikanismus unter diesem Volke, das sich bisher dem Evangelio in so besonderer Weise zugänglich erwiesen hat, weiteren Halt suchen. Es wird auch für die durch die Baptisten gesammelten Gemeinden eine nicht leichte Prüfung sein, wenn das Christenthum ihnen in jener andern Form, die für das Naturvolk manches Anziehende haben mag, entgegentritt. Vielleicht stehen dieser jungen Kirche, die so lange Zeit die Freude der Missionsfreunde gewesen ist, noch schwere Umwälzungen bevor. Dennoch aber wird der Herr sein Reich, das dort so deutlich reichliche Wurzeln geschlagen hat, gewißlich behüten und auch unter allen Anfechtungen und Stürmen die Wurzeln nur tiefer gehen lassen, damit den Stamm und die Zweige rhöhte Lebenskraft durchdringen.

In der ersten Auflage folgte hierauf ein Abschnitt über Malaka und die Mission daselbst. Doch die letztere, welche sich übrigens nicht auf die Halbinsel selbst, sondern nur auf die drei britischen Kolonien an ihrer Küste[1]) erstreckte, war so überwiegend eine Vorbereitung der Mission in China, daß füglich ihre Besprechung in dem nächst folgenden Hefte ihre Stelle finden kann. Nachdem die Thore China's selbst für die evangelische Mision eröffnet waren, verloren die in jenen Kolonien angelegten Stationen sehr bald ihre Bedeutung.

Das Missionswerk ist zwar in Malaka durch ein paar Freimissionare, die von keiner der bekannten Missionsgesellschaften unterhalten werden, fortgeführt worden und hat einige Erfolge gehabt. Bei den sehr beschränkten Nachrichten, die darüber zu uns kommen, ist es jedoch nicht möglich, darüber Ausführliches zu berichten.

In Singapur besteht seit 1861 eine durch die Propagation Society gegründete kleine anglikanische Gemeinde, die mit zur Diözese des Bischofs von Labuan gehört.

---

zu seinen Gunsten. Ein paar Prinzen haben sich auf britisches Gebiet gerettet. Einer oder der andre von ihnen bietet für England vielleicht die Gelegenheit, die Grenzfrage dahin zu regulieren, daß ganz Barma thatsächlich britisches Gebiet wird.

[1]) Malaka, Pulo Pinang und Singapur, zusammengefaßt unter dem Namen der Straits Settlements (so genannt nach der Straße von Malaka). Die unter verschiedenen muhammedanischen Malaienfürsten stehende Halbinsel selbst kann bis jetzt leider nicht zu den evangelischen Missionsfeldern gezählt werden.

8. Siam und die Mission daselbst.[1])

Vom britischen Barma aus die östlichen Grenzgebirge mit ihren schroffen, mauerartigen Abfällen und ihren kastellartigen Gipfeln überschreitend, gelangt man in die Tiefebene, welche der Menam mit zahlreichen, durch verzweigte Kanäle verbundenen Armen durchströmt. Sie bildet das Herz des Königreichs Thaï oder Siam, welch letzterer Name eine portugiesische Entstellung des barmanischen Ausdrucks Scham sein soll, mit welchem das hier zu besprechende Land bezeichnet wird. An das eigentliche Siam schließen sich im Norden und Südosten sowie weit im Süden auf der Halbinsel Malaka tributpflichtige Länder an, die zwar immer noch als Zubehör des Königreichs gelten müssen, in Wirklichkeit aber nur sehr locker mit demselben verbunden sind. Dieses gilt besonders von den fast selbständigen Staaten auf der Halbinsel, deren Tributpflicht sich auf gewisse Formalien beschränkt. Nicht viel größer ist der Einfluß der siamschen Regierung in den nördlich gelegenen Laos- (Láwas-) Lande, in dem das Reich von Kschiengmê (Chiengmai, Zimme) die bedeutendste Rolle spielt. Im Südosten besitzt Siam ein von dem jetzt sehr geschwächten Reiche Kambodscha erobertes Gebiet.

Die geographische Kenntniß von Siam ist bis auf die neueste Zeit ziemlich beschränkt geblieben. Nur die Umgegend von Bankok, der Hauptstadt, und die südöstlich angrenzenden Distrikte waren etwas genauer bekannt geworden. Ein großer Theil des Landes ist den regelmäßigen Ueberschwemmungen des Menam ausgesetzt, die hier ähnliche Bedeutung haben wie die des Nils in Unteregypten. Menam bedeutet „Mutter der Gewässer". Von dem Strome hängt die sprichwörtliche Fruchtbarkeit Siams ab. Bleibt sein Steigen einmal ungenügend, so vertrocknen die Reisfelder, die auch von dem Schlamme ihre Düngung erwarten. Im Mai, wenn der Südwestmonsûn einsetzt und an den westlichen Gebirgen sich dichte Gewitterwolken sammeln, beginnt der Strom sich röthlich zu färben und wächst mehr und mehr, bis im August die Ufer überflutet sind und die Wohnplätze der Menschen nur wie Inseln aus einem weiten See hervorblicken. Wenn sich das Wasser verzogen hat, so werden ohne viel Mühe die Reisfelder bestellt, die einen erstaunlichen Ertrag bringen. Der größte Theil des Landes aber bleibt als Wildniß liegen; man schätzt, daß nur $^2/_5$ desselben angebaut werden.

Die Bewohner Siams werden auf 5—6 Millionen geschätzt. Die herrschende Bevölkerung bilden die Thaï, gewöhnlich mit dem verunstalteten Namen der Siamesen benannt. Sie selbst nennen sich Thaï-thê, d. h. die echten Thaï. Sie gehören der indochinesischen Völkerfamilie an. Dunkelkupferbraune Haut, schmale Stirn, platte Nase mit großen Nasenlöchern und hervortretende Backenknochen sind

---

[1]) Da Siam bis jetzt als Missionsfeld noch nicht irgend eine weitere Bedeutung erlangt hat, ist in diesem Abschnitt, sofern er Land und Leute betrifft, im Wesentlichen nur die erste Auflage reproducirt worden.

für sie charakteristisch. Die Augen sind schwarz mit gelblichem Weiß, die Lippen dick und gewöhnlich vom Betelsaft geröthet. Das Haar, dick und borstig, wird bis auf einen Büschel rasirt. Die Zähne werden schwarz gefärbt. Reiche Leute lassen die Nägel lang wachsen, junge Damen und Stutzer färben sie roth. Der Gesichtsausdruck des Volkes hat, wenigstens bei den Männern, etwas Ungefälliges, Düsteres, ja Unheimliches. Die Haltung des Körpers ist schlaff und träge, der Gang unschön. — Die Kleidung der Siamesen ist, mit Ausnahme des Anzuges der Priester, dürftig und ungleich geringer, als bei Hindu und Chinesen. Sie gehen barhaupt und barfuß, und ihr Hauptkleidungsstück ist das „Languti" oder „Pagne", ein Stück seidenes oder baumwollenes Zeug, das die Lenden und Schenkel umhüllt und von vorn geschlossen Knie und Unterbeine frei läßt. Auch die oberen Theile des Körpers bleiben unbedeckt, außer daß die Frauen etwa noch mit einer Art Schärpe die Brust verhüllen. Ueber dem Languti tragen die Reichen oft noch einen chinesischen Flor oder indischen Shawl, und eine schmale Schärpe wird wohl noch um den Mittelleib geschlungen oder nachlässig über die Schultern geworfen. Die Lieblingsfarben sind Braun und Dunkel; Gelb und Weiß ist die Farbe der Priester und der Trauer. Sonnenschirme tragen nur die Reichen, und Korbgeflechte dienen mitunter als Hüte. Vom Oktober bis Februar trägt man wohl ein Obergewand in Form einer Blouse. An allerlei Geschmeide aus Gold und Silber hängen die Siamesen mit Leidenschaft; mit Ausnahme der Sklaven besitzt selbst der Aermste einen solchen Tand, und namentlich behängen die Reichen ihre Weiber und Kinder mit Ringen, Schaustücken, Arm- und Halsbändern. Kleine Kinder, die sich noch nicht selbst ankleiden können, läßt man laufen, wie sie sind; Mädchen bedecken erst nach der Altersreife ihren Busen, und junge Frauen werfen dieses Kleid schon nach zwei Jahren ihrer Verheirathung wieder weg. — Die Wohnung der Siamesen ist eben nicht glänzend. Die Häuser stehen auf eingerammtem Pfahlwerk in dem Fluß oder auf Flößen, die am Ufer befestigt sind; die von einander abgesonderten Wohnungen sind eigentlich nur längliche hölzerne, mit Palmendächern versehene Verschläge. Auf einer außen angebrachten Leiter kommt man hinein, und bei jedem Haus ist ein kleines Schiff für den Gebrauch der Familie. In diesen schwimmenden Wohnungen finden sich die reichsten Waarenniederlagen der Stadt; die Waaren sind in ansteigenden Absätzen amphiteatralisch ausgelegt, unter denen auf getäfeltem Fußboden die Krämer sitzen. Die Häuser bestehen nur aus einem Stockwerk, in viele kleine Gemächer abgetheilt, deren mittelstes den Hausgottheiten geweiht ist. Der Hausrath ist klein und einfach; er besteht gewöhnlich aus Flechtwerk, auf welchem sich die Hausbewohner niedersetzen und zum Schlafen legen, aus einem Tisch ohne Füße, der einer Trommel gleicht, aus einem Küchengeschirr von Kupfer, Eisen oder Zinn, aus einigen porzellanenen oder thönernen Gefäßen und mehreren Schöpfeimern aus Bambusrohr. Die besseren Klassen haben eine Schlafbank, ihre Wände sind mit Polstern zum Anlehnen versehen, und ihre Gemächer sind mit einigen europäischen Artikeln,

Lampen und Spiegeln ausgestattet, worauf sie sehr viel halten. Ihre Nahrung besteht meist aus Reis und Fischen, und was man davon für zehn Pfennige kaufen kann, nährt einen Menschen für den ganzen Tag. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser und Thee, doch hat auch der Genuß berauschender Getränke, obschon in Buddha's Gesetz verboten, sehr überhand genommen. Das Essen und Rauchen des Opiums, statt dessen man auch die betäubende Guchapflanze raucht, vermögen alle Regierungsverbote nicht zu hindern, und der Gebrauch des Tabaks in allen Formen, an den schon die kleinsten Kinder gewöhnt werden, obschon die Frauen ihn meist nur kauen, ist zur wahren Leidenschaft geworden; die Männer insbesondere würden eher ohne Luft als ohne Tabak leben können. Ihrer Beschäftigung nach sind die Thaï vorwiegend ein ackerbautreibendes Volk; das mit einer Egge vom Unkraut gereinigte Feld wird mit einem handfesten Pflug bearbeitet, nach dem ersten Regenfall der Reis gesäet und im Januar geerntet, auf dem Felde gedroschen, und Stroh und Wurzeln zur Düngung verbrannt. Garten- und Obstbaumzucht stehen in Flor, doch müssen die Früchte mühsam vor Vögeln und Fledermäusen geschützt werden. Der Bau des Zuckerrohrs, Tabaks und Pfeffers trägt zwar großen Gewinn, ist aber sehr beschwerlich. Die Siamesen sind keine Seefahrer, doch ist die Küsten- und Flußschiffahrt sehr bedeutend, wozu auch der Fischreichthum der Binnengewässer ermuntert. Außer einigen Glashütten und einer großen Fertigkeit im Goldschlagen und Vergolden sind die Thaï arm an Gewerben; die zahlreichsten Zünfte sind die der Töpfer, Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Gerber, Färber und Seiler. Die Frauen allein beschäftigen sich mit der Weberei, und fabrikmäßig wird nur die Zuckersiederei, die Kanonen- und Ofengießerei, die Arak-, Ziegel- und Kalkbrennerei betrieben. Besser als auf andere Künste verstehen sich die Siamesen auf die Architektur, wobei sie sich nur der Backsteine bedienen, die sie mit Kalk und Sand so fest verbinden, daß man vergeblich versucht hat, Ziegel aus den Ruinen von Juthia oder richtiger Ayuthia, der alten Hauptstadt, zu Bauten in Bangkok loszubrechen. Auch schmücken sie ihre Gebäude gern mit Skulpturen, wozu sie durch den Besitz von Hölzern, welche diese Kunst außerordentlich begünstigen, beträchtlich ermuntert werden. In der Malerei sind sie bei den Chinesen in die Schule gegangen, die sie jedoch an Sauberkeit bei weitem nicht erreichen; übrigens lieben sie das Groteske und nähern sich wenig der Natur. Mit der Sternkunde, der Erdbeschreibung, der Schiffahrts- und Arzneikunde sind sie beinahe gänzlich unbekannt; nur für die Tonkunst scheinen sie einen Sinn zu haben, und ihre Melodien sind bisweilen mild und wehklagend, häufiger aber munter und lebensvoll und gefällig für das Ohr des Europäers. Ihre Schauspiele aber übertreffen an Originalität und Kindlichkeit, wie an — Langweiligkeit alle Erwartungen.

Die siamesische Sprache, welche in mehrere Dialekte zerfällt, ist außerordentlich einfach und hat mit dem Chinesischen viele Aehnlichkeit. Alle Flexionsendungen werden durch Partikeln ersetzt, und beim Lesen kommen 24 verschiedene Betonungen zum Vorschein, welche

indeß mehr durch Uebung als durch Regeln gelernt werden. Sie ist mit vielen fremden Wörtern, namentlich chinesischen, noch mehr aber Pali- und Sanskritworten gemischt, wird von links nach rechts geschrieben und hat ein Alphabet von 34 Konsonanten, während die zahlreichen Vokale, wie im Hebräischen, blos orthographische, bald über, bald unter, bald vor, bald hinter den Konsonanten stehende Nebenzeichen sind. Sie hat eine gewisse Fülle des Tons und ist reich an speziellen und unterschiedenen Ausdrücken, welche die gegenseitige Stellung zwischen Höheren und Niederen bezeichnen. Die eigentliche siamesische Literatur ist im ganzen arm und ohne Interesse, sie besteht in Liedern, Romanen und einigen Chroniken und soll in Bezug auf Phantasie, Kraft und Korrektheit der arabischen, persischen und indischen sehr nachstehen. Die prosaischen Schriften bestehen nur in gewöhnlichen Briefen; eigentliche Dramen gibt es nicht: was deren Stelle vertritt, sind auf Romane gegründete Stücke, aus denen die Schauspieler ihre Rollen selbst abfassen und so einrichten, daß der Gegenstand erträglich dialogisirt ist. In ihrer Schriftsprache sind die Siamer große Liebhaber von Beiwörtern und schwülstigen Redeweisen, sowie von einem gewissen Rhythmus in Wörtern und Sätzen, worüber der Sinn nicht selten ganz und gar vergessen wird, indem man um des Wohlklangs willen eine Fülle von Wörtern häuft, ohne dadurch den Sinn des Ausdrucks auch nur im geringsten zu vermehren. Die Hauptbedeutung legen sie der heiligen, in der Palisprache abgefaßten Literatur bei; die Schriftzeichen, deren man sich in Siam für dieselbe bedient, gleichen denen von Ceylon so wenig, daß die Pali-Manuskripte des einen Landes nicht leicht von einem Priester des andern zu entziffern sind. Fast alle Pali-Bücher, so wie die in der Landessprache, denen man irgend einen Werth beilegt, werden mit einer eisernen Spitze auf Palmblattstreifen geschrieben und diese dann mit einem schwarzen Pulver bestreut, so daß die Buchstaben vollkommen lesbar sind. Diese 12 bis 18 Zoll langen Streifen sind in kleinen Packeten, die je einen Band bilden, zusammengebunden, jeder Band gewöhnlich reich vergoldet und in ein Seidentuch eingeschlagen. Zu Werken von geringerer Bedeutung gebraucht man eine Art steifen Papiers, das aus einem schwarzen Teig bereitet ist, so daß man mit Speckstein darauf schreiben und das Geschriebene auch wieder auslöschen kann, wie auf einer Schiefertafel. Das Papier, dessen man sich zur brieflichen Korrespondenz bedient, ist schlecht und rauh; man schreibt mit einem Bleistift, da die Tinte in Siam fast unbekannt ist. Die Kenntniß des Lesens und Schreibens aber ist fast allgemein unter dem Volke verbreitet.

Die herrschende Religion in Siam ist der Buddhismus, welcher schon im 3. Jahrhundert n. Chr. dahingedrungen sein soll und mit dem Buddhadienste auf Ceylon und in Barma im wesentlichen übereinstimmt. Die Priester oder Mönche in Siam heißen „Phra", die Großen, werden aber nach dem Fächer (Talapat, d. h. Palmblatt), den sie tragen, von den Europäern „Talapoinen" genannt. Sie leben in Klöstern, „Wata", unter Aufsicht eines Abtes, „Chaovat", und stehen insgesammt unter dem vom König ernannten, stets im Palaste ver-

weilenden und das höchste Ansehen genießenden Oberpriester, „Sangkharât", d. h. König der Klausner, genannt. Auf dem flachen Lande sind in den Klöstern höchstens 10 bis 12, in den großen Städten 100—600 solcher Mönche beisammen; in Bangkok soll ihre Zahl 50,000 und im ganzen Reiche etwa das Zehnfache dieser Summe betragen. Ihre Kleidung besteht aus einem gelben Languti, einem Gürtel, einem weiten Seiden- oder Baumwollengewand und einer Schärpe, alles von der gleichen Farbe, und vor ihren Augen halten sie beständig einen zugleich das kahlgeschorene Haupt schützenden Fächer oder Schirm aus Palmblättern. Die Tempel oder Klöster sind zugleich die einzigen Unterrichtsschulen im Lande; außerdem besteht das ganze Geschäft der Talapoinen in Almosensammeln, in Enthaltung von den Sünden der Laienwelt und in Sühnungen zu Gunsten der Verwandelungsschicksale derer, welche ihnen Liebesgaben zukommen lassen. Zum Volke reden, Götzenbilder einweihen, bei Leichenbegängnissen und anderen Ceremonien mitwirken, sind ihre gewöhnlichen Verrichtungen, wofür sie Geldgeschenke erhalten. In hoher Verehrung stehend, befassen sie sich mit keiner körperlichen Arbeit, sind von allen Frohnden und Abgaben sowie vom Kriegsdienste befreit und können vom weltlichen Arm nicht eher ergriffen werden, als bis sie aus dem Priesterstand gestoßen sind. Das gelbe Kleid zu nehmen gilt auch in Siam für ein großes Verdienst, das selbst den Seelen der Verstorbenen zu gute kommt, und darum sind die Thaï eifrig darauf bedacht, daß ihre Söhne, wenn auch nur auf einige Zeit — denn der Rücktritt steht immer frei —, ins Kloster gehen. Das eigentliche Haupt der Nationalreligion ist übrigens der König, und die Talapoinen haben weder Rang noch Einkommen ohne seinen Willen. Die „Wata" werden auf den höchsten Punkten erbaut und nehmen oft einen großen Raum ein; in jeder Wata findet sich ein Tempel mit den Bildnissen des Gautama (Buddha), eine große Ringmauer, ein oder mehrere Thürme, eine Bibliothek und die Wohnungen der Talapoinen. Die Tempel sind meist groß und umfangreich, mit Säulen, Vergoldungen, Malereien und chinesischem Flittergold geschmückt, aus Ziegeln erbaut, und von außen mit Gips, im Innern mit großartigen Mosaiks bedeckt, Giebel, Karnieße, Thore, Fenster und Dachwölbung in Holz künstlich geschnitzt, gemalt, gefirnißt und vergoldet. Sie bestehen entweder aus einem großen, im Mittelpunkt des Gebäudes liegenden geräumigen Saal mit einer kolossalen Bildsäule des Buddha, die von tausend anderen, viel kleineren umgeben ist, oder, was häufiger ist, aus einem solchen Saal, der das Hauptbild enthält, und zahlreichen um ihn herum liegenden Gemächern, die zur Aufnahme der oft in überreicher Menge von den Frommen im Volke gestifteten Bildnisse dienen. Die in allen Wata oder heiligen Orten unerläßlichen „Pra-cha-dis" oder heiligen Thürme sind feste Bauten von 12—18 Quadratfuß in der Grundfläche ohne irgend eine Oeffnung; sie entsprechen den Stupa oder Dagopa. Die Bibliothek ist gleichfalls reich mit Schnitzwerk, Vergoldung oder Malereien in glänzendem Roth versehen; in der Mitte ist eine Art von Tabernakel, welches über einer Thür erbaut ist; dort sind die 50 heiligen Pali-

bücher niedergelegt. Die Wohnungen der Talapoinen endlich nehmen den hintersten Platz in der Wata ein, und das Ganze ist mit einer Ziegelmauer oder mit einer Pallisade von Bambusrohr umgeben.

Gläubige beiderlei Geschlechts und jeden Alters besuchen an Festtagen die Tempel, meist Siamesen, doch kommen auch Chinesen und Besucher aus Laos, Pegu, Cochinchina und Kambodscha. Vergebens sucht man da freilich den feierlichen Anstand, der einem religiösen Kultus zukommt. „Geräuschvoll und leichtgesinnt ist das Benehmen des Volkes, während es vor den Bildnissen sich niederwirft oder irgend einen eintönigen Reim singt, und neben alledem werden die albernsten Possen getrieben. Da kann man einen sehen, wie er kaltblütig seine Cigarre an einer der riesenhaften Fackeln anzündet, welche der fromme Eifer der Gottheit darbrachte; dort einen, der ruhig vor einem Götzenbilde sitzt und mitten unter den Personen, welche bei dem nämlichen Altare anbeten, auf einer Pfeife spielt. Kein Priester ist da, der den Gottesdienst begeht, nur Fromme, welche den Götzenbildern Gaben bringen und sie mit wohlriechenden Dingen umräuchern; diese Gaben bestehen in wohlriechenden Fackeln, die angezündet sind, in Blumen, in Tuchstücken, meist von gelber Farbe, und in Guirlanden von künstlichen Blumen. Darin besteht fast ausschließlich das Geschäft der Frommen, und im allgemeinen sind die Frauen, die ohne Schleier zwanglos im Gewühl sich umhertreiben, noch eifriger dabei, als die Männer." Einer der wichtigsten Liebesdienste bei feierlichen Festen besteht in der Freilassung von Thieren, die man zu diesem Zwecke gekauft hat.

Neben dem Buddhadienst besteht im eigentlichen Siam auch ein Dienst brahmanischer Götter, und trotz allem Buddhismus finden sich bei vielen Familien in Gärten oder unter Dach einige Hausgötzen, die in einem Miniaturtempel einquartiert und durch Opfer von Räucherwerk verehrt werden. Auch der Sterndeuterei und Zauberei wie dem Glauben an böse Geister und Gespenster sind die Siamesen ergeben. Der König selbst unterhält eine beträchtliche Anzahl Astrologen, „Hön" genannt, welche die wichtige Aufgabe haben, Regen und Trockenheit, Krieg und Frieden vorherzusagen, und ohne deren Befragung nichts im Reiche geschieht. Treffen ihre Prophezeiungen ein, so werden sie mit Geschenken überhäuft; wo nicht, so werden sie abgesetzt und erhalten ihre Tracht Schläge. Krankheiten suchen die Siamesen durch Amulete und geweihte Ketten oder Bänder abzuwehren, und selbst von Menschenopfern will man noch Spuren bei ihnen beobachtet haben.

Die Regierung von Siam ist eine rein despotische, und der König ist in seinem Reiche der unbeschränkte Herr über Personen und Dinge. Seine Sklaven sind glücklich, den Staub des goldenen Fußes aufzunehmen, ja, er nennt selbst Fürsten nur seine „edlen Hunde, erlauchte Ratten." Das Emblem der Königswürde ist ein weißer, siebenfacher, pyramidaler Sonnenschirm außer der Krone, dem Halsschmuck, Herrscherstab und Reichsschwert. Bogenschützen bilden die Leibwache. An Gold und Edelsteinen und schimmernder Pracht fehlt es nicht, namentlich bei den festlichen Aufzügen, zu welchen eine Thronbesteigung

Veranlassung gibt. Der Herrscher ertheilt täglich Audienzen, bei denen seine 100 bis 105 Räthe nebst ihren Sekretären mit dem Gesicht auf der Erde liegen, während er selbst gemächlich Betel kaut, Tabak raucht oder Thee trinkt. Niemand darf ihm nämlich ins Gesicht blicken, ohne für diesen Frevel hart gestraft zu werden; denn seine Person ist geheiligt, und schon die Thatsache, als Prinz oder König geboren zu werden, ist nach der buddhistischen Seelenwanderungslehre ein großes Verdienst, das nur durch viele Aufopferungen und gute Thaten in früheren Geburten erworben wird. Damit hängt auch die Verehrung der am Hofe von Siam gehaltenen weißen Elefanten[1]) zusammen, indem man glaubt, daß die Seelen der verstorbenen Könige in ihnen wohnen. Die Königswürde ist erblich in männlicher Linie, doch findet selten ein Regierungswechsel ohne Blutvergießen statt, auch muß jeder König zuvor eine Zeit lang Priester gewesen sein. Neben einer ebenbürtigen Gemahlin darf er auch Frauen geringeren Ranges heirathen, die aber auf die königliche Würde keinen Anspruch haben. Unmittelbar nach der königlichen Familie folgt als zweiter Stand im Reiche die Geistlichkeit, danach alle Civil- und Militärbeamten, und endlich ohne eine dazwischenliegende Mittelklasse das Volk. Ein königlicher Prinz folgt als „Vanglang" oder Vizekönig unmittelbar nach dem Herrscher, entscheidet über die wichtigsten Staatshändel und tritt im Kriege an die Spitze des Heeres. Zwei Minister stehen ihm zur Seite. Die Unwissenheit, Unfähigkeit, Habsucht und Gewaltthätigkeit der ungenügend besoldeten und schlecht kontrolirten Ober- und Unterbeamten übersteigt alle Begriffe, und Erpressungen und Betrügereien aller Art sind an der Tagesordnung. Die Siamesen besitzen geschriebene Gesetze, die jedoch nicht über das 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausreichen; ihr Kriminalgesetzbuch soll große Aehnlichkeit mit dem der Chinesen haben. Verschwörung, Hochverrath und Mord werden mit dem Tode bestraft, ebenso die Verletzung der Keuschheit durch einen Talapoinen, doch wird im letzteren Falle der Schuldige meist dazu begnadigt, lebenslänglich Gras für die königlichen Elefanten zu schneiden. Alle übrigen Verbrecher werden mit einer entsprechenden Zahl von Bambushieben, die jedoch nichts Entehrendes haben, einzelne Vergehen auch mit Geld bestraft. Eigens bestellte Richter gibt es nicht, da die betreffenden Civil- und Militärbeamten die Rechtspflege mit besorgen, wobei sie freilich parteiisch und bestechlich genug verfahren. Zeugenverhöre werden ziemlich häufig vorgenommen; Personen von üblem Ruf aber, auch Schauspieler, Schuhmacher, Quacksalber, Bettler ꝛc. können kein Zeugniß ablegen. In zweifelhaften Fällen nimmt man zu Gottesurtheilen seine Zuflucht, auch die Tortur wird bisweilen angewendet. Gerichtliche Zwangsmaßregeln zur Eintreibung von Schulden

[1]) Es sind dies Albino's unter den Thieren. Wer einen solchen fängt, erhält große Auszeichnungen und ein bedeutendes Jahrgehalt. Das Thier selbst wird auf einem mit Blumen geschmückten Floße herbeigeschafft, mit Zuckerrohr und Kuchen gefüttert und erhält viele Beamte zu seiner Bedienung. Stirbt solch ein weißer Elefant, so wird er im ganzen Lande in aller Form betrauert und sein Begräbniß mit großem Pomp vollzogen.

sind Gefängniß, körperliche Züchtigung und die s. g. „Austrocknung“, wobei man den Angeklagten ohne allen Schutz den brennenden Strahlen der Sonne aussetzt. Zahlungsunfähigkeit hat Sklaverei zur Folge. Die Armee besteht aus 100 000 Mann Infanterie und Artillerie, die von englischen Offizieren einexerzirt sind. Zum Theil sind sie mit Waffen neuester Konstruktion versehen (Krupp'sche Kanonen), zum Theil aber sehr unvollkommen bewaffnet. Die Uniform besteht in Tuchrock, Beinkleidern und Strohhut. Bedeutend sind die Leistungen dieses Militärs jedenfalls nicht. In neuerer Zeit hat der König mit Liebhaberei eine Flotte von europäischen Kriegsdampfern angeschafft, die jedoch von Eingebornen bedient werden. Die Staats-Einkünfte entspringen aus Steuern auf die geistigen Getränke, die Spielhäuser, die Fischereien in Menam und die Kaufbuden; außerdem ist noch der Handel besteuert, werden Zölle erhoben, bestehen Abgaben von Fruchtbäumen, von Grund und Boden werden Frohndienste geleistet; dazu kommt noch die Kopfsteuer der Chinesen und die Tribute. Der König selbst ist Monopolist und Handelsmann, der auf gewisse Erzeugnisse, wozu auch die eßbaren Schwalbennester und die Eier der grünen Schildkröte gehören, sich das ausschließliche Recht vorbehalten hat, bei anderen, wie Zucker und Pfeffer, den Preis willkürlich bestimmt, bei noch andern mit einer Geld- oder Naturalabgabe sich begnügt. In dieser Weise wurde früher auch die Ein- und Ausfuhr behandelt. So wie ein Schiff ankam, nahmen die Beamten der Krone von der Ladung einen ansehnlichen Theil der gangbarsten Artikel weg und verkauften sie zu beliebigen Preisen. Infolge der mit mehreren europäischen Mächten abgeschlossenen Handelsverträge ist hierin jedenfalls eine Aenderung eingetreten. Das wichtigste Geschäft für die Regierung ist die Konskription, welche auf allen Unterthanen lastet, und wonach jeder Mann aus dem Volke verpflichtet ist, vom 22. Lebensjahre an vier Monate des Jahres hindurch als Soldat oder in jeder andern Weise dem Staate Dienste zu leisten. Ausgenommen von dieser Pflicht sind nicht blos die Talapoinen, die Beamten, die ansässigen Chinesen, welche dafür eine Kopfsteuer zahlen, auch jeder Familienvater, welcher drei Söhne dem Staate zur Disposition stellen kann, und die Sklaven. Die ganze Masse der in solcher Art Dienstpflichtigen wird in zwei Hälften getheilt, in die der rechten und die der linken Hand, davon jene dem Minister des Krieges und der Justiz, diese dem des Handels und der Finanzen zur Verfügung gestellt wird; jede Hälfte zerfällt wieder in Unterabtheilungen von 1000, von 100 und von 10 Männern mit Häuptlingen an der Spitze, die, ihrer Abtheilung entsprechend, den Titel „Nai-pau“ oder „Nai-roc (Centurio)“ oder „Nai-sip (Decurio)“ führen.

Das Volk von Siam nennt sich Thaï, Freie, aber es ist so recht eigentlich ein Sklavenvolk, das weder jemals einen Schatten von Freiheit genossen, noch das Bedürfniß gefühlt hat, frei zu sein. Die Chinesen ausgenommen, welche alle 3 Jahre eine Kopfsteuer bezahlen, theilt sich die ganze übrige Bevölkerung in zwei Klassen, in solche nämlich, die zu ewiger Sklaverei verurtheilt sind, und in solche, die nur einen Theil

des Jahres im Frohndienst der Regierung zubringen müssen. Die erste Klasse besteht aus solchen, die man als Kriegsgefangene fortgeschleppt oder auch an den Grenzen von Birmah und Pegu heimlich weggestohlen hat, und in den Palästen der Könige und den Wohnungen der Großen wimmelt es von solchen armen Geschöpfen jeden Alters und Geschlechts, die mit klirrenden Ketten belastet ihre Arbeit verrichten. Hunderte derselben werden von ihren Herren aus Mangel an eigener Arbeit anderen zur Miethe gegeben, um einen beträchtlichen Gewinn aus ihrem Verdienste zu ziehen, viele dieser Unglücklichen oft um sehr niedrige Preise verkauft und von den Staatsbeamten selbst für das abscheulichste Lastergewerbe angekauft. Schaaren junger Mädchen werden auf diese Weise in dem schändlichsten Berufe auf die Straßen ausgesendet, und, wenn sie nicht eine von ihren Gebietern festgesetzte Summe Geldes heimbringen, mit Peitschenhieben bestraft. Außerdem werden eine Menge Kinder, welche von ihren Eltern aus Dürftigkeit in die Sklaverei verkauft werden, für jeden Zweck gekauft, den die Gewinnsucht oder die Lasterhaftigkeit des Käufers im Auge haben mag. Die andern aber, welche zu Frohndiensten verpflichtet sind, empfangen dafür nur einen sehr unbedeutenden Lohn, wobei ihnen freilich gestattet ist, die Felder der Nachbarn, so weit sie es vermögen, für ihre Lebensnothdurft zu plündern. Vermögen sie in ihrer freien Zeit sich nicht ein kleines Vermögen zu erwerben, oder können ihre Weiber und Kinder durch Kleinhandel, von welchem viele derselben leben, nichts gewinnen, so sind sie mit ihren Familien der drückendsten Noth preisgegeben. So ist Siam unter seinem despotischen Herrscher und seinen vor ihm kriechenden, das Volk aber grausam bedrückenden Beamten bei allem Prangen mit Freiheit in der That ein armes Sklavenland, und der König, der nach Willkür seine Beamten ein- und absetzt und jeden seiner Unterthanen zu jeglichem Geschäfte für jede beliebige Zeit unter allen Umständen und jeder Bedingung nach Belieben gebrauchen kann, macht die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Das häusliche Leben anlangend, so sind die Kinder, bei aller Liebe, welche man denselben angedeihen läßt, wie denn überhaupt ein gewisser Familiensinn den Siamesen nicht abgesprochen werden kann, doch in Wahrheit nur die Sklaven ihrer Eltern, und die Gewalt der letzteren ist so umfangreich, wie im alten römischen Reiche. Sie dürfen sie selbst als Sklaven verkaufen, und letzteres kommt häufig vor bei armen Familien, die in Schulden gerathen sind. Die Ehe ist ein Kaufkontrakt, und man beeilt sich, seine Kinder frühzeitig zu verheirathen. Die Eheschließungen erfolgen auf ähnliche Weise wie in Ceylon, bei der Verehelichung selbst aber findet eine weitere Ceremonie nicht statt, ja es soll den Priestern sogar verboten sein, dabei zu assistiren; blos einige Tage nachher erscheinen sie und segnen die Neuvermählten ein, indem sie einige Gebetsformeln über sie lesen und sie mit Weihwasser besprengen. Die Hochzeiten werden mit Festlichkeiten gefeiert und häufig Schauspiele dabei aufgeführt. Ein besonderer Brauch ist, daß die Neuvermählten noch eine Zeitlang nach der Hochzeit bei den Eltern in einem eigens erbauten Saale leben; erst nach Verlauf einiger Monate

bauen sie, wo sie Lust haben. Vielweiberei ist gestattet; das Serail des Königs faßt mehrere hundert Weiber in sich, und die hohen Würdenträger folgen seinem Beispiel, während die ärmeren Volksklassen in der Regel mit einer Frau sich begnügen müssen. Reiche Leute nehmen mehrere, doch gilt die erste Frau einzig als die legitime, sie ist die Herrin des Hauses, der die späteren Weiber dienstbar sein müssen, auch sind ihre Kinder die einzigen Erben. Der Mann hat das Recht, seine Frau zu verkaufen, vorausgesetzt, daß sie ihm keine Mitgift zugebracht. Wenn der Mann aber mit Wissen und Einwilligung seiner Frau Schulden macht, so ist diese mit ihrer Freiheit für die Bezahlung verantwortlich. Ehescheidungen haben keine Schwierigkeit, besonders bei kinderloser Ehe. Gewöhnlich spricht der Mann die Scheidung aus, versagt sie indeß auch der Frau nicht, wenn dieselbe sie verlangt und namentlich im Stande ist, den Betrag ihres ersten Ankaufs aufzutreiben. Die Kinder werden getheilt die Frau bekommt ihre Mitgift, wenn sie eine mitgebracht. zurück, und hat dieselbe mit den auf ihren Antheil kommenden Kindern zu theilen. — Die Leichen der Verstorbenen werden, wenn die Hinterbliebenen arm sind, beerdigt, wenn sie reich sind, verbrannt. Bei herrschenden Epidemien begräbt man die Todten und nimmt ihre Ueberreste später wieder heraus, um sie zu verbrennen.

Ist ein Siamese gestorben, so wird seine Leiche nicht durch die Hausthür getragen, sondern eine Oeffnung durch die Mauer gebrochen. Durch diese entfernt man die Leiche und läßt sie so geschwind als möglich etlichemal das Haus umkreisen, damit der Todte vergessen solle, wo er hinausgebracht worden, und daher auch nicht wieder zurückkehre, um die Lebenden zu beunruhigen. Auf einer Barke wird die Leiche dann in eine Pagode gefahren oder in einem Sarge dahin getragen. Dort wäscht der Todtenbestatter dem Verstorbenen mit Kokossaft das Gesicht, und die Leiche wird sogleich verbrannt oder bisweilen nach testamentarischer Verfügung auch von dem Leichenbestatter in Stücke gehauen und das Fleisch den in der Nähe der Pagode schaarenweis sich aufhaltenden Raubvögeln vorgeworfen. Die Leidtragenden trauern in Weiß und lassen sich das Haupt glatt scheeren. Ist ein König gestorben, so wird seiner Leiche eine große Menge Quecksilber eingefüllt. Man bedeckt das Gesicht mit einer goldenen Maske, setzt den Leichnam auf einen Thron und den Thron auf eine große goldene Schüssel. Jeden Tag wird die Schüssel mit dem Quecksilber und allen Substanzen, welche dieses Metall dem Körper entführt, geleert. Schließlich wird die Leiche in einer großen goldenen Urne ein ganzes Jahr aufbewahrt. In dieser Zeit rüstet man zu dem großen Leichenfest, welches sieben Tage mit öffentlichen Spielen und großen Geldspenden gefeiert wird. Am Schluß der Feste verbrennt man endlich den Leichnam auf einem Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze.

Was endlich den Charakter und die sittlichen Zustände des Volkes betrifft, so läßt sich davon unter den obwaltenden Verhältnissen eben nicht viel Gutes erwarten. Träge — nur die Frauen sind fleißig und thätig — und sorglos feig und grausam, kriechend und übermüthig, stolz und unwissend, ist der Siamese dem Laster der Wollust und Trunksucht ergeben, unsittlich und schamlos selbst in seiner Sprache, welche voll der gemeinsten Schimpfreden und schmutzigsten Ausdrücke ist, durch Tabak und Opium fast fortwährend betäubt und über dies alles dem Spiele mit Leidenschaft ergeben. Das ganze Land ist in Spielbistrikte abgetheilt, die an den Meistbietenden verpachtet werden, und der König bezieht davon ein ansehnliches Einkommen. Alle Welt spielt, und immer

neue Arten von Spielen werden erfunden. Die schrecklichen Verbrechen aber, welche diese Spielsucht erzeugt, sind ein sittlicher Bannfluch, unter welchem die leibliche und geistliche Wohlfahrt von Tausenden zu Grunde geht. Raub und Mord sind nicht selten, Lügen und Betrügen allgemein, Ehrlosigkeit und Knifferei, mit sehr wenigen Ausnahmen, ganz gewöhnlich. Die niedrige Gemeinheit aber, mit welcher die Großen des Landes um Gunstbezeugungen des Ausländers buhlen, macht sie für ihn zu einem Gegenstande der Verachtung. Sie wollen alles zum Geschenk haben, ohne etwas dafür anzubieten; sie verkaufen Kleinigkeiten um den höchsten Preis, sobald sie bemerken, daß der Fremde sie haben muß; sie kaufen und betrügen um den ausgemachten Verkaufspreis; sie entlehnen und geben nicht zurück, und wenn sie nichts mehr von dem andern erhalten können, so wollen sie doch seine Person zu ihren Zwecken gebrauchen. So spielen Falschheit und Betrug auf jedem Schritt des allgemeinen Menschenverkehrs ihre Rolle unter diesem elenden Volke, von welchem Missionar Gützlaff schrieb: „Es schmerzt mich, bis jetzt keinen einzigen ehrlichen Mann in Siam angetroffen zu haben; schmutzige Unterdrückung und Priesterbetrug auf der einen, sittliche Verworfenheit mit allen Befleckungen des Müßigganges und der Geistesträgheit auf der anderen Seite sind die traurigen Gestalten, welche uns auf jedem Schritte begegnen."

Unter den Hauptmomenten der Geschichte Siams heben wir zunächst hervor die Einführung des Buddhismus und einer höheren Bildung aus Indien im 6. Jahrhundert. Die Portugiesen erschienen dort 1547 und begannen neben ihren Handelsunternehmungen die Einführung des Christenthums. Noch jetzt sind 5—6000 katholische Siamesen resp. halbblütige Portugiesen vorhanden, die sich durch das Tragen der ungeschorenen Haare von der übrigen Bevölkerung auszeichnen. Der portugiesische Einfluß wurde 1629 durch die Holländer gebrochen, die später auch den schnell anwachsenden französischen siegreich überwanden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ward Siam von den Barmanen erobert, 1769 aber durch Pitak wieder befreit. Letzterer wurde 1782 von Schakri, einem seiner Feldherrn, ermordet, der eine neue Dynastie gründete. Ein Urenkel desselben eroberte 1829 Laos. Als er 1851 starb, kam ein Abkömmling der früheren Dynastie auf den Thron, dessen ihm bald folgender Bruder manche europäische Einrichtungen einführte und mit verschiedenen europäischen Mächten Handelsverträge abschloß. Er beförderte die Einführung europäischer Kultur und studirte eifrigst europäische Wissenschaften, wobei er mit den Missionaren auf gutem Fuße stand. Durch seinen Eifer für die Astronomie zog er sich 1868 den Tod zu. Sein Sohn und Nachfolger ist in seine Fußtapfen getreten.

Die ursprüngliche Residenz der siamesischen Herrscher war Bakontai an der Grenze von Laos, von wo sie im Jahre 1350 nach Ajuthia, das jetzt nur noch 100 000 Einwohner zählt, später nach Bangkok unfern der Mündung des Menam verlegt wurde. Bangkok, das Venedig des Orients, ist mitten im Wasser zu beiden Seiten des Menam erbaut. Der bei weitem größte Theil der Stadt besteht

aus schwimmenden Häusern, d. h. aus Bambushütten, welche auf Flößen errichtet und durch eingerammte Pfähle befestigt sind. Will man aus irgend einem Grunde den Wohnplatz wechseln, so löst man diese Pfähle und bringt das Gebäude mit Seilen und Rudern an den Ort seiner Bestimmung. Die großen Mandarinen besitzen fast sämmtlich steinerne Häuser, die jedoch nur ein einziges großes Gemach, den Empfangssaal, enthalten, in welchem aller mögliche indische und europäische Luxus aufgehäuft wird, während die unzählige Menge kleiner Gemächer, die sich diesem Audienzsaal anschließen, mit staunenswerther Einfachheit eingerichtet sind und eine Matte und zuweilen ein Bett oder einen geflochtenen Rohrstuhl als einzige Möbel enthalten. Nur die Paläste der beiden Könige (des Königs und des Vizekönigs) und der des Premierministers (Kalahom) machen eine Ausnahme; letzterer enthält drei ungeheure an einander stoßende Säle, welche auf europäische Weise möblirt sind, der Palast des Souveräns aber hat reichlich eine Viertelstunde im Umkreis. Die Stadt, welche verhältnißmäßig lang und schmal, und von Gärten und Moräften umgeben ist, zählt 4—600 000 Einwohner. Sie würde allerdings kaum für 50 000 Europäer Raum haben, aber der träge, stumpfsinnige Siamese bedarf wenig Raum, und 20 Siamesen finden sich in einer Hütte, die für 3 Franzosen zu klein sein würde, sehr bequem logirt. Die Pagoden, deren Bangkok eine große Zahl aufzuweisen hat, sehen mit ihren etagenweise über einander gesetzten Dächern, den Mauern von glasirten Steinen und den mit englischem Porzellan belegten Wänden sehr hübsch aus und sind für die Verhältnisse des Landes prachtvoll zu nennen, obschon nicht alle darin befindlichen Statuen wirklich von Gold sein mögen, wie die Siamesen behaupten, sondern wohl nur von Kupfer. Die Bazars der Stadt zeigen wenig Bemerkenswerthes und haben besonders in Bezug auf die abschreckend schmutzige Umgebung eine frappante Aehnlichkeit mit denen in Konstantinopel. Der Verkehr findet in Bangkok fast nur auf Kähnen statt, da die Straßen, in denen man zu Fuß gehen könnte, nicht blos schmutzig und eckelerregend, sondern auch vielfach von Kanälen durchschnitten sind, oft 30—40 Fuß tief, die man nur auf einer darüber geworfenen Planke überschreiten kann. Zahllose Boote und Kähne fahren als Krambuden auf dem Flusse umher; jedes Haus ist beinahe ein Wasserplatz, und der Strom ist hier alles, Straße, Kanal, Börse, Markt und Garten. Eine Regsamkeit, ein flutendes Wasserleben, eine Gewandtheit und Sicherheit, mit der die Boote wie Wasservögel um einander biegen, zwischen größeren Fahrzeugen durchschlüpfen, über die Stromfläche weggleiten; eine Ruhe und Gutmüthigkeit, mit der sich die Fahrleute über das Zusammenstoßen der Boote hinwegsetzen, und mit der Mann und Weib, wenn sie ins Wasser gefallen sind, unter lautem Gelächter der Zuschauer wieder heraufklettern, oder umgeschlagene Fahrzeuge gedreht werden; Kinder von 5—6 Jahren, die in kleinen Kähnen munter dahinfahren und sich nicht fürchten, wenn sie auch untergetaucht werden: dies alles bietet einen neuen und anziehenden Anblick dar. — Bangkok ist der Mittelpunkt des chinesischen Handels in Siam, und dieser ist der wichtigste des ganzen Landes. Man kann rechnen, daß

jährlich in Bangkok allein wenigstens 7000 neue Chinesen als Einwanderer mit ihren Dschunken einlaufen, wie denn auch ein großer Theil der Bevölkerung dieser Hauptstadt aus Chinesen besteht, meistentheils Emigranten aus Fu-kian. Alle 3 Jahre zahlt jeder Chinese eine Abgabe von 3 Dollars, wofür ihm ganz freier Handel und Gewerbe gestattet ist. Diese rastlos thätigen Chinesen aber sind die ausgezeichnetsten Bewohner von Bangkok, und man glaubt hier eher in einer chinesischen, als in einer siamesischen Stadt zu sein. Auch im Innern des Landes Siam sind viele chinesische Kolonisten, die allenthalben zu treffen sind, wo etwas zu verdienen ist, und fast scheint Siam zu einem verjüngten China aufzublühen, wie einst Karthago zu einem erneuten Phönizien. Auch der Binnenhandel sowie der Betelbau befindet sich in den Händen der eingewanderten Chinesen, deren Zahl sich auf $1^1/_2$ Millionen beläuft. Die Emigranten des himmlischen Reiches aber sind ebenso thätig und klug, als die Thai faul und beschränkt sind. Sie sind geschickte Landwirthe und spekulative Kaufleute, sprechen und verstehen die Sprache des Landes so gut wie die Eingeborenen, kauen Betel und liegen vor den Mandarinen und dem König mit der Nase im Staube wie diese — aber sie erwerben sich als Revanche Reichthümer; und Reichthum ist in einem Lande wie Siam zugleich Recht, Würde und Ehre.

Von den Tributstaaten Siams haben wir nur die der Laos näher zu betrachten, da die übrigen bisher von der evangelischen Mission ganz unberührt geblieben sind.

Das Volk von Laos oder die Schan (Schyan), wie sie selbst sich nennen, das einen großen Theil der Halbinsel von den nördlichen Grenzen Siams an, längs der Grenzen von Kambodscha und Kotschintschina auf der einen, und des Reiches Barma auf der andern Seite, bis zu den westlichen Grenzen von China und Tonkin einnimmt, theilt sich selbst nach seiner Hautfarbe in weiße und schwarze Laos ein. Sie bewohnen dem größten Theile nach hohe Gebirgsgegenden, bauen den Boden oder treiben die Jagd und leben unter der Herrschaft vieler kleiner, von Siam, Barma, China und Kotschintschina abhängiger Fürsten. Obgleich ihr Land an kostbaren Erzeugnissen aller Art Ueberfluß hat und namentlich reiche Goldminen besitzt, so ist doch das Volk arm und ihre Lebensweise noch elender als die der Siamesen, mit Ausnahme derer, welche unter chinesischer Oberherrschaft sich befinden. Ihre Sprache ist weich und melodisch und dabei reich genug an Wörtern, um ihre Gedanken auszudrücken; auch sind sie im Besitz einer eigenen Literatur, deren beste Bücher jedoch Erzählungen aus dem täglichen Leben in Prosa oder fabelhafte Märchen von Riesen oder Unholden enthalten, und mit welcher sie sich nur wenig beschäftigen. Ihre religiösen Bücher in der Palisprache werden von den Priestern, die fast durchgängig nur durch ihre Unwissenheit sich auszeichnen, wenig verstanden, und obgleich ihr Land als die Wiege des Buddhismus in diesen östlichen Gegenden betrachtet werden kann, da hier die meisten Fußtapfen des hochgefeierten Samo Nakodum, vermuthlich des ersten buddhistischen Missionars, sich finden, stehen doch ihre Buddhatempel denen

in Siam weit nach; auch sind die Laos lange nicht so abergläubisch als ihre Nachbarn. Ihre Lebensweise ist unreinlich; dabei sind sie lustiger Gemüthsart, sorglos für den kommenden Tag und große Liebhaber von Musik und Tanz. Die südlichen Distrikte des Landes treiben lebhaften Handel mit Siam, der im Jahre 1827 Anlaß zu einem Kriege gab, durch welchen das königliche Geschlecht der schwarzen Laos gänzlich vertilgt, ihr Land verwüstet, etwa 100 000 Landleute als Gefangene in verschiedenen Theilen Siams umher zerstreut und das eroberte Gebiet unter die unmittelbare Herrschaft des siamesischen Königs gebracht wurde. Obgleich die Laos im allgemeinen auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehen, so sind doch diejenigen Volksstämme, welche die meist unzugänglichen Gebirge bewohnen, noch weiter hinter den übrigen zurück, wenn schon das ganze Volk sich für Bildung nicht unempfänglich zeigt.

Die **evangelische Mission** in Siam datirt seit dem Jahre 1828, in welchem Missionar Gützlaff, von dem wir in der nächsten Abtheilung weiteres zu sagen haben, in Gemeinschaft mit dem Missionar Tomlin sich in Bangkok niederließ, wo er drei Jahre verweilte. Der Verkündigung des Evangeliums aber zeigte sich die Bevölkerung abgeneigt, aus Furcht, daß mit der Religion der Engländer auch deren Herrschaft, wie kürzlich in Barma, so auch in Siam eindringen möchte. Eine alte Weißagung, daß der Buddhismus einst durch eine Religion aus dem Westen überwunden werde, steigerte die Abneigung. Als Aerzte und Lehrer aber fanden die Missionare Anklang. Besonders gewannen sie einigermaßen Eingang bei den Chinesen, von denen die vertheilten Schriften gern angenommen wurden. Nachdem Tomlin 1829 abgereist war, arbeitete Gützlaff allein, besonders an Uebersetzungen ins Chinesische und Siamesische. In die letztere Sprache waren schon früher von einem Missionar in Singapûr einige Theile der Schrift übersetzt worden. Obgleich Gützlaff ein paar Chinesen taufen konnte, kann man nicht viel von Erfolgen seiner Wirksamkeit sagen. Bald nachdem er (1831) Bangkok verlassen hatte, traf dort Tomlin zum zweitenmale ein mit einem Missionar der **American Board**, Abeel, der die weiteren Arbeiten der kleinen Chinesengemeinde übernahm. Als dieser bald darauf zurückkehren mußte, rief er den Missionar Jones aus Barma herbei (1833), und damit begann die Mission der **Amerik. Baptisten** in Siam. Die Mitgliederzahl der Gemeinde stieg auf 6, die zwar einen rührenden Brief an die Christen in Amerika schreiben ließen, nach einigen Jahren aber fand der Visitator Malcolm keinen einzigen von diesen Bekehrten vor. Einige waren abgefallen und hatten sich dem Opiumgenuß ergeben, andre waren den Gefahren der Versuchung durch den Tod entnommen. Doch waren damals (1837) 9 andre getaufte Chinesen um den Missionar Jones versammelt, und 1840 brachte er es dahin, den ersten Thaï taufen zu können.

Bereits 1834 aber hatte der American Board auch wieder seine Mission in Bangkok aufgenommen. Robinson und Johnson waren die ersten Arbeiter, denen der Arzt Dr. Bradley folgte. Auch hier wurden vorzugsweise die Chinesen ins Auge gefaßt, und waren gleichfalls

manche Geduldsproben zu bestehen, und der spärlichen Früchte konnte man sich nur mit Bangigkeit freuen.

Im Jahre 1840 war denn noch eine dritte amerikanische Mission auf diesem Felde eingetreten, die der **Amerikan. Presbyterianer**, die im wesentlichen die gleichen Erfahrungen machen mußten. Die Thaï zeigten sich überall durch und durch stumpf und unzugänglich. Priester, welche gegen die Verkündigung der neuen Religion eiferten, konnte der König beruhigen: „Seid ihretwegen ohne Sorgen; es wird niemand zu ihnen übertreten als etliche Chinesen." Letztere kamen denn auch dann und wann; aber nur zu oft stellte es sich heraus, daß sie durch falsche weltliche Motive zum Uebertritt bewogen wurden und hernach ihrem Bekenntnisse keine Ehre machten. Die Missionare ließen sich nicht entmuthigen. Ist ja auf manchem andern Felde auch die Mission ein Säen auf Hoffnung. Es wurde tüchtig an Uebersetzungen gearbeitet und jede Mission hatte ihre besondere Presse, auf der sie große Mengen christlicher Schriften herstellte. Bei einer Gelegenheit wurden zwar dieselben eifrigst von den Regierungsbeamten vernichtet, als man bei einer politischen Spannung mit England in den Missionaren politische Agitatoren vermuthete. Der Verdacht aber ging vorüber und es wurde sogar ein ziemlich gutes Verhältniß hergestellt, da Bradley durch seine ärztliche Kunst die Gunst des Königs erlangte, der auch die Presse desselben für seine amtlichen Publikationen benutzte, wodurch der Mission nicht unbedeutende Mittel zuflossen.

Bradley war übrigens 1850, wie damals mehrere Missionare, mit seiner Gesellschaft zerfallen und hatte sich der neu gegründeten **American Missionary Association** angeschlossen. Die Zugehörigkeit der Mission in Bangkok zu dieser Gesellschaft ist jedoch immer mehr nur eine nominelle geworden. Die Erträge der Presse, dann und wann durch ein persönliches Geschenk des Königs an Dr. Bradley vermehrt, deckten die Kosten. Zu einer Ausdehnung der eigentlichen Missionsarbeit scheint nie die Gelegenheit gekommen zu sein, auch ist in den Berichten nicht von einer gesammelten Gemeinde die Rede. Nach Bradley's Tode setzte sein Sohn die Wirksamkeit eine Zeitlang fort, und als dieser wegen Krankheit das Land verlassen mußte (1873), kam diese Mission zum Schluß, ohne sichtbare Erfolge erreicht zu haben.

Etwas weiter kam die Mission der Amerikanischen Presbyterianer, die infolge ihrer Predigten auf den Straßen und in einer Kapelle, sowie ihrer Wirksamkeit in ihrer Schule nach und nach eine kleine Gemeinde zusammenbrachten. Im Jahre 1861 konnten sie sogar eine zweite Station in Petschaburi, einer Küstenstadt am westlichen Gestade des Golfs von Siam, etwa 30 Meilen südlich von Bangkok, anlegen. Die jüngste Station ist Ayuthia, die alte Hauptstadt Siams, die 1872 besetzt wurde. Dazu wurden in der Umgegend von Bangkok selbst ein paar Außenstationen gewonnen. Indessen auch diese Mission hat keineswegs viel ermuthigende Züge. Immer wieder gibt es zu klagen über die Stumpfheit des Volkes. Die Mitglieder der kleinen Gemeinden, deren gesammte Zahl 1875 auf 42 gewachsen

war, sind auch nicht etwa lauter Siamesen; es gehören auch Chinesen dazu, über die Beweggründe des Uebertritts ist meistens nicht viel gesagt. Die Schulen erfreuten sich auch nicht irgend wie des Zudranges. Von den 25—46 Schülern, die vor etlichen Jahren die sämtlichen Schulen besuchten, kam der größte Theil auf die Kostschule, die selbstverständlich durch die den Kindern gewährte Nahrung und Kleidung einige Anziehungskraft ausübte.

Siam mit seiner buddhistischen Selbstgenügsamkeit und der Stumpfheit und Schlaffheit seines Volkes ist nun einmal eines der härtesten aller Missionsfelder. „Der gute Wille, der Fleiß und die Treue der Missionare thut es ja nicht allein. Ohne die Bereitschaft des Bodens muß die Arbeit umsonst sein." Diese scheint in Siam jedoch bei weitem noch nicht vorhanden zu sein. Seit einem halben Jahrhundert wird dort das Evangelium verkündigt, ohne daß es gelungen wäre, dasselbe dem Volksleben irgendwie als einen lebenskräftigen Keim einzupflanzen.

Die Amerikanischen Baptisten endlich haben ihre Arbeiten, nachdem sie deren Erfolglosigkeit unter den Siamesen erkannten, völlig auf die chinesische Bevölkerung beschränkt. So lange China selbst der evangelischen Mission verschlossen war, bildete diese Wirksamkeit eine wichtige Vorbereitung. Später, als die Baptistenmission in dem großen Reiche selbst Wurzel gefaßt hatte, lag es nahe, dort die bisher in Siam arbeitenden Missionare zu verwenden. Eine solche Veränderung schien auch deswegen rathsam, weil die Chinesen in Siam zum großen Theil sich nur zeitweise aufhalten und eines geordneten Familienlebens entbehren. Als jedoch die Mission zu Bangkok, mit der die Nebenstationen Bangplasoi und Lengkiatschu verbunden waren, aufgehoben werden sollte, konnte einer der Missionare, Dr. Dean, sich nicht entschließen, den gewohnten Wirkungskreis zu verlassen. So blieb die Mission erhalten. Wohl 40 Jahre lang waren auch hier keine bedeutenden Früchte zu Tage getreten. Doch wuchs die kleine Gemeinde nach und nach. Es wurden Gehülfen und Prediger ausgebildet, Kirchen gebaut u. s. w. Im Jahre 1873 war die Mitgliederzahl 113. Seitdem aber ist sie auffallend gestiegen. Der letzte Jahresbericht 1878 gibt sie auf 418 an.

Diese Erfolge der Baptisten haben denn die Presbyterianer veranlaßt, ihre Arbeiten auch dem fruchtbareren Theile der Bevölkerung zuzuwenden. Es kann dies ohne Rivalität geschehen, da sich in Bangkok Chinesen verschiedener Provinzen finden, die verschiedene Dialekte sprechen. Die Baptisten haben sich derjenigen angenommen, welche den Tiet-schiu oder Swatau-Dialekt sprechen, wie sie auch in deren Mutterlande ihre Mission treiben. Die Presbyterianer werden sich den aus einer andern Gegend stammenden Kolonisten zuwenden. Mögen auch ihnen reichliche Früchte beschieden sein, die über die verstockten Siamesen zu einem Zeugniß werden.

Schließlich haben wir aber noch einer weiteren Mission zu gedenken, welche die Presbyterianer von Bangkok aus im Jahre 1867 unter den **Laos** begonnen haben und die bald darauf viel zu ver-

sprechen schien. Als nämlich im Jahre zuvor der Vasallenkönig von Kschiengmé (Chiengmai) in Bangkok zum offiziellen Besuche bei dem Könige war, erwachte bei den Missionaren der Gedanke, ob bei dem kräftigeren Volke der Laos die von den Siamesen fort und fort verworfene Predigt nicht eher eine gute Stätte finden möchte, und sie fragten bei jenem Fürsten an, ob sie sich in seiner Hauptstadt niederlassen dürften. Die Antwort war freundlicher als man hoffen durfte. Es wurde sogar die Schenkung eines Bauplatzes und Baumaterials zugesagt. So machte sich denn Rev. Mac Gilvary, ein Schwiegersohn des alten Bradley (1867), auf den Weg, 220 Stunden den Menam aufwärts. Ihm folgte im nächsten Jahre sein Studiengenosse Wilson. Sie fanden[1]) freundliche Aufnahme beim Volke, lernten die dem Siamischen nahe verwandte Laossprache und konnten schon am 3. Januar 1869 ihren Erstling taufen, einen Beamten mit Priesterbildung, Nan Inta.

Es machte diese Bekehrung einen tiefen Eindruck, so daß in wenigen Monaten 6 andre Forscher getauft werden konnten und das Missionshaus von Besuchern und Nachfragern nie leer wurde. Traktate wurden geschrieben, ausgeliehen und, wenn abgeschrieben, zurückgegeben; die geschickteren lernten auch die siamische Schrift, um mit der Bibelwahrheit schneller bekannt zu werden. Hunderte wurden dem Götzendienst und dem Buddhismus entfremdet.

Der König, dessen Launen freilich schon ab und zu für die Mission bedrohlich wurden, war bis dahin doch im ganzen den Missionaren freundlich gewesen. Plötzlich aber am 13. Septbr. 1869 ließ er zwei der Getauften hinrichten. Den Missionaren wurde zwar bedeutet, es geschehe dies, weil sie ihre Steuer am Bauholz nicht entrichtet hätten — den Hinterbliebenen aber wurde offen gesagt, daß der König nicht wolle, daß seine Unterthanen Christen würden.

Nan Tschai, so hieß der eine, war als Sprachlehrer bei den Missionaren angestellt und galt für den gelehrtesten Mann seines Volkes, hatte auch eine geachtete Stellung aufgegeben um dem Herrn zu dienen. In seinem Dorfe wohnte ein Arzt, der vom ersten Tage an, da ihm die evangelische Botschaft gebracht wurde, nie mehr einen Götzen anbetete; seit er im Mai getauft war, hatte er täglich mit all den Seinen Familienandacht gehalten. Sonntag, den 12. September 1869, als diese beiden ihr Dorf verlassen wollten, um zur Predigt zu gehen, wurden sie plötzlich verhaftet und zwar nach Landessitte durch Auflegung eines schweren Joches. Ueberdies wurde ein Strick durch die Löcher in ihren Ohren gezogen, ihre Hände auf den Rücken zusammengebunden und sie selbst in der peinlichsten Stellung an einen Balken befestigt, wo sie die ganze Nacht stehen mußten. Am Morgen fragte man sie nach dem Namen aller Christen und forderte sie auf zu beten. Sie knieten nieder, befahlen ihre Seelen in die Hände Jesu und beteten auch für die übrigen Christen und ihre sonstigen Volksgenossen. Ein Häuptling, der dabei stand, mußte sich umwenden, um seine Thränen zu verbergen. Darauf erklärten sie sich bereit, um Jesu willen zu sterben, und baten nur, man möchte doch die noch nicht getauften Diener der Missionare verschonen, weil diese noch zu schwach seien, um den Märtyrertod zu erleiden. Dann wurden sie vor vielen Zeugen mit Keulen erschlagen.

Dumpfe Schwüle lagerte über der jungen Mission. Selbst die

[1]) Basler M.-Magazin 1870, 170 ff. Calwer Missionsblatt 1878, S. 30 ff.

Missionare fühlten sich ihres Lebens nicht sicher. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen erbot sich der tolerante König von Siam einen Beamten nach Kschiengmé zu schicken und dem Fürsten die Beschützung der Missionare anzuempfehlen. Doch bemerkte er: „Mit einem so launischen, eigenmächtigen Häuptling ist wenig zu machen; der gleicht dem Theodoros von Abessinien aufs Haar."

Die Verfolgungszeit aber sollte bald vorübergehen. Der König hatte nach alter Sitte wieder seinen Staatsbesuch in Bangkok zu machen. Er schied mit dem Befehl, daß niemand die neue Religion lernen solle, und daß die Christen hingerichtet würden, wenn sie es wagten, das Missionshaus zu betreten. Er sollte jedoch nicht lebend in seine Hauptstadt zurückkehren. Auf der Rückreise erkrankte er in seinem Boote auf dem Menam. Er konnte die Bewegung des Ruderns nicht vertragen und ließ das Boot von einem andern Fahrzeug ins Schlepptau nehmen, starb aber als er die Grenzstadt Raheng erreichte. Einige Tage später zog sein Leichnam im goldenen Sarge in die Hauptstadt ein und wurde mit großem Pomp beigesetzt.

Sein Schwiegersohn und Thronfolger war den Missionaren schon immer geneigter gewesen. So durften denn die Christen sich wieder hervorwagen und mit ihren Lehrern verkehren. Die meisten waren auch während der Verfolgungszeit treu geblieben; nur von einem heißt es, daß er leider wieder kalt geworden sei. Der verstorbene Fürst hatte gelacht und gespottet, als er Jesum den „König der Könige" nennen hörte. Jetzt wurde es manchem unter den Laos klar, daß er mächtiger ist als die Könige der Erde.

Seither ist es denn mit der Mission vorwärts gegangen, wenn auch nicht in dem Maße, als man vielleicht nach den ersten Anfängen erwarten mochte. Im Jahre 1877 wurden aber 10 Erwachsene und 7 Kinder getauft, und die Zahl der Kommunikanten war auf 19 gewachsen. Einer der Bekehrten wurde mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs und seiner Gemahlin getauft, und der siamische Oberpriester in Laos, ein aufgeklärter Mann, welcher seiner Zeit die Pariser Weltausstellung besucht hat, ist nicht nur ein persönlicher Freund der Missionare, sondern hat auch ein offenes Ohr für die Wahrheit. Es scheint, daß der König von Siam diesem Beamten immer größere Vollmachten zu geben gedenkt, und zugleich auf Kosten des einheimischen Fürstenhauses, was für die Mission kein Schade sein würde. Bis jetzt hat sie freilich immer noch äußerlich ein kümmerliches Ansehen. Besonders zeigt dies das kleine Kirchlein, in dem bisher nicht einmal gesungen werden konnte, weil niemand es verstand. Aber die kleine Gemeinde, welche durch das Wort Gottes allein zusammengebracht worden ist, wird beschrieben als lebendig und eifrig, auch vor den Heiden ein gutes Zeugniß abzulegen.

Vielleicht soll nach Gottes unerforschlichem Rathe sein Reich zuerst dort im Norden tiefere Wurzeln schlagen, um sich dann von dort auch lebenskräftig über das bis jetzt noch so erstarrte eigentliche Siam zu verbreiten.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Dritter Band: Asien.

Dritte Abtheilung:

China und Japan.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1880.

Die evangelische Mission

in

China und Japan.

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Anflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1880.

Auch bei de
in mehreren Bezi
Dahin gehö
einheitlich durchzu
da die verschieden
Namen ganz ver
wollen, so würde
tischt haben. We
lungen ist, so wi
daß in manchen
sichtlich war. D
wollen den Refor
treffen, wie in
bedarf.
Leider habe
Bogen zu einer
hwui für Ngan-h
schriebenes vor A
legung zu der A
Schreibart wieder
Bei der Sch
verzeihen, wenn h
auf das Gesamtb
den Süden vor A
platz der deutschen
vorzugsweise inte
vinzen konnte ich
übergehen. — Wi
vorwerfen, daß
weiter Raum gen
Dünger sich in d

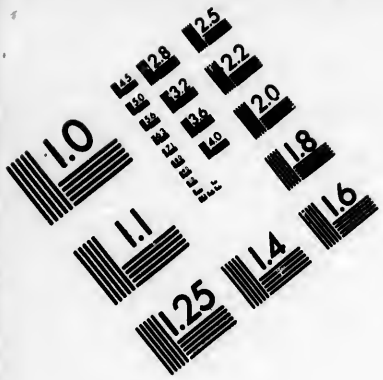
Vorwort.

Auch bei dem vorliegenden Hefte habe ich den geneigten Leser in mehreren Beziehungen um Nachsicht zu bitten.

Dahin gehört die Schreibart der chinesischen Namen, die ich einheitlich durchzuführen suchte. Es war dies zuweilen schwierig, da die verschiedenen Quellen, aus denen ich schöpfen mußte, dieselben Namen ganz verschieden ausdrücken. Hätte ich ihnen darin folgen wollen, so würde ich dem Leser einen widerlichen Wirrwarr aufgetischt haben. Wenn dieser Versuch nicht in strenger Konsequenz gelungen ist, so wird mir's der Leser zu gute halten und berücksichtigen, daß in manchen Quellen die ratio der Orthographie gar nicht ersichtlich war. Die Vermuthung, daß ich in diesem Stücke hätte wollen den Reformator spielen, wird in diesem Falle so wenig zutreffen, wie in einem früheren. Ich sorgte nur für den Hausbedarf.

Leider habe ich mich auch hier während der Korrektur der ersten Bogen zu einer Inkonsequenz verleiten lassen. Ich verbesserte Ganhwui für Ngan-hwui, weil ich gerade etwas von Hudson Taylor geschriebenes vor Augen hatte, dessen Autorität mich ohne viel Ueberlegung zu der Aenderung bestimmte. Hernach habe ich die andere Schreibart wieder hergestellt.

Bei der Schilderung von Land und Leuten muß ich bitten zu verzeihen, wenn hier und da ein Zug von nur provinzialer Bedeutung auf das Gesamtbild von China übertragen ist. Ich habe vorzüglich den Süden vor Augen gehabt, schon deshalb, weil dort der Schauplatz der deutschen Missionen liegt, die meine Leser wahrscheinlich vorzugsweise interessiren werden. Die Zustände der nördlichen Provinzen konnte ich meist nur flüchtig berühren oder mußte sie ganz übergehen. — Vielleicht wird mir ein Kritiker unter andern auch vorwerfen, daß dem Ackerbau in meiner Darstellung ein viel zu weiter Raum gewidmet sei, und daß in unangemessener Weise der Dünger sich in derselben bemerklich mache. Ich glaubte jedoch das,



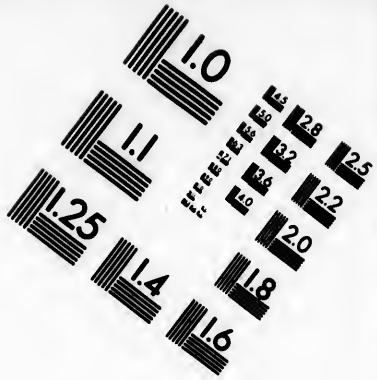
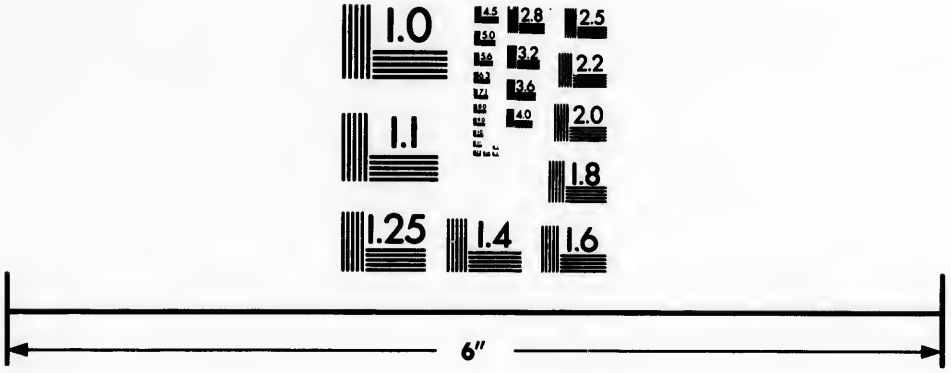
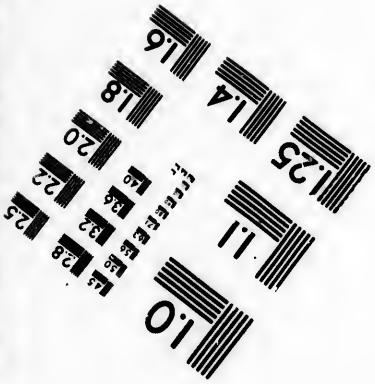
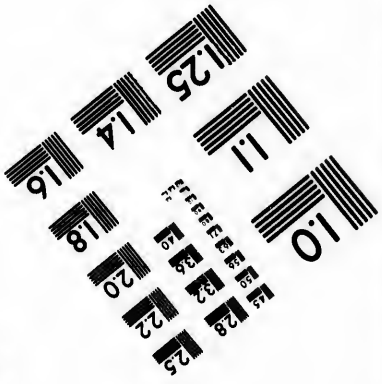


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

was im chinesischen Volksleben die Hauptrolle spielt, auch in meinen Schilderungen in den Vordergrund stellen zu müssen. Von den Werken, aus denen ich für diesen Theil der Arbeit schöpfen konnte, habe ich vorzugsweise zwei zu nennen: Just. Doolittle, Social Life with the Chinese, London 1866, und Gray, China, a history of the laws manners and costums of the people, London 1877. — Daß das treffliche Werk des Freiherrn von Richthofen nur in seinem ersten Bande vorliegt, bedauere ich lebhaft.

Hinsichtlich des Abschnittes, der die neueste Entwicklung der Mission behandelt, muß ich sagen, daß es mir nicht möglich war, ihn einigermaßen nach der ursprünglichen Anlage des Werkes durchzuführen. Die Thätigkeit der evangelischen Mission in dem großen Reiche ist in den beiden letzten Jahrzehnten so gewachsen, daß der Raum nicht im entferntesten für eine ausführliche Darstellung, wie sie von anderen Missionsgebieten gegeben werden konnte, ausreichte. Eine Uebersicht über die sämtlichen Arbeiten auch auf diesem Felde glaubte ich dennoch geben zu müssen. Dabei habe ich die hauptsächlichsten deutschen Missionen bevorzugt, so leid es mir auch that, von den übrigen größtentheils fast nur trockene Statistik bieten zu können.

Ueber den zweiten Theil dieses Heftes habe ich nur zu bemerken, daß ich meistentheils aus dem trefflichen Buche von Griffis, The Mikado's Empire, New York 1876, geschöpft habe. Außerdem benutzte ich für den ersten Abschnitt die angeführten Artikel aus Petermanns Mittheilungen, für den letzten eine Menge von Missionsberichten. — In der Schreibung der japanischen Namen folge ich Griffis, ersetze jedoch sein ei unserm betr. Laute entsprechend durch ä. Das „z" habe ich für das weiche „ſ" beibehalten, um es von dem scharfen zu unterscheiden. Ebenso wollte ich das „y" nicht durch unser „j", dessen Laut es hat, ersetzen, damit man es nicht nach englischer Weise für den gequetschten Laut ansehe, den ich stets durch „dsch" wiedergebe. Wo das Japanesische „H" hat, setzten die alten portugiesischen und holländischen Berichte gewöhnlich „F", das hier ganz vermieden ist.

R. Grundemann.

Inhalt.

China und Japan.

A. China.

1. Geographische Uebersicht 1
2. Die Geschichte der Chinesen und ihre Staatseinrichtung . . . 15
3. Die Religion der Chinesen 27
4. Die Sprache, Literatur und literarische Bildung der Chinesen . 39
5. Land und Leute 54
   a. Besuch in einer chinesischen Stadt 54
   b. Das chinesische Familienleben, Feste u. s. w. 96
   c. Ein Besuch auf dem Lande 116
6. Frühere Ausbreitung des Christenthums in China und die römisch-katholische Mission 148
7. Die Anfänge der evangelischen Mission bis zum Frieden von Nan-king 157
8. Das erste Jahrzehnt nach dem Frieden zu Nan-king 171
9. Bis zum Frieden von Pe-king 1860 187
10. Vom Frieden von Pe-king bis auf die neueste Zeit 206
    A. Provinz Kwang-tung inklusive Hong-kong 213
    B. Fu'-kien 235
    C. Tsché-kiang 245
    D. Kiang-su 250
    E. Ngan-hwui, Kiang-si und Hu-pe' 252
    F. Schan-tung 255
    G. Pe-tschi-li 257

B. Japan.

1. Das Land 262
2. Die Japaner und ihre Lebensweise 277
3. Die Religion der Japaner 289
4. Japans alte und mittlere Geschichte 299
5. Die alte katholische Mission in Japan 309
6. Japans Neugestaltung 316
7. Die evangelische Mission in Japan 324

1. Geographisch
2. Ethnographi
3. Geschichtliche
4. Aus der Kul
5. Die Religion
6. Uebersicht der
a. Die ers
b. Die la
c. Die ers
7. Die Engländ
a. Die Os
b. Das Le

1. Bengalen. .
a. Land un
b. Die Mis
Anhang: C
2. Das Kolh- un
a. Land un
b. Die Mis
Nachtrag.
3. Die Nordwest-
a. Land un
b. Die Mis
4. Das Pandschâ
a. Land und
b. Die Miss
5. Radschputana
a. Land und
b. Die Miss

Inhalt.

A. Allgemeines.

Seite.

1. Geographische Uebersicht 1
2. Ethnographische Uebersicht 6
3. Geschichtliches 15
4. Aus der Kultur- und Religionsgeschichte Indiens 22
5. Die Religion der Hindû in der Gegenwart 45
6. Uebersicht der Missionsgeschichte Indiens bis zum Anfang des 19. Jahrh. 55
   a. Die ersten christlichen Einflüsse in Indien und die Thomaschristen . 55
   b. Die katholische Mission 58
   c. Die ersten protestantischen Missionen in Indien 61
7. Die Engländer in Indien 71
   a. Die Ostindische Kompagnie 71
   b. Das Leben der Europäer in Indien 74

B. Die einzelnen Missionsfelder.

1. Bengalen 81
   a. Land und Leute 81
   b. Die Mission 95
   Anhang: Orissa 109
2. Das Kolh- und Santhâlgebiet 112
   a. Land und Leute 112
   b. Die Mission 125
   Nachtrag. 136
3. Die Nordwest-Provinzen 140
   a. Land und Leute 140
   b. Die Mission 160
4. Das Pandschâb 171
   a. Land und Leute 171
   b. Die Mission 182
5. Radschputana 190
   a. Land und Leute 190
   b. Die Mission 195

Seite.
6. Die Präsidentschaft Bombay 198
a. Sindh 198
b. Gudzarâd 199
c. Bombay 203
d. Die andern Missionen im Mahrâttengebiete 215
7. Die Mission in Centralindien. 225
8. Das Telugugebiet 232
9. Das Kanaresengebiet 246
10. Das Tululand und Malabar 254
a. Land und Leute 254
b. Die Mission 272
11. Travankôr nebst Kotschin 282
a. Land und Leute 282
b. Die Mission in Travankôr 292
12. Tinnevelli 301
a. Land und Leute 301
b. Die Mission 307
13. Das mittlere und nördliche Tamilgebiet 316
a. Land und Leute 316
b. Die Mission 326

Seite.
. 198
. 198
. 199
. 203
. 215
. 225
. 232
. 246
. 254
. 254
. 272
. 282
. 282
. 292
. 301
. 301
. 307
. 316
. 316
. 326

China und Japan.

A. China.

1. Geographische Uebersicht.

Ein Land wunderbarer Gegensätze ist das große Reich, das Asiens Osten einnimmt. Mehr als den vierten Theil aller Bewohner der Erde umfassen seine Grenzen, und doch ist's ein Volk, in dem wir uns vergeblich umsehen nach den breiten Nähten nationaler Unterschiede, wie sie in unserm Erdtheile eine viel geringere Menschenzahl in so viele, so stark getrennte Gruppen sondern. Und diese ungeheure Menschenmasse wird mit einem einzigen schwachen Szepter regiert. Nicht grausamer Despotismus zwingt unwillige Unterthanen zusammen, nicht die Organisation eines Militärstaates hält einen widerstrebenden Haufen nieder, nein, mit regelmäßigem, mechanischem Gehorsam fügen sich die Millionen, obwohl das unter ihnen vertheilte Militär nicht der Rede werth ist, und folgen jedem Winke des Oberhauptes, als wären sie nicht Menschen, sondern wohl dressirte Thiere. Bei alle dem ist das Volk nichts weniger als in rohe Unwissenheit versunken; nein, eine weit entwickelte Kultur, die schon mehr als zweitausend Jahre bestanden hatte zu der Zeit als unser Vaterland noch der Schauplatz rohen Naturvolkslebens war, herrscht dort und wird so hoch geschätzt, wie nur irgend ein Volk seine Kultur schätzen kann. Dabei aber wieder seit Jahrtausenden ein Stillstand auf einer und derselben Stufe; während sonst jede Civilisation als einen wirksamen Faktor den Fortschritt in sich trägt: hier ein stationäres Verharren auf der einmal erreichten Höhe, wie die ganze Weltgeschichte nicht ein zweites Beispiel derart aufzuweisen hat. „Die Hülfsquellen dieses civilisirten Staates unberechenbar und doch nicht im Stande, zwei vollständige Eroberungen durch eine Barbarenhorde zu verhüten, die Seeräubereien einer benachbarten Insel — Japan — zu züchtigen oder die unbedeutenden Stämme der Miau-tsz, die sich als sonderbare Inseln im Innern des Reiches erhalten haben, zu unterwerfen. Die

Politik des Staates ist in gewissen Beziehungen allmächtig und in andern so schwach, daß sie aus Furcht vor Niederlage beständig nachgibt."[1]) — Doch genug der Widersprüche, die wie ungelöste Räthsel vor uns liegen und uns andeuten, daß wir mit den uns geläufigen Begriffen und unsrer hergebrachten Anschauungsweise schwerlich ein Verständniß Chinas und des chinesischen Wesens gewinnen werden.

Doch legen wir die Vorurtheile bei Seite, und sehen wir möglichst eingehend die Züge an, die uns von dem großen Reiche gezeichnet sind; vielleicht geht uns dabei doch eine Ahnung des Verständnisses auf, die nicht so absprechend über dies ostasiatische Reich hinweg geht, wie die Souveränität der europäischen Bildung sonst so leicht thut, und uns vielleicht in China ein Missionsfeld erkennen läßt, das trotz aller vor Augen liegenden Schwierigkeiten zu den versprechendsten zu zählen ist.

Der **Name** China, richtiger Tschina[2]), ist aus dem Malaiischen entlehnt. Andre südasiatischen Völker haben denselben in der Form „Sina", und es ist nichts im Wege, um das vom Propheten Jesaias erwähnte Land Sinim damit in Verbindung zu bringen. Dieser Name ist entlehnt von der Dynastie Tsch'in, die im Jahre 255 v. Chr. zur Regierung kam, und deren bedeutendstes Mitglied, der energische Kaiser Schi-hwang-ti, indem er das bis dahin bestehende Vasallenthum aufhob, die chinesische Staatsform, wie sie bis jetzt besteht, begründete und das große Ländergebiet zu einem einheitlichen Reich fast in seinen jetzigen Grenzen vereinigte. Im Reiche selbst (das sonst wohl je nach der herrschenden Dynastie genannt wurde) kennt man jenen Namen jetzt nicht. Man sagt vielmehr Tschung-kwo, „das Reich der Mitte," oder Tschung-hwa, „die Blume der Mitte", oder auch Tien-hia, „das Untere des Himmels," womit das Reich als die sichtbare Welt κατ' ἐξοχήν bezeichnet wird im Gegensatz zur unsichtbaren.[3])

Mit unsrer **geographischen Uebersicht** beschränken wir uns, absehend von den Nebenländern, der Mantschurei, Mongolei, Turkestan und Tibet, auf das eigentliche China mit seinen 18 Provinzen. Freilich ist es der wissenschaftlichen Geographie noch nicht gelungen, eine erschöpfende Kenntniß der Bodengestaltung des großen Landes (in dessen 73 000 Quadratmeilen der Flächenraum des Deutschen Reiches sich bequem siebenmal unterbringen ließe) zu gewinnen. Neuere Forschungen ändern wesentlich die hergebrachte Vorstellung von dem einen Randgebirge, das dies Gebiet wie eine Mauer umgeben und vier Gebirgsketten durch das Tiefland höchst regelmäßig ausstrahlen sollte. Zwar bleibt es richtig, daß wir in China die östliche Abdachung des hohen Centralasiens vor uns haben. Dieselbe verläuft jedoch keineswegs in

---

[1]) Lechler, Acht Vorträge über China. S. 4.

[2]) Unsre gewöhnliche Aussprache beruht auf einem Mißverständniß des portugiesischen „ch."

[3]) Es ist eine unrichtige Deutung, welche daraus den Namen „himmlisches Reich" gemacht hat. — Noch sei bemerkt, daß die innerasiatischen Völker den Namen Kathay oder Kitai gebrauchen, den die Russen entlehn haben.

regelmäßigen Gebirgszügen. An das mächtige Gebirgssystem des Himalaya, oder an seine östliche Fortsetzung, den Sine-schan, lehnt sich ein wildes Bergland, das mit seinen unzähligen Kämmen die Provinzen Yün-nan und Kwang-si erfüllt und in seinen höchsten Linien Chinas Südgrenze gegen Hinterindien bildet. In seinen westlichen Theilen ist es verwachsen mit den nach Norden streichenden Alpenmassen des Yünling, die mit tausenden hoher Gipfel in die Eisregion hineinragen und die Grenzscheide gegen das Hochland Tibet bilden. Im Norden dieses Alpengebietes mit seinen vielen parallelen Ketten (?) schiebt sich ein bedeutendes Gebirgssystem in westöstlicher Richtung vorüber, das mit dem Kwen-lung (Küen-lün), jener mächtigen nördlichen Parallele des Himalaya, in Verbindung steht und sich unter verschiedenen Namen wie Tapa-ling, Man-ling u. a. bis an den unteren Yangtsz-Kiang hinzieht. Die Bedeutung dieses Scheidegebirges, das China in zwei Hälften von der verschiedensten Bodenbeschaffenheit trennt, ist erst in neuster Zeit durch die rühmlichen Forschungen des Freiherrn von Richthofen gewürdigt worden, durch welche sich ein ganz neues Licht über die Geographie von China verbreitet.[1]) Südlich von jenem Scheidegebirge ist das ganze Land von Mittelgebirgen erfüllt, deren höchste Gipfel sich 4—5000 Fuß erheben. Die mannigfache Gliederung derselben bedarf noch sehr der Erforschung. Nur in dem westlichen oder südwestlichen Theile dieses Gebietes finden sich zusammenhängende Hochländer (in Yün-nan und Sz-tsch'uen). Gegen die reich gegliederte Küste hin verliert das Bergland an Höhe. Die breiten Flußthäler[2]) zeigen einen bündigen schwarzen Alluvialboden, welcher der intensivsten Kultur unterworfen ist. Immerhin aber ist das des Anbaues fähige Land in diesem Theile Chinas durch die Gebirge sehr beschränkt.

Einen ganz andern Charakter zeigt die große Alluvialebene, die, von tausend und aber tausend Kanälen durchschnitten, um den untern Lauf der beiden großen Wasseradern des Reiches, des Yang-tsz-Kiang[3]) und des Hwáng-ho[4]) sich ausbreitet. Dabei möge sogleich bemerkt werden, daß der letztere in neuerer Zeit seinen alten natürlichen Ausfluß in den Meerbusen von Pe-tschi-li wiedergewonnen hat, nachdem er Jahrhunderte lang durch Deiche gezwungen ward, sich südlich von der gebirgigen Halbinsel, welche die Provinz Schan-tung bildet, in das Gelbe Meer zu ergießen. Die Gebirge dieser Provinz sind eine inselartige Unterbrechung der genannten Alluvialebene, die sich westlich um dieselben in sanftem Bogen herumzieht, durchzogen von dem einst so wichtigen, jetzt fast unbrauchbaren Kaiserkanal.

[1]) v. Richthofen, China, I Band, Berlin 1877.

[2]) Als der bedeutendste Fluß ist hier der Si-kiang (Westfluß) zu erwähnen, der mit dem Pe-kiang und Tong-kiang (Nord- und Ostfluß) verbunden ein weites, von Wasserstraßen durchschnittenes Delta bildet und seinen wichtigsten Arm unter dem Namen Kantonfluß durch die Bocca Tigris (Tigermündung) in busenartiger Erweiterung ins Meer sendet.

[3]) Es sei hier sogleich bemerkt, daß die öfters vorkommende Silbe „tsz" mit etwa einem „stummen e" gesprochen wird, das aber weder Anlaut, noch Inlaut, noch Auslaut ist, sondern die Konsonanten gleichmäßig begleitet.

[4]) Ich vermeide die gewöhnliche Schreibart Hoang-ho, da sie zu leicht zu der falschen Aussprache verleitet, die den ersten Theil des Namens in zwei Silben zerlegt.

Der Yün-ho, d. h. Kaiserfluß, wurde seit dem 7. Jahrhundert nach Chr. nicht durch Ausgrabung, sondern durch Aufdämmung angelegt, aber erst unter der Mongolenherrschaft (1280—1368) vollendet. Er steht mit dem Flusse, an dem Pe-king liegt, dem seichten, in die Bucht von Pe-tschi-li mündenden Pei-ho, in Verbindung, schneidet den Hwáng-ho und den Yang-tsz-kiang sowie mehrere bedeutende Seen, mündet bei Hang-tschen-fu in den Golf von Tsche-kiang und bildet die große Kommunikationslinie des Reiches. An dieser 250 Meilen langen und 200—1000 Fuß breiten, nach allen Seiten verästelten Wasserstraße liegen die meisten chinesischen Städte ersten Ranges. — Die Vernachlässigung der Kanalbauten, welche auch den veränderten Lauf des Hwáng-ho zur Folge hatte, zeigt sich bedauerlicherweise am Kaiserkanal, der sonst immer mit tausenden von Fahrzeugen bedeckt war, jetzt aber für die größeren Schiffe ziemlich unfahrbar sein soll. Ebenso sind die Deiche am Hwang-ho vernachlässigt, der nun durch Ueberschwemmungen ungeheuren Schaden anrichtet.

Gehen wir nun von dieser Alluvialebene mit ihren Wasseradern, die zwar das wichtigste Stück des Reiches ausmacht, aber verhältnißmäßig nur einen kleineren Theil seines Flächenraums (kaum $^1/_{10}$) einnimmt, nach Westen, so kommen wir auf ein Gebiet ganz besonderer Bodenbeschaffenheit, wie sie für die ganze von dem erwähnten Scheidegebirge nördlich gelegene Hälfte Chinas charakteristisch ist.[1]) Es ist die Lößformation,[2]) deren dortiges Vorkommen durch v. Richthofens ausgezeichnete Beobachtungen erst kürzlich bekannt geworden ist.

---

[1]) Auch das Hochland von Schan-tung trägt den gleichen Charakter.

[2]) Löß ist ein am Rhein für eine dort vorkommende Bodenart gebräuchlicher Ausdruck. Dieselbe, einem gelben Lehm- oder Thonboden gleichend, füllt die Sohle des ganzen Rheinthales von Basel bis Bonn aus und kommt auch an verschiedenen andern Theilen Deutschlands, an der Donau, in Sachsen, Thüringen u. s. w. vor; scheint aber bis vor etlichen Jahrzehnten in ihrer Eigenthümlichkeit von den Geologen nicht beachtet worden zu sein. Charakteristisch ist es, daß sie in keiner Weise die Schichtungen zeigt, wie sie fast jeder Allnvialboden hat, sondern durchgehends eine homogene Masse bildet. Nur bei größerer Mächtigkeit finden sich durch Geröll geschiedene Ablagerungen. Die ganze Masse ist von Millionen feiner Haarröhrchen, die sich in wurzelartiger Form verästeln, durchdrungen. Eingeschlossen finden sich im Löß Knochen von Landthieren, Landschnecken u. s. w., aber nie eine Spur, die von dem Vorhandensein von Wasserthieren Kunde gäbe. Das Vorkommen festerer Konglomerate von der Größe einer Erbse bis zu 3- und 4 facher Faustgröße (Lößmännchen) brauchen wir nur im Vorübergehen zu erwähnen. Die Eigenthümlichkeit des Löß ist es, ein unerschöpflicher Kornboden zu sein, auf dem unter günstigen Umständen (wie sie in China vorliegen) mehr als zwei Jahrtausende hindurch Jahr für Jahr fast ohne Anwendung von Dünger eine reiche Ernte gewonnen werden kann, ohne daß sich eine Mildigkeit des Bodens zeigt. Unter dem Lößlager sind nämlich Salze [und Kalkstoff?] aufgespeichert, die, wenn der Boden reichlich mit Regen getränkt ist (den er infolge seiner Kapillarität wie ein Schwamm einsaugt), sich in der Feuchtigkeit lösen und somit bis in die Region der Wurzeln des Getreides vordringen. Nur wenn der Regen ausbleibt, schlägt die sonst so üppige Ernte gänzlich fehl. Die große Hungersnoth mit all dem unendlichen Elend und dem sich daran knüpfenden Greuel ist die Folge solch eines Regenmangels gewesen (wie sie vor 2 Jahren die Nordprovinzen China's heimsuchte), der sich in längeren oder kürzeren Intervallen dort immer wieder einmal einzustellen pflegt. — Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die geistreiche Erklärung v. Richthofens über die Entstehung des Löß näher eingehen. Wir bemerken nur, wie er überzeugend nachweist, daß dieser Boden nicht unter dem Einflusse des Wassers, sondern vielmehr der Luft und des Windes entstanden sein muß. Nach seiner Auffassung sind die Lößgegenden ehemalige abflußlose Salzsteppen, wie sie noch jetzt das centralasiatische Becken einnehmen. Im Laufe der Zeit hat sich dort unter den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen die durch den Einfluß der Luft zersetzte Masse der Gebirgsoberfläche zusammen

Zwischen Bergzügen verschiedener Höhe dehnen sich weite Ebenen aus, oder, richtiger gesagt, flache Mulden, die von einem labyrinthischen System tiefer Einschnitte mit schroffen Wänden durchfurcht sind. Die Hauptflüsse haben sich eine breitere Bahn gespült und haben auf jeder Seite einen Streifen Alluviallandes, das hier wie dort von senkrechten gelben Wänden bis zur Höhe von 500 Fuß und mehr eingefaßt ist. Die Betten der Nebenflüsse sind schmäler, und jeder Bach hat seine Furche ausgewaschen. Oft ist eine solche bei 30 Fuß Tiefe nur 3—4 Fuß breit. Hätten nicht die Chinesen mit bewundrungswürdigem Geschick in diesem Gewirr von Schluchten Wege angelegt, so würde die ganze Gegend grabezu unpassirbar sein. Wo diese Wege auf der Hochfläche angelegt wurden, sind sie im Laufe der Zeit unter dem Einflusse des Regens selber tief eingeschnitten und führen zwischen schroffen Wänden hin. Es ist eine langweilige Wanderung, Stunden, ja Tage lang zwischen solchen gelblichen Wänden, die man stellenweis fast mit dem Ellenbogen berührt, hinzuziehen. An der oberen Kante derselben hängen ziemlich eintönig einige Grasbüschel herüber, die einzigen Spuren von Leben, sonst ist alles todt und öde. Führt der Weg auf ein breiteres Thal hinaus, so hat man oft die sonderbarsten Formen vor sich, die das Wasser dort ausgewaschen hat, wo die Schluchten mehrerer Nebenflüsse zusammentreffen: Burgen mit Zinnen, einzelne freistehende Pfeiler, mehrere hundert Fuß hoch, und dergl. Sieht man aber von der Höhe über die Hochebene hin, so hat man weit und breit den grünen Teppich fruchtbarer Saatfelder vor sich.[1]) Vielfach ist der Rand der Schluchten mit mehreren ganz senkrecht abgeschnittenen Terrassen eingefaßt.[2]) Wie Bänder sieht man dort die grünen horizontalen Flächen und die gelben vertikalen eine um die andre geschichtet. Wo aber haben bei dieser sonderbaren Formation die Menschen ihre Wohnungen? In den breiteren Flußthälern gibt es Städte und Dörfer, die denen in den andern Theilen Chinas gleichen. Wo das Thal keinen Raum mehr bietet, finden wir die seltsame Erscheinung eines wohlkultivirten Troglodytenlebens. Es wird ein Loch in die leicht zu bearbeitende Lößwand getrieben, nach innen zu auf beiden Seiten erweitert, durch die davor stehen gebliebene Wand ein Fenster gebrochen — und eine Wohnung für die einfachsten Verhältnisse ist fertig. Vielfach werden diese Höhlenwohnungen mit gebrannten Backsteinen ausgemauert und überwölbt, auch die Thür und eine ganze Reihe von Fenstern eingefaßt, so daß sie eine kunstvolle Façade bilden, und ab und zu sollen sogar wahre Lößpaläste zu sehen sein. Manche solcher Wohnungen sind schon Jahrhunderte alt. Auch für das

---

gehäuft, auf der eine Grasschicht nach der andern wuchs und verschüttet wurde (daher die Kapillarität). Aendert sich durch eine Bodensenkung und den dadurch herbeigeführten Abfluß des Wassers das Klima, so gestaltet sich die Salzsteppe in ein fruchtbares Gebiet um. Bei dieser Auffassung muß also die Hypothese zu Hülfe genommen werden, daß Theile des Kontinents früher höher waren und sich im Laufe der Zeiten gesenkt haben. — Der Löß, der in China Hwang-fu (gelbe Erde) genannt wird, erreicht dort an einigen Stellen eine Mächtigkeit von 2000 Fuß.

[1]) Der Ackerbau erstreckt sich hier bis in die Region von 2000 m über dem Meeresspiegel, während in den südlichen Provinzen mit 600 m der Anbau aufhört.

[2]) Infolge der oben erwähnten getrennten Ablagerungen.

Vieh werden Ställe in ähnlicher Weise hergestellt. Wirthshäuser erstrecken sich oft 100—200 Fuß tief in den Boden und haben zu jeder Seite eine Reihe von Kammern.

Diese eigenthümliche Lößgegend, die ganz außergewöhnliche strategische Verhältnisse bedingt[1]), war die Wiege der chinesischen Kultur, wie wir weiterhin aus der Geschichte sehen werden. Dieses Gebiet war auch zur Entfaltung einer Kultur besonders geeignet. Die nördlich und westlich angrenzenden Länder bieten nur ein Feld für das Nomadenleben, so daß von dieser Seite überlegene Nachbarn nicht zu fürchten waren. Dennoch wurde im Laufe der Zeit das chinesische Reich, wenn es durch innere Wirren geschwächt war, von dorther durch den Andrang von Nomadenhorden bedroht. Zum Schutz gegen dieselben erbaute der schon erwähnte Kaiser Schi-hwang-ti um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. die bekannte große Mauer, ein Riesenwerk, das, wie der Kaiserkanal, „nur in einem Lande ausführbar war, wo über Millionen von Arbeitern verfügt werden konnte. Sie ist 275 Meilen lang, 20 Fuß hoch, bei einer Breite, in der 6 Reiter neben einander Platz haben, und führt oft doppelt und dreifach gezogen und fast von 100 zu 100 Schritt mit Bastionen und Thürmen versehen, über Bergketten bis zu 5000 Fuß hoch, durch Thalgründe und über Flüsse. Es stecken mehr Backsteine darin, als alle Häuser in England und Schottland zusammen enthalten, und mit ihrem Material ließe sich eine niedrige, schmale Mauer zweimal um den Erdball ziehen. Seitdem die Mandschu trotz der Mauer eingedrungen sind und das Land beherrschen, dient das großartige Werk mehr polizeilichen Zwecken und ist stellenweis ganz im Verfall."

Bei der Ausdehnung und verschiedenen Erhebung des Landes muß das **Klima** von China natürlich ein sehr verschiedenes sein, und obschon der ganze Raum von 42—20° nördl. Breite durch den 35. Breitegrad naturgemäß in zwei Zonen, eine nördliche des veränderlichen Niederschlags und eine südliche des Regens, sich theilen läßt, so kommen doch in beiden, da sich hier wie dort das Gebirgsland bis über die Schneegrenze erhebt, alle Klimaregionen vor. In der Zone des veränderlichen Niederschlags, welche das nördlich vom Hwang-ho gelegene Tiefland und das nordchinesische Alpenland umfaßt und vier Jahreszeiten hat, gefrieren die Flüsse schon im November und behalten das Eis bis zum März; Nebel, geringer Schneefall und Nordlichter sind im Gefolge eines strengen Winters, der in Pe-king eine mittlere Temperatur von — 3° R. hat. Auf einen kurzen Frühling folgt ein heißer Sommer, dem der ozeanische Einfluß reichliche Regen gibt, der Herbst aber ist gleichfalls kurz. Die Zone des Regens zerfällt wieder in zwei Theile, deren nördlicher, die schönsten und mildesten Gegenden umschließend, bis zum Nan-ling, etwa unter dem 25. Breitegrad, reicht.

[1]) So lange ein fester Punkt am Eingange der Hauptschlucht gehalten wird, ist das ganze zu diesem Flußsystem gehörige Land gegen die größte Heeresmacht gesichert; wenn aber jener einmal genommen ist und der Feind sich in den Furchen des Landes festgesetzt hat, so ist er nicht wieder zu vertreiben.

Hier in dem südlichen Tieflande und den niederen Berggegenden bekundet die regelmäßige Folge von zwei nassen und zwei trocknen Jahreszeiten, deren Eintritt mit den vier Zeiten des Nordens zusammenfällt, ein subtropisches Klima. Dagegen hat das südliche und südöstliche Küstenland echt tropischen Charakter mit nur zwei von den Monsûn abhängigen Jahreszeiten, einer nassen bei Südwest-Monsûn vom April bis Oktober, und einer trocknen bei Nordorst-Monsûn vom Oktober bis April. Die mittlere Jahrestemperatur von Kanton ist 18° R. Innerhalb der Monsûne wüthen an den Küsten zwischen dem 34–14° nördl. Breite heftige Stürme unter dem Namen der Teifun, am fürchterlichsten im Juni und Juli, selten vom Dezember bis Mai, die jedoch je mehr landeinwärts, desto schwächer werden.

Die **Bevölkerung** des eigentlichen Chinas wird nach den neuesten Quellen auf 405 Millionen angegeben. Sie ist sehr ungleich über das Land vertheilt. In den östlichen Provinzen ballt sie sich derart zusammen, daß diese zu den am dichtesten bevölkerten Theilen der Erde gehören. Auch Hu-pe, vom Yang-tsz-kiang durchströmt, hat eine sehr starke Bevölkerung. Nur schwach sind die südlichen Küstenprovinzen Kwang-tung und Kwang-si, am schwächsten die im Innern gelegenen Kwei-tschеu und Yün-nan bevölkert. — Nicht alle Bewohner des Reiches gehören einem und demselben Stamme an. Das Hauptvolk der Chinesen ist zu einem guten Theil mit Mongolen vermischt. Einen nicht geringen Theil bilden die herrschenden Mandschuren (Tataren), und als die vierte Nationalität kommen die südlichen und südwestlichen Gebirgsvölker in Betracht, die Miau-tsz, die als Urbewohner Chinas gelten. Nur ein Theil derselben hat mit seiner Unabhängigkeit seine ethnographische Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitte erhalten und führt in unzugänglichen Gebirgsgegenden ein rohes, halbwildes Leben. Sie werden Schang-Miau-tsz (grüne, rohe) genannt und sind auf bestimmte Gebiete beschränkt, deren Grenzen mit Wachtposten an den Thalausgängen wohl verwahrt sind. Sie finden sich in Kwang-si, Kwei-tschеu, Sz-tsch'uen und Yün-nan. Die andern heißen Schuk-M. d. i. reife, gebildete. Sie stehen entweder ganz unter chinesischen Behörden oder unter ihren der Regierung ergebenen Häuptlingen und haben mehr oder weniger chinesische Sprache und Sitte angenommen. Bei dem Verfall der chinesischen Sprache in neuerer Zeit haben auch die Miau-tsz der Regierung viel zu schaffen gemacht, und nur mit Mühe gelang es kürzlich, einen ausgedehnteren Aufstand zu unterdrücken.

Abgesehen von den erwähnten Ausnahmen und einigen Eigenthümlichkeiten der Mandschuren, sind jene verschiedenen Bestandtheile zu einem einheitlichen Volke vollständig verschmolzen. Zwar sind die Mandschuren, die vor zwei Jahrhunderten aus ihren Wäldern und Steppen herabzogen und das Land eroberten, die eigentlichen Herrscher, zu denen nicht blos der Kaiser mit seinem Hofstaat und Fürsten, sondern auch alle großen und kleinen Mandarinen oder Beamten, alle Kriegsbefehlshaber und die meisten Soldaten gehören; aber sie alle haben chinesische Sprache, Sitte und Lebensart so angenommen, daß mehr

China über die Mandschuren herrscht, als der Mandschu über China. Auch den Mongolen von der großen, freien Steppe, welche durch alte Eroberung Chinas und durch neue Unterthänigkeit ins Land gekommen sind, mag man kaum noch an ihrer eckigen, groben Gesichtsform ihre Herkunft anmerken; auch sie hat China an sich gezogen und seinem Volke gleich gemacht.

Wohl merkt man, ob der Chinese da groß gewachsen ist, wo in den Eisen- und Silberbergwerken zwischen den himmelhohen Bergen unermüdlicher Fleiß gräbt und hämmert, ob da, wo der Alpenbauer nur spärlich an jähen Abhängen sein Vieh weidet und an den Abgründen die heilsame Rhabarberpflanze zum Verkauf sucht, ob da, wo in den Wäldern das Unsterblichkeit verleihende Dschinsengkraut gesammelt wird, oder ob er in einer der Riesenstädte heimisch ist, welche von Millionen wimmeln. Wohl ist ein Unterschied zwischen dem Manne, der sein Leben lang am Meergestade die Wogen des Ozeans geschaut und die eintönige Uferbrandung gehört hat, der gar nur auf Floß oder Schiff geboren, erzogen und angewiesen ist, dem Meere seine Nahrung abzugewinnen. Anders geartet erscheint der Anwohner des von tausenden von Schiffen bedeckten Kaiserkanals und der einfache Bauer aus den inneren Provinzen. — Und doch trotz all dieser reichen Mannigfaltigkeit, die eine eigene, gegliederte, in sich geschlossene Welt in China zeigt, herrscht nur eine Sprache unter all den Tausenden und Millionen, die diese Welt erfüllen, — und so zahlreich auch die Mundarten derselben sein mögen, es lesen alle dieselbe Schrift und finden denselben Gedanken in ihren wunderlichen Zeichen ausgedrückt.

Hinsichtlich der äußeren Erscheinung ist folgendes zu bemerken. Der Chinese ist von mittlerer Statur. Auf schlanken Wuchs gibt er nichts, denn er hüllt sich in eine weite Kleidung, die von den Körperformen wenig erkennen läßt. Eine breite Stirn, kurze plattgedrückte Nase, kleine geschlitzte Augen von schwarzer Farbe, große breite Ohren, ein Mund von mittlerer Größe charakterisiren seine mongolische Gesichtsbildung, die in seinen Augen das höchste der männlichen Schönheit ausmacht. Zur Vervollständigung derselben gehört Körperfülle und das stets schwarze Haar. Die ins Gelbliche spielende Gesichtsfarbe unterscheidet sich in den nördlichen Provinzen nur wenig von der der Europäer. In den südlichen nähert sie sich, unter dem Einflusse der tropischen Sonne, mehr dem Bräunlichen oder der Olivenfarbe, besonders bei den Landleuten, die beim Arbeiten bis zur Brust nackt zu gehen pflegen.[1]) Die Mandschuren sind stärker gebaut und haben weniger den gelblichen Ton der Hautfarbe. —

Ueberblicken wir nun näher die **18 Provinzen**[2]), in welche das Reich eingetheilt ist, und fassen dabei die für unsre Zwecke wichtigen Städte etwas näher ins Auge. Jede Provinz zerfällt in mehrere Regierungsbezirke (Fu d. h. Archiv), die nach dem Hauptorte benannt werden, diese wieder in einige Oberamtskreise (Tscheu d. h. Insel), deren jeder eine größere Zahl Amtskreise (Hien) enthält, die noch in kleinere Abtheilungen (Ting) getheilt werden. Einige Tscheu sind unabhängig und keinem Fu untergeordnet.

Die nördlichste Provinz ist **Pe-tschi-li**, die größtentheils der oben

[1]) Berghaus, die Völker des Erdballs, I S. 31; f.
[2]) Ich folge hier meist den Handbüchern von Daniel, v. Klöden u. a.

genannten Alluvialebene angehört. In der nordwestlichen Ecke derselben, ein paar Meilen vom Gebirge, das sich im Westen erhebt, und 12 Meilen von der großen Mauer entfernt, liegt Pe-king (Nordstadt), die jetzige Residenz des Reiches, deren Bevölkerung sehr verschieden auf $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen angegeben wird. Sie liegt an einem Kanal des Pei-ho, 25 Meilen von der Küste entfernt. „Da die Mauer, welche die Stadt umgibt, so hoch ist, daß sie über alle Gebäude hinausragt, so bietet der Anblick aus der Ferne nur weit gedehnte Mauerlinien, welche Aehnlichkeit mit europäischen Befestigungen zeigen. Die 60 Fuß hohe und oben 48 Fuß dicke Ringmauer, mit 16 Thoren und Thorthürmen, umschließt ein längliches Viereck, das 6 Meilen im Umfang hat. Außerhalb der Mauer liegen noch 12 Vorstädte. Ganz Pe-king theilt sich in die Tataren- (Mandschu-) Stadt und in die Chinesenstadt, beide durch eine hohe Mauer mit drei Thoren, die abends geschlossen werden, getrennt. Die Hauptstraßen sind lang und breit, aber ungepflastert, die Seitenstraßen aber sehr enge. Die nördliche Tatarenstadt enthält den Palastbezirk, ein ummauertes Viereck von $\frac{1}{2}$ Meile Umfang, mit Palästen und Tempeln in Menge zwischen Gartenanlagen und Seen. Außerdem enthält dieser Theil das Examinationsgebäude mit 10 000 Zimmern, die Akademie, kaiserliche Bibliothek (300 000 Bände), Sternwarte, Staatsdruckerei u. s. w. Die südliche Chinesenstadt hat viele prächtige Läden und Tempel. Auch muhammedanische Moscheen sieht man, und die alte römisch-katholische Kathedrale, die mehr als 100 Jahre in Ruinen lag, ist seit 1860 wieder mit Glanz hergestellt worden. Auch eine griechisch-russische Kirche thut sich hervor."

„Da wo der Pei-ho durch den Yeung-lian-ho (Getreide tragender Fluß) mit dem Kaiserkanal in Verbindung kommt, liegt, von endlosen gelben Sand- und Schlammebenen umgeben, Tien-tsin, mit 400 000 Einwohnern, das allgemeine Emporium für die nördlichen Provinzen Chinas, der Schlüssel und das Proviantthaus von Pe-king. Nordwestlich an der großen Mauer liegt Tschang-kia-keu oder Kalgan, ein wichtiger Stapelplatz für den Verkehr mit Sibirien, wo russische Kaufleute sich niedergelassen haben.

2. **Schan-tung** (Ostberg) ist die Provinz, welche zum größten Theil das oben erwähnte inselartige Gebirgsland umfaßt, das im Süden den Golf von Pe-tschi-li begrenzt. Die Küste ist steil und gebuchtet. Viele kurze aber reißende Flüsse durchziehen das Hochland, das fruchtbare Lößmulden und reiche mineralische Schätze enthält. Die Hauptstadt Tsi-nan-fu liegt in der Ebene, am jetzigen Laufe des Hwang-ho. Nicht weit davon ist der Taï-schan (große Berg), der berühmteste Wallfahrtsort für verschiedene Sekten, die dort ihre Klöster und Tempel haben. Lange Karawanen von Pilgern ziehen dorthin. Diese Provinz ist das Vaterland des K'ung-fu-tsz, dessen Nachkommen hier in ziemlicher Anzahl vorhanden sind und erbliche Titel besitzen. Sein majestätisches Grabmal steht dort im Schatten einer Eichenwaldung. Als wichtigster Hafenplatz ist Tschi-fu zu nennen mit 120 000 Einwohnern, an der gebirgigen Nordostküste der Halbinsel.

3. **Kiang-su** und 4. **Gan-hwui** zu einem Gouvernement Kiang-nan vereinigt, schließen sich im Süden an die vorgenannte Provinz. Die erstere liegt fast ausschließlich in der Ebene, die andere hat im Südwesten zu beiden Seiten des Yang-tsz-kiang, der beide Provinzen durchströmt, Gebirgsland und zwar im Norden die Ausläufer des oben erwähnten Scheidegebirges. Dreißig Meilen von der Mündung des Stromes liegt Nan-king (eigentlich Kiang-ning), einst die eigentlich chinesisch-nationale Hauptstadt. Der Umfang ihres Terrains beträgt $3^1/_2$ Meilen, aber seit der Zerstörung durch die Tai-p'ing ist der größte Theil noch jetzt ein Ruinenfeld. Der einst vielgenannte Porzellanthurm liegt auch in Trümmern. Nur sehr allmählich scheint Nan-king seine Bedeutung als Fabrikstadt (Baumwollenzeug gleiches Namens und geblümter Atlas) sowie als Handelsstadt wieder zu gewinnen. Zehn Meilen stromabwärts liegt Tsching-kiang-fu, das durch den hier vorüberführenden Kaiserkanal seine Bedeutung erhält. Im Süden des Stromes hat Kiang-si mehrere Seen, namentlich den mächtigen Tai-hu. Nicht weit davon liegt Su-tschau, eine der größten (2 Millionen Einwohner) und schönsten Städte des Reichs, mit seinen Kanälen das chinesische Venedig, als Vorort des feinen Geschmacks, eleganter Sitte das chinesische Paris, voller Reichthum, Leben und Lust, als irdisches Paradies gerühmt, aber auch mit den dunkeln Schatten raffinirter Großstadtsünden.

Am wichtigsten ist für uns der Hafenplatz Schang-hai mit 1 Million Einwohner innerhalb der Mauer und 70 000 in dem außerhalb befindlichen Europäerviertel. Er liegt am Wu-sung, einem Nebenfluß des Yang-tsz-kiang, in den er sich kurz vor dessen Mündung ergießt. Die ganze Gegend ist von Kanälen durchschnitten und erinnert an manche Gegenden Hollands. Die Kommunikation ist nach allen Seiten zu Wasser. Schang-hai ist der bedeutendste Platz für den europäischen und amerikanischen Handel in China, sowie ein großer Stapelplatz des Binnenhandels. Schon vor einer Reihe von Jahren befuhren außer den Tausenden von Dschunken nicht weniger als 80 Dampfer den Yang-tsz-kiang. Ein nicht unbedeutender Theil des überseeischen Handels ist in deutschen Händen.

5. **Tsché-kiang**, die nunmehr nach Süden zu folgende Küstenprovinz, bildet die östliche Ausbiegung Chinas. Es umfaßt die hauptsächlichsten Seidenbaudistrikte. Das Land ist bis auf einige Küstendistrikte gebirgig. Die vielgebuchtete Küste ist am tiefsten eingeschnitten durch die Hang-tschau-Bai, genannt nach der nicht weit von ihr gelegenen gleichnamigen Stadt, von 1 Million Einwohner, die neben Su-tschau sprichwörtlich als irdisches Paradies gilt. Sie ist an dem berühmten See Si-hu gelegen, dessen natürliche und künstliche Schönheiten zu dem Ueberraschendsten in ganz China gehören sollen. Von drei Seiten ist er mit hohen malerischen Bergen umgeben, deren Thäler das glänzend hellgrüne Laub des Kampherbaumes und das purpurfarbene des Talgbaums neben dem Schwarzgrün der Lebensbäume zeigen. Arme des Sees ziehen sich in die Thäler hinein. Hier finden die Stadtbewohner besonders in Wasserpartien ihr Vergnügen. Die Stadt selbst ist voll

der prächtigsten Läden, namentlich ist Seiden- und Pelzhandel sehr bedeutend. Auch die Fabrikation von Seiden- und Goldbrokatstoffen ist nirgends größer als hier. — Von hier führt uns in östlicher Richtung ein Kanal über die ansehnliche Stadt Schau-hing durch eine von Bergen begrenzte Ebene nach Ning-po (½ Million Einwohner), 4½ Meilen vom Meere, am Zusammenfluße zweier Flüßchen gelegen, die sich zu einem schiffbaren Kanal vereinigen. Die ganze Umgegend ist von Wasseradern durchschnitten. Sechs große und viele kleinere Städte, deren Bewohner immer noch nach Zehntausenden zählen, dazu eine Menge von Dörfern liegen in der Nähe. Die Stadt selbst, deren von Gebirgszügen eingeschlossene Lage bei der Ausdehnung der sumpfigen Reisfelder für die Gesundheit nicht günstig ist, gilt als Vorort literarischer Bildung, ⅕ der Bewohner sollen Gelehrte sein. Sie ist von einer etwa 1½ Stunden langen Mauer umgeben, durch welche sechs Thore in die Vorstädte und zu dem nahen Flusse führen; über jedem Thore ist ein Wachtposten errichtet. In einigen Gegenden der Stadt sind viele Gärten und Begräbnißplätze, letztere mit Buschwerk und verschiedenen Melonenarten bepflanzt, wodurch diese Stadttheile ein ländliches Ansehen gewinnen. Die Stadt hat ungemein viel Tempel und große Privathäuser, und die Breite und Reinlichkeit der Hauptstraßen macht einen günstigen Eindruck. Dagegen zeigt die Menge miethbarer Häuser, der Verfall so mancher Gebäude und die Verlassenheit anderer, daß die Stadt ihren früheren Glanz und Wohlstand schnell einbüßt. Doch ist es noch immer ein Ort von Bedeutung und führt einen beträchtlichen Handel mit Su-tschau und Hang-tschau u. s. w. Der europäische Handel steht dem von Schang-hai nach; doch wird hier Seidenhandel von den Eingebornen nach Japan getrieben. Vor der Mündung des Ning-po-Kanals liegt die Insel Tschu-san mit der Stadt Ting-hai sowie einige andere kleinere Inseln, deren eine durch ihr Buddhistenkloster berühmt ist.

6. **Fu-kien**, eine gebirgige Provinz, „die chinesische Schweiz", liegt im Süden resp. Südwesten von Tsche-kiang. Eine ansehnliche Gebirgskette, parallel mit der Küste, bildet die Grenze nach dem Innern. Die Thäler sind reich bebaut, ebenso ein gut Theil der Berge in Terrassen. Im Norden liegen die hauptsächlichsten Theedistrikte. Die Hauptstadt ist Fu-tschau (800 000 Einw.), an den Ufern des Min, in der breiten, von prächtigen Bergamphitheatern umgebenen Flußebene gelegen. Eine lange Bogenbrücke überspannt den Min, der stets von Fahrzeugen aller Art und schwimmenden Wohnungen bedeckt ist. Das britische Konsulat befindet sich auf dem südlich von der Stadt gelegenen, etwa 250′ hohen, schön bewaldeten und mit vielen Tempeln und Pavillons geschmückten Hügel Wu-schi-schan (Schwarzsteinhügel), von wo man eine schöne und umfassende Aussicht über Stadt und Umgegend genießt. Im ganzen ist Fu-tschau armseliger gebaut als Ning-po und hat auch weniger Tempel und schöne Privatwohnungen. Ihre Bewohner zeigen ein mehr düsteres, zurückhaltendes und unruhiges Wesen, sprechen eine rauhe Mundart und zeigen in mehrfacher Beziehung die traurigen Folgen des hier bedeutenden Opiumhandels und -Genusses. Der Mangel

an Höflichkeit ist bei ihnen auffällig; man erblickt hier mehr Verbrecher, welche das Kang tragen, als in anderen Hafenstädten, und Bettler vom schmutzigsten Aussehen füllen die Straßen. Im Süden ist die bedeutende Handelsstadt Hia-men oder Amoy (spr. E-moi) (400 600 Einw.), zu erwähnen, die auf einem der zerklüfteten Küste vorgelagerten Felseneilande liegt. Auch ist die dritte Großstadt der Provinz, einige Meilen westlich auf dem Festlande, Tschang-tschau, ein ansehnlicher Fabrikort, zu nennen.

Einen Theil von dieser Provinz bildet die gegenüberliegende Insel Taï-wan, von den Europäern Formosa genannt. Der westliche Theil derselben ist mit Chinesen bevölkert und steht seit dem 16. Jahrhundert unter der Regierung; die östliche Hälfte mit ihren wilden Waldgebirgen gehört noch rohen, blutdürstigen eingebornen Stämmen. Die Hauptorte des chinesischen Gebietes ist Taï-wan-fu im Süden und Ta-kau etwas weiter südöstlich. Auch im Norden der Insel sind ein paar dem europäischen Handel geöffnete Häfen.

7. **Kwang-tung**, ein von breiten Flußthälern durchschnittenes Gebirgsland, ist durch Fruchtbarkeit, Industrie und Handel die wichtigste der südlichen Provinzen. Den Namen der Hauptstadt Kwang-tschau-fu haben die Europäer in Kanton verändert. Es liegt an dem bereits erwähnten aus 3 Zuflüssen gebildeten Strom. Die eigentliche Stadt ist von einer wohl gegen zwei Stunden langen Mauer umgeben; eine von Osten nach Westen laufende Mauer trennt die sogenannte Altstadt, worin die Tataren und Soldaten mit ihrem General wohnen, von der etwa nur 1/3 so großen Neustadt auf der Nordseite. Von beiden Enden derselben läuft eine Mauer bis an den Fluß hinab; die weitausgedehnten Vorstädte aber sind größer als die eigentliche Stadt. Es gibt 12 Außenthore, 4 in der Scheidemauer und 2 Wasserthore, welche beständig bewacht und des Nachts sämtlich geschlossen werden. Die ausländischen Faktoreien, Hongs genannt[1]), liegen in den westlichen Vorstädten; die Wohnungen des Statthalters und anderer hohen Beamten sämtlich innerhalb der Mauern; der Stadt gegenüber liegt die Vorstadt Honam mit dem großen Buddhistentempel. Ein großer Theil der anderthalb Millionen Einwohner lebt auch hier in Booten auf dem Strome, die denselben auf eine Ausdehnung von 2 Stunden beleben.

Oberhalb Kanton gibt es viele bedeutende Fabrikorte, die Seidenwaaren, Leinenzeuge und Metallwaaren liefern. Im Osten, nicht weit vom Tong-kiang, liegt der heilige Berg Lo-fau mit seinen Buddhistenklöstern. Unterhalb Kanton verzweigt sich der Strom und umschlingt größere und kleinere Eilande. Auf der Insel Whampoa, 2 Meilen von der Stadt, liegt der gleichnamige Stapelplatz; denn weiter hinauf können größere Schiffe nicht gehen. Die Güter werden hier in Dschunken und Boote verladen. Weiter hinab erweitert sich der immerfort inselreiche Strom seenartig, und diese Erweiterung führt von der Tiger-

[1]) Nur hier war früher den Ausländern der Handel mit dem chinesischen Reiche gestattet. Seit Eröffnung der andern Häfen ist der Handelsverkehr Kantons namentlich durch Schang-hai bedeutend überflügelt worden.

insel den Namen bocca tigris. Viele verzweigte Arme des Ostflusses fallen hier ein, und es entsteht ein wahres Flußlabyrinth, in dem nur ein Kundiger sich zurecht finden kann. Auf einmal verengert sich die bocca zu einer schmalen Passage, zu beiden Seiten nackte Felsenhöhen mit Batterien gespickt. Durch diese Enge gelangt man in das Außenbassin, das im Westen durch das Inselgewirr des Deltas gebildet wird, das mit der Insel Macao ins Meer ragt[1]), auf der andern Seite durch das vielgebuchtete gebirgige Gebiet des Si-non und Tung-kun-Kreises, das wir als Gebiet deutscher Mission später näher ins Auge fassen wollen.

Eine der im Süden der bergigen Küste gegenüberliegenden Inseln ist die britische Besitzung Hong-kong, nur durch eine schmale Meerenge von jener getrennt. Drei bis vier Stunden lang und an ihrer breitesten Stelle etwa 2—2½ Stunden breit, erstreckt sie sich in unregelmäßiger Richtung von Nordwesten nach Südosten und biegt auf der nördlichen Seite an beiden Enden dem gegenüberliegenden Festland zu. Es befinden sich auf derselben mehrere Dörfer, von Fischern, Krämern und einigen Bauern bewohnt. Nur wenige Stellen sind urbar, da die Insel fast ganz aus hohen Felsen besteht. Die zwischen ihr und dem Festland sich hinziehende Meerenge bildet zugleich einen etwa 1½ Stunden langen und ½ Stunde breiten, ausgezeichnet sicheren Hafen und Ankerplatz, auf welchem die Schiffe vor allen Gefahren aufs trefflichste geborgen sind. Erst durch die britische Herrschaft, seit 1841, hat die Insel Bedeutung erlangt, und die damals angelegte Hauptstadt Viktoria ist bald ein blühender Handelsplatz geworden. Die großartigen Bauten des europäischen Quartiers, das mit drei parallelen Straßen sich am Ufer hinzieht, sowie die ausgedehnte Chinesenstadt — alles an der Stelle eines früheren armseligen Fischerdorfes — sind von den hohen Kegelbergen der Insel überragt. Auf der andern Seite hat man den Blick auf die malerischen Gebirgszüge des Festlandes. Viele Chinesen, die sich in Hong-kong nur der Geschäfte wegen aufhalten, haben ihre Familien drüben und gehen auf Veranlassung gewisser Feste dorthin zum Besuch.

Ganz kurz erwähnen wir nur die Insel Hai-nan, die im Innern noch von unabhängigen Stämmen bewohnt ist und einen Theil der Provinz Kwang-tung bildet.

Bis hierher haben wir der Reihe nach die Küstenprovinzen betrachtet. Gehen wir nun in das Innere, und zwar im Westen von Kwang-tung:

8. **Kwang-si**, das obere Gebiet des Si-kiang, ein Gebirgsland, in das die chinesische Kultur erst spät Eingang fand, und noch bis jetzt nicht ganz bewältigt hat. Hier leben, wie schon angedeutet, noch Stämme der Miau-tsz. Weiter nach Westen folgt:

9. **Yün-nan**, ein zerklüftetes Alpenland, im Norden berührt vom

---

[1]) Nur die äußerste kleine Halbinsel mit der gleichnamigen Stadt gehört den Portugiesen. Seitdem Hongkong britisches Gebiet wurde, ist der Handel von Macao fast bedeutungslos geworden.

Yang-tsz in einem Theile seines oberen Laufes, im Süden tief durchfurcht von den Quellflüssen der Ströme des benachbarten Hinterindiens. In neuerer Zeit bemüht man sich, von dorther eine Ueberland-Handelsstraße nach China anzulegen. Die bedeutenden Terrainschwierigkeiten für den Bau einer Eisenbahn treten aber immer deutlicher zu Tage. Ein nicht geringer Theil der Bevölkerung von Yün-nan hat den Islam angenommen und durch eine langjährige Insurrektion der Regierung viel zu schaffen gemacht. Letztere hat dieselbe keineswegs nachdrücklich zu überwinden gewußt, und wenn auch die Provinz wieder nominell dem Reiche unterworfen ist, so scheint der Einfluß der Regierung daselbst nur ein sehr geringer zu sein.

10. **Kwei-tschеu**, im Norden von Yün-nan und Kwang-si, ist eine der unkultivirtesten Provinzen, überwiegend von Stämmen der Urbevölkerung (Lolo) bewohnt. Ethnographische Forschungen weisen die Verwandtschaft derselben mit den Gebirgsvölkern Hinterindiens nach.

11. **Sz-tsch'uen** am Mittellaufe des Yang-tsz, äußerst fruchtbar und reich an Mineralien; die hohen Gebirge ragen bis in die Schneegrenze hinein.

12. **Hu-nan** und 13. **Hu-pe** liegen im Osten der beiden vorigen und machten früher die eine Provinz Hu-kuang aus. Dies Gebiet bildet ein großes Becken, das, vom Yang-tsz durchströmt und überhaupt zu den wasserreichsten Theilen Chinas gehörend, eine wichtige Kornkammer bildet. Die nördlichen Theile von Hu-pe gehören schon der oben geschilderten Lößformation an. Zwischen den beiden Provinzen liegt der größte See Chinas, der Tung-ting-hu von 28 Meilen Umfang, sowie mehrere andere bedeutende Seen.

Die Stadt Wu-tschang an dem hier 13 000 Fuß breiten Yang-tsz, mit den dicht dabei liegenden Großstädten Han-yang und Hang-kau, gehört zu den dem europäischen Handel geöffneten Häfen. Die Bevölkerung der drei Orte ist jedenfalls zu hoch auf 5 Millionen geschätzt worden, soll jedoch nach v. Klöden die Seelenzahl Londons übertreffen. Angeblich gegen 10 000 Schiffe (darunter die größten Seeschiffe) und unermeßliche Holzflöße bedecken den Strom. Die Straßen bestehen fast nur aus Läden und Magazinen; jedes Produkt hat sein besonderes Viertel. In den Straßen reihen sich die Lastträger förmlich an einander. Dennoch herrscht überall Ordnung. Von hier kommen gewaltige Mengen von Reis, Korn, Seide, Baumwolle, Thee, Papier, Wachs, Blei, Kupfer, Silber, Malachit u. s. w. in den Handel. Aus allen Gegenden des großen Reichs strömen die Kaufleute hier zusammen. Es ist dies wahrscheinlich der wichtigste Markt in ganz Asien.

14. **Kiang-si**, im Osten von Hu-nan, hat im nördlichen Theil eine vom Yang-tsz durchströmte fruchtbare Ebene, in der sich der Po-yang-See an den Strom anschließt, während der Süden gebirgig und arm ist. Im Süden des genannten Sees liegt die regelmäßig und schön gebaute Hauptstadt Nan-tschang. An der östlichen Seite desselben ist der Hauptdistrikt der Porzellanmanufaktur. Tausende von Oefen sind fortwährend im Gange. Zu Kin-ti-tsching besteht die große kaiserliche Fabrik. Auch die reiche Handelsstadt Kiu-kiang am Yang-tsz

und unsern des Po-yang-hu sei hier noch als einer der Freihäfen erwähnt.

Gehen wir endlich zu den nördlichen Binnenprovinzen, die ausschließlich dem erwähnten Lößgebiete angehören.

15. **Honan** wird in seiner ganzen Breite vom mittleren Hwang-ho durchströmt. Diese Provinz wird der Garten des Reiches oder die Blume der Mitte genannt. Zu der Unerschöpflichkeit des Bodens kommt hier ein mildes Klima. Im Westen sind Gebirge mit großen Wäldern, darunter der gefürchtete Tigerpark. Die Hauptstadt ist Kaïfung-fu in der Nähe des Hwang-ho. Einst war sie die Hauptstadt des Reiches. Durch die Eindeichungen des Flusses liegt sie unter dem Wasserspiegel und ist daher vielfach Ueberschwemmungen ausgesetzt, die großen Schaden anrichten. Bei einer solchen sollen in der Stadt allein 300 000 Menschen umgekommen sein. Daher hat sie seit langer Zeit ihren alten Glanz verloren. Hier befindet sich die später zu erwähnende Judenkolonie.

16. **Schan-si**, nördlich von Hon-an und westlich von Pe-tschi-li gelegen, zeigt vielleicht am ausgeprägtesten die charakteristischen Lößformationen. Hier liegt das eigentliche Stammland der chinesischen Kultur. Man zeigt hier noch angeblich die Grabmäler der alten Kaiser, deren Herrschaft bis in die vorhistorische Zeit zurückreicht. Jenseits der großen Mauer, die hier die nördliche Grenze bildet, liegen die öden Steppen der Mongolei. Ebenso an der Nordwestseite von

17. **Schen-si**, wo sie auf eine Strecke dem Laufe des Hwang-ho folgt und denselben zweimal überschreitet. Die Provinz soll Goldminen enthalten, doch sie werden nicht ausgebeutet. Von hier kommt der viel begehrte und zu Siegeln verarbeitete Nephrit. Die Becken zwischen den Gebirgszügen sind von großer Fruchtbarkeit. Aber das Klima ist rauh; Reis gedeiht nicht mehr, wohl aber Weizen, Hirse u. s. w. Die Hauptstadt Si-ngan-fu mit vielen buddhistischen Tempeln ist uns wegen der weiterhin zu erwähnenden Inschrift merkwürdig.

18. **Kan-su**, die westlichste Provinz, ragt schon tief in die innere asiatische Steppenregion hinein. Ein anderer Theil derselben ist mit hohen Schneegebirgen besetzt. Das Klima ist kalt, die Bewohner kleiden sich in Pelzwerk. Die am Hwang-ho gelegenen Distrikte sind jedoch fruchtbar und liefern Gerste, Hirse und Weizen. Mehr aber als Ackerbau ist hier Jagd und Viehzucht von Bedeutung.

2. Die Geschichte der Chinesen und ihre Staatseinrichtung.

Geschichte, wie wir diesen Begriff fassen, haben die Chinesen nicht. Jahrtausende lang steht das große Reich als ein fertiges, abgeschlossenes Ganze da, das in stolzer Selbstgenügsamkeit alle Beziehungen zu andern Staaten verschmäht und einer Entwicklung nicht mehr bedarf. Sein Ideal liegt *nicht vor* ihm; kein Streben und Sehnen nach der Verwirklichung eines solchen läßt sich spüren. Nein, das Ideal liegt *hinter* ihm, das unübertreffliche vollendete Staatsleben der alten Zeit,

von dem die Gegenwart zwar vielfach abgewichen ist, an dem sie aber auch immer wieder ihr Korrektiv findet. Wo etwa Neuerungen auftreten, sind sie nur Verirrungen.[1]) Jede gute Regierung hält treu am Alten fest. Was also als Bewegung in dem Jahrtausende langen Staatsleben erscheint, darf nur als unberechtigt gelten; und ebenso sind alle Veränderungen, die trotz alles Abschließens von außen her bewirkt wurden, etwas, das nicht sein sollte, und das darum auf geschichtliche Anerkennung und Würdigung keinen Anspruch erheben darf. Dies letztere aber ist keineswegs ein Wahnbild chinesischer Eitelkeit. Das große Reich, wenn es durch inneren Verfall schwach geworden, äußeren Feinden zur Beute fiel, hat jedesmal noch seine Ueberwinder und Fremdherrscher mit wunderbarer, still verborgen aber unvermeidlich wirkender Macht in sein eignes Leben und Wesen so hineingezogen, daß sie ihre Eigenthümlichkeiten aufgaben und selbst Chinesen wurden.

So haben wir denn hier das Bild eines fertig kristallisirten Staatslebens vor uns, das je mehr wir selbst im vollen Flusse stehen, und je mehr wir sonst gewohnt sind, bei andern Völkern auf dem erreichten Gipfel der Kultur alsbald den Verfall eintreten zu sehen, desto mehr uns unverständlich bleiben muß, ja leicht, wo es unsern eignen Vorurtheilen gegenübertritt, uns ärgerlich werden kann. Nichts mag uns schwerer sein, als ein volles Verständniß des Chinesen. Versetzen wir uns auf seinen von dem unsrigen so ganz verschiedenen Standpunkt, so erscheinen wir selbst noch mitten in dem Werden, in den unter schweren Umwälzungen sich gestaltenden Verhältnissen, während für ihn dergleichen alles abgethane Sachen sind, die seine Ahnen vor Jahrtausenden durchgemacht haben; und ich könnte mir wohl einen Sohn des Reiches der Mitte denken, der sich entschlossen die Geschichte des Westens zu studiren und mit offnen Augen die heutige Weltlage betrachtet, wie er lächelnd den Europäer bedeutet: „Wenn Europa endlich vielleicht nach einem Jahrtausend einen Yau und Schun und einen Schi-hwang-ti gehabt haben und die Kulturentwickelung und politische Gestaltung zum Abschluß gekommen sein wird, dann werden eure Nachkommen soweit sein, uns zu verstehen, was euch unmöglich ist.“ Die Untersuchung, ob dieser Standpunkt berechtigt ist, würde uns auf das Gebiet der Geschichtsphilosophie und damit zu weit von unsrer Aufgabe abführen. Hier kommt es nur darauf an, den Standpunkt zu präzisiren. Dahinter aber vermuthe man nicht jene Bewunderung des Chinesischen, zu der ab und zu auch wohl ein Europäer, besiegt vom Einflusse der staunenswerthen Kulturleistungen, sich hat verleiten lassen. Wollen wir auch der chinesischen Auffassung ihr Recht zugestehen, und erkennen wir die Kristallisation der chinesischen Verhältnisse an, so soll damit nicht gesagt sein, daß die dort faktisch vollendete Kultur und Civilisation die wahre sei. Ihr fehlt eines und zwar das wichtigste Element, das nur das Christenthum gewähren

[1]) Die Aufgabe des chinesischen Geschichtschreibers ist daher nur die, in der regelmäßig fortgeführten Zeitrechnung die Störungen anzumerken, durch welche der gesetzmäßige Lauf des Staatslebens, wie er sein soll, unterbrochen wurde.

kann. Ich bin zu wenig Chemiker; sonst würde ich ein Gleichniß anführen können, wie eine kristallisirte Masse, die bei aller Schönheit doch dem Hauptzwecke, dem sie dienen soll, nicht entspricht, aufs neue in Fluß gebracht wird und durch Zusatz eines anderen Agens dazu kommt, in neuer Form zu kristallisiren, und dann erst in voller Pracht erglänzt. Hätten wir nicht ähnliche Hoffnungen auch für China, so würde ja das Werk, dem auch diese Blätter dienen sollen, die Mission, in ihrer letzten Aufgabe, dort von vornherein vergeblich sein.

Doch fassen wir nun die chinesische Geschichte selbst ins Auge. Nur im Nebelschleier der Mythen zeigt sich uns die Urgeschichte, aus der die Forschung immer deutlicher den sichern Kern gewinnt, daß ein Nomadenvolk mongolischen Stammes aus den öden Steppen Zentralasiens in die fruchtbaren Lößgebiete der nördlichen Provinzen des jetzigen Reiches einwanderte, dort seßhaft wurde und die Entwicklung zu einer hohen Kulturstufe durchmachte. Wie bei allen Völkern sind die Geschichtsanfänge auch hier mit Mythologie umkleidet. Der dürre rationalistische Chinesenverstand hat dieselbe nicht mit hehren Göttergestalten versehen, sondern fabelhafte Kaiser sind es, die in den bezüglichen Erzählungen eine Rolle spielen.[1]) Dabei warnen die Erzähler den Leser, daß er nicht solchen Dingen Glauben schenke, für die man keine sichere Bürgschaft habe. Erst mit dem Kaiser Yau und Schun (2357 und 2255 v. Chr.) beginnt die glaubwürdige Geschichte; von da an aufwärts gelten die Berichte als außer dem Bereiche kritischer Untersuchung. Da steht denn aber auch China sogleich als ein fertiger wohleingerichteter Staat vor uns, eingeteilt in 12 Provinzen, in welche Statthalter gesetzt waren, mit einem Adel, mit Ministerien der Astronomie, der Musik und des öffentlichen Unterrichts, und alles in so musterhaftem Zustande, daß jene uranfänglichen Zeiten stets als glänzendes Vorbild und der beste Maßstab der Vollkommenheit für alle Zeiten emporgehalten worden sind.

Die vorhistorische Zeit aber ist in den chinesischen Geschichtswerken verknüpft mit den Problemen, welche spätere Philosophie über die Entstehung und weitere Entwicklung der Welt aufgestellt hat. Die Ahnung eines Weltschöpfers ist darin zu erkennen, zu einer bestimmten Erkenntniß desselben sind sie jedoch nicht durchgedrungen, viel mehr zeigt sich von einem Verständniß für die göttliche Weltregierung. Da wo die Idee eines Weltschöpfers nicht Anklang fand bei den chinesischen Weltweisen, beschränkten sich dieselben auf die Annahme von ewig existirenden Naturkräften und Gesetzen, welche, ohne Bewußtsein und Willen zu haben, wirkten und durch abwechselnde Bewegung und Ruhe die Welt ins Dasein brachten. Zwar steht über diesen Kräften noch etwas, dem die Philosophen den Namen t'ai-k'it, zu deutsch „das äußerste Extrem" gegeben haben; allein darunter wollen sie nicht einen persönlichen Gott verstanden haben, sondern es ist, wie ja auch sein Name deutlich sagt, eben der letzte Punkt, bis wohin die menschliche Spekulation reicht. Fehlt es den Chinesen aber an der Erkenntniß

[1]) Nach Lechler, 8 Vorträge, S. 4 ff.

eines ewigen für sich selbst bestehenden und von der Welt unabhängigen göttlichen Wesens, und nahmen sie statt dessen unbewußte Kräfte an, so konnten sie auch nicht an einem Urgrund alles Daseins, einer einheitlichen Urkraft, von der ein freies Wirken ausgegangen wäre, festhalten. Das t'ai-k'it wird daher in einer Zweiheit aufgefaßt, nämlich in dem Zustande der Bewegung und der Ruhe, oder als Urkraft und Urmaterie. In der wechselseitigen Beziehung dieser beiden Prinzipien, die Yang (das männlich bewegende) und Yin (das weiblich ruhende) genannt werden, kommt erst das absolute t'ai-k'it zur Erscheinung. Die Schöpfung beginnt bei der Wirkung des Yang auf das Yin, durch die ein Wirbelsturm entsteht, in dem die einzelnen Theile der Welt ausgeworfen und gestaltet werden. Die Welt ist ein Niederschlag der Urmaterie. Das Leichte und Reine wird der Himmel, das Schwere und Unreine wird die Erde. Die ersten Naturelemente, in welche das Chaos auseinanderging, waren Feuer und Wasser. Aus der klarsten Reinheit des Feuers wurden Sonne, Mond und Sterne, Wind, Donner und Blitz, während aus dem schlammigen Satze des Wassers sich die Erde bildete. Die Dualkräfte Yang und Yin bilden nun in gegenseitiger Durchdringung auch die weiteren Elemente, Erde, Metall und Holz, so daß die Chinesen 5 Elemente zählen; darunter sind aber nicht die sichtbaren Stoffe zu verstehen, sondern unsichtbare Kräfte, die nie zur Erscheinung kommen. Doch wir können nicht diese philosophische Schöpfungstheorie weiter ins einzelne verfolgen. Als die Blüte der sichtbaren Welt erscheint zuletzt der Mensch, in dem sich Himmel und Erde abspiegelt, und der zwischen beiden als eine mittlere Potenz steht. Diese Dreiheit, Himmel, Erde, Mensch, macht dem Chinesen das Wesen des Universums aus.

Ein weniger philosophisch lautender und schon an indischen Einfluß erinnernder Bericht über die Schöpfung geht dahin, daß P'an-ku ein Urmensch, der erste Sprosse jener Dualkräfte gewesen, der im Weltei im Chaos umherschwimmend, durch dieselben ausgebrütet worden sei. Man sieht ihn auch oft abgebildet mit Meißel und Hammer in der Hand; darunter sagt eine Inschrift: Wie P'an-ku Himmel und Erde ausmeißelt. Eigentlich brachte aber erst sein Tod das Werk der Schöpfung zum Abschluß; denn als er nach 18 000 jähriger Existenz starb, wurde sein Leib verwandelt. Aus seinem Kopf wurden Gebirge, sein Odem wurde zu Wind und Wolken, seine Stimme zum Donner, sein rechtes Auge wurde die Sonne, sein linkes der Mond, seine Arme und Füße die vier Himmelsgegenden, seine Adern zu Flüssen, seine Zähne zu Felsen u. s. w. Schließlich werden die sich auf seinem Leichnam bildenden Würmer in Menschen verwandelt. Auf P'an-ku folgen nun gleich drei Kaiser von monströser Gestalt, genannt der himmlische, der irdische und der menschliche Monarch. Diese bilden eine Personifikation der chinesischen Trinität, Himmel, Erde, Mensch. Jeder von ihnen soll 18 000 Jahre regiert haben. Während dieser Zeit wurden die Menschen aus der ersten Barbarei erhoben, allerlei nützliche Erfindungen wurden gemacht und das gesellschaftliche Leben begann sich zu ordnen. Persönlichkeiten wie der Yu-tsau (er hat ein Nest) und

der Sui-yin (Luntenmann) deuten an, daß es sich um die ersten Einrichtungen von Wohnung und um die Anwendung des Feuers handelte. Nun tritt eine Fünfzahl von Herrschern auf, die zwar auch noch mythisch sind, deren erstem aber die eigentliche Gründung des chinesischen Staats zugeschrieben wird. Sein Name ist Fuk-hi (Fo-hi). Seine Thronbesteigung wird ins Jahr 2852 vor Christo gesetzt, und seine Residenz soll er in Ho-nan, am südlichen Ufer des Hwang-ho (nicht weit von Kai-fung-fu) gehabt haben. Er ordnete die Ehen und theilte das Volk in 100 Familien. Er soll Viehzucht eingeführt und Fischerei gelehrt haben, indem er von dem Gewebe der Spinnen das Muster zum Netz nahm. Auch die Erfindung der Musik und Arithmetik wird ihm zugeschrieben. Der zweite heißt: Schin-lung, d. h. göttlicher Ackerbauer, der den Ackerbau aufbrachte. Sein Nachfolger, Wong-ti, erfand den Kalender und die Zeiteintheilung in Cyklen von 60 Jahren. Unter seiner Herrschaft wurde die Zeichenschrift erfunden, ebenso der Kompas; auch soll er zuerst Waffen gemacht haben. Von den beiden übrigen wird weniger Bemerkenswerthes berichtet. Die Bedeutung dieser fünf Kaiser, als der Führer vom rohen Naturleben zu einem gesitteten Kulturleben, liegt auf der Hand. Noch jetzt werden sie (freilich durch den populären Aberglauben noch ganz anders als vom ursprünglichen Mythos aufgeputzt) göttlich verehrt.

Hiermit schließt das Sagenalter, und wir treten nunmehr mit Kaiser Yau auf den sicheren Boden der Geschichte. Zwar herrscht auch da noch viel Ungewißheit, aber die Berichte stehen von nun an aufgezeichnet in den klassischen Büchern, welche K'ung-fu-tsz (Confucius) gesammelt hat und denen die Chinesen unbedingten Glauben schenken.

Der erste Bericht handelt von einer großen Ueberschwemmung, die 9 Jahre dauerte, so daß das Wasser über die Berge hinweg ging — gewiß ein Nachklang von der Sündflut, wie er auch bei andern Völkern sich findet. Kaiser Yau bewältigte die Flut, indem er durch angelegte Kanäle Abfluß schaffte. Der Schu-kin, das klassische Buch, das von dieser Zeit handelt, enthält nicht sowohl die Thaten dieses Kaisers, als vielmehr seine Grundsätze nach denen er regierte. Er macht sich seine Pflicht nicht leicht. Seine Minister sollen ihm beistehen und auch die kleinste Abweichung vom Pfade der Tugend an ihm rügen. Eine hohe Verehrung (durch Opfer) zollt er dem Schang-ti, d. h. höchster Herrscher. Er sieht sein Regiment als ihm von jenem anvertraut an, fühlt sich ihm zur Rechenschaft verpflichtet und ist davon überzeugt, daß von des Schang-ti Segen das Glück und Wohlergehen des Staates abhänge. Der Kaiser soll Vater seiner Unterthanen sein, dem Volke die zu seinem Unterhalte nöthigen Dinge verschaffen und ihm mit tugendhaftem Vorbilde voran leuchten. Erfüllt der Kaiser diese Pflichten, so wird er das Herz seines Volkes gewinnen, und in diesem Falle wird der Himmel seinen Thron befestigen. Andernfalls wird er seine Krone verlieren und der Himmel wird einen würdigeren an seine Stelle setzen. Abweichungen vom Pfade der Tugend seitens des Reichsoberhaupts haben zunächst Störungen in der Natur zur Folge; Erdbeben, Dürre, Hungersnoth, Ueberschwemmungen u. s. w.

sind Reaktionen der Natur gegen die Sünden des Fürsten, welche die Harmonie der Welt stören. Läßt er sich warnen, thut er öffentliche Buße und bessert sich, so kann das bevorstehende Uebel einer Revolution abgewendet werden. Fährt er aber auf dem Wege des Lasters fort, so verliert er dadurch das Recht auf den Thron, und wer gegen ihn dann aufsteht und ihn entthront, ist kein strafwürdiger Rebell, sondern ein Vollstrecker des himmlischen Willens, und sein Ruhm wird der Nachwelt überliefert. Dies Prinzip findet sich in der weiteren Geschichte mehrfach angewendet.[1]) Kaiser Yau aber steht vor den Augen der Chinesen als der vollste Inbegriff aller Tugenden da, wozu er besonders durch die Anpreisung des Kung-fu-tsz geworden, der ihn allen Zeitaltern zur Nachahmung empfiehlt. Nach unsern Begriffen wollen freilich die schon unter seiner Herrschaft gebräuchlichen grausamen Strafen und Quälereien der Verbrecher nicht dazu stimmen.[2])

Als Yau nach 92jähriger Herrschaft (115 Jahr alt) starb, folgte ihm Schun, den er mit Uebergehung eines eignen Sohnes, welchen er des Herrscherberufs nicht würdig achtete, zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Schun wählte ebenso nach langer Regierung den Yü, der schon eine Zeit lang sein Mitregent gewesen war. Dieser aber übergab das Reich seinem Sohne, und seitdem blieb die Kaiserwürde erblich. Die erste chinesische Dynastie, Hia genannt, beginnt 2205 v. Chr. Die Zeit der drei genannten Kaiser aber ist so recht das goldene Zeitalter der Chinesen,

Hia v. 2205 v. Chr.

---

[1]) Als Grundcharakter des chinesischen Staatslebens finden wir daher „nicht das Streben nach großen ritterlichen Thaten, sondern nach Bewahrung von Sicherheit und Ruhe, nicht unruhiges Stürmen nach außen hin, sondern Sicherstellung der inneren Ordnung, nicht freies Herausbilden der einzelnen Persönlichkeit, sondern strengste Unterwerfung unter ein gemeinsames, alles bis in die kleinlichste Einzelheit regelndes Gesetz." Und weil das Volk diesem Staate sein Dasein verdankt, so geht ihm derselbe über alles; alles ist Staat, und der Staat ist alles; in alles greift er bevormundend ein, um alles kümmert er sich; wie ein Volk von Kindern werden die Chinesen, selbst in den geringsten Dingen, von der ängstlichen Sorge des Staates geleitet.

Nach chinesischer Anschauung aber ist China nicht ein Staat, sondern der Staat, die Gesamtheit der vernünftigen Menschheit selbst; darum gibt es außer China keinen Staat, nur unberechtigte und zur Unterwerfung verpflichtete rohe und unvernünftige Völkerschaften, Barbaren. Ein unabhängiger Staat außerhalb des Reiches der Mitte wird demnach nicht anerkannt und Gesandtschaften selbständiger Staaten wurden bis in die neuste Zeit nicht angenommen, sondern nur von solchen, welche China's Oberhoheit anerkennen und Tribut zahlen; das Reich der Mitte weiß nichts von einem Völkerrecht, und seine Sprache hat kein Wort dafür. So wird jeder politische Verkehr nach außen stolz vermieden, aber auch jeder Krieg ist vom Uebel, da China ein durch und durch bürgerlicher Staat ist, und jeder bloße Eroberungskrieg gilt für Sünde. Rechte Eroberungen dürfen nur durch die Macht der Idee gemacht werden, durch das lockende Bild des Glückes im Reiche der Mitte; nur friedliche Kaiser gelten als Ideale, und die Chinesen sind das friedlichste Volk der Erde. Nur zur Vertheidigung gegen Angriffe von außen und zur Bekämpfung von Empörern ist der Krieg — als ein nothwendiges Uebel — erlaubt, und auch da gelten Gesetze der liebevollsten Menschlichkeit, vor denen die Kriege der christlichen Völker neuester Zeit als wilde Barbarei erscheinen müssen. Freilich die Wirklichkeit erscheint meist nur als ein Hohn auf die schönen geschriebenen Gesetze.

[2]) In der chinesischen Auffassung decken sich dieselben wahrscheinlich mit dem Begriff der Gerechtigkeit.

das Ideal, das ihnen vorschwebt, mit dem sehnlichsten Wunsche, daß die Zustände wiederkehren möchten, wo der Kaiser so ganz in Uebereinstimmung mit dem Himmel durch seine Tugenden das Volk glücklich machte.

Die Hia-Dynastie gab dem Reiche im Laufe von 439 Jahren 17 Regenten, deren letzter durch seine Lasterhaftigkeit ihren Sturz herbeiführte (1767 v. Chr.). Das menschliche Werkzeug des himmlischen Gerichtes über die Hia war der fromme und weise Fürst Schin-kang vom Staate Schang, welcher sofort die Schang-Dynastie gründete. So sehr aber auch der Gründer sich durch Gottes- (Schang-ti) Furcht und Tugend auszeichnete, wovon uns rührende Berichte aufbehalten sind, so traten seine Nachfolger doch nicht in seine Fußtapfen. Schang v 1767 v. Chr.

Ein besonders gottloser Fürst dieser Dynastie war Wu-yet. Er war sehr dem Spiele ergeben und ließ Figuren machen, welche er Geister und Götter nannte. Mit diesen wollte er Hazard spielen, indem er einen Mann als deren Stellvertreter agiren ließ. Wenn nun die Götter verspielten, so degradirte er sie. Er ließ auch lederne Schläuche mit Blut gefüllt an ein hohes Gerüst aufhängen und schoß mit einem Pfeil darnach; tropfte dann das Blut aus den Schläuchen herab, so sagte er, er habe den Himmel erschossen. Als er einst auf der Jagd war, wurde er vom Blitz erschlagen. Er war der 25. an der Zahl, und die Dynastie eilte ihrem Endgericht entgegen. Dieses wurde herbeigeführt unter dem 28. Regenten Tschu-sin, welcher das Maß der Lasterhaftigkeit vollmachte. Er ließ sich maßlose Verschwendung zu schulden kommen und harte Erpressungen des Volkes, lebte in Völlerei und scheußlicher Unzucht, und war so grausam, daß er einst etlichen armen Leuten, die in der Kälte mit bloßen Füßen durchs Wasser gingen, die Füße abschneiden ließ, um zu sehen, wie ihr Mark beschaffen sei. Einem unerschrockenen Minister, der dem Wüstling auf Gefahr seines eignen Lebens die ernstesten Vorstellungen machte, antwortete er kaltblütig, daß er noch nie das Herz eines getreuen Dieners gesehen habe, und befahl sofort, daß dem Minister das Herz herausgerissen würde, um es sich zeigen zu lassen.

Der Himmel duldete diesen Unmenschen nicht länger, Wu-wong, der Fürst des Staates Tschiu (Tscheu), stürzte ihn, und so begann die Tschiu-Dynastie. Dieselbe währte von 1122 bis 255 v. Chr. und zählte in diesem Zeitraum von mehr als 800 Jahren 35 Regenten. Tschiu 1122 – 255 v. Ch.

Damals war China nicht wie zu Anfang und wie auch jetzt wieder in Provinzen getheilt, die von Statthaltern regiert wurden, sondern in kleinere Staaten (kwo) unter der Regierung von Lehensfürsten, deren Zahl sich zu einer Zeit bis auf 125 vermehrte. Der Kaiser war ihr gesetzliches Oberhaupt. Aber wenn er sie nicht mit Gewalt in der Unterwürfigkeit erhalten konnte, so that jeder was er wollte, und die Unordnung im Reiche durch Uneinigkeit dieser Fürsten und Widerspenstigkeit gegen den Kaiser war oft sehr groß. Außer diesen Kämpfen mit den Feudalfürsten hatten Kaiser dieser Dynastie auch mit einbrechenden Tatarenhorden zu kriegen. Was dieser Dynastie aber den größten Glanz verleiht, ist das Auftreten der großen Weisen Chinas, des Kung-fu-tsz (Confucius), seines Zeitgenossen Lau-tsz, und über 100 Jahre später des Meng-tsz (Mencius), die wir weiter unten genauer zu betrachten haben. 550 vor Chr.

Mit dem Jahre 255 beginnt die Tschiu-Dynastie, in der besonders Schi-hwang-ti hervorragt, der das Vasallenthum aufhob und die kaiserliche Macht auf den höchsten Gipfel brachte. Er ließ zum

Schutz gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren die große Mauer bauen und erweiterte die Grenzen des Reichs bis auf ihren jetzigen Umfang. Doch war er ein Tyrann, der mehr seinem eignen Willen als dem des Himmels folgte. Er war kein Verehrer des K'ung-fu-tsz und haßte das Literatenvolk, die seinen Abweichungen von den Gesetzen des Alterthums sehr entgegen waren. Er zog mit Feuer und Schwert gegen sie zu Felde, ließ viele derselben ums Leben bringen und die klassischen Bücher verbrennen. Diese Dynastie zählte nur 3 Kaiser und machte schon nach 49 Jahren der Han-Dynastie Platz. Ihre Regierung bezeichnet die höchste Blüte des chinesischen Reichs, das damals mit großen Helden und berühmten Gelehrten geschmückt war. Die Chinesen nennen sich mit Bezug auf diese Periode gern „die Söhne des Han" (Han-tsz). Die Literatur kam wieder zu Ehren. Sz-ma-tan und Sz-ma-tsien ragen als Geschichtsschreiber hervor und letzterer ist der Herodot Chinas genannt worden. Auch eine weibliche Schriftstellerin Liu-hiang zeichnete sich aus durch ihre Memoiren berühmter Damen. Künste und Wissenschaften wurden aufs beste gepflegt. Die Erfindung der Papierfabrikation fällt in diese Zeit. Der achte Kaiser dieser Dynastie Siuen-ti drang nach Westen bis zum Kaspischen Meere vor. Während der Regierung des 12. Kaisers, der den Titel P'in-ti, Friedensfürst trug, ist Christus geboren. Ins Jahr 65 nach Chr. fällt die Einführung des Buddhismus in China. Von Westen her brachten verschiedene Völker Tribut, und seit jener Zeit wurde von Kanton aus mit den Ausländern Handel getrieben.

Am Ende der Han-Dynastie (221 n. Chr.) spaltete sich China in drei Reiche, welche ein halbes Jahrhundert neben einander bestanden um die Oberherrschaft kämpfend. Sechs Dynastien von kürzerer Dauer folgen nun schnell auf einander. Die erste derselben ist die Tsin-Dynastie. Der bisherige heroische, ritterliche und wissenschaftliche Geist schwand damals schnell dahin. Das Geschlecht wurde schwach. Kinder von Konkubinen, Weiber und Priester sollen das Staatsruder geführt haben. Die Religionen des Buddha uwd Lau-tsz seien im Schwange gegangen und das Volk habe sehr gelitten. Unter der folgenden Dynastie (Song-), die den Buddhismus verbot, die Tempel verbrannte und die Priester verfolgte, sollen sich die Zustände gebessert haben. Eine besonders glorreiche Periode aber begann erst wieder mit der T'ong-Dynastie. Die westlichen Völker, die das Reich lange Zeit stark beunruhigt hatten, wurden unterworfen, die Verwaltung neu geregelt, die Literatur zur höchsten Blüte gebracht; Handel und Gewerbe und der Wohlstand des Landes nahmen den höchsten Aufschwung. Kaiser Taï-tsong war selbst ein Dichter, und um seiner hohen Tugenden willen ein Liebling des Volks. Seit jener Zeit sind die wissenschaftlichen Staatsprüfungen eingeführt, wie sie heute noch bestehen. Die Verbindung des Gelehrtenstandes mit der Regierung war von den wichtigsten Folgen, indem sowohl der Kaiser die besten Kräfte an sich zog, als auch durch die stete Berufung auf das geheiligte Alterthum der Willkür des Regenten ein Damm entgegengesetzt wurde, an dessen eherner Festigkeit sich oft die Launen des Machthabers ebenso wie die Wogen der Empörung brachen.

Eine Reihe kurzer Dynast

Nach dieser Zeit aber ging es wieder sehr abwärts. Eine Reihe ganz kurzer Dynastien ist auf ein halbes Jahrhundert zusammengedrängt. Tatarenhorden fielen von Westen und Norden erobernd ein und machten selbst einmal den Kaiser zum Gefangenen. Oft kam es im Innern zu Aufständen. Trotz der gesunkenen Macht war aber noch viel geistiges Leben vorhanden, welches besonders in der Sung-Dynastie (960—1280 n. Chr.) in dem größten und scharfsinnigsten Philosophen Chinas, dem Tschu-hi, zur Blüte kam. Außer seinen eignen kolossalen Arbeiten, die er in bändereichen Werken über die Philosophie geliefert, hat er sich ganz besonders verewigt durch seine Kommentare, die er zu den klassischen Büchern und den Lehren des Confucius und Mencius geschrieben hat. Seine Erklärung dieser heiligen Schriften ist seither die normale geblieben, und jede Abweichung von seinen Ansichten wird als heterodox betrachtet und könnte bei den öffentlichen Examenarbeiten nicht bestehen.

Sung. 960–1280 n. Chr.

Ums Jahr 1280 bemächtigten sich die Mongolen des chinesischen Reichs. Kublai Khan, der Enkel des Dschingis, war der erste Kaiser der Mongolen-Dynastie, welche als die Yuen bekannt ist. Dieselbe dauerte hundert Jahre, doch China ist von seinen Beherrschern so wenig mongolisiert worden, daß diese vielmehr sich ganz in das chinesische Wesen fügten. Zu jener Zeit war der Venetianer Marco Polo nach China gekommen, hatte Kublai's Gunst gewonnen und war gänzlich vom Kaiser in Dienst genommen worden. Seine Beschreibungen, die lange Zeit für gänzlich fabelhaft gehalten wurden, sind nun allgemein in ihrer Treue und Genauigkeit anerkannt und haben sehr viel Licht auf die damaligen Zustände Chinas geworfen. Damals hatten die Chinesen schon das Pulver erfunden und verstanden den Gebrauch von Feuergewehren. Auch Buchdruck war bereits in Anwendung. Die Mongolen machten Pe-king, welches sie Kam balu nannten, zur Hauptstadt. Unter dieser Dynastie wurde der Kaiserkanal vollendet. Nachdem 9 mongolische Kaiser über China regiert hatten, raffte sich das chinesische Volk aus der Fremdherrschaft zu großer Kraft wieder empor, und mit der Ming-Dynastie (1368—1644) trat eine Zeit der Restauration ein. Hong-wu war der Gründer derselben; früher ein Hirtenjunge, dann ein Bonze, wurde er endlich ein Rebellenanführer, um welchen sich die Patrioten scharten, mit denen er zuerst Nan-king eroberte und die Mongolenherrschaft stürzte. Sechzehn Regenten seiner Linie folgten ihm auf den Thron, und noch jetzt ist diese Dynastie, welche auch die letzte chinesischer Abstammung war, im besten Andenken bei den Chinesen. Unter dieser kamen die Portugiesen als erste Europäer nach China und erwarben die Kolonie Macao. Auch der Anfang der katholischen Mission in China fand unter Wang-liet, dem dreizehnten Kaiser dieses Hauses, statt. — In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde China durch Empörung von innen und durch die Mandschu-Tataren von außen zugleich bedrängt. Der letzte Kaiser aus dem Hause Ming, in seiner Hauptstadt von den Rebellen bewältigt, erhängte sich nebst seiner Gattin, nachdem er seine Tochter mit eigner Hand erstochen hatte. Ein General Sam-Kwui,

1280–1368 Mongolen

Ming 1368–1644.

Tsing. v. 1644 bis auf d. Gegenw. Mandschuren Herrscher über China.

rief nun die Mandschuren gegen die Rebellen zu Hülfe, die sich aber nach kurzen Kämpfen (1644) des Thrones bemächtigten und die bis jetzt regierende Tai-tsing- oder Tsing-Dynastie begründeten. Dieselbe hat im allgemeinen kräftig regiert und an den bestehenden Verhältnissen weniger geändert. Wenn aber auch wiederum die Mandschuren wie einst die Mongolen fast ganz zu Chinesen wurden, so lastet das Bewußtsein der Fremdherrschaft doch noch schwer auf dem Volke, und diese Tataren werden immer noch als Halbbarbaren und Feinde angesehen. Obwohl sie nach den alten Gesetzen regieren, betrachtet man sie doch nicht als die vom Himmel berufenen „Väter der Kinder", sondern als Herrscher. Dazu kommt, daß die Mandschuren der Beschäftigung mit den Wissenschaften wenig Geschmack abgewinnen und lieber der Waffenkunst obliegen. (Das Militär besteht zum großen Theil aus eingewanderten Mandschuren.) In den Augen des Chinesen, dem literarische Bildung das höchste ist, sind sie schon darum verächtlich. Was aber der Mandschurenherrschaft bereits den Tod gegeben hat, sind die seit einigen Jahrzehnten spielenden Verwickelungen mit den europäischen Mächten, die bereits mehrfach zu einer Niederlage des Reichs der Mitte geführt haben. Da diese Ereignisse die Grundlage für die evangelische Mission in China und deren Entwicklung geworden sind, so wollen wir sie an einer andern Stelle näher betrachten. Hier sei nur erwähnt, wie nach dem Frieden von Nan-king (1842), und mehr noch nach dem von Tientsin 1858 resp. zu Pe-king (1860), das hohe Ansehen, in dem sonst der Herrscher Chinas bei dem Volke steht, immer mehr untergraben ist. Der Kaiser, von den Barbaren besiegt, kann nicht mehr Vertreter des Himmels sein. Die Revolution der Tai-p'ing war ganz nach Analogie der früheren durch das Volk unter ähnlichen Verhältnissen. Sie würde auch denselben Ausgang gefunden haben, hätten nicht die Europäer die Hand zu ihrer Unterdrückung geboten, und den durch die Verkommenheit und Lüderlichkeit des Hofes vollends morschen und wankenden Thron gestützt.[1]) Wir können uns daher nicht wundern, wenn uns in den jetzigen chinesischen Verhältnissen auf jedem Schritt und Tritt ein tiefer Verfall begegnet. Man hüte sich jedoch, diesen Verfall der politischen Verhältnisse etwa als Auflösung des verwesenden Volkskörpers zu nehmen. Die Chinesen selbst sind trotz der gegenwärtigen Ohnmacht des Reiches ebenso lebenskräftig wie vor Jahrtausenden, was durch nichts schlagender illustrirt werden kann, als durch die „neue chinesische Mauer"[2]), durch welche

[1]) Damit ist aber keineswegs der Zündstoff der Revolution beseitigt. Fuck min fan tsin, d. h. nieder mit den Mandschuren, hoch lebe China! ist das allgemeine Losungswort, und an manchen Punkten scheint sich schon ein Krater für den Ausbruch zu bilden.

[2]) So nennt ein Witzwort treffend das Gesetz, über welches kürzlich (Anfangs 1879) im Kongreß der Vereinigten Staaten verhandelt wurde, nach dem kein Schiff mehr als 16 Chinesen in das Gebiet derselben einführen sollte. Gern hätte man die Einwanderung ganz verboten, aber man konnte doch den Verträgen, die man selbst erzwingen half, und nach denen den Amerikanern die Freizügigkeit nach China garantirt wird, nicht grabezu ins Gesicht schlagen. — Durch das Veto des Präsidenten ist inzwischen das Gesetz abgelehnt; Kalifornien aber scheint noch auf eigne Hand Maßregeln nach dieser Richtung treffen zu wollen.

das freie Nordamerika sich, allen seinen Grundsätzen zuwider, ängstlich vor dem bedrohlichen Strom der chinesischen Einwanderung zu schützen sucht.

Wir fügen hier sogleich folgende Bemerkungen über die Staatseinrichtung und Regierungsform[1]) in China hinzu. Der Kaiser ist nach alter Sitte von Ministern umgeben, deren Rathschlägen und Vorstellungen auf Grund der Gesetze er Gehör zu geben hat. Sein Titel ist Ta-hwang-li, erhabener Herrscher; sein eigentlicher Name wird bei Lebenszeiten nicht gebraucht, sondern er nimmt für seine Regierungszeit einen besondern Namen an. Sich selbst nennt er bescheiden Kwa-yin, den kleinen Mann, oder Kwa-kinn, den kleinen Fürsten. Sein Thron heißt der Drachenthron[2]). Wie der Kaiser als Beauftragter des Himmels betrachtet wird, sagten wir oben schon. Man verehrt ihn auf abgöttische Weise. Nie läßt er sich öffentlich sehen, ohne daß 2000 Polizeidiener voraufgehen und eine ungeheure Leibgarde folgt. Die Hofbeamten und Kammerdiener sind zum Theil Eunuchen, deren etwa 5000 mit dem Palast in Verbindung stehen. Außer seiner legitimen Frau, die auch politischen Einfluß geltend macht, hat er zwei niedriger stehende und eine große Anzahl Kebsweiber. Seinen Nachfolger wählt er unter den Söhnen seiner drei Gemalinnen; aber seine Wahl wird erst bei seinem Tode bekannt gemacht. Die Töchter werden an mongolische oder Mandschufürsten verheiratet. Jede folgende Generation der kaiserlichen Sprößlinge hat einen geringeren Adelsrang, und die der siebenten gehören der großen Menge des Volks an. Sie genießen eine mäßige Pension, haben das Recht einen rothen oder gelben Gürtel und eine Pfauenfeder auf der Mütze zu tragen u. s. w. Auch sie müssen, um ein Amt zu erhalten, ihren Gelehrtengrad durch ein Examen erworben haben; ein Fürst vom höchsten Range bezieht jährlich ungefähr 66 000 Mark Gehalt, einer vom untersten monatlich 18 Mark.

Die Regierung des Reiches ist ziemlich komplizirt. Ein Kabinet (Nei-ko) aus 4 Hauptkanzlern (2 Chinesen und 2 Tataren), 2 Assistenten aus dem Han-lin oder großen Kollegium, den ausgezeichnetsten Gelehrten nebst 500 Schreibern bildet die Spitze. Dasselbe erläßt Dekrete, schließt Verträge, gibt die amtlichen Reichsannalen heraus, gewöhnlich Peking-Zeitung genannt, und sieht darauf, daß nichts geschehe, was den heiligen Büchern zuwider ist. Die Mitglieder dieses Kabinets heißen Ta-hyo-si, d. h. Staatsminister. Die 6 hauptsächlichsten ausführenden Behörden sind: die des Civildienstes (Li-pu), der Ein-

[1]) Nach von Klöden; Erdkunde III, S. 164 ff.

[2]) Das Sinnbild und die Verehrung des Drachen ist in China sehr alten Ursprungs. Ta-yu, der Nachfolger Schuns, soll zwei lebendige Drachen gehalten haben, mit deren Fütterung ein Minister eigens beauftragt war. Dies fabelhafte Thier wird als König der unvernünftigen Geschöpfe betrachtet und gilt als Sinnbild der Majestät. Das Antlitz des Kaisers heißt das Drachengesicht. Unter den Naturgöttern der Chinesen spielt der Drache eine große Rolle; über jedem Dorfe soll einer wohnen, um es zu beschützen, und die abergläubische Phantasie erkennt in manchen Formen sehr deutlich die Gestalt des sich schlängelnden Drachen. — „Du ist ein alter Drache", ist ein großes Kompliment. Vergl. Basler Missionsmagazin 1859, S. 176.

nahmen (Hu-pu), des Ritus (Ly-pu, d. h. Hofetikette, Astrologie, Unterrichtswesen), des Kriegs (Ping-pu), der Justiz (Hing-pu, zugleich das höchste Appellationsgericht), der öffentlichen Arbeiten (Kung-pu). Eine eigenthümliche Einrichtung ist das Tu-tscha-yuen, oder der Hof der öffentlichen Censoren, welcher die ganze amtliche Thätigkeit des Kabinets und des Ministeriums zu prüfen und gegen schädlich dünkende Maßregeln Einwürfe zu machen oder sie zu hemmen hat. Die Mitglieder, 450 an der Zahl, müssen jedem Unterthanen Gehör geben, welcher sich über die Regierung zu beklagen hat. Sie prüfen selbst das Thun und Lassen des Kaisers, und jeder kann beim Kaiser jedwede Vorstellung anbringen. Einer muß bei jeder Versammlung der ausführenden Behörden zugegen sein, ohne mit zu berathen, und andre haben das ganze Reich zu bereisen, um die Verwaltung der Hauptbeamten zu überwachen. — Untergeordnete Departements sind für die Stadtmauern, Paläste, Tempel und Altäre, das für die Waffen und Geschütze, das für die Wasserwege, Deiche u. s. w. Die Münze und die Schießpulverfabrikation stehen unter besondern Behörden. Das Kolonialamt verwaltet das Land der Mongolen, Ili, Tibet, sowie die tributpflichtigen Stämme im Innern des Reiches (Miau-tsz). Diese Behörde hat wieder 6 Departements unter sich u. s. w. —

Wir übergehen die besonderen Palastbehörden, unter denen sich auch wissenschaftliche Institute, wie das astronomische und das Medizinal-Kolleg befinden, und werfen noch einen Blick auf die über die Provinzen vertheilte Beamtenwelt. Unter den Gouverneuren und Statthaltern stehen die Generaleinnehmer, Ober-Kriminalräthe, Ober-Ingenieure und Inspektoren der Brücken und Chausseen. Unter ihnen stehen die Departementspräfekten und die Distrikts- und Bezirkschefs, Ting und Tschau, welche im Steuerwesen direkt von Pe-tschili ressortiren. Die Präfekten haben wieder unter sich die übrigen Distrikts-, Bezirks- und Kreischefs. Die Mandarinen zweiten Ranges sind alle den genannten untergeordnet, ebenso wie die unter ihnen stehenden Subalternbeamten. Kaiserliche Spezialkommissare werden fortwährend in alle Gegenden des Reiches gesandt. — — — Die Gesammtheit all der Tausenden von Beamten bildet die ungeheuerste Bureaukratie der Welt. Ohne Unterschied des Standes und der Geburt steht jedem, der bei den Prüfungen die erforderlichen Grade erlangt hat, jede Stelle und jedes Amt offen, jedenfalls im Prinzipe eine vortreffliche Einrichtung, um die besten Kräfte aus dem Volke zur Leitung desselben heranzuziehen; wenn nur auch hier nicht die Wirklichkeit hinter der Theorie sehr weit zurückbliebe, und das in den Prüfungen verlangte scholastisch literarische Wissen und Können doch nicht ein gar zu trügerischer Maßstab für Beamtentüchtigkeit wäre.

Die Gehälter der Beamten sind, abgesehen von den höchsten Stellen[1]), niedrig und daher besteht durchweg ein furchtbares Bestechungssystem und die unehrlichste Wirthschaft, die vollends unerträglich geworden ist, seitdem die verlotterte Mandschu-Dynastie angefangen hat,

[1]) Ein Gouverneur erhält z. B. 130 000 Mark, ein Provinzialjustizchef 40,000 M. jährlich.

um das ungeheure jährliche Defizit im Staatshaushalte zu decken, die Aemter und Ehrenstellen zu verkaufen. Natürlich wollen die Beamten ihr Kaufgeld nun doppelt und dreifach wieder herausschlagen.

Trotz der ungeheuren Menge von Beamten fehlt jedoch viel daran, daß namentlich in den Dörfern und selbst den kleineren Städten einigermaßen genügend für Organe zur Aufrechterhaltung der Ordnung gesorgt wäre. Meistentheils bleibt es den Gemeinden selbst überlassen, Maßregeln zum Schutze und zur Sicherheit ihrer Mitglieder zu treffen. Die daraus entstehenden Zustände werden wir unten etwas näher kennen lernen.

Das Militärwesen ist sehr mangelhaft. Dennoch sind der Sold und die Kosten für die Ausrüstung der Armee der bedeutendste Posten in den öffentlichen Ausgaben. Die Chinesen finden wie schon angedeutet kriegerische Intentionen mit dem Begriffe eines wahrhaft civilisirten Staates wenig vereinbar. Daher hat trotz der Vorliebe der Mandschuren für das Waffenwerk das Kriegswesen keine besondere Ausbildung erlangt. In Friedenszeiten treiben die Soldaten, die nicht grade im Dienste sind, ein Handwerk oder Ackerbau, so daß ein stehendes Heer in europäischem Sinne gar nicht vorhanden ist. Die Infanterie hat höchst plumpe Luntenflinten, Lanzen, Bogen, Schwerter und Schilder u. s. w. Im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte aber ist in dieser Beziehung eine merkwürdige Veränderung erfolgt, so daß alle vorhandenen Schilderungen des chinesischen Militärs zum großen Theile nicht mehr zutreffen. Das Reich der Mitte hat doch von den Barbaren etwas gelernt, und bei dem nächsten Zusammenstoß dürften letztere sehr überrascht sein, gut mit Hinterladern bewaffnete und von Europäern geschulte Truppen sich gegenüber zu sehen. — Auch die Kriegsflotte, sonst aus gegen 2000 Dschunken bestehend, hat wohlgerüstete Dampfer neuster Konstruktion erhalten.

3. Die Religion der Chinesen.[1])

Es gibt drei Religionen in China, die des K'ung-fu-tsz (Confucius), die des Lau-tsz oder Tauismus und den Buddhismus. Fragt man aber einen Chinesen, zu welcher von den dreien er sich bekenne, so erhält man, wenn man nicht etwa grade an einen Buddhisten- oder Tauistenmönch gerathen ist, keine bestimmte Antwort; je nach Verhältnissen bedient man sich der einen wie der andern Religion. Der Begriff der Religion als einer geistigen Macht, die den ganzen Menschen beansprucht, ist dem praktisch nüchternen, auf die materiellen Interessen gerichteten Verstande des Chinesen ganz fremd. Scheint es ihm heute vortheilhaft die Ceremonien der einen Religion mit zu machen, so entspricht morgen vielleicht die andre mehr seinen Bedürfnissen, und niemand findet darin etwas Ungehöriges. Nirgends ist man weniger fanatisch in

[1]) Nach Lechler, im Basler Missionsmagazin 1874, S. 98 ff.

Religionssachen als in China, und viele Chinesen würden es sich gerne gefallen lassen, das Christenthum als vierte den schon bestehenden Religionen hinzuzufügen, wenn ihnen daraus nur Nutzen entspränge, und wenn es nicht eben die Religion der verhaßten Fremden wäre. Jener religiöse Synkretismus zeigt deutlich, wie wenig einer jener drei Wege der rechte sein kann, da der Mensch auf keinem seinen vollen Frieden findet.

Die angesehenste von den drei Religionen, denen die Chinesen huldigen, ist die des Confucius.

Kung-fu-tsz, der „Fürst der Weisheit", wie die Chinesen ihn nennen, um 550 v. Chr. als Sohn eines unbedeutenden Beamten geboren, lebte anfangs in ärmlichen Verhältnissen, wurde Schreiber und vertiefte sich erst später in die Erforschung der chinesischen Vorzeit. Die Ideale früherer Zeiten mit einer tiefgesunkenen, zerspaltenen und unruhvollen Gegenwart vergleichend, suchte er für die bessere Vergangenheit Ehrfurcht und Nacheiferung zu wecken und trat als ernster Sittenprediger auf, nichts wesentlich neues lehrend, sondern geflissentlich überall auf das Alterthum und dessen Vorbilder verweisend. Nachdem er bald eifrige Schüler gefunden, suchte er, um mehr zu wirken, eine Beamtenstelle und ward endlich hoher Verwaltungsbeamter eines Fürsten; seine Sittenstrenge und Gesetzlichkeit aber machten ihn unbequem, und, sein Amt niederlegend, mußte er selbst Verfolgung und Elend erleiden. Er starb im Jahr 479 und ward zwei Jahrhunderte später in den Fürstenstand, im 15. Jahrhundert zur Kaiserwürde erhoben, daher seine Nachkommen noch jetzt große Vorrechte genießen. Sein Andenken aber wurde durch Erinnerungshallen hoch geehrt, und kaiserliche Ehren seinem Bildniß gespendet. Seine Lehre, obwohl anfangs viel angefochten, ward allmählich Staatsreligion und Staatspolitik, und seine und seiner Schüler Schriften sind die Grundlage aller höhern Bildung, werden in allen Schulen gelesen und zum Theil auswendig gelernt und sind Hauptgegenstand der Staatsprüfungen durch alle Stufen hindurch.

Selbst im gemeinen Volke sind seine Reden und Aussprüche so bekannt oder noch bekannter wie bei uns die Sprüche der Bibel. Welch einen Einfluß eine so allgemeine Verbreitung von Sittenlehren unter der ganzen Nation haben mußte, ist leicht einzusehen, und der Erfolg davon zeigt sich bis in die jetzige Zeit in dem Vorhandensein von sittlichem Gefühl und Rechtssinn, wie dies bei andern Heiden nicht in dem Grade anzutreffen ist.

Confucius hat sich unstreitig große Verdienste um sein Volk erworben. Er erklärt aber selbst ausdrücklich, daß er keine neue Religion stiften wolle, sondern es ihm nur darum zu thun sei, die längst vorhandenen und von den tugendhaften Kaisern des Alterthums ausgeübten himmlischen Grundsätze in ein System zu bringen und der Nachwelt zu überliefern. Dieses System des Confucius enthält aber nichts weniger als einen Wegweiser, wie der durch die Sünde von Gott getrennte Mensch wieder mit diesem vereinigt, die Schuld gebüßt und das Gewissen zum Frieden gebracht werden könnte; noch deutet es den Weg in ein seliges Jenseits auch nur von ferne an. Wir können es deshalb auch kaum als eine Religion anerkennen, denn religio bezeichnet ja gerade die Beziehung des Menschen zu Gott. — Wenn wir aber die Lehre des Confucius näher untersuchen, so ist in derselben der Mensch eigentlich zu seinem eigenen Gott, jedenfalls zu seinem eigenen Heiland gemacht, der sich selbst helfen muß und auch ganz gut selbst helfen kann, wenn er nur will. Den Beistand der Götter braucht der Mensch hierzu so wenig, daß vielmehr der Satz aufgestellt wird: „Ehret die

Götter, aber haltet sie ferne von euch." Womit Confucius sagen wollte, daß es allerdings Götter oder höhere geistige Wesen gebe, denen der Mensch Ehrfurcht schuldig sei, daß man aber durchaus nicht meinen solle, sich die Gunst derselben durch häufige Opfer erwerben zu müssen, indem es nicht auf solche Ceremonien ankomme, sondern darauf, daß der Mensch das vom Himmel in ihn gelegte Tugendprinzip entwickle und durch Uebung vervollkommne. Yin, ni' li, tsi' sin' (Liebe, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit, Wahrheit) sind die fünf Cardinal-Tugenden, welche jeder Mensch als himmlische Aussteuer mit in die Welt bringt. Damit soll er wuchern, und es kommt auf des Menschen Treue und Fleiß an, wie weit er es auf der Leiter der Vollkommenheit bringt. Von dem Kaiser bis zum geringsten Unterthan ist es jedermanns Pflicht und Schuldigkeit, persönliche Tugend zu üben und das Laster zu meiden.

Die Stufenleiter, auf der die tugendhafte Seele fortschreitet, und das Ziel, welches dabei zu erreichen ist, werden folgendermaßen angegeben. Das erste ist, daß man sich eine richtige Erkenntniß verschaffe durch die Untersuchung des Wesens der Dinge; ist das Wissen zu einiger Vollkommenheit gebracht, so folgt daraus Aufrichtigkeit der Gesinnung; ist die Gesinnung aufrichtig, so wird das Herz rechtschaffen; aus einem rechtschaffenen Herzen folgt ein richtiger Wandel; ein solcher bringt wohlgeordnete Familien mit sich; und wo die Familien wohlgeordnet sind, da blüht der Staat, woraus wiederum Frieden für die ganze Welt erwächst. Denn Himmel, Erde und Mensch sind die drei größten Faktoren der Welt. Himmel und Erde haben keinen Geist, nur der Mensch ist damit ausgerüstet, und seine Pflicht ist es, das Gleichgewicht in dem Universum aufrecht zu erhalten, was dadurch geschieht, daß er die Tugend übt. Deshalb spricht Confucius immer von einem idealen Menschen, der alle Tugenden in sich vereinigt und das Ziel erreicht hat, welches in dem Buch der goldenen Mitte folgendermaßen beschrieben wird: „Weit und ausgebreitet sind die Wirkungen seiner Tugend, er ist gleich dem tiefen lebendigen Strom, welcher ohne Aufhören fließt, er ist fest und ausgedehnt wie der Himmel und tief wie der große Abgrund. Wenn seine Wirkungen sich offenbaren, so ist keiner unter dem Volk, der ihn nicht verehrte, da ist keiner, der nicht seinen Worten glaubte, keiner, der sich nicht an seinen Handlungen ergötzte. Sein Ruhm erfüllt deshalb nicht allein die Grenzen des Reiches der Mitte, sondern geht weit darüber hinaus und reicht bis zu den Barbaren. Wo nur immer Schiffe segeln und Wagen fahren, soweit Menschenkraft reicht, ja alles was der Himmel überschattet und die Erde trägt, wo die Sonne und der Mond scheinen, wo Frost und Thau fällt, alles was Odem hat, ehrt und liebt ihn; deshalb wird gesagt, daß er dem Himmel gleich sei. Wer ein solcher idealer Mensch gewesen sei, sagt Confucius nicht. Man hat deshalb in dieser Beschreibung eine Ahnung des Messias finden wollen; aber ich glaube, daß weder dem Confucius noch irgend einem andern Chinesen eine solche Ahnung je aufgestiegen ist, ja die Chinesen der späteren Zeit haben keinen Anstand genommen, diese hochtönenden Worte geradezu auf Confucius selbst zu beziehen;

er wird auch bis auf den heutigen Tag als der Allerheiligste der Vorzeit göttlich verehrt.[1])

Trotz dieser Menschenvergötterung hat es aber den Chinesen doch auch nicht an einer gewissen Erkenntniß Gottes gefehlt, und zwar war dieselbe um so reiner, je weiter wir hinauf ins Alterthum steigen. Unter dem Namen Schangti oder höchster Herrscher verehrten die ältesten Chinesen den ihnen unbekannten Gott, dem sie zwar nicht die Schöpfung der Welt, aber doch die Regierung derselben zuschrieben. Dieser Schangti übrigens ist auch kein persönlicher Gott, sondern beinahe gleichbedeutend mit Himmel, als dessen Exekutive er auftritt.[2]) Nicht jedermann ist berechtigt, dieses höchste Wesen mit Opfern zu verehren, dem Kaiser allein ist das ausschließliche Recht dazu vorbehalten. Mit Schangti wurden bald Geister des Himmels und der Erde, der Flüsse, Berge und Thäler, der Wege und Brücken, der Brunnen und Thüren und des Herdes verehrt, und zwar fielen die entsprechenden Funktionen den verschiedenen Beamten je nach ihrer Rangordnung zu, während für das gemeine Volk die Anbetung der Vorfahren angeordnet wurde.[3])

Auf die Ahnenverehrung hat Confucius sehr viel Gewicht gelegt, trotzdem daß er über den Zustand der Seele nach dem Tode keine Aus-

---

[1]) Man rechnet, daß wohl 2000 Tempel dem Andenken des Confucius (Kung-fu-tsz) geweiht sind, und auf seinen Altären jährlich mehr als 6000 Thiere (vorzüglich Schweine und Kaninchen) geopfert werden. Sein Bild ist in den Schulen aufgehängt und wird von jedem Schulknaben durch Niederfallen verehrt.

[2]) Etwas ausführlicher handelt Lechler vom Schang-ti in seinen 8 Vorträgen und läßt ihn doch etwas mehr als persönliches Wesen gefaßt werden. „Die stets wechselnden Erscheinungen in der Natur," sagt er dort, „haben die Chinesen veranlaßt, die Ursache davon in einem Wesen von Macht und Weisheit zu suchen, außerhalb der Natur und über derselben. Die gleiche Anordnung der himmlischen Körper veranlaßte sie ebenfalls sich einen höchsten Herrscher vorzustellen, dessen Werk sie sind und dessen Befehl sie erhält; alle andern Wesen dienen ihm, und in dem ganzen Universum gibt es kein lebendiges Ding und kein Erzeugniß, dessen Anfang und Ende nicht auf seinen Willen bezogen wäre.

In der chinesischen Bibelübersetzung ist daher das Wort Schang-ti gewählt, um Gott damit zu bezeichnen. Ob freilich dieser Schang-ti von Ur an ein transzendenter, persönlicher und selbständiger Schöpfer war, also wirklicher Geist, oder ob er von Anfang an blos Naturgeist war und etwa die Spitze der übrigen Naturgeister — darüber scheint es bei den Chinesen nie zu einer klaren Erkenntniß gekommen zu sein. Sie ahnten, wie gesagt, Gott als den Schöpfer, aber zur völligen Erkenntniß seines Wesens wird ihnen erst das Evangelium verhelfen. Indessen haben die providenziellen Anordnungen in Gottes Weltregierung doch einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth der Chinesen gemacht, daß sie ihn als Regierer, als Richter und Vergelter anerkannten. — Deshalb war dieser Schang-ti auch seit den ältesten Zeiten der Gegenstand der höchsten Verehrung bei den Chinesen. Wenn sie sich dann auch eine Agentschaft andrer geistiger Wesen bei der moralischen Weltregierung dachten und mit dem Schang-ti eine große Anzahl untergeordneter Geister associirten, denen ebenfalls Verehrung gezollt wurde, so haben sie dennoch immer sorgfältig unterschieden zwischen deren untergeordneter Ministerschaft und der Souveränität des höchsten Herrschers.

[3]) Diese Auffassung scheint doch die Entwicklung der Religion, die sich nirgends auf Anordnung machen läßt, zu wenig zu berücksichtigen. Sehr deutlich blicken ja durch die chinesische Religion noch die beiden Formen hindurch, die sich überall in den Religionen der Naturvölker finden: Verehrung der Naturgeister (Dämonen) und Verehrung der abgeschiedenen Menschengeister. —

kunft zu geben vermochte. Von einem seiner Schüler über diese wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten befragt, antwortete er: Ich verstehe das Leben noch nicht einmal; was weiß ich vom Tode? Demungeachtet schärft er die Pflicht der kindlichen Liebe seinen Schülern damit ein, daß er sagt, dieselbe könne nicht in diesem Leben erschöpft werden, sondern müsse sich auch noch auf das Jenseits erstrecken, daher es nöthig sei, den Eltern nach ihrem Tode gerade noch so zu dienen, wie wenn sie am Leben wären. Hat also Confucius den Götzendienst keineswegs begünstigt, sondern eher davor gewarnt, so hat er dafür den Ahnendienst förmlich eingesetzt, so daß derselbe bis auf den heutigen Tag das wesentlichste Element in der Religion der Chinesen bildet.

Der Götzendienst ist aber deshalb nicht ausgeblieben. Obgleich die Verehrung der verstorbenen Eltern ursprünglich als Ausdruck des Dankgefühls gegen dieselben angesehen wurde, so hat sich doch allmählich in der Anschauung der Chinesen die Idee festgesetzt, daß die Geister der Verstorbenen einen segenbringenden Einfluß auf die Familie, der sie angehörten, ausüben können; und heutigen Tages wird alles Gute, das einer Familie widerfährt, wie die Geburt eines Sohnes, eine Hochzeit, die glückliche Bestehung eines Examens, das Emporkommen durch Reichwerden und Erlangung von Aemtern dem Einfluß zugeschrieben, welchen die Geister der Verstorbenen auf ihre noch lebenden Angehörigen ausüben sollen. Daher werden die Ahnen auch feierlichst von all diesen Ereignissen in Kenntniß gesetzt, und werden ihnen in der Ahnenhalle Opfer dargebracht. Dieser Ahnendienst ist deshalb an und für sich schon nichts anderes als ein Götzendienst, indem den Ahnen offenbar göttliche Eigenschaften, Werke und Ehren zugeschrieben werden.

Bekanntlich haben die Jesuiten die große Schwierigkeit, auf die man stößt, wenn man bei Einführung des Christenthums gegen diese Art Götzendienst zeugen soll, damit zu umgehen gesucht, daß sie den Ahnendienst als eine bürgerliche Institution ohne religiöse Bedeutung anzusehen beliebten; aber schon die Dominikaner sind entschieden gegen diese Anschauung aufgetreten und haben richtig erkannt, daß die chinesische Verehrung der Vorfahren durchaus nicht mit dem Christenthum sich vereinigen lasse. Bei den protestantischen Missionaren ist darüber nie eine Frage entstanden, und sind wir alle darüber einig, daß der Ahnendienst in China so gut als der Kastenunterschied in Indien fallen muß, wenn das Christenthum einen festen Boden gewinnen soll.

Es gibt jedoch noch einen andern Götzendienst in China, der erst in späterer Zeit, vielleicht durch buddhistischen Einfluß, allmählich zur Geltung gekommen. Während nämlich weder von Schang-ti noch von den zunächst mit diesem höchsten Wesen verehrten Geistern, noch von den Ahnen in ihren Hallen je Bilder gemacht worden sind, sieht man doch überall in China auch eigentliche Tempel mit Götzenbildern, vor denen Weihrauch angezündet wird, auf deren Altären Lichter brennen und regelmäßige Opfer dargebracht werden. Solche sind z. B. der Gott der Wissenschaft, der Gott des Krieges, der Gott des Reichthums, die Götter des Ackerbaus, die Göttin der Seefahrer (Königin des Himmels genannt), der Gott der Aerzte, die Schutzgötter besonderer

Gegenden, einzelner Handwerke, und eine Menge kanonisirter Persönlichkeiten, die sich, wie die Chinesen sagen, entweder um den Staat oder um das Volk verdient gemacht haben und nach ihrem Tode in göttliche Ehren eingesetzt wurden. Die Zahl dieser Götzen ist immer noch im Wachsthum begriffen, indem der Kaiser durch Kanonisation Götter — wie der Papst Heilige — machen kann. Wenn daher ein Mandarine an den Kaiser berichtet, daß da oder dort sich der Einfluß eines abgeschiedenen Geistes wirksam erzeigt habe, und der Kaiser um die Gnade gebeten wird, denselben in den Götterstand zu erheben und dem Volk die Anbetung desselben zu gestatten, so kann die Hofzeitung jeden Tag einen neuen Götzen ernennen und dem Aberglauben der Menge neue Nahrung verschaffen.[1])

Es ist interessant zu sehen, wie wenig Confucius damit durchgedrungen ist, den Menschen auf seine eigene Kraft und Tugend zu verweisen und vor dem Verkehr mit Geistern zu warnen; so stark hat das menschliche Gefühl der Abhängigkeit von höheren Wesen sich bei den Chinesen geltend gemacht. Ich habe selbst einmal eine Inschrift gefunden, die also lautete: „Das Gras wartet auf den Frühlingsregen um zu wachsen, und der Mensch hängt von den Geistern ab, um zu existiren." Man sieht hier so recht den Gegensatz zwischen der kalten Philosophie, die Gottes nicht bedarf, und dem Gewissen, in welchem das Gottesbewußtsein auch beim Heiden nicht unterdrückt werden kann.

Es sind aber noch zwei eigenthümliche Züge, welche uns in dieser chinesischen Religion entgegentreten und besondere Erwähnung verdienen. Der eine ist die Abwesenheit eines Priesterstandes, und der andere der Mangel eines Sühnopfers. Der Confucianer bedarf keiner Vermittlung durch einen Priester. Der Kaiser ist Oberpriester für das ganze Reich, die Beamten sind die Priester in ihren betreffenden Bezirken; und für die Familien fungirt der Hausvater als Hauspriester. Die Opfer werden von diesem dargebracht und zwar niemals ein blutiges, sondern immer in der Gestalt gekochter Speisen, wie der Sterbliche sie genießt, und in der Meinung, daß auch die Götter einen Genuß daran haben. Zwar lehrt die Erfahrung, daß die Götter sowohl als die Ahnen nie etwas von den Opfern nehmen, aber die Opfernden trösten sich damit, daß solche geistige Wesen ohne Zweifel schon durch den Geruch der Speisen gesättigt werden, und benützen die Gelegenheit, sich selbst die unberührt gebliebenen Opfer schmecken zu lassen, so daß jede Opferfeierlichkeit mit einem Schmaus zu enden pflegt. Das ist in der That auch der würdigste Schluß einer Ceremonie, die alles religiösen Ernstes entbehrt. Es ist ja kein Schuldbewußtsein, das die

[1]) Gewöhnlich werden diese Götter in Gruppen vereinigt, da z. B. einer der Unterweltsgötter hinter zweien seiner Untergebenen thront, von denen der eine, sein Schreiber, auf einem Papier die Sünden eines armen Sterblichen abliest, während der andere, der Abrichter, sich zur Ausführung der diktirten Strafe bereit hält. Je nach den Umständen kann eine sonst wenig geachtete, ja schon bespottete Gottheit, z. B. die Pockengöttin, sich plötzlich eines ungeheuren Zudrangs von Verehrern erfreuen.

Chinesen an den Opferaltar hintreibt. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, eine Sühne für begangene Sünden darzubringen und die Götter um Vergebung derselben bitten zu wollen. Zwar hat der Chinese nie, wie andere Heidenvölker, das Laster selbst in seinen Götzendienst eindringen lassen, oder dasselbe gar unter dem Scheine des Götzendienstes sanktionirt; denn die Hochhaltung der Tugend hat wenigstens so viel bewirkt, daß die Götter alle nicht anders gedacht werden, denn als tugendhafte Wesen, welchen der Mensch mit Ehrfurcht, mit Sammlung des Geistes und unter gehörigem äußerem Anstand zu nahen habe; aber davon hat der Chinese keine Ahnung, daß er die heilige Majestät Gottes beleidigt habe und als bußfertiger Sünder Vergebung suchen sollte. Die Sünde ist ihm nur eine Verletzung der Naturordnung, die sich zwar früher oder später durch den nothwendigen Zusammenhang im Lauf der Dinge rächen wird, aber keineswegs Zorn oder Strafe eines höheren Wesens herbeiführt.

Wieder ganz andere religiöse Anschauungen hat der Buddhismus den Chinesen gebracht, welcher im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von Indien eingeführt wurde und dem China nun fast ganz zur Beute geworden ist, doch so, daß die eine Religion die andere nicht ausschließt, sondern, wie schon oben bemerkt, beide neben einander Raum finden.

Wenn der Buddhismus[1]) Verleugnung der Welt und Geringschätzung der Güter und Freuden dieses Lebens verlangt, so ist es in der That sehr verwunderlich, daß er in China so allgemeinen Eingang gefunden hat, wo alles Streben nur allein auf das Diesseits gerichtet ist, und wo die Begriffe von Glückseligkeit den buddhistischen Dogmen geradezu widersprechen. Denn unter allem, was ein Chinese begehrt, steht gerade der Reichthum oben an; dann kommt Ehre und Anstellung, und endlich langes Leben. Dem Cölibat gegenüber steht die soziale Bedeutung, welche in China der Ehe beigelegt wird, so daß Confucius es gar für ein Verbrechen gegen die Pflicht der kindlichen Liebe erklärt, wenn einer keine Nachkommen habe, weil ja dadurch der Ahnendienst unterlassen bliebe; weshalb der Chinese oft die bescheidene Bitte an die Götter stellt, daß ihm sieben Söhne und drei Töchter geboren werden möchten. Der Lehre vom Fegfeuer endlich, welche mit dem Dogma der Seelenwanderung zusammenhängt, widerstrebt gleichfalls das chinesische Gefühl, dem es unerträglich scheint zu denken, daß die geliebten Dahingeschiedenen sich anders als wohl befinden in der anderen Welt, wo ein Präfekt von Sztsau seiner Schwester aus Veranlassung des Ablebens ihrer Eltern über die vorzunehmenden Todtenfeierlichkeiten schreibt: „Himmel und Hölle sind nicht das Machwerk von Menschen. Ueber die Bösen und Guten verfügt eine höhere Macht unabhängig von den Priestern; es wäre gottlos zu denken, daß unsere Eltern so schlecht gewesen seien, daß sie der Fürbitte der buddhistischen Priester bedürften."

---

[1]) Auf die Lehren Sakyamuni's selbst gehen wir hier nicht näher ein, da im vorigen Hefte dieses Werkes dieselben ausführlich dargelegt sind.

Trotz alledem steht aber das Faktum da, daß der Buddhismus sich über ganz China verbreitet hat, und daß der Kaiser in seinem Palast, wie der Bauer in seiner Hütte, sich demselben in die Arme wirft.

Die Thüre zur Einführung des Buddhismus in China hat Confucius selbst ohne sein Wissen und Wollen offen gelassen. Er hat dem Gewissen des Menschen zu wenig Rechnung getragen und für keinen Trost gesorgt, wenn dasselbe erwachen sollte; er vermochte nicht sich hineinzuversetzen in die geistlichen Bedürfnisse anderer, weil er selbst keine gehabt zu haben scheint. Tz' put kon' sin, heißt es von ihm, d. h. der Meister sprach nicht von Geistern. Er hielt es weder für nützlich noch für nothwendig auf dieses Thema einzugehen, weil er nicht begriff, daß anders angelegte Gemüther ihre Abhängigkeit von unsichtbaren Mächten auch stärker fühlen könnten als er, und nur in dem zuversichtlichen Vertrauen auf dieselben eine relative Gemüthsruhe finden würden. Am schlimmsten aber läßt er seine Anhänger im Stich, wenn der Tod herannaht, indem aus seinem ganzen System kein einziger Lichtstrahl in das letzte Dunkel hineinleuchtet, um die Schrecken des Todes zu mildern. Er selbst betrachtete den Tod als das unvermeidliche Schicksal des Menschen und ergab sich darein. Als einer seiner Schüler ihn auf seinem Todtenbett fragte, ob er nicht für ihn beten solle, so erwiderte Confucius: „Ich habe schon längst gebetet." Dieser Ausspruch wurde von den Chinesen selbst so erklärt: das Gebet zu den Göttern setzt eine Bereuung seiner Fehler und ein Fortschreiten im Guten voraus, wozu man die Hülfe der Götter anfleht. Wo dieser Sinn nicht vorhanden ist, da kann das Gebet unterbleiben. Der Heilige (nämlich Confucius) hatte aber keine Fehler zu bereuen, noch war für ihn ein Fortschritt im Guten möglich, weil sein seitheriger Wandel schon ganz in Uebereinstimmung mit dem Himmel gewesen war; und deshalb konnte er sagen, daß sein Gebet schon längst verrichtet sei. Wenn aber auch Confucius selbst mit einer so starken Selbsttäuschung abscheiden konnte, so war doch nicht zu erwarten, daß jeder andere Chinese mit gleicher Verblendung in den Tod gehen werde. Wenn sich deshalb durch die Lehren des Buddhismus den Chinesen eine neue Aussicht eröffnete, den Höllenstrafen zu entkommen und, sei's auch auf dem mühevollen Wege der Seelenwanderung, doch endlich noch an einen Ort des Friedens zu gelangen, so ist es erklärlich, daß die Chinesen froh waren, einen geistlichen Mangel durch den Buddhismus befriedigt zu sehen, in welchem ihr eigener Meister sie so vollständig im Stich gelassen hatte.[1])

[1]) Der Buddhismus scheint unter dem Einfluß des chinesischen Geistes doch sehr wichtige Veränderungen erfahren zu haben; dahin gehört besonders die Lehre von dem westlichen Paradies des Amitaba Buddha, die, so wenig sie zu Sakyamuni's System stimmt, doch den Bedürfnissen des menschlichen Herzens so sehr entgegenkommt. Ebenso sind eine ganze Anzahl der populären Götter, denen wir in der Folge noch näher begegnen werden, durchaus auf buddhistischem Boden erwachsen. Besonders ausgebildet ist im chinesischen Buddhismus die Lehre von den Höllenstrafen. Man unterscheidet zehn verschiedene Höllen, in denen die verschiedenartigen Verbrechen besonders bestraft werden. Hier werden die Gottlosen zerhauen, dort zersägt, da in einem Kessel geschmort oder mit glühenden Zangen gezwickt u. s. w. Unter den dorthin gehörigen Uebertretern sind auch die Verfasser unsittlicher Schriften und die

Die Chinesen sind nun im allgemeinen zu dem Resultat gekommen, daß Confucius der beste Lehrer fürs Leben sei, und diesen Ruhm wollen sie ihm durch nichts schmälern lassen; aber weil er sie selbst nur aufs Leben verwiesen hat und ihnen kein Führer durch das Todesthal in eine andere ihm selbst unbekannte Welt sein wollte, so begehen sie auch keinen Verrath an ihrem gepriesenen Heiligen, wenn sie im Tode ihre Zuflucht zu Buddha nehmen. — Damit ist denn auch gesagt, daß es nicht richtig wäre, die Chinesen schlechthin als Buddhisten zu bezeichnen. Man könnte mit Recht sagen, daß sie Confucianer seien; aber sie sind beides zugleich, weil sie finden, daß beide Religionen sich trefflich mit einander vereinigen lassen, ja daß die eine die andere ergänzt.

Es gibt jedoch in China auch solche Leute, die sich ausschließlich der buddhistischen Religion hingeben und darin ihren Lebensberuf gefunden haben. Das sind die sogenannten Bonzen oder buddhistischen Mönche, die dann zugleich auch als Priester fungiren, und die Niku oder Nonnen. Diese halten sich in den zahlreichen Klöstern auf, haben das Gelübde der Keuschheit abgelegt und leben vom Bettel, sowie von den Einkünften, welche ihre religiösen Funktionen ihnen bringen. Am meisten verdienen die Priester durch die Leichenfeiern und Todtenmessen. Dabei müssen sie nicht blos Gebete hersagen, welche der abgeschiedenen Seele den Eingang in den Himmel des Buddha verschaffen sollen, sondern haben auch den Verstorbenen ihre vermeintlichen Bedürfnisse an Kleidung, Wohnung und andern Bequemlichkeiten zu verschaffen. Die Gegenstände werden alle auf ein Verzeichniß geschrieben, und der Name des Empfängers in der Unterwelt dazugesetzt. Der Priester unterschreibt das Dokument, und es wird dann samt den Gegenständen im Feuer verbrannt. Dies ist die Weise, wie man dem Verstorbenen etwas in die unsichtbare Welt nachschicken kann.

Der Buddhismus, welcher im Mittelalter in China seine Blütezeit hatte, ist jetzt sehr heruntergekommen und in kläglichem Verfall. Die großen, in herrlicher Lage auf Bergen errichteten Klöster sind vielfach Stätten des Lasters geworden, fast in jeder Zelle eines solchen fand Gray ein Opiumlager. Auch das Harzardspiel wird dort stark betrieben, und oft sind sie ein Sammelplatz nichtswürdiger Menschen, die etwa einer Strafe zu entgehen suchen dadurch, daß sie die Kutte nehmen. Das faule, nichtsthuerische Leben übt selbstverständlich keinen guten Einfluß. Die meisten Mönche sind elende, verlebte Gestalten, mit dem 50. Lebensjahre schon zitternde Greise, denen oft ein Lasterleben auf der Stirne geschrieben steht. „Wenn sie nur einigermaßen ihr Keuschheitsgelübde und die pythagoräischen Lebensregeln befolgten, so würde

---

Maler obscöner Bilder aufgeführt. Die Verfasser der schandbaren Romane, wie sie bei uns leider immer häufiger werden, und auch ein und der andre Maler könnten sich das ad notam nehmen. Aber auch Frauen, die auf den Dächern Wäsche trockneten und dadurch die Geister in ihrem Fluge hinderten, werden in den Blutpfuhl geworfen u. s. w. — Bemerkenswerth ist, daß die von Buddha ausdrücklich verworfenen Kasteiungen und Selbstquälereien bei seinen Anhängern in China einen ausgedehnten Platz gefunden haben.

ihnen sicherlich jene fragliche Achtung zu theil werden, welche den Enthusiasten (!) in den meisten Ländern der Erde gezollt wird. Die Chinesen hassen sie als doppelzüngige Heuchler („sie erheben nie die Augen — andre stehen alle 50 Schritte still und beten"), welche Armen und Unwissenden Geld erpressen, welche auf die Furcht ihrer Weiber und Töchter spekuliren und sie häufig auch verführen; welche groß über die Thür ihrer Tempel schreiben: Weder Fleisch noch Wein darf hier eingehen, und gleichzeitig ihr Lieblingsgericht — Schweinefleisch — so oft essen wie jeder andre Chinese und sich noch häufiger in einen Zustand viehischer Berauschung trinken und rauchen."[1]) Diese Schilderung, obgleich sie hernach auch einige seltene Ausnahmen erwähnt, kann leicht etwas parteiisch erscheinen, wenn man beachtet, wie Giles bei andern Gelegenheiten seinen Aerger über „die Frommen" durchblicken läßt. Auch in reinerer Gestalt würde ihm der Buddhismus widerlich sein. Dabei scheint das Verhältniß des chinesischen Volkes zu den Bonzen stark durch die Brille des Verfassers angesehen zu sein. Jedenfalls kann das Volk die Bonzen nicht entbehren. Soviel steht jedoch fest, daß diese Klasse im ganzen tief heruntergekommen ist, wenn sich auch noch hier und da mancher „ehrwürdige Bonze" (Gray) finden mag, der mit rührender Selbstverleugnung und mit Ernst nach dem ewigen Leben trachtet. Mit ihrer Bildung ist's sehr schwach bestellt. Die buddhistischen Schriften haben sie in dem Sanskritoriginal vor sich, aber nicht in einer indischen Schrift, sondern mit chinesischen Charakteren geschrieben. Man kann sich denken, was für ein heilloses Kauderwälsch das gibt. — Die Nonnenklöster, in denen besonders der Kultus der Kun-yam (Göttin der Barmherzigkeit) gepflegt wird, erfreuen sich auch nicht eines besonderen Rufs. Hier und da wird wohl ein solches von der Obrigkeit aufgehoben, weil es eine Stätte der Unsittlichkeit geworden ist.

Die dritte Religion, welche als die T'au-Sekte bekannt ist, und den Lau-tsz (oder Lau-kyun) zum Stifter hatte, hat weniger Bedeutung erlangt. Ebenso alt als die des Confucius, hat sich dieselbe von Anfang an keinen großen Anhang verschafft, und obgleich es Zeiten gab, in welchen diese Sekte sich eines besonderen Schutzes von der Regierung verschiedener Dynastien zu erfreuen hatte, so daß die Kaiser selbst dem Lau-tsz in seinen Tempeln ihre Verehrung darbrachten, einer auch einen Kommentar zu seinem Buch über Vernunft und Tugend schrieb, so entsprachen eben doch die Grundsätze des Lau-tsz viel weniger dem Geschmack des Volkes als die des K'ung-fu-tsz. Dieser soll zwar in seiner Jugend ein Schüler des Lau-tsz gewesen sein; ja man räumt dem letztern nicht nur in Betreff des Alters, sondern auch in der Tiefe und Unabhängigkeit des Denkens den Vorrang ein; aber K'ung-fu-tsz hat sich jedenfalls nicht nach Lau-tsz gebildet. Bei einem Besuch, welchen er bei seinem früheren Lehrer machte, warf dieser ihm Hochmuth, Habsucht und Eigensinn vor, gab ihm auch zu verstehen, daß er besser thun würde, sich zurückzuziehen und in der Stille selber die Tugend

[1]) H. A. Giles, chinesische Skizzen, S. 113 f.

zu üben, anstatt von Hof zu Hof zu ziehen in dem vergeblichen Bestreben, die leichtsinnigen Fürsten unter den Einfluß seiner Moral zu bringen. Immerhin scheint Confucius dadurch nicht beleidigt worden zu sein; er soll immer mit Hochachtung von Lau-tsz gesprochen haben.

Lau-tsz setzt das T'au oder Vernunft als den Ursprung aller Dinge, selbst Gottes. Er ist viel mehr spekulativer Philosoph als der praktische Confucius. Aber bis heute sind die chinesischen Gelehrten nicht einig darüber, was eigentlich seine Lehre sei. Nur soviel scheint festzustehen, daß er nicht Atheismus und Naturalismus, sondern einen mystisch-phantastischen Pantheismus lehrte. Heute nun gibt es zwar viele sogenannte T'auisten in China, aber Lau-tsz würde sie gewiß nicht als seine Schüler anerkennen, denn statt mit philosophischen Spekulationen sich zu befassen und den Weg zu suchen, wie der Mensch von den Leidenschaften frei werde, um die Seelenruhe, langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen, wonach Lau-tsz strebte, treiben die T'auisten nur noch Zauberei und Hexenkünste und verdienen ihren Lebensunterhalt durch Wahrsagen und Zeichendeuten (Exorcismen). Der T'auismus ist auch in vielen Stücken so sehr mit dem Buddhismus amalgamirt und von diesem absorbirt worden, daß man die beiden oft kaum mehr recht unterscheiden kann. Aeußerlich unterscheiden sich die T'auisten von den Buddhisten dadurch, daß sie nicht ans Cölibat gebunden sind, auch sich nicht das Haar ganz abrasiren lassen wie diese, sondern es in einen Knäuel auf dem Wirbel aufwickeln, während die gewöhnlichen Chinesen es in einem geflochtenen Zopf hinten herabhängen lassen.

Schließlich bemerken wir hier noch, daß auch Juden, Muhammedaner und Parsi in China sich finden.[1]) Die Juden sollen bereits unter der Han-Dynastie (202 v. Chr.) hier eingewandert sein; ihre Zahl aber hat sehr abgenommen, und sie besitzen nur noch einen einzigen fast in Trümmern liegenden Tempel in der Stadt K'ai-fung-fu, wo sie in Armuth und Verkommenheit wohnen. Die Jesuiten-Missionare entdeckten diese Juden vor etwa 160 Jahren, konnten aber damals den Zutritt in die Synagoge nicht erlangen. Es werden daselbst noch schöne Handschriften des Pentateuch in alter hebräischer Schrift aufbewahrt, die aber heut zu Tage kein einziger Jude dort mehr lesen kann, zumal sie seit Anfang dieses Jahrhunderts keinen Rabbi mehr gehabt haben. Selbst die Beschneidung haben sie aufgegeben und nur den auf 1 Mose 32, 32 sich gründenden Gebrauch, jedem geschlachteten Thiere die Spannader auf dem Gelenk der Hüfte auszureißen und nicht mitzuessen, beibehalten, weshalb die Chinesen ihre Religion „Thearu-kin-kearu", d. h. Sehnenausreißungs-Religion nennen.[2]) Zahlreicher und wichtiger als diese ihrem Untergang entgegengehenden Reste jüdischen Bekenntnisses sind die Muhammedaner, welche bei den Chinesen

[1]) Aus der ersten Auflage herübergenommen.

[2]) Seither ist die jüdische Kolonie auch von evangelischen Missionaren besucht und in fortschreitendem Verfall gefunden worden.

„Wui" genannt werden. Der Islam, dessen Bekenner noch zu Muhammed's Lebzeiten nach Kanton kamen und hier eine Moschee erbauten, hatte sich bereits im 9. Jahrhundert in China sehr ausgebreitet und erreichte seine Blüte im 13. Jahrhundert unter dem Stifter der Jün- (Mongolen-) Dynastie Kublai-khan, unter welchem er jedoch auch eine blutige Verfolgung zu erdulden hatte. Seitdem ist es mit den Muhammedanern in China augenscheinlich bergab gegangen, wenn sie auch in den Tagen der ersten Ming-Kaiser noch eine etwas angesehenere Stellung einnahmen, und sie sind gegenwärtig im Süden, Osten und Norden des Reichs ohne besondere Bedeutung,[1]) wogegen sie in den westlichen, unter chinesischer Hoheit stehenden Nebenländern zahl- und einflußreicher sind. Doch findet man in den meisten größeren Städten des Innern Muhammedaner, meist als Gastwirthe oder Opiumverkäufer, von den Heiden sich sondernd, den Juden und Christen feind. Von den Hafenstädten haben Amoy, Ningpo und Fu-tschau muhammedanische Gemeinden, auch auf Hong-kong befindet sich eine Moschee, deren Gemeinde meist aus Fremden besteht: doch gibt es auch chinesische Proselyten. In Kanton, dem Hauptsitz des Islam im Süden China's, wo die früher jedenfalls bedeutendere Gemeinde immer noch etwa 1200 Köpfe zählt, befinden sich 5 Moscheen, darunter die älteste der „Waischin"- (pflege das Gute!) Tempel von den Chinesen, weil sie rund und ohne alle Verzierung ist, „die glatte Pagode" genannt. Die Muhammedaner in China beten keine Götzen an und essen kein Schweinefleisch, einzelne pilgern auch nach Mekka. Im regelmäßigen Gebet, wie im Besuch der öffentlichen Versammlungen, scheinen sie etwas lau zu sein, im Heiraten aber sind sie streng und vermischen sich nicht mit den Heiden. Obschon übrigens der Islam das Herz noch mehr gegen das Evangelium verschließt als das Heidenthum, so werden doch im ganzen diese vereinzelten Gemeinden der Ausbreitung des Christenthums in China schwerlich viel entgegenstellen können. — Die Parsi sind ebenfalls ziemlich zahlreich in Kanton und bilden einen ansehnlichen Theil der Einwohnerschaft der fremden Faktoreien; sie sind meist von Bombay gebürtig. Man kann sie jeden Abend in Gesellschaften von 4 bis 10 wandeln sehen mit ihren langen weißen Gewändern und zuweilen rosen- oder scharlachrothen Beinkleidern. Es sind unternehmende Kaufleute, die sich im Osten durch ihre Reichthümer einen Namen erwarben. Die meisten reden außer ihrer Gudscherati-Sprache auch Englisch. Wenn eines ihrer Schiffe unter Segel geht, so theilen sie, um die Gunst der Gottheit zu gewinnen, Geld unter die Armen aus und belästigen sehr oft die Nachbarn durch Herbeiziehung von Bettlerscharen, unter welche sie Geld werfen. Uebrigens sind sie ihres sinnlichen Lebens wegen berüchtigt.

---

[1]) Doch haben in neuster Zeit wieder die Muhammedaner, namentlich in Yünnan, durch einen mehrjährigen Aufstand, der keineswegs in erfolgreicher Weise unterdrückt ist, der Regierung viel zu schaffen gemacht.

4. Die Sprache, Literatur und literarische Bildung der Chinesen.

Unter allem Fremdartigen, das dem Europäer in dem großen Ostreiche entgegentritt, mag ihm als das Fremdartigste die Sprache erscheinen. Zu Anfang macht der einsilbige Singsang mit wechselndem hohen, tiefen, gezogenen und gedrehten Tone, die immer wiederkehrenden Silben, in denen sich eine sonderbare Armuth der Sprache zu bekunden scheint, einen fast komischen Eindruck. Und nun gar erst die Schrift! dieses unsinnige Gekritzel (oder richtiger Malerei) aus dem sich kein a, b, c, herausziehen läßt, hat manchem schon ein mitleidiges Lächeln abgewonnen. Aber die Thatsache steht fest: der dritte Theil der ganzen Menschheit bedient sich dieser Sprache als geistiges Kommunikationsmittel und fährt wohl dabei. Jeder an dem einen Ende des großen Reiches geschriebene Brief wird an dem andern Ende verstanden. Wie viel ungünstiger liegt bei uns in Europa die Sache.[1]) Ferner: verdient nicht eine Sprache Bewunderung, die mehrere Jahrtausende alt, noch immer lebenskräftig bleibt? Alle westlichen Altersgenossinnen ihrer Jugend sind längst verschwunden oder haben nur noch als todte Büchersprachen ihr Dasein.

Die großen Schwierigkeiten der Erlernung des Chinesischen haben lange Zeit die Ausländer abgeschreckt. Auch die Chinesen glaubten in ihrer Sprache ein wirksames Mittel zu ihrer Isolirung von andern Völkern zu haben. Eifersüchtig wurde darüber gewacht, daß kein Fremder durch einen Lehrer in die Geheimnisse der Sprache eingeweiht werde. Die Zeiten sind nun freilich vorüber. Mancher Europäer hat die allerdings bedeutenden Schwierigkeiten bewältigt, und es ist uns möglich in die chinesische Literatur, Religion, Philosophie und damit in den Kern des chinesischen Wesens einzudringen. Und ein ungeahnter Reichthum hat sich dabei dem Kundigen an dieser einst geringschätzig übersehenen Sprache erschlossen.

Die chinesische Schrift, welche sich von der Sprache gar nicht trennen läßt, soll schon in der grauen Vorzeit vom Kaiser Fu-hi, nach Beobachtung der Zeichnung einer Schildkrötenschale, erfunden worden sein. Sein Minister verbesserte sie nach den Figuren, welche die Füße einiger Vögel im Sande zurückließen. Die ursprünglichsten Zeichen waren nichts als rohe Bilder gewisser Gegenstände. Auf dieser Stufe der Schrift mußte ihr Umfang natürlich sehr beschränkt bleiben. Ein weiterer Schritt war es, daß man Verhältnisse (neben, über, unter, Mitte u. s. w.) durch entsprechende Zeichen ausdrückte. Ferner wurde durch Zusammensetzung zweier Zeichen eine abstrakte Idee angegeben. Sonne und Mond zusammen bedeuten „Glanz". Das Zeichen der Frau unter dem Dach sagt „Friede". Drei Frauen zusammen bedeutet „Ränke" u. s. w. Hierbei hat die Phantasie natürlich einen sehr weiten Spielraum gehabt. Eine ganze Reihe von Begriffen aber

[1]) So hatte z. B. ein Fabrikant in Thüringen einen Geschäftsbrief aus Schweden bekommen, den ich ihm endlich entzifferte, nachdem er Wochen lang sich vergeblich bemüht hatte den Inhalt zu erfahren.

sind auf diese Weise fixirt worden. Die ursprüngliche Gedankenverbindung, die in dem einen oder dem andern Falle wirksam war, ist längst vergessen und man kümmert sich nicht mehr darum, weiß meistens auch gar nicht mehr, was die Elemente des Zeichens, das sich mit der Ausbildung der Schrift immer weiter von der ursprünglichen bildlichen Form entfernte[1]), zu bedeuten hatten; genug, es sind auf diese Weise Zeichen gewonnen worden für Begriffe, denen kein sinnlich wahrnehmbarer und zum Abzeichnen geeigneter Gegenstand entspricht. Hiernach hätten wir drei Klassen von Schriftzeichen oder Charakteren, denn auch die ursprüngliche Darstellung der sinnlich wahrnembaren Gegenstände wurde beibehalten, wenn auch die Bilder allmählich in mehr stilisirte Zeichen übergingen. Ein paar andre Klassen von Zeichen übergehen wir. — Die Anzahl sämtlicher Schriftzeichen dieser Klassen beläuft sich auf 2425.

Von ungleich größerer Zahl (21 800) ist eine andre Klasse von Charakteren, die Hin-schang genannt werden (Hin = Gestalt, Schang = Laut). Sie verbinden ein ideographisches und ein phonetisches Element. Das letztere bestimmt die Aussprache, das erstere normirt die Bedeutung der auszusprechenden Silbe. Eine und dieselbe Silbe kann nämlich sehr Verschiedenes bedeuten. Tschu heißt: „roth", „Zwerg", „Stamm", „Spinne", „Tadel", „eine Münze". Wird nun das Zeichen für „roth" mit dem Charakter „Mensch" verbunden, so bedeutet das: „Zwerg", mit „Baum": „Stamm", mit „Insekt": „Spinne", mit „Wort": „Tadel", mit „Metall": die „Münze". Die Sache ist aber doch nicht immer so einfach, daß man an einem Theile dieser zusammengesetzten Charaktere eine sichere Bezeichnung der Aussprache hätte. Die Aussprache kann sich nur durch Tradition fortpflanzen, oder durch ein in den Wörterbüchern angewandtes Verfahren, nach welchem zwei allgemein bekannte Zeichen neben solchen unbekannten Charakter gestellt werden, mit der Bemerkung „schneide!"; das soll heißen: nimm den ersten Laut der Silbe, die dem ersten Zeichen entspricht, und den zweiten Theil der entsprechenden andern Silbe, diese geben zusammen die fragliche Aussprache. Also z. B. ein Schriftzeichen soll „li" gesprochen werden, so steht da: len-ngi-schneide. Jener Charakter aber ist zusammengesetzt aus dem vielleicht ganz bekannten Zeichen für „muk" und „tsz", aus denen unsereiner im Leben nicht auf „li" kommen kann. Dem Chinesen aber wird es vorgesagt, daß es so heißt, und er bekümmert sich nicht darum, weshalb es durch diese Zeichen grade ausgedrückt wird. Die zusammengesetzten Charaktere bestehen übrigens nicht blos immer aus 2 Theilen, sondern öfters aus 3, ja aus 5—6.

[1]) Anfänglich schrieben die Chinesen mit einer metallenen Spitze auf Bambusbrettchen, und um die Charaktere leichter wiedergeben zu können, änderte man nach und nach ihre ursprüngliche Form, so daß das Bildliche fast ganz verloren ging. Die Steifheit der Züge wurde seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. gemildert, nachdem das Papier aus der Rinde des Maulbeerbaums oder des Bambus und die Tusche erfunden und der Pinsel an die Stelle des Grabstichels getreten war. Nach und nach führte man weitere Veränderungen in der Bildung der Züge ein, und gelangte endlich zu der jetzigen Schrift, welche aus der Verbindung einer gewissen

Die bisher angeführte Klassifikation zeigt die Entstehung und allmähliche Vermehrung der Schriftzeichen. Sie ist aber nicht von praktischem Nutzen. „Wie auch immer die Zeichen gebildet sein mögen, die vorhandene Anzahl von 24 235 ist es, mit der ich es zu thun habe, wenn ich die Sprache lernen will.[1]) Da ich den Bildern durchaus nicht ansehen kann, was sie bedeuten sollen, und mit dem Etymologisiren nie auf einen grünen Zweig komme, so muß ich ein andres Mittel suchen, wodurch sich mir das Geheimniß der Bedeutung dieser seltsamen Figuren erschließt. Dieses Mittel ist gegeben in dem chinesischen Diktionär. Hier ist der massenhafte Stoff der chinesischen Zeichenschrift, der sich mit Einschluß von veralteten und synonymen Zeichen auf 44 441 beläuft, übersichtlich angeordnet, so daß man, wie man mit Hülfe eines Wegweisers in den zahlreichen Straßen einer großen Stadt sich zurechtfinden kann, ebenso auch in das scheinbare Gewirre der chinesischen Schriftzeichen sich hineinwagen und zu den seltsamen Thürlein und Fensterlein, wie die Zeichen sie unserm Auge darbieten, hineinschauen kann, um den Sinn und die Bedeutung zu erfahren."

Die einfachsten Bilder, welche in den zusammengesetzten Zeichen als graphisches Element immer wiederkehren, sind nämlich als Klassenhäupter aufgestellt worden, 214 an der Zahl. Es sind die Zeichen, die sich leicht nach ihrer Bedeutung in eine Anzahl Gruppen zusammenordnen, z. B. Körpertheile, zoologische, botanische, mineralische, meteorologische Begriffe, Geräthschaften, Eigenschaften, Handlungen u. s. w. Im Wörterbuch aber sind sie in 17 Abtheilungen getheilt, nach der Anzahl der Striche, aus denen sie bestehen. Mit diesen Klassenhäuptern muß man sich vor allen Dingen bekannt machen, denn sie sind der Ariadnefaden im Labyrinth der chinesischen Sprache. „Finde ich z. B. das Klassenhaupt „Wasser", so weiß ich schon, daß es sich um etwas Flüssiges handelt; ob aber Quelle, Bach, Fluß oder gar Ozean — muß mir erst das Wörterbuch sagen. Unter „Herz" finde ich alle Gemüthsbewegungen, unter „Mann" alle Tugenden u. s. w. Ist man so zu einiger Kenntniß der verschiedenen Bedeutung der chinesischen Schriftzeichen gelangt, so kann man anfangen ein Buch zu lesen."

Kenntniß der Grammatik ist zu diesem Zwecke fast gar nicht nöthig. Denn das Chinesische als *monosyllabe, nicht flektirende* Sprache hat ja keine Formenlehre. Derselben würde nur die Eintheilung der Wörter in „wesentliche" und in „leere" Wörter entsprechen. Die ersteren

---

Anzahl theils gerader, theils etwas gekrümmter Striche besteht. Beim ersten Anblick sieht die chinesische Schrift unangenehm aus und fällt dem Auge durch ihre Sonderbarkeit auf; hat man sich aber daran gewöhnt, so findet man sie wirklich schön und sogar angenehm. Die Chinesen, welche in ihren mageren und dürren Fingern den Pinsel mit überraschender Leichtigkeit und Gewandtheit zu führen verstehen, schreiben die Charaktere in vertikaler Richtung unter einander. Sie fangen ihre Zeilen auf jeder Seite rechts an, so daß der Titel ebenfalls auf der ersten Seite rechts sich findet, machen es also auch in diesem Punkte wie in so vielen andern im Vergleich mit den Europäern gerade auf die entgegengesetzte Weise.

[1]) Lechler, Acht Vorträge S. 78 ff., dem ich hier zumeist folge.

werden wieder in „todte" und in „lebende" eingetheilt, d. i. Substantiva und Verba. Die leeren Wörter sind Partikeln, vermittelst deren in sehr primitiver Weise ersetzt wird, was eine flektirende Sprache durch ihre Formen erreicht. Das Substantiv bezeichnet nicht Genus, Numerus und Kasus; zum Ausdruck dieser Unterschiede wird ihm ein zweites Wort zur Seite gesetzt. Nyu heißt Rind, Nyu-ku: Ochse, Nyu-ma: Kuh, Nyin: Mensch, Nyin-nyin: Menschen; oder es wird ein Wort, das die Mehrzahl bezeichnet, beigegeben. Ebenso wird bei den Verben, die immer nur im Infinitiv erscheinen, die Konjugation ersetzt. Gehen heißt hi; ngo-hi: ich gehen; ngo-hi-ko: ich gehen vorbei = ich ging; ngo-tsiong-hi: ich zukünftig gehen.

Einer unsrer Gelehrten, Dr. Wuttke, hat der chinesischen Sprache dieses ihres Baues wegen vorgeworfen, es fehle ihr die organische lebendige Entwicklung, es sei alles kristallinisch erstarrt. Und von unserm sprachlichen Standpunkt aus wird man gewiß immer wieder diesen Eindruck erhalten. Wer aber die Sprache verstehen lernt, wird das Leben und die organische Entfaltung nicht vermissen. Sie liegt nur auf einer andern Stufe als bei uns: nicht in dem einzelnen Wort, sondern im Satzgefüge, das der lebenskräftige Ausdruck der Gedanken wird. Dem Chinesen ist ein einzelnes Wort gar nicht etwas Lebensfähiges, so wenig Zellen, Blutkügelchen und dergleichen Elemente des Naturlebens selbst etwas Lebendiges sind. Seine einzelnen einsilbigen Wörter sind ihm auch solche todten Elemente, die in der Vereinzelung nichts werth sind und in ihrer Zusammenfügung und Durchdringung einen lebendigen Organismus bilden.

„Ein ausgezeichneter Kenner der chinesischen Sprache, Dr. Morrison, bemerkt, daß die chinesische schöne Schreibart in schnellem Blitz mit einer Kraft und Schönheit auf den Geist herabschießt, deren eine alphabetische Sprache nicht fähig ist. Die ausdrucksvolle Natur der Schriftzeichen, wenn man mit ihren Bestandtheilen vertraut geworden ist, macht es dem Leser erscheinen, als gehe ein Satz im Augenblick an seinem Auge vorüber, während die Energie und das Leben, welche aus der durch Abwesenheit aller Biegung erreichbaren Kürze entstehen, dem Stile eine unglaubliche Kraft verleihen."

Der Stil der chinesischen Schriftsprache ist jedoch verschieden. Der antike Stil, in dem die alten Klassiker geschrieben haben, ist schon für die heutigen Chinesen fast unverständlich, wenn sie nicht den vor 700 Jahren dazu gemachten Kommentar dazu benutzen. Der zweite Stil ist der literarische, in welchem beim Examen die Aufsätze geschrieben werden. Er ist weitschweifiger als der kurze, sententiöse und gedrängte antike, und daher leichter zu verstehen. Viel Gewicht wird darin auf den Rhythmus gelegt, sowie auf Vermeidung jedes vulgären Ausdrucks. Es ist eine ungeheure Belesenheit erforderlich, um einen guten Aufsatz zu liefern. Drittens haben wir den Geschäftsstil zu erwähnen, in dem alle offiziellen Dokumente, Verträge, Berichte u. s. w. abgefaßt werden. Er ist auch in der Staatszeitung vertreten, und die Dolmetscher der ausländischen Gesandtschaften und Konsulate haben sich desselben zu bedienen. Der Familiärstil endlich kommt der gesprochenen Sprache

am nächsten und ist in Romanen, Schauspielen und geschichtlichen Erzählungen gebraucht. — Ein Gelehrter muß in allen diesen Stilarten zu Hause sein. Wer nicht viel Zeit und Fleiß auf die Sprache verwendet, bringt es nicht dazu, die Klassiker zu lesen oder einen Aufsatz schreiben zu können. Die meisten Chinesen bewältigen überhaupt nicht die Sprache in ihrem ganzen Umfange, sondern begnügen sich mit einer beschränkteren Anzahl von Charakteren, die für die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens genügen. Besonders die Frauen, wenn sie überhaupt Bildung erlangen, bringen es gewöhnlich nicht viel über etliche hundert Schriftzeichen.

Es gibt nur einerlei Schrift in China, wie bereits angedeutet. Es springt in die Augen, wie wichtig dies in vielen Beziehungen ist. Besonders gilt dies für die Mission, welche für das mächtige Reich nur eine Bibelübersetzung braucht — während sonst für Stämme von etlichen tausend Seelen eine besondere Uebersetzung angefertigt werden muß. — Die Aussprache aber ist so verschieden, daß Leute aus verschiedenen Provinzen sich mündlich gar nicht verstehen, wenn sie sich auch schriftlich ohne die geringste Schwierigkeit verständlich machen.

Außer jenen prosaischen Stilarten gibt es übrigens auch einen poetischen Stil. Die Dichtkunst ist bei den Chinesen seit Alters her in Ehren gewesen. Schon einer der 5 Klassiker, Schi-kin, ist in Versen geschrieben. Auch bei den öffentlichen Prüfungen kommt eine poetische Aufgabe vor. Die moderne Metrik hat gewöhnlich Zeilen von 5 oder 7 Silben und wendet den Reim an. Die Strophe beginnt meist mit einem Bilde, dann folgt der entsprechende Gedanke. Die Beziehung ist aber oft sehr dunkel und räthselhaft. Die Parallele des Bildes und des Gedankens gibt einen gewissen Rhythmus, ähnlich dem Parallelismus in der hebräischen Dichtung. — Als Probe diene folgendes Gedicht, das dem Missionar Lechler bei seinem Abschiede von seinem Sprachlehrer, auf einen Fächer geschrieben, überreicht wurde.

Thok tsiuk tschung fa lit yu nyen
Aufsetzen Fuß Mitte Blüte Reihe sein von Jahren
Tschen min tschin thau kong tschon sen
Enthalten deutlich wahre Lehre predigen weit und breit
Khoi lung klei khui pin wu yun
Oeffnen Taubheit aufklären Blindheit unaufhörlich ohne Geheimniß
Fa yi fo fung yit put pon
Befruch-tender Regen besänftigender Wind auch unpar-teiisch
Tschung fuk to nyen yu wa „khiung“
Pflanzen Glück vieler Art doch sagen „ich bleib bei euch“
Tham kin wui lion ki nyen sen
Auslegung der Schrift noch nicht beendigt plötzlich sagen zurückkehren
Tsiung kim thi kak tsin lan kak
Von nun an Land getrennt Gefühl schwer trennen
Tsohu mong tschung fung thoi tschip pen
Auf den Zehen stehend hinausblicken auf die Wiederbegegnung für sie ergreifen
Peitsche.

Auf gut Deutsch: Es ist schon eine Reihe von Jahren, seit Sie nach China (der Blume der Mitte) gekommen sind; Sie haben die wahre Lehre deutlich entfaltet und weit und breit verkündigt; den Tauben gingen die Ohren auf und den Blinden das

Gesicht, denn Sie waren unermüdlich und haben nichts geheim gehalten. Der unparteiische Einfluß der Lehre hat sich deshalb auch gezeigt, wie der befruchtende Regen und besänftigende Wind. So haben Sie viel Glück gepflanzt und doch gesagt: „ich will noch länger bei euch bleiben." Aber ehe wir ganz mit der Auslegung der Schrift fertig geworden sind, sagen Sie plötzlich: „ich muß gehen." Von nun an werden wir dem Lande nach weit getrennt sein, aber eine Entfernung der Herzen ist unmöglich. Sehnsuchtsvoll werden wir Ihrer Zukunft entgegensehen, dann wollen wir die Peitsche in die Hand nehmen, um Ihren Wagen nach Hause zu leiten.

Hinsichtlich der Schrift ist noch zu erwähnen, daß es verschiedene Arten der Schriftform gibt: Musterschrift, Druckschrift, Kanzleischrift und zwei Arten Kurrentschrift.

Die Buchdruckerkunst wurde im 10. Jahrhundert erfunden, doch sind bewegliche Typen nicht gebräuchlich, sondern Holzschnitt, von dem die Abzüge mit der Hand gemacht werden.

Bisher haben wir nur von der geschriebenen Sprache gehandelt. Ganz verschieden davon ist die gesprochene — oder deren viele; denn es gibt in China zum mindesten in jeder der 18 Provinzen eine besondere Sprache, in einigen aber mehrere, obgleich nur eine geschriebene Sprache in allen gilt. Es ist so wie bei uns mit den Ziffern, die der Engländer wie der Italiener jeder in seiner Sprache lesen.[1]) — Die seltsamste Erscheinung in der chinesischen Sprache ist ihre auffallende Armuth an Wörtern. Es gibt deren nur einsilbige, u. z. in den verschiedenen Dialekten von 400 bis höchstens 1000, was zu der Menge der Schriftzeichen, die wir erwähnten, ein schlimmes Mißverhältniß zu sein scheint. „In logischer Beziehung ist die Sprache reich und ausgebildet, aber die Verleiblichungsformen des Gedankens bildeten sich mehr für den Gesichtssinn durch die Schrift, als für das Ohr durch die Laute; daher ist auch die Rednerkunst nie in China gepflegt worden, wohl aber die Kunst in einem schönen Stil zu schreiben. — Haben wir nun 40 000 Schriftzeichen und im besten Falle 1000 Wörter um dieselben auszusprechen, so folgt daraus, daß im Durchschnitt wenigstens 40 Schriftzeichen auf ein und dasselbe Wort kommen. Fu z. B. heißt Mann, Edelstein, mit untergeschlagenen Beinen sitzen, Art, Kleie, Vertrag, Gefangener, Floß, eine Pflanze, rufen, verbreiten, Haut, Blumenkelch, Reif, Kerbstock, helfen, Grille, Pökelfleisch, Stickerei, Beil, Kessel, Haus, Weib, reich, Arsenal, Hosen, Wasserschöpfen, nahe, verfault u. s. w. Hier sind 55 verschiedene Schriftzeichen mit 55 verschiedenen Bedeutungen, die doch alle Fu lauten. Man wird meinen, es müsse ja eine heillose Verwirrung geben, wenn ich nun Fu sage und niemand weiß, ob ich von einem Manne oder einem Weibe, von Helfen oder Wasserschöpfen, von Hosen oder Pökelfleisch rede. In ältern Beschreibungen findet sich wohl angegeben, daß die Chinesen, um sich verständlich zu machen, ihrer armen Sprache durch Pantomimen und Gestikulationen zu Hülfe kommen müßten, und daß infolge davon der mündliche Austausch

[1]) Es wäre nicht übel, wenn man auch eine Schrift hätte, die gleicherweise in den verschiedenen Sprachen Europas gelesen werden könnte. Außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt dies keineswegs.

überhaupt nur karg wäre. Aber im Gegentheil: die Chinesen sind ein fortwährend heiter schwatzendes Volk und brauchen nicht zu den gedachten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Trotzdem, daß keine Sprache leichter zu Wortspielen neigt, lassen sich die Gedanken doch mit hinlänglicher Bestimmtheit ausdrücken. Die Mittel, welche dazu dienen, sind ganz andrer Art. Zunächst ist der Ton zu nennen. Je nachdem so ein einsilbiges Wort in verschiedener Stimmlage und mit verschiedener Modulation gesprochen wird, ändert sich die Bedeutung. Es gibt vier Töne: eben, aufsteigend, fortgehend, rücklehrend. Dadurch, daß man sie in hoher oder tiefer Stimmlage anwendet, verdoppelt sich diese Zahl.[1])

Hiernach hat man also bereits acht verschiedene Wörter aus der einen Silbe gemacht. Für den Ausländer ist allerdings die Unterscheidung und Aneignung der verschiedenen Töne nicht leicht, und wo die Genauigkeit fehlt, entstehen die größten Mißverständnisse. Ein Missionar schickte z. B. einmal seinen Diener auf den Markt um Pflaumen zu kaufen, welche yo bus heißen, (im ebenen Ton). Der Diener hörte yo buè (im aufsteigenden) und blieb lange aus. Als er endlich heimkehrte, überreichte er seinem Herrn eine Anzahl Ziegenschwänze mit der Entschuldigung, daß er nicht das gewünschte Quantum habe auftreiben können, obgleich er in vielen Fleischerläden gewesen sei. Ein anderer forderte ein Glas Wasser und erhielt kochendes Wasser, weil er den Ton verwechselt hatte.

Ein zweites Mittel zur Bestimmung des Begriffs eines Wortes ist der Zusatz eines andern Wortes, unter dessen Bedeutung sich derselbe Begriff findet. „Mann" wird nicht blos durch Fu, sondern auch durch Tschong ausgedrückt: Tschong-fu besagt somit ganz deutlich „Mann", indem alle übrigen Bedeutungen des Fu ausgeschlossen werden. Auch Ngi heißt „Weib", Fu-ngi wird also nicht mißverstanden werden. Hiernach dürfte es nicht zweifelhaft bleiben, daß die Chinesen sich auch deutlich ausdrücken können.

Die Verschiedenheit der Dialekte ist sehr groß. Wer z. B. von Kanton nach Fu-tschau reist, findet einen Sprachunterschied, der dem von Paris und Berlin nicht viel nachsteht, d. h. er wird hier kein Wort verstehen, wenn er dort auch die Sprache ganz beherrschte. Die Zahl der Dialekte ist noch nicht einmal ermittelt. In der Provinz Kwang-tung, wo die deutschen Missionsfelder liegen, gibt es deren vier. Es sind folgende:

1) Der Mandarin-Dialekt, die Hofsprache und von allen

---

[1]) Die Höhe und Tiefe können wir uns leicht klar machen an einer Frage, in der wir das den fraglichen Begriff ausdrückende Wort eine Terze resp. Quarte höher klingen lassen, als die andern, die verschiedenen Modulationen durch Aussprechen eines einsilbigen Wortes mit verschiedenem Gefühlsausdruck. Z. B. Sieh! (gleichgültig), Sieh! (freudig erregt), Sieh! (gereizt befehlend), Sieh! (wohlwollend bittend oder begütigend). [Nach mündlicher Mittheilung Dr. Lobscheid's; aus der Erinnerung.] Die Sprache erhält dadurch etwas Singendes. Ich denke, unter Umständen könnte etwa folgende Unterhaltung: „Sieh!" „„Wo?"" „Da!" „„Weh!"" ziemlich chinesisch klingen.

Beamten gesprochen. Man darf aber nicht meinen, daß dieser Dialekt mit einer der oben erwähnten Stilarten identisch sei. Es wird in China nie geschrieben wie man spricht und gesprochen wie man schreibt. Der Mandarin-Dialekt ist aber die beste von den gesprochenen Sprachen und unserm Hochdeutsch zu vergleichen. Er entspricht dem Familienstil der Schriftsprache am meisten, weicht aber als gesprochene Sprache von demselben immer noch ab, obgleich nicht soviel wie andere Dialekte, in welchen die Beimischung des Vulgären so stark ist, daß viele der volksthümlichen Ausdrücke gar nicht mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben werden können.

2. Der Hakka-Dialekt, der dem Mandarin am nächsten steht und von dem eingewanderten Hakka-Stamme gesprochen wird. Seine Heimat ist Kiang-si.

3. Der Hok-lo-Dialekt, verwandt mit dem von Fu'-kien, wird hauptsächlich in der an die letztere Provinz grenzenden Präfektur Tie-tschiu gesprochen.

4. Der Pun-ti-Dialekt. Dieses ist die eigentliche Sprache der Provinz und wird auch Kanton-Dialekt genannt.

In den nördlichen Provinzen, sowie im Innern und in den westlichen, werden mehrere Formen des alten Mandarin-Dialektes gesprochen, von dem der oben erwähnte eine weitere Ausbildung zu sein scheint. Hwei-tschau hat einen besonderen Dialekt. In Tsche-kiang herrscht der sogenannte „alte mittlere", zu dem auch der Ning-po-Dialekt gehört. Der Nan-tschang-Dialekt wird in Kiang-si gesprochen, und Fu'-kien hat einen nördlichen und einen südlichen Dialekt.

Der Ausdruck Dialekt bezeichnet hier jedoch eine viel größere sprachliche Besonderheit als dies in den europäischen Sprachen der Fall ist, so daß ein gegenseitiges Verständniß vermittelst verschiedener Dialekte in China gar nicht möglich ist. Ein jeder hat auch noch mancherlei Unterabtheilungen, die vielleicht eher unsern Mundarten nahe kommen mögen. Es ist auf diesem Gebiete aber noch ein weites Feld für die Sprachforschung aufbehalten.

Werfen wir noch einen Blick auf die ausgedehnte chinesische Literatur. Der Katalog der kaiserlichen Bibliothek zu Pe-king weist 12000 Titel von Werken nach, in denen jeder Zweig der Wissenschaft vertreten ist. Die Bücher sind in vier Abtheilungen geordnet; diejenigen moralischen Inhalts stehen oben an. Es sind die unter dem Namen Kin bekannten Klassiker der Chinesen. Fünfe derselben rühren von K'ung-fu-tsz her, doch so, daß sie hauptsächlich eine Sammlung resp. Ueberarbeitung älterer Schriftstücke enthalten. Doch wird der Weise auch als Vater der Literatur betrachtet. Das erste derselben heißt Yit-kin, das Buch der Veränderungen, welches die oben (vergl. S. 17 ff.) angedeuteten kosmogonischen Gedanken der chinesischen Philosophie enthält, die nach Art kabbalistischer Zeichenphilosophie weiter ausgesponnen sind. Die Chinesen geben selbst zu, daß der Inhalt des Buches trotz aller Kommentare sehr schwer zu verstehen sei. Zauberer und Wahrsager sind es, welche die geheimnißvolle Schrift für ihr Geschäft praktisch bestens ausbeuten.

Das zweite klassische Buch heißt Schu-kin. Es enthält Bruchstücke aus der Geschichte der drei ersten Dynastien des Reichs; gibt viele vortreffliche Reden der alten Kaiser, sowie Aussprüche und Rathschläge der Minister, durch welche hindurch sich immer der goldene Faden zieht: Fürchte Gott, sei tugendhaft, liebe deine Unterthanen und sorge für sie wie ein Vater. Sechs verschiedene Arten von Staatsschriften sind als kostbare Dokumente über den ersten Zeitraum der chinesischen Nation darin aufbewahrt; nämlich 1) kaiserliche Befehle, 2) Pläne von Staatsmännern, 3) Belehrungen zur Leitung des Prinzen, 4) kaiserliche Proklamationen an das Volk, zur Belehrung 5) Gelübde vor Schang-ti[1]) und 6) Mandate an die Staatsminister.

Das dritte ist Schi-king oder das Buch der Lieder. Es enthält eine Sammlung von 300 Oden, welche die Sitten der damaligen Zeit darstellen, und welche K'ung aus dem ganzen Lande gesammelt hat, um den sittlichen Zustand des chinesischen Volkes zu beleuchten, zur Lehre wie zur Warnung für künftige Geschlechter. Es sind vielerlei Arten von Oden: Kok-fung (Nationalarien), Syau-na und Tai-na (größere und kleinere Lobpreisungen) und Syung oder Opfergesänge. Eine Uebersetzung davon ist uns durch Rückert mundgerecht gemacht worden.

Das vierte Buch ist Li-ki, das Buch der Ceremonien. Dasselbe ertheilt Anweisungen für alle Handlungen des Lebens, in Beziehung auf Familie, Staat und Religion, und bildet das Gesetzbuch der Etikette. Die Anordnungen beziehen sich nicht blos auf das äußerliche Verhalten, sondern beruhen auf einem sittlichen Grunde und verfolgen einen sittlichen Zweck. Durch die äußeren Formen sollten die Sitten der Menschen gesänftigt, die natürliche Neigung zu Exzessen und Gewaltthätigkeiten gezügelt und die verschiedenen Temperamente und Charaktere durch die Gesetze des Anstandes in Einklang gebracht werden. Aufs engste mit den Ceremonien ist die Musik verbunden, als das was Eintracht unter den Menschen befördere. Vor der Festsetzung der Ceremonien und der Musik lebten die Menschen noch in ganz rohem Zustande. Damals hatten sie keine Häuser, sondern lebten in Höhlen oder in Nestern auf den Bäumen. Den Gebrauch des Feuers kannten sie noch nicht, sondern aßen nur rohe Früchte und rohes Fleisch von Vögeln und anderen Thieren, indem sie das Blut tranken und selbst die Federn mit verschlangen. Ihre Leiber hüllten sie in Felle, weil sie den Hanf noch nicht zu bearbeiten verstanden. Die Todten ließ man unbeerdigt liegen und von Opfern wußte man ohnehin nichts. Wie wichtig war es daher, daß die Weisen die Ceremonien festsetzten, wodurch alle Lebensverhältnisse geordnet, die Todten bestattet und die Geister mit Opfern bedient wurden. Die Ceremonialgebräuche werden auf 3000 geschätzt, und das Kultusministerium hat das Amt diese wichtigen Gegenstände zu überwachen.

Das fünfte klassische Buch ist ein geschichtliches Werk, Tschun-

---

[1]) Ein deutliches Zeugniß dafür, daß Schang-ti in der ältesten Zeit persönlich gefaßt wurde.

tschin genannt, von Confucius selbst verfaßt, und erzählt seine Zeitgeschichte mit Beschreibung der damaligen Zustände.

Nächst diesen 5 Klassikern kommen die 4 Bücher, welche die Lehre des K'ung-fu-tsz und Meng-tsz enthalten, wie die Schüler derselben sie aufgezeichnet haben. Die Quintessenz davon ist die Selbstbildung durch Ausübung der Tugend, welche der Himmel in das Herz des Menschen gelegt hat; von da aus als nächster Fortschritt Familienbildung und als Schlußstein Staatsbildung. du Halde bemerkt, daß diese Lehren dahin streben, der menschlichen Natur ihren ursprünglichen Glanz und die Schönheit wiederzugeben, welche sie vom Himmel erhalten hatte, und welche durch die Finsterniß der Unwissenheit und durch die Befleckung des Lasters verdunkelt worden war. Um dahin zu gelangen, riethen sie, dem Himmel zu gehorchen, ihn zu ehren und zu fürchten, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, seine Leidenschaften zu überwinden und nie seinen eignen Neigungen als Regeln des Betragens zu folgen, sondern dieselben der Vernunft unterzuordnen und in allen Dingen derselben zu gehorchen, nichts zu reden, nichts zu thun und selbst nichts zu denken, was ihr entgegengesetzt wäre.

Nach diesen heiligen Schriften kommen die Erklärungen derselben, unter welchen die vom Philosophen Tschu-hi im 12. Jahrhundert verfaßten den ersten Rang behaupten. Seine Auslegung ist als die orthodoxe angenommen, und andre Systeme, welche von Zeit zu Zeit aufgetaucht sind, haben nie eine bleibende Geltung erlangen können.

Die zweite Sektion umfaßt die historischen Schriften, welche aus sehr zahlreichen und ebenso voluminösen Werken bestehen. Jede Dynastie hat ihre eigne Geschichte. Es sind Chroniken über die Ereignisse am Hofe und die Schicksale der Dynastie, während die Geschichte des Volkes keine Aufzeichnung gefunden hat. Neben einer überaus dürren und langweiligen Darstellungsweise ist doch der Geist ernster Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit ansprechend. Die Reichsannalen schmeicheln nicht, und das Maß ihres sittlichen Urtheils ist streng. Chinas geschichtliche Zeitbestimmungen sind die genauesten im ganzen Alterthum. Der größte chinesische Geschichtsschreiber war Sz-ma-tsen, 104 v. Chr. Sein Werk besteht aus 130 Bänden und enthält in 5 Abtheilungen folgendes: 1) die eigentliche Kaiserchronik, 2) chronologische Bestimmungen, 3) von den Ceremonien, der Musik, Astronomie und Eintheilung der Zeit, 4) Biographien aller Familien, welche die Kaiserwürde gehabt haben, 5) Memoiren über fremde Länder und Biographien berühmter Männer. Andere berühmte Geschichtsschreiber sind Sz-ma-kwang, dessen großes Werk von dem Jesuiten de Moilla ins Französische übersetzt ist, und Ma-thuan-lim, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine geschichtliche Encyklopädie verfaßte. Die Zahl der biographischen und statistischen Werke ist sehr groß. Unter andern gibts noch Memoiren ausgezeichneter Damen der alten Zeit.

In der dritten Sektion befinden sich scholastische und technische Werke und zwar in 14 Abtheilungen; nämlich philosophische, militärische, Gesetzbücher, den Ackerbau betreffend, medizinische, mathematische,

illustrirte Werke über alte und neue Völker, Abhandlungen über Buddhismus und Tauismus u. s. w.

Die vierte und letzte Abtheilung umfaßt Gedichte, Dramen, Romane und Novellen. Diese werden von den Chinesen kollektivisch Syau-schot genannt, d. h. kleines Geschwätz, im Gegensatz zu T'ai-t'au, der großen Lehre, die die Klassiker enthalten. Li-t'ai-pak und Sz-tung-po waren zwei berühmte Dichter; des ersteren Gedichte sind in 30, die des letzteren in 115 Bänden enthalten. Die Uebersetzungen, welche davon in Europa bekannt geworden sind, haben in manchen Beziehungen auch von den strengen Kritikern des Westens Anerkennung erfahren.

Der Chinese hat außer in Büchern noch viel Gelegenheit zum Lesen durch die vielen Inschriften, denen man allenthalben begegnet, an Häusern, in Zimmern, auf Fächern, Tellern und Tassen u. s. w. Es sind dies gewöhnlich Sittensprüche, oft in Versen.

Die Wichtigkeit einer allgemeinen Bildung war schon von Confucius anerkannt und ist nirgends bereits im Alterthum in solcher Ausdehnung zur Anwendung gekommen, als in China. Mit unserm heutigen Erziehungs- und Unterrichtswesen dürfen wir das chinesische freilich nicht vergleichen; letzteres würde die Vergleichung nicht aushalten. Vor 2—300 Jahren aber würde das unsere in vielen Beziehungen nicht Stand gehalten haben demjenigen gegenüber, das schon 1000 Jahre zuvor in China bestand. Vielleicht zeigt sich der Nachtheil eines unterbliebenen Fortschrittes im chinesischen Leben am deutlichsten gerade auf dieser Seite. Dazu kommt die Einseitigkeit, mit der die chinesische Bildung sich ausschließlich der klassischen Literatur zuwendet. Die geistigen Anlagen der Schüler können dabei nicht harmonisch ausgebildet werden. Ein alter Graduirter, der einen tadellosen Stil schreibt, ist doch meist unwissend in hundert Dingen, die — mutatis mutandis — in der Dorfschule bei uns sich ein jeder Schüler schämen würde nicht zu wissen.

Da die Klassiker überwiegend moralphilosophischen Inhalts sind, so trägt die ganze Bildung eine dem entsprechende Färbung. Die Prinzipien des konfuzischen Systems, Abhängigkeit und Unterordnung werden durch dieselbe eingeschärft, und jedenfalls liegt darin ein Grund für das konservative Gepräge des ganzen chinesischen Lebens.

Die Knaben fangen ihre Studien im Alter von 6—7 Jahren mit einem Lehrer an. Da der Unterricht in China nicht Zwangssache ist und keine Lehrer von der Regierung angestellt werden, so müssen die Eltern selbst Lehrer für ihre Kinder bestellen. An Männern, die hierzu tauglich wären, fehlt es in einem Lande nicht, wo so viel gelesen und studirt wird, und wo nicht der zehnte Theil derer, die sich den Wissenschaften widmen, auf eine Anstellung im Staatsdienste rechnen darf. Um Schulmeister zu werden, braucht einer nicht nothwendig ein Examen gemacht zu haben, noch bedarf es einer obrigkeitlichen Beglaubigung oder Berechtigung zur Uebernahme einer Lehrerstelle; wenn nur die Eltern jemandem soviel Zutrauen schenken, daß sie ihm ihre Kinder zum Unterricht übergeben, so steht keinem Chinesen ein Hinderniß in dem Wege, Lehrer zu werden. Ein bereits graduirter erhält natürlich

den Vorzug, wenn die sonstigen Umstände es erlauben. Ein solcher macht nämlich begreiflicherweise höhere Gehaltsansprüche.

Die Anzahl der Schüler, welche ein chinesischer Lehrer übernimmt, beläuft sich im Durchschnitt auf 20—30. Er bekommt entweder seine Kost und ein Gehalt von 150—300 Mark, oder er beköstigt sich selbst und empfängt dafür eine angemessene Vergütung. Seine Anstellung geschieht nur auf ein Jahr, und er kann nach Ablauf desselben entlassen oder aufs neue angestellt werden. Eigentliche Schulhäuser, nur für diesen Zweck erbaut und Gemeingut eines Ortes, sind nicht gewöhnlich in China. Vermögliche Familien haben wohl zuweilen privatim ein Lokal, welches, Schu-song oder Bücherzimmer genannt, dann für den Zweck dient, oder ein Lehrer selbst ist im Besitz eines zu einer Schule tauglichen Hauses und nimmt dann die Schüler auf; am häufigsten kommt es aber vor, daß die Schulen in die Tempel oder Ahnenhallen verlegt werden. Diese sind nämlich sehr geräumig und stehen unbenutzt da, wenn nicht gerade ein Fest gefeiert wird, was des Jahres etwa 8 bis 10 mal vorkommt. Ist der Lehrer nicht aus dem Orte selbst, so wird ihm in diesen Gebäuden ein kleines Zimmer zurecht gemacht, wo er schlafen, und wenn ihm die Kost geliefert wird, auch essen kann.

Die Einrichtung der Schule ist sehr einfach. Der Lehrer bekommt einen Tisch und Lehnsessel für sich und jeder der Schüler hat selbst einen Schreibtisch und Stuhl mitzubringen. Die Bücher, Papier, Tusche und Pinsel werden ebenfalls mitgebracht. Der Eintritt in die Schule ist mit einer feierlichen Ceremonie begleitet, unter dem Namen Koi-hok, d. h. Eröffnung der Studien. In jedem Schullokal ist ein kleiner Altar angebracht, der dem Confucius und dem Wun-tschong-ya, dem Gott der Wissenschaften, geheiligt ist. Hier bringt der Lehrer zuerst ein Opfer und bittet um die geistige Gegenwart dieser vergötterten Persönlichkeiten, damit unter ihrem segensreichen Einflusse die Schule gedeihe und berühmte Männer daraus hervorgehen. Dann folgen die Schüler mit der Darbringung von Weihrauch und Beugungen zur Erde (Kautau), um sich unter den Schutz der Gottheiten zu stellen.[1])

Bei dieser Gelegenheit bekommen die Knaben neue Namen. Bisher wurden sie bei ihren sogenannten Milchnamen genannt; der wird nun abgelegt und der Schulnamen tritt an seine Stelle. Die Namensveränderung kommt noch mehrere mal vor, z. B. wenn einer zum ersten mal einen Grad erlangt oder wenn einer sich verheirathet u. s. w.

Jeden Tag, wenn die Schüler zur Schule kommen, verneigen sie sich gegen den Altar wie gegen den Lehrer und nehmen dann ihre Plätze ein. Dem Lehrer liegt überhaupt nicht blos der Unterricht, sondern auch die Erziehung seiner Schüler ob. Er muß sie deshalb auch stets in gutem Benehmen unterrichten und ihnen die Regeln des Anstandes und der Höflichkeit beibringen.

---

[1]) Zu Fu-tschau kamen einmal ein paar kleine Knaben in die Missionsschule und brachten ebenfalls ein paar Weihrauchstöckchen und etwas Goldpapier mit.

Das erste Schulbuch, dessen sich die Chinesen bedienen, ist ein Kuriosum in seiner Art; die Chinesen selbst nennen es einen Paß zu den Regionen der klassischen und geschichtlichen Literatur: schon diese Benennung zeigt an, wie wenig geeignet es ist, als erstes Lehrbuch einer Elementarschule zu dienen. Das Buch beginnt mit der Natur des Menschen sowie mit der Nothwendigkeit und den Methoden der Erziehung. Die Wichtigkeit der kindlichen und brüderlichen Pflichten wird dann eingeschärft durch Vorschrift und Beispiel. Darauf folgt eine Uebersicht der verschiedenen Zweige des Wissens in aufsteigender Reihenfolge nach den verschiedenen Hauptzahlen: Die drei großen Mächte (Himmel, Erde, Mensch), die vier Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die fünf Elemente, die fünf Kardinaltugenden (Liebe, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Wahrheit), die sechs Arten des Getreides (Reis, Gerste, Weizen, Bohnen, Hirse und eine Art Korn) die sechs Hausthiere (Pferd, Ochs, Schaf, Geflügel, Hund, Schwein), die Leidenschaften (Liebe, Haß, Freude, Betrübniß, Lust, Zorn und Furcht), die acht Noten der Musik (tschang, tsche, kong, Gu, u, ho; unserm ut, re, mi entsprechend), die neun Grade der Verwandtschaft, die zehn soziale Pflichten (zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Mann und Weib, ältern und jüngern Geschwistern und Freunden u. s. w.). Auf diese Uebersicht folgen Regeln für einen Kursus der akademischen Studien mit einem Verzeichniß der zu gebrauchenden Bücher und einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte Chinas, nebst einer Aufzählung der successiven Dynastien des Reiches. Das Werk schließt mit Beispielen und Beweggründen zum Lernen, gezogen aus dem Verhalten der alten Weisen und Staatsmänner und aus der Erwägung des Vortheils und Ruhms.

Der Stoff ist zu trocken und zu gedrängt, als daß der jugendliche Geist ihn zu seiner Belehrung in sich aufnehmen könnte. Auf Entwicklung des Denkvermögens ist es aber auch bei den Schülern in diesem Alter noch gar nicht abgesehen; sie sollen nur ganz mechanisch einen Vorrath von Wissenswerthem in ihr Gedächtniß aufnehmen, bis die Zeit kommt, wo ihnen durch die Erklärung des Lehrers das Verständniß darüber aufgeschlossen wird. Zunächst handelt es sich um die Bekanntmachung mit den chinesischen Schriftzeichen. Wo die Arbeit sich wunderliche Schriftzeichen einzuprägen so groß und beschwerlich ist, da hat wahrscheinlich die Erfahrung gelehrt, daß es nicht weise wäre, zu viele Dinge auf einmal zu lernen.

Die Methode des chinesischen Lehrers beim Leseunterricht ist eine ganz mechanische. Das Buch wird aufgeschlagen und er fängt ohne weiteres an zu lesen. Die Schüler, deren jeder ein Buch vor sich hat, sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt aufs Buch gerichtet und mit dem Zeigefinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese solange repetirt, bis die Schüler sich die Aussprache eines jeden Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeilen lesen können. Nun müssen sie dies auswendig lernen. Das thun sie mit lauter Stimme, indem sich jeder besonders seine Aufgabe solange vorschreit, bis sie sich seinem Gedächtniß eingeprägt hat. Wer damit fertig ist, geht zum Lehrer hin, legt sein Buch vor demselben auf den Tisch, kehrt ihm den Rücken zu und sagt so seine Aufgabe her. Dann geht der Lehrer an die nächste Zeile und macht so fort, bis das ganze Buch auswendig gelernt ist. Bei dem eben erwähnten Buche ist das Auswendiglernen einigermaßen dadurch erleichtert, daß dasselbe rhythmisch abgefaßt ist, so daß immer 3 Schriftzeichen einen Satz bilden. Daher hat das Büchlein auch den Namen Sam-sz-kin oder trimetrisches, klassisches Buch. Was für ein Lärm in einer chinesischen Schule stattfindet, wenn einige zwanzig Schüler zusammen schreien, läßt sich leicht denken. Natürlich wirkt derselbe nur abstumpfend, wie denn die ganze Methode eine geisttödtende ist, wovon sich der Chinese, der auf den in der Jugend angeeigneten geistigen Fonds viel Gewicht legt, nicht überzeugen kann.

Außer dem Erlernen des Lesens der Schriftzeichen wird in diesen Anfangsschulen nur noch das Schreiben gelehrt. Die Schüler bekommen eine Vorschrift vom Lehrer, zuerst mit den einfachsten Zeichen von wenigen Strichen, denen immer zusammengesetztere folgen. Diese Vorschriften werden unter das Papier gelegt, auf das der Schüler schreiben soll, und von denselben mit dem Pinsel nachgemalt. Die Feinheit des chinesischen Papiers erleichtert dies Verfahren. Erst wenn der Schüler auf diese Weise einigermaßen geübt ist, fängt er an aus freier Hand zu schreiben. Viele Knaben lernen in der Schule nur Lesen und Schreiben, und oft blos ohne Verständniß. Mancher lernt ein Buch fließend lesen ohne vom Inhalt etwas begriffen zu haben. Vom Unterricht im Rechnen und anderen Gegenständen ist gar nicht die Rede, auch Religionsunterricht wird nicht ertheilt. Wer es soweit bringt, daß er die auf den Leseunterricht folgende Erklärung des Sam-ßz-kin erhält, und dann die vier Bücher des Confucius und Mencius durchmacht, welche darnach gelesen und erklärt werden, bekommt wenigstens einen Eindruck von den allgemeinen Menschenpflichten und erfährt auch, daß der Mensch Ehrfurcht vor dem Himmel und den unsichtbaren Geistern haben muß.

Wenn ein Knabe nicht die wissenschaftliche Laufbahn betreten will, so genügt es ihm, soviel gelernt zu haben, als er für seinen künftigen Beruf, es sei im Kaufmanns- oder Handwerksstande, braucht, indem sich durchs praktische Leben seine Kenntnisse noch mehr bereichern. Diejenigen, welche sich den Studien widmen wollen, erhalten dann eine gründliche Erklärung der Klassiker und werden angeleitet, Verse zu machen und Aufsätze zu schreiben. Dies geschieht durch solche Lehrer, welche selbst schon Prüfungen bestanden haben und graduirt worden sind. Wenn einer einigermaßen im Rufe der Gelehrsamkeit steht, so sammelt sich um ihn eine Anzahl junger Leute, behufs Vorbereitung auf die Examina. Solche Privatkollegien sind sehr zahlreich, oft auf stillen Landsitzen, um den Studien um so ungestörter obliegen zu können. Hier kommt alles darauf an, sich einen fließenden, eleganten Styl anzueignen. Massenhaft werden dazu die Musteraufsätze auswendig gelernt. Dabei entwickelt sich ungeheurer Fleiß und Beharrlichkeit. Die stillen Stunden der Nacht werden für besonders geeignet zum Studiren gehalten. Es gibt eine Anzahl charakteristischer Anekdoten von dem armen, fleißigen Studenten. Der eine holte sich, um Licht zu sparen, einen Beutel voll Glühwürmer, der andre benutzte ein rundes Stück Holz als Kopfkissen, um sich nicht zu lange dem Schlafe zu überlassen, u. s. w.

Nach jahrelanger mühsamer Arbeit wagt es der Student ins Examen zu gehen. — Die öffentlichen Prüfungen bestehen in China seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. Sie allein sind die Thür um zu irgend einem Amte zu gelangen, daher sich immer Scharen finden, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen, welche die Vorbereitung erfordert.

Die verschiedenen Prüfungen, deren es im Ganzen achte gibt, werden in den Distrikts-, Bezirks- und Provinzialhauptstädten, die höchsten im kaiserlichen Palast zu

bestimmten Zeiten in kürzeren und längeren Zeiträumen abgehalten; die besonderen Gebäude dazu sind überall gleichmäßig gebaut und eingerichtet. In einem Bogengang sind viele hundert schmale Zellen angebracht; jeder Kandidat erhält eine angewiesen; Papier und Schreibzeug, Lebensmittel und Geräthe muß er selbst mitbringen. In das nach außen ganz abgeschlossene Gebäude gelangt man durch zwei Höfe, deren letzter mit Militär besetzt ist, um jeden Fremden abzuhalten. Hier werden auch die Kandidaten und ihr Gepäck genau untersucht, da das Mitbringen von Büchern und Hülfsmitteln bei Strafe der Zurückweisung von der diesjährigen Prüfung untersagt ist. Die verschiedenen Kandidaten erhalten dem Wesen nach dieselben Aufgaben und Fragen, nur immer schwieriger für die höhern Grade: Ausarbeitungen über Texte der vier klassischen Bücher und der fünf kanonischen Schriften, über Fragen aus der Alterthumskunde und Geschichte, Musik und Dichtkunst, auch aus der Staatsverwaltung und selbst Staatswirthschaft. Die erste Prüfung in der Distriktshauptstadt, wobei im Durchschnitt $^3/_{10}$ bestehen mag, gewährt dem glücklich Durchgekommenen einen Namen im Distrikt, „Hien-ming"; die zweite in der Bezirkshauptstadt einen Namen im Bezirk, „Fu-ming"; erst in der dritten erlangt man den ersten literarischen Grad, den Magistertitel, chines. „Siu-tsai", „blühendes Talent", der alle drei Jahre zweimal ertheilt wird. Die meisten Siu-tsai suchen im Staatsdienst unterzukommen; ein geringer Theil strebt nach dem Doktorgrade, „Kiu-schin", „auserlesener Mann", der nur einmal alle drei Jahre ertheilt wird; von diesen erlangen nur wenige den Hofrathstitel, „Tsin-tsz", „aufstrebender Gelehrter", zu welchem bei der dreijährigen Prüfung in Pecking aus den 18 Provinzen des Reiches nur etwa 360 befördert werden, und nur etwa 30 Personen in ganz China erreichen bei der dreijährigen Prüfung die höchste Ehrenstufe der „Han-lin", oder Mitglieder der kaiserlichen Akademie, aus welchen die höchsten Staatsminister gewählt werden. Diese Prüfungen erregen aber im Mittelreiche nicht geringe Aufmerksamkeit und verursachen hier keine geringere Bewegung, als die Volkswahlen in England und Amerika. Viel Volks strömt dabei zusammen, und es werden selbst Wetten gemacht auf das Glück der Kandidaten. Die Listen der glücklich Durchgekommenen werden alsbald gedruckt, öffentlich angeschlagen und durch Eilboten übers ganze Reich verbreitet. Eltern und Verwandte geben zu Ehren der jungen Meister Gastmahle und beschenken sich gegenseitig. Dieser selbst aber bringt für das glücklich bestandene Examen vor allem ein feierliches Dankopfer dar.

Wenn durch diese literarischen Prüfungen auch die Bildung des Beamtenstandes gesichert ist, so wird doch durch dieselben in dem seit Jahrhunderten ausgetretenen Wege jede Originalität unterdrückt. Neue Geisteserzeugnisse können in China nicht aufkommen. Uebrigens liegt aber in den literarischen Leistungen, die sich im Examen herausstellen, keine Garantie zur Befähigung für dieses oder jenes Staatsamt.

Außer diesen wissenschaftlichen Prüfungen bestehen nur noch die militärischen, die erst von der gegenwärtigen Dynastie, zur Hebung des Kriegswesens eingeführt sind, und in denen auch verschiedene Grade ertheilt werden. Sie entsprechen denen der Civilbeamten, stehen aber bei weitem nicht bei dem Volke in so hoher Achtung, und sind nicht so begehrt. Die Kandidaten müssen ihre Kunst zeigen im Reiten, Bogenschießen und Fechten. Wissenschaftliche Kenntnisse werden nicht verlangt. Es ist daher sehr erklärlich, wie die Taktik bei den Chinesen nicht besonders entwickelt ist.

Dasselbe ist von der Medizin zu sagen, die lediglich den Privatstudien überlassen bleibt und für die es keine Prüfung gibt. Daher ist die ganze ärztliche Kunst eine von Aberglauben durchdrungene Quacksalberei, um so mehr, da die Naturwissenschaften in China noch völlig im Argen liegen.

5. Land und Leute.

a) Besuch in einer chinesischen Stadt.

Rasselnd fiel der Anker nieder. — Da liegt vor uns die große chinesische Hafenstadt, ein fremdartiger Anblick. Ein weites Häusermeer ist es, hier und da von einem Pagodenthurme überragt, das sich an seinen Außenseiten lockerer in langhingestreckte Vorstädte auflöst, während im Kerne ein Ziegeldach sich an das andere drängt, alle mit gebogenen Firsten und ausgeschweiften Kanten, oder versehen mit abenteuerlichen Ornamenten, Drachen und anderen fabelhaften Gestalten, welche alle horizontale Linien verhüllen. Der Vordergrund ist bunt von Schiffen und Fahrzeugen der verschiedensten Art. Doch wir können uns nicht viel umsehen. Mehrere Bootsleute bemühen sich uns in der Sprache „der fremden Teufel" ihre Dienste anzubieten. Wer aber könnte etwas von dem schauderhaften Kauderwälsch verstehen, in dem — abgesehen von dem Mangel der Formen und der Konstruktion — portugiesische und malaische Wörter mit den englischen gemischt sind! „One piecee" klingt uns immer wieder in die Ohren.[1])

Doch sieh da, Freund Müller, gut, daß du kommst, und uns aus den Händen dieser schon zudringlich werdenden Gesellen befreist. Bald sitzen wir in dem flachen Boote, das seinen Weg durch das Gewimmel der großen und kleinen Fahrzeuge, der plumpen Dschunken mit ihren eigenthümlichen Segeln, der Fischerboote, der Gondeln mit elegantem Verdeck und der schwimmenden Restaurationen, und anderen Anstalten mit ihren freundlichen grünen Jalousieen — nach dem Landungsplatz des Europäerviertels findet. In dem villenartigen, mit allem Komfort ausgestatteten Hause des Gastfreundes, das von schönen Gartenanlagen umgeben ist, können wir uns nach den Strapazen der Reise erholen, und werden uns in dieser Umgebung nicht des Gedankens erwehren können, wie viel Profit der Handel mit den Chinesen abwerfen muß, wenn ein einfacher Komptoirbeamter sich solchen Luxus gönnen kann. „Ja Müllerchen, das hätten wir uns als Knaben in unsrem schlichten Landstädtchen nicht träumen lassen, daß wir dich einmal in so großartigen Verhältnissen wieder sehen würden!" „Ja siehst du, es geht nicht anders; man muß es mitmachen, sonst ist man bei der ganzen

[1]) „Ein Stück", die ziemlich umständliche Umschreibung des sogenannten unbestimmten Artikels. Willst du z. B. das preußische Schiff nach seiner Flagge beschreiben, so mußt du in dieser Mundart sagen: „One piecee black fowl in one piecee white flag" d. i. „ein Stück schwarz Vogel in ein Stück weiß Flagg." Leider begnügen sich die meisten Europäer mit dieser zu einem weiter gehenden Gedankenaustausch völlig unbrauchbaren Mundart, die nur zur Bezeichnung der allernothdürftigsten Verhältnisse des äußeren Lebens ausreicht. Daß dadurch die Verständigung der westlichen Nationen mit den Söhnen des Reiches der Mitte nicht gefördert wird, liegt auf der Hand. — Man nennt diese Mundart Pidjin-English. Das erstere Wort ist eine Verdrehung von business und hat mit pigeon nichts zu thun.

Gesellschaft gleich unten durch![1]) Trotzdem bringe ich dabei mein Schäfchen in's Trockene."

Wohl könnten wir hier schon manche interessante Beobachtung anstellen, an fremdartigen Geräthen, an den eingebornen Dienern und ihrem Benehmen u. s. w. Doch nein, sehen wir die Chinesen lieber gleich ganz in ihrer Sphäre. Machen wir den Spaziergang in die innere Stadt.

Ein Viertelstündchen haben wir die Vorstadt zu passiren. Manche elende Hütte von unsäglichem Schmutz umgeben zeigt sich zur Rechten und zur Linken, und ab und zu werden wir unwillkürlich nach der Nase greifen, um uns einigermaßen gegen die unausstehlichen Düfte zu schützen. — Doch da stehen wir schon vor dem mit pagodenähnlichem Ueberbau versehenen Thore, das durch die dicke, dreißig Fuß hohe Mauer führt.[2]) Schreiten wir hindurch, so befinden wir uns auf der Straße der „ewigen Liebe".[3]) Sie ist nach unsern Begriffen schrecklich eng, obwohl sie zu den Hauptstraßen der Stadt gehört.[4]) Andre mögen wir finden, die den schmalsten Gassen von Venedig nicht nachstehen; hier aber haben die Häuser zu beiden Seiten Kolonnaden für die Fußgänger, während in der Mitte ein Gang für Tragstühle und Lastthiere bleibt, der manchmal aber kaum zum Ausweichen Platz genug bietet. Das Pflaster besteht aus guten Granitplatten. Unter demselben zieht sich ein Abzugskanal für das Regenwasser hin. Nicht

---

[1]) Auch die deutschen Missionare können sich in den Hafenstädten nicht ganz den äußeren Ansprüchen der europäischen Gesellschaft entziehen, wenn sie auch gern so viel als irgend möglich sich zu Gunsten der Missionskasse einschränken. Die englischen und amerikanischen pflegen solchen Komfort als etwas selbstverständliches anzusehen. Es versteht sich, daß dem Klima alle billige Rücksicht zu tragen ist, der gegenüber manche Ersparniß gradezu zur Versündigung werden kann. Aber wie viel einfacher leben unsere Missionare (und jedenfalls auch die der China-Inland-Mission) auf den Landstationen, so daß ein ein richtiger Engländer oder Amerikaner darüber in Staunen geräth.

[2]) Die Stadtmauern sind immer sehr massiv, zuweilen so dick, daß zwei Wagen darauf fahren können. In gewissen Abständen erheben sich darüber kastellartige Wachtlokale, neben denen Steinhaufen aufgethürmt sind, die bei einem Angriff mit zur Vertheidigung gebraucht werden; der Zwischenraum ist mit Schießscharten versehen. Manche Städte im Norden des Reichs haben sehr vernachlässigte Mauern, und es kommt vor, daß eine Strecke derselben einstürzt und die anliegenden Häuser verschüttet.

[3]) Leider sind die hochtrabenden Straßennamen nichts anderes als leere Phrasen. Es findet sich wohl eine Straße „der vorzüglichen Tugend", „der gehäuften Wohlthätigkeit", „des gesitteten Benehmens", aber auch eine Straße „des grüßenden Drachen", „des goldnen Profits", „der tausend Enkel" u. s. w.

[4]) Die großen Städte der nördlichen Provinzen und alle Dörfer pflegen breitere Straßen zu haben. Dort werden auch mehr Fuhrwerke benutzt, die in den Südprovinzen fast unbekannt sind. Diese engen Straßen haben bei allen Nachtheilen doch den Nutzen, daß sie den glühenden Sonnenstrahlen weniger Zutritt zu den Häusern gewähren und also die Hitze mildern. Dem Neuling aber ist es in dem engen Straßengewirr gar nicht zu Muthe, als habe er das Haus verlassen; man scheint ein einziges großes Gebäude mit lang hingestreckten Gemächern zu durchwandern.

selten soll jedoch der Abfluß verhindert sein, und es bildet sich dann eine stinkende Pfütze, um so erklärlicher, als wir hier allerlei Abfall auf der Straße bemerken, der nicht zur Verbesserung der Atmosphäre dienen kann. Vollends aber wird es schrecklich, wenn am Abend eines heißen Tages die Straße mit dem verdorbenen Kanalwasser besprengt wird, um den Staub zu löschen. Hier und da findet sich aber auch wohl eine Straße, die sauber gehalten ist. Ueberhaupt fehlt es nicht an offiziellen Straßenkehrern; aber, wie viele andre lobenswerthe chinesische Einrichtungen, verfehlt auch diese ihren Zweck bei der unordentlichen Verwaltung.

Wir biegen nun in eine andre Straße ein, die zwar der Kolonnaden entbehrt, aber ihrer ganzen Länge nach mit baumwollenem Zeug überspannt und also bestens gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist. Hier kommen wir recht ins Geschäftsviertel. Laden neben Laden wird mit mächtigem Schilde bezeichnet, eines immer auffallender als das andre, in grellen Farben oder Gold und Silber, mit den sonderbaren chinesischen Schriftzeichen bemalt. Diese Schilder sind nicht wie bei uns über der Thüre angebracht, sondern so der Straße zugekehrt, daß ihre auf beiden Seiten befindliche Inschrift von den in dieser wie in jener Richtung Kommenden bemerkt wird. Meistens sind es lange Tafeln, die vom Dache bis auf die Erde reichen. Manchmal sind auch Stücke Zeug mit Inschrift quer über die Straße gehängt, daß sie fast die Köpfe der Vorübergehenden berühren. Manche Inschrift können wir entziffern, ohne chinesisch zu verstehen. Da ist z. B. ein Stiefel gemalt — dort eine Brille u. s. w. Lassen wir uns jedoch etliche durch unsern sprachkundigen Freund genauer erklären. Ueberall findet sich zunächst die Firma, die aber nicht etwa wie bei uns den Namen des Besitzers und seines Kompagnons enthält, sondern irgend eine Glück verheißende Bezeichnung, z. B. „Zum himmlischen Ueberfluß", „Zu den fünf Glückseligkeiten", „Zum guten Erfolge", „Zum doppelköpfigen Phönix", „Zur unbegrenzten Produktion". Auf den Schildern findet sich zu gleicher Zeit die Angabe der zu verkaufenden Artikel und manche Reklame. Hier meldet ein Droguist, daß er seine Dekokte von duftenden Artikeln mit großer Akkuratesse bereitet, dort heißt es: „Pulver, Salben und Pillen, sorgfältig gemischt. Die Waaren sind echt, und die Preise dem wahren Werth entsprechend." Dort ist ein Optikus, der seine Brillen rühmt, daß sie für Jung und Alt passen; hier ein Tabakshändler, der speziellen Import der besten Tabake aus Fu'-kien, Tschi-fu und Hang-tschau angibt. Ein Mützenmacher empfiehlt Kopfbedeckungen für jede Jahreszeit. Ein Färber preist seine Farben an, sein Blau kommt der Farbe des Himmels gleich. Nicht weit davon ist ein Lichtzieher sogar poetisch geworden, und citirt mit Bezug auf seine „doppelten Talglichte":

„Der Student, der noch bei tiefer Nacht
Eifrig über seinen Büchern wacht" —.

Im nächsten Hause endlich ist ein Seidengeschäft, das sehr ausführlich ankündigt: „Wir besitzen unsre eignen Agenten, die ohne Mühe zu scheuen nur die allerbeste Waare auswählen. Wir fabriziren alle

Arten von Seidenartikeln nach den neuesten Mustern Damast, Satin, Gaze, Tücher, Gürtel, Kappen u. s. w.[1])

Aber nicht allein Kaufläden machen sich durch solche Schilder bemerklich. Hier bietet auch ein Arzt auf der langen, glänzend scharlach lackirten Tafel mit großen goldnen Schriftzeichen seine Dienste an. Die Inschrift auf der einen Seite lautet: „Dr. Wang IV., Urenkel des berühmten Dr. Wang I., behandelt als Spezialist Knochenbrüche, Kontusionen und alle Wunden sowie Verrenkungen." Auf der andern Seite erbietet er sich alle äußern und innern Leiden zu heilen, von denen auch eine ganze Reihe namhaft gemacht werden, „die durch den Einfluß der Dämonen und Teufel entstehen." Außerdem hängt noch ein Täfelchen über der Thüre, das besagt: „Ausgezeichnete Fertigkeit, erblich in der Familie".

Doch wir haben genug von den Schildern; wir könnten ja den ganzen Tag damit zubringen, wollten wir alle hinter einander lesen. Beobachten wir nun einmal die Menschen genauer, die wie ein geschäftiger Bienenschwarm an uns vorüberziehen. Eben kommt einer aus dem Hause des Doktors, jedenfalls ein Patient, wie sein Husten und der bei jedem Schritt keuchende Athem unzweifelhaft anzeigen. Seine Kleidung gibt ihn als einen Literaten zu erkennen, der das erste Examen bestanden hat, infolge dessen ihm der Titel „blühendes Talent" gebührt. Vielleicht hat er erst kürzlich den Grad erreicht, denn die lange Tunika aus hellblauer Seide mit Purpureinfassung ist noch ganz neu und ebenso der Gürtel, der sie lose zusammenhält. Ein paar feine schwarze Atlasstiefelchen und eine Kopfbedeckung mit breiter aufgestülpter Krämpe vollenden den Anzug. Ueber den Rücken hängt der lange wohlgeflochtene Zopf herab. Der arme Mensch hat wohl die oben bei den Talglichtern erwähnten Nachtstudien zu stark getrieben, so daß er nun der ärztlichen Hilfe bedarf. Dort hat er in seiner Hand das Rezept, ein ziemlich großes Stück Papier, natürlich von rother Farbe.[2]) Was mag ihm Dr. Wang verschrieben haben? Vielleicht erfahren wir es; denn der Magister Artium bleibt dort vor der Droguerie stehen, um das Mittel sogleich bereiten zu lassen. Der Besitzer des Ladens, der gleich

---

[1]) Im Innern der meisten Läden findet sich unter anderm ein Bild des Patrons der Kaufleute, des Gottes der Reichthümer Tschau-tsoi-ya, oder eine Tafel mit den Schriftzeichen seines Namens, vor der eine Weihrauchurne, Lichter und drei Tassen Thee ihm als Opfer aufgestellt werden. Morgens aber, wenn der Laden geöffnet wird, nimmt der Kaufmann zuerst sein Rechenbrett, dessen sich der Chinese statt der Tafel und des Stiftes bedient, um seine Rechnungen zu machen, und rasselt mit den kleinen, an dünne Stäbe gereihten Kugeln, um seinem Schutzgott zu bedeuten, daß er wünsche, heute gute Geschäfte zu machen, bei denen es große Rechnungen gebe; zu dem Ende möge der Patron seine Schuldigkeit thun und viele Kunden in den Laden senden. Zu weiterer Aufmunterung wird ihm dann das Morgenopfer gebracht. (Basler Magazin 1859, S. 173.)

[2]) Roth ist die Farbe des Glücks, der Freude, des Erfolges; weiß dagegen bedeutet Trauer. Wollte ein Arzt einem Chinesen ein Rezept auf weißem Papier geben, so würde er sich als Todeskandidat bezeichnet sehen. Auch ein Brief darf nicht auf weißem Papier geschrieben sein, oder man muß wenigstens ein rothes Streifchen ankleben.

am Eingang[1]) saß, um seiner Kunden zu warten, hat sich respektvoll erhoben. Seine Tunika besteht nur aus Kattun, hat aber einen ähnlichen Schnitt, wie die eben beschriebene. Die etwas plumpen Schnabelschuhe sind ein weiteres Abzeichen des verschiedenen Standes. Mit sachverständiger Miene entfaltet er das Rezept und liest: „Nimm ein Dekokt von zwei Schweinsfüßen und vermische es mit 5 Skrupel weißer Drachenknochen nebst 1 Skrupel geschabtes Einhorn.[2]) Reibe die Brust damit ein." Ob das Mittel dem Gelehrten etwas helfen wird?

Unsere Aufmerksamkeit wird durch einen lauten, regelmäßig wiederholten Ruf abgelenkt. „Pferd, Pferd!" ruft ein Knabe, dem das Gedränge auf der Straße Platz macht und dem bald ein Reiter auf einem Pony folgt. Es ist ein Offizier, dessen weite Kleidung wenig militärisches zu haben scheint. Doch das Schwert, mit dem er umgürtet ist, und der martialische Schnurrbart mögen seinen Beruf erkennen lassen. Mancher bleibt stehen bei dem seltenen Anblick; denn nur Offiziere und einige wenige Civilbeamten dürfen reiten. Alle andere höher gestellte und vornehme Leute benutzen den Tragstuhl. Wir haben schon verschiedene Exemplare dieses Transportmittels an uns vorübergehen sehen. Beobachten wir den nächsten etwas genauer. Es ist ein hübsch lackirter viereckiger Kasten, über dem ein mit Franzen und Quasten verzierter Baldachin angebracht ist. Die offenen Seiten können nach Belieben mit zusammenlegbaren Wänden verschlossen werden. Das Ganze hängt zwischen zwei Bambusstangen, die zwei Kuli, der eine vorne, der andre hinten gehend, auf ihren Schultern haben. Diese nur mit einem Paare weiter Hosen und einem breiten Strohhut bekleideten Kerle, schreiten rüstig im kurzen Trab voran, und man muß sich in Acht nehmen, mit ihnen nicht in unangenehme Berührung zu kommen. Ein Diener geht gewöhnlich nebenher. Wer einen höheren Rang hat, darf sich von 4 oder 6 Trägern tragen lassen, und ein hoher Mandarin hat deren sogar 8 und wird von einem bedeutenden Gefolge begleitet. Zwei Männer mit Flaggen und Gong[3]) eröffnen den Zug. Dann kommen eine ganze Reihe von Leuten, die Tafeln mit Inschriften tragen. Die eine gibt des Mandarinen Namen und Rang an, eine andre befiehlt dem Volke Schweigen zu beobachten, eine dritte aus dem Wege zu gehen u. s. w. Darauf folgen zwei Männer, der eine mit dem Staatsfächer, der andre mit dem Staatssonnenschirm, dann eine Reihe von Liktoren, zum Theil mit Peitschen, zum Theil mit Schwertern

[1]) Alle Läden sind nach der Straße zu offen, meist tritt der Vorübergehende sogleich an den Ladentisch. Nur in Peking und in andern großen Städten der Nordprovinzen gibt es Glasfenster, die sich auch bei den Kaufläden finden.

[2]) Das letztere fabelhafte Mittel stand auch bei unsern Vorfahren in hohem Ansehen. Wenn ich nicht irre, nahm auch Dr. M. Luther noch kurz vor seinem Ende davon ein. — Im Großen und Ganzen ist die Arzeneikunde bei den Chinesen nichts als von Aberglauben getragene Quacksalberei, obwohl sie einige Spezifika haben, die auch von der wissenschaftlichen Medizin angewendet werden.

[3]) Der Gong, ein sehr allgemeines Instrument, entspricht unsrer Trommel. Er besteht aus einer an einem Bande mit der linken Hand getragenen Metallscheibe, der ein mit der rechten geführter Klöppel weithin schallende Töne entlockt.

versehen, und endlich zwei Männer mit brennenden Weihrauchstöcken. Der prächtig mit Gold geschmückte Tragstuhl ist mit einer Anzahl von Dienern umgeben. Sechzehn Soldaten mit Schwertern, Spießen und Fahnen beschließen den Zug. Uniformen, wie wir sie bei solcher Gelegenheit erwarten, fehlen; ja manche in dem Gefolge des hohen Herrn, sind recht unsauber gekleidet, wenn man nicht gar Lumpen sieht. Dennoch ergreift eine heilige Scheu das Publikum, wenn ein solcher Zug sich naht. Alles bleibt in Ehrerbietung stehen; begegnet ihm ein andrer Tragstuhl, so wird dieser zu Boden gesetzt, und alle die Ladenbesitzer beeilen sich, ihre Schilder einzuziehen. Wenn einer dies versäumte, so würde ihm wahrscheinlich die Lederpeitsche des Liktors seine Respektslosigkeit zum Bewußtsein bringen.

Der Zug ist vorüber. Bald stellt sich der bunte Strom der Menschen wieder her. Lastträger, mit Waaren bepackt, Arbeiter, einen Karren mit Materialien vor sich herschiebend, Kleinhändler, die ein paar Körbe mit grünen Gemüsen an einem Bambusstabe über der einen Schulter tragen und dergleichen Leute, die zur niedern Klasse gehören, machen sich uns bald durch die gleichartige Kleidung bemerklich. Während wir bei jedem Vertreter der gebildeten Welt und auch noch beim wohlhabenden Mittelstande die lange Tunika beobachteten, welche die Beinkleider bedeckt, trägt die Menge des Volks nur eine bis auf die Hüften reichende weite Jacke, zu beiden Seiten etwas eingeschlitzt, unter der die weiten Beinkleider bis zu den Füßen oder auch nur bis zu den Knieen herabreichen. Diese Kleider sind von Baumwolle, meist blau oder violett. Im Winter, beziehungsweise in der kühlen Jahreszeit, kommen noch Strümpfe und grobe Zeugschuhe hinzu; sonst gehen diese Leute baarfuß. Der schwarze[1]) Zopf fehlt ihnen natürlich auch nicht. Dort blicken wir in den offenen Barbierladen hinein, und wir können bemerken, wie der größere Theil des Kopfes auch bei ihnen glatt geschoren wird. Nur ein kleiner Fleck Haare auf dem Hinterkopf bleibt stehen, aus dem sich dann der mit Sorgfalt gepflegte Zopf entwickelt.[2]) Diese Tracht ist allen Ständen ohne Ausnahme gleich. Die oben an-

---

[1]) Helle oder gar rothe Haare sind dem Chinesen höchst widerlich. Auf die Europäer wird oft in Bausch und Bogen die Benennung „rothhaarige Teufel" angewendet.

[2]) Die Sitte des Scheerens ist erst durch die Mandschu eingeführt, und ihre Ausübung ist somit ein Zeichen der Unterwürfigkeit unter die fremde Dynastie. Die Taipingrebellen führten es unter den Sünden der letzteren mit auf, daß sie die Menschen zwängen, ihr Haupt einer Melone gleich zu machen. Beim Rasiren wird der Kopf mit warmem Wasser eingerieben und alsdann kahl rasirt bis auf den Fleck am Hinterhaupt, dessen Haare den Zopf bilden. Zugleich mit dem Kopf wird natürlich auch das Gesicht rasirt, und dabei werden Stirne, Nase und Ohren nicht vergessen. Ueber alle Stellen, die am Gesicht und Kopf rasirbar sind, führt der chinesische Barbier sein kurzes, plumpes und schweres Messer. Endlich werden die Ohren ausgeputzt mit dazu eingerichteten Instrumenten und zuletzt wird der Zopf geflochten, was alles in etwa 20—25 Minuten geschieht und in Zwischenräumen von acht und mehreren Tagen, je nach Anstand und Bedürfniß, stattfindet. In den Zopf ist entweder eine dreifache seidene Schnur eingeflochten, oder eine Anzahl dünne Seidenschnüre.

geführten Unterschiede in der Kleidung aber zeigen, w. , wenn auch von Kastenscheidung keine Rede ist, eine ziemliche Kluft zwischen den Gebildeten oder Vornehmen auf der einen Seite und dem gemeinen Volke auf der andern besteht. Es ist in diesem Stücke ziemlich so wie bei uns daheim.

Wir haben bisher nur Männer ins Auge gefaßt. Doch auch Frauen und Mädchen können wir auf der Straße beobachten — es herrscht hier keineswegs die Abschließung des weiblichen Geschlechts, wie in den muhammedanischen Ländern. Freilich erscheinen die Frauen höherer Stände öffentlich meistentheils nur im Tragstuhle. Das hat seinen Grund darin, daß sie mit ihren verkrüppelten Füßen nicht gut eine weitere Strecke gehen können.[1]) Doch bei weitem nicht alle Chinesinnen haben solche kleine Füße, wie uns ein Blick auf die Straße lehrt, auf der so manche Frau und manches Mädchen mit sicherm festem Schritte einhergeht.[2]) Freilich ist auch der natürliche Fuß wieder ein Zeichen des niedrigen Standes, wenigstens in den großen Städten. Da bemerken wir häufig Sklavinnen mit Körben, die diese und jene Einkäufe machen, oder ärmere Frauen aus den Vorstädten, die Waaren, Früchte, Geflügel u. dgl. zum Verkauf bringen. Sie gehen meistens in einem einfachen, langen, baumwollenen Gewande, das über weite Beinkleider bis auf die Füße hinabreicht. Da und dort aber sehen wir auch schwankenden Schrittes ein vornehmes Frauchen einherkommen, die ihre Arme bei der Fortbewegung zu Hilfe nehmen muß. Da die letzteren in die weiten Aermel der über dem Unterkleid getragenen Tunika gehüllt sind, so erinnert diese Gangart an den Vogel, der seine Flügel dabei benutzt. Die Kleidung von farbigem Seidenstoff, oft mit reich gestickten Rändern, ist übrigens ansprechend, und die künstliche Haartour, wenn auch eigenthümlich[3]), steht dem frischfarbigen Gesichtchen ganz gut. Lassen wir uns jedoch nicht täuschen; die zart-rothen Wangen sind geschminkt. Manche möchten diese Verschönerung nicht einmal nöthig haben; doch was thut der

---

[1]) Wir brauchen auf jene bekannte, unnatürliche Sitte hier wohl nicht näher einzugehen. Die durch festes Bandagiren im fünften Lebensjahre erzeugten Klumpfüßchen sind oft nur $2\frac{1}{2}$ — 3 Zoll lang. Sie dienen als Unterscheidungszeichen der Chinesinnen von den Mandschu, deren Frauen den natürlichen Fuß behalten. Dasselbe ist durchgehends bei den Hakka der Fall. In den nördlichen Provinzen herrscht die Sitte in größerer Ausdehnung. In den südlichen scheint sie nur bei den vornehmen Ständen vorzukommen. Wenn wir das verkehrte Schönheitsideal der Chinesen, dem sie entsprechen, verdammen müssen, so wollen wir doch nicht vergessen, wie auch bei uns die Form der Stiefel und Schuhe sehr weit von der Form des menschlichen Fußes abweicht und infolge davon vielleicht kein Gebildeter bei uns gefunden wird, der noch einen völlig naturwüchsigen Fuß hat. Von der vermeintlichen Verbesserung der weiblichen Figur durch Anwendung von Korsets könnten uns übrigens die Chinesen auch etwas erwidern, wenn wir uns über die kleinen Füße aufhalten.

[2]) Diese sind an den langen Zöpfen oder an den lose über den Rücken herabhängenden Haaren zu erkennen, während jene die ihrigen mittelst langer, kreuzweis gesteckter Nadeln auf dem Kopfe zusammengewickelt tragen.

[3]) Oft werden außer den kostbaren Haarnadeln viele duftende Blumen dabei verwendet. Die Chinesinnen sind überhaupt im Frisiren sehr geschickt, wie in den Hafenstädten manche englische Lady von ihrem Kammermädchen rühmt.

Mensch nicht um der Mode willen! Schmucksachen sehen wir in großer Menge. Die mit Edelsteinen und Perlen geschmückten Ohrgehenke reichen zuweilen bis an die Schultern hinab. Auch die einfachste Frau trägt ihre Armringe oder auch Fußringe. — Dann und wann bietet sich uns auch der etwas sonderbare Anblick einer auf den Schultern ihrer Dienerin reitenden Dame, der jedoch vom Publikum nicht als etwas außergewöhnliches beachtet zu werden scheint. Besonders häufig kommt dergleichen bei öffentlichen Festen vor, bei denen sich auch Frauen und Mädchen betheiligen.

Fassen wir den Eindruck zusammen, den uns das Aussehen der Menschenmenge auf der Straße macht, so müssen wir gestehen, daß Beschreibungen, wie sie uns hier und da vorgekommen sind, als seien die Chinesen durch die Bank ein heruntergekommenes, mit Opium ausgemergeltes Volk, sehr wenig der Wirklichkeit entsprechen. Wie viele gesunde, wohlgenährte Gestalten, wie viele frische, rothbackige Gesichter sind an uns vorübergekommen, und das fröhliche Schwatzen und heitere Lachen, das wir hier und dort hören können, mag auch nicht ein Zeichen von jener Art der Verkommenheit sein.

Natürlich fehlt in so einer großen Stadt nicht ein gut Theil Elend, und so manche Spur davon tritt uns bei dem Gange durch die Straßen vor die Augen. Hier haben wir gleich ein ziemlich starkes Beispiel. Was ist das für ein Lärm da drüben im Laden? Der ältliche Chef des Materialgeschäfts, der eben noch die große Hornbrille auf der Nase ruhig vor seinem Zahltischchen saß, ist aufgesprungen und zankt und schilt in großer Aufregung auf einen halbnackten Menschen, der eben mit einem scharfen Barbiermesser sich wieder eine Wunde beibringt, während das Blut aus mehreren solchen schon über die dürren Arme und Beine fließt. Einer von den Ladendienern bietet ihm entsetzt eine Portion Reis dar, die er eilig in ein breites Lotusblatt gewickelt. „Nimm den Reis, Unverschämter", so ruft der Herr ärgerlich dem Bettler zu, der doch in etwas zu starker Weise Mitleid und Wohlthätigkeit zu wecken sucht, „nimm den Reis und geh deiner Wege!" — „Nein, Ew. Hochwohlgeboren, Herr A'tscheong, ein Mann wie Sie, der so im Ueberfluß die Fülle der Gaben aller Segen spendenden Gottheiten empfangen hat — der muß einem Armen wohl eine größere Gabe spenden, als ein paar Hände voll Reis. Ich bitte um tausend Kasch[1]); wenn ich sie nicht erhalte, so sehe ich mich genöthigt, mich sofort hier in ihrem Laden zu entleiben!" Einen Augenblick schwankt Herr A'tscheong; tausend Kasch sind immer keine Kleinigkeit. Aber was will er machen? Legt er mit seinen Leuten Hand an den Kerl, um ihn hinauszuwerfen, so bekommt

[1]) Kasch heißen die kleinsten Scheidemünzen der Chinesen. Sie sind aus Kupfer oder Messingblech gemacht, mit einem Gepräge, das in vier Schriftzeichen den Titel des Kaisers und die Bezeichnung: „Ueberall giltig" angibt. In der Mitte ist ein viereckiges Loch. Durch dieses zieht man eine Schnur und fügt so 1000 Kasch zusammen, ähnlich wie der Knopffabrikant manche Arten von Knöpfen. Dem Werthe nach sind 25 Kasch etwa gleich 10 Pfennige, 1000 also gleich 4 Mark. Eine größere Silbermünze ist der Tael (Tèel) = 6 Mark.

er die Polizei auf den Hals; und die habsüchtigen Beamten werden sich nicht die gute Gelegenheit entgehen lassen, wieder einmal einen Wohlhabenden zu schröpfen. Denn die Strafe von hundert Stockschlägen, die ihm würde zudiktirt werden können, müßte er doch auf jeden Fall von sich abwenden, und dazu würden auch 10 000 Kasch noch nicht hinreichen. Sollte aber der Bettler seine Drohung ausführen, was nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, dann ist es vollends schlimm. Der Herr des Ladens würde zur Rechenschaft gezogen werden, daß er den Tod eines Menschen veranlaßt habe, und dann könnte er selbst vielleicht gar zum Tode verurtheilt werden.[1]) Es bleibt also nichts anders übrig, als daß Herr A'tscheong die Kasse öffnet, und die geforderten tausend Kasch zahlt. Der Bettler verbirgt den Strang mit Münzen in seinen Lumpen, indem er sich in höflichen Ausdrücken bedankt. Zunächst wird er sich nun ein gutes Mahl gönnen, wenn er nicht vielleicht zu den Sklaven des Opiums gehört und sofort in eine Opiumhöhle einkehrt. — Glücklicherweise thut das Schneiden doch weh, sonst würde vielleicht von sehr vielen dieses probate Mittel der Almosenerpressung angewendet werden.[2])

Doch es sind nur einzelne heruntergekommene Subjekte, die dergleichen treiben. Respektable Bettler haben sich zu Korporationen unter einem Präsidenten vereinigt und finden offizielle Anerkennung. Siehe da kommt so eine Abtheilung von ihnen, die gemeinsam von Haus zu Haus zieht und durch einen Gong die Aufmerksamkeit erregt. Alle Gaben, die sie erhalten, werden gewissenhaft an den Vorstand abgeliefert, der die gleichmäßige Vertheilung besorgt. An den chinesischen Festen, deren es nicht wenige gibt, haben sie ihre Erntezeit, in der sie größere Gaben erhalten. Der Führer der Bande stellt darüber auf einem rothen Zettel eine Quittung aus, die an die Hausthür geklebt wird, damit die Bewohner nicht von einer andern Bande belästigt werden. Zu bestimmten Zeiten gibt ihnen auch die Kaufmannschaft oder eine andre Gilde[3]) in einem großen öffentlichen Lokale eine Mahlzeit, bei

---

[1]) Die größte Unbill, die ein Chinese aus Rachsucht seinem Feinde zufügen kann, besteht darin, ihm bei Nacht vor seine Thür einen Leichnam zu schaffen. Abgesehen von den üblen Folgen, die das dadurch entstehende Gerichtsverfahren haben kann, würde auch der abgeschiedene Geist das Haus beunruhigen und viel Unheil stiften.

[2]) Es kommt auch wohl vor, daß ein Bettler einen Aussätzigen im schlimmsten Stadium der Krankheit auf dem Rücken tragend einen Laden betritt und droht, sich dort seiner Last zu entledigen, falls ihm nicht ein Geschenk zu theil wird.

[3]) Solcher Gilden und Genossenschaften gibt es in den großen Städten viele. Es sind Organisationen, die bei der mangelhaften öffentlichen Verwaltung sich auf eigne Hand mit vereinten Kräften den Schutz ihrer Interessen schaffen, den sie durch die Behörden nicht würden erlangen können. Namentlich haben die verschiedenen Handwerker ihre Innungen in ganz ähnlicher Weise, wie dies früher bei uns der Fall war. Auch die Herbergen fehlen nicht, in denen von auswärts kommende Vertreter des betreffenden Handwerks Aufnahme finden, und die zugleich als Versammlungslokale für die Glieder des Vereins dienen. Es werden dort regelmäßige Versammlungen gehalten, auch Feste gefeiert, die unserm „Quartal" ziemlich nahe kommen. Diese Gilden halten treu zusammen, sorgen für ihre Glieder, wenn sie in Noth sind und besonders dafür, daß jedes ein ordentliches Begräbniß mit allen

der es ordentlich und anständig zugeht, wofür der Vorstand zu sorgen hat. Bei solcher Gelegenheit wird denn der Vertrag erneuert, nach welchem das Almosensammeln nur in bestimmten Zwischenräumen erfolgen darf. — Doch nicht alle Armen sind so glücklich, einer solchen Gesellschaft anzugehören, da sie noch nicht im Stande sind, die Eintrittskosten, welche etwa 4 Dollar (16 Mark) betragen, aufzubringen. So sieht man denn hier und da armselige Gestalten jedes Alters und Geschlechts, die auf mancherlei Weise das Mitleiden zu erwecken suchen. Daß es im Publikum nicht an Wohlthätigkeitssinn fehlt, haben wir dort an jener Ecke zu beobachten Gelegenheit. Da hat ein Reicher neben seiner Thür einen Tisch aufpflanzen lassen, über dem auf einen Zettel geschrieben steht: „Kalter Thee für arme Leute." Ein Diener ist bereit, aus dem großen Gefäß jedem, der das Labsal begehrt, ein Täßchen zu füllen. Im Winter läßt derselbe Herr zu gewissen Zeiten auf gleiche Weise warme Ingwersuppe vertheilen. Ueber die Beweggründe, die ihn dazu veranlassen, möchte es uns schwer werden, ins Klare zu kommen. Barmherzigkeit in unserer Auffassung möchte es schwerlich sein.[1]) Wahrscheinlich sucht er durch diese tugendhafte und verdienstliche Handlung sich die Gunst der Götter zu sichern, die er in dieser oder jener Beziehung nöthig hat, z. B. zum Gedeihen seines Geschäftes; oder vielleicht hat er noch ein Examen vor sich, für dessen Gelingen er in dieser Weise sorgt, oder der eitle Herr wünscht noch einen Titel oder sonst eine Auszeichnung zu erhalten. Der Gedanke, daß die Geister derer, die solche Wohlthätigkeit empfangen haben, wenn sie gestorben sind, ihn und seine Familie jedenfalls unbelästigt lassen, mag auch dabei mitspielen.

Doch was hat das offne Thor von schön gearbeiteten Granitblöcken zu bedeuten, das hier in drei Abtheilungen die Straße überragt? Es ist ein Triumphbogen und würde auch mehr an die der Römer erinnern, wenn die Bögen nicht durch gradliniges Gebälk ersetzt wären, und die weit ausladenden geschweiften Dächer (die mittlere breitere Abtheilung ist nämlich erhöht) mit ihren Drachenornamenten nicht gleich von vornherein zu chinesisch aussähen. Die große Tafel aber mit der augenscheinlich nicht längst aufgefrischten goldenen Inschrift sagt uns, daß dieses Ehrenzeichen mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers Kien-lung (etwa vor 130 Jahren) errichtet sei zum Andenken an den Wohlthäter der Menschheit, dem ehrenwerthen Herrn Wang-tscheu-tsen, errichtet sei. In gewählten blühenden Ausdrücken wird von demselben gesagt, wie er zur Zeit einer Hungersnoth die

---

Ehren erhält. Auch die Bettlergilde bestattet ihre verstorbenen Mitglieder. — Aus öffentlichen Kassen wird übrigens nicht wenig für die Armenpflege gethan. Das Meiste davon aber soll durch Unterschlagung in den Händen höherer oder niederer Beamten bleiben. Die vorhandenen Regierungskornspeicher sollen wenig ihren Zweck erfüllen und kaum ein Drittel des Korns bestimmungsgemäße Verwendung finden.

[1]) Sehr weit verbreitet ist in China die buddhistische Auffassung des Elendes, als eine Folge der in einem früheren Leben begangenen Sünden, die einem aufrichtigen Mitleid sehr im Wege steht.

Summe von fünf Millionen Kasch (20 000 Mark) für die Leidenden gespendet habe, wofür ihm von Sr. Majestät der Titel Provinzial-Kassirer verliehen wurde. Außerdem habe er ein Asyl für Sieche und eins für Blinde gebaut und mit den nöthigen Fonds dotirt. Ueber allen Ruhm erhaben aber sei seine verstorbenen Bettlern erwiesene Wohlthätigkeit. Tausenden habe er einen Sarg geschenkt und ihnen durch ein angemessenes Leichenbegängniß zum ewigen Frieden verholfen. So ungefähr sagt die Inschrift und zeigt uns, wie China seine großen Männer ehrt.[1])

Schöner wäre es vielleicht, wenn die Stiftungen der Alten unter besserer Verwaltung als lebenskräftige Denkmäler zum Segen für die Leidenden erhalten würden. Schlagen wir die schmale Quergasse zur Linken ein, die uns sanft aufwärts führt, so kommen wir bald auf einen freien Platz, auf dem, überragt von einigen alten Cypressen, das eben erwähnte Blindenasyl liegt. Von diesem erhöhten Platze haben wir eine offene Aussicht über das weite Häusermeer, das doch mehr als man in den engen Straßen vermuthen sollte, von dem Grün einzelner Bäume oder ganzer Gruppen und von Gärten unterbrochen wird. Dort ragt über einer der Vorstädte, im sonderbaren Gegensatz zu den geschweiften Doppeldächern, der Thurm eines gothischen Kirchleins hervor — es ist als ob es sich verirrt hätte; so einsam und verloren steht es da. — Das Asyl ist ein ziemlich ausgedehntes viereckiges Bauwerk, das einen weiten Hof umschließt, in dem verschiedene Reihen von Zellen wie Straßen angelegt sind. Sie dienen den Blinden zur Wohnung. Die Pflege läßt jedoch, wie es scheint, viel zu wünschen übrig; mit der Reinlichkeit ist's wenigstens sehr mangelhaft bestellt. In der Mitte des Hofes steht ein kleiner Tempel. Wir halten uns nicht damit auf, das Bild auf dem Altare zu mustern, vor dem ein paar Weihrauchkerzen glimmen, während vor demselben ein paar blinde Männer, lang ausgestreckt, wiederholentlich mit der Stirne ziemlich unsanft den Boden berühren.[2]) Nicht weit davon hat ein Arzt seine Wohnung. Es hat sich übrigens um uns eine Gruppe von blinden Männern, Greisen und Knaben gesammelt. Die Kunde, daß Fremde da seien, hat sich schnell durch die Anstalt verbreitet, und wir werden in ziemlich dringlicher Weise angebettelt. Auf die Frage, ob das Asyl nicht für ihren Unterhalt sorge? wird uns erwidert, der gelieferte Reis reiche kaum hin, um sich alle drei Tage einmal satt zu essen. Die Hand voll Kasch, die wir jenem alten Graubart zur Vertheilung einhändigen, kann allerdings nicht weit reichen. Mit gemischten Gefühlen verlassen wir das Asyl. Der Stifter hat es vielleicht nicht erwartet, daß trotz

1) Solche Ehrenthore sind sehr häufig und vertreten die Stelle unsrer Statuen. Gelehrten (wie Laonghan, der im 82. Lebensjahre den allerhöchsten Doktorgrad erwarb) oder Helden, wie Fungho, der mit einer kleinen Schaar 10 000 Rebellen in die Flucht trieb, gehorsamen Kindern, tugendhaften Frauen u. s. w. wird solche Auszeichnung zu theil.

2) Man nennt dies „Kau-tau", ein in Bezug auf chinesischen Kultus sehr oft vorkommender Ausdruck.

der ausgedehnten Aecker, die er demselben zugewiesen hat, und die heute noch einen hohen Ertrag abwerfen, die Blinden betteln müßten.[1]) Sie fangen es übrigens auch systematisch an, wie wir sogleich beim Weitergehen beobachten können. Da kommt ein ganzer Zug von Blinden, ihrer 6—8 im Gänsemarsch daher. Der erste fühlt mit seinem Bambusstab den Weg, die andern folgen ihm, jeder mit der rechten Hand die Schulter seines Vordermannes haltend. In der linken tragen etliche Körbe, einer einen Gong. Zu den lärmenden Klängen des letzteren singen sie näselnd eigenthümliche Lieder, die sich in wenigen hohen Tönen bewegen, sobald sie vor oder in einem Laden sich aufgepflanzt haben. Der Kaufmann läßt sie ruhig wirthschaften und thut als wenn er nichts hörte — denn so lange er diese hinhält, kann ihn kein anderer Bettler belästigen. Fast wird den Blinden die Zeit zu lang und schon mischen sich Schimpfwörter in ihre Lieder. Endlich wird ihnen eine Hand voll Reis verabfolgt, und sie ziehen weiter.

Doch wir haben lange genug dem Elende unsre Aufmerksamkeit geschenkt, und müssen bemerken, daß es sich im Gesammtbilde einer chinesischen Stadt keineswegs in besonderem Maße in den Vordergrund drängt; daß vielmehr Wohlhabenheit und ein arbeitsames Wesen, das sein gutes Auskommen oder sein bescheiden Theil findet, hier doch überwiegen möchte. Betrachten wir nur die Reihen der stattlichen, geschmückten Häuser dieser vom Geschäftsverkehr minder berührten Straße. Freilich sind es keine massiven großartigen Bauwerke, wie sie unsre Großstädte zeigen. Meist sind sie nur aus Holz errichtet, aber leicht und elegant, gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch. Die geschweiften Dächer von buntglasirten Ziegeln waren uns schon beim ersten Anblick der Stadt aufgefallen. Sie sind nach den Regeln der Geomantie gebaut, die alle

[1]) Die Anstalt, die etwa 400 Insassen zählt, ist in zwei gesonderte Abtheilungen getheilt, die eine für Frauen, die andre für Männer. Doch leben auch verheirathete Blinde in derselben. — Ganz ähnlich sind andre Anstalten eingerichtet, die vom Staat errichtet und durch bestimmt zugewiesene Einkünfte (namentlich aus dem Ertrage des Salzmonopols) erhalten werden. Wir könnten noch ein Siechenhaus, ein Aussätzigenasyl und ein Findelhaus näher beschreiben. In den beiden erstgenannten Anstalten verdienen sich manche eine Wenigkeit durch Mattenflechten. In der letzteren sind etwa 500 Kinder fast nur weiblichen Geschlechts, deren je 2, ja zuweilen sogar 3, einer Amme zugewiesen sind, die in ihrer Zelle neben ihrem Bette zwei aus Rotang geflochtene Wiegen hat, die mit Stricken am Balken befestigt sich leicht in Schwingung setzen lassen. Meistentheils sehen die armen Würmer elend aus und sind unzureichend ernährt. Wenn sie 8 bis 10 Monat alt sind, werden sie verkauft. Manchem fällt ein gutes Loos. Es fehlt nicht an Leuten vom Lande, die zu dem bestimmten Termin sich einfinden, um sich für ihre Söhne zukünftige Schwiegertöchter auf wohlfeile Weise zu verschaffen und der bedeutenden Ausgaben, welche die Verheirathung in einem andern Falle erforderte, überhoben zu sein. Andre werden von wohlhabenden Leuten gekauft, um später als Hausssklaven zu dienen. Am schlimmsten aber sind die daran, welche jene alte Hexe, die Kupplerin, auswählt, die mit geübtem Blicke die zukünftige Schönheit erspäht. Sie wird den Kleinen die Füße verkrüppeln und ihnen eine gewisse Bildung in allen Regeln der Etikette geben, um sie damit zu einem elenden Leben im Sündendienste als „Blumenmädchen" geschickt zu machen. Einige dieser Unglücklichen, mehr als unter ähnlichen Verhältnissen in andern Ländern zu erwarten sein dürfte, werden dem drohenden Verderben noch rechtzeitig entrissen, wenn sie durch ihre Erscheinung und „Bildung" das Herz eines Mannes gewinnen.

Horizontallinien aus der Landschaft möglichst zu entfernen strebt, da solche den durch die Luft ziehenden Geistern höchst widerwärtig sind. Die glückbringenden Gestalten des Drachen, des Phönix und des Einhorns kehren in den Ornamenten immer wieder; sie schützen das Haus vor allerlei bösen Einflüssen. Nach der Straße zu bemerken wir keine Fenster; der größere Theil der Front ist von einer geräumigen, offenen Vorhalle eingenommen, zu der ein paar Stufen hinaufführen. Von der Decke hängen ein paar Laternen herab, die des Abends freundliche Beleuchtung gewähren. An den Wänden sehen wir Inschriften, die in gefälliger Weise eine ornamentale Verwendung gefunden haben und zugleich mit ihrem segenverheißenden oder moralischen Inhalt dem Hause eine höhere Zierde verleihen. Breite Flügelthüren führen in das Innere, oft mit hübscher Holzschnitzerei geschmückt. Wo sie etwa offen stehen, blicken wir in ein Atrium, in dem der Thürhüter seinen Platz hat.

Wenn wir doch einmal in solch ein Haus eintreten könnten, um das Innere in Augenschein zu nehmen! Dazu kann Rath werden. Nicht weit von hier wohnt ein Kaufmann, mit dem unser Gastfreund durch Geschäftsverbindungen bekannt geworden ist. Wir wollen ihm einen Besuch machen und werden dazu in Eile über die nöthigsten Punkte der chinesischen Etikette instruirt, die bei dieser Gelegenheit zu beobachten sind. Denn als gar zu ungehobelte „Barbaren" sollen wir doch auch nicht erscheinen; leider pflegen manche Europäer sich über die vielen chinesischen Formalitäten hinwegzusetzen — stehen sich dabei jedoch sehr im Lichte.[1])

So, hier wohnt Herr Wong-tschu. Ehrerbietig erhebt sich der Diener in der Halle und bejaht die Frage, ob sein Herr zu Hause sei. Jetzt langt Freund M. aus seinem Notizbuch ein ziemlich großes rothes Stück Papier hervor, seine Visitenkarte, der er die Bemerkung hinzufügt, daß er von einem Freunde begleitet sei.[2]) Wir werden aufge-

[1]) Von den mit haarspaltender Feinheit bestimmten Vorschriften der chinesischen Etikette hält es schwer sich einen annähernden Begriff zu machen. Man bedenke, daß es einen fünffachen Adel gibt und außerdem neun Rangklassen der Civil- und neun solche der Militärbeamten. Für die Begrüßung eines Mitgliedes jeder dieser Klassen mit einem der gleichen, oder einer geringeren oder höheren Klasse angehörenden, gibt es die minutiösesten Bestimmungen. Ein Verstoß gegen dieselben würde noch ganz anders übelgenommen werden, als der schlimmste Formfehler in irgend einem europäischen Kreise. Das Gewicht, das der Chinese auf seinen Anstand und gebildete Sitte legt, stammt aus der Lehre des Confucius. — Uebrigens will ich nicht versäumen zu bekennen, daß es mir aus meinen Quellen nicht gelungen ist, eine genaue Kenntniß der einzelnen hier in Betracht kommenden Formen zu erlangen. Es wird jedoch den Zweck dieses Buches nicht zu sehr beeinträchtigen, wenn es Verstöße gegen die letzteren enthielte. Es bedarf nicht der Warnung, daß man es nicht als chinesisches Komplimentirbuch benutze; wohl aber soll es dem Leser einen weiteren Eindruck von dieser Seite der chinesischen Sitte hinterlassen, als die trockenen Bemerkungen zu Anfang dieser Fußnote im Stande sein würden. — Vielleicht ist es überhaupt schon ein Verstoß, solchen Besuch wie den obigen zu Fuß zu machen.

[2]) Diese Karte, Tye-tsz genannt, wird — je nach dem Range des Besuchers — vier-, sechs- oder achtfach zusammengelegt. Oben in der rechten Ecke steht der einfache Name, in der unteren dagegen folgende Worte: „Ihr einfältiger jüngerer Bruder neigt das Haupt zum Gruße."

fordert, inzwischen Platz zu nehmen. Bald erscheint Herr Wong-tschu selbst, um uns in das Empfangszimmer zu führen. So wie er unsrer ansichtig wird, legt er seine flache rechte auf die geballte linke Hand, so daß die beiden Daumen sich berühren und hebt und senkt die so zusammen gelegten Hände einige mal vor seiner Brust, während er eine leichte Verbeugung macht. Wir erwidern diese Begrüßung in gleicher Weise. Er bittet uns darauf in die geöffnete Thür des Salons einzutreten; wir aber ersuchen ihn voranzugehen, was er natürlich nicht thut. Doch müssen wir dieselbe Bitte noch zweimal wiederholen, wenn wir nicht ungeschliffen sein wollen. Endlich geben wir nach und treten in das geräumige Gemach, dessen offenes, nur mit Holzläden verschließbares großes ovales Fenster auf einen kleinen Garten hinausgeht.[1]) Die Wände sind mit bunten Papiertapeten bekleidet. Der Fußboden ist nicht eben gut gedielt.[2]) Die Möbel sind sehr sauber aus Ebenholz gearbeitet, Tischchen, Sopha und Sessel mit jenen gebogenen Füßen, die früher auch bei uns üblich waren. Die rosaseidenen Kissen nehmen sich auf dem schwarzen Holzwerk sehr hübsch aus. Von der Decke herab hängen ein paar feine Lampen. In der Ecke steht ein Blumenständer mit einem schönen Porzellantopf, in dem ein allerliebstes Aprikosen-Zwergbäumchen gewachsen ist, das eine ganze Anzahl duftiger Früchte schmückt. Auf einem der Tischchen, deren Platten kunstvoll mit Perlmutter eingelegte Figuren, Einhorn, Phönix und Drachen zeigen, steht eine prächtige Porzellanvase mit einem Blumenstrauß, in dem sich die prächtigsten Kamelienblüten hervorthun. Der hintere Theil des Zimmers ist durch eine spanische Wand abgeschlossen, auf der in etwas grellen Farben eine baroke Landschaft gemalt ist, über der ein vergoldeter Drache ruht. Ofen oder Kamin fehlen in dem Zimmer.[3])

Doch wir haben nicht Zeit das alles zu mustern, sondern müssen unsre Gedanken zusammennehmen, um die weiteren Formen der Etikette zu beobachten. Wären wir seines Gleichen, so würde Herr Wong-tschu sich niederwerfen und die Erde einigemal mit der Stirn berühren, und wir müßten's ihm gleich thun. Indessen er ist schon oft genug mit Europäern in Berührung gekommen, um zu wissen wie unangenehm uns diese Ceremonie ist. Deshalb unterläßt er sie aus gütiger Rücksicht. Dagegen beeilt er sich, die Kissen zweier Sessel, auf denen wir Platz nehmen sollen, aufzuschütteln, oder thut wenigstens so, während wir gleichzeitig diese Pantomime bei dem für ihn bestimmten Sessel vornehmen. Darauf folgt die gegenseitige Versicherung, daß man solcher Aufmerksamkeit nicht werth sei.

Nun sitzen wir dem Herrn gegenüber, der sich in seinem Galaanzug von schwerer Seide recht stattlich ausnimmt. Die Kopfbedeckung mit dem Krystallknopf und der Pfauenfeder, die vor einem Besucher nicht abgenommen wird, zeigt uns, daß Herr Wong-tschu einen ziemlich

---

[1]) Zuweilen findet man die Fenster mit zusammengesetzten Muschelschalen verschlossen. Nur in den Nordprovinzen ist Fensterglas gebräuchlich.

[2]) Nur ausnahmsweise findet man ihn mit Matten belegt.

[3]) In der kühlen Jahreszeit möchte dergleichen sehr erwünscht sein; doch der Chinese heizt nicht, sondern schützt sich durch doppelte Kleidung gegen die Kälte. In den nördlichen Provinzen, wo der Winter hart wird, braucht man Kohlenbecken.

hohen Rang hat, natürlich hat er sich denselben gekauft, wie reiche Leute dies gewöhnlich thun. Diese hutartige spitze Mütze mit breiter Krämpe wird übrigens sonst wol, wenn einem der Kopf heiß wird, abgenommen und auf ein hübsch aus Elfenbein geschnitztes Gestell gesetzt, das auf dem Tischchen zu diesem Zwecke bereit steht.

Nachdem wir uns einen Augenblick gegenseitig angesehen haben, beginnt Freund M. die Unterhaltung: „Tschau-mau" d. h. Störung.

„„Khi-kam"" antwortet unser Wirth. (Ehre).

„To-mung tschau-ku". (Dank für freundliche Rücksicht).

„„Pu-fun"" (Pflicht).

Nun wendet er sich zu dir mit der Frage: „„Ko-seng-a?"" d. h. Ihr erhabener Name?

„Mein geringfügiger Name ist *** ".

„„Wo steht Ihr glänzender Palast?""

„Meine niedrige Strohhütte steht in einem der westlichen Länder."

„„Wie viele Frühlinge und Herbste haben Sie schon erlebt?""

„Meine Wenigkeit hat schon 30 Jahre erlebt."

Da hiermit die uns vorher eingeprägten Antworten zu Ende gehen, greift Freund M... wieder in die Unterhaltung ein. „Wie befindet sich der Ehrwürdige?"

„„Der Familienvater ist noch kräftig.""

„Was macht der junge Herr?" (NB. ein Knabe von 6 Jahren).

„„Der Sohn hat sich etwas erkältet und hat Kopfschmerz.""

„Ich bedaure sehr, daß der Edelsteinkörper des jungen Herrn des Wohlseins ermangelt."

Ständen wir dem Herrn Wong-tschu näher, so dürften wir uns auch nach den „Tausend-Goldstücken", d. h. nach den Töchtern, erkundigen oder die „gesprungene Guitarrensaite", d. h. die verstorbene Gattin, erwähnen; unter vorliegenden Verhältnissen würde jedoch damit die Etikette verletzt werden.

Inzwischen hat ein Diener in langem weißem Gewande mit feinem Stohhütchen, von dem eine rothseidene Troddel herabhängt, ein Präsentirbrett mit 3 Täßchen voll Thee gebracht und auf eines der Tischchen niedergesetzt. Unser freundlicher Wirth präsentirt uns. Wir nehmen uns mit Verbeugung solch eine kleine Tasse, behalten sie aber ruhig in der Hand — es würde sehr ungeschliffen sein, wenn wir jetzt schon trinken wollten. Sehr inhaltsreich ist die weitere Unterhaltung nicht. Unser Wirth zeigt wenig Neugierde, von den westlichen Ländern etwas zu erfahren, obgleich du noch ganz frische Nachricht geben könntest. In seinen Augen bist du ja doch nur gekommen, um dem Reiche der Mitte den schuldigen Tribut darzubringen. Das Gespräch dreht sich um das Wetter, die Ernteaussichten für Reis und Thee und dergl. Um aber nicht unbescheiden zu sein, dehnen wir den Besuch nicht allzulange aus. Jetzt erst nippen wir etwas von dem Thee, und unser Wirth bedauert, daß unsre „Edelsteintritte" den Fußboden seiner Hütte schon verlassen wollen.[1]) Wir

[1]) „Alle diese Redensarten sind nun freilich leere Formen geworden, die keineswegs die Gesinnung ausdrücken (auch bei uns gibt es ja genug der Art); die Chi-

erheben uns. Unser Rückzug geschieht wieder unter vielen Komplimenten. Herr Wong-tschu begleitet uns bis an die Hausthür. Aber fast bei jedem Schritt wenden wir uns um und bitten, er möge nicht weiter gehen. Dabei haben wir noch Gelegenheit, einige Blicke in die Einrichtung des Hauses zu thun. Dem Empfangszimmer gegenüber liegt die Ahnenhalle, durch deren Thür wir vielleicht den Altar sehen können, auf dem die Ahnentafeln[1]) aufgestellt sind, vor denen noch das dargebrachte Opfer steht, einige Tassen Thee und eine Schüssel mit Schweinebraten, sowie glimmender Weihrauch. Der Flur, welcher die beiden beschriebenen Gemächer trennt, geht auf einen Hof hinaus, auf den die Zimmer zweier Seitengebäude münden. Dort hinten läßt sich auch wohl eine von den Frauen sehen. Leider können wir uns bei solchem ersten Besuch den Damen des Hauses unmöglich vorstellen lassen. Im Hintergrunde nehmen wir die Küche wahr, aus der ein geschäftiges Treiben und muntre Frauenstimmen herüberschallen. Jedenfalls befindet sich in dem Hause viel mehr Raum, als die verhältnißmäßig schmale Front erwarten ließ. Doch wir sind an der Thür und machen Herrn Wong-tschu die letzte Verbeugung, um auf die Straße hinauszutreten. —

Nicht alle Häuser sind so großartig angelegt wie das eben besuchte; wir dürfen nicht vergessen, daß der Besitzer ein Millionär ist. —

Ganz anders die schlichten Häuser des Mittelstandes oder gar armer Leute, die oft nur einer Scheune oder einem Schuppen gleichen. Hören wir folgende Beschreibung derselben aus der ersten Auflage dieses Werkes.

Die Hauptbestandtheile eines gewöhnlichen Wohnhauses sind drei Mauern, nämlich zwei Seitenmauern und eine Quermauer, die Thür oder das Thor, und das Dach. Einstöckig und ohne Fenster hat es außer der Thür keine Seitenöffnungen; das Fundament besteht aus Stein, die Mauern und die beiden Giebelwände werden aus Backsteinen gebaut und sind sehr schmal. Die Höhe des Hauses bis an das Dach beträgt 25 bis 30 Fuß. Das Dach selbst ruht auf Querbalken, welche, auf die beiden Giebelmauern aufgelegt, die Stelle unserer Dachsparren vertreten, und über welche sich

---

nesen aber halten sehr viel auf die Höflichkeitsbezeugungen, und einer, der keine Gewandtheit darin hätte, würde für sehr ungebildet gehalten werden. (Die Söhne Albions, die dem chinesischen Ceremoniell wohl gar Trotz bieten, stehen sich damit sehr im Lichte und bestärken nur die Vorurtheile über die rothhaarigen Barbaren). Man darf gewiß behaupten, daß die frühe Gewohnheit an Anstand und Höflichkeit, einen mildernden Einfluß auf den Charakter hat." Diese Formen sind keineswegs auf die vornehmeren Klassen beschränkt; sie werden auch bei den niedrigeren beobachtet, in einer Weise, die den Fremdling in Erstaunen setzt. Jeder Bauer würde uns in derselben Weise begrüßt haben, wie der reiche Kaufmann in der großen Stadt. — „Die Anredeweise ist verschieden, je nach der Person mit der man spricht. Ist einer etwa gleichen Alters mit mir, so nenne ich ihn Bruder; ist er älter, so nenne ich ihn Onkel. Weibliche Personen von jüngerem Alter redet man als Schwester an; sind dieselben verheirathet, so nennt man sie Schwägerin; ist es aber eine ältere Person, so wird sie Tante titulirt. Mehr ehrerbietige Anredeweisen sind Sing-sang, d. h. Frühergeborener; in diesem Falle nennt man sich selbst Man-sang, den Spätergeborenen; Tsun-ka oder Lau-nyin-ka, ehrwürdiger Herr, sind auch gebräuchliche Ausdrücke." Lechler, Vorträge 156 ff.

[1]) Holztafeln, auf denen Name, Rang und Titel der betreffenden Verstorbenen verzeichnet sind, sowie Tag der Geburt und des Todes. Bis zum vierten Gliede hinauf sind sie vorhanden. Wenn einmal Herrn Wong-tschu's Tafel dazu kommt, wird die seines Ur-Urgroßvaters begraben.

an Stelle unserer Latten sehr dünne und schmale Balken hinziehen. Auf dieses Gebälke, das gerade Gegentheil von unserem Dachgebälk, werden nun die Ziegel, lauter Hohlziegel, so gelegt, daß zwischen die Längebalken zunächst je eine Reihe Ziegel kommt, welche, mit der hohlen Seite nach außen gekehrt, eine den Regen ableitende Rinne bilden; wo zwei solcher Hohlziegelreihen an ihren Enden zusammenstoßen, wird dann eine andere Reihe gelegt, welche die erhabene Seite nach außen kehrt und den Regen in die Rinne der untersten Ziegelreihe leitet. Auf diese Weise wird das Dach, unter welchem keine andere Zimmerdecke sich findet, für den Regen undurchdringlich gemacht. Baut man die Häuser aus Holz, so wird zwischen die Pfosten, welche das Dach tragen, rohes Mattenwerk befestigt, mit Schlamm bestrichen und geweißt, oder man bereitet aus Sand und Muschelkalk mit ein wenig Oel eine feste Masse, die man zwischen den Tragpfosten befestigt, bisweilen auch erst zu Blöcken formt, die man dann zwischen den Pfosten auf einander schichtet und mit Kalk anstreicht. Der obere Theil der Mauern ist oft mit Landschaften, Schlachten, Blumen, Schlangen ꝛc. bemalt und durch die weit vorspringende Dachtraufe vor dem Regen geschützt. Hie und da findet man auch schwarz angestrichene Häuser. Bei den aus Backsteinen erbauten werden nur die Fugen mit Mauerkitt verklebt und bestrichen, die Steine selbst roth gelassen, wodurch eine geringe Abwechslung der Farben entsteht. So sehen die Häuser aus, wean sie neu sind; die alten erscheinen auch von außen so unreinlich und schmutzig, als sie inwendig sind. Tritt man durch die Hausthür in ein solches Haus, so steht man alsbald im Hauptzimmer, einem engen, von drei Wänden eingeschlossenen Raum, der nur das Dach zur Decke hat. Der Fußboden ist nicht mit Dielen belegt, bisweilen mit Backsteinen oder mit Mauerspeis ausgepflastert, meist aber ohne dies alles; die Chinesen wohnen eben par terre im eigentlichen Sinne des Wortes. An der Hinterwand hängen gewöhnlich schwarz- und gelbfarbige Gemälde von Gottheiten; ferner sind blaue und gelbe Papierstreifen, mit chinesischen Charakteren beschrieben, an die Wand geklebt. Auch an den Seitenwänden finden sich dergleichen als Schmuck des Zimmers. In diesem Hauptzimmer, das zugleich Besuchs- und Eßzimmer ist, findet man als Hausrath nur einen Tisch und einige roh gearbeite schmale Bänke, auf beiden Seiten desselben aber je ein oder zwei dem Fremden schwer zugängliche Nebengemächer für die verschiedenen Glieder der Familie. Sämmtliche Zimmer sind dunkel, feucht, schmutzig und rauchig, letzteres theils durch das Rauchen von Tabak, theils durch den Rauch aus der Küche, die in der Regel ohne Kamin ist. Zur Unreinlichkeit tragen die Schweine und das Geflügel, welche freien Zutritt zu den Wohnungen haben, nicht wenig bei. Noch elender wohnen ganz arme Familien, wo ein Zimmer, wenn man es so nennen kann, als Küche, Wohn- und Schlafgemach der ganzen Familie dienen muß, in welchem sich oft Kinder, Schweine und das Hofgeflügel den Platz streitig machen.

Die Tempel, deren mehrere wir schon passirten, obschon durch einen freien Vorplatz ausgezeichnet und oft von Gärten umgeben, sind keineswegs immer besonders hervorragende Gebäude. Hier können wir sogleich den des Konfucius ansehen, ein einstöckiges mit vielen Ornamenten versehenes Bauwerk, das mit zwei Seitenflügeln einen nach vornzu durch ein Gitter abgegrenzten Vorraum einschließt. Der Boden ist mit großen Steinplatten belegt, zwischen denen in jeder Ritze sich ein rothes Blümchen, unserm Tausendschönchen ähnlich (?), hindurchdrängt. Dort stehen zwei große, schön polirte Marmortafeln mit Inschriften, neben denselben hohe Flaggenstangen. Die breiten Flügelthüren der drei Thore, deren obere Hälfte aus durchbrochener Arbeit besteht, sind aber geschlossen. Der Kultus des Weisen findet hier nur zu bestimmten Gelegenheiten statt, wenn dabei die Beamten offiziell

betheiligt sind. Gehen wir dagegen einige Straßen weiter, so kommen wir an den Tempel des Pih-te (Paktai), in dem ein reges Leben herrscht. Der „große Gott des Nordens" ist zwar keine offiziell verehrte Gottheit, aber desto volksthümlicher. Wer irgend ein Geschäft vor hat, oder mit einem Unternehmen umgeht, sucht seinen Segen und thut hier unter Darbringung eines Opfers ein Gelübde. Die offene Vorhalle des Tempels, zu der wir auf einigen Stufen zwischen den Kolossalstatuen zweier grimmigen Hunde hinaufsteigen, ist ziemlich besetzt mit Gruppen von solchen, welche warten, bis am Altare Platz wird, damit sie ihr Anliegen dem Gotte vorbringen können. Wir brauchen keineswegs zu fürchten, daß wir die Andacht stören; denn das muntere Geschwätz zeigt uns, daß dieselbe hier wohl nicht sehr stark vertreten ist.[1]) Auch ziehen ein paar Verkäufer die Aufmerksamkeit auf sich, die allerlei Galanteriewaaren, hübsche aus Holz oder Elfenbein geschnitzte Sächelchen, Fächer, Eßstäbchen u. s. w. feilbieten. Die Wände der Halle sind mit zahlreichen Votivtafeln besetzt. Die meisten enthalten in vier großen Charakteren den Dank für gewährten Segen. Wir können aber auch ungehindert weitergehen durch eine zweite Halle, über einen offenen Hof in den eigentlichen Tempelraum, dessen Wände gleichfalls voll von solchen Tafeln sind. Mehr aber zieht der Altar unsre Aufmerksamkeit auf sich, auf dem das Bild des Pih-te steht, eine reich in Seide und Gold gekleidete Holzpuppe, die einen wohlbeleibten Mann mit ungeheurem Kinnbart vorstellt, der die linke Hand mit ausgerecktem Zeigefinger erhebt. Hinter ihm stehen zwei wild aussehende Diener, der eine mit einer Fahne, der andre mit einem Schwerte.[2]) Mehrere Paare Lichter[3]) brennen vor demselben auf hohen Leuchtern. Außerdem schwelen in besonders dazu eingerichteten Gefäßen, in denen die Asche aufgefangen wird, die sehr allgemein gebrauchten Weihrauchsstöcke[4]), deren Duft den Raum erfüllt. Vor dem Altar knien zwei Männer, die mit großem Eifer ihr Kau-tau machen, so daß die schwarzen Zöpfe dabei nicht wenig in Bewegung kommen. Nach Vollendung dieser Ceremonie holt der eine von ihnen ein beschriebenes Papier hervor, dessen Inhalt er dem Götzen mittheilt, nachdem er zuvor gebeten, daß derselbe alle einzelnen Punkte des Schriftstücks recht genau beachten möge. Es ist ein Kontrakt über die wöchentliche Lieferung von je 200 Enten, die der Geflügelhändler mit einem Lieferanten abschließt, in dem in bestimmten Paragraphen etwaige Eventualitäten vorgesehen, Reugelder

---

[1]) Religiöse Andacht, wie wir diesen Ausdruck verstehen, dürfte überhaupt dem Chinesen etwas ziemlich fremdes sein.

[2]) Aehnlich scheinen alle diese chinesischen Götter dargestellt zu werden. Die Beleibtheit, die als große Schönheit gilt, findet sich stets bei ihnen; die Gesichtszüge tragen oft ein gar grimmiges, martialisches Gepräge. Die Göttinnen dagegen entsprechen dem chinesischen Ideale weiblicher Schönheit, das von allerlei Malereien her manchem der Leser nicht unbekannt sein wird.

[3]) Sie sind stets oben dicker und gehen unten spitzer zu. Man fertigt sie aus dem vegetabilischem Talge (ausgekocht aus dem Samen des Talgbaumes, Vateria indica?), da der Geruch animalischen Talges den Göttern zuwider sein würde.

[4]) Hülsen von der Stärke eines Bleistifts (?), mit geraspeltem Sandelholz gefüllt (?).

festgesetzt sind u. s. w. Das Papier wird schließlich an dem Lichte angezündet, und der so zu dem Gott in die unsichtbare Welt beförderte Kontrakt ist nunmehr ratifizirt und wird von beiden Theilen jedenfalls eben so bindend angesehen, als wäre er bei uns vor dem Rechtsanwalt geschlossen. Jetzt erhält der Verwalter des Tempels — Priester kann man nicht sagen, da dieser Mann dem Pih-te nicht näher steht als jeder Laie — für seine Bemühungen, für Licht und Weihrauch die Bezahlung, und die beiden Geschäftsfreunde verlassen vergnügt den Tempel. Schon kniet jedoch ein andrer vor dem Altar, der, nachdem er sein sechsfaches Kau-tau vollendet hat, dem Götzen eine Votivtafel und einen ganzen Schweinebraten zum Opfer gelobt, falls er ihn von einer Reise nach Kin-tl-tsching (Hauptort der Porzellanfabriken in der Provinz Kiangsi) glücklich zurückkehren lasse. Nach ihm kommt einer, der eine Restauration in der Straße „der neunfachen Glückseligkeit" zu eröffnen im Begriff steht und das Gelingen dieses Unternehmens sichern möchte, u. s. w.[1]) Doch wir haben genug Proben von dieser Art des Gottesdienstes.

Ein anderes Bild bietet sich uns in dem Tempel des Mantschang, den wir demnächst aufsuchen wollen. Es ist der Gott der Gelehrsamkeit, selbst einst ein alter Gelehrter, der später vergöttert wurde, wie dies mit den meisten der populären chinesischen Göttern der Fall ist. Man erzählt von ihm, daß er schon als Knabe ohne Hilfe eines Lehrers die tiefsten philosophischen Werke studirte. Nach seinem Tode nahmen ihn die Götter durch einstimmigen Beschluß in ihre Mitte auf. — Das äußere des Tempels ist dem eben von uns besuchten ziemlich ähnlich. Nur reiht sich hier noch eine größere Anzahl von Hallen an einander, die sich um mehrere Höfe gruppiren. Dort finden wir eine ganze Reihe andrer Götzenbilder aufgestellt, wie denn die meisten Tempel nicht ausschließlich dem Kultus einer Gottheit gewidmet sind. Auf dem Altar sehen wir vor dem Bilde des weißbärtigen Mantschang, außer den allgemein üblichen Lichtern und Weihrauch, einen ziemlichen Haufen von Opfergaben, die hier in Zwiebeln bestehen, deren Geruch sich trotz des Weihrauchduftes geltend macht. Vermuthlich steht mit dem Tempel irgend ein Grünkramladen in Verbindung. Unter den Verehrern, die sich hier eingefunden haben, bemerken wir unter andern einen Studenten; wahrscheinlich einer von den vielen, die bei dem kürzlich stattgehabten Examen durchgefallen sind, und der nun mit Hilfe des Man-tschang aufs neue einen Ansatz nehmen will, um die literarischen Ehren zu erreichen. Aber auch ein Schulknabe macht hier sein Kau-tau. Vielleicht hat er seine Aufgabe nicht genügend gelernt und bittet, daß er vor dem Zorn des Schulmeisters bewahrt bleibe. Auch ein Ehepaar hat sich eingefunden, getrieben von dem Wunsche, daß seine Söhne gute Fortschritte in der klassischen Bildung machen und damit tüchtig werden möchten, ehrenvolle politische Stellungen zu erlangen.

Doch unsre Aufmerksamkeit wird auf eine Seitenhalle des Tempels

[1]) In dem Tempel des Pih-te werden auch die Manifestationseide geleistet.

gelenkt, in der sich etwa ein Dutzend Männer versammelt haben, die auf einfachen Bänken sitzen, während vor ihnen an einem Tische ein Literat Platz genommen hat. Er schickt sich an, einen populären Vortrag zu halten, etwa über die älteste Geschichte des himmlischen Reiches, oder über die Moral des Meng-tsz u. s. w. Ein rothes Plakat an der Außenseite des Tempels kündigt den Cyklus dieser Vorlesungen an. Das Honorar ist sehr gering. Der Kong-ku, wie ein solcher Vorleser genannt wird, würde kaum seinen Lebensunterhalt davon bestreiten können. Daher verbindet er mit seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit einen kleinen Handel mit Apfelsinen und Cigarren. Während der Vorlesung steht wohl einer der Zuhörer leise auf, legt ein paar Kasch auf den Tisch und nimmt dafür eine jener Früchte oder zündet sich eine der Cigarren an. Derartige Vorträge sind sehr häufig, wenn sie auch nicht gerade eine allzu große Zahl von Zuhörern finden. Manche einfache Leute eignen sich jedoch durch dieses Mittel ein gut Stück chinesischer Bildung an.

Wir könnten noch manche andre Tempel aufsuchen, wollen uns aber mit einigen Notizen über dieselben begnügen. Der des Lungwong ist jetzt vermuthlich geschlossen, denn der „Drachenkönig" (er ist wie manche der chinesischen Gottheiten so eine Art Elementargeist) wird nur in den Zeiten der Dürre oder in der Jahreszeit, die den entscheidenden Regen zu bringen hat, in Anspruch genommen. Wird die Dürre gefährlich, sodaß eine Mißernte droht, so trifft die Regierung besondere Maßregeln, diesen Regengott zu versöhnen. Es wird ein Edikt erlassen und an die Straßenecken angeklebt, welches die Bevölkerung ermahnt, für eine gewisse Zeit sich aller Fleisch- und Fischspeisen zu enthalten, und zugleich den Fleischern, Geflügelhändlern, Fischkrämern bei 100 Stockschlägen verbietet etwas zu verkaufen.[1]) Dann haben die niederen Beamten ihre Erntezeit, die von jenen in Verzweiflung gerathenden Händlern bestochen werden, gegen den unter der Hand natürlich zu erhöhten Preisen betriebenen Handel ein Auge zuzudrücken. Will sich der Drachenkönig nach Ablauf dieser Zeit noch nicht erbarmen, so zieht der höchste Mandarin im Sackgewande und mit Ketten beladen, an der Spitze der sämmtlichen Beamten, denen sich viele Privatleute in Trauerkleidern anschließen, nach dem Tempel. Vier Banner von gelber Seide mit der Inschrift: „Wind", „Regen", „Donner", „Blitz", werden vorangetragen.

Nach vielen Kniebeugungen verbrennt der Gouverneur eine Bittschrift an den Gott, während gleichzeitig draußen hunderte von Raketen und Schwärmern losgelassen werden und auf Gongs und Cymbeln ein betäubender Lärm gemacht wird, um die Aufmerksamkeit des Lungwong zu erregen. Will er dann noch nicht hören, so stellt man sein

---

[1]) Es weist dies auf buddhistische Einflüsse hin.

Bild hinaus in die Sonnenstrahlen, damit er selber fühle, wie die Hitze thut, und endlich aus seinem Schlaf erwache.[1])

Ein andrer wichtiger Tempel ist der des Schin-wong. Dies ist der Schutzgott der Städte. Früher hatte er nicht einmal den höchsten Rang, sondern war selbst dem Gouverneur der Provinz untergeordnet. Erst der schon erwähnte Kaiser Kien-lung promovirte ihn zu dem vollen Rang einer Gottheit. An einem besondern Feste hat ihm der höchste Mandarin ein neues Seidenkleid im Namen des Kaisers zu überreichen und selbst anzuziehen. Dabei sammelt sich eine große Schar von Zuschauern. Wie immer bei solchen Gelegenheiten pflegt es herzugehen, wie bei uns an einem Jahrmarkte. Da sind Buden, in denen seltene Thiere gezeigt werden: ein Tiger, ein Leopard, oder Mißgeburten, z. B. ein Schaf mit sechs Füßen oder ein auf künstlichem Wege mit raffinirter Schlauheit hergestelltes Huhn mit Schwimmhaut zwischen den Zehen, oder eine mit langem Rüssel versehene Ratte. Auch ein Theater ist aufgeschlagen, in dem von früh bis spät Abends dramatische Vorstellungen gegeben werden. Auf der andern Seite treiben Bänkelsänger ihr Wesen; dort steht ein Mann mit einem Guckkasten[2]), sowie Verkäufer von Eßwaaren und mancherlei andern Artikeln. Unter dem bunten Volkshaufen aber pflegen auch sehr geschickte Taschendiebe ihre Ernte zu halten. — Im Tempel ist an solchem Tage besonders Gelegenheit, die erfolgreiche Hilfe des Schin-wong zu erlangen. Das schöne Nephrit[3])-Siegel desselben, welches sonst der oberste Mandarin der Stadt in Verwahrung hat, ist heute im Tempel. Wer einen Kranken im Hause hat, bringt ein Stück Kleidung desselben und läßt es gegen Erlegung der fixirten Gebühr mit einem Abdruck des Siegels versehen. Man kann das zwar zu jeder Zeit und zeitweise sogar wohlfeiler haben, denn eine kupferne Kopie seines Siegels hat der Götze stets bei sich. Doch ein Abdruck des Originals ist viel wirksamer, und die Kranken, welche so gestempeltes Zeug anziehen, müssen ohne Zweifel bald wiederhergestellt sein. Bei diesem Feste wird auch die Figur des Schin-wong in feierlicher Prozession durch die Straßen getragen. — In jedem Tempel desselben sind eine Anzahl Bilder, welche die Peinigungen der Gottlosen in den 10 Höllen (nach der Auffassung des chinesischen Buddhismus) zur Darstellung bringen.

---

[1]) Dürre kann für die ganze nördliche Hälfte Chinas, soweit der sonst so fruchtbare Lößboden reicht, sehr verderblich werden. Es läßt sich in dieser Gegend auch wohl kaum etwas mit der im Süden so fleißig getriebenen künstlichen Bewässerung anfangen. Daher jene furchtbare Hungersnoth mit ihren entsetzlichen Folgen, die erst jüngst mehreren Millionen das Leben gekostet hat. Die chinesischen Behörden waren rathlos. Energische Hilfe war wegen der schlechten Wege und Transportmittel nicht zu leisten. Dabei soll auch bei dieser Gelegenheit das Meiste von den angewiesenen Summen in den Händen untreuer Beamten hängen geblieben sein. Vergeblich wurde Lung-wong unter Fasten im ganzen Reiche angerufen. Selbst der Kaiser nahm einen andern Namen an, damit die erzürnten Götter die über seine Regierung verhängte Strafe suspendiren möchten, in der Meinung, daß schon ein anderer Kaiser den Thron inne habe — alles war vergeblich.

[2]) Oft werden in solchen obscöne Bilder gezeigt.

[3]) Dieser Halbedelstein ist in China besonders geschätzt.

Dem entsprechend kommen bei jener Prozession auch Pantomimen vor, indem verkleidete Männer, Knaben und Mädchen theils die Uebelthäter vorstellen, theils die Teufel, welche die Peinigung besorgen. Daneben wird auch die Belohnung der Tugendhaften vorgeführt.

Weiter hätten wir noch den Tempel der fünf Genien[1]) zu erwähnen, sowie den des Himmels und der Erde. Sehr besucht ist auch der der Tien-hau, der Himmelskönigin[2]), sowie der der Göttin der Barmherzigkeit, Kun-yam (Kwan-yin), einer kanonisirten Nonne, die im chinesischen Buddhismus eine Stellung erlangt hat, welche an die Marienverehrung der Katholiken erinnert. Sie schützt die abgeschiedenen Seelen, daher man ihr verschiedene Artikel, welche die letzteren nöthig haben, zur gütigen Besorgung übergibt. Gemalte Kleider, Sessel, Diener, selbst Häuser werden auf ihrem Altar um Mitternacht verbrannt. Auch kommen die Frauen oft und bringen unter der Leitung der buddhistischen Priester zum Besten des kranken Gatten ein Opfer von Blumen und frischen Früchten. Ein Weihrauchstock, den sie an der vor dem Götzenbilde brennenden heiligen Lampe anzünden, wird mit nach Hause genommen.

Mehr noch aber wird von den Frauen der Kultus der Kum-fa getrieben, die gewöhnlich schlechtweg „die Mutter" genannt wird. Sie hat Frauen und Kinder unter ihrer besonderen Obhut, letztere von der ersten Regung ihres Lebens bis zum Alter von 16 Jahren. In ihrem Tempel ist ihr Bild umgeben von einer ganzen Menge von Dienerinnen, deren jede ein besonderes Geschäft bei den Kindern hat, entsprechend ihrer Entwicklung. Die eine bewirkt das erste Lächeln des Kindes, die andre lehrt es gehen u. s. w. In dem Tempel gibt es Thee zu kaufen, der als besonders heilkräftig gegen Kinderkrankheiten betrachtet wird, besonders wenn man ihm etwas Asche von dem vor dem Bilde der Göttin verbrannten Weihrauch beimischt.[3])

---

[1]) Elementargeister: Feuer, Erde, Wasser, Metall, Holz. Besonders die Taviſtenpriester machen sich mit ihnen zu schaffen.

[2]) Schutzgöttin der Schiffer und Fischer.

[3]) Sehr häufig wird die Kum-fa, die übrigens in den verschiedenen Gegenden des Reichs unter verschiedenen Namen verehrt wird, in Anspruch genommen von den Frauen, die sich Nachkommenschaft, besonders einen Sohn wünschen. Am 11. und 15. jeden Monats sind die Tage, an denen dahin gehende Bitten mit Erfolg anzubringen sind. Dann leiht sich eine Frau wohl einen Schuh der Göttin, unter dem Gelübde reichlicher Opfer und zweier neuen Schuhe, wenn die Bitte erhört wird. Der geliehene Schuh wird daheim unter ein Bild der „Mutter", das vielleicht in keinem chinesischen Hause fehlt, aufgestellt und regelmäßig verehrt. Viele helfen dann noch mit Zauberei nach. Es wird eine Zauberin, deren es nicht wenige gibt, gemiethet, welche vorgibt, in die jenseitige Welt blicken und den Grund der Kinderlosigkeit entdecken zu können. Jedes Menschenleben soll nämlich drüben durch einen Baum repräsentirt sein, der weiß blüht, wenn die betreffende Frau Söhne, roth, wenn sie Töchter bekommen soll. Ist er blütenlos, so steht er in unfruchtbarem Boden und muß umgepflanzt werden; auch kann man den rothblühenden gegen einen weißblühenden umtauschen. Dieses „Verwechseln des Blumentopfes" wird unter vielen Ceremonien von der alten Frau vollzogen, indem gemalte Bäumchen verbrannt werden u. s. w. Sie muß es oft machen und verdient viel Geld damit.

Hiermit haben wir jedoch erst einen sehr kleinen Theil der populären Gottheiten der Chinesen aufgezählt. Es gibt noch viele, deren Verehrung ziemlich all-

Auf unsrer weiteren Wanderung durch die Stadt kommen wir an dem Palast eines hohen Mandarinen vorüber. Jeder Beamte der höheren Grade hat solch eine Amtswohnung, die zu gleicher Zeit seine Bureaux enthält. Man hat dafür den Namen Ya-men. Es ist ein weitläufiger Komplex von Gebäuden, der mehrere Höfe in sich schließt. In der Vorhalle hängen mehrere Tafeln mit reich vergoldeten Inschriften, die allerlei schöne moralische Sprüche und Ermunterungen zu bürgerlichen Tugenden enthalten. Die Zeichen über dem Portal deuten jedenfalls den Rang und das Amt des hier residirenden Mandarinen an. Er ist oberster Justizbeamter, derselbe, den wir bereits vorher in dem feierlichen Zuge begegneten. Es trifft sich gut, daß er gerade von seiner Staatsvisite zurückkehrt. Der Zug macht Halt; der Tragstuhl wird auf den Boden niedergesetzt. Die Thür desselben öffnet ein Diener in unterwürfigster Haltung, und heraus tritt Se. Exzellenz, ein wohlgenährter älterer Herr in voller Amtstracht, eine stattliche Erscheinung. Ueber ein langes blauseidenes Unterkleid, das mit seinem golddurchwirkten Rande bis auf die feinen schwarzen Atlasstiefel reicht, ist die bis aufs Knie reichende violette Tunika geworfen. Sie hat weit übergeschlagene Aermel und zeigt auf dem Bruststücke wie auf dem Rücken, in reicher Goldstickerei, das phantastisch stylisirte Bild eines Pfauen, das den Beamtenrang des Trägers anzeigt, sowie einen kurzen, etwas abstehenden Kragen (Pellerine), der ein wenig über die Schultern reicht, durch seine Farbe und Stickerei den literarischen Grad anzeigt. Um den Hals hängt eine lange rosenkranzähnliche Kette von Knöpfen aus verschiedenen Edelsteinen und Metallen über die Brust herab. Sie hat allerlei symbolische Bedeutung für das Amt. Die Kopfbedeckung, von der nach hinten eine Pfauenfeder, wie sie jeder Mandarin trägt, herabwallt, besteht in einer hochgekrämpten Mütze, auf deren Spitze das Hauptabzeichen des Ranges, eine Kugel aus hellblauem Edelstein (die Europäer sagen gewöhnlich Knopf), sich befindet, aus der wir sofort erkennen, daß der Herr dem dritten Range angehört.[1])

Während der Mandarin im Atrium verschwindet, ertönt auf der andern Seite des Ya-men der Gong, und aus dem Portal des zu demselben gehörenden Gefängnisses treten ein paar Polizeidiener, die einen

---

gemein ist, aber auch viele, deren Kultus ein lokaler ist. Jede Berufsklasse, jedes Handwerk hat seine besondere Gottheit; es fehlt sogar nicht an einem Schutzgott der Diebe und der Hazardspieler. — Wie verschwindend die Fünkchen wahrer Religiosität, die wir hier und da auch in einem heidnischen Kultus finden, in dem der Chinesen sind, der so ganz und gar dem Interesse schalster Nützlichkeit folgt, liegt auf der Hand. Man vernimmt darin nichts von dem Seufzen der Seele nach Erlösung, nach Heiligung, nach Gemeinschaft mit Gott.

[1]) Alle diese vielen Abzeichen für die verschiedenen Klassen sind mit der peinlichsten Umständlichkeit durch das Gesetz vorgeschrieben. Ein Beamter vierten Ranges hat z. B. auf der Tunika eine wilde Gans gestickt und eine dunkelblaue Kugel auf der Mütze; einer des fünften hat einen Silberfasan und eine Krystallkugel, einer des sechsten hat einen Kormoran (Seeraben) und eine Perlmutterkugel u. s. w. Diese Trachten werden jedoch nicht allein von Beamten getragen; reiche Privatleute können sich für bedeutende Summen einen Titel kaufen und erhalten damit das Recht, die entsprechende Kleidung anzulegen.

Verbrecher führen, der öffentlich seine Strafe zu verbüßen hat. Der arme Kerl ist zum Tragen des Kang für 8 Tage verurtheilt. Dieses Strafinstrument besteht in zwei nicht leichten viereckigen Brettern, jedes mit einem halbkreisförmigen Ausschnitt versehen. Sie sind derart um den Hals gelegt, befestigt und mit dem offiziellen Siegel versehen, daß der Schuldige vor Ablauf seiner Strafzeit sich derselben auch mit fremder Hilfe nicht entledigen kann; auch sind ihm die Hände gebunden. Auf dem Kang ist der Name des Verbrechers und die Art seines Verbrechens angegeben, hier: leichte Körperverletzung. So wird er durch einige Straßen geführt, indem die Polizeidiener hier und da laut ausrufen, was auf dem Brette geschrieben steht. Inzwischen ertönt immer wieder der Gong, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf den Sträfling zu lenken, der als heilsame Warnung dem Volke vorgeführt wird. Hernach überläßt man ihn sich selbst. Seinen Unterhalt muß er erbetteln. Erst nach Ablauf der Strafzeit wird auf dem Gerichtsbureau das Siegel gelöst und das Kang abgenommen.

Kleiner Diebstahl wird einfacher bestraft. Dem Diebe werden die Hände auf den Rücken gebunden und ihm der gestohlene Gegenstand oder ein Bild desselben um den Hals gehängt. Ein Polizeidiener geht mit dem Gong vorauf, ein andrer folgt mit dem Ruthenbündel, und so wird der Schuldige mit tüchtigen Hieben durch die Straßen geführt. Auch auf Vergehen gegen die Sittlichkeit ist diese Strafe gesetzt und dürfte hierfür unter allen Umständen weit angemessener sein, als die betreffenden Bestimmungen unsres Strafgesetzes. In andern Fällen wird die Prügelstrafe mit Bambusstäben in einer Weise ausgeführt, die man nicht gegen den Vorwurf der Grausamkeit rechtfertigen kann. Noch mehr ist dies bei der Todesstrafe der Fall, wo in gewissen Fällen das Urtheil auf langsamen Tod lautet, d. h. ein Zerhauen des Schuldigen in kleine Stücken. Am empörendsten aber ist die Anwendung der Tortur. Zwar bestehen nur zwei Arten derselben nach dem Gesetz: das Quetschen der Finger und das Quetschen der Fußknöchel. Außerdem aber werden von den Kerkermeistern, um von dem Gefangenen Geld zu erpressen, und auch von den Mandarinen bei der Untersuchung, um ein Geständniß zu erzwingen, die raffinirtesten Grausamkeiten angewendet, mit deren Aufzählung ich den Leser nicht behelligen will.[1])

Das traurigste aber ist die Bestechlichkeit der Beamten. Besonders bei Zivilprozessen ist die Partei, welche am meisten zahlt, ziemlich sicher, Recht zu erhalten. Viele Gesetze, wie z. B. das gegen das Hazardspiel, werden ganz allgemein unbestraft übertreten, weil die Mandarinen von den Besitzern der Spielhöllen bestochen sind. Dann und

---

[1]) Wenn H. A. Giles (Chinesische Skizzen, deutsche Ausgabe, Berlin 1878) neuerlichst betont, daß diese Grausamkeiten nicht zu Recht bestehen, so wird doch ihr thatsächliches Vorkommen in allen Theilen des Reiches zu glaubhaft bezeugt, als daß wir die chinesische Justiz von jenem Vorwurf freisprechen könnten.

wann erscheint zwar eine Verordnung, welche die bestehenden Gesetze in diesem Punkte aufs ernstlichste einschärft — aber dieselbe ist nur das Signal, daß die Wirthe jener Lasterhöhlen wieder ihren schuldigen Tribut entrichten sollen. Im ganzen und großen mag die Bezeichnung des chinesischen Beamtenstandes, als durch und durch verderbt, zutreffend sein. Einzelne Ausnahmen kommen vor, aber sie sind selten; und solch ein ehrenhafter, uneigennütziger Mandarin (der freilich beim besten Willen nicht allem durch seine Unterbeamten angerichteten Unrecht abhelfen kann) wird vom Volke auf Händen getragen.[1])

Ehe wir jedoch den Platz vor dem Ya-men verlassen, sehen wir uns jenen Mann an, der auf einer Matte unter einem mächtigen Sonnenschirm sitzt und eine ziemliche Menschenmenge um sich versammelt. Davor hat er eine rothe Standarte aufgepflanzt, deren Inschrift ihn als den berühmten Wahrsager so und so bezeichnet, dessen Voraussagungen stets aufs pünktlichste einträfen. Treten wir näher und sehen, wie er es macht. Vor ihm steht ein Gefäß, in dem sich mehrere hundert Kartenblättchen befinden; auf jedem steht ein Schriftzeichen. Richtig! da ist ja der Herr, der vorher im Tempel des Pih-te das Gelübde that wegen der bevorstehenden Reise nach Kin-ti-tsching. Er scheint dem Gotte doch nicht so ganz zu trauen und versucht daher auch hier noch zu erfahren, ob er die Reise ohne Gefahr antreten könne. Da greift er mehreremal in das Gefäß, das jedesmal wohl umgeschüttelt wird. Die drei gezogenen Blättchen legt der Wahrsacher vor sich, betrachtet sie lange mit nachdenklicher Miene und langt endlich einen Zettel hervor, um den aus den drei Zeichen sich ergebenden Orakelspruch aufzuschreiben. Dem Frager fällt sichtlich ein Stein vom Herzen, als er sieht, daß er einen Zettel von rother Farbe bekommt. Nun muß die Sache gut gehen, und wenn auch der Spruch nicht frei von Zweideutigkeit ist, so zahlt er doch vergnügt seine 50 Kasch und geht seiner Wege. Keine Sprache eignet sich besser für solche Orakel als die chinesische, deren Zeichen, wie hier einzeln genommen, die verschiedenste Bedeutung zulassen.

Die Ausdehnung der Wahrsagerei in China übersteigt unsre Begriffe. Es ist kaum zu glauben, wie viele Menschen von dieser Beschäftigung ihren Lebensunterhalt finden. Eine andre Art ist die, durch einen abgerichteten Vogel eine Karte ziehen zu lassen. Besonders junge Mädchen suchen auf diese Weise ihre Zukunft zu erfahren. Blinde Wahrsager ziehen weit und breit umher, geführt von einem Knaben,

---

[1]) Für gewöhnlich aber findet das geläufige Sprichwort Anwendung: „Das Amtshaus steht offen wie ein Scheunenthor; wenn du aber kein Geld hast, so hüte dich hineinzugehen."

oder ihren Weg mit einem Bambusstabe suchend. Manche von ihnen sind nicht ohne vielseitige Kenntnisse. Sie spielen die chinesische Harfe. Wo in einem Hause irgend etwas unglückliches geschehen ist, wird solch ein blinder Barde gerufen, der mit improvisirtem Gesang die Ursache des Uebels verkündigt und zweckmäßige Mittel zur Abhilfe angibt. — Das größte Kontingent zu den Wahrsagern stellen die im Examen durchgefallenen Kandidaten. Einige Monate Studiums der Kunst und ein gutes Gedächtniß genügen für den Beruf.

Diese Wahrsager bilden auch eine Art Gilde und haben ein System, nach dem sie ihre Orakelsprüche formuliren. Auch die Gebührentaxe ist festgestellt. Man findet sie folgendermaßen auf einem Täfelchen eingravirt:

Vorhersagen jedes einzelnen Ereignisses	8	Kasch.
" " " mit Sandelholz .	16	"
Die Zukunft vorhersagen	28	"
" " " mit Einzelheiten . . .	50	"
" " " durch Lesen in Sternen . .	50	"
Festsetzung des Hochzeitstages	nach Uebereinkommen.	

Die Astrologie wird noch von einer besonderen Klasse von Wahrsagern als eine überall in das Volksleben eingreifende Kunst getrieben. Jeder muß sich für besondere Gelegenheiten das Horoskop stellen lassen. Dabei werden überraschende astronomische Kenntnisse mit dem albernsten Aberglauben vermischt. Besonders berücksichtigt werden die Beziehungen der Gestirne zu den 5 Elementen. Die günstigen oder ungünstigen Einflüsse der letzteren in ihrer Verbindung mit der Geisterwelt zu untersuchen, ist das Geschäft der Geomanten, die ebenfalls vom Publikum reichlich in Anspruch genommen werden, besonders wo es sich um die Anlegung der Gräber handelt, aber auch bei jedem Hausbau und überhaupt bei allen Unternehmungen, bei denen wirkliche oder eingebildete Natureinflüsse in Betracht kommen. Weiter dürfen wir in der Reihe der Wahrsager die Physiognomiker nicht vergessen. Sie verkündigen einem das Schicksal aus den Gesichtszügen und haben zu diesem Zwecke eine ganze Reihe von Porträts aufgestellt, die als charakteristische Typen dienen. Ein solcher, der in einem renomirten Theesalon seines Berufes wartete, machte gute Geschäfte: er und der Wirth arbeiteten sich gegenseitig in die Hände.

Schließlich erwähnen wir noch die Traumdeuter, welche sehr häufig zu Rathe gezogen werden, da der abergläubische Chinese nur zu leicht über seine Träume erschrickt. Sie werden ihm aber nicht blos gedeutet, sondern der Künstler versteht sich auch zu gleicher Zeit darauf, die bösen durch Zauberei unschädlich zu machen. So wird z. B. die Deutung auf einen rothen Zettel geschrieben und der betreffenden Person angeheftet, die den Mund voll Wasser nimmt, mit der einen Hand ein Schwert ergreift und unter mehreren Hieben in die Luft das Wasser ausspeit und einen vorgeschriebenen Zauberspruch ausspricht. Damit sind alle Gefahren beseitigt.

Auf der Wanderung durch eine der großen Hafenstädte begegnen wir sicherlich auch einer Missionskapelle. Es ist meistens eine in einem gemietheten Privathause eingerichtete Halle. Nach der belebten Straße zu ist ein großes Schild angebracht mit der goldenen Inschrift: „Die heilige Religion Jesu." Darunter steht: „Der examinirte Gelehrte des Westens, Herr so und so, hält hier täglich zu der und der Stunde Vorträge. Der Zutritt ist jedermann unentgeltlich gestattet." Wir kommen eben zur rechten Zeit, denn der Wärter steht in der Hausthüre, eine Glocke in der Hand, durch welche er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln sucht. „Der Vortrag wird soeben beginnen, bitte treten Sie ein" ruft er in den Menschenstrom hinein. Die Worte haben eine sehr verschiedene Wirkung. Hier und da rufen sie nur ein vornehmes Lächeln hervor, wie bei jenem Gelehrten; andre lachen und spotten laut über die Religion der fremden Teufel, die am besten durch den Opiumhandel gekennzeichnet sei. Voll Ingrimm und Bitterkeit geht dort ein buddhistischer Mönch in seinem weiten gelben Mantel, das ganz und gar rasirte Haupt mit seinem Palmblattfächer schützend, vorüber. Dennoch regt sich bei vielen die Neugierde, und ob wir im Gesichte des einen oder des andern nicht etwas von tieferem Interesse wahrnehmen können? Meist sind es Leute von niederem Stande, die dort eintreten und die wohl ihre Körbe oder was sie sonst für eine Last bei sich haben an der Thüre absetzen, oder Auswärtige, welche die gute Gelegenheit wahrnehmen wollen, einmal einen der Fremdlinge zu sehen. Doch kommen auch wohl Frauen mit ihren Kindern an der Hand und zwar solche, deren kleine Füße zeigen, daß sie nicht zu der geringsten Klasse der Gesellschaft gehören.

In dem einfachen Saal, dessen Wände mit großen farbigen Bibelsprüchen geschmückt sind[1]), steht ein Tisch, an dessen einer Seite der Missionar in europäischer Tracht Platz genommen hat, während an der andern der eingeborne Katechet, ein ältlicher Mann in langer, blauer Tunika, die große Brille auf der Nase, sitzt. Davor steht eine Reihe von Bänken, auf denen bereits ein paar Dutzend Zuhörer sitzen. Von Andacht ist natürlich auch hier nichts zu bemerken. Die meisten zeigen „eine tändelnde und gleichgiltige Art und Weise", und hier und da hört man eine halblaute Bemerkung über den Rock oder die Stiefel des Europäers, die bei den Umsitzenden Heiterkeit hervorruft. Jetzt bittet der Missionar um Ruhe. Der Katechet erhebt sich, beginnt mit einem Gebet, das ihm ernstlich aus dem Herzen zu kommen scheint. Dann nimmt jener wieder das Wort, indem er, an einen kurzen Bibelspruch anknüpfend, die großen Heilsthatsachen darlegt und in Beziehung setzt zu den Verhältnissen des wirklichen Lebens, den Wirkungen des Götzendienstes gegenüberstellt u. s. w. Die Ansprache hat nicht lange ge-

[1]) Auch hängt dort eine Tafel mit dem Paragraph der Verträge von 1860 über die Zulassung der Missionare, der folgendermaßen lautet: „An sich schon ist das eine gute Lehre: behandle die andern wie dich selbst. Von jetzt an und künftig sind alle, welche diese Lehre ausbreiten oder üben, sämmtlich zu beschützen. Wenn sie nach ihrer Pflicht handeln, so ist keine Uebertretung an ihnen. Darum dürfen die Beamten des Reiches der Mitte dieselben nicht im geringsten unterdrücken oder durch Verbote es ihnen schwer machen.

dauert und wurde ohne Unterbrechung angehört. Während nun der Missionar sich setzt, den Schweiß von der Stirn wischt und mit dem Fächer, der auf dem Tische bereit lag, sich Kühlung zufächelt, erhebt sich dort ein Mann, der, nach seinem erhabenen Namen gefragt, sich als ein Schullehrer von Sin-yau vorstellt. Er sagt dann, es seien gewiß gute Worte, die soeben zu vernehmen waren, auch verdiene der Stil des Vortrags alle Anerkennung. Er könne jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß alles Gute, wozu die Jesusreligion den Menschen verhelfen wolle, bereits auch in den drei großen Religionen des himmlischen Reiches zu finden sei. Seine weiteren Auseinandersetzungen scheint er von Lessings Nathan geborgt zu haben und schließt damit, daß ein Religionswechsel doch etwas höchst überflüssiges sei. Die kurze Entgegnung des Missionars, daß Erlösung von der Sünde doch etwas anderes sei als die Ermahnung, nicht zu sündigen, scheint hier und da Billigung zu finden, während anderen doch die Ansicht des Herrn Schullehrers angenehmer zu sein scheint. Der alte Katechet aber schiebt ruhig seine große Brille auf die Stirne, kommt einige Schritte vorwärts und bittet, eine einfältige Bemerkung machen zu dürfen. „Sehen Sie, verehrtester Herr," wendet er sich zu dem Schulmeister, es ist hier recht heiß, und wir gebrauchen alle unsre Fächer." (In der That hatten sich die Zuhörer im weitesten Maße dieses Instruments bedient.) „Nun gibt's verschiedene Fächer: von Palmblättern, von Papier, von Holz, runde und halbmondförmige. Das macht aber keinen Unterschied. Um etwas Kühlung zu erlangen, braucht man nicht einen gegen den andern auszutauschen. So sind freilich die drei von Ihnen erwähnten Religionen. Aber treten sie hinaus, und es weht ein angenehmer Wind, so brauchen Sie Ihren Fächer nicht mehr. So ist die Jesusreligion. Man kann im Winde ohne Fächer fertig werden. Aber der Fächer wird Ihnen nie die Kühlung gewähren, welche der Wind zu geben im stande ist." Das schlichte Gleichniß macht Eindruck auf die Zuhörer, der sich in ziemlicher Heiterkeit äußert. Der Gelehrte, darüber etwas verstimmt, klappt seinen Fächer zusammen, nimmt seinen papiernen Sonnenschirm unter den Arm und empfiehlt sich.

Inzwischen sind andre Leute eingetreten. Hier und da werden Fragen aufgeworfen, an die sich eine weitere Diskussion anschließt. Es wird über die Ahnenverehrung, Geomantie u. s. w. gesprochen. Dann und wann kommen auch triviale Einwürfe gegen diesen und jenen Punkt der christlichen Lehre vor. Damit verstreicht die Zeit. Es wird mit einem Gebete geschlossen, bei dem die meisten Zuhörer ihre gleichgiltigen Mienen beibehalten. Der Saal leert sich. Ein Mann zögert jedoch und nähert sich dem Missionar: er bittet, noch eine besondere Frage an ihn richten zu dürfen. Schon meint jener eine Frucht seiner Arbeit sehen zu dürfen — wird aber sehr enttäuscht durch die Frage: „Wieviel kosten Ihre Stiefel?" Für diesmal scheint durch die Predigt nicht viel ausgerichtet. Doch der Missionar darf sich dadurch nicht entmuthigen lassen. Wenn auch 99 Körner auf dem Weg zertreten werden, vielleicht findet das hundertste einen fruchtbaren Boden.[1])

[1]) Der durchschnittliche Eindruck, den man in China von der (Heiden-) Predigt bekommt, ist etwa der: die einen hören und stimmen zu, d. h. aus chinesischer

Ein ganz anderes Bild würde sich uns freilich darbieten, wenn wir dem Gottesdienste der evangelischen Chinesengemeinde in jener netten kleinen gothischen Kirche beiwohnen könnten. Es sammelt sich eine Gemeinde von vielleicht 50 oder 100 Gliedern. Bei manchen freilich zeigt sich auch dort noch manche Spur von der äußerlichen Richtung, von dem Alltagswesen der Chinesen; doch wird man nicht unschwer auf manchen Gesichtern auch wieder Glaubenstreue und Entschiedenheit wahrnehmen können. Der Gesang der christlichen Lieder würde zwar, wie die chinesische Musik überhaupt, unser musikalisches Ohr wenig ansprechen. Unter allem Fremdartigen aber, was unter andern auch die Predigt des chinesischen Pastors in seiner Muttersprache hat, so wie die Austheilung des heiligen Abendmahls an eine Schar von Männern, die den Altar im Halbkreis umstehend uns ihre gleichmäßigen Zöpfe zuwenden[1]) — würden uns die kirchlichen Formen an die Gottesdienste der Heimat erinnern, und wir würden den Eindruck mitnehmen, daß die Kirche des Herrn auch in China schon ihre Zweige hat.

Aber wie vereinzelte Erscheinungen sind das christliche Predigtlokal und die gothische Kirche bis jetzt in einer großen chinesischen Stadt — und wie viele tausend Städte gibt es, die von dergleichen noch keine Ahnung haben! Unter den Wahrnehmungen, zu denen uns unser Rundgang Gelegenheit gibt, werden also die, welche Mission und Christenthum betreffen, nur eine fast verschwindende Stelle einnehmen. Immer neue Züge des heidnischen Volkslebens drängen sich in den Vordergrund. So z. B. der außerordentliche Hang zum Hasardspiel.

Hier und dort sitzt an einem schattigen Plätzchen, in der Halle eines Tempels oder sonst wo eine Gruppe von Menschen zusammen, die um einen Geldeinsatz würfeln oder mit schmierigen Karten spielen. Die Betheiligten sind dabei in so gespannter Erregung, wie man sie einst in den Spielhöllen unsrer Bäder zu beobachten Gelegenheit hatte. Nicht selten kommt es dabei zu lautem Zank und Streit[2]).

Höflichkeit, andere haben ihren Spott; die Kinder gaffen verwundert den Fremden an, die Erwachsenen machen ihre Bemerkungen über sein Gesicht, seine Kleidung ꝛc.; einzelne wenige hören aufmerksam zu, und den meisten ist das Evangelium eine höchst gleichgiltige Sache." Berichte der Rheinischen Mission 1873, S. 300. — Gewöhnlich ist es nicht schwer, Ruhe und Ordnung im Predigtlokale aufrecht zu erhalten. Ausbrüche gemeiner Roheit werden durch die Höflichkeit zurückgehalten. Nur dann und wann kommt es einmal vor, daß einer in Aufregung seinem Fremdenhaß etwas Luft macht und über den Opium- und Kulihandel (letzterer ist seit einiger Zeit beseitigt) als die Früchte des Christenthums loszieht. Da hat der Missionar denn freilich, dank der englischen Freihandelspolitik und was damit zusammenhängt, einen schweren Stand, da es dem Chinesen nicht begreiflich zu machen ist, daß Europäerthum und Christenthum Begriffe sind, die sich nicht decken.

[1]) Die christlichen Chinesen behalten ihre Sitten und Gebräuche bei, soweit sie nicht mit dem Götzendienst und Heidenthum in Verbindung stehen.

[2]) Wortstreit führt in China seltener, als dies unter ähnlichen Verhältnissen in andern Ländern der Fall ist, zu Thätlichkeiten, sondern pflegt meist in ein harmloses Gelächter zu verlaufen. — Auch auf der Straße wird vielfach das Hasardspiel mit andern Mitteln getrieben. So sieht man in der Ecke eines Tempelplatzes oder sonst an belebten Stellen wohl einen Mann mit einem großen Zifferblatt, über dem ein beweglicher Zeiger sich befindet. Die Zahl, über der dieser nach der Umdrehung stehen bleibt, gewinnt.

Um die Spieler aber sammelt sich immer ein Kreis von Zuschauern, die, den Dampf ihrer Tabakspfeifen[1]) mechanisch vor sich hinblasend, mit großem Interesse den Ausgang abwarten. Selbst jener alte Graubart, der gebückten Ganges, auf sein langes, starkes Pfeifenrohr sich stützend, einhergeschlichen kam, kann die alte Lust nicht unterdrücken, beim nächsten Gange selber ein paar Kasch mit einzusetzen und das Glück der Würfel zu probiren. Freilich die Hitze der Spielwuth, wie sie wohl jüngere Leute ergreift, ist bei ihm durch die Weisheit des Alters gezügelt. Nachdem er den ersten Einsatz verloren, begnügt er sich mit dem bloßen Zuschauen. — Das Moment der nüchternen Verstandesthätigkeit, das bei dem Chinesen überhaupt so bedeutend vorwaltet, scheint einigermaßen der Spielsucht die Wage zu halten, sonst würden die Opfer derselben unzählig sein.

Ueberall nämlich gibt es Gelegenheit zum Glücksspiel. In jedem Fruchtladen — und vielleicht auch in den meisten andern Kaufläden — kann der Käufer probiren, ob er durch Fortunas Gunst die doppelte Quantität der Waare erhält, indem er sich freilich auch der Möglichkeit aussetzt, den doppelten Betrag für die einfache Quantität bezahlen zu müssen. Sieh, der Knabe, der die Apfelsinen, die er in zwei Körben an einem Bambusstabe über der linken Schulter trug, mit näselnd singender Stimme zum Verkauf ausrief, macht dieselbe Sache. Ein Käufer hat ihm fünf Kasch als den Preis einer Frucht auf die Stufe vor dem Hause, an der er seine Körbe niedergesetzt hat, gelegt. Diesem bietet er die oberen Enden von drei Stöckchen hin, während er die unteren Enden mit beiden Händen verbirgt, nachdem er zuvor gezeigt hat, daß an zweien der Stäbchen Schnüre befestigt waren; das dritte ist die Niete. Nun zieht der Käufer und trifft natürlich die Niete, denn der junge Schlaukopf schiebt geschickt die Schlinge einer Schnur lose um das dritte Stäbchen und hält die Schnur, welches Stäbchen auch gezogen wird, in der Hand zurück. Der Käufer hat also das Vergnügen, nochmals fünf Kasch zu zahlen und erhält seine Frucht. — Dem Erfindungsgeist und der Schlauheit sind nach dieser Richtung hin keine Grenzen gesetzt.[2])

[1]) Das Tabakrauchen ist in China eine sehr verbreitete Sitte geworden, obgleich die Pflanze erst im 16. Jahrhundert durch die Portugiesen eingeführt wurde. Vergeblich bemühten sich verschiedene Kaiser, die Gewohnheit durch Edikte zu unterdrücken. Jetzt wird sie im ausgedehntesten Maße von Männern und Frauen, selbst von Knaben und Mädchen ausgeübt. Es kommt vor, daß ein kleines, 8 bis 9 Jahr altes Mädchen als das liebste Spielzeug einen an ihrem Kleide befestigten, schön gestickten Beutel trägt, in dem neben dem Tabak auch die kleine Pfeife enthalten ist. Etliche Jahre freilich vergehen noch, bis sie sich an den Wohlgeschmack des Krautes gewöhnt hat. Auch die meisten Männer tragen ihren verzierten Tabaksbeutel stets an der Seite. — Pfeifenfabrikation ist ein ausgedehnter Industriezweig, und an den Ufern des Yang-tsz wird für denselben eine eigene Rohrkultur getrieben.

[2]) Auch das Wetten ist hier zu erwähnen, das bei den Chinesen womöglich noch beliebter ist als in gewissen Kreisen in England. „Wieviel Körner enthält die Frucht?" Trifft der Käufer die richtige Zahl, erhält er sie für seinen mäßigen Einsatz; fehlt er, so muß er den bestimmten Preis noch dazu zahlen. Weniger ein Spiel mit dem Zufall ist es, wenn im Fleischerladen das Gewicht eines Stückes Fleisch nach dem Augenmaß geschätzt wird, um, falls die Angabe zutrifft, es wohlfeiler zu erhalten. War sie dagegen verfehlt, so wird mehr bezahlt.

Doch es sind dies noch lange nicht die schlimmsten Arten des Glücksspiels, die wir bisher beobachtet. Jede größere chinesische Stadt hat ihre eigentlichen Spielhöllen, obgleich solche durch das Gesetz streng verboten sind. — Siehst du dort an der Ecke jenes unscheinbaren Seitengäßchens das kleine Täfelchen mit den beiden Schriftzeichen: „Der Weg zum Glück"? Folgen wir dem Wegweiser, der sich an einer unscheinbaren Pforte wiederholt, durch die wir über einen Hof in ein Hintergebäude gelangen. Richtig, da ist der grüne Tisch, an dessen oberem Ende der Croupier sitzt mit einem Stäbchen, vermittelst dessen er von einem vor ihm liegenden Haufen von Münzen nach einander je vier und vier entfernt. Die Zahl der zuletzt übrig bleibenden Stücke bestimmt, ob dieser und jener Einsatz gewonnen oder verloren hat. Neben ihm sitzt ein Gehilfe mit der Goldwage, rings umher aber stehen die Spieler, nicht blos Männer, nein, auch Frauen. Manche Dame aus höheren Ständen schickt eine ihrer Sklavinnen, um für sie das Spiel zu machen[1]), und wenn ihre baren Mittel erschöpft sind, so versetzt sie wohl gar ihre Juwelen. Hier zeigt sich nun die ganze Leidenschaft, wie sie durch das Spiel hervorgerufen werden kann, denn es finden sich meist gewohnheitsmäßige Spieler ein. Dort z. B. ist einer, der heute bereits sein letztes Geld verspielt hat. Auch alle Habseligkeiten, Sonnenschirme, Fächer, Pfeife und Tabaksbeutel, Eßstäbchen und was er sonst bei sich hatte, ist auf dieselbe Weise verloren gegangen. Wie ein Wahnsinniger ruft er dem Croupier zu, was er für seinen Rock gäbe? Dieser nennt eine kleine Summe, etwa die Hälfte von dem, was man im Leihhause dafür geben würde. Der Rock wird eingesetzt. Das Abzählen beginnt. Mit fieberhaftem Blicke verfolgt der Spieler die entfernten Münzen. Es sind jedesmal richtig vier, und zuletzt geht die Zahl grade auf — der Rock ist verloren. Ein Versuch, auch noch die Unterkleider einzusetzen, wird abgelehnt. Trotz alles Sträubens muß er den Rock ausziehen. Wie zerschlagen sitzt er nun in einer Ecke des Zimmers und wartet auf den Eintritt der Dunkelheit — dann wird er vielleicht in den Fluten des Stromes den Tod suchen.[2])

Mit Schaudern verlassen wir diese Lasterstätte. — Wir erwähnten schon, wie Spieler einen besonderen Götzen verehren; es ist Tu-Chiêng-kui, „der um Geld spielende Teufel". Er war auch einst ein Spieler, der alles verlor, deshalb wird er mit wenigen Lumpen bekleidet abgebildet. Man zündet ihm Weihrauch an, kniet nieder, macht das Kautau und wirft das Loos vor dem Bilde, um zu erfahren, ob man an

[1]) Für die Ehrlichkeit der letzteren müßte dies ein gutes Zeugniß sein, wenn die Dame nicht vielleicht Gelegenheit hätte, den Erfolg des Spiels durch eine dritte Person überwachen zu lassen.

[2]) Der Selbstmord ist in China nichts ungewöhnliches; ein Mensch, der sich erhängt hat, wird in der großen Stadt von den Vorübergehenden kaum beachtet. Oft wird er durch das Hasardspiel dazu veranlaßt. In Kanton nahmen zwei junge, angesehene Damen Plätze auf dem nach Hong-kong gehenden Dampfer und stürzten sich während der Fahrt Arm in Arm über Bord. Sie wurden gerettet, und es ergab sich, daß sie in Abwesenheit ihres Gatten resp. Schwagers alle ihre Kostbarkeiten verspielt hatten. — Zwei andern gelang es in gleicher Lage ihr Vorhaben

dem Tage gewinnen oder verlieren werde.[1]) Wenn er gewonnen hat, so opfert er ihm etwas Tabak und Kuchen. Hier ist Laster und Heidenthum aufs innigste verknüpft. Diese Verbindung wirft auf die Religion der Chinesen überhaupt ein bedeutsames Streiflicht.

Harmloser scheinen die Räthsel-Spielhallen zu sein, die, wie jene eigentlichen Spielhöllen, Unternehmungen eines Konsortiums zu sein pflegen. Sie werden besonders von den Damen benutzt. Täglich wird zweimal ein Räthsel, auf Zetteln gedruckt, ausgegeben. Man schreibt die Auflösung auf und sendet sie mit einem Einsatz zur bestimmten Stunde in die Anstalt. Wer sie richtig getroffen hat, erhält den Gewinn. Zur Kontrolirung wird die Auflösung an einem besondern Orte aufgestellt, nachdem alle Antworten eingegangen sind.

Endlich müssen wir auch noch die Wachtelkämpfe erwähren, bei denen oft beträchtliche Summen verwettet werden. Die Wachteln werden mit großer Sorgfalt abgerichtet. Nur in einigen Theilen des Reiches kommen auch Hahnenkämpfe vor. — Schließlich sei noch kurz der gewerbsmäßigen Spieler Erwähnung gethan, die als richtige „Bauernfänger" die harmlosen Landleute, welche in die Stadt kommen, in eine Kneipe locken und ihnen geschickt im Spiele das Geld abnehmen.

Eine andere Stätte des Elends, die nur allzu oft infolge des Hasardspiels aufgesucht wird, ist das Pfandleihhaus. Da liegt das stattliche, burgartige Gebäude, mehrere Stockwerk hoch, das flache Dach mit Schießscharten versehen. Auch sind da oben reichliche Haufen von Steinen und Lanzen vorräthig, mit deren Hilfe der Angriff einer bedeutenden Räuberbande wohl abgewehrt werden kann. Diese Vorsorge ist wohl nöthig, da die vielen werthvollen Artikel, die in der Anstalt aufbewahrt werden, leicht die Gelüste schlechter Menschen reizen. Hier bringt nicht nur der Arme seine Habseligkeiten her, sondern sehr häufig werden auch von den Vornehmen allerlei Kostbarkeiten versetzt,

---

auszuführen. Man fand sie in ihren Feierkleidern, mit Blumen geschmückt, mit Opium vergiftet, nachdem sie noch vor der Ahnentafel ein Opfer gebracht hatten. Auch daß jemand, der alles verspielt hat, sich im Logirzimmer des Hotels vergiftet, kommt vor. — Vielfach ist auch Zank, Streit und verletzte Ehre die Veranlassung zum Selbstmorde. Einer nahm sich das Leben, weil ein anderer ihm vorwarf, er habe ihm seinen Kanarienvogel getödtet. Ein Schneider, dem ein Beamter seine Schuldforderung nicht zahlen wollte, erhängte sich vor dessen Thür, um ihn zu ruiniren, wie er eingestand, nachdem er rechtzeitig abgeschnitten war. Frauen, die von ihrem Manne schlecht behandelt werden, suchen auch wohl den Tod.

Eine andre Art von Selbstmord aber ist der, den die Chinesen für Ehrensache halten. Wenn Kinder wegen einer ihren Eltern widerfahrenen Beleidigung, oder eine Braut, der der Bräutigam gestorben, oder eine Witwe nach dem Tode des Mannes sich ein Leid anthun, so wird dies höchlichst gerühmt, und manche solche Fälle sind durch Monumente (Ehrenpforten, wie oben beschrieben) dem Andenken aufbewahrt. Obgleich keine den indischen Satti entsprechende Sitte in China herrscht, kommt es doch nicht selten vor, daß Witwen sich öffentlich erhängen und dazu wohl sogar ein Publikum durch Plakate einladen, ohne daß die Behörden sie verhinderten. Von einem Beamten, dessen Veruntreuungen an den Tag kommen, erwartet man selbstverständlich, daß er sich entleibe.

[1]) Das Loos wird überhaupt oft angewendet. Man stellt einen Bambusstab grade aufrecht und beobachtet, ob er nach rechts oder links fällt.

wenn sie sich in Geldverlegenheit befinden. Eine große Masse von warmen Winterkleidern wandert regelmäßig, sobald die kühle Jahreszeit vorüber ist, ins Leihhaus. Die zu zahlenden Zinsen betragen 3 pCt. monatlich oder 36 pCt. jährlich. Es ist klar, wie schwer jemand, der erst in solche Schulden gerathen ist, sich wieder herausziehen kann. Alle Pfänder, welche nach Ablauf von zwei Jahren noch nicht wieder eingelöst sind, verfallen. Infolge einer kaiserlichen Verordnung findet die Einlösung der Winterkleider unter etwas günstigeren Bedingungen statt.

Um dem Uebelstande des ungeheuren Zinsfußes, der in China überhaupt herrscht, zu entgehen, haben sich namentlich unter den Geschäftsleuten Leihgesellschaften gebildet, deren Mitglieder sich mit einer bestimmten Summe einkaufen, dann aber aus den Fonds der Gesellschaft oder durch deren Vermittelung ein Darlehn zu sehr mäßigen Zinsen erhalten können.

Doch wir sind wohl erschöpft von allem, was wir gesehen und gehört haben. Erholen und stärken wir uns in einer Restauration, um dann den Rückweg anzutreten. Doch halt, da ruft eben ein Diener der Badeanstalt mit dem Gong aus, daß das Wasser warm ist. Nehmen wir erst ein erquickendes Bad. Die Anstalt ist gut eingerichtet und sauber gehalten. Vor jeder Zelle ist ein Vorzimmer, dessen Wände mit moralischen Sprüchen geschmückt sind. Da lesen wir: „Ehrlichkeit ist die beste Politik", „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu" u. s. w. Wenn du den vollen Genuß eines orientalischen Bades haben willst, so nimm die Dienste des Badedieners an, der höflich fragt, ob auch „Kneten" gefällig sei? Dieses Durchdrücken der Muskelpartien ist in der That wohlthuend. Schade, daß diese Bäder von den Chinesen doch verhältnißmäßig nur in beschränktem Maße gebraucht werden.

Auch auf dem Wege zur Restauration fällt uns noch dies und jenes auf. Hier an einer Ecke eine große Anzahl Plakate, zum Theil mit großer ornamentaler Schrift. Greifen wir schnell ein paar von den Anzeigen heraus. Hier setzt einer einen Preis aus für den, der seine entlaufene Sklavin wiederbringt. In der Personalbeschreibung heißt es: sie sieht einer Katze sehr ähnlich. Dort ist eine offizielle Liste derjenigen Kandidaten, welche vor einigen Tagen glücklich das Examen bestanden haben. Einer der Glücklichen hat ein kleines Plakat daneben geklebt, das ungefähr folgendermaßen lautet: Bezugnehmend auf die offizielle Anzeige meiner ehrenvollen Promotion, spreche ich hiermit meine Bereitwilligkeit aus, in eine geachtete Familie als Schwiegersohn einzutreten, mit der Versicherung, daß ich die kindlichen Pflichten An vorzüglichem Maße erfüllen werde. Offerten sind zu richten an die dresse u. s. w.[1])

Sieh auch dort den Mann mit zwei Körben, in die er so sorgfältig

[1]) Wohlhabende Leute, die keinen Sohn haben, was stets als Unglück beklagt wird, verheiraten ihre Töchter so, daß der Schwiegersohn ganz in die Stelle des Sohnes tritt, den Namen annimmt u. s. w. Des Ahnenkultus wegen ist solche Maßregel nöthig. Gelehrte junge Leute sind für diesen Zweck am meisten begehrt wenn sie auch aus niederer Familie stammen.

jedes beschriebene oder gedruckte Papierschnitzelchen sammelt, das auf der Straße liegt. Er ist von einem reichen, wohlgesonnenen Mann ausgeschickt, der dieser Mißhandlung der edeln Schreibkunst steuern will und damit ein nicht geringes Verdienst für die jenseitige Welt zu erlangen meint. Die außerordentliche Hochachtung vor den Schriftzeichen, der diese Maßregel ihren Ursprung verdankt, ist allgemein bei den Chinesen. Mit Entrüstung würden sie sehen, wie unsre Kaufleute ihre Waaren in beschriebenes oder bedrucktes Papier wickeln, oder wie dergleichen zu noch niederen Zwecken dienen muß. Der chinesische Krämer gebraucht anstatt der Papiertüte das Lotusblatt.

Schließlich führt uns unser Weg an dem Schweinemarkt vorüber, dessen Einrichtung nichts zu wünschen übrig läßt und an Sauberkeit wohl in keinem andern Lande der Welt seinesgleichen finden möchte.[1]) Nach dem Geflügelmarkt heranzugehen wollen wir uns nicht die Zeit nehmen. Noch wenige Schritte führen uns zu unserm vorläufigen Ziel, der Restauration.

Die geräumige Halle enthält unten den Küchenraum, vor dem nach der Straße zu eine Anzahl Braten, Geflügel u. s. w. ausgehängt sind. Gleich am Eingang sitzt der Kassirer hinter seiner Kasse. Die geschäftigen Köche vor den blanken brodelnden Gefäßen, die Mägde, welche das bemalte Porzellangeschirr sauber abwaschen — alles macht keinen übeln Eindruck. Aus diesem unteren Raum führt eine Treppe in den allgemeinen Speisesaal, zu dessen beiden Seiten Reihen von Privatzimmern liegen, in denen man bei einem kleinen Aufschlag der Preise ungestörter speisen kann. Der größere Raum enthält eine Anzahl Tische von Sesseln umgeben. Im Hintergrunde fehlt nicht der Schmuck der Blumenvasen. An den Wänden sind einige Inschriften, die zum Theil warnen, daß niemand einen Regenschirm oder Fächer liegen lasse, der Wirth könne dafür nicht verantwortlich sein, oder: Es wird um pünktliche Bezahlung ersucht u. dgl. Wir wählen eines der Privatzimmerchen, wollen aber den Vorhang nicht schließen, um die chinesischen Gäste etwas beobachten zu können. Der Kellner bringt uns die ziemlich große Speisekarte. Steht auch manche Speise darauf verzeichnet, die wir schwerlich wählen werden, wie Trepang (Seewalzen), Haifischflossen, Vogelnestsuppe, so bleiben noch genug Nummern übrig, die uns willkommen sein werden. Bemerken wir, wie dort ein paar Herren ihre Mahlzeit mit einer Libation beginnen, indem sie einige Tropfen aus den gefüllten Weintäßchen für die Geister ausschütten — eine Zeremonie, die dem Tischgebet entsprechen mag. Dann verbeugen sie sich höflichst gegen einander und trinken jeder einen Schluck. Dieser aus Tassen getrunkene chinesische Wein (Sam-schu) hat übrigens mit der Rebe nichts zu schaffen; er ist aus Reis bereitet oder aus Aepfeln, Pflaumen und andern Früchten, und ist in der That nichts andres als Brantwein. Obgleich er allgemein gebraucht wird, ist dieser Gebrauch

[1]) Das Schwein ist ein, wenn nicht das Lieblingsthier der Chinesen. Zum Transport derselben nach dem Markte bedient man sich tonnenähnlicher Geflechte, in denen sie vermittelst einer auf den Schultern gehaltenen Stange von zwei Männern getragen werden.

so mäßig, daß niemand in China Gelegenheit finden wird, über Trunksucht und ihre Folgen zu klagen.

Den ersten Gang bilden Früchte: Apfelsinen, Nüsse, Mandeln — ein etwas sonderbarer Anfang. Man ißt von jedem Gange nur wenig. Die Fruchtschale, die mitten auf dem Tische stand, wird nun etwas zur Seite gerückt und eine Schüssel mit Reis und kleingeschnittenem Fleisch daneben gesetzt. Es muß alles symmetrisch stehen. Nun langt sich ein jeder etwas von dem Gerichte mit einem Vorlegelöffel in das Näpfchen, das vor ihm steht, und holt dann aus seinem Besteck, das er neben dem Tabaksbeutel stets bei sich führt, seine Eßstäbchen hervor, die er sehr geschickt zwischen den drei ersten Fingern der rechten Hand haltend in Bewegung setzt, um aus dem mit der Linken erhobenen Näpfchen die Speisen in den Mund zu befördern.[1]) Es ist ein Akt der Höflichkeit, wenn einer dem andern einen besonders guten Bissen in den Mund schiebt. Die Portionen sind außergewöhnlich klein, desto größer die Zahl der Gänge. Zuletzt steht der ganze Tisch voll systematisch geordneter Schüsselchen. Zwischen jedem Gange reicht der Kellner den Gästen, nachdem sie Mund und Hände an einem Stück braunen Papiers[2]), wie es auf jedem Platze liegt, abgewischt haben, die brennenden Pfeifen hin, aus denen sie einige Züge thun. Dann und wann wird ein Schlückchen Sam-schu getrunken, doch stets mit höflichem Komplimente von beiden Gästen zu gleicher Zeit. — Wir haben inzwischen unsre Gerichte weniger nach chinesischer Manier, meistens den Löffel benutzend, verzehrt und müssen zugeben, daß die meisten auch für unsern Gaumen wohlschmeckend waren. Nach beendeter Mahlzeit bringt der Kellner ein kupfernes Becken mit heißem Wasser und ein Handtuch, das eingetaucht und ausgerungen wird, um sich damit Gesicht und Hände zu waschen. Der Preis von 300 Kasch (1 Mark), den wir unten an der Kasse zu zahlen haben, ist bei der Menge der Gerichte als niedrig zu bezeichnen.

Inzwischen ist es schon dunkel geworden. Die Straße ist erleuchtet durch viele hundert Laternen von buntem Glas oder Papier, deren mehrere vor jedem Laden sowie in der Vorhalle eines jeden Privathauses brennen. Nun führt uns unser Weg doch noch über den Geflügelmarkt. Lebende und geschlachtete Enten, Hühner und Gänse sind in großer Masse vorhanden. Aber siehe da, was sind das für kleine Thiere, die abgezogen zum Braten fertig in Reihen vor jenem Laden hängen? Also doch Ratten! Sei unbesorgt, beruhigt der Freund,

---

[1]) Die Manipulation ist derart, daß die Stäbchen mit ihrem untern Ende bald zusammengedrückt werden, bald aus einander weichen, etwa wie ein Vogelschnabel, der sich schließt und öffnet. Das Fleisch wird stets klein geschnitten aufgetragen und kann auf die beschriebene Weise gut gefaßt werden. Die Brühe wird zuletzt mit einem kleinen Porzellanlöffel ausgegessen. Messer und Gabeln werden nie gebraucht. Die Stäbchen, die einem dünnen, ziemlich langen Bleistifte gleichen, sind aus Holz gefertigt und lackirt, oder aus Elfenbein.

[2]) Servietten kennt man nicht, ebensowenig Tafeltücher. Der glänzend lackirte Tisch läßt letzteres nicht eben vermissen. An dem erwähnten Papier, das seinem Zweck entspricht und um so nöthiger ist, da die meisten Speisen reichlich mit Oel bereitet sind, werden auch jedesmal die Stäbchen abgewischt.

dergleichen kommt nicht in die Restauration, in der wir eben gespeist haben. Die Thierchen sind für die Garküchen, in denen Handwerker und Leute niederen Standes ein Mahl für etwa 75 Kasch (30 Pf.) suchen. Hier können wir auch eine solche sehen, die ihre Gäste lediglich mit Katzen- und Hundefleisch traktirt und auf ihrem Schilde das Fleisch der schwarzen Katzen als vorzüglich bezeichnet. Indessen man thut den Chinesen Unrecht, wenn man sie alle durch die Bank als Ratten- und Katzenesser bezeichnet.

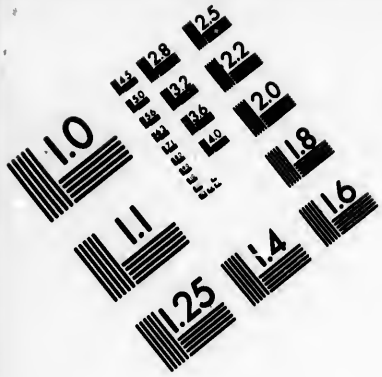
Dort das große schön erleuchtete Gebäude mit reichen Ornamenten ist die Innungshalle der Theehändler. Nicht weit davon liegt die etwas bescheidenere der Lackirer, in der es heute ziemlich laut hergeht, weil ein Fest der Innung gefeiert wird. Da kommt eben eine Prozession zurück, die den festlich geschmückten Schutzgötzen (jede Innung oder Gilde hat ihren besonderen) durch die nächsten Straßen getragen hat. Der Lärm der Gongs und Hörner sowie das Prasseln der Schwärmer und das Zischen der Raketen ist betäubend. Für den Chinesen ist das jedoch nichts Ungewohntes. Es gibt zu viel allgemeine Feste und Privatfeierlichkeiten, wobei sich dergleichen immer wiederholt.

Es ist zu verwundern, daß bei solchen Gelegenheiten nicht öfter Feuer entsteht. Oft genug freilich kommt es vor und ist bei den engen Straßen und dem vorwiegenden Holzbau immer recht gefährlich. Es gibt zwar eine öffentliche Feuerwehr — dieselbe steht jedoch nicht in dem besten Rufe. Aber die verschiedenen Gilden haben jede ihre Feuerwehr organisirt, die meistens alle Anerkennung verdienen. Die Anführer tragen besondere Uniform und auf dem Hute die Bezeichnung „Kau-fo": Feuerlöscher. Ihre Anordnungen werden meist pünktlich befolgt. Mannschaften werden aufgestellt, um den Zudrang der Menge und das Stehlen zu verhindern. Die Spritzen werden gespeist aus den in jeder Straße vorhandenen Brunnen, die nur diesem Zwecke dienen[1]) und als Tai-p'ing- (Groß-Friedens-) Brunnen bezeichnet sind. Oft sieht man auch Tai-p'ing-Tienen gefüllt auf der Straße. Für das Umsichgreifen des Feuers ist die Behörde verantwortlich, und wenn 40 Häuser abbrennen, so wird der betreffende Mandarin degradirt. — Nach erfolgreicher Arbeit pflegen die freiwilligen Feuerleute, die sich meist recht brav benommen, in einem öffentlichen Lokal mit Schweinebraten und Wein bewirthet zu werden, und dabei gibt es ein unendliches, munteres Geschwätz über die Vorkommnisse und alle Möglichkeiten, die sich daran hätten knüpfen können.[2])

Blicken wir nun noch in einen Theesalon. Es ist eine schöne, hell erleuchtete Halle, ähnlich eingerichtet wie ein europäisches Kaffeehaus, mit vielen Tischen, von Sesseln (ohne Lehne) umgeben, und mit den zierlichen Täßchen besetzt. Hier und da steht ein Tablet mit verschiedenen Arten feinen Gebäckes und eingemachter Früchte. Es ist alles appetitlich und nett aufgestellt. Ein Blick in die zur Seite gelegene

[1]) Gewöhnlich hat jedes Haus seinen Brunnen im Hofe.

[2]) Brandstiftung wird hart bestraft. Vor dem Tempel der Himmelskönigin standen drei Frauen, die das Kang trugen mit der Inschrift: Wegen fahrlässiger Brandstiftung drei Tage.



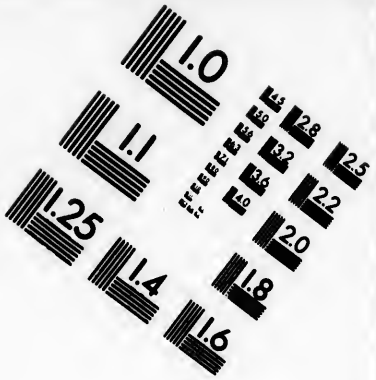
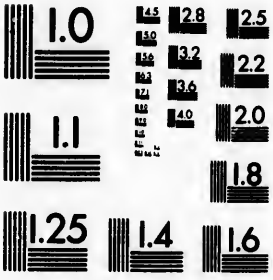
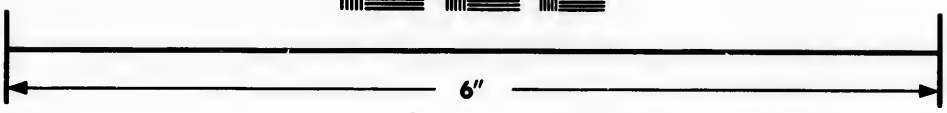
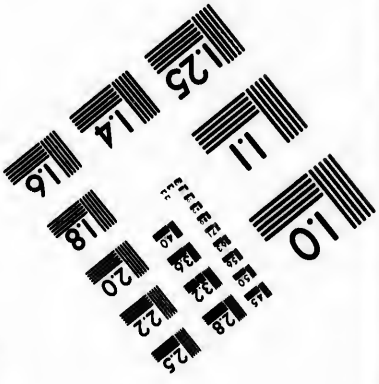


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Küche, wo immer noch dergleichen Kuchen gebacken wird, überzeugt uns auch hier von der Sauberkeit. Lassen wir uns ein paar Tassen des (wie überall im Lande) ziemlich schwachen kalten Thees eingießen und langen wir zu. Die Tische sind ziemlich besetzt. Die meisten Gäste rauchen ihre Pfeife bei einem behaglichen Geschwätz. Wie wohlgefällig der Herr in der violetten Tunika hier seine langen wohlgepflegten Nägel betrachtet. Ich glaube, es fehlt wenig daran, daß sie die Finger um zwei Centimeter überragen. Jener dort hat die seinigen mit silbernen Fingerhüten geschützt. Jeder Gebildete läßt seine Nägel wachsen und hält viel darauf.[1])

Für Unterhaltung ist im Theesalon auch gesorgt. Dort hat der Physiognomiker, den wir schon oben erwähnten, seinen Stand genommen. Wir verspüren jedoch wohl keine Lust, uns von ihm unser Schicksal verkündigen zu lassen. Sehr günstig würde es für uns „rothhaarige Barbaren" sicherlich nicht ausfallen. Mehr aber zieht die musikalische Unterhaltung unsre Aufmerksamkeit auf sich. Eine blinde Sängerin, geführt von einem Knaben, ist eingetreten. Eine wohlgekleidete Ehrendame, die mit ihren kleinen Füßchen nebenher trippelt, schützt sie gegen den Verdacht eines schlechten Rufes. Die Blinde stimmt ihre Guitare und singt zu der klimpernden Begleitung ein Lied. Es ist das bekannte Lied von der schönen Jasminblume:

Hau-yit to sien hoa
Yu-tschau yu-nyit-lok tschai wo kja u. s. w.
Jasminblume, o du schönste Lust,
Eines Morgens hab ich dich gesehen.
Will dich tragen an meiner Brust,
Unvergleichlich schöner Jasmin,
Unvergleichlich schöner, allerschönster Jasmin.

Die Musik spricht uns nicht besonders an. Das musikalische Gehör des Europäers ist nun einmal von dem des Asiaten vollständig verschieden. Die ganze Erscheinung der Blinden aber wird uns mit Theilnahme erfüllen. — Im ganzen müssen wir dem Theesalon wohl das Zeugniß ausstellen, daß es darin ruhig und durchaus anständig hergeht. Manches unsrer Bierlokale möchte auf einen Chinesen nicht solch einen günstigen Eindruck machen.

Doch wir müssen auch noch in ein andres Lokal blicken, das uns eine schlimme Schattenseite des chinesischen Volkslebens zeigt im jähen Kontrast zu dem, was wir eben gesehen haben. Die Opiumhöhle liegt in ähnlicher Weise versteckt wie die Spielhölle. Auch ihre Existenz ist ungesetzlich und wird der Bestechlichkeit der Beamten verdankt. Eine kleine schmierige Papierlaterne mit der Inschrift: „Wie es Ihnen beliebt!" oder „Fremdes Land" weist uns den Weg. Der Blick durch

[1]) Zur Reinigung derselben führen sie gewöhnlich die Nagelbürste bei sich, die zuweilen samt dem Ohrlöffel an einem Bändchen außen an der Tunika befestigt ist. Der letztere, der zugleich zur Reinigung der Nasenlöcher dient, findet in China eine viel ausgedehntere Anwendung als dies bei uns der Fall ist. Auch auf die Reinigung der Zähne wird viel Sorgfalt verwendet. Die Körperreinigung im ganzen und großen möchte dagegen weniger zu rühmen sein; namentlich lassen die Unterkleider an Reinlichkeit oft viel zu wünschen übrig.

die Thür ist durch einen alten Papierschirm (in Form unsrer Bettschirme), von dem schon hier und da ein Fetzen herunterhängt, verdeckt. Treten wir hinter diesen, so befinden wir uns an einer schauerlichen Stätte. In einem schmuzigen Zimmer, das von der qualmenden Oellampe nur trüb erhellt und mit einer unangenehmen Atmosphäre erfüllt ist, stehen rings an den Wänden breite Pritschen, auf denen schmächtige Gestalten ausgestreckt liegen, denen die zerrüttete Gesundheit auf den bleifarbenen Gesichtern geschrieben steht und aus den gläsernen Augen schaut. Kennten wir die näheren Verhältnisse dieser Menschen, in welchen Abgrund des Verderbens und des Elendes würden wir hineinschauen! Hier sammeln sich Spieler, Diebe, Bettler, die einst vermögende Leute waren, aber ihrer Leidenschaft alles geopfert und selbst Weib und Kind verkauft haben — der Abschaum der menschlichen Gesellschaft. Jeder dieser Elenden hat ein kleines Polster unter dem Rücken und die kurze Pfeife, deren glatter Kopf nur eine erbsengroße Oeffnung hat. In diese wird das theure Gift, das zu diesem Behufe als eine knetbare Masse hergestellt wird, gelegt, und an der zwischen je zwei und zwei Rauchern stehenden kleinen Lampe während des Rauchens im Brande gehalten. Sobald das Opium von der Flamme entfernt wird, erlischt es. Ein geübter Raucher athmet den ganzen Rauch, der sich entwickelt, in die Lunge und entläßt den Ueberschuß durch die Nasenlöcher. Bei langer Gewohnheit soll der größte Theil des Rauches absorbirt werden. In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch, an dem die kostbare Masse von einem nichts weniger als reinlich aussehenden Diener zurechtgeknetet wird, während der Wirth auf einer Goldwage die kleinen Quantitäten für die einzelnen Gäste abwägt. Die Wirkung des Rauchens offenbart sich nicht bei ihnen allen auf die gleiche Weise. Wer sich noch nicht lange dem Genusse des Opiums ergeben hat, der verfällt nach dem Rauchen sofort in einen Schlaf, in dem ihn Träume und lüsterne Bilder umgaukeln. Nach dem Erwachen zeigt sich eine allgemeine Abspannung des Nervensystems, die jedoch zunächst vorübergehend ist. Die Erinnerung an den gehabten Rausch ist von einem anfänglich noch mäßigen Reiz zur Wiederholung begleitet. Wehe dem, der diesem Reiz nicht widerstrebt; und um so gefährlicher, wenn er um die gleiche Tageszeit wie zuvor befriedigt wird. Die Regelmäßigkeit ist überhaupt die Entscheidung in der Sache. Sie kann in 14 Tagen bis 2 Monaten, je nach der Stärke des Nervensystems, einen Menschen zum willenlosen Sklaven des Opiums machen. Zur bestimmten Zeit werden die Gedanken an den Genuß so mächtig, daß er sie nicht wieder loswerden kann, und das Verlangen (noch zutreffender ist der Provinzialismus „Gibbel") danach läßt ihm keine Ruhe, bis er wieder den Opiumrauch schluckt. Dabei kann er sehr wohl die Einsicht haben, daß er sich zu Grunde richtet, er sieht den Abgrund des Verderbens vor sich offen, aber stürmt mit einer grauenhaften Lust auf denselben zu. Wer zu diesem Stadium des habituellen Opiumrauchens gekommen ist, für den gibt es keine Rettung; die Ketten, die ihn halten, sind zu stark. Man meinte früher, daß durch eine medizinische Kur sich das Laster allmählich wieder abgewöhnen

lasse. Es hat sich aber herausgestellt, daß eine Heilung unmöglich ist. Diejenigen, welche man dazu gebracht hatte, sich eine Zeit lang des Opiumgenusses zu enthalten, fielen über kurz oder lang doch wieder in denselben zurück.

Auf solchen eingefleischten Raucher ist nun aber die Wirkung eine andre. Wenn er matt und schlaff und zu jeder ernsten Willensanstrengung sowie zur Arbeit mehr oder weniger unfähig umhergegangen ist, unter häufigem Niesen und endlosem Gähnen mit quälenden Schmerzen im Unterleib — so wird er nach dem Genuß der Pfeife „erst wieder ein Mensch". Das Gefühl der Unbehaglichkeit hat nachgelassen, er fühlt seine Kräfte wieder gehoben, und in diesem Zustande ist er denn auch wieder fähig, etwas zu thun — bis die stimulirende Wirkung des Narkotikums vorübergegangen ist und wieder die Schlaffheit Platz greift, die mit der Zeit eine immer weitere Ausdehnung gewinnt. Damit hängt es denn zusammen, daß ein gewohnheitsmäßiger Opiumgenuß fortgehend einer Steigerung des Mittels bedarf. Wer jetzt noch mit 1 Tael monatlicher Ausgabe für Opium ausreicht, der braucht nach einem halben Jahr vielleicht schon für $1\frac{1}{2}$ Tael. Würde er diese Steigerung nicht vornehmen, so würde der Genuß der sonst genommenen Quantität ihm nicht mehr die gesuchte Anregung und Beruhigung geben. So lange die Kasse reicht, geht's noch. Aber wehe, wenn das Geld zu Ende geht! Die Familie wird gänzlich vernachlässigt. Der geringe Verdienst geht ganz und gar für Opium darauf. Auch der reicht nicht mehr zu. Es werden nach und nach die sämtlichen Sachen versetzt — der Mann wird zum Bettler, und nun hat er die Folterqualen zu ertragen, die darin bestehen, daß er sich nicht mehr die genügende Quantität des „schwarzen Koths" (wie die Chinesen manchmal sagen) verschaffen kann, um das brennende Verlangen zu stillen. Noch schleicht er wohl in die Opiumhöhle, um wenigstens etwas von dem Dampf, den andre Raucher ausgeathmet haben, einzusaugen, oder vielleicht gelang es ihm, einige Kasch zusammenzubetteln, um einmal wieder eine Pfeife zu rauchen — aber umsonst — die Wirkung steigt nicht mehr zu dem Punkt der Befriedigung. Solch ein Unglücklicher ist die sichre Beute des Todes, dem er unter entsetzlichen Qualen entgegengeht, wenn er nicht, was öfters vorkommt, sich selbst das Leben nimmt.

Anders geht es mit dem wohlhabenden Opiumraucher, der in der Lage ist, alle Monate die Dosis etwas zu erhöhen, und es aushält, monatlich 40 bis 60 Mark dem Laster zu opfern. Er kann dabei ein höheres Alter erlangen. Aber die Verlängerung seines Lebens ist doch blos eine Verlängerung seines Elendes, das nur für die kurze Zeit des Opiumrausches verscheucht wird. Der Appetit schwindet mehr und mehr, es tritt Abmagerung ein und ein fahles bleifarbenes Aussehen[1]; die geistigen Fähigkeiten sind abgestumpft, das Temperament ist höchst reizbar — das ganze Leben ein elendes Dasein.

Diese Betrachtungen beziehen sich jedoch nur auf die gewohnheits-

[1]) Dazu kommt auch völlige Impotenz.

mäßigen Opiumraucher. Andre betheiligen sich an diesem Laster, ohne in der beschriebenen Weise in seine Fesseln zu gerathen. Wer in unregelmäßigen Zwischenräumen dann und wann einmal raucht und es wieder für längere Zeit unterläßt, der wird freilich von übeln Folgen nicht verschont bleiben, aber er wird nicht ein Sklave des Opiums und wird dadurch nicht wie jener andre völlig zu Grunde gerichtet. Halten ihn einmal seine knappen Mittel längere Zeit von der Opiumpfeife fern, so ist das nicht Anlaß zu seinem Untergang, sondern mag im Gegentheil dazu beitragen, daß sich seine Natur von den übeln Folgen etwas erholt. Die Chinesen unterscheiden sehr bestimmt zwischen denen, die den „Yin" haben, d. h. die soweit gekommen sind, daß sie die Opiumdosen vergrößern müssen, und zwischen denen, die vor dem „Yin" Halt machen. Dieser zweiten Art von Rauchern gehören jedenfalls sehr viele an, die nicht in die Opiumhöhlen kommen, denen in der öffentlichen Meinung doch immer noch ein starkes Stück Schande anhaftet. Das Rauchen in den Privathäusern ist in Zunahme begriffen. Jedenfalls gibt es auch unter denen, die es so zu Hause betreiben, manche, die ebenso tief gesunken sind wie die Besucher jener Lasterhöhlen. Aber man darf doch nicht jeden, der einmal zu der Pfeife greift, mit zu der Zahl der Verlornen zählen. Mögen wir es stark mißbilligen, daß es bei den Vornehmen vielfach Sitte geworden ist, einem Besucher eine Opiumpfeife anzubieten, wie man bei uns eine Zigarre anbietet, so darf doch daraus noch nicht geschlossen werden, daß diese Kreise in der oben beschriebenen Weise dem Laster verfallen seien.[1])

Ohne Zweifel rafft dies Laster jährlich eine große Anzahl von Opfern dahin, und in einigen Gegenden des Reiches, wie z. B. Ning-po und Umgebung, scheint diese Zahl erschreckend groß zu sein. Dennoch haben wir bis jetzt keinerlei genügenden Anhalt, um die Zahl der gewohnheitsmäßigen Opiumraucher überhaupt zu schätzen. Man darf auch hier nicht generalisiren; und solche Darstellungen, als wäre das ganze Volk der Chinesen bereits von dem Opiumverderben zerfressen, werden thatsächlich widerlegt durch die vielen frischen und blühenden Gesichter und durch die vielen kräftigen und fleißigen Arbeiter, denen ein jeder Reisende in China begegnet.[2]) Damit sollen freilich diejenigen

---

[1]) Die Hofkreise in Peking sollen freilich im höchsten Grade demselben ergeben sein.

[2]) Oft ist das durch Opium veranlaßte Elend verglichen worden mit dem, welches in christlichen Ländern der Brantwein anrichtet. Ein unparteiliches Urtheil muß zugestehen, daß wir keinen Grund haben, bei solchem Vergleiche uns über die Chinesen zu erheben. Die entsetzlichen Szenen von Betrunkenheit, die leider in einigen Gegenden Europas nicht selten sind, sind in China unbekannt. Mißhandlung von Weib und Kind, wie sie hier infolge des Schnapsgenusses oft vorkommt, ist dort fast unerhört, obgleich dem Manne das volle Recht zusteht, seine Frau körperlich zu züchtigen. Die schlimmen Folgen, welche die Trunksucht noch auf eine weitere Generation vererbt, findet bei Opium nicht statt, da dem Raucher überhaupt die Nachkommenschaft versagt ist, ein Umstand, der „sich stets dem übermäßigen Gebrauch des Opiums entgegenstemmen wird, in einem Lande, wo Kinder für die größten Schätze gelten und der glücklich gepriesen wird, der sein Nest voll

nicht entschuldigt sein, welche schmachvollerweise dem Volke gegen seinen Willen das Gift aufzwingen und aufdringen, dessen verderbliche Wirkung im Lande schon so bedenklich Wurzeln gefaßt hat. Doch davon mehr an einer andern Stelle.

Bald umgibt uns wider das bunte Treiben der Straße. Hier werden wir aufgehalten durch einen Menschenhaufen, der die Straße völlig absperrt. Ein Gaukler macht seine Künste. Es ist dasselbe Stück, das in Indien dem Prinzen von Wales vorgemacht wurde, mit dem getödteten Knaben, an dessen Statt aus einem soeben gesteckten Kerne eine Melone wächst, die bald wieder in den unversehrten Knaben verwandelt wird. Daneben sitzt ein anderer Künstler, der mit drei Stäben derart Ball spielt, daß zwei davon immer in der Luft erhalten werden, während er mit dem dritten, den er soeben fing, jedesmal die vor ihm stehende Trommel schlägt.[1])

Drängen wir uns durch den Volkshaufen. Dort gibt's Gelegenheit, ein Pröbchen höherer Kunst zu sehen. Auf dem Vorplatz eines Tempels ist ein Theater aufgeschlagen, in das wir auf ein Weilchen eintreten wollen. Von außen ist das ziemlich große, aus Bambusstangen und Matten errichtete Zelt ziemlich unscheinbar; auch das Innere, in das wir auf unsre Billete zum ersten Range eingelassen werden, zeigt nicht die Ausschmückung, die man von einem Theater erwartet. Die Bänke sind nicht einmal mit Lehnen versehen. Die Bühne ist offen, ohne Vorhang. Dicht vor derselben ist die besondere Abtheilung der Damensitze. Das Orchester steht hinter der Bühne, und seine Leistungen lassen viel zu wünschen übrig. Die Dekorationen sind sehr einfach. Für einen Ausländer, auch wenn er den Volksdialekt gelernt hat, ist es sehr schwer, dem Schauspiel mit Verständniß zu folgen. Die meisten

---

hat". Diesen Bemerkungen von H. A. Giles können wir unbedenklich zustimmen, auch wenn wir seine optimistische Auffassung in dieser Frage nicht theilen wollen. Wenn er aber die Wirkungen eines mäßigen Opiumgenusses als wohlthätig darstellen will und es ganz in der Ordnung findet, wenn der moderne chinesische Dichter sich durch die Pfeife „zu einer züchtigen Ode auf die Augenbrauen seiner Herrin" begeistern läßt (was alte Barden durch Mondschein und durch die Weintasse thaten), auch die außerordentliche Leistungsfähigkeit rühmt, welche manche Kuli sich durch die aus demselben geschöpfte Anregung verschaffen — so können wir dies nur ebenso mit Entrüstung zurückweisen, wie einst die von einem deutschen Edelmann in unserm Landtage vorgebrachte Lobrede auf den Schnaps als „das Labsal des deutschen Volkes".

Wenn aber von Chinas 433 Millionen Heiden jetzt jährlich für 217 Millionen Mark vom Auslande eingeführtes und jedenfalls bei weitem nicht soviel im Lande erzeugtes Opium verbraucht wird, so wird dies doch bedeutend überboten von des christlichen Englands 33 Millionen, die im verflossenen Jahre für nicht weniger als drei Milliarden Mark an Spirituosen konsumirt haben sollen. (Letztere Notiz kann ich freilich nur einem Tageblatte entnehmen, das seine Quelle nicht angibt.)

[1]) Die außerordentliche Geschicklichkeit chinesischer Gaukler im Messerwerfen und dergleichen ist auch in Europa mehrfach vorgeführt worden. In den Städten Chinas gehören dergleichen Schaustücke zu den alltäglichen Vorkommnissen. Auch Athleten von bewunderungswürdiger Leistungskraft, die mit schweren Eisenstücken spielen als wären sie Federbälle, oder z. B. eine 30 Fuß lange Bambusstange hoch in die Luft schleudern, sie in senkrechter Richtung mit den Kopf auffangen und lange Zeit balanciren u. dergl., sind oft zu sehen.

Stücke sind historischen Inhalts und suchen patriotischen Sinn, Loyalität und Pietät zu befördern, erheben die Tugend und verdammen das Laster, welches letztere jedoch in wenig zarten Ausdrücken vorgeführt wird. Selten kommen obscöne Vorstellungen vor, bei denen sich wohl gar freche Personen als Schauspielerinnen betheiligen, während sonst die Rollen der Frauen stets von verkleideten Knaben gespielt werden. Solche Vorstellungen sind jedoch durch scharfe Edikte untersagt.

Die meisten Aufführungen finden vor einem Tempel statt und stehen irgendwie in Beziehung zu der Gottheit, welcher derselbe geweiht ist. — Die Schauspieler stehen auf einer ziemlich tiefen sozialen Stufe; kein Sohn eines Schauspielers darf sich zu einem literarischen Examen melden, obgleich bei jeder Truppe, deren mehrere sich in der Stärke von 10—100 Personen in jeder großen Stadt vorfinden, immer ein paar Literaten sind. Die meisten kommen zu diesem Lebensberuf, indem sie als Knaben gekauft und auf einer dramatischen Schule, oft unter harter Zucht, ausgebildet werden. — Diese Truppen spielen nicht blos öffentlich, sondern werden auch von Privatleuten gemiethet zur Verherrlichung eines Familienfestes u. dgl. Das Honorar beträgt 20—100 Dollar pro Tag, dem jedoch Geschenke an Lebensmitteln hinzugefügt werden, für die einer der Schauspieler, der in der Rolle einer Gottheit auftritt, den Dank abstattet. — Bei den Vornehmen wird zuweilen ein Liebhabertheater gebildet, in dem Verwandte beiderlei Geschlechts mitspielen. Es soll dabei nicht wenig von dramatischem Talente zu Tage treten.

Doch die späte Stunde mahnt uns, daß wir nach unserm Quartier zurückkehren müssen. Wir sind in der Nähe des Stromes, auf dem wir nun am besten mit einem Boote nach dem Europäerviertel zurückkehren können. Bald sind wir einig mit dem Bootsführer und gleiten dahin über die glatte Wasserfläche, die von tausenden von Fahrzeugen wimmelt, ihrer viele hell erleuchtet und der Schauplatz eines ebenso regen Lebens wie die Straßen der Stadt. Da gibt es schwimmende Läden, in denen man alle nöthigen Lebensbedürfnisse kaufen kann: Tscheu-teng, Yu-teng, Tschu-yuk-teng, Tonu-fu-teng, Na-tscheu-teng, Kau-teng, Yau-teng, Mi-teng, Tschi-teng und viele andere Tengs werden uns aufgezählt, das heißt: Gemüseboot, Fischboot, Schweinefleischboot, Bohnenbreiboot, Grüneerbsenboot, Kuchenboot, Oelboot, Reisboot, Brennholzboot u. s. w. Wie die Straßenverkäufer ziehen die kleinen Boote, jedes mit seiner Laterne, den Fluß auf und ab, und ihre Inhaber rufen den betreffenden Artikel aus. Nicht blos die Mannschaften der Schiffe, die hier vor Anker liegen, kaufen von ihnen ihre Bedürfnisse. Es gibt hier auf dem Fluß eine Bevölkerung, die ihr ganzes Leben auf dem Wasser zubringt, in Booten wohnend und verschiedene Geschäfte betreibend.[1])

[1]) In Kanton und vielleicht auch in einigen andern Häfen ist diese Klasse des Volkes von den Landbewohnern ethnographisch unterschieden, vielleicht ein Rest der früheren Bevölkerung, der hierhin zurückgedrängt wurde. Sie haben viele Eigenthümlichkeiten, gelten fast wie eine niedere Kaste und dürfen nicht in der Stadt ihre

Da haben sie denn unter andern auch einen schwimmenden Tempel, in denen wir vielleicht sehen, wie ein Tauistenpriester die Hochzeitszeremonien vollzieht oder für einen Verstorbenen die Seelenmesse liest. Aber auch öffentliche Lokale gibt es hier und zwar nicht blos Kneipen und Garküchen, die von der niederen Flußbevölkerung und von Matrosen besucht werden, sondern elegante Restaurationen mit Glaspavillon, die sogenannten „Blumenboote", die mit ihrem buntfarbigen Schmuck bei heller Beleuchtung einen hübschen Anblick darbieten.[1])

An den großen chinesischen Kriegsdschunken und dann an der langen Reihe europäischer Schiffe und mächtiger Dampfer vorüber, bringt uns unser Boot zu der Wohnung des Gastfreundes, wo wir ermüdet von den vielen fremdartigen Eindrücken die Lagerstatt aufsuchen.

---

b) Das chinesische Familienleben, Feste u. s. w.

Trotzdem wir einen Blick in ein chinesisches Haus thun durften, würde es uns auch bei längerem Aufenthalte schwerlich gelingen, das Familienleben der Chinesen näher beobachten zu können. Lassen wir uns also berichten, was darüber hauptsächlich zur Kenntniß der Ausländer gekommen ist.

Die Familie ist den Chinesen der Gipfelpunkt des sittlichen Lebens. Sie hat ihnen nicht blos eine bürgerliche, sondern auch eine religiöse Bedeutung; in ihr spiegelt sich das göttliche Leben. Die beiden göttlichen Urwesen haben ihr Bild in den beiden Gatten, und die Kinder sind schuldig, den Vater als den vollberechtigten Stellvertreter des Himmels zu ehren; das Familienleben ist an sich ein lebendiger Gottesdienst. Von dieser hohen und heiligen Bedeutung der Familie empfängt dann auch das Weib eine gegen die sonst im Heidenthum zu Tage tretende viel höhere Stellung. Dennoch bleibt sie von unserer Auffassung ziemlich weit entfernt, wie aus folgendem Ausspruche des Kung-fu-tsz zu ersehen ist: „Die Frau ist dem Manne in ihrem ganzen Dasein unterworfen, wenn er stirbt, wird sie darum nicht ihre eigene Herrin; als Tochter steht sie unter dem Befehl ihrer Eltern oder, in deren Ermangelung, ihrer älteren Brüder; als Witwe steht sie unter der Aufsicht ihres ältesten Sohnes, und dieser, mit aller Liebe und Achtung sie behandelnd, soll alle Gefahren von ihr entfernen, denen die Schwäche ihres Geschlechtes sie aussetzen könnte." Die Ehe ist für jeden Chinesen eine heilige Pflicht. Denn da die Verehrung der Ahnen

---

Wohnung nehmen, wenn sie auch bei Tage ans Land kommen dürfen. Auch ist ihnen weder erlaubt aus den Landbewohnern zu heiraten, noch werden sie zu einem Examen zugelassen. Viele dieser Leute nähren sich vom Fischfange; doch gibt's unter ihnen auch Handwerker u. s. w.

[1]) Vornehme Leute, die ein Gastmahl geben wollen, pflegen ihre Gäste auf ein Blumenboot einzuladen. Die Bedienung geschieht durch Mädchen, die auch musikalische Unterhaltung bereiten. Nach Gray soll es auf diesen Booten ganz anständig zugehen, während sie nach früheren Berichten als Stätten des Lasters bezeichnet wurden. Mehr mag dies zutreffen auf die Tan-pu, schwimmende Logirhäuser.

ein heiliges Gebot ist, und da man bei den unbeantworteten Zweifeln über die Unsterblichkeit wenigstens in der Erinnerung der Nachkommen fortleben will, so ist jeder Sohn unbedingt verpflichtet, den Fortbestand seiner Familie zu wahren; der Ehelose bricht die fortlaufende Kette seiner Familie ab; er ist ein Mörder seines Geschlechts und frevelt gegen seine Eltern. Daher findet man unter den Chinesen sehr wenig ehelose Männer, und die meisten heiraten schon mit 20 Jahren. Die Verwandtschaftsgrade werden dabei streng beobachtet, und die Ehe zwischen nahen Verwandten, ja sogar zwischen Personen, die den gleichen Namen führen, ohne nachweislich verwandt zu sein, ist verboten.

Die Verlobungen werden nach uralten Gesetzen durch Brautwerberinnen (gobetween), meist alte Frauen, eingeleitet. Die Familie des Bräutigams schickt eine solche ab mit einer Visitenkarte, welche Angaben über Stunde, Tag, Monat und Jahr seiner Geburt,[1]) sowie den Familiennamen mit Rang und Titel der Ahnen enthält. Geht die Familie der Braut auf den Vorschlag ein, so zieht sie zunächst einen Wahrsager zu Rathe, der die genannten Angaben näher untersucht.[2]) Findet er darin nichts unglückliches, so wird die Verlobung beschlossen. Sollte jedoch in den drei Tagen, die darüber vergehen, etwas unangenehmes im Hause vorkommen, z. B. das Zerbrechen eines Gefäßes, so würde die Karte, die inzwischen auf dem Altar vor der Ahnentafel gelegen hat, zurückgesandt werden. Wo nicht, so geht die Vermittlung, ohne welche auch zwischen Familien, die einander ganz nahe stehen, eine Verbindung nicht geschlossen werden kann, ihren weiteren Gang. Es folgt die Auswechslung einer Art von Verlobungsvertrag. Derselbe besteht aus zwei mit Seidenfäden an einander gehängten Karten, deren eine auf der Außenseite auf rothem Grunde einen vergoldeten Drachen, die andere ebenso einen Phönix zeigt. Auf der Innenseite der ersteren findet sich der Name des Bräutigams mit dem astrologischen Signalement in den acht Zeichen, sowie der Name der Brautwerberin; die andere Karte bleibt frei. So werden die beiden Karten, die einem Buchdeckel gleichen, von der Familie des Bräutigams der der Braut zugeschickt, durch die Werberin, die zu gleicher Zeit ein goldenes oder silbernes Armband und einige feine Eßwaaren überbringt. Nun wird die leere Karte mit den entsprechenden Angaben über die Braut ausgefüllt, von der andern abgetrennt und mit Kuchen und künstlichen vergoldeten Blumen der Familie des Bräutigams zurückgeschickt. Die letzteren werden unter die Frauen und Mädchen des Hauses vertheilt. Nun ist die Verbindung gesichert.

Zwischen der Verlobung und der Hochzeit liegen ein bis zwei Monate, im Falle jedoch die Braut noch ein Kind ist, eine Reihe von Jahren. Für alle zur Vorbereitung der Hochzeit nöthigen Verrichtungen müssen glückliche Tage ausgewählt werden, was die Familie des Bräutigams thun läßt. Die Liste auf rothem Papier wird den Eltern des

[1]) Es sind dies acht Schriftzeichen, die zugleich astrologische Andeutungen enthalten.

[2]) Die Chinesen glauben, daß vermöge eines unter dem Einflusse der Ahnen stehenden Fatums die Ehen zu stande kommen: „sie sind im Himmel geschlossen."

Bräutigams übersandt. Nun werden von jener die Hochzeitskuchen gebacken, Weizenkuchen einen Fuß im Durchmesser, einen Zoll dick, inwendig gefüllt mit einer Mischung von Zucker, Speck u. s. w. Bei großen Hochzeiten sind mehrere hundert solcher Kuchen nöthig. Ein großer Haufen davon, auf dem oben ein paar gebackene Figuren stehen, sowie verschiedene Geschenke (bei Reichen sehr werthvolle und bares Geld), darunter aber jedenfalls fünferlei Arten Zeug und fünferlei getrocknete Früchte, ein Hahn und eine Henne, ein Gänserich und eine Gans, werden mit einiger Ostentation ins Haus der Braut geschickt, von wo ein Theil der Geschenke nebst den weiblichen Thieren zurückgesandt werden. Drei Tage vor der Hochzeit wird von Seiten der Braut ein Verzeichniß der Träger, welche die Ausstattung bringen sollen, in das Haus des Bräutigams geschickt, wo man die übliche Bezahlung, in rothes Papier gewickelt, bereit hält. Die Ausstattung selbst wird dann mit großem Gepränge über die Straße getragen, wobei wohl noch ein Umweg gemacht wird. Es bildet dies einen Gegenstand chinesischer Eitelkeit. Die Ausstattung wird zum Theil von dem Gelde angeschafft, das die Eltern des Bräutigams geschickt haben; vieles aber wird auch von Freunden und Verwandten geschenkt, denen zuvor einige Hochzeitskuchen zugeschickt wurden. Inzwischen ist im Hause des Bräutigams unter den umständlichsten von Aberglauben durchdrungenen Zeremonien das Brautbett aufgerichtet worden. — Am Tage vor der Hochzeit legt die Braut probeweise ihre Brautkleider an, die infolge einer vor Alters von einer Kaiserin für die Bräute erwirkten Erlaubniß mit dem Bilde des Drachen geschmückt sein dürfen, was sonst nur dem kaiserlichen Hofe zusteht. Sie verehrt dann mit Kau-tau die Ahnentafeln, sowie die Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten. Am Nachmittage schon trifft der vom Bräutigam gesendete Tragstuhl ein. Derselbe ist reich verziert, mit feinem rothen Tuch bekleidet u. s. w. Um die vom Wahrsager bestimmte Stunde, gewöhnlich zwischen 5 und 8 Uhr morgens, besteigt die Braut denselben, nachdem sie unter herzzerreißendem Geschrei von den Ihrigen Abschied genommen und ihr das Gesicht mit einem Tuche verhüllt worden ist. Nun setzt sich der Zug mit Musik und unter dem Krachen der Schwärmer in Bewegung. Auf halbem Wege empfängt ihn eine Deputation von der Familie des Bräutigams. Auf offner Straße werden die Visitenkarten der Verlobten ausgewechselt. Am Ziele angelangt erhebt sich wieder das Geknatter der Schwärmer, und die Gongs und Hörner machen nicht geringen Lärm. Unter allerlei abergläubischen Gebräuchen wird die Braut von ihren Dienerinnen aus dem Tragstuhl und in das Gemach des Bräutigams geführt, der sich mit ihr zusammen niedersetzt. Dabei sucht er sowohl wie sie sich auf den Gürtel oder auf einen Theil ihres resp. seines Gewandes zu setzen. Wem dies gelingt, der hat die Oberhand in der Ehe. Darauf folgt die Verehrung des Himmels und der Erde, zu welchem Zwecke im Empfangsraum ein Tisch als Altar hergerichtet ist, und ebenso verehren die beiden Brautleute die Ahnentafeln in der Halle, wo Lichter und Weihrauchsstöcke angezündet sind. Endlich kommt die eigentliche Vermälungszeremonie, die darin besteht, daß

Braut und Bräutigam aus einem und demselben Glase Wein trinken. Erst wenn dies geschehen ist, wird der Braut das Tuch vom Kopfe genommen, und der Bräutigam bekommt (oft zum ersten mal in seinem Leben) ihr Gesicht zu sehen. Beide sitzen dann an einem wohlbesetzten Tisch. Der junge Ehemann läßt sich's gut schmecken — aber die Braut rührt keine Speise an; so erfordert es die gute Sitte. Die Gäste aber speisen in einem andern Raume. Erst am Abend zeigt sich die Braut vor den letzteren und ist einer scharfen, oft satirischen Kritik ausgesetzt, die sie ruhig, ohne zu lachen noch ärgerlich zu werden, über sich ergehen lassen muß. Selbst die Nachbarn oder ganz fremde Leute finden sich dazu ein. Erst zu später Abendstunde verlassen die Gäste das Haus — manche erst, nachdem sich der Bräutigam durch das Versprechen eines weiteren Gastmahls von ihrem längeren Verbleiben losgekauft hat. — Von nun an gehört die junge Frau vollständig der Familie an, in die sie eingetreten ist. Die Eltern ihres Mannes sind ganz an die Stelle ihrer eigenen Eltern getreten.[1])

Eine solche Hochzeit kostet natürlich viel Geld. Unbemittelte Leute finden es daher einfacher, ein weibliches Kind in passendem Alter zu kaufen und es aufzuziehen, damit es dem Sohn seiner Zeit, und zwar an einem glücklichen Tage, nur unter der Zeremonie des gemeinsamen Weintrinkens und der erwähnten Kau-tau, auf wohlfeile Weise zur Gattin gegeben wird.[2]) Der Theorie nach herrscht bei den Chinesen die Monogamie, und in manchen Theilen des Reiches, z. B. in der Provinz Schan-tung, entspricht dem auch überwiegend die Wirklichkeit. In anderen Gegenden aber wird sehr häufig noch eine zweite und dritte Gattin genommen, letztere immer aus niederem Stande (mit natürlichen Füßen) und oft gekauft. Besonders falls die erste Frau, welche immer als rechtmäßige Gattin dasteht, kinderlos bleiben sollte, wird fast immer zur Polygamie geschritten. Die folgenden Frauen aber kommen nicht viel über die Stellung von Dienstmädchen hinaus, wenigstens nicht ehe sie den Mann mit männlicher Nachkommenschaft beschenkt haben. In den niederen Ständen ist die Polygamie jedoch nur selten.

Ueber die soziale Stellung der Frauen in China im ganzen herrschen bei uns vielfach noch unrichtige Ansichten — in deren Berichtigung H. A. Giles jedoch wohl etwas optimistisch verfährt.[3]) Er betont, daß auch die Frau des armen Chinesen nicht auf einer besonders niedrigen Stufenleiter der Menschheit und der Civilisation stehe. „Die

---

[1]) Trotz ziemlicher Ausführlichkeit konnte unsre Schilderung doch nicht alle die vielen Formalitäten aufführen, die bei solchen Gelegenheiten vorkommen.

[2]) Noch sei der eigenthümlichen Sitte erwähnt, nach der auch die Geister früh verstorbener Kinder verheiratet werden müssen.

[3]) Es läßt sich doch z. B. eine solche sprichwörtliche Redensart nicht wegleugnen wie diese: „Der Reis, den die Mädchen essen, ist weggeworfen. Zieht man Schweine auf, so werden sie bei jedem Kübel Futter fetter, und man hat seinen Profit davon. Wer aber Mädchen erzieht, darf den Reis, den sie essen, nicht in Anrechnung bringen." Solche Redensart darf jedoch auch wieder nicht übermäßig urgirt werden — manches bei uns geläufige Scherzwort würde dies auch nicht vertragen ohne Entstellung der wirklichen Verhältnisse.

Frauen der ärmeren Klassen müssen in der That für ihren Napf Reis und Kohl, welcher ihre tägliche Nahrung bildet, hart arbeiten, aber nicht mehr als eine Frau gleichen Standes in andern Ländern, wo die Lebensbedürfnisse theurer sind und ein trunksüchtiger Ehemann eher die Regel als die Ausnahme bildet(!)." Er rühmt dann die Nüchternheit dieser armen Familien und hebt die engen Familienbande hervor, die trotz ärmlicher Verhältnisse es für gewöhnlich nicht zu wirklichem Elende kommen lassen, da die ganze Verwandtschaft mit für alle ihre Mitglieder sorgen muß. „Die Zahl derjenigen Menschen, welche in China Hunger und Kälte leiden müssen, ist verhältnißmäßig kleiner als in England, und in dieser wichtigen Hinsicht sind die Frauen der arbeitenden Klassen besser daran als ihre europäischen Schwestern. Mißhandlung der Frauen ist unbekannt, obgleich die Macht über Leben und Tod unter gewissen Umständen in der Hand des Gatten liegt (Strafgesetz § 293)[1]) und eine Frau mit hundert Stockschlägen bestraft werden kann, wenn sie die Hand gegen den Gatten erhebt, der außerdem zur Scheidung berechtigt ist (ebendaselbst § 315).[2]) Die Wahrheit ist, daß diese armen Frauen im ganzen sehr gut von ihren Männern behandelt werden, und sie nicht selten mit ebenso scharfer Zunge zu beherrschen wissen, wie nur eine Xantippe des Westens."

Die Frau in den phantastischen Häusern der Reichen wird von den Fremden mit noch größerem Mitleid betrachtet als ihre ärmere Landsmännin. Sie wird als bloßer Zierrat dargestellt oder als eine leblose, gleichgiltige Maschine, ein Ding, auf dem manchmal das lüsterne Auge des Gatten ruht, während er den Dampf der Opiumpfeife von sich bläst" u. s. w. Die Schilderungen treffen nicht zu. In Novellen z. B. ist die Heldin immer gut erzogen, macht ausgezeichnete Verse und zitirt Confucius. Man sollte wohl nicht glauben, daß dies alles nur Phantasie ist. „Ueberdies lernen die meisten chinesischen Mädchen, deren Eltern in guten Verhältnissen leben, lesen, obwohl viele sich begnügen, wenn sie einige hundert Worte lesen und schreiben können. Sie lernen vorzüglich sticken, und die kleinen Spielereien, welche am Brustbande jedes Chinesen hängen, sind fast immer das Werk seiner

[1]) Ein Mann, der seine Frau getödtet hatte, weil sie seinen Eltern das Leben verbitterte, wurde vom Gericht nicht nur freigesprochen, sondern sogar belobigt. Doch solche Fälle dürften sehr selten vorkommen.

[2]) Was die Ehescheidung betrifft, so kennt das chinesische Recht keinen gesetzlichen Grund, welcher die Frau berechtigte, dieselbe zu verlangen, außer daß sie ihren Mann verlassen darf, wenn er sie grausam behandelt oder jahrelang abwesend ist. Der Mann dagegen darf aus sieben Gründen die Frau verstoßen: wenn sie mit ihren Schwiegereltern sich nicht vertragen kann, wenn sie unfruchtbar ist, wenn sie unkeusch oder in begründetem Verdacht der Untreue, wenn sie durch Eifersucht oder sonst den Familienfrieden stört, wenn sie einen widerwärtigen Fehler oder schlimme Krankheit hat, wenn sie unverbesserlich geschwätzig ist, endlich wenn sie im Hause etwas veruntreut. Zu gunsten der Frau existiren jedoch drei Ausnahmen, wonach der Mann in den obengenannten Fällen sie doch nicht entlassen darf, nämlich wenn sie keine Eltern und Verwandte mehr hat und nicht weiß, wohin, dann während der dreijährigen Trauer der Frau um den Schwiegervater oder die Schwiegermutter, endlich, wenn der Mann bei der Verheiratung arm war und während der Ehe zu Reichthum gelangte.

Frau oder Schwester. Die chinesischen Damen besuchen sich fast täglich, und an manchen Festtagen sind die Tempel gedrängt voll „goldener Lilien“[1]) jeder Gestalt und Größe. Sie geben ihren weiblichen Verwandten und Freunden kleine Gesellschaften, bei denen sie klatschen und intriguiren nach Herzenslust“.

So berechtigt auch die Berichtigung der ungünstigeren Darstellungen sein mag, so darf man doch nicht die düsteren Schatten übersehen welche das Verhältniß der verschiedenen Frauen zu einander nur zu oft auf solch eine Häuslichkeit wirft, besonders wenn eine der Nebenfrauen, vielleicht infolge der Geburt eines Sohnes, die Liebe des Mannes vorzugsweise auf sich gezogen hat. — Eine ausgedehnte Beschäftigung der Frauen auch in den mittleren Ständen, welche auf irgend einen Verdienst bedacht sein müssen, ist die Fabrikation des besonders im Ahnenkultus gebrauchten Papiergeldes, das sie aus Zinnfolie, die auf Papier geklebt wird, verfertigen.[2]) In manchen Gegenden wird auch die Nadelfabrikation zum Theil von den Frauen in den Häusern verrichtet. Manche nähen auch für Kleidermagazine. An andern nützlichen Arbeiten sind sie durch ihre verkrüppelten Füße vielfach gehindert. Eine Lieblingsbeschäftigung der vornehmen chinesischen Frauen besteht immer in Geschichtenerzählen, Räthselrathen und zu plaudern. Auch sorgen sie für ihren Putz und tändeln mit ihren Schmucksachen, manchmal treiben sie auch etwas Musik.

Der eine Hauptgedanke aber und der sehnlichste Wunsch einer chinesischen Frau, der ihr ganzes Leben beherrscht, ist der: Mutter von Söhnen zu sein. Wir haben schon einige der Umstände erwähnt, die sie sich nicht verdrießen läßt, um womöglich von den Göttern die Erfüllung dieses Wunsches zu erlangen (vergl. oben). Darf sie hoffen, daß derselbe gewährt wird, so hat sie wiederum viele Zeremonien zu verrichten, um von sich und ihrem Kindlein allerlei Einflüsse abzuwenden. Oft muß der Taoistenpriester kommen, um diesen oder jenen bösen Dämon zu bannen, vor dem Bildnisse der Mutter „muß viel Weihrauch, Lichter und Papiergeld“ verbrannt werden, ja im Nothfalle, wenn Gefahr vorhanden ist, muß die Göttin sich bequemen, mit ihrem Gefolge als Marionetten zu der Wöchnerin zu kommen und bei ihr zu tanzen, oder ehe es soweit ist, werden Künste angestellt, um das Geschlecht des zu erwartenden Kindes zu erfahren. — Endlich erblickt letzteres das Licht der Welt. Am dritten Tage wird es von der Hebeamme zum ersten male gewaschen und zwar vor dem Bilde der Göttin. Dazu werden der letzteren 6—8 Schüsselchen Fleisch und Früchte sowie frische Blumen geopfert. Die Speisen werden nachher, wenn die Göttin den Duft genossen hat, von der Familie verspeist. Es ist Sitte, daß Verwandte und Freunde bei solcher Gelegenheit mit ihren Glückwünschen allerlei Gerichte, Hühnerbraten, Fadennudeln u. s. w. schicken. Gleich

[1]) Poetischer Name für die chinesischen Frauen mit bezug auf ihre kleinen Füße.

[2]) Es ist unglaublich, was für ungeheure Massen dieses Geldes verbraucht werden und welche Kapitalien mit demselben täglich vernichtet werden. Um Gold vorzustellen, wird die Zinnfolie gelb gefärbt.

nach dem Waschen müssen dem Kindchen die Handgelenke umbunden werden und zwar mit rothen Fäden, an die ein alter Kasch und andere Zaubermittel geknüpft sind, und die bis zum 14. Lebenstage an den Händen bleiben. Diese Prozedur ist nöthig, damit die Kleinen nicht unartig werden. Oft hört man eine chinesische Mutter, wenn Kinder nicht sogleich folgsam sind, sagen: „Hat Mama euch nicht die Handgelenke gebunden?“[1]) — An jenem Tage wird auch ein rothes Päckchen mit verschiedenen Zaubermitteln zurecht gemacht und mit der Inschrift „Schutz vor ungünstigen Einflüssen“ vor die Thür der Wochenstube aufgehängt. Es sind darin unter anderm auch Katzen- und Hundehaare, damit kein Geschrei dieser Thiere das Kind störe, Zwiebeln, Kohlen 2c. Da indessen vielleicht auf andern Wegen als durch die Thüre üble Einflüsse in das Zimmer gelangen könnten, so werden ein paar Hosen des Vaters in bestimmter Weise aufgehängt und ein rother Zettel daran befestigt mit der Inschrift: „Alle übeln Einflüsse müssen hier in die Hosen fahren!“ Nach 14 Tagen ist die Gefahr vorüber; dann werden diese Sachen entfernt. Vier Wochen bekommt die Mutter (wenigstens bei den höheren Klassen) ihren Gatten nicht zu sehen. In dieser Zeit betritt auch niemand das Haus, der nicht dazu genöthigt ist, da schon das bloße Betreten des Hauses eine Verunreinigung in sich schließt. Besuche kommen natürlich dann nicht vor; selbst Visitenkarten werden nicht abgegeben. Als Warnungszeichen hängt vor der Hausthür ein Büschel Immergrün. Nach Ablauf der vier Wochen verläßt die Mutter zum ersten mal das Zimmer, und es werden dem Kinde vor der Ahnentafel zum ersten mal die Haare rasirt und Opfer dargebracht. Dabei betet der Vater zu den Göttern, daß das Kind möge gutartig werden, schnell wachsen, gut schlafen, nicht schreien und leicht sich ziehen lassen. Bei dieser Gelegenheit bekommt es auch seinen ersten Namen, den sogenannten Milchnamen, der beim Eintritt in die Schule mit dem Schulnamen vertauscht wird, dem beim Examen oder der Verheiratung ein dritter folgt. Die Großmutter mütterlicher Seite schickt dann verschiedene Geschenke, als Kleidung für das Kind, Kuchen, Enteneier, die in bunten Farben mit Thieren oder Blumen bemalt oder einfach roth gefärbt sind, und dergl. Die Wartung der Kleinen machen sich die Chinesen leicht. Schon mit dem vierten Monat kommt das Kind in einen Rollstuhl, dessen Sitz zunächst mit Sirup bestrichen ist, sodaß es fest klebt. Diese Stühle sind sehr praktisch eingerichtet und mit einem Tischchen verbunden, auf und über welchem verschiedenes Spielzeug angebracht wird. Ebenso praktisch ist die Einrichtung, in der die Kinder das Gehen lernen, ohne daß sie von einer Wärterin gegängelt werden.

Am ersten Geburtstage werden wieder Opfer gebracht und der Beruf des kleinen Knaben bestimmt, indem man ihn mit verschiedenen Gegenständen, die je eine Berufsart andeuten, umgibt und merkt, welchen derselben es zuerst ergreift. — Von frühster Jugend an lehrt der Vater

[1]) Ein widerspenstiges Kind heißt im Sprichwort: „ein Kalb ohne Ring durch die Nase.“

das Kind die Götzen und Ahnen verehren, indem es niederkniet und die Händchen in bestimmter Weise auf und ab bewegt. An jedem Geburtstage, bis zum sechzehnten, werden der Mutter Dankopfer dargebracht. Um jedoch die Kinder vor Krankheit und sonstigem Unglück zu schützen, muß jährlich einmal von dem Tauistenpriester die ziemlich kostspielige Zeremonie vollzogen werden, welche man „durchs Thor gehen" nennt. Das Thor ist ein Gestell von Bambus, mit Fähnchen und Zauberformeln geschmückt. Alles, was dabei unter lärmender Musik getrieben wird, ist Zauberei der krassesten Art.[1]) Die Kinder von Freunden und Verwandten pflegen sich mit anzuschließen, wenn in einem Hause die Zeremonie vorgenommen wird. Außerdem wird jährlich der Geburtstag der Kum-fa („Mutter") gefeiert, um den Kindern Gesundheit zu sichern, wobei sich die Hebammen eifrigst betheiligen. Ein anderes Fest soll ihnen langes Leben und viel Geld verschaffen. Wenn das Kind in die Schule kommt, bringt es dort zunächst dem Confucius Lichter, Weihrauch und Papiergeld zum Opfer. Am 16. Geburtstage wird zum letzten mal der „Mutter" ein Opfer gebracht und für die Bewahrung in der Jugendzeit, die nun zu Ende gegangen ist, gedankt. Diese Feier entspricht einigermaßen unsrer Konfirmation, nur daß der chinesische Jüngling mit dieser Zeit auch schon mündig wird. Damit ist er aber keineswegs der Aufsicht des Vaters entwachsen. Der kindliche Gehorsam, der eine so charakteristische Stellung im chinesischen Volksleben einnimmt, dauert bis ins späte Alter. Selbst erwachsene Söhne können von den Eltern noch hart bestraft werden oder werden dem Gerichte zur Bestrafung übergeben. Der Vater hat ja unumschränkte Gewalt über seine Kinder und hat sogar über ihr Leben zu verfügen.[2])

Diesem Rechte entspringt die in einigen Gegenden herrschende schauerliche Sitte des Kindermordes. Es sind oft genug haarsträubende Beispiele davon erzählt worden, wie sich nicht blos arme Leute, sondern auch wohlhabende ihrer weiblichen Kinder entledigen, indem sie sie mit heißem Wasser tödten, ertränken, erdrosseln, lebendig begraben u. s. w. Dazu wird häufig dies schreckliche Verbrechen in einem Umfange angenommen, bei dem die Erhaltung der Mädchen nur als Ausnahme vorkommen könnte.

Wir wollen nun keineswegs die Chinesen etwa von diesem Schandflecke zu reinigen versuchen. Die Thatsache steht fest, daß weibliche

---

[1]) Den Kindern werden überhaupt Amulete umgehängt. Es ist allgemeine Sitte, ihre Mützen und Hüte zu schmücken mit goldenen oder silbernen Inschriften, die dem Träger heilsam und nützlich sein sollen, wie: „Langes Leben, Reichthum, Ehre"; „Komm glücklich durch alle Gefahren" u. dergl. Die Kleidung der Kinder muß zum Schutz gegen böse Geister möglichst buntfarbig sein.

[2]) Es ist nichts seltenes, daß ein erwachsener Sohn wegen Opiumrauchens, Spielens und andrer Laster in Fesseln gelegt wird oder das Kang tragen muß. Eine 60jährige Mutter prügelte aus ähnlicher Veranlassung ihren 30jährigen Sohn. Manche ungerathene Söhne werden verstoßen und fristen als Bettler ihr Leben. Das Mutterherz hat sich jedoch auch von solchen nicht losgemacht, und manche Mutter beweint lebenslang einen verlorenen Sohn.

Kinder ums Leben gebracht werden und zwar stets ehe sie gewaschen sind. Ist letzteres geschehen, so ist damit auch erklärt, daß das Kind aufgezogen werden soll. Aber hinsichtlich der Ausdehnung des Kindermordes sind die gröbsten Uebertreibungen vorgekommen. Manche Darstellungen lassen dies Verbrechen als einen Zug des chinesischen Volkslebens erscheinen. Doch abgesehen davon, daß es nur in besonderen Theilen des chinesischen Reiches heimisch ist und in andern Provinzen vielleicht nur vereinzelt vorkommt, ist auch selbst in den erstgenannten Gegenden die Zahl der getödteten Kinder denen gegenüber, die am Leben erhalten bleiben, wahrscheinlich nur gering zu nennen. Sichere statistische Daten liegen in dieser Sache nicht vor. „Aber gewöhnlich braucht man nur in eine chinesische Stadt oder ein Dorf einzutreten, um sich zu überzeugen, daß die Geschichten von dem Kindermorde mindestens übertrieben sind; denn die Scharen von Kindern beider Geschlechter, die vor den Thüren herumliegen und die Gassen unsicher machen, sind bemerkenswerth. Dazu zeigen die Chinesen eine ausgeprägte Liebe zu ihren Sprößlingen. Alle paar Schritte kann man einem zärtlichen Vater oder einer gebrechlichen Großmutter begegnen, die ein bausbackiges Kind herzlich kosen, das in allen Farben des Regenbogens gekleidet und mit Amuleten, Zaubermitteln und Schmucksachen überladen ist.[1]) Ohne Zweifel sind die früheren Schilderungen durch manches Mißverständniß veranlaßt worden, wie z. B. wenn Reisende in der Umgegend von großen Städten Gerippe von kleinen Kindern in nicht geringer Zahl gesehen haben, ohne zu wissen, daß von den Chinesen den Kindern, die vor einem gewissen Alter sterben, kein Begräbniß gewährt wird. Natürlich gibt es in den volkreichen Städten eine ganze Anzahl Kinder, die im frühesten Lebensalter eines natürlichen Todes sterben, und deren Ueberreste an solchen Plätzen zu sehen sind. — Daß bei den Chinesen die Geburt eines Sohnes ein erwünschteres Ereigniß ist als die einer Tochter, wird jeder verstehen, der einen Begriff von dem Ahnenkultus und seinen tief in das ganze Leben eingreifenden Wirkungen hat. Keineswegs sind die Töchter aber als etwas so ganz überflüssiges angesehen. Man gratulirt sogar zuweilen in blumigen Ausdrücken, wenn eine Tochter geboren ist.

Das Vorkommen des Kindermordes in beschränktem Maße soll dabei, wie gesagt, nicht in Abrede gestellt werden und mag zu Zeiten der Noth (wie ja erst kürzlich in einer solchen China die greulichsten Dinge bis zum Kanibalismus erlebt hat) eine größere Ausdehnung

---

[1]) Medhurst, The Foreigner in far Cathay p. 90 ff. Auch Gray sagt nur, daß der Kindermord in einigen Fällen (in some instances) vorkomme. Er bemerkt, wie derselbe von manchen Chinesen als ein teuflisches Verbrechen betrachtet wird. Es gibt ernstliche Edikte dagegen, obwohl es nach dem chinesischen Strafrecht nicht verfolgt werden kann, da dem Vater unbeschränkte Gewalt über seine Kinder zusteht. Wohlwollende Männer lassen bei manchen Gelegenheiten Traktate gegen diese schreckliche Sitte verbreiten, so z. B. bei Abhaltung der Examina, wo tausende von Kandidaten zusammen kommen.

erreichen als sonst.[1]) Inwieweit neben der Tödtung geborner Kinder auch die schreckliche Vertilgung ungeborner nebenher geht, oder ob letztere in China verhältnißmäßig fehlt[2]) — darüber finden sich keine Angaben vor. Sollte letzteres der Fall sein, so dürfte ein Vergleich Chinas mit manchen christlichen Ländern, z. B. gewissen Gegenden der Vereinigten Staaten, in diesem Stücke doch nicht so unbedingt zu seinem Nachtheile ausfallen. Jedenfalls hat das Evangelium hier wie dort seine Aufgabe, gegen eines der furchtbarsten Laster zu kämpfen.[3])

Zu den eigenen Kindern einer Familie kommen oft schon frühe die Schwiegertöchter, die, wie bereits bemerkt, um den Aufwand einer Hochzeit zu sparen, schon in frühester Jugend gekauft werden. Ein Missionar sah einmal einen etwa 8jährigen Knaben, der ein 3jähriges Mädchen auf dem Rücken trug und auf die Frage: „Wen trägst du da?" antwortete: „Meine Frau". Sobald das Mädchen etwas erwachsen ist, muß es der Schwiegermutter in allen häuslichen Verrichtungen oder Feldarbeiten zur Hand gehen. Ist es etwa 15 und der Sohn 17 Jahre alt, so findet eine Hochzeitszeremonie statt, und von da ab leben die jungen Leute als Ehepaar meist in demselben Hause, neben ihren Eltern und Großeltern.

Ein Hauptcharakterzug des chinesischen Familienlebens möchte darin bestehen, daß das engste Band zwischen den Eltern und den Kindern, vornehmlich den Söhnen, vorherrscht, während dagegen dasjenige zwischen den Gatten als sehr locker in den Hintergrund tritt. Mann und Weib sehen sich nicht als solche an, die mit einander verbunden sind, um lebenslänglich Freud und Leid mit einander zu theilen, sondern als solche, die von den beiderseitigen Eltern für einander bestimmt sind, welches Verhältniß aber zu beliebiger Zeit wieder gelöst werden kann, namentlich wenn die Frau keine Kinder hat, oder wenn sie sich mit der Schwiegermutter nicht vertragen kann. Aber auch da, wo sie mit jener leidlich oder gut auskommt und die Familie mit mehreren Stammhaltern beschenkt, ist von einem herzlichen Verhältnisse ihres Mannes zu ihr wenig oder gar nicht die Rede. Sein Herz gehört seinen Eltern.[4]) Die Frau gelangt erst dann zu einer angeseheneren

---

[1]) Daß viele von den Kindern, welche chinesische Eltern nicht aufziehen wollen, nicht umgebracht, sondern nur ausgesetzt werden, konnten wir aus der obigen Beschreibung des Findelhauses schließen. — Manche Eltern, die aus Armut vermeintlicherweise nicht alle ihre Kinder ernähren können, verkaufen einige, wenn sie 2—3 Jahre alt sind, als Sklaven oder als zukünftige Schwiegertöchter. Der Preis richtet sich nach dem Alter und beträgt pro Jahr 8 Mark!

[2]) Es ist dies sehr wahrscheinlich, da der Chinese nicht ein Kind, das möglicherweise ein Knabe sein könnte, vertilgen würde. Der hohe Werth, den Söhne für die Familie haben, läßt dies geradezu undenkbar erscheinen.

[3]) Es darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß unsre deutschen Missionare grade in solchen Distrikten arbeiten, in denen der Mädchenmord am häufigsten vorkommt; daher wird die öftere Erwähnung desselben in unsern Missionsblättern erklärlich.

[4]) Ein Missionar war mit seinem Gehilfen zwei Monate lang verreist gewesen. Bei der Rückkehr begegnete ihnen die Frau des letzteren, die jener freundlich grüßte, während sie ihr Mann nicht einmal eines Blickes würdigte. Später that dieselbe

Stellung, wenn sie als Mutter von den erwachsenen Söhnen geehrt wird; dann gehen auch in den Familien der niederen Stände bessere Tage für sie an. Als Matrone im höheren Alter wird sie mit der hingebendsten Liebe gehegt und gepflegt, und falls sie ihren Mann überlebt, geht die bereits erwähnte unbeschränkte elterliche Gewalt auf sie allein über. Solche ältere Damen haben selbst, wo man es kaum erwarten sollte, etwas sehr würdevolles.

Die kindliche Liebe ist ja einer der hervorragendsten Züge im Leben der Chinesen und bildet die Grundlage ihrer ganzen Moral. Eltern nicht gut zu behandeln oder gar zu mißhandeln, gilt allgemein für das schrecklichste Verbrechen, und die denkbar härteste Strafe ist auf den Elternmord gesetzt. Daß die Pietät kein leeres Gerede ist, zeigt sich oft in der Handlungsweise. Wenn z. B. der Vater oder die Mutter eines entsprungenen Verbrechers von der Behörde gefangen genommen wird, so stellt er sich jedenfalls, um durch Uebernahme seiner Strafe ihre Freilassung zu erwirken. Auch treibt in Krankheitsfällen der Aberglaube manchmal einen Sohn oder eine Tochter, sich selbst ein Stück Fleisch aus dem Arm oder Schenkel zu schneiden, um daraus die wirksamste Arznei für den kranken Vater oder Mutter bereiten zu lassen. Nicht selten bringt die offizielle kaiserliche Zeitung (die einzige inländische Zeitung des großen Reiches) mit rühmlichster Belobigung derartige Fälle zur öffentlichen Kenntniß. Aber auch abgesehen von Auswüchsen dieser Art muß man den Chinesen zugestehen, daß das vierte Gebot noch unverlöscht in ihren Herzen geschrieben steht.

Um so weniger haben sie von dem dritten Gebote eine Ahnung. Eine regelmäßige Durchbrechung des Alltagslebens durch einen bestimmten Feiertag kennt der Chinese nicht.[1]). Dagegen hat er eine Anzahl von Festen unregelmäßig über das Jahr vertheilt, die zum Theil längere Zeit dauern und mit großem Aufwande allgemein gefeiert werden. Lassen wir uns eines derselben etwas ausführlicher beschreiben.

Das Neujahrsfest ist das wichtigste Fest der Chinesen. Seine Feier ist so allgemein und im ganzen Leben dieses Volkes so sehr einen Abschnitt bildend, daß auch der Fremde, der seine Jahre nach einem Größern als dem chinesischen Kaiser zählt, an demselben nicht gleichgiltig vorübergehen kann. Man muß sich, wenn man in China lebt, danach richten und es bis zu einem gewissen Grad mitfeiern, sodaß man, wenn man nicht zweimal Neujahr halten will, wohl oder übel die Feier des 1. Januar darangeben muß.[2])

---

beim Wasserschöpfen einen Fall und beschädigte sich. Während zwei Frauen sie nach Hause trugen, hielt sich der Ehemann, der alles mit angesehen hatte, ferne. Es wäre gegen Sitte und Anstand gewesen, hätte er anders handeln wollen. Und doch war dieser Gehilfe ein Mann, dem es verhältnißmäßig am meisten gelungen war, sein Chinesenthum gegen christliche Anschauungsweise zu vertauschen.

[1]) Die Zeiteintheilung in Wochen ist ihm ganz fremd. Er zählt seine Tage ganz nach dem Gange des Mondes. Der erste Tag des Monats heim Neumond und der 15. beim Vollmond sind wohl ausgezeichnete Tage, die aber keineswegs eine unserm Sonntage nahe kommende Bedeutung haben.

[2]) Gewöhnlich fällt das chinesische Neujahrsfest in die letzten Tage unsres Januar. Im Falle aber ein Schaltjahr vorliegt, rückt es bis Ende Februar vor. Die Chinesen haben nämlich wohl ein Sonnenjahr, aber Mondmonate, deren 12

Wenn sich das alte Jahr zu Ende neigt, so macht sich unter den ärmeren Klassen zunächst eine größere Rührigkeit Geld zu verdienen bemerklich. Der eine sucht sich als Lastträger noch etwas zu ersparen, der andere fängt noch einen kleinen Handel an, um schnell noch einiges Geld zusammenzubringen. Dies ist auch hoch von nöthen, denn am Schluß des Jahres wird überall abgerechnet. Der Metzger geht von Haus zu Haus und zieht das Geld ein für das das Jahr hindurch gelieferte Fleisch; der Barbier bringt die Rechnung für seine Dienstleistungen, und so will einer um den andern bezahlt sein. Wer im kommenden Jahr wieder Kredit haben will, der muß beim Jahresschluß seine Rechnungen bereinigen. — Aber nicht blos dazu braucht man Geld. Zu einer würdigen Feier des chinesischen Neujahrs gehört vor allen Dingen, daß dem Hauptgötzen Chinas, dem Bauch, reichlich geopfert wird. Wenn man sich auch auf diese Zeit ein Schwein gemästet oder eine Anzahl Hühner aufgezogen hat, so muß man doch noch verschiedenes einkaufen, damit es am Neujahr nicht kärglich hergehe. Solche, die den geordneten Weg zu betreten scheuen, werden im letzten Monat des Jahres leicht zu Räubern, sodaß in dieser Zeit niemand eine Reise unternimmt, der nicht muß. Selbst in den Häusern trifft man Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Räuberanfall. — Je näher man dem Jahresschluß kommt, um so lebendiger wird der Handel und Verkehr. Zunächst sind es die Verkäufer von Weihrauch, rothem Papier, gemalten Götzenbildern, Feuerwerk, Blumen u. s. w., die die besten Geschäfte machen; denn diese Dinge sind bei reich und arm unentbehrlich zur Festfeier. Dann aber muß sich auch jedermann wenigstens für eine Woche mit allem dem versehen, was zur täglichen Nothdurft gehört; denn so lange sind über die Neujahrszeit in den Märkten alle Läden geschlossen. Während sich die Männer mit diesen Sorgen befassen, sind die Frauen, ähnlich wie zu Hause vor dem Christfest, vollauf mit der Herstellung von Backwerk beschäftigt. Da wird vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht Reis gestoßen und gemahlen; denn dies erfordert bei solch primitiver Maschinerie viel Zeit und Kraft. So wenig konditorlich es dann in den meist schmuzigen Häusern beim Kneten und Backen hergeht und so sehr der chinesische Geschmack von dem unsrigen verschieden ist, so wissen die Hakkafrauen doch verschiedenes zu fabriziren, was schließlich auch dem Fremden mundet.

Mit der letzten Woche des alten Jahres beginnt der Feierabend des Jahres. Von da an sind die Amthäuser bis zum vierten Tag des neuen Jahres geschlossen

---

nur 355 Tage ergeben. Zur Ausgleichung folgt dann je im dritten Jahre die Einschaltung eines Monats. Die Jahre werden gewöhnlich von der Thronbesteigung des regierenden Kaisers gezählt oder seit dem Regimente der ganzen Dynastie. Auch haben die Chinesen eine ihre alte Geschichte umfassende Zeitrechnung, die in Cyklen von 60 Jahren sich bewegt, und deren Anfang hinaufreicht bis zum Jahre 2637 v. Chr. Danach ist 1880 das 17. Jahr des 76. Cyklus.

Hieran knüpfen wir sogleich folgende Bemerkung über die Zeiteintheilung. Anstatt der 24 Stunden, in welche wir den Tag eintheilen, rechnet der Chinese nur nach 12 zweistündigen, je in 8 kleinere Theile, „Kih", abgetheilten, nachts 11 Uhr nach unserer Zeit beginnenden Zeitabschnitten, deren Bezeichnungen ganz populär sind: Mitternacht (11—1), der Hahn kündigt den Morgen an (1—3), jetzt sieht man einen Rand am Himmel (3—5), die Sonne geht auf (5—7), Frühstückszeit (7—9), Vormittag (9—11), Mittagszeit (11—1), Mittag vorüber (1—3), Nachmittag (3—5), die Hühner gehen in den Stall (5—7), erste Nachtwache (7—9), zweite Nachtwache (9—11). Einem jeden dieser Abschnitte soll ein gewisses Thier entsprechen: Kuh, Pferd, Schaf, Kaninchen, Ratte u. s. w. Das Lebensschicksal eines jeden Menschen wird in Beziehung stehend zu dem Thiere gedacht, das seiner Geburtsstunde entspricht. Uhren hat das Volk nicht, obschon die Reicheren sich von den Fremden solche kaufen; und zwar gewöhnlich paarweise, weil man glaubt, die Uhr dürfe erst aufgezogen werden, nachdem sie abgelaufen ist. Sonnen- und Wasseruhren finden sich allerdings in den großen Städten. Hier und da aber werden dicke, von einer Art Mehl aus verwestem Holz bereitete Stäbchen angezündet, und in dem Maß, als diese durch beständiges Glimmen immer kürzer werden zeigen die mit Tusche markirten Linien die Zeit an.

und versiegelt; auch die Läden in den Märkten werden einer nach dem andern, die größten zuerst, geschlossen. Die Besitzer derselben, die häufig ihre Familien nicht im Marktort selbst haben, gehen nach Haus; denn jeder will das Neujahrsfest mit den Seinigen feiern.[1]) Es sind deshalb auch die Passagierboote von Honglong her in dieser Zeit buchstäblich mit solchen vollgepfropft, die das Jahr hindurch auf der Insel arbeiten und nun zur Festfeier heimkehren. Aber auch diese Passagierboote stellen in der letzten Woche ihre Fahrten ein. Die Schulen werden überall geschlossen, wenn dies nicht schon wochenlang vorher geschehen ist, und der Bauer wie der Handwerker schickt sich an zum großen Feierabend. Nur der Barbier hat noch alle Hände voll zu thun; er muß fast Tag und Nacht fortrasiren; denn jeder Chinese, groß und klein, reich und arm, will mit frisch rasirtem Kopf und neu geflochtenem Zopf sein Fest feiern.

Am letzten Tag des Jahres wird dann das Haus von oben bis unten gründlich ausgefegt (wie gut, daß dies wenigstens einmal im Jahre geschieht!), damit es die Geister rein finden, wenn sie kommen, um das Fest mitzufeiern. Doch wenn auch das Haus zu ihrem Empfange bereitet wird, so hält man sie doch für sehr zweideutige Gäste, denn der Körper muß sorgfältig gegen sie gefeit werden. Zu dem Ende holt man Blätter von dem sogenannten Pompelmusbaum (citrus decumana), siedet dieselben in Wasser und badet den ganzen Leib in dem grünen Absud. Sind die Reinigungs- und Sicherheitsmaßregeln getroffen, so wird in jedem Haus ein Tisch für die Geister gedeckt und geschmückt. Dabei spielt eine Orangenart, deren Name auch „Glück" bedeutet, und verschiedene Blumen, die auf diese Zeit zum Blühen gebracht werden, die Hauptrolle. Gelingt es, die Blumen gerade aufs Neujahr in volle Blüte zu bringen, so gilt das als ein sehr gutes Zeichen. Hierauf werden im Haus selbst und besonders an allen Thüren Bilder angeklebt, die den Dämonen den Eintritt ins Haus währen sollen. Am häufigsten sieht man das Bild des berühmten Ministers Ngui Tschin. Derselbe soll sich unter dem Kaiser Thong Thaitsung (die Thong-Dynastie mit ihren 20 Kaisern soll 620 bis 907 n. Chr. Geb. regiert haben) so sehr durch seine Weisheit ausgezeichnet haben, daß er selbst in einem Streit des Sternenkönigs mit dem Meerdrachenkönig zum Schiedsrichter berufen worden sei. Er habe dann das Recht dem Sternenkönig zuerkannt und den Meerdrachenkönig enthauptet. Seitdem sei er von allen bösen Geistern so gefürchtet, daß diese bei bloßer Nennung seines Namens oder beim Erblicken seines Bildes die Flucht ergreifen. Mit solchen Bildern also trutzt man der Hölle. Damit aber nicht nur das Böse fern bleibe, sondern auch das Glück sich einstelle, werden weitere Zettel, alle aus rothem Papier, angeklebt. Roth soll die Farbe des Glücks sein. An die Oberschwelle der Hausthüre kommt ein Zettel mit der Inschrift: „Die fünf Arten des Glücks mögen zu dieser Thüre eingehen!" Diese fünf Arten des Glücks sind: Alter, Reichthum, Gesundheit, Tugend und ein gutes Ende. Darunter werden fünf weitere Papierstreifen so angeklebt, daß sie noch zur größeren Hälfte über die Schwelle herunterhängen. Diese sollen hauptsächlich beim Kaufen und Verkaufen, überhaupt in Geldgeschäften, glückbringend sein. Man sieht sie deswegen auch über den Stall- und anderen Thüren flattern. Häufig werden auch noch die beiden Pfosten der Hausthüre mit langen Papierstreifen überklebt, auf denen Sittensprüche stehen, die sich gegenseitig in genauem Parallelismus der Glieder entsprechen. Damit ist aber des Ankleben noch kein Ende. Alles, was das Jahr hindurch Glück bringen soll, wird mit einem rothen Stück Papier bedacht. Der Handwerksmann beklebt seinen Stuhl und sein Handwerkszeug; der Bauer seine Hacke, seine Reiskörbe, seine Fruchtbäume; der Lastträger seine Tragstange, der Bettler seinen Bettelkorb u. s. w. So lächerlich sich das ansieht, es liegt doch wenigstens ein Geständniß des eigenen Unvermögens darin. Die Zettel werden nicht wieder weggerissen, bis sie etwa der Regen abwäscht. Die Oberschwelle bleibt gewöhnlich Jahr aus Jahr ein roth beklebt, sodaß sich die Häuser dadurch schon aus der Ferne als Heidenhäuser auszeichnen; denn die Christen lassen natürlich diese Glückszettel weg. Wollen einen,

[1]) Auch die Kaufleute in den größeren Städten haben ihre Familienwohnung stets von ihrem Laden getrennt, meist in einem andern Stadttheil. Abends kehren sie dorthin zurück, indem sie im Laden ihre Wächter zurücklassen. Kein weibliches Mitglied dürfte im Laden oder nur in demselben Gebäude wohnen.

wenn man durch ein Dorf geht, all die rothen Thürschwellen je an die mit dem Blut des Passahlamms bestrichenen Schwellen der Israeliten erinnern, gut, so erinnern die nicht rothen an das Passahblut, das nicht an die Thüren, sondern an die Herzen gesprengt wird. — Während die Erwachsenen diese Schutz- und Trutzzettel ankleben, macht die Jugend einen Höllenlärm mit Abbrennen von Schwärmern und Fröschen. Auch Trommel und Pfeife und was sonst einen Klang gibt, muß herhalten. Die Geister sollen eine besondere Freude an diesem Lärm, namentlich am Knallen der Schwärmer haben.

So neigt sich das alte Jahr zu Ende. Das Krachen der Schwärmer geht auch die Nacht hindurch fort, sodaß es die wenigsten zum Schlafen bringen. Man schwatzt und lacht, spielt und raucht, ißt und trinkt zusammen.[1]) Letzteres um so mehr, da der erste Tag im Jahr wie in jedem Monat bei den meisten als Fasttag gehalten wird. Man thut also in der Nacht zuvor ein übriges. Doch sobald der „tugendhafte" Hahn den Anbruch des ersten Tages im Jahr verkündet, eilt jeder zum nächsten Götzenaltar, um seine Verehrung darzubringen; denn wer zuerst kommt, erhält am meisten Glück im angebrochenen Jahr. Natürlich ist das Opfer, das an diesem Tag dem Hausgötzen dargebracht wird, besonders reichlich; steigt er doch heute hinauf gen Himmel, um Bericht zu erstatten über das Verhalten seiner Schutzbefohlenen und Segen herabzubringen fürs angebrochene Jahr. Es wird ihm deswegen feierlich ein schriftliches Bittgesuch überreicht, d. h. verbrannt, damit er droben guten Bericht erstatte und wisse, was außer den fünf Arten des Glücks noch besonders gewünscht wird. Dann werden all die andern Götzen oder Geister des Dorfes, des Feldes, der Berge, des Wassers, des Himmels u. s. w. verehrt; denn heute darf man keinen vergessen, den man etwa das Jahr hindurch brauchen könnte. Daß den tauben Nichtsen dabei gehörig mit Schießen und Trommeln zugesetzt wird, gehört dazu, wie das Klappern zum Handwerk. Dies ist nun der Glanzpunkt des Festes. Alles ist auf den Beinen, um sich gegenseitig das „Prosit Neujahr" zuzurufen. Die Erwachsenen tauschen gegenseitig ihre rothen Gratulationskarten, die nachher der Reihe nach in den Häusern an die Wand geklebt werden, und die Kinder zeigen einander die rothen Zopfschnüre, die himmelblauen Mützen mit dem rothen Knopf drauf und die gelbseidenen Schuhe mit den zolldicken Sohlen oder was sonst das Neujahr an Herrlichkeit gebracht hat. Alle Fehde ruht, und die Nachbarweiber schimpfen sich heute nicht, wie sonst fast täglich das Jahr hindurch; denn die Schimpfreden, die am Neujahr ausgestoßen würden, hätten magische Kraft, und die furchtbaren Verwünschungen, die sonst gebräuchlich sind, würden, heute gesprochen, das Jahr hindurch in Erfüllung gehen. Man würde deswegen schwer bestraft, wenn man sich selbst am Neujahr streiten und schelten würde.

Mit Fasten und Götzenverehrung, mit Besuchen, mit Musiziren wird also das Neujahr begangen. Einige Stämme fasten nicht am Neujahr selbst, sondern erst am Tag darauf. Jedenfalls muß aber an demjenigen der beiden ersten Tage, den man nicht als Fasttag nimmt, noch vor Einbruch der Nacht jeder Ueberrest der Speisen aus dem Hause entfernt und es müssen die Schüsseln und Eßstäbchen sauber gewaschen werden, damit ja die Geister nicht merken, man habe gegessen und getrunken. Am dritten Tag endlich entladet man sich der geheimnißvollen Gäste, die in den zwei ersten Tagen, wenigstens nachts, in den Häusern befindlich gedacht werden. Man segt den Stubenboden sorgfältig rein und trägt den Kehricht hinaus vors Dorf auf einen Kreuzweg. Damit hat man die Geister hinausgekehrt. An diesem Tag geht niemand über Feld, um nicht diesen ausgesetzten Geistern zu begegnen oder gar von ihnen in Besitz genommen zu werden. Welche Vorstellung die Chinesen von diesen Geistern haben, wurde mir bis jetzt nicht klar. Jedenfalls scheinen dieselben als keine sehr edlen Wesen betrachtet zu werden, wenn sie im Schmuz der Wohnung ihren Sitz haben sollen und sich auf diese doch etwas unhöfliche Weise aus den Häusern bringen lassen.

Die religiöse Feier des Neujahrs hat damit ihr Ende erreicht, nicht also die bürgerliche. Wenigstens noch eine Woche, womöglich aber noch zwei, ruht die Arbeit. Es ist, als ob in dem sonst so rührigen Volke der Sinn für die Arbeit mit einem

[1]) Auch Wahrsagerei und Zeichendeuterei wird oft getrieben, um die im neuen Jahre bevorstehenden Schicksale zu erfahren.

male verflogen wäre. Wochenlang sitzen sie herum, ohne etwas wie Langeweile zu fühlen, und das nicht nur einzeln, sondern das ganze Volk, hoch und nieder. Freilich sorgen auch allenthalben Schauspielerbanden für Zeitvertreib. Am häufigsten sieht man das Drachenspiel. Der Drache, der dabei die Hauptrolle spielt, besteht aus einem phantastischen Kopf aus Holz, das mit farbigem Papier überzogen ist, und einem etwa acht Fuß langen und drei Fuß breiten rothen Tuch. Ein Erwachsener setzt sich den Kopf auf die Schultern, und ein Knabe zieht in gebückter Stellung den hintersten Theil des Tuches über sich her, sodaß nur noch seine Füße unter demselben sichtbar sind. Nun springen und tanzen die beiden nach dem Takt einer ohrenzerreißenden Musik, wobei die Bewegungen eines Thieres, etwa eines spielenden Hundes, nachgeahmt werden. Doch gehört schon eine stärkere Phantasie dazu, hierbei an einen Drachen zu denken, indem der vordere Tänzer unter der aufgesetzten Maske fast ganz sichtbar ist und das Tuch, das die fingirten Drachenvorderfüße mit den beiden Hinterfüßen verbindet, nichts weniger als den Leib eines Ungeheuers vorstellt. Einige komische Fechtübungen bilden den Schluß der Vorstellung. Ein anderes Spiel ist das Fischspiel. Nach Einbruch der Nacht tanzen etwa ein Dutzend Leute, jeder einen großen inwendig erleuchteten Papierfisch tragend, bald sitzend, bald gebückt, bald aufgerichtet durcheinander, wobei die Bewegungen der Fische im Wasser mit diesen papierenen zum Theil fünf Fuß langen Nachbildungen möglichst getreu nachgeahmt werden, bis der im Verborgenen lauernde Meerdrache einen um den andern verschlingt, d. h. mit ihm im Hintergrund verschwindet. Diese Spiele sind das Herrlichste, was die chinesische Jugend kennt; aber auch die Alten sind von denselben noch sehr begeistert.

Wie eigenthümlich, daß dieses Volk, das wie kein anderes am Alten hängt, der Feier des Neujahrs solches Gewicht beilegt! Das neue Jahr soll ja nichts Neues bringen, das Alte ist ja das Beste und Heilige! Liegt vielleicht eine prophetische Bedeutung in dieser Feier, ein Hinweis darauf, daß auch dies im alten Heidenthum erstarrte Volk einmal gründlich damit abschließen wird, um ein neues Jahr zu beginnen, das gnädige Jahr unseres Gottes? Wir glauben es und rufen: „Hüter, ist die Nacht schier hin!“

Von den vielen andern Festen der Chinesen mögen noch folgende erwähnt sein. Das **Drachenbootfest** wird auf jedem Fluß zu Ehren der Schiffergöttin gefeiert, wobei mit langen Booten in Drachenform Wettfahrten angestellt werden. Sämtliche Fahrzeuge sind dabei reichlich mit bunten Flaggen und Wimpeln geschmückt. Am Feste der Göttin des **Glücks und langen Lebens** ziehen alt und jung auf die Hügel und Berge und lassen buntfarbige, seltsam gestaltete **Papierdrachen** in die Lüfte steigen. Manche haben die Form eines Vogels, andre die eines Fisches, eines Blumenkorbes u. s. w. Oft ist in denselben über einer schmalen Ritze eine gespannte Drahtsaite angebracht, die einen Aeolsharfenton wie Geistergesang herniederklingen läßt. Das **Laternenfest** wird am Vollmondstage des ersten Monats gefeiert. Die Kaufläden und alle Häuser werden abends mit buntfarbigen Papierlaternen geschmückt; solche Familien aber, die im Laufe des Jahres durch die Geburt eines Sohnes erfreut wurden, feiern diesen Abend besonders in Gesellschaft ihrer Freunde und Verwandten durch Abbrennen von viel Feuerwerk und Weintrinken. Das **Fest der sieben Sterne** (Plejaden) beschäftigt besonders die Frauen und Mädchen. Bei reicher Illumination werden auf einem aus Reis und Blumen gefertigten brückenartigen Aufbau feine Stickereien ausgelegt, die zu Ehren der Gottheit verbrannt werden. Da aber jeder bekanntere Götze auch sein Fest hat, so könnten wir noch eine lange Reihe derselben aufzählen. Bei allen waltet auf den Straßen Jubel und Lärm, Frohsinn und Heiterkeit, und die Hauptsache ist das gute Essen und Trinken.

Es gibt aber auch Festtage, die durch Fasten ausgezeichnet werden sollen, nämlich der 16. Tag im 5. und im 8. Monat, sowie die ersten 9 Tage des 9. Monats. Das Volk wird jedesmal durch Plakate vorher auf diese Fasttage aufmerksam gemacht, den Fleischern aber streng anbefohlen, zu diesen Zeiten kein Fleisch zu verkaufen. Trotzdem geschieht dies; aber die niederen Beamten verlangen ein gutes Trinkgeld dafür, daß sie die Augen zudrücken. Ein gutes Werk ist es, an solchen Tagen irgend einem Thiere die Freiheit zu schenken. Zu diesem Zwecke werden auf den Märkten gefangene Spatzen feilgeboten.

Dann und wann kommen auch außergewöhnliche Feste vor, wie z. B. jede Sonnen- und Mondfinsterniß, die durch ein weißes Plakat schon einige Wochen vorher angekündigt wird. Weiß ist das Plakat, da eine Finsterniß ein sehr betrübendes Ereigniß ist, da der Tienkau, der Himmelshund, versucht, Sonne oder Mond zu fressen. Der Kaiser selbst und alle seine Beamten legen bei solcher Gelegenheit Trauerkleider an, beten und lassen großen Lärm mit Gongs und andern Instrumenten machen, um den Himmelshund zu verscheuchen. Ist die Finsterniß vorübergegangen, so findet allgemeines Beglückwünschen statt.

Außer diesen öffentlichen Festen gibt's nun aber auch Familienfeste, deren Feier weder von den vornehmen noch von den niederen Klassen versäumt wird. Hier ist besonders der Geburtstag des Familienvaters zu erwähnen. Namentlich wird derselbe ausgezeichnet, wenn der Vater zugleich das Oberhaupt eines Klans (siehe unten 5, c) ist. Es werden ihm reiche Geschenke gemacht, die Kinder und Enkel bringen ihm ihre Verehrung durch Kau-tau dar, natürlich fehlt auch das Festmahl nicht. Bei dem sechzigsten Geburtstage ist das ziemlich feststehende Geschenk ein Sarg, der oft (aus Kampherholz) sehr kostbar[1]) und kunstreich geschmückt ist.

Arme Leute können natürlich nicht solchen Aufwand machen; doch sparen viele bei kärglichem Leben für einen möglichst schönen Sarg des Vaters. Die Erinnerung an dies Lebensende hindert den Chinesen jedoch nicht an der heitersten Feier des Geburtstages. An diesem Tage darf man nichts von dem der Geburtsstunde entsprechenden Thiere essen, was denen jedenfalls am leichtesten wird, die morgens zwischen sieben und neun geboren wurden: denn in dieser Zeit herrscht der Drache. Ein solches Thier muß man bei dieser Gelegenheit freilassen oder ein gemaltes verbrennen. Bei reichen Leuten wird am Geburtstage viel Aufwand gemacht. Es pflegt wohl eine Schauspielertruppe angenommen zu werden, um Vorstellungen zu geben. Jede verflossene Dekade des Lebensalters wird noch ganz besonders gefeiert. Wer es bis zum achtzigsten Lebensjahre bringt, der erhält einen Ehrenrang, oder es wird ihm dazu noch ein Triumphbogen gesetzt. Auch die Geburtstage der

---

[1]) Der Preis stellt sich nach unserm Gelde zwischen 150 und 1500 Mark. Wer nicht auf diese Weise einen Sarg bekommt, der tritt wohl einem Begräbnißvereine bei, um durch kleine Einzahlungen bei Lebenszeit einen solchen für seinen Todesfall zu erlangen. — Solch ein bei Lebenszeit fertiger Sarg wird entweder im Atrium des Hauses oder in einer Halle des nächsten Tempels aufbewahrt.

Ahnen, soweit ihre Tafeln sich noch in der Halle befinden, werden mit einer Feier begangen.

Die wichtigste Feier aber ist in einem Chinesenhause diejenige, welche beim Abscheiden eines der Familienglieder angestellt wird. Die Leichenzeremonien sind sehr ausgedehnt und umständlich, dazu scheinen sie in den verschiedenen Theilen des Reiches vielfach von einander abzuweichen. Folgendes aber, wenngleich verschiedene Züge zusammenfassend, mag uns ungefähr ein Bild von denselben geben.

Wenn jemand sein Ende herannahen fühlt, so läßt er sich in die Ahnenhalle des Hauses oder vor die aufgestellten Ahnentafeln tragen, um dort seinen Geist auszuhauchen. Ist der Tod erfolgt, so beeilt man sich, unter Wehklagen der Leiche ein Geldstück in den Mund zu legen und Nase und Ohren zu verstopfen. Darauf wird ein Loch in das Dach gebrochen, damit die Seelen, bis auf eine, daraus entweichen können. Der Mensch soll nämlich nach chinesischer Anschauungsweise drei geistige und sieben materielle Seelen haben. Die letzteren werden wieder zu Erde — vereinigen sich mit den Elementen. Von den anderen bleiben zwei auch noch auf Erden, die eine beim Grabe, die andere im Hause, in der Ahnentafel, daher ihnen an diesen beiden Stellen auch geopfert wird. Ein Haus, in dem eine Leiche liegt, ist unrein. Um daher jeden vor dem Eintritt zu warnen, wird ein aus Bambus geflochtener Bogen, mit Matten bedeckt, vor der Thür angebracht, aus dessen Mitte ein großer Büschel blauer und weißer Papierstreifen herabhängt. Inzwischen geht der älteste Sohn des Verstorbenen mit etlichen Weihrauchstäbchen an den nächsten Bach oder Fluß, um vom Wassergeist etwas Wasser zu kaufen, mit dem das Gesicht des Verstorbenen gewaschen wird, damit er rein vor dem schwarzen Todtenkönige Nyam-to-wong erscheinen könne. Ein anderer kauft einen bis zum Gipfel hin schön gewachsenen Bambus von den Berggeistern, den sogenannten „Bambus der großen Nachkommenschaft", und bringt ihn nach Hause. Dann wird von einem Geomanten die Stunde angegeben, wann die Weiber ihre aus dem Stegreif in mangelhafte Reime gebrachte Todtenklage eröffnen sollen. So etwas ist jämmerlich anzuhören. Die eine klagt über das Unglück, ihren Stiefvater ihrer Schuld wegen nicht länger erhalten zu dürfen, und eine andere jammert etwa darüber, daß sie nicht noch länger das Glück habe, ihren Großvater pflegen zu dürfen; nun sei alles vorüber; er antworte nicht mehr auf die Fragen, er sehe die nicht an, die mit Wohlgefallen auf ihn schauten; o welch ein Unglück ist dies, und was soll aus mir, dem armen Weibe, werden u. s. w. Inzwischen gibt man ihm eine Anzahl an einem Pfirsichzweig befestigter Brötchen in die Hand, die er vor den Stadtthoren des Todtenkönigs den den Weg versperrenden gierigen Hunden hinwerfen soll, damit er in die Stadt kommen könne[1]). — Für die zurückbleibende Seele wird von Buddhistenpriestern unter mancherlei Zeremonien die Tafel zubereitet, mit Inschrift versehen

[1]) An einer andern Stelle werden große Papiervögel erwähnt, die vor dem Hause auf hohen Stangen aufgepflanzt sind und die verbrannt werden, um die Seele ins Elysium zu tragen.

und geweiht, in welcher sie fortan Platz nimmt. Auch werden ihr alsbald Opfer, Fleisch, Thee und Wein, vorgesetzt. Zu den Füßen der Leiche aber wird eine Rauchpfanne aufgestellt und fort und fort geräuchert und Papierkleider verbrannt, damit der Verstorbene in der Unterwelt auch etwas anzuziehen habe. Die nahen Verwandten kommen inzwischen ihr Beileid zu bezeugen und pflegen ein paar Weihrauchstückchen, Kerzen und Papierkleider mitzubringen, die sie vor aller Augen anzünden. Dann knien sie ein Weilchen und weinen einige Thränen, wenn sie überhaupt welche hervorbringen können.[1]) Am Abend nun, ehe die Leiche aus dem Hause geschafft und zu Grabe getragen wird, finden im Trauerhause noch besondere Feierlichkeiten statt, die von den Bonzen (Priestern) vollzogen werden. Diese müssen nämlich Gebete, an Buddha gerichtet, verlesen, um der Seele den Eingang in den Himmel zu verschaffen. Ehe sie jedoch bis zum Ort der Glückseligkeit gelangt, muß dieselbe nach dem Glauben der Chinesen erst acht Thore passiren, was die Priester durch eine sinnbildliche Handlung darzustellen suchen. Zu dem Ende haben sie einen achteckigen, mit Papier überzogenen, inwendig hohlen Zilinder. Jede Seite desselben stellt eines jener acht Thore vor, und so oft nun der Priester die himmelwärts wandernde Seele infolge der hergeplapperten Gebete eines der Thore durchschreiten läßt, schlägt er eine Seite des papiernen Achtecks ein. In der Regel dauern diese Gebete die ganze Nacht hindurch, bis alle Seiten des Zilinders eingeschlagen sind, und doch sind die armen Leute selbst dann nicht ganz ruhig darüber, ob die Seele auch wirklich in den seligen Zustand eingegangen sei; denn nun erst sorgt man dafür, daß sie auch jenseits noch mit allen möglichen irdischen Lebensbedürfnissen versehen werde. Eine Masse Goldpapier wird verbrannt, in dem Glauben, daß es in der anderen Welt sich in klingende Münze verwandle; mehrere Anzüge von Kleidern, Haus- und Küchengeräthe, Tragsessel, Wagen und Pferde, Boote, Sklaven, ja ganze Häuser — natürlich alles von Papier — werden verbrannt in der gewissen Hoffnung, daß es dort in lauter kostbare Realitäten sich verwandeln und dem Verstorbenen zu gute kommen werde. Damit aber auch alles an den rechten Mann komme, wird eine Schrift mit einem genauen Verzeichniß der verbrannten Gegenstände aufgesetzt, an den Verstorbenen adressirt, von den Priestern im Beisein von Zeugen unterschrieben und untersiegelt, und nachdem auch dies Papier den Flammen übergeben worden, zweifelt niemand mehr daran, daß nun alles richtig an Ort und Stelle gelange.[2])

Während dies alles im Trauerhause geschieht, streift ein gemietheter Geomant, den Kompas in der Hand, mit einigen Gehilfen auf den Bergen umher, um den glücklichsten Platz für das Grab aufzufinden,

---

[1]) Es werden auch Kondolenzbriefe, in den schwülstigsten Redensarten abgefaßt, mit Gaben der genannten Art übersendet. Die Anfertigung solcher Schreiben übernehmen Literaten, die ihr Examen nicht bestanden und also kein Amt erlangt haben.

[2]) Das Papiergeld soll sowohl dazu dienen, um den Todtenkönig und seine Bedienstteten bestechen zu können, als auch um in der Unterwelt ein komfortables Leben führen zu können.

wozu es oft tagelangen Suchens bedarf. Auch die Stunde muß astrologisch berechnet werden, in der die Leiche in den Sarg gelegt werden soll. Sie wird dabei mit ihren Feierkleidern angethan, und besonders wenn der Verstorbene einen Rang hatte, dürfen die Abzeichen desselben nicht fehlen. Dazu legt man ihm mancherlei Gegenstände mit in den Sarg, die er vorzugsweise im Leben benutzt hat: Eßstäbchen, Tabakspfeife, und Opiumrauchern gibt man selbst das Werkzeug ihres Lasters mit ins Jenseits. Auch fehlt es nicht an reichlichem Blumenschmuck.

Endlich ist es so weit, daß der Zug sich in Bewegung setzt. Männer mit Gongs gehen voran, um die bösen Geister zu verscheuchen. Ihnen folgt ein Buddhapriester, der fortwährend Gebete hersagt. Dann kommt ein Tragstuhl mit der Tafel des Verstorbenen und darauf der Sarg, an einer Bambusstange befestigt, von mehreren Männern getragen. Weiter bemerken wir im Zuge einen Mann mit einem Präsentirbrett, auf dem Theekanne, Tassen und ein brennendes Licht stehen. Ein Knabe schützt letzteres durch einen vorgehaltenen Schirm. Es sollen daran die Weihrauchstäbe am Grabe angezündet werden. Ferner folgt ein Mann mit einer Papierlaterne in der einen Hand, die dem Verstorbenen durch das dunkle Todesthal leuchten soll; in der andern trägt er den mit bunten Bändern geschmückten Bambusschößling. Nebenher geht ein Knabe, der an Schnüren allerlei Feuerwerk trägt; denn Schwärmer, Frösche und Feuerräder sind eine wichtige Sache, um die bösen Geister zu vertreiben. Daneben wird noch eine ganze Partie Kleidungsstücke und Geräthschaften von Papier mit zum Grabe geschafft. Im Zuge gehen dann noch mehrere Männer mit Gongs und anderen Instrumenten und wieder ein Gebete herplappernder Bonze. Schließlich kommen die nächsten Angehörigen in ihren weißen Trauerkleidern. Wohlhabende lassen sich in Sänften tragen; weniger Bemittelte gehen zu Fuß, wobei sich jedoch die Frauen und Mädchen mit besonders kleinen Füßen von ihren Sklavinnen auf dem Rücken tragen lassen.

Ist man auf der Begräbnißstätte angelangt, so wird der Sarg in die drei bis vier Fuß tiefe Gruft gesenkt unter mancherlei Zeremonien. Es werden Opfer dargebracht. Meist finden sich nur die gewöhnlichen: Reis, Thee, Sam-schun und Weihrauch, erwähnt. Es kommen jedoch auch blutige Opfer vor. Ein weißer Hahn wird dreimal um das Grab getragen und dann getödtet. Das Grab wird mit Kalk zugemauert. — Vielfach aber findet erst ein provisorisches Begräbniß statt; wenn nämlich nicht ein besonders günstiger Ort für das Grab gefunden oder zur vorläufigen Ersparung der Kosten noch nicht ermittelt und angekauft wurde. In manchen Gegenden werden die Särge überhaupt vorläufig aufgestellt und erst nach Jahren begraben. In andern sieht man sie hier und da auf freiem Felde stehen. Dies ist besonders da der Fall, wo sich wenig den Regeln der Geomantie entsprechende Orte finden. Vielfach werden auch die Gebeine nach drei Jahren wieder ausgegraben, gewaschen und in Töpfe gethan, sogenannte „Goldtöpfe", die dann an den glücklichen Stätten aufgestellt werden. Die Gräber werden von einer besonderen Klasse von Männern angefertigt, die unter dem Namen

„Berghunde" eine verachtete Stellung einnehmen, fast wie in Indien die Kastenlosen.

Mit dem Begräbniß sind jedoch die Leichenfeierlichkeiten noch nicht vorüber. Wenn der Zug zurückkommt, steht ein Häuschen bereit, fast einer Puppenstube gleichend, in das die Seelentafel des Verstorbenen untergebracht und damit seine Seele durch die Bonzen einquartirt wird. Hier wird ihr alle sieben Tage Opfer dargebracht, bis nach Ablauf eines Jahres wieder ein Priester gerufen wird, um die Seelenhütte zu verbrennen. Jetzt ist der Verstorbene nämlich reif, um in der Ahnenhalle seiner Familie einen Sitz zu bekommen. Das hölzerne Täfelchen wird aus dem Papierhaus in die Ahnenhalle versetzt und bei dieser Gelegenheit wieder viel Papiergeld und Papierkleider verbrannt — dann aber auch eine große Schmauserei veranstaltet, wie eine solche auch am Tage der Beerdigung stattfindet, wobei alle die Speisen, an deren Duft die Seele des Verstorbenen sich erquicken sollte, verzehrt werden. Die beim Grabe verbliebene Seele darf jedoch auch nicht vernachlässigt werden und erhält zu bestimmten Zeiten ihre Opfer. Auch werden die Gräber oft mit Blumen geschmückt.

Während der dreijährigen Trauerzeit um die gestorbenen Eltern enthalten sich die Chinesen — wenigstens sollen sie es — aller weltlichen Freude, nehmen an keiner Hochzeit und keinem anderen frohen Feste theil, tragen weiße, hanfene Kleider, eine weiße Kopfbinde oder einen weißen Hut, Strohschuhe, schmücken das Haar nicht, gehen auf einen Stab gestützt einher und genießen geringe Nahrung; höhere Staatsbeamte ziehen sich bei der Trauer ein Jahr lang von ihrem Amte zurück, und ein trauernder Kaiser hält sich lange und viel in seinem Palaste verborgen. —

„Auf die Erhaltung der Grabstätten wird von den Familienangehörigen viel Sorgfalt verwendet. Jedes Frühjahr (105 Tage nach der Wintersonnenwende) wird eine Art Todtenfest gefeiert, das durch drei bis vier Wochen sich hinzieht und an welchem feierliche Prozessionen zu den Gräbern stattfinden, die dann von Gras gereinigt werden, daher das ganze Fest als „das Grabschaufeln" bezeichnet wird. Nachdem dies geschehen ist, wird eine Anzahl von Gerichten auf das Grab niedergesetzt; die ganze Familie stellt sich in einer Reihe vor demselben auf, und nun beginnt eine lange Reihenfolge von Niederknien, Wiederaufstehen, Sichverbeugen u. s. w., je nach dem Kommando des Zeremonienmeisters. Dazu werden Schwärmer losgelassen und Weihrauch, Goldpapier, gemachte Kleider verbrannt. Angehörige, die auswärts leben, kommen zu diesem Feste in ihre Heimat und scheuen selbst eine weitere Reise nicht." „Man soll aber nicht denken, daß dies ein Zeichen ungeheurer kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an die Verstorbenen sei. Der Theorie nach ist es so, und manchem ist es gewiß auch Ernst damit. Die große Mehrzahl verrichtet jedoch nur die Gebräuche, weil sie wähnt, alles irdische Glück sei davon abhängig. Die Armen halten auch darauf, weil die reichen Klangenossen einen tüchtigen Schmaus bezahlen müssen."

Eine ganz andre Art von Todtenfest ist dasjenige, welches im August allgemein gefeiert wird (Ta-tsin), man könnte es das Fest „der armen

Seelen" nennen. Ueberall auf den Straßen und vor den Tempeln sieht man Goldpapier für die abgeschiedenen Geister verbrennen, in den Klöstern der Buddhisten und Tauisten werden Seelenmessen gelesen, auf den mit vielen Laternen erleuchteten Booten auf dem Flusse, wie hin und her in den Straßen, hört man solche Priester ihr Requiem singen. Es gilt aber das keineswegs allen Seelen — sondern nur den Armen, die ohne ein gebürendes Begräbniß aus dieser Welt geschieden sind, oder die vielleicht auf dem Meere verunglückten u. s. w. Seelen, die nicht in der vorgeschriebenen Weise von ihren Nachkommen versorgt werden, sind sehr gefährliche böse Geister, welche die Lebenden beunruhigen und auf alle mögliche Weise Schaden und Unheil anrichten. Diese zur Ruhe zu bringen, das ist der Zweck dieses chinesischen Todtenfestes, bei dem sich oft eine große Freigebigkeit offenbart. Sie mag als Wohlthätigkeit erscheinen; es liegt ihr aber der Egoismus zu Grunde, der sich selbst vor allen jenen Gefahren sichern möchte.

---

c. Ein Besuch auf dem Lande.

Um aufs Land zu reisen, besteigen wir nicht etwa eine Postkutsche. Wir werden bald sehen, wie die Beschaffenheit der Wege das Reisen zu Wagen unmöglich macht.[1]) Wir benutzen ein Passagierboot. Noch einmal sehen wir das bunte Gewimmel der Flußbevölkerung, die wir in den verschiedenartigsten Beschäftigungen beobachten können. Seltsames Loos, sein Leben auf dem engen Raum eines Bootes zu führen und zu vollbringen. Die Kinder sind meistentheils festgebunden, damit sie nicht ins Wasser fallen, und die Suî-ki (Wasservögel, so werden die Frauen dieses Theils der Bevölkerung genannt) bekümmern sich dann wenig um ihre Kleinen und lassen sie tüchtig schreien. Es soll übrigens nur selten vorkommen, daß einer von diesen Booten aus verunglückt. Es wäre auch traurig, wenn es öfter vorkäme, daß jemand ins Wasser fiele. Der Chinese pflegt in solchem Falle aus Aberglauben nicht eine Hand zur Rettung des Ertrinkenden zu regen. — Ein plötzlicher Sturmwind kann unter dieser Bootsbevölkerung freilich ein entsetzliches Unglück anrichten. —

Dort liegt eine ganze Reihe von Passagierbooten verschiedener Größe. Auch hier ist alles organisirt. Es sind gesetzlich fünf verschiedene Arten solcher Boote unterschieden und genaue Vorschriften über ihre Einrichtung gegeben. Alle haben im mittleren Theile einen Salon, über den sich der Mast erhebt. An demselben hängt eine Tafel mit dem Namen des Kapitäns nebst Angabe der Orte, zwischen denen das Boot seine regelmäßigen Fahrten macht. Bald haben wir dasjenige

[1]) Dies gilt wenigstens von den südlichen und den Zentralprovinzen. Im Norden finden sich breitere Wege, auf denen man mit Wagen fahren kann. Pferde, Maulesel und Ochsen werden dazu gebraucht. Aber sowohl der Zustand der holprigen Wege wie der wenig bequemen Wagen macht auch dort solche Reise sehr unangenehm.

herausgefunden, das wir benutzen können, um einen Marktflecken im Kreise Yun-on, d. h. „ewiger Friede", zu erreichen, in dessen Nähe die Missionsstation liegt, die unser Ziel bildet. Das Boot ist nur eines der dritten Klasse, nach Vorschrift 43 Fuß lang und 10 Fuß breit, für 30 Passagiere berechnet, während die der ersten Klasse bei einer Länge von 72 Fuß auf doppelt so viele Fahrgäste eingerichtet sind. Lassen wir uns denn im Salon nieder, nachdem wir uns zwischen den im Vordertheil des Schiffes aufgepackten Packeten, Körben u. s. w. durchgedrückt haben. Von Komfort ist nicht viel vorhanden. Die schmalen Bänke bieten nur ein hartes Gesäß; wer es bequemer haben will, der setzt sich auf ein Stück Matte auf den Boden. Ebenso muß man sich bei längeren Reisen die Lagerstätte bereiten, was jedem Passagiere überlassen bleibt. Für die Frauen ist übrigens eine besondere Kajüte vorhanden. Glücklicherweise hat sich heute nicht die höchste zulässige Zahl von Reisenden eingefunden; sonst würde es uns doch etwas enge werden. Nun bleibt uns jedoch ziemlich freie Bewegung, und die großen Fenster gewähren nach Vorschrift[1]) Luft genug, um von dem Tabaksrauch unsrer Begleiter uns unbelästigt zu lassen und uns die vollste Umschau zu gewähren.

Jetzt wird der Anker gelichtet. Ein flaches Boot, von acht stämmigen Ruderern in Bewegung gesetzt, hat uns am Schlepptau. Noch eine ganze Weile fahren wir zwischen den mancherlei Fahrzeugen hindurch, im Hintergrunde die belebte Stadt. Allmählich wird es auf dem breiten Strome stiller. Die Vorstädte liegen hinter uns. An den Ufern ziehen sich Gärten hin, aus deren mannigfaltigem Grün sich nette Gartenhäuschen in Pagodenform erheben[2]). Hier und da zieht ein Fischer unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er steht auf einem 5—6 m langen, schmalen Floß aus zusammengebundenen Bambusstämmen und hat weder

---

[1]) Der Kapitän eines solchen Bootes, auf dem sich irgend etwas unvorschriftsmäßig vorfindet, kann zum Kang und Stockschlägen verurtheilt werden, und zwar wird die Strafe am Anlegeplatz der Boote vollstreckt.

[2]) Vornehme Leute haben oft mit vielem Aufwand angelegte Lustgärten. Der barocke Stil der chinesischen Landschaftsgärtnerei entspricht wenig unserm Geschmack. In Blumenzucht leisten sie viel, und manche unsrer beliebten Zimmerpflanzen stammen aus China. Mit besonderer Vorliebe züchten sie Zwergbäumchen und andre Miniaturpflanzen. — Das Klima kommt der Gartenkunst zu Hilfe. Jahr aus Jahr ein gibt's blühende Bäume und Pflanzen. Teiche mit Gold- und Silberfischen dienen zum Schmuck solcher Gärten; auch werden dieselben dort wohl in künstlichen Aquarien gehalten. Manche Familie hat in solch einem Garten ihre Sommerwohnung. Noch ausgedehnter aber sind die Gemüsegärten, die ebenfalls, wenn irgend möglich, am Ufer eines Flusses oder Kanals angelegt werden. Wo dies nicht sein kann, wird für ausreichende Brunnen gesorgt, denn das Begießen spielt eine Hauptrolle in der chinesischen Gärtnerei und bewirkt erstaunliche Erfolge. Wir halten uns nicht damit auf, die einzelnen Produkte der Gemüse- und Fruchtgärten aufzuzählen. Außer den bei uns bekannten kommen hier fast alle sonst in subtropischen Klimaten genannten Pflanzen in Betracht. Besonders sei noch einer unter dem Namen Li-tschi oft erwähnten Frucht gedacht, die einer Stachelbeere gleicht, aber einen von delikatem Fleische eingeschlossenen Kern enthält. — Zu gewissen Zeiten erschallen die Gärten fortwährend von den Klängen des Gong, um die Vögel von den reifenden Früchten abzuhalten. — Oft wird in diesen Gärten auch Bienenzucht getrieben. Die Stöcke sind aus Rotang geflochten und werden sorgfältig an jedem Morgen abgebürstet.

Netz noch Angel. Sein ganzes Geräth besteht in einer Stange zum Rudern des Floßes und einem Gefäß, in das die Fische gethan werden. Das wichtigste aber sind seine Begleiter, die für ihn die Arbeit verrichten müssen: vier bis sechs abgerichtete Kormorane (Seeraben), denen durch einen Ring um den Hals es unmöglich gemacht ist, den gefangenen Fisch zu verschlucken. Der Fischer stößt einen nach dem andern von diesen Vögeln mit seinem Fuße vom Floß. Sofort taucht er unter und erscheint gewöhnlich bald mit einem Fisch im Schnabel, den er sich vergeblich herunterzuwürgen bemüht. Der Fischer nimmt ihm die Beute ab, thut sie in das Gefäß und läßt den Vogel sich ein Weilchen auf dem Floß ausruhen. Millionen von Fischen werden in China täglich auf diese Weise gefangen.

Beachten wir die Landschaft, die wir jetzt weiter überschauen können. Der Hintergrund ist mit hohen Gebirgszügen abgeschlossen. Rechts und links wechseln sanfte und schroffere Hügel. Ueberall sieht man Felder und Kulturen, die sich auch an den letzteren in Terrassen oft ziemlich hoch hinaufziehen. Es ist jedoch keineswegs das ganze Land bis auf den letzten Quadratfuß für den Ackerbau verwendet, wie so oft geschrieben wird. Es gibt immerhin in verschiedenen Theilen des Reiches bedeutende Strecken wüsten Landes. Die Regierung ermuntert zur Urbarmachung, indem den so gewonnenen Feldern für eine Reihe von Jahren Steuerfreiheit zugesichert ist. Aber auch in den bevölkertsten Theilen des Landes sind namentlich auf sanften Hügeln kleinere oder größere Plätze unbebaut, um den Todten als Ruhestätte zu dienen. Dazu sind aber nicht regelmäßige Friedhöfe angelegt, sondern hier und da zeigt sich auf der Höhe ein Grabmal, oft eine umfassende Architektur in Hufeisenform, oft nur ein einfacher Hügel mit Steinplatte.[1]) Diese Grabmäler bilden in nicht geringem Maße einen typischen Zug der

[1]) Die Chinesen sind darauf bedacht, ihren Todten Ruhestätten an glücklichen Orten zu verschaffen, und es ist eine der Hauptaufgaben der Geomanten nach ihrer Fung-schui genannten Kunst, in jedem einzelnen Fall den passendsten Platz aufzusuchen. Fung heißt Wind, schui: Wasser. Die hiernach benannte Kunst will aus der Konfiguration von Naturgegenständen mit Berücksichtigung ihrer elementaren Verhältnisse und ihrer angeblichen Beziehung zur Geisterwelt glückliche Stätten auswählen. Tagelang wandert er mit seinem Kompas über die Hügel, beobachtet die Linien der Landschaft, wie sie sich von hier oder da dem Auge darbieten, läßt durch einen seiner Begleiter den Boden aufgraben, um den Untergrund zu untersuchen u. s. w. Alle Horizontallinien sind der Anhalt für schädliche Einflüsse und müssen daher möglichst vermieden werden. (Daher sträubt sich der Chinese so mit Händen und Füßen gegen Einführung von Telegraphen und Eisenbahnen, durch die nach seiner Meinung blühende Gegenden in Wüsten verwandelt werden würden.) Eine Ebene muß hier und dort unterbrochen werden, sei es durch Anlage einer Pagode (und dies ist der Zweck dieser ziemlich häufigen, aber keineswegs dem Kultus dienenden Gebäude) oder durch Anpflanzung von Bäumen. Das größte Unglück bei Anlage eines Grabes wäre dies, wenn es in einer tiefgelegenen Ebene seinen Platz erhielte, wo wohl gar das Grundwasser eintreten könnte. Sehr geeignet sind dagegen die Stätten, wo sich dem phantastisch beanlagten Auge des Geomanten auf der einen Seite ein weißer Tiger (Fels), auf der andern Seite ein grünlicher Drache (sanfter, angebauter Abhang) erscheint, zwei vortreffliche Wächter für die Todten.

chinesischen Landschaft. Ueberall zeigen sich die weißen Punkte über das ganze Land zerstreut. — Ein andrer Zug, der uns als Mangel landschaftlicher Schönheit erscheint, ist das Fehlen der Wälder. In entlegenen Gebirgsgegenden mag es solche geben, weitaus der größte Theil des Landes zeigt anstatt zusammenhängender Wälder nur hin und wieder einzelne Baumgruppen, die über die Landschaft vertheilt sind, welche im ganzen etwas Kahles und Nüchternes hat. Ebenso wie der Wald, fehlen auch die Wiesen und Weiden. Für das Vieh hat der Chinese nicht soviel Platz übrig wie wir. Eine weidende Herde ist ein unbekannter Anblick — ausgenommen in einigen Gegenden der nördlichen Provinzen[1]). Sonst sieht man höchstens an den unbebauten Theilen der Hügel etliche Ziegen unter der Obhut eines Hirtenknaben. Hier und da unterbricht ein stattliches Dorf die üppigen Fruchtfelder, deren Eintheilung in lauter kleine Parzellen, die meist von kleinen Dämmchen eingeschlossen sind, uns zeigt, wie hier kein Großgrundbesitz herrscht, und darum auch keine Oekonomie in großem Maßstabe getrieben wird, sondern daß der Fleiß des kleinen Mannes dem Boden die hohen Erträge abgewinnt.[2])

Unser Weg verläßt jetzt den breiten Hauptstrom und benutzt einen kleineren Nebenfluß. Unsre Fortbewegung wird nun etwas verändert. Das Boot, das uns bisher bugsirte, bleibt zurück, und unser Schiff wird jetzt, nach Art der holländischen Trekschuiten, mittelst eines am Mast befestigten Taues von drei am Ufer entlang gehenden Männern gezogen. Es geht dies ziemlich schnell. Ein Ackerfeld nach dem andern scheint an uns vorüber zu eilen. Die Dämmchen, welche sie trennen, sind hier mit Maulbeerbäumen bepflanzt, ein Zeichen, daß in dieser Gegend Seidenzucht getrieben wird. Am Ufer machen sich manche Wasserräder verschiedener Konstruktion bemerklich, die sei es durch ein Paar Männer getreten, sei es vom Wasser selber getrieben werden. Auch Kettenpumpen werden gebraucht, um die Felder behufs der Reiskultur

---

[1]) In der Mongolei gibt es ausgedehnte Grasebenen mit zahlreichen Kuh- und Schafherden.

[2]) In keinem ackerbautreibenden Lande der Welt ist gegenwärtig der Grundbesitz so zersplittert wie in China. Ein Gut von 60 Hektaren in der Ebene und 120—180 im hügligen Lande gehört zu den größten. Ein Familienvater, welcher 6 Hektaren Landes sein nennt, wird für vermöglich gehalten. — In der Nähe der größeren Städte kann eine Familie von 1—1½ Hektaren leben, sofern sie den Acker selbst besitzt. Pächter von 2 Hektaren dagegen gelten für arm, und wer nur eine solche gepachtet hat, muß zu Nebenverdiensten greifen. Die übliche Vererbungsweise durch gleichmäßige Theilung des Grundbesitzes unter die männlichen Kinder, trägt zur Güterverkleinerung ebenso sehr bei, wie dieselbe aufrecht erhalten wird durch die Emsigkeit und Sparsamkeit des chinesischen Landmannes und den reichen Ertrag des Gartenbaues und jener Kulturen, die, wie Thee und Seide, grade beim kleinen Betrieb am lohnendsten sind. Europäische Statistiker haben nachgewiesen, daß ein großer Theil des chinesischen Ackerbaus nicht mit Gewinn würde zu betreiben sein, wenn nicht die Familien in ihrem pietätsvollen Zusammenhalt und ihrem Kinderreichthum eine stets verfügbare Menge der allerbilligsten Arbeitskraft besäßen. Diese Arbeitskraft macht es möglich, daß nach allgemeinen Schätzungen die Hälfte des Ackerlandes in China von Pächtern, und zwar vorwiegend von kleinen Pächtern, bearbeitet wird. In der That ist der wichtigste Theil des Kapitals, mit welchem der chinesische Landmann arbeitet, die Genügsamkeit, der Fleiß und der Zusammenhalt der Familie. F. Ratzel, Die chinesische Auswanderung, S. 26 ff.

unter Wasser zu setzen[1]). Dies geschieht zeitig im Frühjahr; aber auch jetzt sind die verschiedenen Bewässerungsanstalten im vollen Gange, da der eben gepflanzte Reis keine Trockenheit erträgt. Tausende von Reihen lichtgrüner Pflänzchen ziehen sich über die Felder, die wie mit einem zarten grünen Schleier überdeckt scheinen. Bei dem schnellen Wachsthume aber werden sie in wenigen Tagen dem reichen grünen Teppich gleichen. Die Einförmigkeit der Felder wird hier und da durch Gruppen des hochstrebenden anmuthigen Bambus unterbrochen. —

Manches Boot fährt an uns vorüber oder wird von uns überholt. Dort hält z. B. ein „Entenboot", ein nicht kleines Fahrzeug, das seine 1000 bis 1200 Enten faßt. Jetzt aber ist die Ladung auf eine Stunde freigelassen um am schlammigen Ufer sich eine Mahlzeit zu suchen. Die schnatternden Thiere verbreiten sich aber auch ziemlich weit über die Felder, und man gestattet es, da sie eine Menge von Schnecken, Würmern und anderen Insekten verzehren, ohne den Pflanzen Schaden zu thun. Auf ein gegebenes Zeichen versammeln sie sich wieder im Boot, ohne Miene zu machen, als wollten sie ihre Freiheit mißbrauchen. Solche großen Entenscharen werden in eigenen Anstalten künstlich ausgebrütet und groß gezogen. Der Händler bringt sie dann entweder auf den Markt der größeren Städte oder verkauft sie an eine Anstalt, in der sie in Masse geschlachtet und eingesalzen werden.

Ein anderes Boot, das wir überholen, macht sich sehr bemerklich durch den entsetzlichen Geruch, den es verbreitet. Es enthält die mit größter Sorgfalt gesammelten Dungstoffe der Städte, welche zu ziemlich hohen Preisen überall auf dem Lande gekauft werden[2]).

Manche andere Boote kommen in entgegengesetzter Richtung beladen

---

[1]) Felder, die nicht so günstig am Wasser gelegen sind, müssen aus Teichen, die man dazu anlegt, bewässert werden. Oft wird das Wasser mit Gefäßen ausgeschöpft und in die Furchen geschüttet, durch die es über das ganze Feld läuft.

[2]) Die große Vorliebe der Chinesen für den Ackerbau scheint sie in diesem Stücke allen Ekel überwinden zu lassen und selbst ihre Geruchsnerven völlig abzustumpfen. Ein bloßes Entfernen dieser unangenehmen, aber allerdings für den Landbau sehr wirksamen und werthvollen Stoffe würde ihnen als ein schweres Unrecht erscheinen. In den großen Städten sind Sammelstellen, wohin man täglich den Inhalt der Aborte in Eimern, die in der bekannten Weise über der Schulter getragen werden, bringt und verkauft. Gray bemerkte in Fu-tschau, wie nett gekleidete, saubere Frauen mit hübschen Blumensträußen in den Haaren dieses schmutzige Geschäft verrichteten. Solch ein verleugnungsvolles Opfer für das allgemeine Wohl wird als ein höchst verdienstvolles Werk betrachtet. Von jenen Sammelstellen wird die Masse dann in flachen Booten aufs Land geschafft. Die Bauern aus der nächsten Umgebung der Stadt holen sich solche Stoffe selbst in Eimern und erfüllen die Straßen, die sie passiren, mit furchtbaren Düften. Nur durch das Südthor, das vor den drei andern mancherlei Vorzug hat, darf dergleichen nicht getragen werden. — Wenn man in diesem Punkte den Chinesen wohl etwas mehr Rücksicht auf die Geruchsorgane wünschen möchte, so muß man vom ökonomischen Gesichtspunkte aus anerkennen, daß sie darin den europäischen Ackerbau bedeutend übertreffen, wie J. v. Liebig mit Recht betont hat.

mit Reis, Früchten und anderen Landesprodukten. Man sieht, daß hier ein lebhafter Handel im Gange ist.

Je näher wir unserm Ziele kommen, desto dichter ist der Fluß mit Fahrzeugen besetzt. In dem Marktflecken Tschiung-hang[1]) findet grade Markt statt, daher der Verkehr um so stärker. Jetzt wird der Anker niedergelassen; wir steigen aus und kommen bald in den Trubel des Marktes. Eine große Menschenmenge ist dort versammelt. In langen Reihen sind Büffel, Kühe, Schweine und Ziegen zum Verkauf ausgestellt, auch fehlt es nicht an Geflügel, ja Hunde und Katzen werden ausgeboten. Dort wieder sitzen unter einem langen Schuppen, der aus einem von Pfeilern getragenen Ziegeldache besteht, die Verkäufer von Korn und Hülsenfrüchten, Gemüsen und Sämereien, Ackerwerkzeugen u. s. w. An Vergnügungen fehlt es natürlich auch nicht. Seiltänzer und Wahrsager, Knaben, die Früchte und Reiskuchen verkaufen, Gaukler, die ihre Kunststücke machen, Bauchredner[2]) und Taschendiebe — das sind die Figuren, die bei solcher Gelegenheit immer wieder sich zeigen.

Daß es uns hier aber nur nicht so geht wie einst den Missionaren Winnes und Hanspach bei solcher Gelegenheit im Jahre 1862[3]).

„Das Gerücht von der Ankunft zweier Fremden war bereits in den Markt gelangt, und schon hatten sich Junge und Alte in bunter Mischung vor dem Thore aufgestellt. Wir schritten durch die Menge hindurch und traten in den stark angefüllten Markt ein, wohin uns jener Schwarm von außen nachfolgte.[4])

---

[1]) Föhrenschlucht. Als einige weitere Proben von Ortsnamen mögen angeführt werden: Kiu-so, neunfacher Friede, Kui-scheu, Rückkehr zum Guten, Liung-long, Drachenfluß, Thal-mang-sa, Riedgrasblüte, Tschong-lok, dauernde Freude, Suk-ma-tschong, Hirschkuhberg u. dergl.

[2]) Gray hörte einmal einen solchen in Peking, der mit großem Geschick eine Unterredung eines Bauern und seiner Frau auf der einen Seite, und dem Kuh- und Schweinehirten und der Viehmagd auf der andern Seite nachahmte. Das Brüllen der Rinder und das Grunzen der Schweine wurde dazwischen auf bewundernswürdige Weise wiedergegeben.

[3]) Vergl. Evangel. Heidenbote, 1863, S. 13.

[4]) Jedenfalls gab's dabei auch die bekannten Schimpfwörter zu hören: Fan-kuei: „Fremder Teufel", „Barbar" oder „rothhaariger Barbar". Der Chinese hat überhaupt eine gottlose Zunge und verfügt über ein reichhaltiges Lexikon von Flüchen, Schwüren und Verwünschungen der greulichsten Art, die bei den geringfügigsten Veranlassungen gebraucht werden. „Mögen dich die fünf Kaiser holen", d. h. die fünf Götter, welche Cholera, Pest und andere Epidemien verwalten; „Mögest du in der Hölle im Oelkessel schmoren"; „Mögest du unverheiratet sterben" und dem Sinne nach diesem gleichkommend: „Möge deine Nachkommenschaft hingerafft werden" (das Schrecklichste, was einem Chinesen begegnen kann, daß er keinen männlichen Nachkommen hat, der ihm nach seinem Tode den Weihrauch anzündet und die erforderlichen Opfer bringt); „Daß dich der Nachtwächter begrabe"; „Daß dich fünf Pferde zerreißen"; „Daß du als Hund (oder Schwein) wieder geboren werdest". Das sind etliche Proben von den anständigen Ausdrücken, deren sich die chinesische Lästerzunge bedient. Auch die Weiber stehen darin den Männern nicht nach. — Dabei sei auch sogleich der gemeinen Redensarten und obscönen Anspielungen Erwähnung gethan, welche im gewöhnlichen Leben sehr häufig zu hören sind. Doolittle, dem ich diese Notiz entnehme, gibt freilich keinen Anhalt, um die Zungensünden der Chinesen ihrer Ausdehnung nach, im Vergleich mit den in christlichen Ländern vorkommenden, zu beurtheilen.

Das Aufsehen, das Staunen, der Rumor war nicht gering. Wir suchten sobald als möglich in ein Wirthshaus zu gelangen, um unsere Sachen in Sicherheit zu bringen und uns selbst dem allgemeinen Zudrang etwas zu entziehen; aber dies ging nicht so leicht. Der Laden, der uns als Gasthaus bezeichnet war, nahm uns nicht auf. Der Besitzer desselben stellte sich ganz verblüfft, leugnete, daß sein Laden ein Gasthaus sei und wies uns an seinen Nachbar. So ging es durch eine ganze Reihe von Läden hindurch. Der Pöbel lachte und freute sich über unsre Verlegenheit, und schon hörte man einige Stimmen rufen: „Schlagt drauf, schlagt drauf!“ Da kam unversehens ein Mann herbei, schob uns in einen Laden und sagte zu dem Besitzer desselben: „Das sind gute Leute, nimm sie auf; was fürchtest du denn?“ Wir wurden nun samt unsern Sachen in aller Eile auf den Phang gebracht. Was der Phang ist, das ist einem Europäer, der noch kein chinesisches Haus gesehen hat, schwer zu sagen. Es ist eine Art Speicher, der dadurch gebildet wird, daß ein Theil der Querbalken, welche in einem europäischen Hause die Zimmerdecke halten [während in dieser Art chinesischer Häuser der Raum ohne Decke bis ans Dach geht], mit losen Brettern belegt sind. Dies war unser Verwahrungsort. Jener Mann, der uns so dringlich dem Ladenhalter empfahl, war der Kang-len des Marktes. Der Kang-len ist eigentlich Feldschütze und Nachtwächter, und als solcher ist er verantwortlich für die begangenen Diebstähle. Er hat eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Dieben und hat dieses Handwerk in der Regel früher selber betrieben. Seine Amtsthätigkeit beginnt erst recht, wenn der Diebstahl bereits geschehen ist; denn alsdann hat er die Diebe aufzuspüren, was ihm bei seiner Bekanntschaft mit dieser Klasse von Menschen und seiner Geschäftskenntniß auch häufig gelingt. — Unsre Situation war eben keine angenehme und bequeme. Der Laden war zu ebener Erde mit Menschen Kopf an Kopf gefüllt. Das Getümmel und der Lärm war groß. Unser Speicher war derart, daß, wenn wir knieten oder an den Rand desselben vorrückten, die ganze Menge uns sehen konnte; wenn wir dagegen lagen oder uns mehr nach hinten zurückzogen, waren wir ihrem Blicke verborgen. Der Kang-len wollte nicht haben, daß wir uns viel sehen ließen. Er mußte irgend eine Befürchtung haben. Wir sahen wohl, daß das Volk unbändig roh und wild war, konnten uns jedoch nicht überzeugen, daß man eigentlich böse Absichten auf uns gehabt hätte. Ich versuchte einmal zu dem Haufen vom Speicher herab zu sprechen; aber der Lärm ließ mich nicht recht zu Worte kommen. Der Spektakel, der Ab- und Zugang dauerte bis in die Nacht. Viele stiegen die Leiter hinauf, um uns in unmittelbarer Nähe zu besehen und zu belästigen. Sie wollten unsre Mienen und Geberden, unsre Augen und Haare, unser Sitzen und Liegen, Essen und Trinken, Wachen und Schlafen sehen und beobachten, und dazu fortwährend schwatzen, lachen und sich belustigen.[1]) Es war keine geringe Wohlthat, als wir diese Plagegeister endlich los geworden waren und uns unter Gottes Schutz zur Ruhe legen konnten. Noch vor Tagesanbruch machten wir uns am andern Morgen so still und geräuschlos als möglich auf, um aus diesem Orte zu kommen.[2])

---

[1]) Der Chinese ist ein besonders *neugieriger* und *naseweiser* Mensch, so fragesüchtig als geldsüchtig, und der erste beste Laffe sucht da seinen Vorrath von abgeschmackten Witzen an den Mann zu bringen. Es ist eine Geduldsprüfung, sich mit der unverschämten Höflichkeit und mit dem bubenhaften Wesen belästigen zu lassen. — In die Neugierde mischt sich auch allerlei Aberglaube und Argwohn. „Ueberall hatte man uns im *Verdacht der Schatzgräberei*, und es gelang nur selten, das verblüfterte Volk von diesem Wahne zu befreien. Sie glaubten, wir seien im Stande, die bei ihnen verborgen liegenden und ihnen selbst unbekannten Schätze zu erspähen. Unsre Brillen vermehrten den Verdacht. Man sagte, sie sprühten wie Feuer und wir müßten vermittelst derselben jedenfalls mehrere Fuß tief in die Erde schauen können. Anderwärts wurden wir für Spione der englischen Regierung gehalten.“ (Heidenb. 63, S. 15).

[2]) Nicht immer sind reisende Europäer so glücklich durchgekommen. Oft kam es von den Worten zu *Thätlichkeiten* und groben *Mißhandlungen*. Fast jeder der Missionare, die früher ins Land reisten, sind in der Lage gewesen, daß ihnen Erdklöße und Steine um die Ohren sausten; manche sind jämmerlich durchgeprügelt worden, und wenn sie etwa chinesisches Kostüm angelegt hatten, ist ihnen

Wir wollen annehmen, daß es uns in dem Marktflecken besser ergeht als unsern Landsleuten vor 16 Jahren. Ohne belästigt zu werden, haben wir den Weg nach dem ersten Hôtel des Städtchens gefunden. Im übrigen machen die Straßen mit ihren einstöckigen Häusern, vor denen sich meist etliche Ställe befinden, einen dorfartigen Eindruck. Aber der Gasthof zum Glück und Frieden (Tuk-on) ist ein ziemlich hohes Gebäude. Im untersten Stockwerk befindet sich außer der Wohnung des Wirthes die Küche, in der mehrere Köche geschäftig kochen, braten und backen. Im zweiten Stockwerk befindet sich der Speisesaal und eine Anzahl von Logirzimmern. Wären wir einen Tag früher gekommen, so möchten wir schwerlich Aufnahme gefunden haben, denn Se. Excellenz der Kreismandarin war hier eingekehrt. Derselbe macht nämlich eine Rundreise durch seinen Amtskreis; natürlich um als väterlicher Verwalter alles zu revidiren. Das Volk aber mag eher das Richtige treffen, wenn es sagt: er reist „um Kupfer zu fressen", d. h. Geld zu erpressen[1]). Nun ist er eben in seinem Tragstuhl mit seinem großen Gefolge wieder abgereist und der Gasthof für andre Menschen wieder zugänglich geworden. Es wird uns ein Zimmer angewiesen und uns der Schlüssel dazu übergeben. Ein Plakat sagt uns, daß derselbe jedesmal beim Ausgehen dem Wirth einzuhändigen sei, da er sonst keine Garantie für die zurückgelassenen Sachen übernehmen könne. Das Mahl, das wir einnehmen, ist einfacher als wir es neulich in der Restauration der Provinzialhauptstadt erhielten; besteht aber immer noch aus einer ganzen Reihe

---

der Zopf sehr unsanft vom Kopfe gezerrt worden. Ein paar Fälle sind vorgekommen, daß Missionare von dem erregten Volkshaufen umgebracht wurden. Genau genommen aber ist dies alles kein Glaubensmartyrium, soweit die aktive Seite in Betracht kommt. Um seiner Religion willen wird keiner von den Chinesen verfolgt, denn sie sind von der tolerantesten Gleichgiltigkeit gegen andere Religionen erfüllt. Der nationale Gegensatz, verschärft durch die politischen Ereignisse, veranlaßte solche Verfolgungen. Etwas anders stellt sich die Feindschaft gegen die zum Christenthum übergetretenen Volksgenossen, bei der die Aufregung über den Abfall vom Ahnendienst, die Verletzung geomantischer Verhältnisse u. s. w., sowie die dadurch hervorgerufene vermeintliche Schädigung des allgemeinen Wohls mitsprechen. Der Kern der religiösen Seite wird jedoch dabei wenig berührt. — In neuester Zeit kann ein Europäer schon ziemlich sicher auch im Innern reisen; wenn auch vielfach durch Neugierde und Zudringlichkeit belästigt, wird er infolge seines Passes bei den Behörden meistens Schutz gegen weitere Unbill finden. In den Hafenstädten hat man sich bereits so an die Ausländer gewöhnt, daß der Ruf: „Fremder Teufel" oder „Barbar" wohl nur noch selten vorkommt.

[1]) Da kommt ein Mandarin mit seinem zahlreichen Gefolge von Unterbeamten und Helfershelfern in eine Gegend, um irgend eine Sache zu schlichten; mag nun ein Streitfall wirklich vorliegen oder erst zu erdichten sein, die eigentliche Absicht ist nur möglichst viel Geld zu erpressen; und da geht es nach der Regel: „Wer reich ist, ist eben darum ein Verbrecher und Revolutionär; wer arm ist und nichts zahlen kann, ist ein guter Bürger, wenn er auch gleich ein Dieb und Räuber wäre. So hatte vor nicht langer Zeit der Kreismandarin von einem nicht weit von Moi-lim wohnenden Stamm eine Beute von 4—6000 Dollar erpreßt und sich wieder damit in seine Residenz begeben; angeblich sollte man bei diesem Stamm eine Liste von einigen hundert Revolutionären aufgefunden haben. Nun, solche ungerechte Bedrückungen machen auch Heidenherzen seufzen, und diese suchen im Gefühl der herrschenden Verderbniß nach einer andern Moral." (Heidenbote, 1877, S. 19).

von Gängen. — Suchen wir die Ruhe auf. Doch kaum haben wir uns auf die Matratzen der breiten Himmelbetten ausgestreckt, so wird es uns klar, daß unsre Ruhe hier ziemlich fraglich ist. Die Zimmerchen sind nämlich von einander nur durch sehr dünne und keineswegs überall dichte Bretterwände geschieden. So ist man von seinen Nachbarn keineswegs genügend getrennt. Zur rechten Hand logirt ein Opiumraucher, wie uns bald der von dort durch die Fugen dringende Qualm andeutet, der uns selber fast benebelt. Zur linken dagegen ist eine Gesellschaft von dreien oder vieren einquartirt, die eine so laute und lebhafte Unterhaltung führen, daß wir dabei unmöglich schlafen können. Sie erzählen von einer Prügelei, die auf dem Markte vorgekommen ist, und deren einzelne Vorgänge der eine so, der andere so aufgefaßt hat. Darüber gerathen sie in solch eifrige Disputation, daß es sich anhört, als hätten sie sich selber an den Zöpfen. Klopfe an die Wand und bitte um Ruhe — es bleibt unbeachtet. Selbst dem Wirthe wird's kaum gelingen, sie stille zu machen, und wir können froh sein, wenn wir in der Nacht um 3 Uhr endlich die Augen schließen können. —

Die Sonne steht schon ziemlich hoch am Himmel, wenn wir die Weiterreise antreten können. Machen wir sie zu Fuß, mag auch der Wirth und einige seiner Gäste darüber die Achsel zucken, daß die Fremden nicht Tragstühle, sondern nur einen Träger für ihre Reisetaschen bestellt haben. — Und nun frisch zugewandert, damit wir nicht in die größte Hitze des Tages kommen. Bald liegt das Städtchen hinter uns. Der Weg setzt uns freilich in Erstaunen. Er ist nicht breiter als ein gewöhnlicher Fußpfad, gewährt uns nicht einmal genügenden Raum, neben einander zu gehen. Und doch ist es die offizielle Landstraße mit bezifferten Meilensteinen[1]) versehen. Wo sich ein Nebenweg abzweigt, steht ein Wegweiser aus Granit. In Entfernungen von 10 zu 10 Li sind Signalstangen angebracht, vermittelst deren bei Kriegsgefahr schnell durch ein Feuerzeichen die Kunde verbreitet werden kann. Zu beiden Seiten des Pfades dehnen sich die grünen Felder aus. Nur ein schmaler Grasrand ist neben demselben stehen geblieben. Auch dieser bleibt nicht unbenutzt. Sieh die kleine Gänsehirtin, die ihre jungen Gänschen in langer Reihe weiden läßt. Die Thierchen sind bereits gut gezogen, denn ein Ruf des Mädchens bringt jedes, das sich von den jungen Reispflanzen verlocken lassen will, wieder auf das vorschriftsmäßige Terrain. Jetzt zeigt sich in der Luft ein Habicht. Auch für diesen Fall ist die kleine Hirtin gerüstet. Ein Bambuszilinder, den sie an einer Schnur schnell um ihren Kopf in kreisende Schwingung setzt, bringt einen heulenden Ton hervor, der den Raubvogel alsbald verscheucht.

Nun führt uns der Weg an einen Kanal, in den von beiden Seiten Gräben führen, die Felder durchschneidend. Hier ist mit Benutzung der Bodengestaltung ein sehr wirksames Bewässerungssystem herbeigeführt. Noch jetzt glänzt über ziemliche Strecken der Wasserspiegel, aus dem die Reihen der Reispflanzen hervorblicken. Ueber den Kanal führt uns

[1]) Das Wegemaß ist das Li, etwas mehr als ein halbes Kilometer.

eine Brücke von Quadersteinen, ohne Geländer. Bald haben wir beim Uebergang über den benachbarten Fluß ein ähnliches, aber größeres Bauwerk mit drei Bogen vor uns, das mit seiner alterthümlichen Erscheinung uns sagt, wie schon in alten Zeiten die Chinesen Meister in der Brückenbaukunst waren.

Die Gegend ist hügliger geworden; hier und da tritt der Fels zu Tage. Wir gehen ein Thal entlang. Die Sohle desselben ist von grünen Reisfeldern eingenommen, die hier, durch halbkreisförmige Dämmchen abgetheilt, in flachen Terrassen sich langsam über einander erheben. Zu beiden Seiten schauen die Berge kahl und öde drein. Nur da und dort zeigt sich ein Fleckchen mit hohem Gras bewachsen. Etliche Frauen sind dort beschäftigt, es zu schneiden. Es dient nicht als Viehfutter, sondern vielmehr als Brennmaterial. In dem Thale macht sich die Hitze der Sonnenstrahlen recht fühlbar. Da mag uns jener Theeschuppen recht willkommen sein. Ein Ziegeldach ist auf vier Pfeilern grade über dem Wege errichtet. Ein paar Bänke von Bambus laden ein, in dem angenehmen Schatten niederzusitzen. Davor steht ein Tisch, auf dem sich ein Korb mit Reiskuchen und mehrere Tassen aufgestellt finden. Der Wirth ist ein alter Mann mit weißem Bart. Lassen wir uns einige Tassen von seinem Thee einschenken: er ist nach solcher Wanderung sehr erquicklich.[1])

Gestärkt setzen wir die Wanderung fort. Unser Träger, der uns schon während des ganzen Weges durch allerlei neugierige Fragen belästigt hat, macht uns die Mittheilung, daß wir jetzt an eine Stelle kommen, wo gewöhnlich Räuber ihr Wesen zu treiben pflegen. Er setzt uns aus einander, wie es zugehe. Die Familie der Tschang und die Familie der Sung seien schon seit unbenklichen Zeiten in Fehden mit einander verwickelt.[2]) Er weiß uns manches zu erzählen, was die Tschang den Sung zu leide thun; hier aber pflegen die Sung den Tschang aufzulauern, besonders wenn sie von dem Markte in Tschiung-hang zurückkehren. Die hier an dem Hügel zu Tage tretenden Felsen bieten allerdings geeignete Plätze zum Hinterhalt; und ein paar „fremde Teufel" sind den Räubern am Ende noch eine willkommenere Beute als so ein Tschang-

---

[1]) Man trinkt den Thee in China keineswegs als Anregungsmittel, wie er in Europa gebraucht wird, sondern als einfaches Getränk, um den Durst zu löschen, anstatt des Wassers, das man nicht für gesund hält. Der Thee wird deshalb als ganz schwacher Aufguß bereitet und zu allen Mahlzeiten sowie zwischen den Mahlzeiten genossen. 1 Kilogramm Thee, wie er auch von den geringeren Leuten gebraucht wird, kostet im Lande 0,66—1,72 Mark. In den nördlichen Provinzen genießt man anstatt des Thees vielfach einen Aufguß von den getrockneten Blättern gewisser wildwachsenden Artemisia- (Beifuß) und Ribes- (Johannisbeer) arten.

[2]) Unser Ausdruck Familie in der gewöhnlichen Anwendung trifft hier nicht zu. Es sind hier umfassendererweise alle diejenigen gemeint, die ihre Abkunft auf einen und denselben Stammvater zurückführen und seinen Namen führen. Es ist also ganz das, was der Schotte „Clan" nennt. In China besteht diese Sonderung nach patriarchalischem Gesellschaftssystem in vollster Kraft und weitester Ausdehnung und wird durch das Band des Ahnenkultus aufs festeste bewahrt. Die Bewohner eines Dorfes gehören meist überwiegend zu einem solchen Clan, der sich aber auch wohl auf mehrere Dorfschaften erstreckt, die dann eine gemeinsame Ahnenhalle und gemeinsame Aeltesten haben.

bauer, der mit seiner Baarschaft vom Markte heimkehrt. Indessen wir sind nicht bange, auch für den Fall, daß da oben sich ein halbes Dutzend Sungburschen versteckt haben. Probire deinen Revolver. Sechs Schüsse hinter einander werden ihnen etwas Respekt einflößen. Dazu dürfte ihnen doch auch bekannt geworden sein, wie der Gouverneur der Provinz in einem benachbarten Kreise kürzlich ein Beispiel statuirt hat, indem er solch einen räuberischen Clan durch eine Kompagnie Soldaten nachdrücklich züchtigen ließ, nachdem ein Europäer von Mitgliedern desselben geplündert war.[1])

So kommen wir denn glücklich an der gefährlichen Stelle vorüber, erreichen die Höhe des Hügelzuges und blicken bald über eine weite Landschaft in sanfter Muldenform, die im Hintergrunde von höheren Gebirgszügen abgeschlossen ist. Vor uns liegt das Ziel unserer Wanderung, das Dorf Hwang-thong. Malerisch schauen die geschweiften Dächer zwischen Bananen- und Nadelholzgruppen hervor, in denen ein geschlängeltes Bächlein sich verliert. An demselben erhebt sich zur Linken eine schlanke Pagode mit sieben Stockwerken, deren grün glasirte Ziegel im Sonnenlicht schimmern. An dieselbe schließen sich ein paar Reihen von Zedern an, die sich weithin durch die Reisfelder ziehen. Wir verstehen nach grade schon, wie solche Anlagen eine geomantische Bedeutung haben. Im Vordergrunde zeigt sich uns ein ziemlich ausgedehnter Teich, dessen Wasser aber nur an kleinen Fleckchen durchblinkt, während fast die ganze Fläche von Lotus bedeckt ist, dessen prächtige weiße und rothe Blumen uns, wenn wir näher kommen, mehr in die Augen fallen werden. Auf der andern Seite fällt uns ein weißes Haus auf, das, auf einer sanften Erhebung gelegen, mit gradlinigem Dache das Dorf überragt.

„Dort wohnt der fremde Lehrer", sagt unser Träger, indem er auf das Missionshaus weist. „Die Leute von Hwang-thong", fährt er geschwätzig fort, „können es ihm noch immer nicht vergeben, daß er solch ein Haus in unheilbringender Form bei ihnen errichtet hat. Es ist auch richtig, seitdem er dort wohnt, ist Krankheit und Tod unter die Hühner des Dorfes gekommen, und alle Wahrsager, die sie befragt haben, stimmen darin überein, daß das Haus des fremden Lehrers daran schuld sei. Aus den benachbarten Dörfern freilich kommen jetzt viele Menschen dorthin. Sie haben keine unglücklichen Einflüsse zu befürchten, und der Reis des Schang-ti (Gottes) muß wohl angenehm schmecken." Mit letzterer Andeutung ist die Annahme, die gewöhnlich bei den Chinesen aufkommt, wo ihnen die Mission nahe tritt, angedeutet als wenn die Bekehrten ihren Unterhalt oder irgend eine Bezahlung für den Uebertritt erhalten. Sagen wir dem Menschen darüber Bescheid. Es wird uns jedoch nicht so leicht gelingen, ihm klar zu machen, daß es beim Christenthum auf das Heil der Seele ankommt, geschweige denn, daß wir seinen eingewurzelten Aberglauben überwinden könnten. „Ja freilich", meint er schließlich,

[1]) Die Reklamationen der Einheimischen pflegen weniger Erfolg zu haben, als dies der Fall ist mit denen der europäischen Konsuln, wenigstens seitdem den Ausländern es gesetzlich erlaubt ist, im Lande zu reisen und zu wohnen. In früheren Zeiten freilich waren auch sie mancher Plünderung ausgesetzt.

diese Lehren sind sehr gut, und wer nicht in der Nähe zu wohnen braucht und nicht den mancherlei schädlichen Einflüssen ausgesetzt ist, für den sieht man keinen Grund, warum er nicht ihnen beistimmen sollte". Fast scheint unser Kuli selbst geneigt, bei dieser Gelegenheit mal eine Probe zu machen, ob ihn der Missionar nicht auch annehmen wollte? Denn trotz unsrer vorherigen Auseinandersetzung kommt er sehr naiv mit der Frage heraus: „Wie viel Silberstücke bekommt wohl ein Mensch, welcher zu Verehrung des höchsten Gottes übergeht?" „O ihr Chinesen, wie schwer und tief seid ihr doch verstrickt in den Geiz! Habsüchtige und geldgierige Menschen sind Gott zuwider, solche will er nicht zu seinen Verehrern haben!" Aber die Strafpredigt schlägt bei unserm Träger wenig an. Mag er auch etwas Vorwurfsvolles aus unsern Worten heraus gehört haben, sie wecken in ihm nicht das geringste Gefühl der Beschämung über seine Geldgier, so wenig der Stahl aus faulem Holz einen Funken weckt.

Inzwischen sind wir jedoch an dem mit Trauerweiden umgebenen Teiche vorüber an das Dorf gelangt. Vor dem Thor liegt ein freier Platz, begrenzt von Gärten und Pflanzungen, die mit gleichmäßig aus Bambus geflochtenen Gehägen eingefriedigt sind. In seltsamer Zusammenstellung zeigt sich hier die tropische Banane mit der nordischen Fichte und dazwischen der mächtig gefiederte Bambus.[1]) — Auf dem freien Platz erhebt sich ein Triumphbogen aus Quadersteinen zu Ehren der Dorfkinder, die seit alter Zeit ihr Examen glücklich bestanden haben. Die Zahl ist nicht groß. Aber die Leute von Hwang-thong sind stolz auf die berühmten Vettern.[2]) Dieser freie Platz wird übrigens bei allerlei öffentlichen Gelegenheiten wie ein Marktplatz benutzt. Wir kommen zum Dorfthore, das mit doppeltem geschweiften Dache versehen ist. An demselben findet sich eine Tafel mit einer Verordnung der Dorfältesten, die bei strenger Strafe untersagt, die das Dorf umgebenden Bäume zu beschädigen oder die in ihren Zweigen nistenden Vögel zu fangen, da beide einen glücklichen Einfluß auf das Dorf ausübten. Wir müssen nun das Dorf durchschreiten. Die meisten Häuser sind aus Lehm gebaut mit weit überragenden Ziegeldächern. An ein jedes schließt sich der Hofraum an, der umgeben ist von Lehmwänden, an welche sich die Ställe anlehnen. Der Raum der Wohnungen scheint knapp zu sein, wenn man bedenkt, daß bei der großen chinesischen Familienanhänglichkeit immer eine große Anzahl Menschen und zwar oft solche

---

[1]) Die jungen Schößlinge werden in ausgedehntem Maße als Gemüse gebraucht.

[2]) Die Zahl der durchgefallenen Kandidaten ist natürlicherweise viel größer, und wir können ihrer mehrere im Dorfe kennen lernen. Der eine erwirbt seinen Unterhalt dadurch, daß er allerlei Schriftstücke, z. B. Kondolenzschreiben, Beglückwünschungen und dergl. im blühenden Stile abfaßt, der andere hat einen kleinen Handel mit Schreibmaterialien, der dritte ist Dorfschulmeister. Einer oder der andere von ihnen mag trotz seiner sich entfärbenden Haare nochmals den schweren Gang durchs Examen probiren wollen. Immerhin aber haben diese „Bücherleser" wegen ihrer Bildung im Dorfe eine hervorragende Stellung.

von drei Generationen darin zusammen leben. So läßt denn gewöhnlich auch die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig: ja Schmutz und Gestank pflegen unzertrennliche Begleiter eines chinesischen Bauernhauses zu sein.[1]) Dennoch ist der Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern in China bei weitem nicht so groß, wie dies bis vor wenigen Jahrzehnten bei uns der Fall war und in manchen Gegenden noch jetzt ist. Unter den chinesischen Ständen nimmt ja der des Landmanns den zweiten Platz ein und folgt sofort auf den des Gelehrten, während Handwerker und Kaufleute[2]) hintenan stehen müssen. Letztere fehlen auch in den Dörfern nicht, und mancher Laden und manche Werkstätte machen sich durch ihre Schilder, wie wir in der Stadt so unzählige sahen, bemerklich. Dazu fehlt keinem Dorfe die Schule; und der darin ertheilte Unterricht weicht von dem in der Stadt ertheilten gar nicht ab. Den Unterschied von Elementarschulen und Gymnasien mit mehreren Zwischenstufen kennt man in China nicht. Der Bauerjunge lernt dasselbe und ebenso wie der Sohn des Mandarinen, und zwar fangen beide mit dem Lesen ihrer alten Philosophen an. Auch was gute Sitte, anständiges Betragen und die konventionellen Lebensformen betrifft, steht der Landmann dem Städter gar nicht nach; derselbe feine und höfliche Ton herrscht im Dorfe wie in der Stadt.

Doch wir wollen uns jetzt nicht mit langen Betrachtungen aufhalten, sondern eilen durch das Dorf hin zum Missionshause, wo wir von dem deutschen Landsmann und seiner Gattin aufs herzlichste bewillkommt werden. —

Ehe wir uns aber genauer die Mission mit ihren Arbeiten und Früchten ansehen, wollen wir uns noch etwas weiter über die Verhältnisse der chinesischen Landbevölkerung orientiren, wozu uns die Mittheilungen des Missionars das beste Hilfsmittel gewähren, denen wir Folgendes entnehmen.

Was den Ackerbau betrifft, so ist die Vorliebe der Chinesen für diese Beschäftigung sprichwörtlich geworden. Jedenfalls waren sie das erste Volk der Welt, das nach der Sündflut Ackerbau trieb und denselben bald auf eine hohe Stufe brachte. Noch jetzt bildet er die Grundlage des chinesischen Reiches. Weit entfernt davon, dem Belieben des einzelnen überlassen zu sein, steht er noch heute unter der väterlichen Leitung der Kaiserlichen Regierung, und wollte jemand versuchen, durch Einführung unsrer rationellen Bodenkultur Neuerungen hervorzurufen, so würde er damit vielleicht auf größeren Widerstand stoßen, als dies bei der Ein-

---

[1]) Leider ist mir eine eingehende und anschauliche Beschreibung von dem Innern eines chinesischen Bauernhauses nicht vorgekommen. Nur den einen Zug kann ich erwähnen: überall finden sich Betten mit Moskitonetzen.

[2]) Außer diesen vier Ständen umfaßt ein fünfter die Lastträger, Bootsleute, Bettler u. s. w. Auch gibt es sonst noch einige Klassen, die in der menschlichen Gesellschaft nicht mit rangiren, wie Schauspieler, verbannte Verbrecher u. s. w.

führung des Evangeliums der Fall ist.[1]) In jedem Dorfe besteht eine kaiserliche Oekonomiekommission, die darüber wacht, daß jeder Grundbesitzer oder Pächter sein Land auf die vollste Weise ausnützt, die sämtlichen dazu erforderlichen Arbeiten sorgfältig ausführt, und zur rechten Zeit säet und erntet. Wer diese seine Pflichten verletzt, wird auf Anzeige der Kommission vor den Dorfvorstand gefordert und betreffenden Falles mit Stockschlägen bestraft. Wenn jemand wiederholentlich den Ackerbau vernachlässigt, so wird sein Land vom Staate konfiszirt.

Es gibt überhaupt bedeutende Flächen Regierungsländereien, die in kleinen Parzellen verpachtet sind. Von dem Privatgrundbesitz wird eine bestimmte jährliche Steuer an den Staat gezahlt, mit deren Erhebung besondere Distriktsbeamte beauftragt sind. Die von denselben ausgestellten Quittungen werden sorgfältig bis zum folgenden Jahre aufgehoben. Bei Mißernten durch Ueberschwemmung, Insektenfraß u. s. w. wird die Steuer erlassen; die Mandarinen pflegen jedoch auch dann noch für ihre eigne Tasche etwas zu erheben. In Zeiten der Noth streckt der Staat Saatkorn vor; die Kosten desselben sind erst nach längerer Zeit zurückzuzahlen.

Jeder Distrikt hat seine genauen Grundbücher, in denen jedes Haus und jeder Acker verzeichnet ist. Die Umschreibung bei einem etwaigen Verkaufe ist höchst umständlich. Es darf gesetzlich kein Verkauf eines Grundstücks an eine fremde Person geschehen, falls unter den Verwandten bis in die entferntesten Glieder sich jemand findet, der bereit wäre dasselbe anzunehmen. Erst wenn auch die weitläufigsten Vettern ihre Verzichtleistung erklärt haben, darf zum Verkauf geschritten werden. Derselbe wird durch einen Vermittler[2]) eingeleitet, welcher gedruckte Zettel an diejenigen Personen vertheilt, die er etwa für kauflustig hält. Eine öffentliche Bekanntmachung des Verkaufs durch Plakat darf nicht stattfinden, da dies der Familienehre des Verkäufers zu nahe kommen würde. — Für die Umschreibung werden an das Katasteramt 6% der Kaufsumme gezahlt. Die Vollziehung eines Kaufs wird natürlich auf einen glücklichen Tag verlegt, der vom Wahrsager bestimmt wird. Das dem Käufer ausgestellte Dokument ist sehr umständlich und trägt allen juristischen Formalitäten Rechnung. Oft wird ein solches Schriftstück sofort verpfändet. Eine hypothekarische Belastung des Grundbesitzes ist in China (wie es scheint) unbekannt.[3])

[1]) Wie schon in einem Punkte bemerkt, hat die moderne europäische Oekonomie jedoch in mehrfacher Beziehung gar keinen Grund, sich über die uralte traditionelle der Chinesen zu erheben. Insonderheit jetzt, wo sie leider immer mehr vom Großmannsschwindel ergriffen, den Ackerbau mehr zu einem Zweige der Industrie macht, könnten wir vom Chinesen lernen, wie der Fleiß des kleinen Mannes es ist, der in diesem Stücke am erfolgreichsten wirkt.

[2]) Eine Rolle, die in den verschiedensten chinesischen Verhältnissen immer wiederkehrt. Die Europäer gebrauchen dafür den Ausdruck Gobetween (Zwischengänger).

[3]) Es ist charakteristisch, wie dort der Staat (im Gegensatz zu unsern Verhältnissen) nur den Landbesitzer schützt. Kein Gläubiger darf zur Befriedigung seiner Forderung auf den Grund und Boden des Schuldners Anspruch erheben. Es ist sogar unzulässig ein Stück Land an einen Schuldner zu verkaufen. In jedem Kaufkontrakt ist zu versichern, daß dies Verhältniß nicht vorlag. — Ueber die Zersplitterung des Grundbesitzes vergleiche man oben S. 119, Fußnote 2.

Obgleich, wie gesagt, die Ackerbauer in China den zweiten Stand bilden, stehen sie doch nicht alle auf gleicher Stufe. Es gibt dort Arme, die nur gepachteten Acker haben und mehr oder weniger zu ihrem Bestehen eines Nebenverdienstes bedürfen. Die überwiegende Mehrzahl aber besteht aus Leuten, die von ihrem Acker bei anstrengender Arbeit ihr Auskommen haben, wenige Wohlhabende besitzen mehr als sie bedürfen und verpachten davon an andre. „Von den mannigfachen Abstufungen eines gewissen ländlichen Luxus, der bei uns das soziale Bild des Landvolks belebt, ist in China nicht viel zu sehen. Um so kräftiger prägt sich der patriarchalische Zug im Zusammenwohnen und Zusammenarbeiten der Familienglieder aus" (Ratzel).[1])

Die Jahresarbeiten des chinesischen Bauern beginnen feierlich mit dem Feste des Frühlings und des Ackerbaus, das in Peking persönlich vom Kaiser, in den Provinzen, Präfekturen und Distrikten von den höchsten Beamten mit vorgeschriebenen Zeremonien begangen wird. Kein Bauer legt eine Hand an das Ackerwerk, ehe diese nicht stattgefunden haben. Am Tage des Frühlingsanfangs begibt sich der höchste Mandarin, in Prozession, begleitet von allen seinen Beamten durch das Ostthor auf das Feld, um den einziehenden Frühling zu begrüßen. Mit wehenden Bannern, unter lauter Musik, geht der Zug nach einem Zelte, wo das Bild des Frühlingsgottes, Tsai-ssoe (Tsê-sui?), nebst einem aus Papier gemachten Ochsen in Lebensgröße aufgestellt ist. Der Gott hält in einer Hand einen grünen Zweig, während die andere auf den Hörnern des Ochsen ruht. Die hohen Würdenträger machen nun ihr Kau-tau und bringen ihre Opfer dar. Dann werden die Bilder auf geschmückte Tragbaren gesetzt und der Zug geht in die Stadt zurück, wo er durch die Hauptstraßen die Runde macht und endlich in das Ya-men einzieht. Dort wird der Ochse im Hofe aufgestellt, und die Mandarinen ziehen, mit Ruthen bewaffnet, um denselben herum und schlagen darauf zu, bis von dem Gebilde nur Fetzen übrig sind, die schließlich in Brand gesteckt werden. Um das Feuer findet gewöhnlich ein großes Gedränge des Publikums statt. Glücklich der, welchem es gelingt ein Stückchen Papier aus den Flammen zu retten, das besonders segenbringend sein soll.

Nach einiger Zeit folgt ein zweites Fest zur Eröffnung der Pflügezeit. Die Beamten ziehen nach dem vor der Stadt gelegenen Tempel des Schin-nung. Er ist der besondere Schutzgott des Ackerbaus. Nach den bekannten Zeremonien opfert der erste Würdenträger dem Gotte ein Schaf und ein Schwein als Sühnopfer und neun Arten von Korn und Gemüse als Dankopfer. Nach nochmaligem Kau-tau wird ein Brief an die Gottheit vorgelesen und verbrannt. Wiederum stoßen die Herren neunmal mit ihren Köpfen vernehmlich auf den Boden. Dann legen sie die Tunika ab und gehen hinaus, wo eine Anzahl von Pflügen bereit steht und jedem eine Peitsche überreicht wird. Auf ein Zeichen

[2]) Nur in der Provinz Hu-nan scheint Großgrundbesitz vorzukommen. Reiche Leute, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben, legen dort ihr Kapital in Grund und Boden an, und verpachten denselben. Gewöhnlich am Abhange eines Hügels erhebt sich das stattliche Herrenhaus von Baumgruppen umgeben.

des Zeremonienmeisters beginnt das Pflügen. Jeder der Büffel, welche vorgespannt sind, wird von einem Landmann, der bei dieser Gelegenheit eine gelbe Jacke tragen darf, geleitet. Jedem Pfluge folgt ein Beamter, der Reis- resp. Weizenkörner in die Furchen streut. Während dieser Zeremonie singt ein Chor von Knaben, in grellfarbigen Kleidern, Loblieder auf den Gott des Ackerbaus. An der Südseite des Ackers stehen in langen Reihen Landleute, an der Nordseite Literaten. Wenn jeder der Herren 9 Furchen gezogen hat, so wird die Feierlichkeit geschlossen. Ganz in derselben Weise wird das Fest in Peking vom Kaiser mit seinen Ministern begangen.

Nun beginnt die Arbeit des Landmannes. Die zum Reisbau bestimmten Felder werden zunächst mit Kalk bestreut. Derselbe wird in zahlreichen Kalköfen gewöhnlich aus Muschelschalen gebrannt und dient sowohl zur Düngung als zur Vertilgung von Insekten. Nun wird das Feld, falls nicht reichlicher Regen fällt, bewässert. Darauf folgt die eigentliche Düngung, zu der bei dem geringen Viehstande nicht viel vom Bauerhofe verwendet werden kann. Die Hauptsache muß der gekaufte Dünger thun. Wir erwähnten schon wie sorgfältig für diesen Zweck alle Abfälle der Städte gesammelt werden. Auf jedem Acker befindet sich eine gemauerte und mit Asphalt ausgestrichene Grube, in der die schrecklich duftende [1]), aber doch so werthvolle Masse aufbewahrt und nun ausgeschöpft und auf die ganze Fläche gleichmäßig vertheilt wird. Aber auch Peru-Guano und Knochenmehl wendet man an, sowie Bohnenkuchen, die beim Oelpressen [2]) als Rückstand gewonnen werden. Auch der präparirte Abfall der Barbierarbeit bildet einen beliebten künstlichen Dünger. In manchen Dörfern bestehen Fabriken, welche die verschiedensten Stoffe zu demselben Zwecke präpariren.

Nun kommt der Landmann mit seinem Büffel, den leichten Pflug auf der Schulter tragend, der ganz die Form zeigt, wie sie in Kleinasien und Palästina seit mehr als zwei Jahrtausenden üblich ist. Während er die Furchen in dem schlammigen Boden zieht, pflegen ihm ein paar Zuchtgänse zu folgen, die begierig die zu Tage geförderten Würmer verschlingen. Nach dem Pflügen wird der Boden mit der Egge geebnet [3]). Nun ist es eine Hauptsorge, durch einen zuverlässigen Astrologen einen glücklichen Tag für die Saat zu erfahren. Ist derselbe bestimmt, so wirddie vorher eingequollene Reissaat dicht in eine Ecke des Feldes gesäet. Wenn die Pflänzchen einige Zoll lang sind, werden sie verpflanzt. Um jene Zeit sind auch auf allen Märkten junge Reispflanzen zu kaufen. Die Arbeit des Pflanzens wird von Männern und Frauen mit bewundernswerther Fertigkeit verrichtet. Mehr als zwanzig

[1]) Sonderbarer Weise scheinen die Chinesen noch nicht das Desinfiziren und das Binden des Ammoniaks zu verstehen.

[2]) Wahrscheinlich ist es die Sojabohne, welche das Oel liefert.

[3]) Die Felder, welche nicht mit Reis bepflanzt werden und daher unbewässert bleiben, pflügen sich leichter, und man sieht wohl hier und da eine Bauerfrau, die ihrem Manne den Pflug zieht. — Hirse, Sorghum und Weizen werden auf trocknen Feldern gesäet. Nach einer Notiz sollen sich die Chinesen auch bei diesen Cerealien zuweilen die Mühe des Pflanzens machen.

Pflänzchen setzen sie in jeder Minute in den Boden. Dabei schützen sie sich gegen die heißen Sonnenstralen durch eine auf dem Rücken befestigte Matte, die von weitem einer Schildkrötenschale gleicht. Alle Pflanzen kommen in regelmäßige Reihen zu stehen. In der ersten Zeit müssen sie wohl bewässert werden, wenn nicht genügender Regen fällt, dann folgt das Jäten, eine umständliche Arbeit, bei der der fleißige chinesische Bauer sich keine Mühe verdrießen läßt. Manche Reispflanze nimmt er heraus, um ein dicht neben derselben wachsendes Unkraut zu vernichten und sie wieder einzupflanzen. Dann kommt eine andere Plage. Würmer, ähnlich unsern Regenwürmern, drohen den Ertrag des Feldes zu vernichten. Sie werden zu Myriarden abgelesen. Glücklicherweise gibt es für sie eine Verwendung, welche die Arbeit belohnt. Man verkauft sie in der Stadt, wo sie als Delikatesse gesucht werden. Etwa 100 Tage nach der Saat (im Juni) bieten die Reisfelder einen andern Anblick. Weithin leuchtet es goldgelb, und der Wind spielt wogend in den von vollen Aehren gebeugten Halmen. Nun kommen die Schnitter mit ihren Sicheln — ganz wie in Süddeutschland. Das Getreide wird in kleine Garben gebunden, die nicht lange an der Luft stehen brauchen, um völlig trocken zu werden. Man schlägt sie dann auf den Rand eines großen hölzernen Gefäßes, und so wird das Dreschen sehr einfach an Ort und Stelle besorgt. Manche Arten Reis halten jedoch die Körner fester. Sie werden an Bambusstangen nach Hause getragen. Bei jedem Hause ist eine Tenne, die mit Asphalt bekleidet und von einer niedrigen Mauer umgeben sich im Halbkreis an eine Wand anlehnt[1]). Hier hört man bald, wie bei uns zu Lande, das taktmäßige Geklapper der von Männern und Frauen rüstig geschwungenen Dreschflegel. — In manchen Gegenden wird das Korn durch Büffel ausgetreten. Denen wird zwar auch nicht das Maul verbunden; jedoch weiß der Führer sie geschickt so am Zügel zu halten, daß sie keine Aehre erreichen können. Das Reinigen geschieht entweder mit Worfschaufel, Fliederwisch und Sieb — oder mit der Reinigungsmaschine, wie sie, wenn ich nicht irre seit 30—40 Jahren bei uns üblich geworden ist.[2]) — Gleich nach der ersten Ernte findet eine zweite Aussaat statt, im Juli, der die Ernte im November folgt. Diese wird erst nach und nach ausgedroschen und bleibt so lange auf der Tenne in Diemen stehen, die wegen der Ratten auf einer Unterlage von Granit aufgesetzt sind. Die Enthülsung des Reises durch Stampfen ist zu bekannt, als daß ich darauf näher eingehen müßte. Nur wenig Reis wird gemahlen, nämlich wo er zur Bereitung von Kuchen verwendet werden soll. — Der Reis spielt in der chinesischen Staatswirthschaft eine große Rolle. Die Ausfuhr desselben ist verboten, die Einfuhr wird begünstigt. Kornspekulation und Steigerung des Preises durch Zurückhalten der Waare ist durch Gesetze verhindert.

[1]) Für die kleinen Besitzer und Pächter gibt es bei jedem Dorfe eine öffentliche Tenne.

[2]) Es wäre nicht unmöglich, daß diese nützliche Maschine von den Chinesen zu uns gekommen wäre, über England.

Bei jedem Dorfe findet sich ein Regierungsspeicher, in welchem Vorräthe für die Zeiten der Noth gehalten werden.[1])

Nach der ersten Reisernte wird aber das Feld auch vielfach mit Gemüsen bebaut: Kartoffeln, Bataten, Kohl, Rüben, Möhren, Zwiebeln u. s. w. werden in großer Menge erzeugt. Zum Gelingen dieser Kulturen ist die flüssige Düngung wesentlich. Ehe die Sonne aufgeht, sieht man den fleißigen Bauern schon die Beete entlang gehen mit seinen zwei am Bambusstabe getragenen Gießkannen, und noch in der Dunkelheit des Abends verrichtet er unermüdlich dasselbe Geschäft ohne, wie es scheint, unter dem abscheulichen Gestank zu leiden, der sich dabei entwickelt — es ist als fehlte ihm der Geruchssinn.

In manchen Gegenden der südlichen Provinzen bringt der Acker noch eine dritte Ernte, die im zeitigen Frühjahr reif wird. Die Pflanze heißt Tscha-yau (Theeöl). Weite Strecken in Kwang-tung sieht man mit ihren orangegelben Blüten bedeckt, die weithin duften. Aus den Körnern wird Oel gepreßt. Vielfach aber wird auch im Herbst noch Weizen und Gerste als dritte Frucht gesäet und reift unmittelbar vor dem Beginn der Frühjahrsbestellung.

Natürlich ist die ganze Landeskultur in den nördlichen Provinzen des Klimas wegen eine von der bisher beschriebenen verschieden. Auf dem Lößboden mit seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit sieht man (falls es nicht an dem nöthigen Regen fehlt[2]) die üppigsten Weizen- und namentlich Sorghumfelder. Die letztere Pflanze, von der wir eine Abart in Indien als „Dschuari" kennen lernten (hier Sorghum sacharatum), wird in Reihen gepflanzt und sorgfältig behackt. Es wächst 8—10 Fuß hoch. Aus dem Korn, das hier den Reis ganz zu ersetzen scheint, wird auch eine Art Sam-schun bereitet; die Blätter dienen als Viehfutter, die hübschen glatten Stengel werden zu Zäunen gebraucht. In großer Masse werden auch Bohnen gebaut: im Norden die großen Pferdebohnen, die ebenfalls in zwei Fuß von einander entfernte Reihen gepflanzt und wiederholentlich behackt werden. Zur Düngung derselben (wie der Hülsenfrüchte überhaupt) wendet man Gyps an und erhält erstaunlich reiche Erträge.[3]) Auch im Süden spielen die Hülsenfrüchte eine große Rolle und ein aus solchen bereiteter

---

[1]) Alles vortreffliche Einrichtungen, die jedoch unter der jetzigen Verwaltung so heruntergekommen sind, daß kürzlich eine Hungersnoth Millionen von Menschenleben dahinraffen konnte.

[2]) Künstliche Bewässerung ist dort theilweise der Terrainverhältnisse wegen unmöglich.

[3]) Jedenfalls beruht es auf einer Verwechslung, wenn Gray behauptet, daß aus diesen Bohnen Oel gepreßt werde. Allerdings ist in den mittleren (und nördlichen?) Provinzen eine Leguminose, welche reichlich Oel liefert, in sehr ausgedehnter Kultur, wahrscheinlich die kürzlich auch bei uns probeweise eingeführte Sojabohne. Die in Form von Kuchen gepreßten Rückstände werden in den südlichen Provinzen sehr gesucht als wirksamste Düngung für Zuckerrohr. Letzteres ist in Kwang-tung und Kwang-si heimisch und wird viel kultivirt. Das Rohr wird zur Zuckerbereitung einfach zwischen Walzen gequetscht und der Saft eingedickt, bis er von selbst kristallisirt.

Pflanzenkäse (Quark) dient in weitem Maße als Nahrungsmittel. Man sieht die Masse, die dem blanc manger gleicht, in den großen Städten überall ausgeboten, und J. v. Liebig hat sehr richtig auf die volkswirthschaftliche Bedeutung dieser die Fleischnahrung annähernd ersetzenden Verwendung der Hülsenfrüchte hingewiesen.

Die Kultur des Indigo ist in den südlichen Provinzen ziemlich ausgedehnt. Mehr noch aber müssen wir die Baumwolle, die seit alten Zeiten in China bekannt war, aber erst etwa seit dem 11.—12. Jahrhundert nach Chr. besonders in den Zentralprovinzen als Gespinstpflanze angebaut wird, beachten. Im August sieht man weite Felder von ihrer Blüte gelb gefärbt. Die Zubereitung des Stoffes besorgt der Bauer selber. Das Spinnen geschieht auf einem gewöhnlichen Spinnrad, das in jedem Hause des Dorfes vorhanden ist, ebenso wie ein einfacher Webestuhl. Man macht ein sehr starkes, dauerhaftes Zeug (Nankin). — Nur im Vorübergehen gedenken wir der Cassia[1]-Pflanzungen in Yün-nan und Kwang-si, die das Produkt für einen ausgedehnten Export liefern, sowie des ausgedehnten Tabaksbaues.

Kommen wir zu den **Hausthieren** des chinesischen Bauern, so haben wir vor allem das Schwein, seinen Liebling, zu nennen. In überwiegendem Maße besteht die animalische Nahrung der Chinesen in Schweinefleisch. Jeder kleine Besitzer und Pächter hält sich eines oder mehrere dieser Thiere, andere aber geben sich mit der Schweinezucht im großen ab, die in einigen Beziehungen rationeller betrieben wird als dies bei uns in einigen Gegenden zu geschehen pflegt. Im Sommer sieht man wohl eine Schweineherde auf den unbebauten Theilen der Hügel. Die Hauptfütterung aber geschieht in den gut eingerichteten und sauber gehaltenen Ställen, hauptsächlich werden sie mit Hülsenfrüchten gemästet. In den Dörfern findet man meist an einem ärmlichen Hüttchen die Inschrift: „Hier steht ein Eber". Es gilt als ein erniedrigendes Geschäft, einen solchen zu halten und mit ihm auf Verlangen nach diesem und jenem Gehöfte zu ziehen.

Außer der Schweinezucht wird in China, wenn wir von den nördlichen Provinzen und der schon angedeuteten Geflügelzucht absehen, kein anderes Hausthier in bedeutender Ausdehnung gezüchtet. Vorzüglich als Zugthier hält man den Büffel mit seinen langen rückwärts gebogenen Hörnern und seinem schwarzen, dünnen und rauhen Haar. Er ist etwas kleiner als der wilde Büffel in Indien. Wo immer Wasser ist, da sucht er seinen Aufenthalt. Oft sehen nur die Augen und Nasenlöcher aus dem Schlamm eines Teiches hervor, in den er sich ganz eingewühlt hat. Seltener wird das Rind gehalten, doch auch zum Ziehen des Pfluges gebraucht. Die Milch der Kühe beider Arten wird nie in süßem Zustande gebraucht, wohl aber wird sie geronnen, mit Essig und Zucker zubereitet, in den Restaurationen feilgehalten und als ein sehr erquickendes Nahrungsmittel hoch geschätzt. In den Nord-

[1]) Eine Lorberart, verwandt mit derjenigen, welche auf der Malabarküste gleichfalls ein Surrogat des echten Zimmt liefert. Beide sind nahe daran den letzteren zu verdrängen.

provinzen gibt es große Schaf- und Rinderherden. Doch genügt die von jenen erzeugte Wolle nicht um den Bedarfe zu decken: aus der Mongolei und aus Europa werden bedeutende Quantitäten Wolle oder wollener Stoffe eingeführt.

Neben der bereits erwähnten Enten- und Gänsezucht wird die der Hühner in großem Maße betrieben. Der chinesische Landmann studirt dazu seinen Leitfaden, in dem auch die Krankheiten des Huhns und ihre Heilung angegeben sind. Letzteres mag freilich nicht viel über die chinesische Quacksalberei und Zauberei hinausgehen. Doch muß man's ihm lassen, daß er einen delikaten Kapaunen zu mästen versteht. Durch allerlei Mittel wird eine schöne Färbung der Federn herbeigeführt, auch durch Anwendung von Opium das Wachsthum verhindert und kleine Zwerghähnchen erzielt. Die Eier scheinen nicht als Nahrungsmittel verwendet zu werden. — Auch die Taubenzucht ist weit verbreitet, und oft werden Brieftauben zur Vermittlung der Geschäftskorrespondenz zwischen Stadt und Land gebraucht.

Weiter müssen wir noch erwähnen, daß man nicht allein das Land, sondern auch das Wasser der Teiche bewirthschaftet. Neben dem bunten duftenden Lotus wächst dort die Wasserkastanie (trapa natans), deren eßbare, unten an der Wurzel wachsende Frucht, von Frauen und Mädchen, die mit aufgekrämpten Beinkleidern ins Wasser waten, herausgefischt wird. Sie wandern dann mit ihren Körben durch das Dorf und rufen ihre Ware zum Verkauf aus. Viel bedeutender aber ist die künstliche Fischzucht, zu der nicht nur diese Dorfteiche, sondern auch jedes Stück Graben zwischen den Reisfeldern benutzt werden. Die in besonderen Anstalten künstlich ausgebrachte junge Brut wird überall, wo nur ein Fleckchen Wasser sich findet, ausgesetzt und liefert seiner Zeit große Erträge. Fische bilden in China ein viel häufigeres Nahrungsmittel als in anderen Kulturländern.

Schließlich müssen wir jedoch noch ein paar Produkte Chinas erwähnen, denen es insbesondere seine große Anziehungskraft für den europäischen Kaufmann verdankt: Thee und Seide.

Der Theestrauch (Thea sinensis), verwandt mit der Kamelie, erscheint in seiner Kultur als ein Büschchen von anderthalb Fuß Höhe, das an eine Heidelbeerstaude erinnern kann. Wollte man ihn wachsen lassen, so würde er eine viel größere Höhe erreichen. Um jedoch möglichst viel junge Triebe zu haben, welche die zartesten Blätter liefern, hält man ihn stets niedrig. Eine Theepflanzung wird in 3 bis 5 Fuß von einander entfernten Reihen angelegt. Man pflanzt je 3—5 Pflänzchen, die man zuvor an einem andern Fleck herangezogen hat, zusammen. Die Hauptarbeit besteht nun darin, fortwährend das Unkraut zwischen den Büschen zu unterdrücken. Erst im dritten oder vierten Jahre gewähren dieselben einen zunächst nur geringen Ertrag, der sich aber bald steigert. Im Herbst erscheinen Blüten, die in Größe und Form denen der Orange ähneln. Die Frucht ist eine Schote, welche drei Körner von der Größe einer kleinen Bohne enthält.

Dreimal im Jahre, im 3., 5. und 8. Monat, werden die Blätter gepflückt und zwar jedesmal wiederholentlich in Abständen von 5 bis 8

Tagen, je nach dem Bedürfniß. Frauen und Kinder verrichten das Geschäft mit großer Sorgfalt, indem sie die mittelgroßen Blätter auswählen. Jedesmal ehe sie an die Arbeit gehen, müssen sie sauber die Hände waschen. Jedes Blatt wird einzeln abgenommen und in einen reinlichen Behälter gethan. Ein kräftiger Busch liefert 100—150 g Blätter, und ein fleißiger Arbeiter kann täglich 5—6 Kilo sammeln. Die grünen Blätter verlieren jedoch bei der Bereitung so an Gewicht, daß ein Kilo nur etwa 200—250 g fertigen Thee liefert. Die zuerst gepflückten Blätter geben die besten Sorten. Aber auch durch die verschiedene Bereitungsweise entstehen verschiedene Sorten. Das Verfahren, das zur Herstellung des Congou und Souchong (Sau-tschong) angewendet wird, ist folgendes. Die Blätter werden ausgebreitet, um an der Luft abzutrocknen. Darauf werden sie von Arbeitern mit bloßen Füßen getreten, sodaß der noch darin vorhandene Saft ausgepreßt wird. Dies dauert oft 2—3 Stunden. Darauf schichtet man die Blätter auf Haufen, die man mit Tüchern bedeckt, und in denen bald Fermentation eintritt. Dabei ändert sich die grüne Farbe in Schwarz oder Braun, und es entwickelt sich das Aroma. Am folgenden Tage werden die Blätter zwischen den Händen gerollt und wiederum der Sonne ausgesetzt, oder bei ungünstiger Witterung in einem Siebe über heißer Asche gleichmäßig gedörrt. In diesem Zustande wird der Thee an den Händler verkauft, der ihn nochmals eine Zeit lang über Feuer bringt und dann sichtet. Obgleich dadurch schon die guten Blätter ziemlich gesondert werden, wird doch nochmals die ganze Masse verlesen und jedes einzelne schlechte Blatt oder Stengelchen mit der Hand herausgenommen. Jetzt braucht man dazu vielfach eine Windfegemaschine. Die so gereinigte Ware wird in Kisten verpackt. Die grünen Sorten bestehen aus Blättern, die nicht der Fermentation unterworfen, sondern sofort kurz über Feuer getrocknet wurden, wobei sie ihre Farbe behielten. Andere Sorten (Orange Peko) werden eine Zeit lang mit Jasminblüten vermischt, um das Aroma zu erhöhen. Blumenpeko wird aus den Spitzen der jungen Triebe bereitet. Aber wir können nicht alle die Dutzende von Sorten erwähnen, deren Kenntniß für manche Chinesen eine förmliche Wissenschaft bildet, die behufs der Bestimmung des Werthes jede einzelne Sorte nach dem Geschmack erkennen. — In dieser Weise wird die Theekultur besonders in gewissen Distrikten der Provinz Fu-kiang für den Export betrieben. Für den eignen Bedarf aber — scheint es — bereitet sich der chinesische Bauer selber seinen Thee, wozu die Theesträucher an den Rändern anderer Kulturen oder sonst an Stellen, wo sie den Ackerbau nicht beeinträchtigen, ihren Platz finden. — Schon im Jahre 1865 wurden aus China mehr als anderthalb Millionen Zentner Thee ausgeführt, wofür wohl über 200 Millionen Mark ins Land gewandert sein mögen — ein nicht geringer Tribut, den die Westländer dem Reiche der Mitte zahlen und der sich gewiß in neuster Zeit sehr bedeutend vergrößert hat.

Bedeutungsvoll ist auch Chinas **Seidenproduktion**. Ihr Ursprung wird auf die Kaiserin Li-tschi zurückgeführt, welche 2700 v. Chr. lebte und als Wohlthäterin der Menschheit noch jetzt göttliche Ehre

genießt. An ihrem jährlichen Feste opfert ihr die Kaiserin, füttert dabei Seidenraupen und haspelt Kokons ab. — Betrachten wir hier den Seidenbau noch ein wenig näher, obgleich er weniger in den Dörfern als vielmehr in den Landstädten betrieben wird. Er erfordert eine außerordentliche Sorgfalt und die peinlichste Akkuratesse, wobei der Aberglaube der Chinesen, ihre Tagewählerei u. s. w. die Umstände noch um vieles vermehren. Für die Zucht der Raupen ist ein besonderes Gemach des Hauses eingerichtet, mit Gestellen von Bambus, mit Matten belegt, an den Wänden. Hier werden die Raupeneier aufbewahrt, die man von dem Weibchen des Schmetterlings auf grobes braunes Papier legen läßt (ein jedes liefert 500 Stück). An bestimmten Tagen werden sie gewaschen und wieder an der Luft getrocknet. Wenn die jungen Raupen die Eier verlassen, gibt's ein reges Leben. Tausend und aber tausend kleine schwarze Würmchen, nicht viel dicker als ein Haar, kriechen auf den Matten herum. Für jedes hat der Züchter die Fürsorge, wie der Hirte für seine Lämmer. Nun wird das junge Laub der Maulbeerbäume herangeschafft. Wie wir schon bemerkten stehen dieselben, ohne den Ackerbau viel zu hindern, an den Rändern der Felder und den Dämmen, die sie von einander scheiden. In den eigentlichen Seidendistrikten aber sind weite Strecken mit diesen Bäumen bepflanzt.[1]) In diesen Anlagen befinden sich zahlreiche Teiche, in denen künstliche Fischzucht getrieben wird. Hat ein Seidenzüchter nicht eine genügende Anzahl Bäume, um seine Raupen zu ernähren, kauft er das Laub, und andre, die keine Raupen haben, legen sich nur auf die Kultur des Maulbeerbaums. Auf den Märkten findet man das Laub in großen Massen zum Verkauf. — Die Blätter werden mit einem sehr scharfen Messer in feine Stückchen geschnitten, die den Würmchen zur Nahrung vorgesetzt werden, und zwar muß dies nicht weniger als achtundvierzigmal im Laufe von 24 Stunden geschehen. Sind sie etwas größer geworden, so geschieht es seltener; auch wird dann dem Futter zu gewissen Zeiten etwas Erbsen- und Bohnenmehl beigefügt, wonach die Seide stark und glänzend werden soll. — Viermal tritt eine Häutung der heranwachsenden Raupen ein, die je mit einem Schlaf, der einen oder mehrere Tage dauert, verbunden ist. Nach 22 Tagen sind sie ausgewachsen, zwei Zoll lang und so stark wie ein kleiner Finger. Während der ganzen Zeit ist die äußerste Sauberkeit im Raume nöthig. Bald darauf läßt die sonst oft erstaunliche Gefräßigkeit der Thiere nach, sie beginnen sich einzuspinnen. Nun werden die Puppen der Hitze eines langsamen Kohlenfeuers ausgesetzt, die äußere Schale abgezogen, die Kokons in Körbe gesammelt, in siedendes Wasser geworfen und das Abspinnen der Seide, das eine sehr geübte Hand erfordert, beginnt. Diese Arbeit, bei der die äußeren Theile des Kokons von den innern wegen der verschiedenen Qualität der Seide geschieden werden, wird von Frauen und Mädchen verrichtet. Die verpuppt gewesenen Thiere selbst werden nicht etwa weggeworfen, sondern als Delikatesse gebraten oder in anderer Zubereitung genossen. —

[1] Dieselben werden mehr in Strauchform 5 Fuß hoch gezogen und in jedem Herbst abgehauen, damit sie im Frühjahr von neuem ausschlagen.

Während der Lebensdauer der Raupe muß eine ganz bestimmte gleichmäßige Temperatur innegehalten werden. Der Chinese bedient sich dazu nicht des Thermometers, sondern seines Gefühls, indem er entkleidet in den Raum eintritt; nöthigenfalls wird mit Kohlenbecken geheizt. Alles Geräusch muß in demselben vermieden werden. Man spricht nicht einmal laut, sondern flüstert nur. Wenn ein Gewitter kommt, werden die Gestelle mit dickem Papier bedeckt, um das grelle Licht des Blitzes und das Geräusch des Donners, das beides für die Raupen schädlich ist, fernzuhalten. Diejenigen, welche die Pflege besorgen, müssen eine bestimmte Diät innehalten, von der die Hautausdünstung abhängig ist. Viele andre abergläubische Rücksichten machen die ganze Arbeit noch umständlicher. — Die Seide wird theils in rohem Zustande verkauft, theils im Lande verarbeitet. Die Kleider der Reichen mit ihren schönen Damastmustern zeigen, daß die Weberei, wenn auch die einfachste, Jahrtausende alte Vorrichtung noch nicht durch die Jacquardmaschine ersetzt ist, auf einer Stufe hoher Vollkommenheit steht. Sehr allgemein gebraucht sind die in ähnlicher Weise in verschiedenfarbigen Mustern ausgeführten starken Seidenbänder, mit denen die Frauen ihre kleinen Füßchen umwickeln und welche die Stelle der Strümpfe vertreten. Auch künstliche Seidenstickerei wird viel getrieben; die Anfertigung von Altardecken, Fahnen u. s. w. bildet einen ausgedehnten Erwerbszweig; aber auch privatim wird von den Frauen viel und kunstfertig gestickt, um allerlei häuslichen Schmuck zu schaffen.[1])

Doch zurück zu unserm Dorfe, das wir in Muße näher in Augenschein nehmen können. Vorzugsweise wird der Dorftempel unsre Betrachtung auf sich lenken. Derselbe ist keineswegs eine hervorragende Architektur, wenn sich auch die geschweiften Dächer durch ihre barocken, Drachen-, Phönix- und Einhorn-Ornamente vor den übrigen Häusern auszeichnen. Die Pagode in seiner Nähe hat nur drei Stockwerke und macht nicht grade den zierlichen Eindruck wie manche andre Gebäude der Art. Treten wir durch die offene Halle in das Innere des Tempels.

---

[1]) Auf die verschiedenen Industriezweige der Chinesen können wir hier nicht näher eingehen, erwähnen jedoch im Vorübergehen die seit uralten Zeiten getriebene Porzellanmanufaktur, die in weitester Ausdehnung in der Provinz Kiangsi sich findet. Durch die Verheerungen der Taiping-Revolution hatten die dortigen Fabriken sehr gelitten; doch sollten in denselben schon im Jahre 1869 wieder über 150 000 Arbeiter beschäftigt gewesen sein. In diesem Industriezweige herrscht mehr das Prinzip der Arbeitstheilung, während z. B. in den Eisendistrikten noch ganz wie vor tausend Jahren in lauter kleinen Werkstätten gearbeitet wird. Im ganzen ist überhaupt ein Rückgang der chinesischen Industrie nicht zu verkennen, und sie vermag in vielen Artikeln sogar nicht mehr mit der europäischen zu konkurriren. So sind z. B. in den Hafenplätzen die europäischen Baumwollenzeuge wohlfeiler als die einheimischen. Auch die Seidenindustrie befindet sich stark im Rückgange, da die Regierung auf dieselbe nur zu viel indirekte Steuern legt, um ihrer allzeit bedrängten Kasse aufzuhelfen. In Japan dagegen zeigt die Industrie bedeutenden Aufschwung.

Dort erblicken wir vor allem den Hauptgötzen, der hier verehrt wird, das Bild des „Großen Königs". Er hat auch eine Frau, die neben ihm sitzt. Im chinesischen Olymp hat diese Gottheit keine hervorragende Rolle. Der „Große König" ist unter den Göttern, was der Dorfwächter unter den Menschen ist. Aber für die praktischen Interessen der Dörfler ist dieser Gott grade der geeignetste, daher ihm in allen Dörfern Verehrung zu theil wird. Zur Leitung derselben hat sich ein besonderes Komitee gebildet.[1]) Im ersten Monate des Jahres werden von demselben Gaben gesammelt, einige Priester gemiethet, welche Opfer darbringen und andre Zeremonien veranstaltet, vermöge deren den Häusern des Dorfes Schutz vor Feuer, vor Krankheit u. s. w. gesichert wird. Ebenso läßt man im letzten Monate des Jahres Dankopfer darbringen.

Das Hauptfest aber, welches das ganze Dorf in Aufregung bringt, ist der Geburtstag des „Großen Königs". Einige Tage zuvor gehen mehrere Mitglieder des Komitees mit Subskriptionslisten im Dorfe umher und erbitten mit vielen höflichen Redensarten einen Beitrag zu der bevorstehenden Feier. Macht einer oder der andre Miene sich zu weigern, so hilft die Drohung mit eventueller Prügel nach. Der Beitrag wird gezeichnet und ein Zettel mit darauf bezüglicher Inschrift an die Hausthür geklebt. Es kommt eine ganze Menge Geld zusammen. Nun wird geschlachtet und gebraten und gebacken. Schweinebraten und Reiskuchen sind die hauptsächlichsten Geburtstagsgeschenke für den „Großen König". Außerdem aber sind eine Menge anderer Speisen bereitet, auch Früchte und Sam-schu fehlen nicht. Das alles wird im feierlichen Zuge von den geputzten Dorfleuten, die heute den Arbeitskittel mit dem Festtagsgewande vertauscht haben, zum Tempel getragen. Es ist ein bunter Aufzug mit flatternden Fahnen und betäubender Musik der Gongs und Hörner. Das ganze Gefolge schwatzt und jauchzt und lacht — denn nichts ist dem Chinesen auch bei seinen Götzenfesten fremder als stille innige Andacht.[2]) Es muß vielmehr bei solchen Gelegenheiten ein ordentlicher Rumor sein; der „Große König" muß doch merken, daß „etwas los" ist. Im Tempel folgen nun zuerst die Zeremonien. Die Speisen werden in schönster Ordnung wie zu einer Mahlzeit aufgebaut, nachdem die Menge sich auf die Knie geworfen und Kau-tau gemacht und bereits viel Gold- und Silber-Papiergeld verbrannt ist. An Lichtern und Weihrauch fehlt es natürlich auch nicht. Nun wird der Gott zum Schmause eingeladen. Aber nicht er allein, er muß doch auch eine Geburtstagsgesellschaft haben; und da sind denn noch so mehrere andere Götter, die neben ihm im Dorftempel verehrt werden, wie auf jeden Fall die Kum-fa („die Mutter") mit ihren 36 Gehilfinnen und Schinnung, der Gott des Ackerbaus, nebst mehreren andern — ihre Bilder befinden sich ebenfalls im Tempel. Außerdem aber muß man auch eine große Zahl von Geistern einladen, die bei solchem Schmause sich

[1]) An der Spitze desselben steht ein wohlhabender Mann der Gemeinde, der das „glückliche Haupt" genannt wird. In jedem Jahre wird das Komitee neu gewählt.

[2]) „Von feierlicher Andacht und heiligem Ernste, da der Mensch seinen Sinn und Gedanken von der Welt ab- und Gott zukehrt, ist da nicht die Rede." (Lechler.)

gern betheiligen, und die Ahnen dürfen auch nicht vergessen werden. Die betreffende Einladung geschieht nun in einem langen Gebete, das ein Priester von einem großen Blatt rothen Papiers abliest und halb singend halb plappernd etwa folgendermaßen herleiert.[1])

An diesem glücklichen Tage, in dieser günstigen Stunde werfen wir uns nieder um anzubeten. Der Himmel ist über uns ausgebreitet und die Erde dehnt sich unter unsern Füßen aus, und wir haben den Tisch bereitet, um Weihrauch darauf anzuzünden. Der Weihrauchkerzen sind es viele; o möget ihr Götter kommen und eure Ehrensitze einnehmen. In dicken Wolken steigt der Weihrauch auf, o möget ihr Geister kommen und uns beglücken. Fein ist der Duft unsres Weihrauchs, drum kommt gewiß und lasset uns sehen eure wirksame Kraft. Eure gläubigen Verehrer beten euch an und laden euch ein. Komm denn, o großer König, der du uns schützest und schirmest Leib und Leben, Hab und Gut. Komm, erhabene Göttin Kum-sa, die du waltest über die Kinder und segnest die Menschheit mit tugendhafter Nachkommenschaft. Kommt, ihr Geister des Himmels und der Erde, der Sonne, des Mondes und der Sterne, die ihr im unendlichen Raume ab und zugehet, abermals anbetend laden wir euch ein. Den Sternenfürst des Ostens, dessen Gebiet durch die himmlischen Zeichen Kap-yet begrenzt ist, und der durch die Kraft des Holzes regiert; den Sternenfürst des Westens, dessen Gebiet durch die himmlischen Zeichen Kang-sin begrenzt ist und der durch die Kraft des Metalls regiert; den Sternenfürst des Nordens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Kwui-nyim begrenzt ist, und der durch die Kraft des Wassers regiert; den Sternenfürst des Südens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Piang-ten begrenzt ist, und der durch die Kraft des Feuers regiert; den Sternenfürst der Mitte, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Sut-ki begrenzt ist, und der durch die Kraft der Erde regiert: — Ihr fünf Sternenfürsten der fünf Gegenden und fünf Wege, die ihr durch die Kräfte der fünf Elemente regieret, möge der Weihrauch euch lieblich sein, und jeder zu seiner Stelle herkommen; abermals laden wir euch ein. Der zuerst das Land umbrach, indem er das Gesträuch weghieb, Pak Kung samt seiner Gemalin, seinen Kindern und Enkeln, kommet und nehmet Platz, jeder nach seinem Rang; abermals anbetend laden wir euch ein. Der große General, der mit neun Kühen den Boden umbrach, den grünlichen Drachen, der links regiert, und den weißen Tiger, der rechts Gewalt hat, — auch ihr Geister werdet kommen und einnehmen euern Platz; abermals anbetend laden wir euch ein. Die meiner eigenen Familie Halle bewohnen, der Ahn des Stammes und der Urväter Schar, samt Großvätern und Großmüttern, die da wohnen in dem Geistersitz, alle die in demselben Familienbecken von ihrem Blute gereinigt wurden, als sie bei ihrer Geburt zur Erde fielen, Tanten, Schwestern, Basen, samt allen Verwandten, in deren Adern Stammvaters Blut geflossen, — möge der Weihrauch euch lieblich sein, und ein jedes kommen zu seiner Stelle; abermals anbetend laden wir euch ein. Die dienstbaren Geister, welche das Haus umschweben, der Fürst über den Brunnen und den Herd, samt dem Drachen, der die Gegend bewacht; abermals anbetend laden wir euch ein. Die Geister unserer Berge und die Königin des Bodens, die Geister des Glücks und der Tugend, der Drachengeist, der Drachenvater, die Drachenmutter, die Drachenkinder und Drachenenkel, sechs mal sechs ist ihre Zahl, 36 Drachen, kommt, setzt euch alle nach der Reihe; abermals anbetend laden wir euch ein. Wenn wir einen Geist einladen, so sollen es alle zehntausend Geister wissen. Wenn ein Geist der Einladung folgt, so mögen alle zehntausend Geister zugleich mit herbeikommen. Ihr, die ihr im Himmel wohnet, fahret daher auf den Wolken, und nehmt euch Störche zum Gespann. Ihr, die ihr auf der Erde wohnet, besteiget eure Pferde und spannet sie an. Ihr Geister des Wassers, schaukelt euer Schiff, und treibt es mit Rudern geschwind. Von allen Tempeln kommet jetzt herbei, und lasset die Kunde unsrer Einladung weithin erschallen. Zertheilet die Wolken, und labt euch am Dufte des Weihrauches, den wir jetzt verbrennen. Kommet uns zum Glück, kommet uns zur Wohlfahrt, und laßt es uns alles gelingen. Sind es der Geister so viele, daß es an Plätzen gebricht, so setzt euch nur enge zusammen, und

[1]) Nach Lechler im Basler Missions-Magazin 1859, S. 179 ff.

zanket euch nicht. Eure Verehrer haben sich mit ehrfurchtsvollem Herzen bereitet, und Weihrauch, köstliches Gold und Lichter von Wachs dargebracht. Ein wackerer Hahn, der seinen Kopf hoch zu tragen pflegte, und Fleisch von dem fetten Schweine sind auf dem Tisch. Bereit stehen die gesalzenen Fische des Meeres samt dem gelben Getreide und lieblichen Weine. Auch perlendes Wasser von den hohen Bergen haben wir geholt und starken Thee daraus gekocht, alles haben wir zugerichtet mit Fleiß und Eifer. Nun öffnen wir die Flasche Wein, und schenken einen Kelch euch ein. Den ersten Kelch, den opfern wir euch ganz. (Hiebei wird der Wein auf die Erde gegossen.) Den zweiten Kelch begleiten wir mit köstlicher Brühe. (Nun wird der zweite Kelch und etwas Brühe auf die Erde gegossen.) Zwei Kelche habt ihr schon gesehen, zwei Kelche auch gekostet; nun schenken wir wiederum ein und lassen in die Runde es gehen. Zwölf ist der Monate Zahl, zwölf sollen es der Kelche sein, die wir zum Opfer euch bringen voll duftenden köstlichen Weins. Drei Kelche sollen geheiligt sein, um eure Ankunft bei uns zu feiern, und wenn ihr wieder gehet, so begleiten wir euch mit drei Tassen schmackhafter Brühe. Neiget das Haupt und schmecket den menschlichen Wein. Hebet auf eure Häupter und beschützet die Menschen der Welt. Fürs erste kommet und beehrt uns, indem ihr die Gaben empfanget: fürs zweite kommet und beschützet uns, und gebt uns, was jeder begehrt. Das ganze Haus mit samt dem Vieh soll Ruhe haben für und für. Der Alten Glück sei unbeweglich, wie der grüne Berg. Die Jungen im Geschäftsdrang, wo sie gehen auf Brücken und den Weg entlang, möge bescheinen euer Glanz und eure Hilfe. Möge uns Reichthum stets blühen. Mögen die Herden des Viehes und der Schweine gedeihen, und das Geflügel sich mehren, daß die Mütter vorn und hinten stets umringt seien von Kindern, daß ihr Gewicht sich täglich mehre um 1000 Pfund und in jeder Nacht um 800, und wenn wir des Morgens hundert Stücke auslassen, mögen des Abends 50 Paare unversehrt zurückkommen. Ferner bitten wir euch, daß ihr beschützet, die sich den Studien widmen, daß ihre Namen glänzen auf dem goldenen Verzeichniß. Die sich mit Handel befassen, die wollet ihr beschützen, und jeglichem geben zehntausend Strang Münze. Die den Acker bauen, die wollet ihr beschützen und das Getreide anhäufen, daß es zehntausend Scheunen erfülle. Abermals gießen wir Wein ein; kommet, esset der würzigen Speise, bis ihr satt seid, und trinket des Weines, bis ihr trunken seid. Machet euch lustig und seid froh. Oeffnet eure Beutel und nehmet in Empfang, was wir euch darbringen. (Nun wird das Goldpapier verbrannt.) Was wir jetzt verbrennen, ist, eh' es durchs Feuer gegangen, nur einfach Papier; aber nachdem es verbrannt ist, wird es zum feinsten Golde, und mehrt sich so viel, daß man die Erde damit bedecken könnte. Obs hundert sei oder mehr. — ihr Geister, theilt euch jetzt drein. Ein Strang, zwei Strang, ihr Geister, rechnet es unter euch aus. Jeder Geist soll etwas haben, keiner soll zu kurz kommen. Nicht sollen die Starken an Kraft mehr nehmen als ihnen gebührt, noch sollen die Schwächen ausgehen mit leerer Hand. (Nun wird Wein auf die Asche des verbrannten Goldpapieres gegossen und gesagt:) Wir begießen das Gold mit geheiligtem Weine, wir gießen darauf Wein und Brühe. Wenn ein Tropfen zur Erde fällt, so wissen es alle Geister. Mögt ihr uns nun bewahren vor allem bösen und vor allen Gefahren, daß wir nie in Prozesse verwickelt werden, daß nicht wilde Thiere uns gefährden, welche ihr ferne von uns treiben möget, und ihnen eine Grenze setzen, daß sie nie zu uns kommen. (Nun werden die Opfer auf der Hand vor dem Altar hin und her bewegt, wobei sie sagen:) Des Weins ist so viel als das Wasser des Ozeans, und das Fleisch ist aufgethürmt wie der Himalaya. Für tausend Geister reicht es hin, ja zehntausend können es nicht aufzehren. Wir wollen aber nicht mehr viele Worte machen und sagen euch Lebewohl.

Alles erhebt sich jetzt von den Knien. Das Gebet, welches abgelesen wurde, wird nun mit weiterem Goldpapier verbrannt und Feuerwerk angezündet. Die Gongs, Hörner, Klarinetten und andere Instrumente machen einen furchtbaren Lärm. Dann kommt noch die Zeremonie des Verabschiedens, wobei sich alle dreimal auf die Knie werfen und den Kopf je dreimal auf die Erde stoßen (das dreimalige Kniebeugen und neunmalige Kautau). Die Geister werden nun ge-

beten, daß jeder wieder an seinen Ort zurückkehren möge, indem die geschmacklosen Ueberbleibsel des Mahles, von dem ja die Götter den Duft genossen haben, jetzt abgetragen werden.

An denen thun sich nun die Menschen gütlich[1]). Auf dem freien Platz vor dem Tempel sind lange Tische aufgestellt. Jeder der Subskribenten erhält nun nach der Größe seines Beitrages einen Platz von größerer oder geringerer Ehre. Mancher Arme der keinen Beitrag gab, muß sich auf das Zuschauen beschränken. Die Geister sind nun ganz vergessen; alles schmaust und trinkt, scherzt und lacht. Die mächtigen Kuchenberge freilich, die man den Göttern vorsetzte, werden manchmal bald klein. Wenn das Komitee nur über beschränkte Mittel zu verfügen hatte, war die Sache praktisch-ökonomisch eingerichtet, indem auf die Schüsseln zunächst ein großer Haufe Hobelspäne gelegt wurde, um den man die Kuchen herumpackte. Die Götter haben von dem Betruge natürlich nichts gemerkt; den Duft haben sie ja doch bekommen.

Nach dem Essen aber gebt noch weiteres Vergnügen an. Es werden allerlei Spiele gespielt[2]). Auch ist ein Theater aufgeschlagen, in dem unter ungeheurem Spektakel eine Vorstellung nach der andern gegeben wird. Bis spät in die Nacht, beim Scheine von hunderten bunter Laternen, ist die Dorfschaft fröhlich und vergnügt.

Dies ist das höchste Fest im chinesischen Dorfe. Außerdem werden mehrere andere ebenfalls unter der Leitung des Komitees gefeiert. Der Anfang jeder Jahreszeit wird ausgezeichnet durch Beleuchtung des Tempels mit Laternen u. s. w. Auch werden von Privatpersonen, denen etwas glückliches wiederfahren ist, kleine Dankopferfeste veranstaltet, bei denen natürlich ein größerer Kreis der Dorfbewohner sich betheiligt. Auch für diese werden die Einrichtungen durch das Komitee getroffen. Die Anordnungen desselben, die sich auch auf andre Sachen beziehen, werden respektirt und üben oft einen guten Einfluß. So verbietet es wohl für eine Zeit das Hazardspiel auf der Straße; oder, wenn knappe Zeit eintritt, thun sich die Komitees der benachbarten Dörfer zusammen, um das Aufkaufen des Reises durch auswärtige Händler zu verhindern. In allen solchen Angelegenheiten haben sie die öffentliche Meinung für sich und können vermöge derselben ihren Einfluß ausüben.[3])

---

[1]) In den Städten werden die zu den Opfern erforderlichen Braten — oft ganze Schweine — gewöhnlich nur für ein Trinkgeld von den Schlächtern geborgt, die sie dann nachher auf dem Markte feil bieten.

[2]) Das Tanzen ist in China ganz unbekannt.

[3]) Aehnlichen Einfluß üben die Aeltesten der Gemeinde. Alle Männer, die das 70. Lebensjahr überschritten haben, bilden eine besondere, mit Privilegien ausgestattete Klasse der Bevölkerung. Sie widmen sich dem allgemeinen Wohl und mischen sich dabei oft in Privatangelegenheiten mehr als erwünscht ist ein. Doch darf sie niemand in verletzender Weise behandeln. Bei mancher Familienfestlichkeit, z. B. wenn ein Geburtstag oder eine Hochzeit gefeiert wird, oder jemand, der sein Examen glücklich bestanden hat, seinen Doktorschmaus gibt, schickt wohl einer der Aeltesten seine Bistenkarte mit einem kleinen Geschenk und ladet sich auf diese Weise selbst ein. — Bei der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten geben sie den Ausschlag und fungiren wie es scheint als eine Art Behörde, vor der z. B. Streitigkeiten geschlichtet werden u. s. w. Wer überhaupt mit der Gemeinde zu verhandeln hat, wendet sich immer zunächst an die Aeltesten.

Fassen wir nun aber die Missionsstation etwas näher ins Auge. Sie besteht aus mehreren Gebäuden, die durch eine ziemlich hohe Mauer, welche einen Hofraum umschließt, verbunden sind. Das Ganze hat ein kastellartiges Ansehen[1]). Das ist freilich mit Absicht so eingerichtet. Der Räuber wegen muß die Station mit allerlei Schutzvorrichtungen versehen sein, wenn sie nicht der Plünderung preisgegeben werden soll. Doch ist es ihr schon gelungen, einen Angriff einer Schar von 30 bis 40 Mann siegreich abzuweisen. Schon waren die leichten Bambusleitern angelegt, und Kerle mit Aexten stiegen hinauf um die festen Fensterläden einzuschlagen. Glücklicherweise machten die Hunde zeitig genug Lärm, und das Abfeuern sämtlicher Gewehre verscheuchte die Räuber, die auf einen ernsten Kampf sich nicht gerne einlassen. Doch fand man den andern Morgen Brandfackeln und Pulvertöpfe vor dem Hause, die da zeigten, wie ernst die Sache war. Das Hauptgebäude mit seinem überragenden Dache hat im obern Stockwerk in den stark vortretenden breiten Eckpfeilern ein paar schmale Fensterchen, die jedenfalls als Schießscharten gut zu benutzen sind. Die grünen Jalousien stechen freundlich von der weißen Wand ab. Die Front ist von einer schattigen Veranda eingenommen. Dieses Hauptgebäude enthält einen Betsaal, einen einfachen, mit Bibelsprüchen in chinesischen Charakteren geschmückten Raum. Auf der andern Seite liegt die Wohnung des Missionars und seiner Familie. Das zweite Stockwerk ist für das Katechistenseminar eingerichtet. Treten wir in den Lehrsaal ein. Zehn christliche Chinesenjünglinge mit Zöpfen und in landesüblicher Kleidung werden hier vorbereitet, um ihren Landsleuten künftig als Lehrer und Prediger zu dienen. Der Unterricht wird ausschließlich in ihrer Muttersprache ertheilt.[2]) Könnten wir der Lektion folgen, so würden wir staunen, wie hier die schwere Aufgabe gelöst wird, die ganz fremden Begriffe und Ideen der christlichen Lehre auf einem zuvor mit ganz heterogenen Ideen bewachsenen Boden zu kultiviren.[3]) In verschiedenen theologischen Disziplinen, Exegese, Kirchengeschichte, biblischer Dogmatik, Symbolik u. s. w. würden uns bei einer kleinen Prüfung recht anerkennungswerthe Leistungen zu Tage treten, und jene schriftliche Arbeit des einen jungen Mannes über den Begriff der Rechtfertigung nach dem Römerbriefe dürfte auch in einem unsrer theologischen Seminare nicht eine ungünstige Beurtheilung finden. Ebenso sind eine Anzahl von Predigtdispositionen mit rechtem Geschick gemacht. — Nach dem Schluß der Lektionen können wir die jungen Leute anderweitig arbeiten sehen im Garten, der durch einen

---

[1]) Oder erinnert in manchem an die Klöster der alten Zeit des Faustrechts, die ein nach außen abgeschlossenes, schwer zugängliches und leicht zu vertheidigendes Anwesen bildeten. (Heidenbote 1866 S. 45).

[2]) Von den früheren Versuchen, eine der europäischen Sprachen als Bildungsmittel für die Missionsgehilfen zu gebrauchen, ist man fast durchgängig zurückgekommen, da die fremde Sprache nur verwirrend wirkt.

[3]) Wir dürfen nicht verschweigen, daß in einigen dieser Anstalten die Lösung dieser Aufgabe freilich viel zu wünschen übrig läßt, wenn auch die Leistungen vielleicht äußerlich ziemlich glatt von statten gehen.

Weg vom Missionsgehöfte getrennt sich an ein Fichtengehölz anlehnt, neben dem die hohen gefiederten Bambusbüsche eigenthümlich abstechen. Mit Hacke und Spaten richten sie ein Stück zur Anlage einer Bananenpflanzung her. Die christliche Bildung soll sie keineswegs zu Stubengelehrten machen, wie dies oft bei den chinesischen Bücherlesern der Fall ist, die leicht etwas zimperlich die Welt nur durch ihre große von Vorurtheilen getrübte Brille sehen. — Nachdem wir noch im oberen Stockwerk den Schlafsaal und das Stübchen eines Katechisten gesehen haben, mustern wir die beiden Anbauten, dessen einer die Wohnung eines zweiten Katechisten enthält, der dort mit Weib und Kind sein Hauswesen hat. Daneben aber wohnt ein ältliches Ehepaar, das sich durch verschiedene Dienstleistungen nützlich macht. Auf der andern Seite sind Ställe für ein paar Kühe, Ziegen und Geflügel, sowie verschiedene Vorrathsräume, die sich an die Umfassungsmauer lehnend, den Hof abschließen. Ein Durchgang aber führt uns in einen zweiten Hof, auf dem sich eine Anzahl von Mädchen in fröhlichem Spiele tummeln. Das lange einstöckige Gebäude, welches die eine Seite desselben bildet, ist die Mädchen-Kostschule, wo die Töchter christlicher Eltern aus verschiedenen Ortschaften eine angemessenere Erziehung erhalten als dies bei ihnen zu Hause möglich wäre. Das weibliche Geschlecht ist ja bei den Chinesen in vielen Beziehungen vernachlässigt, und mit Recht erkennt die Mission eine ihrer wichtigsten Aufgaben in dieser Richtung. Ein verheirateter Lehrer hat die Anstalt unter seiner Obhut, und auch seine Frau ist unter der Leitung der Gattin des Missionars für die Pflege und Erziehung der Mädchen thätig. Wir besehen die geräumige Schulstube mit allerlei Lehrmitteln, und ein kleines Examen in biblischer Geschichte, Geographie und Rechnen wird nicht ungünstig ausfallen. Die Schreibbücher beweisen, daß diese Dorfkinder zu den bevorzugteren ihres Geschlechts gehören werden, denn nicht viele chinesische Mädchen bringen es soweit im Schreiben. Sie singen uns auch ein dreistimmiges Liedchen vor, das recht lieblich klingt. Durchwandern wir die andern Räume: den Speisesaal, in dem auch, wenn keine Arbeit im Garten vorliegt, weibliche Handarbeiten getrieben werden — im Nähen, Spinnen und Weben sind die Mädchen geschickt. Daneben liegt die Küche, die von dem gegenüberliegenden Fenster des Missionshauses aus genau kontrolirt werden kann. „Naschereien und Extrakochereien, ja auch manche Diebereien, die früher vorkamen und unentdeckt blieben" haben diese Einrichtung nöthig gemacht, nun verhütet die strengere Aufsicht dergleichen. — Auch hier an das Anstaltshaus schließen sich einige Nebengebäude an; und dort in dem offenen Schuppen können wir noch einige der Mädchen bei einer in China sehr allgemeinen Arbeit beschäftigt sehen: sie enthülsen den Reis in großen Holzmörsern mit hölzernen Keulen, wobei ein eigenthümlicher vibrirender Ton, wie von fernen Glocken, hervorgerufen wird.

„„Haben wir nun alles gesehen, was hier zur Missionsstation gehört?"" [1]) „Noch nicht alles. Ich könnte sie noch hinunter in das

[1]) Auf anderen Stationen könnten wir noch verschiedene andere Anstalten kennen lernen: christliche Elementarschule von den Kindern der christlichen Gemeinde besucht,

Dorf führen zu einer oder der andern unsrer Christenfamilien. Hier jedoch haben wir nur einen kleinen Theil unsrer Gemeinde. Als die Station angelegt wurde, war in dem Dorfe eine ziemliche Bewegung für das Christenthum, und eine große Zahl stand zum Uebertritte bereit. Durch verschiedene Umstände aber gelang es den Gegnern des Evangeliums die Oberhand zu gewinnen. Die festen Bande der Clanverhältnisse gaben dann für viele den Ausschlag, daß sie kalt wurden und zurückgingen. Die paar christlichen Familien, die treu blieben, haben um ihres Glaubens willen zum Theil viel zu leiden gehabt. In neuerer Zeit werden sie weniger belästigt, besonders seitdem sie auf manche ihrer alten Rechte freiwillig verzichtet haben. Wenn wir vor der Hand nun hier im Dorfe für die nächste Zeit nicht gerade viel Aussicht auf Bekehrungen haben, so sind wir durch Gottes Gnade reichlich entschädigt durch die Fortschritte, die das Evangelium fort und fort in mehreren benachbarten Dörfern macht. Freilich kann ich nicht gerade sagen, daß ein geistlicher Hunger nach Gottes Wort in der Gegend erwacht sei. Der Herr aber benutzt recht deutlich äußere Verhältnisse, um seinem Reiche hier die Wege zu bahnen. Seitdem die Rechte, welche die Europäer durch die Verträge von Tien-tsin erlangt haben, auch hier bekannt werden, und man bemerkt wie unsre Reklamationen bei den Behörden von Erfolgen begleitet sind, die ein Eingeborner kaum mit den größten Geldmitteln würde bewirken können, kommen manche auf den Gedanken, daß sie durch Anschluß an die Europäer sich vor den Erpressungen der geldgierigen Mandarinen schützen können. [1]) Daß sie, um an die Mission Anschluß zu finden, ihren Götzendienst aufgeben müssen, fällt ihnen gewöhnlich nicht schwer. Mit seinen Götzen ist der Chinese nicht so verknüpft, daß er nicht, wenn man ihn auf den lebendigen Gott verweist und er sich überzeugt, daß bei ihm bessere Hilfe zu haben ist, jene alle hinauswerfen sollte. Aber viel härter hält es, sie loszubringen von dem Ahnenkultus und von dem Aberglauben, der Geomantie u. s. w. Obgleich unter der Wirkung des göttlichen Wortes mancher innerlich davon loskommt, finden wir doch hier und da auch bei unsern Christen noch manche Reste dieses alten Sauerteigs."

„An dem einen unsrer Filialorte ist ein Katechist stationirt, der zugleich eine Elementarschule leitet. Des Sonntags kommen die Christen aus der ganzen Umgegend fleißig hier her zum Gottesdienst. Gewiß ist dies ein Zeichen, daß sie es ernst mit dem Christenthum meinen, um so mehr, da ihnen der wöchentliche Feiertag ursprünglich ganz fremd war, und der Chinese sich sonst nicht leicht einen Arbeitstag mit

---

in die aber auch etliche Heidenkinder gehen, höhere Schulen — in denen vielleicht etwas zu viel europäische Wissenschaft getrieben wird, — Krankenhaus und Apotheke, dies aber mehr in den großen Städten, wo die ärztliche Mission zum Theil schon eine große Ausdehnung gewonnen hat. Dort gibt's auch wohl ein besonderes Hospital zur Kur für Opiumraucher. Auch dürfen wir nicht die großen Druckereien vergessen, die mit städtischen Missionsstationen verbunden sind.

[1]) Vergl. Jahresbericht der Baseler Missionsgesellschaft, 1877, S. 111.

seinem Verdienst entgehen läßt. Bald wird unser Betsaal zu klein werden, um die Gemeinde zu fassen, und wir werden in einem der Dörfer eine größere Kapelle bauen müssen."

„Ueber den Stand des geistlichen Lebens unsrer Christen kann man leicht zuviel — aber auch leicht zu wenig sagen. Das läßt sich nicht verkennen, daß der heilige Geist sein mannigfaches Werk in ihnen hat. In den Besprechungen vor dem heiligen Abendmahle habe ich manche deutliche Spuren aufrichtiger Buße und schlichter Glaubensfreudigkeit gefunden. Daß einzelne fleißig beten, konnte ich gleichfalls zu meiner Freude wahrnehmen. Doch hält es wohl schwer, daß in dem vom Utilitätsprinzip so ganz beherrschten Alltagsmenschen, wie es der Chinese ist, das ideale Sehnen und Streben nach den unsichtbaren Gütern des Himmelreiches recht gedeiht. Solche Pflanzen wollen Zeit haben zu ihrem Wachsthum. — Unsre englischen und amerikanischen Kollegen rühmen ihre Christen wohl wegen ihres regelmäßigen Hausgottesdienstes. Ich kann es von den unsrigen nicht sagen. Auch diejenigen unsrer christlichen Hausväter, welche fließend lesen können, vermögen ohne Anleitung nur mit großer Mühe und Unsicherheit in den Wortsinn der Heiligen Schrift einzudringen.[1]) Auch der Gesang ist in den Häusern der Christen eine fast unbekannte Kunst. Leider ist derselbe durch den Mißbrauch, den die Heiden damit treiben, sehr in Verruf bekommen. Dazu sind die Stimmen durch das fortwährende Schreien beim Auswendiglernen meist verdorben."

„Für ein geordnetes Eheleben muß bei unsern Christen das rechte Verständniß auch erst noch geweckt werden. Die Männer nehmen es außerordentlich leicht, ihre Familien zu verlassen, um irgendwo in der Fremde ihren Unterhalt zu suchen. Manche ziehen nach Kalifornien, andre nach Australien, um Gold zu graben, andre nach den chinesischen Kolonien des indischen Archipels. Manche freilich kehren zu ihren Familien zurück, wenn sie es zu etwas gebracht haben. Manche aber gerathen in der Fremde selber in Noth, sodaß ihnen die Rückreise nicht möglich ist. — Streitigkeiten zwischen Ehegatten kommen nicht oft vor; aber mit der Kindererziehung ist es zum Theil traurig bestellt. Der Wille der Söhne spielt in den chinesischen Häusern eine zu wichtige Rolle."[2])

Wenn wir bei längerem Aufenthalte die Katechisten etwas näher kennen lernten, so würden wir hier in der That ein paar liebe christliche Männer finden. Der Missionar ertheilt seinen treuen Mitarbeitern alles Lob. Selbst bei unserm kurzen Besuche dürften wir an ihnen

---

[1]) Die früher stark betriebene Verbreitung des Neuen Testamentes unter den Heiden wird immer mehr als ein Fehlgriff anerkannt. Ein von christlichen Ideen noch nicht berührter Chinese ist gar nicht im stande, dasselbe mit Verständniß zu lesen und kann sich unter Umständen die unsinnigsten Verkehrtheiten herauslesen. Ein viel richtigeres Missionsmittel sind ganz kurze Traktate, die anregend und erweckend wirken. Es seien hier kurz folgende erwähnt: 1) Die Hauptlehren des Christenthums in 15 Thesen. 2) Ueber langes Leben. 3) Wie man reich werden kann. 4) Götzendienst und die wahre Lehre gegenüber gestellt.

[2]) Vergl. Jahresbericht der Baseler Missionsgesellschaft, 1877, S. 109.

manchen Zug tieferen, innigen Gemüthslebens bemerken, wie er dem chinesischen Naturell fremd ist. — Nicht auf allen Missionsstationen in China aber steht es in dieser Beziehung so gut. Neben treuen und tüchtigen Gehilfen gibt es auch solche, an deren altem Menschen der Missionar recht schwer zu tragen hat, und leider kommt dann und wann auch ein Fall vor, daß ein schlau berechnender, grober Heuchler einen Missionar von geringem psychologischem Scharfblick aufs schändlichste hintergeht. Die Mission hat anfänglich in diesem Stücke viel Lehrgeld geben müssen. Jetzt schützt die längere christliche Erziehung, während der die unlauteren Individuen doch eher erkannt und ausgeschieden werden können, vor solchen trüben Erfahrungen. Die jungen Leute hier im Katechistenseminar haben bereits eine christliche Elementar- und eine Mittelschule durchgemacht. Hoffen wir, daß sie brauchbare Arbeiter im Weinberge des Herrn werden.

Fragen wir schließlich den Missionar nach seinen Erfahrungen bei der **Heidenpredigt**, so wird er uns sehr verschiedenartiges mittheilen. Die Gelehrten verhalten sich meist abweisend und kühl zu der Botschaft des Evangeliums, wenn sie nicht gar sich dagegen ereifern. Durchschnittlich stellen sie sich wohl so dazu, wie jener, der mit vornehmen Stolz sagte: „Wir haben den Confucius, wir brauchen Jesum nicht". Die geringeren Klassen kommen dem Missionar oft freundlich entgegen und sagen: „Das Evangelium ist eine gute Lehre — aber wir sind zu arm und haben bei unsrer Arbeit keine Zeit es zu hören". Dennoch dürfen solche Erfahrungen nicht entmuthigen, und der Missionar treibt mit seinen Gehilfen treulich die Sämannsarbeit. Hier und da kommt doch ein Körnlein an die rechte Stätte, wo es seiner Zeit schon keimen wird. Gewöhnlich benutzt der Herr Kreuz und Leiden, um einzelne Personen oder eine Anzahl von Familien seiner Sache geneigt zu machen.

Doch es ist Abend geworden. Schon ruft das Glöcklein über der Veranda die Hausgenossen zum Abendgottesdienst zusammen. Wird's dir nicht eigen zu muthe in der bunten, von einigen Oellampen nicht gerade glänzend beleuchteten Versammlung, wenn mit den feierlichen Tönen des Harmoniums, das einer der Zöglinge gut und sicher spielt, die wohlbekannte Weise: „Nun ruhen alle Wälder" erklingt? Mag auch das theure Gotteswort hier dem Ohre so seltsam lauten, die Andacht, die sich auf den Gesichtern malt, sagt dir, daß es doch dasselbe wirkt, wie daheim in den Worten der lieben Muttersprache. Das Gebet ist geendet. Noch wird ein Schlußvers gesungen, und die Hausgenossen begeben sich zur Ruhe, einander freundlich Gute Nacht wünschend. Uns ist oben in einer der Kammern mit den Schießscharten die Herberge bereitet. Nebenan im Schlafsaal der Zöglinge hörst du noch einen oder den andern niederknien und sein Herz im Gebete ausschütten. Von drüben aber aus der Mädchenanstalt erklingt dreistimmig durch die stille Nacht das Schlummerliedchen, ohne das die Kinder nun einmal nicht einschlafen. „So fremd in dem großen heidnischen China und doch unter Christen wie daheim", mit solchen Gedanken fallen uns die Augen zu.

6. Frühere Ausbreitung des Christenthums in China und die römisch-katholische Mission.

Einer alten Ueberlieferung zufolge soll schon der Apostel Thomas auch in China gepredigt haben. Historischer Grund dafür findet sich nicht. Nachweislich ist als erste Mission die der Nestorianer. Im Jahre 636, also nachdem das große Reich schon mehr als ein Jahrtausend seines Kulturlebens hinter sich hatte, kamen die ersten von dem Patriarchen Jesujabus dahin gesandten Boten dort an, deren einer, Namens Olopuen aus Syrien, sich die Liebe des Kaisers dergestalt zu erwerben verstand, daß er die Erlaubniß erhielt, zu lehren und Gemeinden zu bilden. Das Christenthum verbreitete sich so eine geraume Zeit hindurch in China, in allen Provinzen wurden Kirchen gebaut und Olopuen zum Bischofe ernannt. Nach dem Tode des dem Christenthum sehr günstigen Kaisers aber wurden die neu entstandenen Gemeinden von den Götzenpriestern durch Aufreizung des unwissenden Volkes und dadurch, daß man den jedesmaligen Kaiser gegen die Religion der Fremden einzunehmen suchte, hart angegriffen. Von 696 bis 712 erlitten sie bald mehr bald minder blutige Verfolgungen, bis sie unter einem neuen, dem Christenthum freundlichen Kaiser wieder Frieden und Ruhe bekamen. Während seiner langen, von 712—757 dauernden Regierung kamen um 719 neue Missionsgehilfen aus Syrien im Lande an, die ihrem Beruf unter dem Volke mit großem Eifer oblagen, und denen im Jahr 745 wieder neue Arbeiter nachfolgten. Auch die folgenden Kaiser bis zum Jahre 805 waren dem Christenthum günstig, ließen die Bildnisse ihrer kaiserlichen Vorfahren in einer christlichen Kirche aufstellen, die Christenpriester aber, denen sie auch sonst bedeutende Geschenke machten und etliche von ihnen zu hohen Ehrenstellen am Hofe erhoben, mit Lebensmitteln aus den kaiserlichen Magazinen versehen. Eine zu Si-ngan-fu in der Provinz Schen-si von den Jesuiten aufgefundene Gedenktafel[1]), die außer einer eigentlichen chinesischen Inschrift auch mehrere Zeilen in syrischer Sprache enthält, zeugt für die ums Jahr 787 unter der Dynastie T'ang vorhandene, auch von andern Seiten her Bestätigung findende Ausbreitung des Christenthums in China, obschon etwa 200 Jahre später der von dem Katholikos zur Leitung der dortigen Christen dahin geschickte Mönch Nadschran das Christenthum daselbst in völligem Verfall fand, wozu die in jener Zeit stattfindenden inneren Kämpfe im chinesischen Reiche so wie die spätern Einfälle der Mongolen nicht wenig beitrugen. Namentlich seit Dschinghis-Khan die Völker Chinas unterjochte, wurden die ohnehin zweifelhaften Früchte dieser Mission vernichtet. Denn die Nestorianer hatten freilich auch nicht das reine, lautere Christenthum, sondern ein vielfältig mit Aberglauben gemischtes gepredigt, und waren im ganzen schon zufrieden, wenn ihr Glaubensbekenntniß nur äußerlich von den Heiden angenommen wurde. Doch spricht der berühmte Reisende Marco Polo, welcher China in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts

[1]) Vergl. Ausland 1846, p. 1445.

besuchte, als Kublai-Khan dasselbe beherrschte, von einem Nestorianer, welcher im Jahre 1278 mit der Verwaltung einer Provinz betraut wurde, in deren Hauptort (Si-ngan-fu) er zwei oder drei Kirchen errichtete.

Marco Polo mit seinen Brüdern brachte auch Briefe und Geschenke vom Papst an Kublai mit, bei welchem sie fast zwei Jahrzehnte verweilten und großes Ansehen genossen, und als sie 1292 nach dem Abendlande zurückkehrten, gab er ihnen Vollmacht, in seinem Namen mit dem Papst und den Königen von Spanien und Frankreich zu verhandeln, starb aber schon 1294, während sie erst ein Jahr später wieder in Venedig ankamen. Früher schon (1246) hatte Papst Innocenz IV. eine Gesandtschaft von Franziskanern an den Mongolenherrscher Kuyuk-Khan gesandt, und gleich darnach waren zwischen dem auf einem Kreuzzuge im Morgenlande befindlichen König Ludwig dem Heiligen und dem Mongolenkaiser Gesandtschaften hin und her gegangen, infolge deren der König von Frankreich 1253 den Franziskaner Rubruquis aus Brabant zu dem Tataren-Khan Mangu in Batu sandte, der es liebte, durch Priester aller Kulte, Nestorianer, Muhammedaner und heidnische Priester sich dienen zu lassen; aber alle Bemühungen des katholischen Missionars um seine Bekehrung hatten so wenig Erfolg, daß Rubruquis schon 1255 wieder nach Palästina zurückkehrte. Ebenso wenig dachte Kublai, trotz seiner scheinbar großen Vorliebe für das Christenthum, jemals daran, ein Christ zu werden und sich taufen zu lassen.

Der erste Gründer der **römisch-katholischen** Mission in China ist der Franziskaner Johannes von Monte Corvino[1]) aus Neapel, der, vom Papst Nikolaus IV. abgesandt, um 1295 am Hofe des Großkhan Timur, des Nachfolgers von Kublai, der 1294 bis 1307 regierte, in Peking eintraf. Der Khan, unter dem die buddhistischen Lamas allmächtig waren, hatte zwar selbst nicht die mindeste Lust, sich zu bekehren, war aber ebenso tolerant wie seine Vorgänger, und legte dem Missionswerk des Johannes keine Hindernisse in den Weg. Desto mehr Verfolgungen hatte derselbe von den Nestorianern fünf Jahre lang auszustehen, die nicht wollten, daß eine von der ihrigen abweichende christliche Lehre gepredigt werde, und ihn sogar als Spion und Betrüger verdächtigten, bis seine Unschuld an den Tag kam, der Großkhan die Verläumder bestrafte und ihn selbst mit Auszeichnung in seine nähere Umgebung zog. Schon 1299 hatte Johannes eine Kirche mit Thurm und drei Glocken in der Residenz Peking fertig, bekam 1304 einen Gehilfen, Arnold, aus dem Kölner Lande, und begann im folgenden Jahre eine zweite Kirche nebst Kloster in der Hauptstadt zu bauen, nachdem er schon im ersten Jahre seines Aufenthalts einen Vasallen des Großkhans, König Georg, aus dem Stamme des Königspriesters Johannes[2]), vom nestorianischen zum katholischen

[1]) cf. Heyd, Studien über die Kolonien der römischen Kirche ff. in Niedners Zeitschrift für historische Theologie, 1858, p. 286 ff.
[2]) cf. Ebendas. p. 261.

Glauben bekehrt hatte. Zum Lohn für seine aufopfernde und gesegnete Wirksamkeit ward Johannes 1307 vom Papst Clemens V. zum Erzbischof von Khan-baligh (Stadt des Khan, Peking) ernannt und eine Anzahl Suffragan-Bischöfe ihm zugeschickt, von denen jedoch nur die kleinere Hälfte im Jahre 1308 nach vielen Fährlichkeiten in China ankam. Einer von ihnen, Gerardus, blieb in der großen Hafen- und Handelsstadt Zayton (Tsiuen-tschau), nahe bei der Insel Amoy, zurück, die ein Bischofssitz wurde, in dessen Nähe Andreas von Perugia, der letzte der drei Suffragan-Bischöfe vom Jahre 1308 (er starb erst nach 1326), eine zweite stattliche Kirche mit Wohnungen für 22 Brüder (eremitorium) baute. Von drei weiteren im Jahre 1313 durch Clemens nach China gesandten Franziskanern hat wenigstens einer einen Bischofssitz eingenommen; ob aber Johannes von Monte Corvino noch weitere Bisthümer in China gegründet, ist unbekannt; Franziskanerklöster dagegen, meist mit den Kirchen verbunden, werden im Jahre 1330 sieben an vier verschiedenen Orten Peking, Zayton, Jamzu und Quinsai (Hang-tschau) erwähnt. Die Missionsarbeit dieser Franziskaner, namentlich die des Johannes, scheint von ziemlichem Erfolg gewesen zu sein. Die Großkhane selbst begünstigten, unterhielten und schützten die Missionare, besonders gegen die Nestorianer; mehrere hochgestellte Personen bekehrten sich, und die Heiden kamen gern und oft mit vieler Andacht zu den Predigten, die selbst in den heidnischen Tempeln gehalten werden durften. Johannes selber starb, nachdem er viel Volks zum christlichen Glauben bekehrt, über 80 Jahre alt, im Jahre 1328; eine große Menge von Christen und Heiden wohnten seinem Leichenbegängniß bei, und auch die Letzteren zerrissen vor Trauer ihre Kleider. Im Jahre 1334 erst erhielt er einen Nachfolger in dem Franziskaner Nikolaus, den Johann XXII. zum Erzbischof ernannte, der aber noch 1336 vergeblich in Peking erwartet wurde, wie aus einem Brief der dortigen Christen, den eine 1338 in Avignon ankommende Gesandtschaft des Großkhans an den Papst mitbrachte, hervorgeht. Schon im Dezember 1338 machten infolge der letzteren vier Franziskaner als Legaten des Papstes, begleitet von andern Brüdern ihres Ordens, mit Briefen und Geschenken Benedikts XII. an den Großkhan sich auf den Weg nach China und gelangten im Winter 1341/42 an den Hof des Großkhan Togan-timur, wo sie, Johannes von Marignola an ihrer Spitze, einen feierlichen Einzug hielten, freundlichst aufgenommen wurden, vier Jahre verweilten und dann über das südliche China und Indien heimkehrten. Erst 1353 kam J. v. Marignola nach Avignon zurück mit Briefen des Großkhans, in welchen dieser die Oberherrschaft des Papstes über alle Christen in seinem Reiche anerkannte und um die Zusendung neuer Missionare bat. Von dem Stand der katholischen Kirche in China, wie diese Gesandtschaft ihn antraf, erfahren wir nur soviel, daß seit 1330 die Kirchengründungen sich gemehrt hatten; von einem Erzbischof in Peking aber, oder von andern Bischöfen hören wir nichts. Von nun an erfahren wir auch nur noch weniges in bezug auf die Missionsstationen in China. Innocenz VI. wollte zu Bischöfen geweihte Missionare hinschicken, aber die Wirren im tatarischen Reiche

verhinderten die Ausführung. Urban V. ernannte im Jahre 1370 einen neuen Erzbischof für Khan-baligh in dem Franziskaner Wilhelm von Prato, Professor der Theologie in Paris, der aber vermuthlich gar nicht hingekommen ist, da gerade um diese Zeit die Tataren durch die einheimische Dynastie der Ming aus China vertrieben wurden, deren Aufkommen (1370) höchst wahrscheinlich das Ende dieser ersten katholischen Missionsstationen in China herbeigeführt und die Franziskaner zur Auswanderung von Khan-baligh nach Sarai (an der Wolga) veranlaßt hat. Erst den Jesuiten war es vorbehalten, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, die katholische Mission in China zu erneuern. Sie fanden von der alten Franziskanermission keine anderen Spuren mehr, als lateinische Bibeln auf Pergament, in mittelalterlicher Schrift geschrieben, welche in chinesischen Familien als Raritäten aufbewahrt wurden; eine derselben wurde eben in Tsiuen-tschau-fu, dem alten Zayton, gefunden, wo um 1350 noch drei Kirchen geblüht hatten

Von dem Augenblicke an, da die Portugiesen den Weg nach Indien fanden, beginnt ein ganz neuer Abschnitt für die chinesische Missionsgeschichte. Kaum hatten sie Malakka erobert, als sie (1517) mehrere Schiffe nach China sandten, um mit der Regierung des Reiches einen Handelsvertrag zu schließen, und nach mehreren mißlungenen Versuchen ließen sie sich 1537 zu Macao nieder. Von jetzt an aber machten sich aus allen römisch-katholischen Ländern Europas Missionare auf den Weg, um das chinesische Volk zu bekehren; als die ersten, sowohl der Zeit als dem Erfolge nach, **die Jesuiten.** Der erste Jesuit, welcher nach China ging, war der uns schon von Indien her bekannte Franz Xaver. Nachdem er schon seit 1542 in Indien und 1549 in Japan das Werk der Heidenbekehrung mit hingebendem Eifer betrieben, kam er 1552 vor der Mündung des Kantonflusses an und ließ sich, ungeschreckt durch die ihm als Fremdling drohende Todesgefahr und dem kaiserlichen Verbot zum Trotz bei Nacht auf der Insel San-schan ans Land setzen, wo er indes bald am Fieber erkrankte und auf einem wüsten Berge am 2. Dezember 1552 starb, seinen Nachfolgern ein seltenes Beispiel von Eifer und Beharrlichkeit zur Nachahmung zurücklassend. Alexander Valignan, der als Jesuitengeneral die oberste Leitung der Missionen in Indien führte und jetzt auf Macao sich niederließ, wo er 30 Jahre lang mit beharrlichem Eifer, aber leider fast vergeblich arbeitete, verstand sich doch darauf, zur Aufrichtung der Mission in China die tüchtigsten Werkzeuge zu erwählen. Zu ihnen gehörte ein Ruggiero und ein Ricci, welche durch List und große Opfer festen Fuß im Lande gewannen, und von denen der letztere bis zum Ende ausharrte. Matthäus Ricci, der im Jahre 1582 in China ankam, war ein Mann von außerordentlichen Gaben, großer Gelehrsamkeit und vielseitiger Menschenkenntniß, der namentlich die Mathematik und Uhrmacherkunst gründlich verstand, und durch seine Gewandtheit, Geduld, Freundlichkeit und Klugheit sich überall Eingang zu verschaffen wußte. Unter dem Vorgeben, daß er gekommen sei, die chinesische Sprache und Weisheit zu lernen, und indem er die große Aehnlichkeit der christlichen Religion mit der chinesischen — die doch ihrem

Wesen nach wie Licht und Finsterniß verschieden sind — hervorhob, trug er samt seinen Gefährten zuerst das Kleid eines Bonzen und ging und lebte sieben Jahre lang mit den Priestern des Landes, um ganz Chinese zu werden. Dann nahm er die Tracht eines chinesischen Gelehrten an, begab sich aus der Provinz Kanton, wo er zuerst wirkte, nach der Provinz Kiang-si, und ließ sich später zu Nanking nieder, wohin tausende von Eingeborenen strömten, um ihn zu hören und seine Talente zu bewundern. Sogar die chinesische Sprache hatte er sich nach und nach so zu eigen gemacht, daß er Bücher in derselben schrieb, deren Stil von den einheimischen Gelehrten bewundert wurde. So konnte er es wagen, selbst nach der Hauptstadt zu gehen, wohin ansehnliche Geschenke ihm den Weg öffneten. In der Tracht eines chinesischen Gelehrten erschien er dort im Jahre 1600, überreichte dem Kaiser eine Stand- und eine Repetiruhr, beides in China damals noch unbekannt, und kam damit so glücklich an, daß er selbst in den Staatsdienst aufgenommen wurde. Mit erhöhtem Eifer breitete er nun seinen Glauben aus, nachdem er schon allenthalben Haufen von Neubekehrten gesammelt hatte; die Zahl der Christen mehrte sich mit jedem Tage, und selbst Mandarinen ließen sich taufen. Auch ein Staatsminister bekannte sich zum Christenthum und verwandte seinen ganzen Einfluß für dasselbe; seine jüngste Tochter, Candida, eine junge Witwe, folgte ihrem Vater, der in der Taufe Paulus genannt wurde, nach und übertraf ihn noch an Glaubenseifer. Wenige Jahre vor ihrem Ende erhielt sie noch vom Kaiser den Beinamen „die tugendhafte Frau" und ein mit Silberplättchen bedecktes kostbares Kleid zum Geschenk, dessen Werth sie indes zur Unterstützung der Armen verwandte, wie sie auch von ihrem Reichthum Kirchen erbauen und christliche Bücher drucken ließ. Neu ankommenden Missionaren wußte sie die Aufenthaltserlaubniß zu verschaffen und nahm sie gegen die Plackereien der Mandarinen in Schutz, und als sie starb, ward sie von den Armen als Mutter beweint und von den Christen als edles Beispiel verehrt. So machte das Christenthum in China schnelle Fortschritte; die Provinz Kiang-si allein zählte bereits 90 Kirchen, während Candida selbst deren 30 in verschiedenen Theilen der Provinz Tschi-li gestiftet hatte; Vereine wurden gegründet, in denen die eifrigsten Christen Betrachtungen über das Leiden und Sterben des Erlösers anstellten, während freilich auch zu Ehren der heiligen Jungfrau Verbrüderungen gestiftet und die Haufen der heidnischen Götter mit den Namen der Heiligen vermehrt wurden. An 130 Schriften, darunter Betrachtungen über die Evangelien, die summa theologiae des Thomas von Aquino, aber auch viele Lebensbeschreibungen der Heiligen wurden übersetzt und auf Kosten der Candida gedruckt, nur die Heilige Schrift nicht. Ricci selbst starb im Jahre 1610, nachdem er in seiner Weise großes für die Ausbreitung des Cristenthums in China geleistet, dadurch aber, daß er den Bekehrten die Verehrung des Confucius und der Vorfahren, welche er nach achtzehnjähriger Ueberlegung schließlich nicht als Religions-, sondern nur als Staatsgebräuche oder weltliche Ehrenbezeugungen ansah, gestattet, den Grund zu

vielen Kämpfen und Streitigkeiten mit den später eintretenden Missionaren anderer Mönchsorden, welche die Jesuiten um ihre großen Erfolge beneideten, gelegt hatte. Die Christengemeinde wuchs und nahm zu, und wenn auch im Jahre 1615 auf Antrieb eines Mandarinen zu Nanking ein kaiserlicher Befehl die Missionare auf eine Zeit lang nach Macao zurücktrieb, so ward doch dieser Befehl im Jahre 1628 bei dem Heranbrängen der Mandschu widerrufen. Um dieselbe Zeit kam der berühmte Jesuitenpater Schall nach Peking, während gleichzeitig (1630) Dominikaner und Franziskaner in Scharen nach China einwanderten, um neben den Jesuiten als Missionare zu arbeiten, bald aber wegen des Ahnendienstes und der Verehrung des Confucius, worin sie mit Recht einen abergläubischen Götzendienst erkannten, den ihr Gewissen mit dem Christenthum nicht vereinigen konnte, in heftigen, immer von neuem ausbrechenden und durch die verschiedenen von Rom ausgehenden Entscheidungen und Befehle nie vollständig geschlichteten Streit geriethen.

Adam Schall oder Schaal, ein deutscher Jesuit, geb. zu Köln 1591, an an Eifer und Beharrlichkeit dem verstorbenen Ricci gleich und war namentlich ein geschickter Mathematiker, wodurch er auch nach dem Sturze der Ming-Dynastie 1644 dem neuen Mandschu-Kaiser Sungtschi (Schungschi) sich sehr nützlich machte und bei ihm in großer Achtung stand. Ja der Kaiser erklärte sich selbst ganz offen für das Christenthum, ohne jedoch die Taufe anzunehmen; eine große Anzahl von Missionaren wurde nach China eingeladen und zerstreute sich in alle Provinzen des Landes, unter ihnen der nachmals so berühmt gewordene Pater Verbiest; die Zahl der Christen stieg bis über eine halbe Million. Nach dem Tode des Kaisers Sung-tschi 1662 aber brach während der Minderjährigkeit des Thronfolgers eine heftige Christenverfolgung aus, in welcher selbst der 74jährige Schall (1664) ins Gefängniß geworfen ward und nur mit genauer Noth der grausamen Todesstrafe entrann; die Religion der Christen ward als falsch und dem Reiche schädlich bei Lebensstrafe verboten. Doch bald ward alles anders, da der neue Regent Kwang-hi 1669 selbst den Thron bestieg, ein Mann, der Kunst und Wissenschaft liebte und deshalb auch die Jesuiten begünstigte und an seinen Hof zog. Außer Verbiest, der in Schalls Fußtapfen trat, und nach seinem Tode vom Kaiser selbst durch eine Lobrede geehrt wurde, waren es namentlich eine Anzahl französische Jesuiten, unter ihnen Gerbillon, Tachard, Bouvet, Le Comte u. a., welche durch ihre sprachlichen und mathematischen Kenntnisse, durch ihre Staatsklugheit, durch ihre Arzneien und künstlichen Handarbeiten das Herz des Monarchen (unter dessen Regierung auch 1689 ein Vertrag mit den Russen geschlossen ward und später die Franzosen und Engländer in Kanton sich festsetzten) ganz an sich zogen. Sie wurden alles bei ihm: seine Lehrer, seine Freunde, seine Aerzte, seine Räthe, seine Maler, seine Drechsler, seine Uhrmacher, seine Stückgießer, seine Rechenmeister, seine Kalenderschreiber, seine Feldzeugmeister, und als der Vizekönig von Tsche-kiang (Nanking) eine heftige Verfolgung gegen die Christen erhob und die Wiederherstellung der alten Verordnungen gegen das Christenthum verlangte, gab der Kaiser im Jahre 1692 ein Gesetz,

wodurch die christliche Religion für gut und ihre Annahme allen Unterthanen freigestellt ward, ließ auf Anhalten der Jesuiten eine Gesandtschaft an den Papst abgehen, baute ihnen eine prachtvolle Kirche neben dem kaiserlichen Palaste, was vom Zensoramte freilich hart getadelt wurde, und befahl allen Statthaltern und Staatsbedienten, sich den Christen gefällig zu bezeigen. Inzwischen begannen die Dominikaner mit Hilfe des 1684 nach China gekommenen apostolischen Vikars Maigrot aufs neue wider die verderbliche Praxis der Jesuiten anzukämpfen, und Papst Clemens XI. verfügte durch das heilige Offizium (1704), daß die beiden Worte Tien und Schang-ti nicht mehr von Gott gebraucht, sondern durch Tien-tschu, Herr des Himmels, ersetzt werden und die Christen vom Dienste des Confucius und der Ahnen vollständig ablassen sollten. Die Jesuiten aber, weit entfernt, diesen Befehl, der alsbald die besten Erfolge ihres Wirkens vernichtet und sie um allen Einfluß gebracht haben würde, zu befolgen, warfen, indem sie sich hinter den Kaiser steckten, den Verkündiger der päpstlichen Verordnung, den Legaten Tournon, endlich zu Macao ins Gefängniß, wo er 1711 nach vielen Leiden starb. Wenig besser erging es im Jahre 1716 dem Generalvikar des zu Lin-thing-teu wohnenden Bischofs von Peking, dem Franziskaner Castorani, der die berühmte Bulle Ex illa die etc. mit den strengsten Verfügungen des Papstes gegen die Jesuiten und ihre Praxis nach Peking brachte, wo er in Ketten gelegt und schließlich zu seinem Bischof zurückgeschickt wurde mit dem strengen Verbot, die Bulle ferner auszubreiten, gegen welche zugleich der Kaiser ein strenges Staatsgesetz erließ. Mit Spott und Hohn ward auch ein zweiter päpstlicher Legat, Mezzabarba, in Peking 1721 abgewiesen und reiste über Macao, wo er sich noch sechs Monate aufhalten mußte, in die Heimat zurück, nachdem er zuvor einen Hirtenbrief an die römische Geistlichkeit in China gerichtet hatte, in welchem kraft einer im Geheimen ihm ertheilten Vollmacht von den strengen Bestimmungen der päpstlichen Bulle vieles gemildert und nachgelassen wurde. Da starb der Kaiser Kwang-hi (1722) und sein Nachfolger Yung-tsching zeigte sich bald als der bitterste Feind des Christenthums. Er behielt zwar die Jesuiten, aber nicht als Freunde und Rathgeber, wie sein Vater, sondern nur als geschickte Künstler, Astronomen und Aerzte an seinem Hofe, hob aber das Edikt von 1692 auf, verbot die Annahme des Christenthums, gestattete die Verfolgung der Christen, ließ alle römischen Geistlichen nach Peking und Kanton, endlich nach Macao bringen, und die am Hofe bleibenden Jesuiten mußten sich damit begnügen, daß man ihre geistlichen Arbeiten daselbst und in der Hauptstadt übersah und stillschweigend duldete. Trotz dieser Verfolgungen währten die inneren Kämpfe fort, und die Vergünstigungen des Mezzabarba, von den Gegnern der Jesuiten verworfen, dienten nur dazu, ihre Heftigkeit zu vermehren. Auch die Bulle Benedikts XIV., Ex quo singulari etc., im Jahre 1742 machte dem Streit bei der Hartnäckigkeit und Schlauheit der Jesuiten kein Ende[1]), zumal im Jahre

[1]) In derselben heißt es u. a.: „Die Lehrer des Evangelii in China werden, wie wir zu Gott hoffen, die ungegründete Furcht aus ihrem Herzen bannen, daß

1755 selbst ein Jesuit zum Bischof von Peking ernannt wurde, während die Verfolgungen des Christenthums in China fortgingen und die Gemeinden immer mehr abnahmen. Der Kaiser Kien-lung, seit 1735, ein tapferer Krieger, an den auch die Engländer i. J. 1793 unter Macartney eine wiewohl erfolglose Gesandtschaft schickten, verhängte von 1746—73 neue schwere Verfolgungen über die Christen, und als in demselben Jahre (1773) der Orden der Jesuiten aufgehoben ward und die französische Revolution die Quelle vertrocknete, aus welcher die römisch-katholische Mission in China bisher unterhalten worden war, fing es bald an, an Lehrern zu fehlen. Dennoch zählte die römische Kirche, obschon Kien-lungs Nachfolger, Kia-king, seit 1799 das Christenthum noch bitterer haßte, als einer seiner Vorfahren, um das Jahr 1807 in den verschiedenen Provinzen von China 6 Bischöfe, 2 Koadjutoren, 23 Missionare, 80 Nationalgehilfen und 215000 Christen. Die Propaganda zu Rom, Spanier, Portugiesen und Franzosen betrieben die Mission trotz aller Gefahren und Bedrückungen; ein unkluger Versuch aber, geographische Karten vom Lande zu verfertigen, nach welchen die obwaltenden Streitigkeiten über die Arbeitssprengel der Missionare geschlichtet werden sollten[1]), steigerte die Eifersucht des grausamen Monarchen bis zum höchsten Grade der Verfolgungswuth. Der Verfasser dieser Karten wurde mit dem Tode bestraft, die Missionare des Landes verwiesen (1815) und jedes Mittel angewandt, ihre Bemühungen zu vereiteln. Sein Nachfolger Tau-kuang (seit 1821) ließ die Christen wenigstens Duldung genießen, obschon sie keine Ermunterung zu erwarten hatten, vertrieb aber 1828 die katholischen Missionare (Jesuiten) vollends aus Peking, wo man sie noch als Kalenderverfertiger behalten hatte. Trotz aller Verfolgungen aber ließen die wiederhergestellten Jesuiten, die Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Frankreich, die Propaganda von Rom und andere in ihren Bemühungen nicht nach, und die römische Mission in China mit ihren Bisthümern von Macao, Nan-king und Pe-king, und mit ihren apostolischen Vikariaten von Tsche-kiang und Kiang-si, von Schan-si Hu-kwang, von Fu'-kien und Sz-tschuan, von Leau-tong (in der Mantschurei) und von Korea zählte etwa 220000 Seelen, als die römisch-katholischen Christen im Lande 1839 und 1840 neue heftige Verfolgungen erlitten, eingekerkert und hingerichtet wurden. Bald darnach aber trat eine höchst günstige Wendung für die katholische

---

die Bekehrung der Ungläubigen durch die genaue Beachtung unserer Befehle werde verhindert werden. Die Bekehrung der Heiden muß vornehmlich von der göttlichen Gnade erwartet werden; und diese wird nicht ferne von den Arbeiten der Diener des Evangelii sein, wenn sie die christliche Religion so rein und wahrhaftig, als sie ihnen von dem apostolischen Stuhle ist überliefert worden, unerschrocken predigen und stets bereit sein werden, ihr Blut für die Ehre derselben zu vergießen ꝛc." Weiter heißt es: „Erinnert euch als wahre Jünger Jesu Christi, daß ihr von ihm gesendet seid nicht zu weltlichen Freuden, sondern zu einem großen Kampf; nicht zur Ehre, sondern zur Schmach und Verachtung; nicht zum Müßiggange, sondern zur Arbeit: nicht, daß ihr der Ruhe pflegen, sondern daß ihr viele Frucht mit Geduld bringen sollet."

[1]) cf. Plath, Die Völker der Mantschurei, I, p. 368 ff.

Mission ein; der Friede von Nanking hatte durch die Bemühungen des französischen Abgeordneten La Grené auch einen kaiserlichen Duldungserlaß[1]) für die katholische Religion im Reiche zur Folge, und Scharen römischer Missionare, namentlich auch Lazaristen aus Frankreich, machten nach China sich auf. Ihre Praxis[2]), namentlich in Beziehung auf die Taufe kranker Kinder, welche besonders die Missionare der Propaganda anwenden und selbst als ein „Stratagem" bezeichnen, ist allerdings verwerflich genug, indem solche Kinder ohne Wissen und Willen ihrer Eltern getauft werden, hat aber in vier Jahren 186000 Kindern „den Himmel eröffnet".

Der hochwürdige Herr Goutelle z. B., Priester der „Gesellschaft der auswärtigen Missionen", berichtet darüber (1853) sehr naiv[3]), wie er in Fu-tschou eine Apotheke gemiethet und darin einen „Täufer" angestellt, der an alle Kinder von 1—7 Jahren, die man krank zu ihm bringe, Pillen unentgeltlich vertheile. Findet er, daß die Kranken in Todesgefahr schweben oder ihr Uebel unheilbar ist, so tauft er sie. „Die Eltern", heißt es wörtlich, „vermuthen gar nicht, daß unter ihren Augen ein Sakrament ertheilt wird. Ein bei den chinesischen Aerzten herrschender Gebrauch ist uns sehr behilflich, um unsern frommen Betrug unbemerkt auszuführen. Er besteht darin, daß man die Stirn der kranken Kinder benetzt, um die Fieberhitze, welche ihnen in den Kopf gestiegen, zu lindern. So oft wir solche sterbende Kinder antreffen, begehren wir in aller Eile reines Wasser. Dieses Kind will sterben, sagen wir; das Feuer zehrt es auf, gebt geschwind Wasser, daß wir es löschen. Die arme, betrübte Mutter glaubt den Retter ihres Benjamin gefunden zu haben. Sie läuft mit einer Schale an den Eimer; sieht sie dann das Wasser auf die Stirn ihres mit dem Tode ringenden Sohnes herabfließen, so fühlt sie ihr Herz erleichtert, athmet freier und faßt wieder Hoffnung. Man befragt sie weitläufig über das Alter ihres Kindes, über den Anfang der Krankheit, deren Dauer und Wirkung; während dieser Zeit beeilen wir uns, das Feuer der Hölle zu löschen. Endlich beruhigen wir sie so gut als möglich und geben ihr von den Pillen, die wir aus Vorsicht überall mitnehmen. Arme Mutter! sie kennt die Wohlthat nicht, die wir ihrem Kinde erwiesen haben; denn hätte sie einen Begriff davon, so würde sie sich mit uns freuen. Sie verlangt nur die Gesundheit des Leibes, welche ungewiß, und wir verschaffen ihr jene der Seele, welche unzweifelhaft ist. — Mein Täufer in der Stadt versteht sich auf sein Handwerk, er bedient sich hierzu eines Schwammes, der in diesem Lande eine fast unbekannte Sache ist, und eben deshalb glauben die Chinesen auf den ersten Anblick, es sei ein treffliches Arzneimittel zur Linderung des Fiebers darin verborgen. Nach dieser Operation theilt er seine Heilmittel aus. Stellen Sie sich vor, was da Pillen verbraucht werden! Scharenweise kommen täglich Kinder zu uns, es gibt sogar Tage, wo sich deren bis 50 und 60 melden. Sie können leicht begreifen, daß er sie nicht alle tauft; denn sie sind nicht alle auf den Tod krank, und wir dürfen nur jene taufen, deren Leben in Gefahr ist. Gott hat meine Apotheke gesegnet und segnet sie noch immer fort."

Für eine Mission, die sich solcher Erfolge rühmen kann, werden wir uns allerdings nicht begeistern können. Auf diese Weise eingeführt dürfte das Christenthum für die Chinesen nicht viel anders werden als eine zweite Auflage von Buddhismus. — Bei der Besprechung des Verhältnisses zwischen China und den europäischen Mächten in neuster

[1]) cf. Basler Miss.-Mag., 1848, III, p. 34 f. 66.
[2]) cf. Calw. Beleucht. 1846 p. 56. Missionsfr. 1850, p. 93 f. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 87 f.
[3]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens, 1854, p. 43 f.

Zeit, werden wir in einigen Punkten noch auf die katholische Mission zurückzukommen haben. Hier geben wir nur eine statistische Uebersicht über den Stand derselben, wie er im Jahre 1868 angegeben wurde.[1])

Apostolisches Vikariat.	Priester.			Katholiken.
	europäische.		eingeborne.	
Fu'-kien,	10	Dominikaner	10	40 000
Schan-tung	5	ital. Franziskaner	8	8 000
Yün-nan	6	franz. v. d. auswärtigen Mission	3	5 000
Kwei-tschen	6	"	2	3 000
Sz'-tsch'uen östl.	10	"	14	21 000
" westl.	6	"	20	30 000
Kiang-su u. Ngan-hwei	40	franz. Jesuiten	10	75 000
Pe-tschi-li, nördl.	5	franz. Lazaristen	12	20 000
" südl.	—		—	—
" östl.	4	franz. Jesuiten	3	10 000
Ho-nan	3	franz. Lazaristen	4	3 000
Kiang-si	4	"	10	10 000
Tsche-kiang	3	"	6	3 000
Hu-nan	3	ital. Franziskaner	5	2 000
Hu-pe	7	"	13	18 000
Schen-si	8	"	15	22 000
Schan-si	5	"	17	18 000
Kwang-tong u. Kwang-si	9	franz. v. d. auswärtigen Mission	—	9 000
Hong-kong	8	Missionare	2	3 000
	148		154	300 000

7. Die Anfänge der evangelischen Mission bis zum Frieden von Nan-king.

Zu Anfang unsres Jahrhunderts konnte man in der Bibliothek des britischen Museums in London täglich einen blassen Jüngling sitzen sehen, wie er eifrig in einem Haufen Bücher und Papiere studirte, die mit seltsamen Zeichen bedeckt waren. Ein ältlicher Herr beobachtete ihn manchmal bei dieser Beschäftigung, und fragte ihn endlich einmal, womit er sich denn da soviel Mühe gebe. Offen und bescheiden erwiderte der Jüngling, er suche sich mit der chinesischen Sprache bekannt zu machen, um dereinst einmal die Heilige Schrift in dieselbe zu übersetzen. Dieser Jüngling aber war niemand anders, als der später wegen seiner Kenntniß der chinesischen Sprache so berühmte und als eifriger Missionar so ausgezeichnete und hochgeschätzte erste Verkündiger des Evangeliums in China, Dr. Robert Morrison. Geboren am 5. Januar 1782 zu Butters-Green (Morphet) in der englischen Graf-

[1]) Nach Madras Catholic Directory for 1868. Die Zahlen sind inzwischen schon bedeutend gestiegen. Aus dem Bulletin des Missions catholiques finde ich nachträglich eine Tabelle abgedruckt, deren Summe 254 europäische Missionare und 404 530 Christen angibt.

schaft Northumberland als das jüngste Kind eines Schuh- und Stiefel-Leistenmachers ward er frühzeitig an schwere Arbeiten und viele Entbehrungen gewöhnt, von seinen frommen Eltern aber treulich in der Furcht des Herrn erzogen. Schon in seinem zwölften Jahre gründlich bekehrt, übergab er sein junges Herz dem Heiland zu völligem Gehorsam, und oft, da er bei seinem Vater in der Lehre war, hatte er während der Arbeit eine offene Bibel vor sich liegen, um einige Kernsprüche daraus zu erlernen. Des Abends konnte man ihn oft in seiner Werkstatt mit einer Anzahl Knaben auf den Knien betend sehen, oder mit seiner Bibel unter dem Arm in eine arme Hütte treten und Kranke besuchen, denen er aus dem Worte Gottes vorlas, sodaß sie manchmal sagten: „Glaubt sicherlich, dieser wird noch einmal ein großer Mann werden". Und so kam es auch, denn als er größer wurde, beschloß er, sein Leben dem Missionsdienste zu widmen, bildete sich zum Geistlichen aus, und die im Jahre 1795 erst gebildete **Londoner Missionsgesellschaft** bestimmte ihn im Jahre 1805 zum Missionar für China. Dazu mußte er aber vor allen Dingen die chinesische Sprache erlernen, was damals bei dem Mangel fast aller Hilfsmittel noch viel schwieriger war als jetzt. Denn noch im Jahre 1792 war diese Sprache in Europa so unbekannt, daß kaum und erst nach vielen Nachforschungen in Paris, Rom und Neapel ein Dolmetscher für die nach Peking bestimmte englische Gesandtschaft aufgetrieben werden konnte. Endlich fand sich für Morrison ein damals in London lebender Chinese, Yong-sam-tak, der ihn im Chinesischen unterrichtete, und in der Bibliothek des britischen Museums eine vor vielen Jahren von einem Jesuitenmissionar in China angefertigte handschriftliche Uebersetzung der vier Evangelien und der Briefe Pauli. Nachdem er mit dieser Hilfe die nöthige Sprachkenntniß erlangt, sowie durch ernste mathematische, astronomische und medizinische Studien für seinen Beruf sich vorbereitet und endlich die Ordination empfangen hatte, sandte die Gesellschaft ihn aus. Als er eben im Begriff stand, England zu verlassen, sagte ein Herr etwas spöttisch zu ihm: „Und Sie hoffen also, mein Herr, die Chinesen zu bekehren, nicht wahr?" — „Nein, mein Herr," erwiderte Morrison ernsthaft und demüthig, „aber ich glaube, Gott wird es thun." So trat er denn am 31. Januar 1807 seine Reise über Amerika nach China an, und landete am 4. September zu Macao, von wo er jedoch sofort sich nach Kanton begab, um hier den Augen der schon aufmerksam gewordenen römischen Geistlichkeit entzogen sich im Verborgenen noch weiter für sein Unternehmen auszubilden. Er miethete sich zunächst in den Faktoreien eine niedrige, kellerartige Wohnung, und lebte hier in größter Zurückgezogenheit, wobei er sich Haar und Nägel wachsen ließ und seine Lebensweise der chinesischen möglichst gleich zu machen suchte. Er fing selbst an, mit kleinen Holzstäbchen zu essen und in den plumpen Chinesenschuhen einherzugehen. Durch Vermittlung eines Engländers, Staunton, ward ihm der Katholik Abel (?) Yun aus Peking zur Erlernung der Mandarinensprache, ein anderer christlicher Chinese, Ko-sien-sang, zur Uebung in der Mundart von Kanton behilflich. Jedem Verkehr mit seinen Landsleuten entsagend, lag er den ganzen Tag über mit seinem Lehrer, mit welchem er auch sein

sparsames Mittagsmahl genoß, über den Büchern, und oft saß er noch bis tief in die Nacht hinein bei seinem Studium. Den Schein seiner Lampe suchte er hinter mehreren Bänden eines Bibelkommentars möglichst zu verbergen, um sich der Beobachtung zu entziehen, und so eifrig betrieb er seine Studien, daß er selbst sein stilles Gebet dem Allmächtigen in gebrochenem Chinesisch darbrachte. Sein eingezogenes stilles Leben aber trug nicht nur dazu bei, ihn noch mehr zu verdächtigen, sondern schadete auch seiner Gesundheit, weshalb er sich eine bessere Wohnung miethete, auch am Tage sich öfter vor den Leuten zeigte, und bald fand, daß es so besser sei.

Aus Gesundheitsrücksichten und wegen ausgebrochener Mißhelligkeiten zwischen den Einwohnern Kantons und den englischen Kaufleuten mußte Morrison im Jahre 1808 nach Macao sich zurückziehen, wo er zum Uebersetzer der englischen Faktorei ernannt und dadurch für seine Person der Nothwendigkeit, Unterstützung aus Europa zu beziehen, enthoben ward. Während er nun hier zunächst an die Abfassung eines Wörterbuches ging, benutzte er, wie schon früher zu Kanton, jede Gelegenheit, den Eingeborenen mündlich das Wort Gottes zu verkündigen, und da dies nicht öffentlich geschehen durfte, so richtete er in seiner Wohnung kleine Privatvereine von Chinesen ein, welche heimlich bei Nacht sich versammelten und denen er Sonntags bei verschlossenen Thüren das Evangelium predigte. Dabei konnte er in den ersten vier Jahren nach seiner Ankunft in China eine chinesische Sprachlehre an die Presse in Sirampur schicken, eine noch in England aufgefundene Uebersetzung der Apostelgeschichte berichtigend durchsehen und in Druck geben, auch einen Traktat über die Erlösung schreiben und unter die Presse bringen und einen Katechismus übersetzen, während sein großes Wörterbuch und die Uebersetzung der übrigen Theile der Heiligen Schrift rasch fortschritten. Im Laufe des Jahres 1812 wurde die Uebersetzung der neutestamentlichen Briefe beendet, und eine ziemliche Anzahl kleinerer Druckschriften in China verbreitet. Die britische und auswärtige Bibelgesellschaft in London aber unterstützte den Druck und die Verbreitung dieser ersten chinesischen Bibelschriften mit der ansehnlichen Summe von 6000 Gulden.

Lange schon hatte nun Morrison nach einem Gehilfen seiner Thätigkeit sich gesehnt und deshalb dringende Bitten an seine Gesellschaft in Europa ergehen lassen, als am 4. Juli 1813 ein solcher in der Person des Dr. William Milne, Schotte von Geburt und nach seiner ganzen Lebensführung recht eigentlich zum Heidenboten auserkoren[1]), zu Macao anlangte, von seiner Gattin begleitet. Aber die Freude war nur kurz, denn schon nach wenigen Tagen befahl ihm der Gouverneur von Macao, durch den portugiesischen Bischof bewogen, den Hafen alsbald wieder zu verlassen. Nach 18tägigem Aufenthalt begab sich daher Milne, von seiner Frau sich trennend, nach Kanton, wo er „unter den Heiden die Gastfreundschaft fand, welche ihm auf einer christlichen Kolonie versagt worden war", und auch Morrison folgte ihm dahin, nachdem im Januar 1814 die chinesische Uebersetzung des ganzen Neuen

[1]) cf. Basl. Heidenbote, 1860, p. 54 f.

Testaments im Druck vollendet war. Während nun Milne wegen des eifersüchtigen Argwohns der chinesischen Behörden nicht länger in Kanton bleiben durfte, an der Niederlassung auf Macao aber durch die Portugiesen verhindert wurde und deshalb eine Reise nach Java und den übrigen vornehmsten Niederlassungen der Chinesen an den Ufern der Malakkastraße antrat, setzte Morrison auch in Kanton seine kleinen Versammlungen fort, und ließ sich nicht stören, wenn, wie es oftmals geschah, die Chinesen seine Lehren überflüssig oder lächerlich fanden. Doch sah er sich jetzt, da die Chinesen in Kanton und der Hof in Peking über seine gründliche Kenntniß der Sprache, welche die von ihm geschriebenen amtlichen Papiere der englischen Faktorei an den Tag legten, ärgerlich waren, der Hilfe seiner eingeborenen Lehrer beraubt, auf die als Verräther des heiligen Reichsgeheimnisses, der Sprache, gefahndet wurde. Trotzdem arbeitete er unverdrossen fort, veranstaltete mit Hilfe der Englischen Bibelgesellschaft eine neue Auflage des chinesischen Neuen Testaments, schrieb eine kurze Geschichte des Alten und veröffentlichte ein kleines Liederbuch. Auch das große Wörterbuch war soweit vorgerückt, daß die Ostindische Kompagnie eine Presse für dasselbe zu Macao errichten konnte, deren Dienste später auch der Mission zu statten kamen.

Um diese Zeit (1814) konnte auch dem ersten Chinesen, Tsai-a-ko[1]), welcher mit der Lehre des Evangeliums bekannt geworden war, auf sein Verlangen die Taufe ertheilt werden. „Bei einer Wasserquelle", schreibt Missionar Morrison, „die an einer abgelegenen Stelle am Fuße eines hohen Hügels, nahe am Meeresufer, entspringt, taufte ich ihn auf den Namen des dreieinigen Gottes; möge er die Erstlingsfrucht einer großen Ernte und einer von Millionen sein, welche an den Namen Jesu glauben und durch diesen Namen selig werden"! Vier Jahre später schied er aus dieser Welt, nachdem er bis zu seinem Scheiden ein seines Christenberufs würdiges Leben geführt hatte. Bald nach dieser Erstlingstaufe konnte der Druck des Alten Testaments begonnen werden, und am 25. Nov. 1819 wurde die Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift, deren Druck im Jahre 1823 beendigt. Morrisons Verdienste um die chinesische Mission aber wurden bereits 1817 durch das theologische Doktordiplom von der Universität Glasgow geehrt. Inzwischen bereiste Dr. Milne die in Hinterindien und auf den Inseln gelegenen chinesischen Ansiedlungen, um hier einen Platz ausfindig zu machen zur Ausführung des längst gehegten Planes, eine Bildungsanstalt für chinesische Nationalgehilfen zu errichten und damit eine chinesische Druckerei zu verbinden. Nachdem er auf dieser Reise auch viele Neue Testamente und Traktate in chinesischer Sprache vertheilt, ließ er im April 1815 mit seiner Gattin auf Malakka sich nieder, wo er das anglo-chinesische Kollegium gründete. Hier ward im Sommer 1816 der zweite Chinese, Leang-a-fa, ein Schüler Morrisons, getauft und für den Missionsdienst vorbereitet. Im folgenden Jahre erhielt Milne an W.

[1]) cf. Bornbaum, Missionssegen, p. 214 f.

H. Medhurst[1]) einen Gehilfen; eine Reihe von Chinesen und Malayen ward zu Christo geführt, und der Erfolg der Anstalt schien durch die so in der Fremde Gewonnenen auch allmählich von hier aus auf das Mutterland überzugehen.

Einer der thätigsten und gesegnetsten Arbeiter aber für die Mission war der Chinese Leang-afa[2]), welcher rastlos und voll Unruhe in mehreren Religionen den Frieden gesucht hatte, bis er durch Morrison auf den allein wahren Weg gewiesen ward. Er selbst berichtet über seine Bekehrung[3]):

„Ehe ich an den Heiland glaubte, wußte ich zwar wohl, daß ich ein Sünder sei, aber nicht, wie ich Vergebung erlangen sollte. Jeden Voll- und Neumond ging ich zum Tempel, die Götter um ihren Schutz anzuflehen. Aber obgleich mein Leib sich vor den Göttern niederwarf, hegte mein Herz gottlose Gedanken und Begierden, und ich brütete über Plänen zu Betrug und Lüge. Endlich kam ich nach Malakka in das Haus eines Missionars, der seinen Hausgenossen das Evangelium von Jesu Christo predigte. Ich hörte zu, aber mein Herz blieb unergriffen. Oft blickte ich in die Schrift hinein und hörte sie erklären, allein ich verstand sie nicht. Hörte ich den Missionar die Leute von der Anbetung der Götter abwehren, so pflegte ich zu äußern, das sei eine seltsame Lehre, nach der weder Goldpapier, noch Opferkerzen, noch goldene Blumen etwas helfen, ja sogar Sünde sein sollen. Buddha wird einen solchen Feind der Götter heimsuchen, und dann werden wir sehen, ob er so fortpredigt. Nach etlichen Monaten kam ein Buddhapriester aus China und wohnte in dem Tempel der Kwanyin in nächster Nähe bei mir. Er besuchte mich oft, und ich fragte ihn, wie man Vergebung der Sünden erlange? Er antwortete: Bete täglich die Gebete der wahren Frömmigkeit, und Buddha, der im westlichen Himmel wohnt, wird deiner ganzen Familie ihre Sünden vergeben. Gibst du dem Priester ein wenig Geld, um die Gebete für dich zu singen, so sollst du im künftigen Leben, statt Pein zu leiden, in einer reichen Familie geboren werden. Auf dies entschloß ich mich, ein Anhänger Buddhas zu werden. Der Priester sandte mir ein Gebetbuch, dessen Inhalt ich tausendmal hersagen sollte, um alle Sünden meines früheren Lebens wegzuschaffen. Ich fing an, aber eines Abends, als ich allein da saß, kam mir der Gedanke, ich habe doch manche eigentliche Sünde gethan, für die ich nicht durch bloßes Gebetlesen ohne irgend eine Tugendhandlung Verzeihung erhalten könnte. Inzwischen hörte ich den Missionar die Lehre von der Versöhnung in Christo Jesu predigen und las die Schrift, die Unreinigkeit, Betrug und Götzendienst verbietet. Das sind doch, dachte, ich, gute Bücher, die den Menschen von der Ungerechtigkeit abmahnen; ihre Lehren sind durch die Wunder Jesu bezeugt und müssen daher wahr sein. Jetzt hörte ich aufmerksam auf die Schrifterklärung und fragte den Missionar, was denn die Versöhnung bedeute? Er sagte mir, Jesus sei der Sohn Gottes, in die Welt gesandt, um für die Sünden der Menschen zu leiden, damit alle, die an ihn glauben, selig werden. Da ich mich als Sünder fühlte, fragte ich, wie ich könnte Vergebung erlangen? Der Missionar antwortete: Wenn du an Jesum glaubst, wird dich Gott an Kindes statt annehmen und in der anderen Welt dir ewiges Leben geben. Ich ging in mein Gemach zurück und dachte: Ich bin ein großer Sünder, wie kann mir Gott vergeben, wenn ich mich nicht auf Christi Verdienst verlasse? Jetzt beschloß ich, ein Jünger Jesu zu werden, und begehrte die Taufe. Nach derselben suchte ich mein Herz und Leben zu bewachen, las fleißig und gern in der Schrift, und bat Gott, mir die bösen Gedanken zu vertreiben und gute in mein Herz zu geben."

Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Malakka kehrte Leang-afa nach China zurück, und schrieb hier, von Mitleid für sein Volk er-

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1857, p. 81 f. Biene 1858, p. 24.
[2]) cf. Calw. Monatsbl. 1843, p. 101 ff. Basler Miss.-Mag. 1829, IV, p. 565; 1835, I, p. 101. Evang. Reichsbote 1853, Nr. 2—4.
[3]) cf. Evang. Reichsbote 1849, II, p. 126 ff.

griffen, eine Glaubenslehre, welche er, nachdem er selbst die hölzernen Typen geschnitten, in 200 Exemplaren druckte. Eben wollte er das Buch unter seine Freunde vertheilen, als sein Vorhaben von der Polizei entdeckt und er samt seinen Büchern und Formen vor Gericht geführt ward. Diese wurden verbrannt, er selbst aber in den Kerker geworfen und nur auf dringende Verwendung mehrerer mit Morrison befreundeter Kaufleute wieder freigegeben, nachdem er 30 Schläge mit dem großen Bambus hatte erdulden und überdies eine ansehnliche Geldstrafe bezahlen müssen. Durch dies alles indes nur noch treuer und demüthiger gemacht, ward er von Morrison für das Predigtamt ordinirt, und widmete sich nun mit ganzer Seele diesem erhabenen Beruf, indem er mit dem Wort des Lebens sich zunächst an seine eigene Gattin wandte, dann aber in der Stille bald hier bald da unter seinen Landsleuten die Gelegenheit der schriftlichen oder mündlichen Verkündigung suchte. Wie er dabei zu verfahren pflegte, zeigt u. a. folgendes Beispiel. Während einer Reise auf dem Flusse mit dem Lesen des Ev. Marci beschäftigt, ward er von einem Mitreisenden, welcher seine Augen auf das Buch fallen ließ, um den Sinn der Worte „bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist" befragt. Leang machte ihn mit dem Tode und der Auferstehung Jesu zur Vergebung der Sünden bekannt, und verkündigte ihm, seinen eigenen Glauben nicht verhehlend, das Evangelium. Als er von den Wundern Jesu berichtete, fragte ihn sein heidnischer Landsmann, ob er sie gesehen habe. „Nein", war seine Antwort, „aber sie sind uns in den heiligen Schriften glaubwürdig erzählt." — „Hast du nie gelesen", fragte der Mann, „was der Weise Meng-tsz gesagt hat, es sei besser gar keine Bücher zu haben, als jedem Buche zu glauben? Wenn auch die abendländischen Völker diesen Büchern glauben, so brauchen wir es doch nicht." — Leang erwiderte: „Mein Glaube an die Bibel hat seinen festen Grund; mein Gewissen sagt mir, daß ich ein Sünder bin und ohne einen Erlöser der ewigen Strafe nicht entgehen kann, und diesen Erlöser, wie ich ihn brauche, verkündigt mir dieses Evangelium."

Fünfzehn Jahre hatte Morrison bereits in China gearbeitet, und ein ziemlich vollständiges Wörterbuch der chinesischen Sprache vollendet, noch nirgends aber hatte das Evangelium öffentlich durch ihn verkündigt werden können, wogegen über 100000 einzelne Schriften [1]), theils Theile des Wortes Gottes, theils Erläuterungen desselben in sich enthaltend, im Volke verbreitet worden waren, als am 2. Juli 1822 Milne zu Malakka starb, aufs schmerzlichste von dem bald auch durch den Tod seiner Gattin tiefgebeugten Morrison betrauert, der selbst nach Malakka kam, um die unter diesen Umständen nöthigen Anordnungen zur Aufrechthaltung der Bildungsanstalt zu treffen, und auch ferner die Hauptstütze und der Hauptleiter der ganzen Mission bis an sein Ende blieb. Nach einem Besuch in England, zu welchem seine durch Leiden und Anstren-

[1]) Ueber den fraglichen Werth der Massenverbreitung der Heil. Schrift in China siehe unten.

gungen angegriffene Gesundheit 1823 ihn nöthigte, der aber zugleich neue Hilfsquellen für die chinesische Mission eröffnete, kam Morrison am 19. Oktober 1826 nach Macao zurück und setzte mit neugestärkten Kräften zum Segen des Landes seine großartige Thätigkeit hier wie in Kanton fort, auch englische Gottesdienste für die Europäer haltend und christliche Schriften in chinesischer Sprache abfassend. Leang-afa, der sich größtentheils bei ihm in Macao aufhielt, bis er im September 1827 in seinen Geburtsort bei Kanton zurückkehrte, machte ihm durch seine Lernbegierde viel Freude und gewährte ihm durch Abfassung und eifrige furchtlose Verbreitung christlicher Schriften erwünschte Hilfe. Anfangs November 1827 aber konnte Morrison mit einigen dort wohnenden Christen in Macao eine erste Missionsbetstunde halten. Auch auf die Armen und Kranken, namentlich die mit Blindheit und Hautkrankheiten behafteten, welche beiden Plagen in China häufiger als in jedem anderen Lande sind, richtete er liebevoll den Blick, studirte mit seinem ärztlichen Freunde Dr. Livingston zu Macao die chinesische Heilkunde, und errichtete daselbst in Gemeinschaft mit ihm eine Apotheke, welche sich später in ein Spital verwandelte und der Mittelpunkt wurde, von welchem aus nicht nur vielen Kranken Hilfe geleistet, sondern auch das Evangelium immer weiter hin verbreitet wurde. „Von da an sah man ein, daß in einem Lande, das von tüchtigen Aerzten so gänzlich entblößt ist, die Heilkunst die mächtigste Bundesgenossin des Evangeliums sein müsse."

Als im Jahr 1834 das ausschließliche Handelsrecht der Ostindischen Kompagnie in China aufgehoben wurde, verlor Morrison seine Stelle als Uebersetzer, ward aber bald hernach zum Sekretär des englischen Gesandten, Lord Napier, ernannt, der im Juli 1834 nach den chinesischen Gewässern kam und, nachdem der Statthalter von Kanton ihm eine Audienz verweigert, vielfach gekränkt und gehindert sich nach Macao zurückzog, wo er bald darauf (11. Oktober 1834) starb. Wenige Wochen vorher, am 1. August 1834, ging auch Dr. Morrison in die ewige Ruhe ein; von seinen Freunden in China aber ward zu seinem Gedächtniß die Morrisonsche Erziehungs-Anstalt[1]) gestiftet. Die Leitung der bis dahin gebildeten kleinen Gemeinde zu Kanton ward von seinem damals erst 19jährigen Sohne John († 29. Aug. 1843), und dem amerikanischen Missionar Bridgman übernommen und wie bisher zunächst vorzugsweise mittelst der Presse und der Thätigkeit des eingebornen Evangelisten Leang-a-fa, durch den bereits zehn seiner Landsleute bekehrt worden waren und infolge dessen die Taufe empfangen hatten, fortgeführt. Damals war es, daß durch den letzteren während der fünftägigen öffentlichen Prüfungen zu Kanton mehr als 11 000 Traktate und Theile der Heiligen Schrift unter die chinesischen Studenten vertheilt wurden[2]), und einer der letztern, der nachherige Rebellenkaiser Hung-Siu-tsenen, jenes Schriftchen, „Die guten Worte"

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 155.
[2]) Basler Heidenbote 1835, p. 83 f.

betitelt, erhielt, das nachmals so bedeutenden Eindruck auf sein Gemüth machte.

Morrison hatte bereits in den letzten Jahren die Ueberzeugung gewonnen, daß jetzt die Zeit ängstlicher Vorsicht zu Ende gehe, und offnere und kühnere Versuche zur Ausbreitung des Christenthums gemacht werden dürften. „Wie haben sich in Kanton", schrieb er in sein Tagebuch, „seit meiner Ankunft im Jahre 1807 die Verhältnisse geändert! Chinesische Zöglinge, studirende Missionare, englische Druckerpressen, Bibeln in chinesischer Sprache, ein öffentlicher Gottesdienst: das alles steht jetzt vor unsern Augen." Das kühnere Verfahren der britischen Regierung, das an die Stelle der furchtsamen Politik der Ostindischen Kompagnie trat, nachdem deren Freibrief für China erloschen war, kam damals der Mission zu Hilfe. Die evangelischen Missionsgesellschaften sahen die erst so stark verschlossene Thür sich allmählich öffnen, und mehr Missionare standen bereit in dieselbe einzutreten.

Zunächst war der **American Board** durch Dr. Morrison darauf aufmerksam gemacht, daß seine Arbeiter leichter als die englischen bei den Chinesen Eingang finden würden, da sie dem argwöhnischen Mißtrauen der Regierung weniger ausgesetzt sein würden. Infolge dessen war 1829 Eliah Bridgman nach Kanton gesendet worden.[1]) Ein Versuch ins Innere vorzudringen, wurde mit Gewalt verhindert. So konnte sich auch der Amerikaner nur abwechselnd in Macao und Kanton beschäftigen.

Bald darauf schien für die chinesische Mission ein leuchtendes Gestirn aufzugehen in unserm Landsmann Gützlaff. Sein Glanz sollte freilich kein bleibender sein. Trotz des glühenden Eifers und der rastlosen Thätigkeit, die er für die Ausbreitung des Reiches Gottes in China entfaltete, hat er schon jetzt nicht mehr den Namen eines Apostels der Chinesen, den man ihm eine Zeit lang beilegte. Er wurde das Opfer einer sanguinisch-forcirten Missionstreiberei, die der guten Sache nur nachtheilig sein konnte. — Lassen wir uns daher von vornherein nicht den nüchternen Standpunkt verrücken, durch jene idealistischen, übertreibenden Berichte von seiner Wirksamkeit, wie sie einst durch viele unsrer Missionsschriften gegangen sind und leider auch in der ersten Auflage dieses Werkes eine Stelle gefunden haben.

Gützlaff war durch die Gunst Friedrich Wilhelms III. in Jänickes Missionsschule ausgebildet, trat in die Dienste der Niederländischen Missionsgesellschaft und wurde 1826 ausgesandt, um unter den Batakken auf Sumatra zu wirken. Infolge kriegerischer Unruhen hatte er dies Feld nicht betreten können, sondern kam auf die Insel Rhiouw (Riau), wo er unter den angesiedelten Chinesen seine Arbeit fand. Durch Verbindung mit dem Missionar Tomlin in dem nicht fernen Malakka,

[1]) Den von einer andern Gesellschaft geschickten D. Abeel, der später in die Dienste des Board überging und an dessen Stelle E. Stevens trat, übergehen wir hier.

wurde er darin bestärkt, sich ganz der chinesischen Mission zu widmen. Nachdem er eine reiche, für die Mission begeisterte Engländerin geheiratet hatte, löste er seine Verbindung mit der Niederländischen Mission, um ganz frei auf eigne Hand das Missionswerk zu treiben. So finden wir ihn zunächst in Bankok mehrere Jahre, wohin er auf einer Reise mit Tomlin gekommen war. Seine ungemeine sprachliche Begabung ließ ihn nicht blos unter den dortigen Chinesen, sondern auch unter den Siamesen thätig sein in Predigt und Uebersetzungsarbeiten. Seine ärztliche Kunst schaffte ihm auch Gelegenheit zur Arbeit an den Seelen. Aber schon 1831 wurde seine Gattin ihm durch den Tod entrissen und er selbst auf ein schweres Krankenlager geworfen. Ein befreundeter Chinese rieth ihm, eine Fahrt nach dem Norden Chinas auf einer bereit liegenden Dschunke. Mit Freuden folgte Gützlaff, der bereits in Sprache, Tracht und Sitte ganz zum Chinesen geworden war, diesem für einen Europäer leicht gefährlichen Rath. So kam er, nachdem verschiedene chinesische Hafenplätze angelaufen waren, nach Tien-tsin. Ueberall vertheilte er Schriften und suchte in der Unterredung das Evangelium zu verkünden, auch gab er den Kranken ärztlichen Rath. Die Erfolge dieser Reise sind seiner Zeit in unsinniger Weise übertrieben worden.[1]) Für die Mission selbst ist sie von weiter keiner Bedeutung, als daß es hier zum ersten male einen evangelischen Missionar gelang, seinen Fuß auf das bis dahin unzugängliche Feld zu setzen. Das Aufsehen, das Gützlaff in Tien-tsin machte, galt glücklichen ärztlichen Kuren, aber nicht dem Evangelio. Nach vierwöchentlichem Aufenthalte kehrte er nach Macao zurück. Von dort aus machte er 1832 und 33 noch drei Reisen auf englischen Schiffen, die trotz des Verbotes der chinesischen Regierung es versuchten in verschiedenen Hafenplätzen Handel zu treiben. Gützlaff diente als Dolmetscher und benutzte die Gelegenheit, dabei vom Evangelio zu reden und Traktate zu verbreiten. Zu einer Niederlassung an irgend einem jener Plätze kam es auch in den nächsten Jahren noch nicht, denn das Verhältniß der Chinesen zu den Europäern gestaltete sich wieder ungünstiger, da die Engländer durch ihr übermüthiges Benehmen den Kaiser Tau-kwang so reizten, daß derselbe nicht blos den Handel außerhalb Kanton gründlich unterdrückte, sondern auch den Druck und die Verbreitung christlicher Schriften verbot. Die eingebornen Christen wurden als Verräther an dem Heiligthum der Sprache verfolgt, und die kleine Christenschar unter Leang-a-fa flüchtete sich von Kanton nach Malaka, wo die anglo-chinesische Anstalt weiter gediehen war. Eine andere Zufluchtsstätte für die im Reiche der Mitte nicht geduldete Mission war übrigens auch Batavia mit seiner bedeutenden chinesischen Kolonie geworden, wo der Londoner Missionar Dr. Medhurst sich zurückgezogen hatte und besonders eine ausgedehnte Thätigkeit durch seine Presse entfaltete.

---

[1]) „Und siehe kaum hat er den Fuß in Tien-tsin ans Land gesetzt, als aus der umstehenden Menge heraus eine große Anzahl von Leuten ihn mit dem Namen Sein-sam! Sein-sam! d. h. Doktor oder Prediger begrüßen". Ein Bild stellt die staunenden Chinesen dar, wie etliche sogar vor dem Missionar auf die Knie fallen.

Missionar Bridgman dagegen, von der amerikanischen Mission, konnte noch eine Zeit lang ungestört seine stille Arbeit in der von Morrison vorgezeichneten Weise zu Kanton und Macao fortsetzen, und erhielt an dem Missionar Williams und dem Drucker Tracy, die zu gleicher Zeit in Kanton eintrafen, zwei sehr willkommene Gehilfen. Gützlaff, der sich von 1834—37 in Macao aufhielt, verheiratete sich wieder mit einer Engländerin und unterstützte die dortigen wenigen englischen und amerikanischen Missionare. Ein besonderes Augenmerk ward fortwährend auf die Verbreitung von Druckschriften gerichtet, wobei auch die unter den auswärtigen Chinesen bestehenden Missionen aufs thätigste mitwirkten. Unter dem Einflusse der Missionare bildete sich ferner die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China, welche die Herausgabe von Schriften geschichtlichen, geographischen, astronomischen und anatomischen Inhalts zu ihrer Aufgabe machte, auch eine Zeitschrift, „Das chinesische Magazin", gründete, während die Morrisonsgesellschaft zur Erziehung chinesischer Kinder Schulen für beide Geschlechter gründete und Lehrer und Lehrerinnen von Amerika und England berief. Im Jahre 1836 ward diese Thätigkeit auf kurze Zeit unterbrochen, indem die Regierung, auf dieselbe aufmerksam geworden, allen Besitzern christlicher Schriften, besonders aber den eingebornen Predigern des Evangeliums, harte Strafen androhte. Das Drucken mußte eingestellt und die Formen vergraben werden, während Drucker und Lehrer sich verborgen hielten. Doch ließ die Verfolgung später so sehr nach, daß selbst Leang-a-fa sich zu seiner Familie nach Kanton wagen durfte.

Mit Bridgman und Gützlaff zusammen veranstaltete der jüngere Morrison eine verbesserte Ausgabe der chinesischen Bibel, wozu auch Medhurst Vorarbeiten gemacht hatte. Auch gaben sie ein von dem letzteren verfaßtes Wörterbuch der Fu-kien Mundart zu Macao heraus, verbreiteten Traktate, predigten in vertraulicher Unterredung mit einzelnen auf Straßen und Märkten, in Häusern und Tempeln das Wort Gottes mit so fließender Zunge, daß die Chinesen ihr Erstaunen über die „Fankwei" oder „fremden Teufel" nicht unterdrücken konnten. Dabei leiteten sie auch einige wohlthätige Anstalten für arme und kranke Chinesen, wie das Hospital für Augenkranke zu Macao, woselbst im Februar 1838 auch eine ärztliche Missionsgesellschaft für China[1]) sich bildete, in deren Spitälern zu Macao und Kanton der bereits seit 1834 in Kanton thätige Missionsarzt Dr. Parker, der später an Dr. Diver einen Gehilfen erhielt, in wenigen Jahren über 10 000 Kranke behandelte, welche alle das Evangelium hörten, das Wort Gottes und Traktate erhielten. Bald trat auch die Londoner Missionsgesellschaft durch die Sendung des ebenso geschickten als frommen Arztes Dr. Lockhardt, den ein mit Medhurst nach London gegangener und daselbst getaufter junger Chinese, Tschu-ti-lang, begleitete, aufs neue in dies Missionsfeld ein, während die amerikanische Mission den Tod des

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 13.

auf einer Reise nach Singapur verschiedenen Missionar Stevens zu beweinen hatte. Gützlaff, der in Macao ganz besonders einer Schule für chinesische Kinder unter einer englischen Lehrerin vorstand, machte mittlerweile dann und wann Ausflüge in das Innere des Landes. Von drei schiffbrüchigen japanischen Matrosen, die in seinem Hause lebten, lernte er auch das Japanische; als er aber 1837 mit ihnen und den Missionaren Parker und Williams Japan besuchen wollte, wurden sie mit Kanonenschüssen am Landen verhindert. Inzwischen stieg die Feindschaft zwischen Engländern und Chinesen immer höher, und nie waren die Missionare so behindert als im Jahre 1838, in welchem Gützlaff wegen seiner gründlichen Kenntniß der chinesischen Sprache und Sitte von der englischen Gesandtschaft zu Macao als zweiter Sekretär mit einem Gehalt von 4800 Thalern angestellt wurde. Alle seine Mußestunden wandte er freilich auf Missionsarbeiten, für die er auch reichliche Mittel aufwendete. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß seine Amtsgeschäfte ihn doch an dem Dienste des Evangeliums hinderten. Es scheint als sei er dabei mehr und mehr in eine fieberhafte Treiberei hineingekommen, die vollends eine nüchterne Auffassung der Aufgabe unmöglich machen mußte.

Da brach im Jahre 1839 der **Krieg zwischen England und China** aus, dessen Ursachen und Verlauf wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen und dessen Folgen für die chinesische Mission so wichtig geworden sind. Schon am Ende des 17. Jahrhunderts fand ein schwankender, seit 1720 ein festerer, wenngleich durch viele Hindernisse erschwerter Handel zwischen Engländern und Chinesen statt, zu dem in England die Ostindische Kompagnie das Monopol besaß, und der 1757 auf Kanton unter der Vermittlung offiziell anerkannter chinesischer Mäkler, der sogen. Hongs[1]), beschränkt wurde. Dieser Handel dauerte fort unter mancherlei Wechselfällen und Störungen, die theils durch die übertriebenen Ansprüche der in Kanton und Macao residirenden Engländer, theils durch den eifersüchtigen Nationaldünkel und die Gewaltsamkeiten der Chinesen herbeigeführt, immer aber durch die kluge Politik der Englisch-Ostindischen Kompagnie wieder beigelegt wurden, zu immer steigendem Vortheil der Engländer ohne gefährliche Konflikte und nachhaltige Unterbrechungen bis zur völligen Aufhebung des Monopols der Englisch-Ostindischen Kompagnie. Lord Napier aber, der nach den Bestimmungen der Parlamentsakte vom 28. August 1833 als erster Oberaufseher (Superintendent) mit der Befugniß, alle Handelsverhältnisse der Engländer in China zu reguliren und alle Gerichtsbarkeit über sie auszu-

[1]) Jeder in Kanton sich aufhaltende Fremde wurde nämlich als Kaufmann angesehen und mußte in einer abgesonderten Vorstadt, wo die Handelsfaktoreien der Europäer waren, wohnen. Dort lebte er unter der Bürgschaft eines „Hong" oder chinesischen Kaufmanns; dieser versah ihn mit einem sogen. „Comprador", ohne dessen Vermittlung er weder Lebensmittel kaufen, noch sich Diener verschaffen, noch einen Dolmetscher oder Sprachlehrer finden konnte. Der Hong war für die gute Aufführung des Fremden verantwortlich; sobald dieser von der Polizei angeschuldigt, wurde der Hong seines Vermögens beraubt und gepriügelt, welche Strafe er seinerseits wieder alsbald über die ihm untergeordneten Compradors oder Geschäftsträger verhängte.

üben, nach Kanton gesandt worden war, kam gleich bei seiner Ankunft daselbst im Juli 1834 in Streit mit den chinesischen Behörden, die ihn in seiner Stellung nicht anerkannten, und da er mit den ihm zu Gebote stehenden Gewaltmitteln nichts auszurichten vermochte, zog er sich nach Macao zurück, wo er im Oktober dieses Jahres starb. Auch seine Nachfolger, Davis und dann Elliot, wurden in Kanton nicht anerkannt, weshalb der letztere 1837 ebenfalls nach Macao sich begab, um von hier aus seine Funktionen, so gut es ging, auszuüben. Unter ihm entwickelte sich die Opiumangelegenheit zu der Krise, die den unmittelbaren Ausbruch des Krieges veranlassen sollte, welcher deshalb auch gewöhnlich der Opiumkrieg genannt wird.[1]) Der Handel mit Opium[2]), über dessen Bereitung und Genuß wir schon andernorts das Nöthige beigebracht, befand sich bis zum Jahre 1767 in den Händen der Portugiesen, welche die Ware aus der Türkei erhielten und nach China zu medizinischen Zwecken unter einem unbedeutenden Zoll einführten. Im Jahre 1773 fing auch die Englisch-Ostindische Kompagnie diesen Handel an, der indes nicht einträglich genug gewesen zu sein scheint, sodaß sie ums Jahr 1800 ganz aufhörte, diese Waare auf eigenen Schiffen auszuführen. Dagegen begann um diese Zeit der abscheuliche Opiumschmuggel. Die chinesische Regierung nämlich, als sie die gefährlichen Folgen des sich ausbreitenden Opiumgenusses bemerkte, erließ seit 1796 strenge Verbote gegen den Verkauf und Gebrauch desselben, die von Jahr zu Jahr verschärft wurden, sodaß der einzige Weg, diese Ware in die Häfen Chinas zu bringen, der Schmuggel war. Die Kompagnie ließ nun zwar keines ihrer Fahrzeuge mehr an diesem Handel theilnehmen, entblödete sich aber nicht, die Schmuggelware in Indien selbst zu bereiten, ja sie zu monopolisiren, und sie dann an Privatschiffe, denen sie dafür Freihandelscheine ausstellte, zum behuf des Schmuggelns nach China zu verkaufen. Unter erfolglosen Maßregeln und unwirksamen Remonstrationen auf der einen, und frechen, ruchlosen Gesetzesübertretungen auf der andern Seite ging der Handel ungeschwächt und in so steigendem Maße fort, daß die im Jahre 1824 bereits 12639 Kisten[3]) zählende Einfuhr nach 10 Jahren auf 21785 Kisten gestiegen war, und im Jahre 1837 nicht weniger als 39000 Kisten im Werth von 25 Millionen spanischen Thalern (Dollars) eingeschmuggelt wurden. Alle Anstrengungen der Regierung erwiesen sich als fruchtlos; unzählige bis an die Zähne bewaffnete Schiffe waren an der ganzen Küste mit diesem

[1]) Man hat diesen Namen angefochten. England habe nie die Chinesen mit Waffengewalt zwingen wollen, Opium zu kaufen. Gewiß war die Tendenz überhaupt das verschlossene Reich dem Handel zu öffnen; da aber das Opium nicht nur den hauptsächlichsten dabei in Betracht kommenden Importartikel bildete, sondern auch so auffallender Weise die Veranlassung zum Ausbruch des Krieges wurde, kann man jenem Namen nicht wohl die Berechtigung absprechen.

[2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1857, p. 203 ff.; 1848, III, p. 46 f. 107. Ausland 1846, p. 497 f. 416. Calw. Missionsbl. 1844, p. 71.

[3]) Der verdickte und mit allerlei Zuthaten für den chinesischen Geschmack verarbeitete Mohnsaft wird schließlich in Kugeln von etwa 3¼ Pfund geknetet, die in Blätter der Mohnpflanze eingewickelt und in Kisten von 125—133 Pfund verpackt werden.

ruchlosen Schmuggel beschäftigt, der Genuß des verführerischen Giftes griff in erschreckendem Maße um sich, und alljährlich gingen 500000 Pfund Sterling als Zahlung für diese verderbliche Ware aus dem Lande. Trotzdem hatte der Kaiser schon 1830 den Vorschlag, die Opiumeinfuhr gegen einen hohen Zoll gesetzlich zu gestatten, mit Entrüstung von sich gewiesen, obschon dadurch dem Schatz eine Einnahme von fast 4 Millionen Thalern erwachsen sein würde. Als nun aber auch die strengsten Verordnungen und Strafen nicht mehr halfen, wurde endlich die Geduld des Kaisers erschöpft, und er beschloß Ende 1838 zum Aeußersten zu schreiten. Der kaiserliche Kommissar Lin ward mit außerordentlichen Vollmachten nach Kanton gesandt, um dem Opiumschmuggel definitiv ein Ende zu machen. Am 10. März 1839 kam er in Kanton an und verkündigte am 18. März einen kaiserlichen Befehl, der den Fremden förmlich zur Pflicht machte, ihm das Opium, das sich an Bord ihrer Schiffe befand, ohne Rückhalt auszuliefern und eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche sie versprachen, solches nie mehr in diese Gegend zu bringen. Der Oberaufseher Elliot, aus Furcht, wie man sagt, durch Widerstand die Abfahrt der mit Thee beladenen Schiffe zu hindern, von welchen die englische Regierung beträchtliche Summen an Accise voraus zu erheben hatte, forderte die englischen Kaufleute auf, alles für den Schmuggel bestimmte Opium als Eigenthum der Regierung, in deren Namen er zur Entschädigung sich verpflichtete, ihm zu übergeben, worauf ihm 20283 Kisten im Werth von etwa 29 Mill. Gulden ausgehändigt wurden, die er unter Protest der chinesischen Regierung überlieferte. Der ganze ungeheure Vorrath wurde auf Befehl des Kaisers in großen Wannen mit Kalk und Salz vermengt und dann ins Meer geschüttet, ein Geschäft, das volle 20 Tage dauerte. Leider schloßen sich an diesen Vorfall noch einige Gewaltthätigkeiten gegen britische Unterthanen, und im Dezember ward durch kaiserliches Edikt aller Handel mit der englischen Nation überhaupt verboten. Folge davon war offener Krieg mit England. Sämtliche Engländer wurden auch aus Macao vertrieben, am 28. Juni 1840 aber blokirte eine englische Flotte den Kantonfluß, eine andere Flottenabtheilung nahm anfangs Juli die Insel Tschu-san und besetzte deren Hauptstadt Ting-hai, beschoß Amoy, vernichtete seine Festungswerke und fuhr am 11. August in den nach Peking führenden Peiho ein. Jetzt begannen Unterhandlungen, zu deren Fortführung ein kaiserlicher Kommissar nach Kanton gesandt wurde, wohin auch die englische Flotte zurückkehrte und, um ihren Forderungen mehr Nachdruck zu geben, am 9. Jan. 1841 die Forts an der Tigermündung nahm und den Chinesen großen Schaden zufügte. Dies half, und am 20. Januar ward ein vorläufiger Friedensvertrag abgeschlossen, wonach der Hafen von Kanton wieder eröffnet, der Handel wieder hergestellt, Hong-kong den Engländern abgetreten und 6 Millionen Dollars Kriegsentschädigung gezahlt, auch die offiziellen Verhältnisse zwischen der englischen und chinesischen Regierung auf den Fuß völliger Gleichheit gestellt werden sollten. Die englische Flotte zog sich nach Hong-kong zurück, aber da der Frieden bis zum 24. Februar von der chinesischen Regierung nicht gutgeheißen war, begannen die Feindseligkeiten am folgenden Tage

aufs neue. Nachdem die Engländer am 18. März die Vorstadt der Faktoreien in Kanton eingenommen, baten die Chinesen um Waffenstillstand, rüsteten aber desto eifriger zum Kriege, und so zogen Unterhandlungen und Kämpfe abwechselnd sich hin, bis die Engländer unter neuen Anführern und mit verstärkter Macht vom August 1841 an endlich vollen Ernst machten. Amoy, das die Chinesen für unbezwinglich hielten, ward genommen, auf der davor liegenden Insel Ku-lang-su eine kleine Besatzung gelassen, und am 30. September auch Tschu-san nach einem kurzen aber hartnäckigen Gefecht wieder besetzt. Am 10. Oktober ward das feste, von den tapferen Tataren vertheidigte Tschin-hai nach kurzem Kampfe, und 2 Tage darauf Ning-po ohne Schwertstreich genommen. Nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen nahmen die Engländer am 18. Mai 1842 Tscha-pu, den Hauptstapelplatz des chinesischen Handels mit Japan, drangen durch die stark befestigte Mündung des Yan-tsz-kiang, nahmen am 19. Juli Schang-hai, endlich am 21. Juli fiel auch Tschin-Kiang-fu (Tsche-Kiang), wo der Kaiserkanal den Yan-tsz-kiang kreuzt, nach dem tapfersten Widerstand der tatarischen Truppen in ihre Hände, wodurch Nan-king selbst bedroht ward, vor welchem die Engländer am 6. August ankamen. Jetzt baten die Chinesen ernstlich um Frieden, die Unterhandlungen mit drei kaiserlichen Kommissaren begannen am 15. August. und am 29. August 1842 ward an Bord des „Cornwallis", im Angesicht von Nan-king, ein Friedensvertrag, der **Vertrag von Nanking**, abgeschlossen, in welchem den Engländern die Insel Hong-kong förmlich abgetreten, außer Kanton auch die Häfen Amoy, Schang-hai, Ning-po und Fu-tschau für den Handelsverkehr eröffnet, Regulirung der Zölle, Zulassung von Konsuln in den fünf Häfen, Behandlung auf gleichem Fuß und Zahlung von 21 Millionen Dollars (84 Mill. Mark) Kriegsentschädigung, bis zu deren Abtragung die Engländer Tschu-san und Ku-lang-su besetzt halten sollten, versprochen wurde; von dem Opiumhandel aber, der doch den ganzen Krieg veranlaßt, stand leider kein Wort darin. Der Vertrag ward später vom Kaiser genehmigt und von beiden Seiten ratifizirt.

Während des Krieges war selbstverständlich die Mission unterbrochen gewesen. Selbst aus Macao hatte Gützlaff mit seiner Familie flüchten müssen und sich nach den Philippinen begeben. Bei der großen Liebe und Achtung, die er seitens der Chinesen genoß, durfte er es, nachdem die erste Aufregung vorübergegangen, bald wagen wiederzukommen und meldete von regem Interesse für das Evangelium. Als dann Tschu-san erobert war, begab er sich mit seiner Familie dahin und durchstreifte evangelisirend 7 Monate lang die Insel, bis sie wieder unter die chinesische Regierung kam im Frühjahr 1841. In Macao fand Gützlaff seine kleine Gemeinde zerstreut, machte sich aber alsbald wieder an die Arbeit. Während seine Frau eine kleine Schule anfing, faßte er schon damals den Plan, bekehrte Chinesen in das Innere des Landes zu senden, um christliche Schriften zu verbreiten, und knüpfte schon damals in Amerika, Holland und Deutschland die Fäden an, die später zur Ausführung seiner weitgehenden Pläne mithelfen sollten. Wie bei mangelndem

Scharfblick für Personen und Verhältnisse diese Pläne fehlschlugen, werden wir weiterhin erfahren.

Als dann die Engländer Ning-po erobert hatten, machten sie Gützlaff, den Chinesenfreund, zum Statthalter daselbst, um das Volk für sich zu gewinnen, und er benutzte diesen von ihm 7 Monate lang zu allseitiger Zufriedenheit verwalteten Posten auch zur Verkündigung des Evangeliums und zur Verbreitung der Schrift. Vom Mai 1842 an mußte er aber wieder dem englischen Kriegsheer folgen, wobei es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, den Gefangenen und Verwundeten das Evangelium zu verkündigen. Bei den Friedensverhandlungen selbst war er sehr thätig und mit den kaiserlichen Bevollmächtigten genau bekannt, weshalb er sich am Ende noch die Freiheit nahm, einem jeden derselben ein Neues Testament zu übersenden.

Die Thore Chinas waren nun für das Evangelium wenigstens an etlichen Punkten[1]) geöffnet. Die Art und Weise freilich, in der es geschehen, konnte keinem ernsten Christen angenehm sein. Doch Gott der Herr wendet ja manches Unrecht der Menschenkinder so, daß es zur Förderung seines Reiches ausschlagen muß.

---

8. Das erste Jahrzehnt nach dem Frieden zu Nan-king.

Auf die Botschaft hin, daß China offen sei, beeilten sich nicht allein die beiden schon zuvor dort thätigen Missionsgesellschaften (die Londoner und der amerikanische Board) ihre Arbeiten dort auszudehnen, sondern eine ganze Anzahl englischer und amerikanischer Gesellschaften begannen sofort auch Hand ans Werk zu legen. Ueberblicken wir zunächst die evangelischen Missionen in China, wie sie im Laufe des ersten Jahrzehntes dieser neuen Periode sich gestalteten.

Die **Londoner Mission** besetzte zunächst, nach einigen Versuchen auf Tschu-san und Ning-po, die geöffnete Hafenstadt Schang-hai im Dezember 1843 durch Dr. Lockhardt, der dort alsbald ein Hospital nebst Apotheke errichtete, wo er viel Gelegenheit hatte neben der leiblichen Arznei auch die Hilfe für die Seelen anzubieten. Neben ihm wirkte Dr. Medhurst, der seine bis dahin in Batavia thätige chinesische Druckerei hierher verlegte, die eine große Menge christlicher Schriften lieferte. Auch die Städte und Dörfer der Umgegend wurden besucht und tausende von Traktaten vertheilt. Trotz mancher Hindernisse, unter denen auch die Feindschaft der Katholiken hervortrat, finden wir nach einigen Jahren außer dem Hospital schon eine Kapelle, in der oft vor zahlreicher Versammlung das Evangelium verkündet wurde. Bei einem Besuche in der Umgegend wurden freilich die Missionare Lockhardt,

[1]) Mit Ausnahme der genannten Hafenstädte blieb es den Europäern nach wie vor untersagt, das Land zu betreten. Nur im Umkreise der Freihäfen war es ihnen gestattet, eine Tagereise weit zu reisen. Wenn sich, wie wir sehen werden, die Missionare doch vielfach über das so bezeichnete Gebiet hinauswagten und die Deutschen sich sogar im Lande niederließen, so thaten sie dies auf eigne Gefahr.

Medhurst und Muirhead 1848 mißhandelt. Der britische Konsul veranlaßte die chinesischen Behörden aber zu einer entsprechenden Genugthuung, wodurch den Ausbrüchen des Fremdenhasses in etwas gesteuert wurde. Die Kapelle in Schang-hai mußte 1850 schon durch ein größeres Gebäude ersetzt werden, und im folgenden Jahre wurden dort 8 Chinesen (Leute aus Fu-kien) getauft, nachdem die 3 Erstlinge schon 1847 das Sakrament erhalten hatten.

Eine zweite Station errichteten die Londoner Missionare J. Stronach und W. Young, zu Amoy 1844, wo der amerikanische Missionar Abeel schon seit zwei Jahren thätig war und die Bevölkerung weniger gehässig gefunden hatte, als wie dies in andern Theilen Chinas der Fall ist.

In einem gemietheten Lokal, das einigermaßen zur Kapelle hergerichtet, wurde alsbald die Predigt begonnen, die meist 100—150 Zuhörer fand. Auch hier wurden durch Besuche in der Umgegend die Fäden für eine ausgedehntere Thätigkeit angeknüpft, wobei sich die Nothwendigkeit der mündlichen Predigt anstatt des Traktatvertheilens immer deutlicher herausstellte. Noch erwähnen wir die Mädchenschule der Frau Young, die nach einer längeren Unterbrechung wegen ihrer Erholungsreise nach Europa seit 1848 kräftiger in Wirksamkeit trat.

Die wichtigste Londoner Station wurde jetzt Hong-kong, wo wir vor allen Dr. Legge zu erwähnen haben. Neben dem Hospital wurde hier das von Malaka hierher verlegte anglochinesische Kollegium[1]) (aus dessen Zöglingen übrigens eine Anzahl von Gehilfen für die verschiedenen Stationen hatte gewählt werden können) weitergeführt. Auch eine Kostschule für Knaben und eine kleine Kirche sind hier zu erwähnen. Auch hier erfolgten in dem in Rede stehenden Zeitraume einige Bekehrungen, doch eben nur einzelne, obgleich zuweilen die gefüllte Missionskapelle eine große Nachfrage nach dem Evangelio anzudeuten schien.

Erst 1848 kam auch wieder ein Londoner Missionar, Dr. Hobson, nach Kanton, wo bereits früher Leang-a-fa das kleine Häuflein der Bekehrten gesammelt hatte und mit dem Worte bediente. Hier war wegen des außerordentlichen Fremdenhasses ein sehr harter Boden. Die Arbeit mußte sich auf die ärztliche Missionspraxis beschränken, die, wie es scheint, auf den sämtlichen genannten Stationen die Hauptsache war. Den versammelten Patienten wurden jedesmal vor Beginn der Konsultationen die Hauptwahrheiten des Evangeliums dargelegt, meist durch die Nationalgehilfen. War nun diese Methode auch gewiß ganz zweckmäßig, um der evangelischen Mission die Wege zu ebnen, so durfte man sich doch nicht täuschen lassen durch die Zahl der Hilfesuchenden, auf die nicht das Evangelium, sondern der durch gelungene Kuren bald befestigte Ruf der fremden Aerzte seine Anziehungskraft ausübte.

Die Englisch-Kirchliche Missionsgesellschaft dachte bereits im Jahre 1843 an eine Mission in China, nachdem ein Ungenannter für

[1]) Von nun an wurde es die chinesische Schule genannt. Auch die Druckerei wurde von Mataka nach Hong-kong verlegt.

diesen Zweck schon im voraus 6000 Pfd. geschenkt hatte. Die ersten Missionare derselben, G. Smith und Mac-Clatchie, kamen Ende September 1844 in Hong-kong an, von wo sie nach Kanton gingen. Smith trat acht Tage später, seinen Begleiter in Kanton zurücklassend, eine Rundreise nach Schang-hai, Ning-po, die Insel Tschu-san, Fu-tschau und Amoy an, um den geeignetsten Ort für eine Missionsniederlassung zu erkunden. Auf dieser Reise sprachen sie zu Kanton auch den alten Leang-a-fa, dessen bei den Engländern als Dolmetscher angestellter und so dem Missionswerk verloren gehender Sohn Atuh sich eben nicht sehr freundlich über deren anmaßendes Wesen gegen seine Landsleute, was diesen die Annahme des Christenthums verleide, aussprach. Leang-a-fa bestätigte dies zwar im allgemeinen, gab aber doch mehr Milde und Sanftmuth kund. Als ihm Smith sagte, er hoffe, daß er (A-fa) viele Seelen zum Lohne bekommen werde, und bemerkte, daß sie, die Erstlinge des Evangeliums in China, auf eine besondere Weise aus den Scharen der sie umgebenden Heiden ausgewählt seien, erwiderte er sehr gefühlvoll: „Wenn fremde Christen eine so große Liebe zu den Seelen haben, daß sie kommen, den Chinesen, die sie hassen, das Evangelium zu verkündigen, wie viel mehr sollte ich, ein Chinese, mich bemühen, die Bekehrung meiner Landsleute zu bewirken.“ Auf Smiths weitere Frage, worin die Hindernisse der Mission eigentlich bestünden, antwortete er: „Die Herzen der Chinesen sind sehr hart; sie hören europäischen Missionaren zu, ohne etwas einzuwenden, bis sie fort sind; mir aber sagen sie etwa: diese englische Lehre mag wohl gut sein; aber ihr solltet sie zuerst an den Engländern selbst versuchen, denn das sind gottlose Leute; hat diese Lehre sie besser gemacht, dann kommt und redet mit uns.“ — Manchmal, sagte er, kämen Leute zwei oder drei Tage hinter einander zu ihm, um auf seine Unterweisung zu hören; aber häufig sei ihre letzte Frage die: „Wie viele Thaler erhalten wir monatlich, wenn wir Christen werden?“ Leang-a-fa fügte jedoch hinzu: „Gott kann auch solche Herzen erweichen, aber sonst niemand.“ Ehe er sich entfernte, sagte ihm Smith noch, sein Name sei vielen Christen in England wohl bekannt, und man beobachte sein Wachsthum mit inniger Theilnahme. Der Alte konnte sich der Thränen nicht erwehren und sagte, gen Himmel weisend, er bete herzlich, das sein zu können, was er solle; er fühle aber, wie schwach er sei. — Am 3. Dezember 1844 kehrte Missionar Smith von dieser Reise nach Hong-kong zurück, und am 20. Dezember stieß sein Freund, Mac-Clatchie, von Kanton kommend, zu ihm, reiste aber am 20. Februar 1845 wieder ab, um in **Schang-hai** die erste Station seiner Gesellschaft zu begründen, während Smith, der nachmalige Bischof von Viktoria, wegen leidender Gesundheit auf Hong-kong zurückblieb. Hier hatte auch der englische Regierungskaplan V. Staunton, Gützlaffs ehemaliger Zögling, eine Schule für chinesische Knaben zu bauen angefangen; da aber seine Amtsgeschäfte: Besuch der Kranken in den Spitälern, Verrichtung der Gottesdienste ꝛc. seine und des Militärkaplans Kräfte mehr als in Anspruch nahmen, so mußte der Schulunterricht einem eigentlichen Missionar übertragen werden. — Erst im Jahre 1849 ward **Fu-tschau** als zweite Station eine Gesellschaft von den Missionaren

Welton und Jackson bezogen, deren Niederlassung die vielen Gelehrten daselbst auf alle Weise zu hintertreiben suchten[1]). Aber die ärztliche Thätigkeit Weltons vereitelte den Plan, und nach manchen Schwierigkeiten und Gefahren wurde doch den Missionaren eine sichere Wohnung innerhalb der Stadt zu theil. Als dritte Station der Kirchlichen Missionsgesellschaft ward endlich **Ning-po** besetzt.

Ende März 1843 beschloß auch die **Missionsgesellschaft der General-Baptisten** in England, eine Mission in China anzufangen, nachdem ein amerikanischer Baptistenprediger, Schuck, bereits im Mai 1842 die erste Baptistenkapelle auf Hong-kong mit sieben (europäischen) Gemeindegliedern eröffnet hatte. Missionar Hudson ward nach **Ning-po** gesandt, wo er im Mai 1846 eine Schule mit sieben Knaben eröffnete, auch mit dem Beistand seines chinesischen Lehrers einen ziemlich zahlreich besuchten chinesischen Gottesdienst anfing, und im Juni d. J. an dem von Hong-kong kommenden Missionar Jarrom einen Mitarbeiter bekam. Derselbe mußte jedoch schon 1850 in seine Heimat zurückkehren, und diese Mission war bei Hudsons fortwährender Kränklichkeit sehr geschwächt.

Von der großen **Amerikanischen Missionsgesellschaft** (Board), die bereits seit 1830 in China thätig war, schiffte Missionar Abeel schon im Februar 1842 von Macao nach Amoy sich ein, um zu sehen, was in dieser Gegend für die Mission geschehen könnte, während Missionar Williams in gleicher Absicht nach Hong-kong sich begab. Abeel ließ mit dem Missionar der amerikanischen Episkopalen, Boone, zuerst auf der Insel Kulangsu sich nieder[2]), von wo er später nach dem gegenüberliegenden Amoy zog und hier eine Kapelle erbaute. Auf einer im Juli 1843 zu Hong-kong abgehaltenen Missionskonferenz, der später eine andere von zwölf Missionaren aus vier evangelischen Konfessionen über die Bearbeitung einer dritten Bibelausgabe,[3]) folgte, ward beschlossen, auch in Ning-po und Schang-hai Missionen zu begründen, während in dem unter Dr. Parker stehenden Spital der Amerikanischen Missionsgesellschaft zu Kanton vom 1. Juli 1843 über 2100 Kranke aufgenommen wurden und die Anstalt immer mehr das Zutrauen der Chinesen jeden Ranges gewann. Biblische Bücher und Traktate in reicher Anzahl wurden hier vertheilt, und in den letzten sechs Monaten des Jahres 1844 deren mehr weggegeben, als zuvor in so viel Jahren. Nach Kanton siedelten daher auch die Missionare von dem benachbarten Hong-kong im Sommer 1845 über. Trotz ihres wohlthätigen Wirkens trafen sie indessen hie und da auf erbitterten Widerstand[4]), ja bei einem Ausfluge nach Honan, im Jahre 1846, waren sie nahe daran, in

[1]) cf. Calw. Monatsbl. 1853, p. 116.
[2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 114 f.
[3]) In dieser vom 22. August bis 4. September 1843 währenden Konferenz ward der Beschluß gefaßt, diese Arbeit nicht zu übereilen, sondern alle vorhandenen Kenntnisse der chinesischen Sprache aufs sorgfältigste zu benutzen und dabei allein den hebräischen und griechischen Text, keine Uebersetzungen, zu benutzen. Calw. Beleucht. 1849, p. 37 ff.
[4]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1846, I, p. 217 f.

einem Steinregen das Leben einzubüßen; sie entkamen nur mit knapper Noth, während der Pöbel, von dem der Steinregen kam, aus allen Kräften schrie: „Die fremden Teufel haben unser Volk getödtet, nun wollen wir euch tödten, und das uns gethane Unrecht rächen.“ Doch galt der Volkshaß mehr den Ausländern, als den Predigern des Evangeliums, da die ansässigen Fremden, und zwar großentheils durch eigene Schuld, in Kanton schlecht gelitten waren. „Hätten die Eingebornen“, heißt es in den Berichten des Board selber, „nie andere, als gewissenhafte und ehrenwerthe Fremde gesehen, so würden wir auch nichts von den Gewaltthätigkeiten zu berichten gehabt haben, die in den letzten paar Jahren so häufig vorgefallen sind.“ — Zwar taufte Missionar Bridgman im Mai einen Chinesen von 46 Jahren, Jang Lanjen, der fast 2 Jahre christlichen Unterricht empfangen hatte; doch wollte es den Missionaren nicht gelingen, eine geordnete Gemeinde aus den Eingeborenen zusammenzubringen: das Größte, was sie ausrichteten, bestand darin, daß hunderttausende von Chinesen einige Wahrheiten des göttlichen Wortes[1]) kennen lernten. Wenn übrigens die Missionare selbst als das erste von ihnen allezeit verfolgte Ziel in jener Zeit die Predigt nennen, so stand doch im Vordergrund ihrer Thätigkeit offenbar das Hospital, in welchem bis Ende 1847 beinahe 25570 Kranke, davon etwa 3000 im letzten Jahre aufgenommen wurden, wie denn auch von den 3 Hauptmissionaren zu Kanton 2 zugleich Aerzte waren. Neben dem allen her ging dann natürlich die Predigt des Evangeliums, wobei Dr. Parker regelmäßig von Leang-a-fa und gelegentlich auch von anderen Missionaren unterstützt wurde, und zwar im Hospital als häusliche Andacht und persönliche Unterredung, draußen aber, bei Gelegenheit der Schriftenvertheilung, als allgemeine Ansprache und daran sich schließende Besprechung.

Von **Amoy** schrieb Missionar Abeel schon 1844: „Ich kann mir kaum denken, daß irgend ein Ort bequemere Gelegenheit darbieten sollte, die Wahrheiten des Christenthums weit und breit auszustreuen, als die Station in Amoy. Man braucht gar nicht vors Haus hinauszugehen; ja es ist fast unmöglich: denn es kommt eine Schar um die andere herbei, und beschäftigt uns fast jeden Tag mehrere Stunden lang, bis wir oft ganz erschöpft sind.“ Ein anderer Vortheil für die dortige Mission war die außerordentliche Freundlichkeit, mit welcher die Behördenwelt den Missionaren entgegenkam. So wurden auch die Missionare des Am. Board im Jahre 1845 nebst den englischen Missionaren in Amoy alle zu einem ausdrücklich für sie veranstalteten Festmahle vor die fünf höchsten Beamten der Stadt eingeladen — eine Aufmerksamkeit, die noch keinem der dort ansässigen Kaufleute zu theil geworden. Eine noch größere Ehre widerfuhr ihnen anfangs 1847: sie durften dem Vizekönig selbst einen freundschaftlichen Besuch abstatten — dem Vize-

[1]) Soweit dies aber durch Schriftenverbreitung geschah, in der die überwiegende Wirksamkeit damals bestand, wurde dabei keineswegs ein genügendes Verständniß gesichert. Auch diese Mission hatte ihre Druckerei, auf der große Mengen von Traktaten gedruckt wurden.

könig, der von Fu-tschau, seiner Residenz aus, über eine Bevölkerung von vierzehn Millionen gebietet, und der, wenn er alle drei Jahre die ihm untergebenen Provinzen durchreist, den „Drachenthron" vollkommen vertritt, indem bei solchen Gelegenheiten sein Wort Gesetz ist. Sonntags- und Wochengottesdienste wurden demnach unbehindert von den Missionaren Pohlmann und Doty gehalten und von vielen Zuhörern regelmäßig besucht, ein Hospital errichtet, in den Tempeln und auf den Straßen das Evangelium verkündigt, und bald kürzere, bald längere Predigtreisen[1]) in die Umgegend unternommen. Die beiden ersten Getauften waren im April 1846 zwei hochbetagte Chinesen; eine Kirche mit einem Thurm ward im Jahr 1848 gebaut, auch besondere Gebetsversammlungen eingerichtet, und die Aussichten für diese Mission, obschon auch hier mehr eine regelmäßige Zuhörerschaft, als eine wirkliche Gemeinde gesammelt ward, gestalteten sich immer erfreulicher, trotzdem daß in Amoy auch alljährlich 1 Million Dollars für eingeschmuggeltes Opium ausgegeben ward und an 1000 Opiumläden die unglückseligen Opfer zum sinnbetäubenden Genuß einluden.

Nach Fu-tschau zog im Jahre 1847 aus Kanton Missionar Johnson, um in dieser großen und volkreichen Stadt das Wort vom Kreuz zu predigen. Er fand seine Wirksamkeit meist unter den ärmsten Klassen der dasigen Einwohner, nachdem er am 1. Juni 1848 eine chinesische Schule, sowie Predigen und Traktatvertheilung begonnen, und seine anfangs unordentliche, späte[illegible] er ziemlich stille und aufmerksame Zuhörerschaft schwankte zwischen 50 bis nahe an 100 Seelen.

Die Amerikanischen südlichen Baptisten begannen ihre Mission zu Kanton durch Missionar T. J. Roberts im Mai 1844. Derselbe war schon 1836, ehe sich die genannte Denomination von den amerikanischen Baptisten sonderte und eine eigene Mission errichtete, in Macao und nach dem Kriege in Hong-kong thätig gewesen. Bald nachdem er sich in Kanton niedergelassen, gelang es ihm 6 oder 7 Chinesen zu bekehren, von denen ein paar brauchbare Gehilfen für seine weiteren Arbeiten wurden. Der in die Dienste dieser Mission übergetretene Missionar Schuck, sowie der nachgekommene Dr. Devan mußten China bereits nach etlichen Jahren wieder verlassen. Nicht anders ging es mit vier weiteren Missionaren, die entweder starben oder ihrer Gesundheit wegen zurückkehren mußten, sodaß keiner von ihnen in Kanton auch nur sich einlebte. Einer von ihnen, Rev. Pearcy, suchte seine Gesundheit durch die Uebersiedlung nach Schang-hai zu kräftigen (1848). Da um diese Zeit auch Roberts einen längern Besuch in Amerika zu seiner Erholung machte, so stand bis zu seiner Rückkehr 1850 diese Station der Gesellschaft unbesetzt. Wir werden den genannten Missionar bald unter ganz andern Verhältnissen wiederfinden, denn noch vor Ablauf unsrer Periode trennte er sich von seiner Gesellschaft, um ganz auf eigne Hand zu wirken. — Die andre Station dieser Mission, Schang-hai, war 1847 durch die Missionare Yates und Tobey besetzt worden, zu denen

[1]) cf. Calw. Monatsbl. 1848, p. 121 f.

sich nach seiner Rückkehr auch Schuck, und wie eben bemerkt Pearcy gesellte. Hier zeigte sich das Feld von vornherein versprechender als in Kanton. Sobald die Missionare den Dialekt sich angeeignet hatten, fanden sich zahlreiche Hörer, und schon 1850 wurde eine größere Kirche mit 700 Sitzplätzen innerhalb der Stadt errichtet. Auch ein paar Schulen wurden eingerichtet und in der Umgegend fleißig gepredigt, sodaß bald eine Außenstation angelegt werden konnte. Diese Station wurde eine der blühendsten von allen.

Die **amerikanischen Presbyterianer** hatten ihre chinesische Mission bereits 1838 zu Singapur begonnen, da China selbst noch nicht zugänglich war. Als der britische Krieg sich zum Ende neigte, wurde Rev. Lowrie auf eine Untersuchungsreise behufs Verlegung der Mission ausgesandt, litt aber Schiffbruch und wurde nur wie durch ein Wunder nach langer Bootfahrt in der Nähe von Manilla gerettet. In der Folge wurden denn die drei Stationen Amoy, wohin Dr. Hepburn von Singapur übersiedelte, Kanton und Ning-po besetzt. An letzterem Orte wurde die Presse aufgestellt, bei der zuerst die wichtige Verbesserung eingeführt wurde, den chinesischen Holzschnitt durch bewegliche Metalltypen zu ersetzen.[1]) Ein Versuch auf der Insel Tschu-san, auch nachdem sie der chinesischen Regierung zurückgegeben war, eine Station zu halten, zeigte sich bald als unausführbar. Im Jahre 1846 hatten auf allen Stationen die Missionare genügende Sprachkenntniß erworben um zu predigen. Amoy wurde übrigens infolge von Tod und Krankheit aufgegeben. Dagegen ward 1850 Schang-hai besetzt. Zu Anfang der 50er Jahre konnte sich die Presse zu Ning-po rühmen, 24 Millionen Seiten christlicher Schriften geliefert zu haben, während ein Häuflein Bekehrter daselbst zu einer Gemeinde gesammelt war. Auf den verschiedenen Stationen waren Schulen in Thätigkeit — die Gesamtzahl der Schüler aber kam nur auf 60 Knaben und 30 Mädchen. In Kanton hatte diese Gesellschaft bald Anstalten für ärztliche Mission.

Die **amerikanisch bischöfliche** Mission begann ihre Thätigkeit 1845 zu Schang-hai, wo der zum Bischof geweihte Missionar Boone sich mit einigen Gefährten niederließ. Sprache lernen, Uebersetzungsarbeiten, Straßenpredigt, Traktatvertheilen u. s. w. sind auch hier, wie bei allen Missionen der damaligen Zeit in China, sich wiederholende Züge. Auch hier wird das freundliche Entgegenkommen der Bevölkerung von Schanghai hervorgehoben. Der Bischof wurde bald durch ein Nervenleiden an weiterer Thätigkeit verhindert und mußte sich auf seine Mitarbeit an der Revision der Bibelübersetzung beschränken, die damals von einem Komitee von Missionaren der verschiedenen Gesellschaften besorgt wurde.[2])

Die Mission der amerikanischen **bischöflichen Methodisten** besteht seit 1847 zu Fu-tschau, wo die Missionare Hickok und Maclay die

[1]) Begreiflicherweise konnten nicht von den einzelnen 40 000 Charakteren die betreffenden Typen angefertigt werden. Man zerlegte die Charaktere in einzelne immer wiederkehrende Elemente, sodaß eine verhältnißmäßig kleine Zahl Typen genügt.

[2]) Der genannte Rev. W. M. Lowrie, welcher in dieser Sache von seiner Station in Ning-po sich eingefunden hatte, fiel auf der Rückreise chinesischen Piraten zum Opfer.

Arbeit in der gewöhnlichen Weise anfingen, während im nächsten Jahre zu Schang-hai die **bischöflichen Methodisten des Südens** unter Taylor und Jnnkins ihre Station eröffneten. Ebendaselbst wurde auch die Mission der amerikanischen **Seventh Day Baptist** Sabbatianer 1847 gegründet unter Missionar Carpenter und Wardner. Sie scheint nie bedeutende Ausdehnung gewonnen zu haben.

Die **amerikanischen Baptisten**[1]) (Amerikan Baptist Union) hatten, ehe China zugänglich war, vorzugsweise unter den Chinesen in Bangkok gearbeitet. Nur in Macao war Missionar Roberts thätig gewesen, der, wie wir sahen, nach der Spaltung zu den südlichen Baptisten zählte. Nach der Beendigung des Krieges wurde Hong-kong zur Station gewählt, wo Rev. W. Dean von Bangkok aus mit Roberts und dem oben erwähnten ebenfalls von der Union ausgesendeten Schuck zusammentraf. Außer in der Stadt Viktoria wurde auch am südlichen Ufer der Jnsel der Ort Tsche-tschu besetzt, wo eine Anzahl von christlichen Chinesen, die aus Bangkok kamen, angesiedelt wurden. Die Mission blühte schnell heran, wurde aber bald durch die Spaltung der Denomination recht geschädigt. Jm Jahre 1847 und 48 wurde sie mit neuen Arbeitern gestärkt, und der von Bangkok kommende Missionar Goddard besetzte sogar als neue Station Ning-po, wo er aber größtentheils mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt blieb, da die Baptisten die von der erwähnten Kommission gelieferte Bibelübersetzung wegen einiger ihre Sonderlehren berührenden Ausdrücke nicht annahmen[2]). Andere, nachfolgende Missionare wandten sich den übrigen Arten der Missionsthätigkeit zu.

Jn der letztgenannten Stadt ist noch die Missionsschule der frommen und energischen **Frl. Aldersey** zu erwähnen, die schon früher auf Java zu Surabaya eine chinesische Mädchenschule gehabt und von dort mit zwei bekehrten chinesischen Helferinnen nach Ning-po übersiedelte. Sie hat bis in die neueste Zeit in dieser Kostschule, die (anfänglich) gegen 50 Schülerinnen zählte, 16 Jahre lang in großem Segen gewirkt, wie überhaupt unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung, wo sie mit demselben in Berührung kam.

Jn Fu-tschau machten im Jahre 1849 auch zwei **schwedische Missionare**[3]) einen Versuch, Fast und Elquist, von denen der letztere vor seiner Aussendung noch eine Zeit lang in der lutherischen Missionsanstalt (damals noch) in Dresden gewesen war. Leider schloß Fast seine Missionslaufbahn in China schon im Jahre 1850 — unter den Händen chinesischer Seeräuber. Elquist, der ihn begleitete, obwohl von einem großen Steine an die Stirne getroffen, hatte Geistesgegenwart genug, sich ins Wasser zu stürzen, und es gelang ihm, tief unter-

---

[1]) Dieser Absatz sollte besser seinen Platz oben (Seite 176) gefunden haben. Die jetzige Stellung ist durch das Fehlen in der ersten Auflage veranlaßt.

[2]) Das für taufen gebrauchte Wort hatte nur den Sinn benetzen, aber nicht untertauchen.

[3]) cf. Basler Missions-Magazin 1850, IV, p. 123. Missionsfreund 1852, p. 10. Basler Heidenbote 1853, p. 31.

tauchend das Ufer zu erreichen. Er kehrte aber, ganz entmuthigt, bald darauf nach Schweden zurück.

Hören wir nun aber, was die damaligen Berichte über die Wirksamkeit unsres Landsmannes **Gützlaff** mittheilten.

Nach dem Frieden lebte Gützlaff etwa ein Jahr lang als englischer Statthalter auf der von den Engländern als Unterpfand noch besetzten Insel Tschu-san, wo er nach Kräften für das Evangelium wirkte, im Land herumreisend Vornehmen und Geringen Christum predigte, Schulen anlegte und Bücher schrieb, drucken ließ und vertheilte. Im November 1843 begab er sich nach **Hong-kong** wo in der neugegründeten Stadt Viktoria schon ein reges Leben erwacht war und Londoner und Baptisten-Missionare bereits für die Ausbreitung des Reiches Gottes wirkten. Hier wandte er sich besonders zu den sich dort zahlreich ansiedelnden ärmeren Klassen der chinesischen Bevölkerung, Fischern, Steinhauern u. s. w., unter denen auch Roberts (Aloko genannt) mit seinen beiden Helfern Tschau und Tschun wirkte. Gützlaff schloß sich eng an diesen Mann von seltener Aufopferungsfreudigkeit an[1]) und zog sich erst später, als die baptistischen Irrthümer seines Freundes immer deutlicher hervortraten, wieder von ihm zurück. Bald kamen auch etliche Glieder seiner früheren kleinen Gemeinde in Macao nach Hongkong herüber und sammelten sich um ihn und die drei anderen. Unter ihnen zeichnete namentlich Tsang sich aus, ein junger frischer Mann, der seinen Landsleuten in zwei Mundarten gar fließend und brünstig predigen konnte; zwei andere, Ming und Koe, besuchten besonders die Schiffe in den benachbarten Hafenorten und brachten ihnen die Schätze der ewigen Liebe; noch andere reisten tiefer ins Land und vertheilten christliche Schriften unter das Volk. Ueberhaupt trat die große Befähigung vieler der getauften Chinesen zur Verkündigung des Evangeliums immer mehr hervor, womit denn auch zugleich das Verlangen Gützlaffs und seiner Freunde wuchs, die Zahl der eingeborenen Lehrer zu vergrößern und sie sofort angemessen zu beschäftigen. Hieraus bildete sich nun fast von selbst eine nähere Vereinigung der um Gützlaff versammelten bekehrten Chinesen zum Zweck der Verbreitung des Evangeliums in China durch eingeborene Missionare, welche sich daher als **Christlicher Verein zur Ausbreitung des Evangeliums** (Tschwan-fu-yin-tshi-hwui) bezeichnete. Unterm 16. Juni 1844 übersandte Gützlaff, der als Gaëhan, Freund Chinas[2]), der Sekretär dieses Vereins wurde, während die Chinesen Chun und Ming als Vorsteher bezeichnet werden, den ersten Bericht dieses chinesischen Vereins auf Hongkong an Dr. Barth in Calw, in dessen Missionsblatt seitdem fast monatlich chinesische Berichte Gaëhans erschienen. Die Zahl der Mitglieder war damals 21.

---

[1]) Mit den übrigen englischen und amerikanischen hatte Gützlaff keine Verbindung. Er mißbilligte ihre Arbeitsweise. Sie trieben ihm alles zu langsam und bedächtig anstatt sich kühn in den Kampf zu werfen. Sein forcirtes und abenteuerliches Wesen mag denn anderseits auch wenig angesprochen haben.

[2]) So nannte er sich schon lange.

Gützlaff ging dabei von der Voraussetzung aus, die Evangelisirung Chinas werde nur durch Chinesen gelingen. Denn die Chinesen verachteten nun einmal alles fremde; so würde auch das Evangelium, wenn es ihnen als eine Gabe Fremder erschiene, mit mißtrauischen Augen von ihnen betrachtet werden. Zwar werde allerdings das Werk nicht ohne die Hilfe europäischer, theologisch durchgebildeter Missionare zu stande kommen können, allein diese müßten so viel Selbstverleugnung haben, ganz zu Chinesen zu werden, sich in Kleidung und Sitte ihnen anzubequemen. Auch sollten seiner Meinung nach die europäischen Missionare von vornherein mehr die Stellung von Superintendenten einnehmen, sich der Fortbildung und Ueberwachung der eingedornen Prediger unterziehen, die Predigt ans Volk selbst aber sollte vornehmlich durch Eingeborene geschehen. Und eben dazu sollte nun der chinesische Verein zu Hong-kong dienen. Es wurden also die Mitglieder des Vereins bedeutet, nachdem sie die unendliche Gnade des Heilandes erfahren hätten, der sie aus den Götzendienern heraus zu seinem wunderbaren Licht und zur Erkenntniß seines Namens gerufen habe, solle es ihr ernstliches Anliegen sein, sich dem barmherzigen Erlöser zu weihen und jedes in seinem Kreise und nach seinen Mitteln die frohe Botschaft der Erlösung ihren verblendeten Landsleuten zu predigen, wie der Herr ihm Gnade und Gelegenheit dazu geben werde. Wer an sein Haus gebunden sei und nicht forttönne, wie z. B. ein Schulmeister an seine Schule, der solle sehen, wie er in seiner Schule, in seiner Werkstatt, auf seinem Acker u. s. w. das Evangelium treiben möge; wer aber irgend forttönne, der solle reisen. Das wurde zur Hauptsache gemacht: überall herumzuwandern ohne Rast, damit der Name des gekreuzigten Herrn und Heilandes überall im Lande bekannt würde. Doch wird dazu kein Mitglied des Vereins gezwungen; es geht keiner, ohne darum gebeten zu haben, und wenn er geht, wird ihm gesagt, daß er allein dem Herrn verantwortlich sei, dessen Gegenwart ihn umgebe. Als Probe der Tüchtigkeit werden die Seelen betrachtet, welche durch seinen Dienst zu Gott bekehrt werden.

Die Wirksamkeit des chinesischen Vereins gestaltete sich also folgendermaßen: Der Mittelpunkt und die Leitung des ganzen Werkes befand sich in Hong-kong. Hier war Gützlaff selbst, betete mit seinen Chinesen und unterrichtete sie, soweit seine Berufsgeschäfte es ihm verstatteten. Fand sich nun jemand, der willig war und für tüchtig gehalten ward, der wurde mit dem nothwendigen Reisegelde versehen und zur Predigt des Evangeliums hinausgeschickt; erst nur versuchsweise auf kürzere Zeit in die nächste Umgegend. Es ward ihm seine Reiseroute vorgeschrieben und die von ihm zu berührenden Orte bezeichnet. Fand er etliche, die sein Wort gern annahmen, so brachte er sie womöglich mit nach Hong-kong. Dann wieder eine Zeit lang unterrichtet, ward er auf weitere Reisen gesandt. Die von ihm Mitgebrachten wurden inzwischen auch unterrichtet und sobald als möglich zu ihren Familien als Missionare zurückgeschickt. Auf diese Weise mehrte sich die Zahl der Lehrer natürlich schnell. Hatte jemand eine Gemeinde von wenigstens fünfzig Gliedern gesammelt, so konnte er ordinirt, also ein ordentlicher Prediger werden. Die Zahl der Prediger war in den ersten zwei Jahren auf vierzig gekommen, welche in fünfzehn Städten festen Fuß gefaßt, kleine Gemeinden um sich gesammelt und 13 Kirchen eingerichtet hatten. Die Zahl der Getauften war zu derselben Zeit 179. Nur sehr selten trafen die Prediger im Volke auf Widerwillen. In Kanton kam es einmal vor, daß einige Lotterbuben zwei von ihnen beschimpften und ihnen all ihre geringe Habe wegnahmen. In der Regel aber war jedermann bereit, wenn sie es verlangten, sein Haus zu einer Betstunde einzuräumen, ja man überhäufte sie oft mit Höflichkeiten, wenn sie kamen und darum baten. Und so begierig war das Volk manchmal, ihre Predigten zu hören, daß einige von ihnen in einem Orte an einem einzigen Tage 14 Versammlungen halten konnten. Zuerst waren ihre Zuhörer Schiffszimmerleute, dann Fischer, nachher Krämer, hierauf eine große Versammlung bei einem Barbier; hernach eine Menge schlechter Weiber; dann Bäuerinnen mit ihren Kindern; zuletzt hielten sie eine Ansprache in einer Schule[1]). Die Schulen waren es besonders, auf welche sie ihr Augenmerk zu richten pflegten, und selten findet sich, wie schon früher bemerkt, in China ein Dorf oder ein Weiler, wo die Kinder nicht unterrichtet würden. Es wurde daher gemeiniglich beim Schulmeister

[1]) Calw. Missionsbl. 1846, p. 15.

angefangen, ein Neues Testament ihm eingehändigt und in der Schulstube gepredigt. In einem kleinen Dorfe von 80 Seelen warfen infolge solcher Predigt einmal alle Bewohner die Götzen weg und baten dringend um Unterricht. Einige Einwohner der Stadt Schiklung, die mit zwei Predigern, Pia und Hienlang, nach Hong-kong kamen, schrieben an Gützlaff: „Wir sind der Gnade und dem großen Erbarmen Gottes aufs höchste verbunden, daß Pia und Hienlang uns die heiligen Bücher und die Wahrheit in Jesu mitgetheilt haben, wodurch unser Unverstand hinweggenommen ist. Es war uns daher die Mühe nicht zu groß, eine Reise von 1000 Li (chines. Meilen, deren 1000—60 deutschen Meilen oder 120 Stunden sind) zu machen, und wir hegen die Hoffnung, daß du, Lehrer, uns morgens und abends unterrichten werdest. Wir tragen von ganzem Herzen Reue über unsere Sünden und wünschen unsere Besserung mit dem Verlangen, bald der Taufe theilhaftig und Jünger Jesu zu werden." Es waren aber nicht blos Handwerker, Bauern, Weiber und Kinder, mit welchen sich der Verein befaßte; Gützlaff und die begabtesten Mitglieder des Vereins waren zu Viktoria unablässig bemüht, durch Abfassung geeigneter Schriften auch auf die gebildeten und gelehrten Chinesen zu wirken. So schrieb Gützlaff unter anderem eine Erdbeschreibung, um die stolzen Chinesen ein wenig zu demüthigen, weil sie in ihrer Hoffart ihr Land für das größeste Stück der Erde halten, und von Europa in der Regel meinen, es sei eine kleine Insel, bewohnt von ein paar Kaufleuten, welche verschiedene Sprachen reden und sich hauptsächlich durch ihren Handel mit China nähren. Auch die Calwer biblischen Geschichten wurden übersetzt und 1846 die achte Ausgabe des Neuen Testamentes besorgt. Die Gelehrten fingen denn auch an, auf den Verein aufmerksam zu werden; in einer Stadt vereinigten sich deren 14, um das Evangelium gründlich zu studiren, und sandten einen aus ihrer Mitte, einen Mandarinen (?), nach Viktoria, um sich daselbst genau unterweisen und taufen zu lassen. Nach empfangenem Unterricht kehrte er in seine Heimat zurück und richtete sein Haus zu einem Tempel des Herrn ein. Von nah und fern aber erhielt Gützlaff Briefe von Chinesen der verschiedensten Stände, welche nach Unterricht verlangten.[1])

Einer dieser Briefe z. B. lautet also: „Achtungsvoll! Schon lange ist uns Ihr werther Name bekannt, aber es ist uns noch nicht die Gelegenheit geworden, Ihr Angesicht zu schauen. Aus der Nacht berichten wir, unfähig zu denken. Jetzt aber, großer Lehrer, wollen wir aufrichtig zu Ihnen kommen und die Lehre des Evangeliums empfangen, aufblickend zu Gott, daß er uns unsere Sünden und Uebertretungen vergeben wolle. Wir wollen mit verlangendem Herzen kommen und nicht vergessen. Wir alle haben noch keinen, der uns treulich leitet, haben nicht eine halbe Stunde wahren Frieden. Jetzt hören wir in Tien-pack-sün, daß wir einen Freund haben uns angehörig, Namens Pang-a-kwong, 28 Jahre alt, der schon vor längerer Zeit zu Ihnen, großer Lehrer, gekommen ist, zu studiren, um das Evangelium verbreiten zu können. Wahrscheinlich hat dieser Freund sein Studium schon vollendet. Alle hoffen, großer Lehrer, daß Sie unser Gesuch aufnehmen und unfehlbar baldmöglichst Pang-a-kwong zu unseren Städten senden werden, damit er uns die Lehre des Evangeliums des Welterlösers Jesu verkündige und uns rufe, auch zu kommen, uns zu lehren das Evangelium zu verbreiten und unsere Dummheit zu vertreiben. Wir wünschen nicht Mandarinen, nicht berühmte Leute zu werden in diesem Leben. Tausend bitten dringend; schieben Sie in keinerlei Weise auf. Wenn verzögert wird, Pang-a-kwong nicht kommt — drei Menschen, aufrichtigen und treuen Herzens, sind verloren. Wir wollen nicht weitere überflüssige Worte gebrauchen, um dieses weiter auseinanderzusetzen. — An Kock (Abkürzung für Kockstlab, d. h. Gützlaff), Pastor und Herr, großer Mann, Segenblitz. (Folgen die Unterschriften)."[2])

Die Wirksamkeit des Vereins, der anfangs längere Zeit nur in der großen Provinz Kwantung thätig war, dehnte sich allmählich fast

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1846, p. 38. 48. 62 u. a.

[2]) Man versteht nicht, wie einem Gützlaff, der bei seinem Jahrzehnte langem Leben unter den Chinesen ihren Charakter kennen mußte, es so sehr an Scharfblick und Nüchternheit mangeln konnte, daß er solche Briefe für bare Münze nahm.

auf alle Provinzen des chinesischen Reiches[1]), ja noch darüber hinaus, selbst nach Tonkin und Co-chin-china, aus; auf die Hauptstadt Pe-king aber hatte er vornehmlich sein Augenmerk gerichtet. Denn hier strömen jenmal im Jahre sämtliche Mandarinen der höheren Ordnungen zusammen, um dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen, hier ist auch der Sitz des Han-lin, des höchsten Gelehrtenrathes. Mit dem letzteren war Gützlaff früher schon in eine gewisse Verbindung getreten, indem er ihm mehrere wissenschaftliche Werke, z. B. seine Geographie, zur Beurtheilung und zur Verbreitung durch den Druck in China vorgelegt hatte. Auch war er mit mehreren höheren Beamten, namentlich mit Kijing, dem Generalstatthalter von Kwangtung, bekannt geworden, der seine chinesische Uebersetzung des Neuen Testaments und andere christliche Schriften zur Untersuchung nach Pe-king einsandte, und die hochwichtige kaiserliche Erklärung, daß diese Bücher zur Tugend ermahnten und die von ihnen gelehrte Religion erlaubt sein solle, erwirkte. So wurde denn im Dezember 1847 der von dort gebürtige Professor Litijuän von dem Vereine nach Pe-king abgeordnet. Daselbst angekommen, wandte er sich an Fan, den Magistrat der Stadt, der einen Befehl erließ, daß niemand die Büchervertheilung oder Predigt des Litijuän stören dürfte. Dieser begann nun mit Eifer seine Wirksamkeit und konnte bald zwölf Personen taufen, Professoren, Mandarinen, mandschurische Krieger von der gelben Fahne, die Erstlinge der Mandschuren. Da ward ihm Tschang-juän-gai, ein erfahrener Prediger des Vereins, zur Hilfe gesendet, der bei seiner Ankunft eine schon mehr als 30 Mitglieder zählende Gemeinde fand. Zwei von ihnen wollten sich nach Hong-kong begeben, fielen aber unterwegs Räubern in die Hände; einer wurde getödtet, der andere kehrte um. Seitdem wurden noch zwei andere Boten nach Pe-king geschickt.

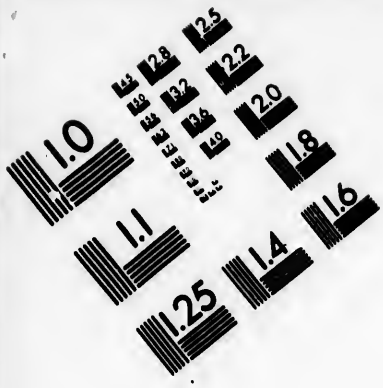
Das beständige Hin- und Herreisen der vielen Sendboten, und wenn sie auch mit sehr geringem Reisegelde sich behelfen konnten, so wie der unabläßige Druck der zu vertheilenden Bücher, obschon die neu gestifteten Gemeinden sehr bald selbst dazu beisteuerten, kostete natürlich sehr viel Geld, und selbst was Gützlaff dafür that, der sein ganzes sehr bedeutendes Einkommen als beeidigter Dolmetscher und Sekretär im Dienste des englischen Gouvernements gänzlich für die Mission verwendete, reichte natürlich nicht aus, und der Verein war genöthigt, bei immer wachsender Ausdehnung nach anderweitiger Hilfe sich umzusehen, wie er denn auch unterm 25. Januar 1846 einen „Aufruf[2]) an die Christen von Deutschland" deshalb erließ. Anfänglich hatte Gützlaff von Deutschland aus keine andere Unterstützung, als durch Dr. Barth in Calw, der Gützlaffs Berichte in seinem Missionsblatt veröffentlichte, dadurch Interesse für China erweckte und infolge dessen auch manche Summe für den Verein in Hong-kong hinübersenden konnte. Im Oktober 1846 aber nahm der Vorstand des Evangelischen Missions-Vereins in Kurhessen, der namentlich in einem seiner Mitglieder,

[1]) cf. Ev. Luth. Missionsbl. 1852, p. 275 ff.
[2]) cf. Calw. Missionsbl. 1846, p. 48 f.

dem Oberappellationsrath Elvers[1]), schon seit Ende 1845 es sich dringend angelegen sein ließ, eine von Deutschland ausgehende großartige Missionswirksamkeit für China unter gemeinsamer Betheiligung sämtlicher deutscher Missionsgesellschaften anzubahnen, der chinesischen Sache sich mit regem Eifer an, indem er die Chinesische Stiftung[2]) ins Leben rief, mit dem Zwecke, die milden Gaben der evangelischen Christenheit für die Evangelisirung Chinas und der benachbarten Länder des östlichen Asiens entgegenzunehmen und zur Unterstützung des chinesischen Vereins in Hong-kong zu verwenden. Um die Bekanntschaft mit dieser Angelegenheit und die Liebe dafür anzuregen, wurden seit 1847 die „Monatsberichte" und seit 1850 die „Quartalberichte" der Chinesischen Stiftung herausgegeben, auch bereits im Jahr 1849 ein ordinirter Missionar, Vogel, ausgesendet, um in engem Anschluß an Gützlaff und den chinesischen Verein in Hong-kong zu wirken.

Zu der gemeinsamen deutschen Mission nach China kam es nun freilich nicht, wohl aber faßten 1846 infolge des Gützlaffschen Aufrufes die Rheinische und die Basler Missionsgesellschaft den Entschluß, sich an der Arbeit zu betheiligen, indem jene die Missionare Genähr und Köster, diese Hamberg und Lechler nach Hong-kong sandte, wo sie nach gemeinsamer Reise am 19. März 1847 anlangten, „von Gützlaff mit Freuden empfangen, in dem garstigsten Winkel der Stadt, unter der verrufensten heidnischen Umgebung untergebracht, und sofort nach dem eigenthümlichen Missionsplan Gützlaffs durch beständiges Umherreisen mit den chinesischen Gehilfen in eine fast athemlose Thätigkeit gesetzt wurden", welcher die schwächere Gesundheit des für Gützlaff besonders begeisterten und übereifrigen Köster schon nach einem halben Jahre († 1. Okt. 1847) unterlag. Es währte nicht lange, bis sich die übrigen, zuerst die Basler, dann auch Genähr, von Gützlaff um seiner ungesunden Missionspraxis willen (über die bald mehr!) lossagten. Letzterem kam, nachdem er schon auf dem gegenüberliegenden Festlande in Tai-p'ing[3]) auf eigne Hand gearbeitet hatte, Lobscheid zu Hilfe, der sich nach halbjährigem Aufenthalte in Hong-kong zu Saiheong auf dem Festlande, einem Küstenstädtchen im Sa-non- oder Si-non- (Si-ngon-) Kreise, nicht weit von der gleichnamigen Kreishauptstadt an der Westseite der Halbinsel, niederließ. Auch Genähr kam dorthin, und so wurde dieser Ort fürs erste die Hauptstation der Rheinischen Mission. Schon 1849 wurden dort ein paar Schüler getauft, und Weihnachten 1850 war bereits ein Häuflein von 26 Kommunikanten daselbst gesammelt; doch hatten die Missionare mit den zum Theil sehr nichtsnutzigen chinesischen Gehilfen ihre liebe Noth, Genähr ward im Jahr 1849 sogar durch einen schändlichen Ueberfall, an dem einige derselben nicht unbetheiligt erschienen, all seiner Gelder beraubt, die meisten chinesischen Prediger, die aus Gützlaffs Verein stammten, mußten als untauglich entlassen werden. Dazu ward Lobscheid selbst sehr krank und mußte endlich im Mai 1851 nach Europa

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1858, p. 73 f.
[2]) cf. Brauer Missionswesen ꝛc. II, p. 718 f.
[3]) Nicht weit von der Bocca Tigris gelegen.



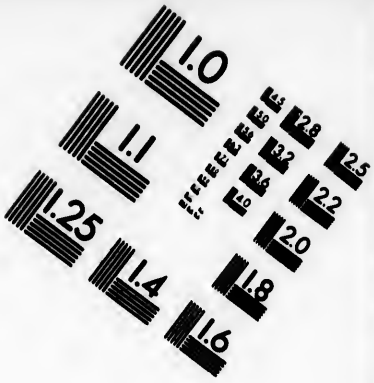
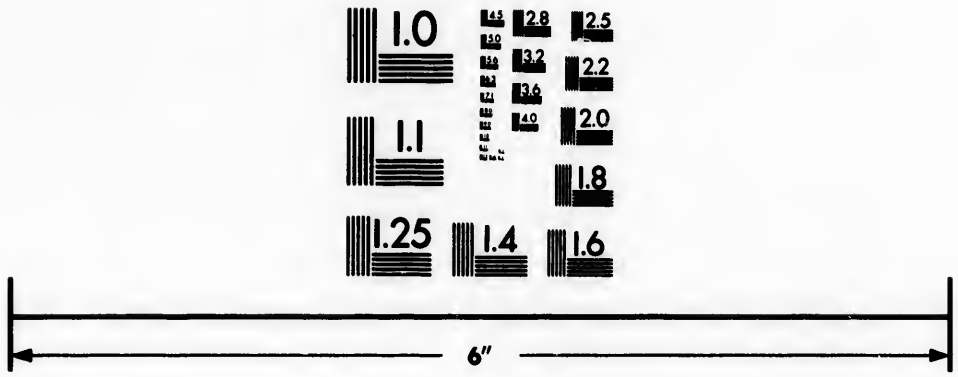
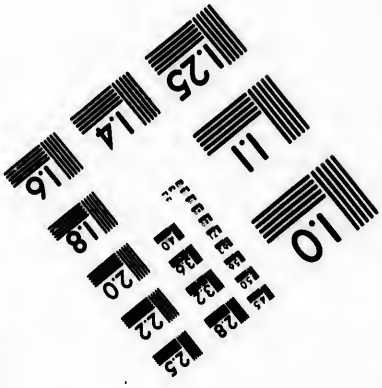


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

zurückkehren, nachdem im Jahre zuvor eine zweite Station in Fukwing gegründet worden war. Hier taufte Lobscheid noch vor seiner Abreise sieben Erwachsene und zwei Kinder, und Missionar Krone, der 1851 daselbst an seine Stelle trat, konnte sogleich fortfahren, und die dortige Gemeinde wuchs bald auf 17 Personen. Ein drittes Gemeinlein war durch Lobscheid und den Gehilfen Tai, den er dort zurückließ, gleichfalls seit 1850 in Sankiu[1]) gesammelt, wo Krone bei seinem ersten Besuch im Frühjahr 1851 bereits 20 Getaufte vorfand, einen öffentlichen Gottesdienst, an dem auch Frauen theilnahmen, einrichten, auch selber drei Erwachsene taufen und mehreren Taufkandidaten Unterricht ertheilen konnte. Die rheinischen Missionare in China, sowie auch die Basler, trugen übrigens damals auf Gützlaffs ausdrückliches Geheiß die chinesische Kleidung, auch den chinesischen Zopf, um den Eingebornen dadurch näherzutreten.

Den Sendboten der **Basler Missionsgesellschaft** erging es anfangs nicht besser. Wie diesen der westliche, so ward ihnen der östliche Theil der Provinz Kwangtung überwiesen, um, nachdem sie kaum die Sprache erlernt, mit den chinesischen Predigern[2]) im Lande umherzuziehen und dieselben zu beaufsichtigen, wobei Gützlaff ihnen zur Pflicht machte, „das Evangelium in allen Städten und Dörfern der ihnen angewiesenen Distrikte predigen zu lassen und selbst wo möglich noch in diesem Jahre die Hauptorte zu besuchen, durch Gebet und Arbeit darauf hinzuwirken, daß das Evangelium auch in den benachbarten Provinzen geprebigt, und die heilige Schrift auch mitten im großen Reiche drucken zu lassen, damit das Wort Gottes überall verbreitet werde." Bald mußte es jedoch auch den Baslern Bedenken erregen, daß viele der ausgesendeten Eingeborenen nur einen kleinen Theil des Neuen Testaments kannten und gar schwach in der Erkenntniß des Heilsweges waren, Heidnisches und Christliches nicht selten in einander mischten und selbst die Heidensitte liebloser Verachtung von Weib und Kindern in ihren eigenen Familien festhielten. Doch trösteten sie sich besonders durch den Anblick der Bereitwilligkeit, mit welcher die bereits getauften Chinesen weitere Belehrung aus dem Evangelio annahmen. Mitte 1847 begaben sich die beiden Missionare von Hong-kong, wo Lechler den Hollo-, Hamberg den Hakka-Dialekt erlernte, auf die ihnen angewiesenen Missionsfelder, ließen die Gehilfen predigen und verkündigten selbst von Ort zu Ort ziehend das Evangelium, bis sie im November d. J. die Stadt Tamschui zu ihrem Aufenthalt zu nehmen beschlossen, von wo sie ihre Missionsposten leichter als von Hong-kong aus erreichen konnten. Aber auf dem Wege dahin wurden sie von Räubern überfallen, verwundet und all ihrer Habseligkeiten beraubt, einer ihrer Sprachlehrer sogar getödtet. So waren sie wieder auf Hong-kong angewiesen, wo sie in der nächsten Zeit sich aufhielten und im Krankenhause missionirten. Von

[1]) 2 Stunden nördlicher.

[2]) Der Verein zu Hong-kong zählte damals 366 Mitglieder (eines für jede Million in China) mit einigen 50 Predigern, und in einem Monat waren von Gützlaff etliche 30 getauft worden. Zwölf dieser Prediger erhielten ihre Besoldung nur von Basel aus.

Gützlaff aber und seinem Chinesischen Verein trennten sie sich, weil ihnen immer klarer wurde, daß sein Treiben sich auf gefährlichen Abwegen befand. Die sogenannten Bekehrten hatten oft kaum die allernothdürftigste Kenntniß der christlichen Wahrheit. Anstatt solche Leute nun aber in Gemeinden zu sammeln und unter der Zucht des Wortes Gottes heranwachsen zu lassen, wurden sie alsbald nach wenigen Predigtübungen in die weite Welt hinausgeschickt; daß sie zunächst ihre Familien zu Christo zu führen trachteten, wurde gar nicht einmal verlangt. Die glänzenden Berichte, die solche Boten dann abstatteten, machten die deutschen Brüder bereits bedenklich; doch hatten sie noch nicht erfahren wie es jene Leute in der That trieben. Daß es hier etwas faul sei, war ihnen klar; aber sie schwiegen darüber und waren auch keineswegs durch ihren Austritt aus dem Verein Gützlaff feindlich gegenübergetreten. Ihnen kam es darauf an, eine feste Station zu gewinnen und eine Gemeinde zu sammeln. Im Jahr 1848 begaben sich beide wieder auf Missionsreisen, von etlichen Nationalgehilfen begleitet, Hamberg nach Tungso (zwölf Stunden nördlich von Victoria), wo er predigte und Kranke heilte, bis Krankheit ihn selbst nach Hong-kong zurücktrieb, Lechler nach der Insel Namo (nahe der Ostgrenze der Kwang-tung-Provinz), von wo er eine Zeit lang auch tief ins Innere eindrang, aber wieder zurück mußte, bis er endlich in Jamtsao im Tin-schiu-Distrikt eine freundliche Aufnahme fand und hier (1849) vorläufig sich niederließ. Hamberg, der sich nach Tungso zurückbegeben hatte, dasselbe aber wieder verlassen mußte, weil man da mit Gewalt Geld von ihm zu erpressen suchte, übernahm auf Gützlaffs Ersuchen, der eine Reise nach Europa machen wollte, 1849 die Leitung des Chinesischen Vereins, ohne zu ahnen, wie das Ende desselben unaufhaltbar hereinbrach.

Gützlaffs Reise wird manchen unsrer Leser noch in der Erinnerung sein. Wie ein Engel durchflog er die meisten Länder Europas, überall eifrig und unermüdlich predigend und werbend, Vereine bildend, unter welche er die Provinzen Chinas als Missionsgebiete vertheilte[1]), und die allgemeine Theilnahme für die große Sache der Bekehrung des Chinesenvolkes, von der sein Herz brannte, erregend. Diese Vereine sollten nach seinem Wunsche ein großes Ganze bilden und an der Direktion der Chinesischen Stiftung zu Kassel ihren Centralpunkt haben. Ihre vornehmste Sorge sollte sein, bald thunlichst für die ihnen empfohlene Provinz einen tüchtigen Missionar zu stellen, dessen Unterhalt sie natürlich zu übernehmen hätten. Von der Thätigkeit dieser größtentheils nur aus augenblicklicher Begeisterung entstandenen Vereine war bald darauf wenig zu hören. Nur der Berliner Verein legte Hand ans Werk und sandte einen von der Heidenmissionsgesellschaft ihm abgetretenen, begabten und ausgebildeten Missionar, Neumann, nebst seiner Frau nach Hong-kong ab, auch bildete sich in Berlin ein Frauenverein für China. Zu Ende 1850 kehrte Gützlaff nach China zurück.

Mittlerweile hatte Hamberg immer deutlicher die faulen Stellen des Vereins zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ohne es zu wollen

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1850, II, p. 296 f.

wurde er dazu gedrängt, die wahre Sachlage näher zu untersuchen. Dabei fand sich, daß unter 200 ausgesandten chinesischen Predigern 60 Opiumraucher, 55 Lügner und Betrüger, 50 von denen man nichts wieder gehört habe, 15 Untaugliche und nur 20 ehrliche Leute seien. Berichte und Tagebücher waren erfunden, einige hatten sich unter einem falschen Namen an dem Verein betheiligt oder ihre Heimat und Herkunft falsch angegeben. Die meisten waren schnöde Lohndiener und Heuchler, die vor Gützlaff fromm thaten und ihn schmählich hintergingen, sobald sie von ihm nicht mehr beobachtet wurden. Anstatt in ferne Provinzen zu reisen, saßen sie in nächster Nähe, verzehrten das Reisegeld und erdichteten ein rührendes Tagebuch. Die mitgegebenen Bücher warfen sie bald fort anstatt sie zu vertheilen. Vom Götzendienst und andern groben Sünden (Hurerei) waren sie zum theil noch fest umstrickt. Alles dies durfte Hamberg nicht mit Stillschweigen hingehen lassen. Der Verein wurde entlarvt. Auf den Federkrieg, der sich darüber entspann, brauchen wir hier nicht näher einzugehen.

Gützlaff selbst stellte sich nach seiner Rückkehr wieder an die Spitze des Vereins. Die strengen Maßregeln, welche Hamberg eingeführt, wichen wieder dem alten Treiben. Manche der Gehilfen, die ihre Sünde bekannt hatten, widerriefen ihr Bekenntniß. — Die Schäden wurden zugedeckt. Doch nicht lange sollte Gützlaff noch wirken. Schon nach einigen Monaten verfiel er in schwere Krankheit. Er starb am 9. August 1851 — „vielfach angefochten, doch in Frieden und allen verzeihend, von denen er sich gekränkt glaubte."

„Dr. Gützlaff war ein merkwürdiger Mann, von großem Eifer für die Mission beseelt, ein unternehmender Geist und mit schönen Gaben ausgerüstet. Es ist deshalb um so mehr zu bedauern, daß er nicht Missionar blieb, sondern sich von der englischen Regierung anstellen ließ. Seine Stellung als Beamter aber brachte es nicht allein naturgemäß mit sich, daß er seine beste Zeit und Kraft seinem Amte widmen mußte und daher die Mission nur nebenher betreiben konnte, sondern dieselbe bewies sich eben doch auch für sein eignes inneres Leben nachtheilig, indem er in eine gewisse Verweltlichung hineingerieth, die dann zur Folge hatte, daß ihm der richtige Maßstab für die Bekehrung der Heiden ganz entschwand. Er wollte wohl auch als Regierungsbeamter noch Missionar sein und dem mitgebrachten Drange seines Herzens, die Heiden zu bekehren, Genüge leisten, gerieth aber dabei in ein forcirtes Treiben hinein, wobei er den nüchternen Standpunkt verlor und sich durch Begebenheiten hinreißen ließ, die er in seinem sanguinischen Temperamente allzuschön anschaute, über die er aber keine Kontrole auszuüben vermochte." Seine ganze Erscheinung erinnert an die Worte 1. Kor. 3,11 ff.: „Einen andern Grund kann niemand legen" u. s. w.[1])

Wir geben schließlich eine kurze Uebersicht über den damaligen Stand der evangelischen Mission in China. Seit der Ankunft des ersten protestantischen Missionars Dr. Morrison, im Jahr 1807, bis

[1]) Lechler, Acht Vorträge, S. 191.

Ende 1851 hatten ihrer 150 in diesem Lande gearbeitet. Von diesen waren 25 gestorben, 3 derselben durch Mörderhand und 4 ertrunken. Ihrer 48 hatten China wieder verlassen, nachdem sie insgesamt 202 Jahre, also jeder einzelne im Durchschnitt $4^1/_5$ Jahr, daselbst gearbeitet hatten. Anfang 1851 war die Arbeit in der chinesischen Mission folgendermaßen vertheilt:

Missionsgesellschaften.	Stationen und Arbeiter.	Im ganzen Missionare.
Londoner Missionsgesellschaft.	Kanton 1, Hong-kong 3, Amoy 5, Schang-hai 6.	15
Amerikanische Missionsg. (Board).	Kanton 5, Amoy 2, Fu'-tschau 6.	13
Amerikanische Baptisten-Mission.	Hong-kong 2, Ning-po 3.	5
Englisch-kirchliche Missionsgesellsch.	Fu'-tschau 2, Ning-po 3, Schang-hai 2.	7
Nordamerikanische bischöfliche Kirche.	Schang-hai 2.	2
Nordamerikanische Presbyterianer.	Kanton 3, Ning-po 8, Schang-hai 1.	12
Englische (Allgem.) Baptisten.	Ning-po 1.	1
Südl. Baptisten-Verein in Amerika.	Kanton 1, Schang-hai 3.	4
Sabbatianer-Baptistengesellschaft in Amerika.	Schang-hai 2.	2
Bischöfl. Methodisten-Missionsg.	Fu'-tschau 3.	3
Bischöfl. Methodisten-Missionsg. im Süden von Amerika.	Schang-hai 2.	2
Presbyterianische Kirche in England.	Kanton 1, Amoy 1.	2
Rheinische Missionsgesellschaft.	Sanonkreis (Saiheong, Fui-wing, Sanku) 3.	3
Basler Missionsgesellschaft.	Hong-kong 1, Jamtsao 1.	2
(Schwed. Missionsgesellsch. in Lund).	Fu'-tschau 1.	1
Unabhängig (Missionar Roberts).	Kanton 1.	1

Insgesamt also 75 Missionare, davon 12 in Kanton, 6 in Hongkong, 8 in Amoy, 12 in Fu'-tschau, 15 in Ning-po, 13 in Schang-hai. Ende 1851 aber lebten und standen mit der Mission in Verbindung 83 Arbeiter, von denen 5 aus Gesundheitsgründen abwesend waren. Die ganze Mission befand sich jedoch noch immer in den Anfängen, und auch einige Jahre später, nachdem die Zahl der Arbeiter sich wiederum gemehrt hatte, konnte die Gesamtzahl der Bekehrten nur erst mit 351 angegeben werden.

9. Bis zum Frieden von Pe-king 1860.

Mit dem zweiten Jahrzehnte seit dem Frieden von Nan-king trat in den Beziehungen Chinas zu den Fremden eine wesentliche Aenderung ein, welche für die Mission die wichtigsten Folgen nach sich ziehen mußte. Dem am 25. Februar 1850 verschiedenen Kaiser Tau-kuang

(Glanz der Vernunft) war sein etwa 20jähriger Sohn Yeit-schu, der als Regent den Namen Hien-fong[1]) (alles im Ueberfluß) annahm, auf dem Throne gefolgt, ein eifriger Götzendiener, der bald als entschiedener Feind der christlichen Religion wie überhaupt alles Verkehrs mit den Fremden sich zeigte. Die alten Beamten, welche, sich in das Unvermeidliche fügend, mit den Engländern Friede und Vertrag geschlossen hatten, wurden entlassen, und rechte Söhne des Reiches an ihre Stelle berufen. Diese neue Wendung der Dinge stachelte Mandarinen und Volk zu einem feindseligen Verhalten gegen die Fremden an und ward von den ersteren mit Freuden benutzt, ihrem unter der vorigen Regierung zurückgehaltenen Haß und Groll gegen das Christenthum Luft zu machen. Mehr denn ein Statthalter erließ strenge Verordnungen gegen dasselbe, und auch die Katholiken in der Umgegend von Kanton wie im Innern des Reiches erlitten neue heftige Verfolgungen.

In dem einen dieser Erlasse heißt es u. a.: „Unter allen Völkern jenseits des Meeres glaubt kein Volk so sehr an diesen Herrn des Himmels, als das deutsche, und doch sind die Bewohner Deutschlands zerrissen, ihre Macht ist in Stücke zerschlagen, ihr Gebiet ist mehr als einmal zertheilt worden, es ist eine Masse in Trümmern, ein Scherbenberg. Warum denn, weil sie an den Herrn des Himmels glauben, ist ihnen kein Glück beschieden?" — Dem wird dann die Blüte Japans, wo das Kreuz mit Füßen getreten werde, entgegengestellt. — Ein anderer Erlaß, der zugleich allen Weibern den Umgang mit den Landstreichern von den ausländischen Barbaren streng verbietet, damit sie nicht ihre Irrthümer und dummen Betrügereien annehmen und zugleich die Auslieferung und Vernichtung aller christlichen Schriften bei Strafe verlangt, besagt u. a.: „In betreff des dummen Volkes in den Dörfern, welches sich durch die Landstreicher (die Missionare) verführen ließ, ihre Ketzereien anzuhören und zu studiren oder auszuüben, wodurch sie in die Falle gelockt werden, daß sie die Gesetze übertreten, habe ich gegenwärtig ehrfurchtsvoll den erhabenen Befehl vom Kaiser erhalten, daß eine neue Anklage gemacht werden soll von einem Abschnitt aus dem heiligen Edikt, nämlich von dem Abschnitt, genannt Ausrottung der Ketzereien zur Befestigung der wahren Lehre, welches Buch sofort verbreitet wird unter dem ganzen Himmel, damit die Bergbewohner, sowie die an den Ufern der See, in den Schulen der Dörfer darin unterrichtet werden. Dieses soll man lesen und in das Herz einprägen, so wird der Flecken abgewaschen und ihr Unrath gereinigt werden." Schließlich heißt es: „Wenn nun, nachdem dieses Edikt erlassen worden, dennoch wieder boshafte Uebertretung vorkommt und im alten Geleise fortgegangen wird, so werden, sobald ich Kunde davon bekomme, die Unterbeamten Befehl erhalten, die Uebertreter gefänglich einzuziehen und als Ketzer zu richten. Wenn Familienväter und ältere Brüder nachsichtig sind, so sollen sie und der ganze Stamm es zu büßen haben. Laßt jedermann ehrfurchtsvoll gehorchen; niemand wage es, diesem Edikt den Rücken zu kehren. — Gegeben im ersten Jahre des Kaisers Hien-fong, am vierten Tage des eilften Monats."

Während so die chinesische Regierung die Feindseligkeiten wider das Christenthum und die Fremden überhaupt von neuem begann, drohte eine im Lande selbst ausgebrochene, unaufhaltsam fortschreitende, bisweilen ruhende, dann aber mit neuer Kraft sich erhebende Revolution der herrschenden Dynastie selbst den Untergang. Wir müssen diese merkwürdige Erscheinung, die ihre letzten Wurzeln doch auf christliche

[1]) Wem wäre dieser Name nicht durch den bei uns weit und breit mit einem Kampherpräparat betriebenen Geheimmittelschwindel bekannt geworden! Der Fabrikant, scheint es, konnte keiner andern chinesischen Benennung habhaft werden; daher nahm er den Namen des Kaisers.

Einflüsse zurückführte, etwas näher betrachten. Der an der Spitze der Rebellen stehende Tai-p'ing-wang (König des großen Friedens) war ein im Jahre 1813 zu Fahien unweit Kanton geborener Bauernsohn aus der Familie Hung und hieß eigentlich Hung-Siu-tsenen. Auf Kosten seiner Verwandten zum Gelehrten ausgebildet, aber bei den öffentlichen Prüfungen mehrmals durchgefallen, verfiel er im Jahre 1837 in eine schwere Krankheit mit wunderlichen Visionen, in denen allerlei vorkam, was er aus den Predigten christlicher Missionare, die er zu Kanton bisweilen hörte, aufgefaßt, in phantastischer Weise ausgeführt und mit seinem heidnischen Sauerteig vermengt hatte. Und wie denn dergleichen Visionen und prophetische Gebahrungen in der Regel ansteckend wirken, so kam auch hier alsbald noch ein anderer Schulmeister Fung-yun-san und fing an zu prophezeien. Und nicht lange, so waren noch zwei solche Propheten bei der Hand, von denen der eine, Yang-Siu-tsing, sich „Mund Gottes des Vaters", der andere, Siau-Tschau-Hwai, etwas bescheidener „Mund Jesu" nannte. Die predigten und weissagten nun eine geraume Zeit in der Umgegend von Kanton und fanden keinen geringen Beifall; der Anhang aber, welcher sich zu ihnen sammelte, war nicht sowohl durch die Bewunderung der neuen Lehre des Hung und seiner drei Gesellen, als vielmehr durch politische Unzufriedenheit und Begierde nach Neuerungen angelockt. Hatten die Chinesen doch eben erst (1842) den schmählichen Frieden mit den opiumschmuggelnden Engländern schließen müssen, und auch unter dem verrotteten Chinesenvolk gab es noch ganze Scharen, die vor Wuth knirschten über solche Demüthigung und der elenden Regierung fluchten, daß sie den anmaßenden Barbaren nicht kräftiger hätte widerstehen können. Besonders in der Nähe von Kanton, wo man die Roheiten der Fremden am schwersten empfunden, war der Wunsch nach einer Aenderung der politischen Zustände verbreitet; in der Provinz Yünnan aber befand das kräftige Bergvolk der Miau-tsz sich ohnehin in fast fortwährender Empörung wider die Herrschaft der regierenden Mandschudynastie.

Es schien die Zeit gekommen, um die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln. Dennoch ließ es Siu noch eine Reihe von Jahren bei der Verkündigung seiner neuen Lehre bewenden, ohne sich auf politische Unternehmungen einzulassen. Im Jahre 1847 kam er auf Einladung eines Gehilfen des Missionar Roberts nach Kanton und trat mit letzterem in Verbindung. Es war nahe daran, daß er sich der christlichen Gemeinde anschloß, doch infolge der Befürchtungen mehrerer eingeborner Prediger, welche in ihm einen überlegenen Rivalen sahen, der sie um ihren Einfluß bringen würde, wurde die Sache hintertrieben und Siu kehrte nach Kwang-si zurück, wo inzwischen seine Freunde immer mehr Einfluß gewonnen hatten. Der Eifer gegen den Götzendienst trat immer offener hervor, besonders in der Zerstörung eines Götzenbildes in dem Haupttempel der Provinz. Daraus entstand eine von den Mandarinen angeordnete Verfolgung, und nun hieß es denn: Gewalt wider Gewalt. Als 1850 infolge einer Hungersnoth und der Zerstörung der Seeräuberschiffe durch die Engländer viele tausend

neuer Unzufriedenen, ruinirter, raubsüchtiger Leute hinzugetreten waren, brach der Aufstand los.

Hung-Siu-tseuen nannte sich von jetzt ab Tai-p'ing-wang (später Tien-wang, Himmelskönig), bezeichnete sich als Sprößling der durch die Mandschuherrscher enthronten Mingdynastie und als den jüngern Bruder des himmlischen Jesu, und verhieß seinen Anhängern die gänzliche Vertreibung der Mandschu[1]), die Wiederherstellung des echt chinesischen Herrschergeschlechts und die Wiederaufrichtung der altchinesischen Religion, welche nur den einen Gott kenne, der der wahre Herr des Himmels und Vater des himmlischen Jesu sei. Darum befahl er, alle Götzentempel zu zerstören und die Götzendiener niederzumachen, und seine wilden Scharen gehorchten mit Freuden; wo es etwas zu rauben und zu morden gab, da ließ sich niemand nöthigen. In wenigen Monaten wuchs sein Anhang von 15 000 auf 50 000 Mann, und immer neue tausende strömten herzu, je weiter er vorwärts drang. Hatten doch in fast allen Provinzen geheime Gesellschaften schon seit Jahrzehnten vorgearbeitet und den Samen der Unzufriedenheit und des Verlangens nach einer durchgreifenden Veränderung aller politischen und sozialen Verhältnisse weithin verbreitet. Auch unabhängig von Siu brachen daher an den verschiedensten Orten Empörungen aus, die hier und da anfangs großen Erfolg hatten, allmählich aber vor dem Glück und den Siegen des Tai-p'ing-wang sämtlich in Schatten traten. Noch im Jahre 1850 war fast die ganze Provinz Kwang-si erobert, und das siegreiche Rebellenheer wälzte sich auf Kwang-tung zu, von wilder Begeisterung ergriffen. Mit einer den jetzigen Chinesen sonst ganz fremden Todesverachtung gingen sie in den Kampf, betend und singend stürzten sie sich den Truppen der Mandarinen entgegen, Mordlust und Religiosität mischten sich bei ihnen in noch abschreckenderer Weise, als bei den Kreuzfahrern des Mittelalters. Mit immer neuen Offenbarungen und Verheißungen wußte der Tai-p'ing-wang samt seinen prophetischen Gehilfen sie in fanatischem Eifer zu erhalten; selbst den Niederlagen, welche sie dann und wann erlitten, wußten sie, gleich einem Cäsar und Napoleon, eine verheißungsvolle Seite abzugewinnen, und die Wuth, mit welcher die Mandarinen jeden gefangenen Rebellen unter schauderhaften Martern zu Tode quälten, half nicht wenig, das Heer zu immer wilderem Vordrängen anzuspornen.

Zwei Jahre etwa hatten die Kämpfe in den südlichen Provinzen Chinas gedauert, als das Rebellenheer sich plötzlich nach dem Norden wandte. In unaufgehaltenem Siegeslauf eroberten sie die Provinz Hu-nan und drangen bis nach Yang-tsz-kiang vor. Siu hatte schon längst seine drei Gesellen zu Unterkönigen ernannt und noch einen vierten hinzugefügt; sie hießen nach den Himmelsgegenden König des Ostens, des Westens, des Nordens, des Südens, später kam noch ein fünfter als „helfender König" hinzu. Der König des Ostens erhielt

[1]) Als Zeichen seiner national-chinesischen Tendenzen ließ Siu unter Verwerfung des Zopfes sein Haar wachsen, den Mandschuren fluchend, welche die Menschen gezwungen hätten, „ihr Haupt einer Melone gleich zu machen."

jetzt Befehl, mit der einen Hälfte des Heeres geraden Weges nach Norden auf die alte Reichshauptstadt Pe-king loszugehen, der König des Nordens aber wurde mit der andern Hälfte nach Osten gesandt gegen die zweite Hauptstadt des Landes, das altberühmte Nan-king. Ende März 1853 hielt er daselbst seinen Einzug, und Nan-king wurde von jetzt an die Residenz des neuen Kaisers, der auf dem eroberten Gebiete sein Reich organisirte. Seine Sache erlitt zwar einen mächtigen Stoß durch die unglücklich verlaufene Expedition gegen Pe-king. Der Mandschukaiser hatte schon an die Flucht gedacht; aber der Winter wurde sein Bundesgenosse, und das Rebellenheer, obgleich es der nördlichen Hauptstadt bis auf 30 Meilen nahe gekommen, ward geschlagen und später ganz aufgerieben. Auch an anderen Punkten gewannen die kaiserlichen Truppen 1854 und 1855 Vortheile. Der Kern des Rebellenreiches aber wurde dadurch noch nicht erschüttert. Mehr geschah dies durch innere Zwistigkeiten, indem Siu in grausamer Weise sich seiner Genossen — der vier Könige —, die ihm übermächtig wurden, samt ihres Anhanges entledigte. Demnach bestand am Schluß des Jahrzehntes das Tai-p'ingreich in ziemlicher Stärke; trotz aller Verwüstungen hatte sich der Wohlstand schnell wieder gehoben, es herrschte eine geordnete Verwaltung. Die Zahl der Unterthanen wurde auf 100 Millionen geschätzt. In dieser Zeit, als die Umgegend von Nan-king nicht mehr unsicher war, besuchten verschiedene Missionare diese Hauptstadt und gaben zum Theil recht günstige Berichte. Am wichtigsten aber war es, daß Missionar Roberts von Kanton, der früher den Tai-p'ingwang mehrere Monate lang unterrichtet hatte und bei ihm in gutem Andenken geblieben war, von demselben an seinen Hof berufen und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht wurde. Es knüpften sich daran in erhöhtem Maße Erwartungen für die Ausbreitung des Reiches Gottes in China, wie sie schon vielfach bei den steigenden Erfolgen des Tai-p'ing-wang gehegt waren. Leider waren die Erwartungen oft übertrieben, daher ein Rückschlag seiner Zeit um so leichter eintreten konnte. Sehen wir uns aber einmal die Lehre der „Gottesverehrer", die sicherlich die Aufmerksamkeit der Mission verdiente, etwas näher an.

Alle Unterthanen des Tai-p'ingreiches wurden von Anfang an zur Enthaltsamkeit von Wein, Tabak und Opium verpflichtet. Die Männer wurden von den Frauen gesondert und von besonderen Aufsehern und Lehrern unterrichtet. Siu selber hatte viel geschrieben, auch viele Gedichte, in welchen er seine neue Lehre niederlegte, und die als Lehrbücher gebraucht wurden. Man hatte zwar auch Stücke der Heiligen Schrift, und vor allen galten die zehn Gebote als heilig, auch wurde von Jesu Christo, dem ältern Bruder des Tai-p'ing-wang, geredet; allein im Grunde waren es des letztern eigene Gedanken, die er in der Offenbarung empfangen haben und in Uebereinstimmung mit den heiligen Büchern der Missionare finden wollte, ein sonderbares Gemisch von heidnisch-chinesischen Elementen und christlichen Brocken, im heftigen Gegensatze gegen den Götzendienst der Buddhisten und gegen das sittliche Verderben der Zeitgenossen. Ihre Versammlungen, in denen Männer und Frauen besonders bei einander waren, begannen mit dem Gesange eines Liedes zur Ehre Gottes. Jeder siebente Tag ist als ein Tag des Gottesdienstes zu beobachten, und um dem großen Gott für seine Güte zu danken. Die Form, Gott zu preisen, ist folgende: „Wir preisen Gott, unsern heiligen und himmlischen Vater. Wir preisen Jesum, den heiligen Herrn und Heiland der Welt. Wir preisen den

Heiligen Geist, die heilige Intelligenz. Wir preisen die drei Personen, welche vereinigt Einen wahren Gott ausmachen." Dann soll folgendes Lied gesungen werden: „Wie verschieden ist die wahre Lehre von den Lehren dieser Welt! Sie errettet die Seelen der Menschen und bringt sie zum Genuß unendlichen Glücks. Die Weisen empfangen sie mit Jauchzen als die Quelle ihrer Seligkeit; und die Thörichten, wann sie erweckt werden, lernen dadurch den Weg zum Himmel verstehn. Unser himmlischer Vater aus großem Erbarmen und unendlicher Güte verschonte nicht seines erstgebornen Sohnes, sondern sandte ihn herab in die Welt, sein Leben zu geben zur Versöhnung aller unserer Uebertretungen. Der Glaube daran, verbunden mit Buße, errettet die Seelen der Menschen." Die Taufe wurde den sie Verlangenden ohne allen vorhergehenden Unterricht in folgender Weise ertheilt: Drei Tassen Thee und zwei brennende Lampen wurden auf den Tisch gestellt; der Täufling wurde gefragt, ob er keine bösen Geister anbeten, keine böse Sache thun und die zehn Gebote halten wolle; hierauf wurde ein sich darauf beziehendes Sündenbekenntniß im Namen des Täuflings geschrieben und verbrannt; dann kniete er nieder, und man goß ihm eine Schale Wasser über den Kopf mit den Worten: „Reinigung von vergangenen Sünden, Erneuerung und Wiedergeburt." Nach dieser Handlung trank man von dem Thee und Taufwasser, wusch sich Brust und Herzgrube, und erhielt ein Formular zum Morgen-, Tisch- und Abendgebet. Das Tischgebet z. B. lautete: „Wir danken dir, o Gott, unser himmlischer Vater, und bitten dich, daß du uns segnen mögest mit täglicher Nahrung und Kleidung, Behüte uns vor aller Gefahr und Unglück und laß unsere Seelen gen Himmel fahren." Bei Heiraten, Begräbnissen und hohen Feiertagen wurden auch Thieropfer dem großen Gott gebracht und nachher gemeinsam verzehrt. Vom Abendmahl ist keine Rede. Dagegen kam es oft vor, daß Gemeindeglieder in Entzückungen geriethen und Offenbarungen bekamen, die sie den Versammelten mittheilten. Die einzelnen Gemeinden hatten im Anfang auch eine Art Gütergemeinschaft unter ihren Gliedern, und alle Armen wurden auf Gemeindekosten gespeist und gekleidet. — Von den sittlichen Zuständen des Volks unter der Tai-p'ingherrschaft gaben die Missionare sehr günstige Berichte, in denen freilich immer noch manche Schatten, wie die Polygamie und die Grausamkeit der Machthaber, hervortraten.

Nach dem allen war zwar eine direkte Einführung des Christenthums in China, wie sie sanguinische Gemüther vor der Tai-p'ingbewegung gehofft hatten, keineswegs zu erwarten. Immerhin aber waren doch viele von den sonst in China herrschenden Hindernissen des Evangeliums hinweggeräumt, und es lag nahe, daß der Missionsfreund der Bewegung seine Sympathien zuwandte, als einer mächtigen Vorbereitung zur geistlichen Neugestaltung des großen Reiches. Die Politiker urtheilten freilich anders, wie wir bald sehen werden. Zunächst hatten sie es noch mit dem Mandschukaiser zu thun, der auch in bedrängter Zeit seinem Hasse gegen die Fremden freien Lauf ließ. Dieselbst sahen es nicht ungern, daß durch die Rebellen seine Macht geschwächt wurde und somit ihnen für einen neuen Kampf, der immer deutlicher vorauszusehen war, Vorschub geleistet wurde.

Die Wegnahme eines chinesischen Fahrzeuges (Lorcha), das unter englischer, von der Regierung zu Hong-kong ihm ausgestellter Flagge fuhr, durch die Mandarinen von Kanton, weil unter den Matrosen einige „Rebellen" sich befanden, und die schnöde Behandlung des dagegen protestirenden englischen Konsuls, sowie das schroffe Verhalten des kaiserlichen Oberkommissars[1]) Yih (Yeh), gab im Herbst 1856 die Veranlassung zu einem zweiten Krieg mit den Engländern, zu

[1]) Ober Vizekönig von Kwang-tung und Kwang-si.

welchem der Zündstoff schon lange aufgehäuft war, sodaß es nur eines Funkens bedurfte, um ihn in Brand zu setzen. Denn seit dem Frieden von Nan-king war nicht nur der schändliche Opiumschmuggel trotz eines dem Friedensvertrag noch nachträglich hinzugefügten Ergänzungsartikels und mancher in England selbst sich dagegen erhebenden ehrenwerthen Stimmen[1]) schamlos und im Grunde völlig straflos fortbetrieben worden, während der Kaiser Hien-fung noch im Jahr 1853 trotz der größten finanziellen Noth der Regierung entschieden sich weigerte, den Opiumhandel, wodurch er dem Schatze eine jährliche Zolleinnahme von wenigstens 30 Millionen Franken gesichert haben würde, für gesetzmäßig zu erklären, sondern auch von seiten der Chinesen der Vertrag von Nang-king seinem Sinn und Geist nach beständig umgangen und übertreten worden. Im Widerspruch mit den klaren Aussprüchen desselben wurden die Angehörigen europäischer Nationen von dem Betreten der Stadt Kanton fortwährend abgehalten, ja die Ortsbehörden reizten selbst durch aufregende und verleumdende Edikte den Pöbel zu Haß und Gewaltthätigkeiten gegen die Fremden und benutzten dann die von ihnen hervorgerufene und genährte Wuth und Roheit desselben zum Vorwand den Vertretern der auswärtigen Mächte und ihren vertragsmäßigen Forderungen gegenüber. So durfte es denn kein Fremder wagen, unter die Thore von Kanton zu treten, und die Nachsicht, mit welcher die Engländer dies lange Zeit sich gefallen ließen, legten die Chinesen ihnen für Schwachheit aus und hielten sich für berechtigt, die fremden „Barbaren" mit Insolenz zu behandeln. Dasselbe Verfahren beobachteten sie auch gegen andere Mächte, wie sie z. B. dem amerikanischen Bevollmächtigten Briefe theils eröffnet, aber unbeantwortet, theils gar uneröffnet zurücksandten. Dazu hatte die chinesische Regierung, während Rußland, das allein einen Vertreter am Hofe zu Pe-king hatte, am Amur sich festsetzte, auch die Franzosen durch neue blutige Verfolgungen der katholischen Christen im Innern und durch die grausame Hinrichtung eines französischen Missionars in der Provinz Kwangsi (Februar 1856) gegen sich aufgebracht.

So standen die Sachen, als die Wegnahme jener Lorcha und der Eigensinn und Uebermuth des chinesischen Oberkommissars Yi, auch dem britischen Generalbevollmächtigten von Hong-kong und dem Admiral der englischen Flotte gegenüber, die Engländer verbündet mit den Franzosen bewog, die Feindseligkeiten thatsächlich zu eröffnen. Am 23. Oktober 1856 wurden zuerst etliche Forts, die auf dem Wege von Hongkong nach Kanton am Ufer des Flusses liegen, mit leichter Mühe erstürmt und dann gegen Kanton vorgerückt. Aber weder dies, noch die immer wieder an Yi gesandten Aufforderungen zur Nachgibigkeit machten den gewünschten Eindruck. Am 27. Oktober wurde daher das Feuer gegen die Stadt selbst eröffnet und zwar zunächst gegen den in der alten Stadt gelegenen umfangreichen Palast des Oberkommissars. Folge davon war eine Proklamation desselben, die auf jeden Kopf eines Engländers einen Preis von 30 Thalern setzte. Hierauf folgte die

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1857, p. 217. 229 ff.

ernste Beschießung und Erstürmung der Stadt. Da aber die Truppenzahl der Engländer zu gering war, so mußten sie sich wieder zurückziehen. Die europäischen Warenhäuser wurden geplündert und vernichtet. Yi zog alle Truppen der Provinz nach der Hauptstadt zusammen, infolge dessen Räuberbanden plündernd, sengend und brennend das Land überschwemmten. Im folgenden Jahre ward der Kampf aufs neue eröffnet. Lord Elgin ward als britischer Bevollmächtigter abgesandt mit den präzisirten Forderungen der Westmächte, unter denen sich auch „die der Freiheit und Sicherheit für die Gottesdienste aller christlichen Gemeinschaften, sowie Schutz für das Leben der Missionare und für andre friedliche Reisende im Innern des Reiches" befand. „Die Rebellion in Indien aber, welche um diese Zeit ausbrach, band den Briten für einige Monate die Hände und zog den ernstlichen Angriff auf China in die Länge." Dennoch wurde schon im Herbst 1857 eine bedeutende Kriegsmacht der Verbündeten zu Hong-kong konzentrirt und zu Weihnachten wurde das inzwischen wieder von Yi stark befestigte und für uneinnehmbar gehaltene Kanton ohne viel Mühe erobert. Der hartköpfige kaiserliche Oberkommissar selbst fiel den Siegern in die Hände und wurde als Gefangener nach Kalkutta transportirt. Der Kaiser aber, obgleich seine Sache überhaupt schon infolge der Tai-p'ing-rebellion und der gänzlich zerrütteten Finanzen sehr schlecht stand, zeigte sich auch jetzt noch nicht im geringsten zur Nachgibigkeit bereit. So segelten die verbündeten Flotten nach Norden[1]); man wollte direkt die Hauptstadt angreifen. Die an der Mündung des Pei-ho gelegenen Takuforts wurden am 20. Mai 1858 genommen, wenige Tage darauf Tien-tsin, und so stand das Heer der Barbaren nur noch 20 Stunden von Pek-ing. Jetzt mußte der Kaiser andere Saiten aufziehen. Er sandte Bevollmächtigte, und in der zweiten Hälfte des Juni kamen nach allerlei vergeblichen Versuchen der chinesischen Diplomatie ganz nach dem Programm der Westmächte, an die sich nun auch noch Rußland und die Vereinigten Staaten angeschlossen hatten, die Verträge von Tien-tsin (von jeder der Mächte wurde ein besonderer geschlossen) zu stande. Nach denselben sollten nun nicht blos sofort fünf neue Hafenplätze und später noch elf weitere geöffnet werden, sondern die Angehörigen der vier Staaten, welche die Verträge unterzeichnet hatten, hinfort auch das ganze Land durchreisen und darin sich niederlassen und Grundbesitz erwerben dürfen, sobald sie im Besitz

---

[1]) Als sie vor Schang-hai ankerten, überreichten die Missionare dem britischen Bevollmächtigten eine Adresse, auf die der edle Lord unter anderm folgendes erwiderte: „Wenn die Schranken gefallen sind, die jetzt den freien Verkehr mit dem Innern verhindern, so wird sich christliche Bildung des Abendlandes nicht etwa einer neuseeländischen Barbarei, sondern einer uralten Bildung gegenübergestellt finden, die allerdings in vielen Beziehungen abgenutzt und unvollkommen, in andern aber nicht ohne Anspruch auf unsere Theilnahme und Achtung ist. In dem Wettkampf, der dann beginnen wird, wird die christliche Bildung sich mitten unter einem zweifelsüchtigen und scharfsinnigen Volke den Weg erst dadurch bahnen müssen, daß sie handgreiflich und thatsächlich zeigt, wie ein Glaube, der bis hinauf zum Himmel reicht, bessere Bürgschaften für persönliche und öffentliche Sicherheit bietet, als ein Glaube, der nicht über die Erde sich zu erheben vermag."

eines von ihrem Konsul regelrecht ausgestellten Passes sich befinden. Die Konsuln selbst aber stehen kraft des neuen Vertrages von nun an auf gleicher Stufe mit den kaiserlichen Bevollmächtigten und verkehren direkt mit ihnen. Noch viel wichtiger ist endlich das Zugeständniß, daß jeder der vier genannten Staaten das Recht haben sollte, in Pe-king selbst einen mit höchster Vollmacht ausgerüsteten Gesandten aufzustellen, der im Namen seiner Regierung direkt mit der des Kaisers verkehre. Damit ist das Reich der Mitte mit einem male von seiner Höhe herabgestiegen und in den Kreis der anderen Reiche eingetreten, womit im Zusammenhange steht, daß seine Beamten vertragsmäßig verpflichtet sind, künftig sich aller beschimpfenden Titel und Ausdrücke gegen die Fremden, namentlich des beliebten „I" (d. h. Barbar) zu enthalten. Bei weitem den wichtigsten Punkt aber in dem neuen Vertrag bilden die der Artikel, die sich auf die freie Verkündigung und Ausübung des Christenthums beziehen.

Es lautet Art. VIII. des englischen Vertrages: „Die christliche Religion, wie sie von Protestanten oder römischen Katholiken (Religion Jesu und Religion des Herrn des Himmels, Jesu-kiau und Tien-tschu-kiau) angenommen ist, schärft ihren Bekennern die Uebung der Tugend ein und lehrt die Menschen, anderen das Gleiche zu thun, was sie von ihnen erwarten. Personen also, die diese Religion lehren, oder die sich zu ihr bekennen, sollen gleicherweise auf den Schutz der chinesischen Behörden Anspruch haben; auch sollen dieselben, wenn sie in friedlicher Weise ihrem Beruf nachgehen und nicht den Gesetzen zuwiderhandeln, weder verfolgt noch belästigt werden." — Art. XIII. des französischen Vertrages: „Da es der Hauptzweck der christlichen Religion ist, die Menschen zur Tugend zu leiten, so sollen die Glieder aller christlichen Gemeinschaften (communions) volle Sicherheit für ihre Person, für ihr Eigenthum und für die freie Ausübung ihres Gottesdienstes genießen, auch soll den Missionaren, welche in friedlicher Weise und mit solchen Pässen versehen, wie in Art. VIII. vorgesehen ist, das Land betreten, vollkommener Schutz verliehen werden. Es soll von seiten der chinesischen Behörden einem jeden, der in China lebt, ohne welche Hinderung des anerkannte Recht zugestanden werden, das Christenthum nach Belieben anzunehmen und seinen Forderungen gemäß zu leben, ohne deshalb irgend einer Strafe oder Büßung ausgesetzt zu sein. Was immer bis dahin auf Befehl der Regierung gegen den christlichen Glauben geschrieben, verordnet oder veröffentlicht worden ist, soll in allen Provinzen des Reichs hiermit vollständig widerrufen und für null und nichtig erklärt sein." — Infolge dieser Bestimmungen mußte der katholischen Kirche auch aller im vorigen Jahrhunderte eingezogene Grundbesitz, Gebäude u. s. w. ausgegeben werden.

Damit war das Christenthum als eine von der Regierung anerkannte und zu Recht bestehende Religion erklärt, und jedem Chinesen förmlich und ohne Rückhalt gestattet, dasselbe ohne irgend welche Belästigungen und Nachtheile anzunehmen, obschon allerdings nicht zu hoffen stand, daß nun auch sofort thatsächlich und praktisch alle Verfolgung, Belästigung und Beeinträchtigung der eingeborenen Christen und Missionare aufhören würde. Dagegen nahm die chinesische Regierung den ausländischen Mächten das Versprechen ab, sich in keiner Weise in die Angelegenheiten der Rebellion zu mischen oder dieselben zu unterstützen, indem in dem Artikel von dem Paßwesen festgesetzt wurde, daß kein Ausländer Nan-king oder andere von den Rebellen besetzte Plätze besuchen dürfe. In der Annahme dieser Bestimmungen zeigte sich, wie wenig Sympathien die englische Diplomatie für die Tai-p'ingbewegung hegte. Wie konnte man dies auch erwarten, da im ganzen Tai-p'ingreiche das Opium verboten war und also unter 100 Millionen Men-

schen sich kein Abnehmer für die britische Ware fand, die wenn auch nicht grade die Hauptveranlassung dieses Krieges war, so doch auch damals wieder, wie im ersten, eine sehr bedeutende Rolle spielte. Kam es doch durch den genannten Vertrag dahin, daß Opium fortan nicht mehr als verbotene Waare behandelt werden, sondern nur einem Eingangszoll von 30 Tael pro Pikul (180 Mark pro 133⅓ ℔) unterliegen sollte. Die chinesischen Bevollmächtigten hatten, da nun doch der Handel mit dem verruchten Gift legalisirt werden sollte, um wenigstens seine Ausdehnung zu beschränken, 60 Tael gefordert. Aber die Sieger blieben bei ihrer Forderung.

China war geöffnet, auch für das Evangelium. Aber wieder konnte der Missionsfreund nur mit gemischten Gefühlen diese Botschaft vernehmen.

Die Demüthigung der stolzen Mandschuregierung aber ging noch weiter. Nur in Pe-king selbst sollte die Ratifizirung der Verträge erfolgen. Durch allerlei Winkelzüge suchten die chinesischen Bevollmächtigten diese Forderung zu beseitigen oder abzuschwächen; indessen es blieb dabei. Wie aber ein Verzweifelnder zuletzt zu unsinnigen Mitteln seine Zuflucht nimmt, so that es Hien-fung. Als im folgenden Jahre (im Juli 1859) ein Geschwader der Westmächte vor der Mündung des Pei-ho erschien, um die Gesandten nach Pe-king zu bringen, eröffneten die inzwischen hergestellten Taku-Forts auf die Sorglosen ein verrätherisches Feuer. Dafür durfte denn allerdings eine derbere Lektion nicht ausbleiben. Im August 1860 befand sich nach schneller Einnahme der genannten Befestigungen ein drohendes Heer auf dem Wege nach Peking, wo die größte Bestürzung entstand. Nachdem Tien-tsin besetzt, kamen Bevollmächtigte des Kaisers um zu unterhandeln. Auch jetzt noch versuchten sie diplomatische Kreuz- und Querzüge. Lord Elgin und Baron Gros ließen sich aber nicht mehr hinhalten, und die verbündeten Armeen der Westmächte rückten vor. Nachdem bei abermaliger Unterhandlung die englischen Unterhändler verrätherischerweise gefangen genommen, kam es zum Zusammenstoß. Das chinesische Heer unter dem Prinzen San-ko-lin-sing wurde zweimal geschlagen.[1]) Nun kam Prinz Kung, der Bruder des Kaisers, um Unterhandlungen zu führen. Da dieselben aber noch nicht präzis gehen wollten, insonderheit die gefangenen Engländer nicht sofort freigegeben wurden, ließen die Sieger den vor der Stadtmauer gelegenen Sommerpalast des Kaisers — in dem Kostbarkeiten in ungeheurer Menge sich vorfanden — durch die Truppen plündern. Das Mittel half. Die wenigen Gefangenen, welche den Mißhandlungen nicht schon erlegen waren, wurden ausgeliefert. Für die an ihnen verübte völkerrechtliche Behandlung wurde durch völlige Zerstörung des Sommerpalastes Rache genommen. Nun endlich konnte der Friede von Pe-king zu stande kommen, indem nicht nur die Verträge von Tien-tsin ratifizirt, sondern in einer besondern Konvention noch weitere Stipulationen gemacht wurden, über Kriegsentschädi-

[1]) Nach der Schlacht bei Pa-li-chau erhielt der französische Führer, General Montauban, die Auszeichnung als Herzog von Palikao.

gung, Eröffnung weiterer Häfen (namentlich auch mehrere am Yang-tsz-kiang gelegen) über die Zulassung ständiger Beamten am Hofe in Pe-king u. s. w.

Kaiser Hien-fung war alsbald bei der Annährung der feindlichen Truppen nach Dschehol, einem Städtchen in der Mongolei, wo er einen Palast hatte, entflohen. Dieser „Wüstling sondergleichen, der das Elend seines Volkes in den Wollüsten des Harems verträumt hatte, starb daselbst, erst 30 Jahre alt, an Leib und Seele zerrüttet und bis zum Blödsinn heruntergekommen" (22. August 1861). Damit hätten wir wieder ein Jahrzehnt chinesischer Geschichte mit bedeutungsvollem Ausgang überblickt. Einen befriedigenden Abschluß hatte es keineswegs. Einen damals in China so wichtigen Faktor, das Tai-p'ingreich, hatte man vornehm übersehen und bei Seite gesetzt. Neue Kämpfe von dieser Seite waren unvermeidlich. Doch ehe wir im nächsten Abschnitt darauf kommen, haben wir hier noch die Arbeiten der evangelischen Mission in China während der besprochenen Periode näher ins Auge zu fassen.

Außer den bereits genannten Gesellschaften betheiligten sich an derselben seit 1850 auch die englischen Methodisten, die Gesellschaft für Evangelisirung Chinas in London, die holländisch reformirte Kirche in Amerika, der Berliner und später auch der Stettiner (Pommersche) Hauptverein für China, sowie der Berliner Frauenverein. Die Hauptpunkte der Missionsthätigkeit waren Hong-kong und der benachbarte Sa-nonkreis, Kanton, Amoy, Fu-tschau, Ning-po und Schang-hai.

Wir wollen hier davon absehen, die auf diesen Zeitraum sich beziehenden Notizen aus den Jahresberichten aller der verschiedenen Gesellschaften zusammenzutragen, und beschränken uns auf folgende Bemerkungen.

Von großen Erfolgen war auf den meisten Stationen noch nicht die Rede. Waren auch hier und da an den genannten Stationen schon Gemeinden gegründet, so waren dies fast überall noch schwache Häuflein. Auch die Schulen wollten noch keinen besonderen Aufschwung nehmen. In den sämtlichen Knabenschulen der Gesellschaften (die damals durch 90 Missionare vertreten waren) befanden sich um 1855 etwas über 900 Schüler. Es war eben noch die Zeit „der kleinen Dinge". Die Hauptthätigkeit blieb die Predigt für die Heiden und das Vertheilen von Schriften, welcher letzteren Thätigkeit man damals noch einen größern Werth beilegte, als wie die Erfahrungen der neuerer Zeit bestätigten, vor allem aber die Wirksamkeit in den Missionshospitälern, zu denen überall ein großer Zudrang stattfand.

Dennoch zeichneten sich schon einige der chinesischen Missionsfelder durch den Anfang größerer Fruchtbarkeit vor andern aus. So namentlich Amoy mit seiner Umgebung, wo Londoner, englische Presbyterianer und holländisch reformirte Amerikaner[1]) in herzlicher Eintracht neben einander wirkten. Im Jahre 1854 ging eine merkliche Bewegung durch

[1]) Letztere hatten dieses Feld vom American Board übernommen.

die Landbevölkerung einiger benachbarter Distrikte, infolge deren in verschiedenen Dörfern kleine Gemeinden gesammelt und Nebenstationen errichtet wurden. Besonders ist Pe-tschu-ia im Südwesten 6 Stunden von Amoy zu erwähnen, wo die englischen Presbyterianer Eingang fanden[1]), während die Londoner mehr das nordwestliche Gebiet bearbeiteten und die Amerikaner gerade westlich in Tschio-be und später in der Kreishauptstadt Tschang-tschau trieben. Dieser Bewegung folgte jedoch die heidnische Reaktion. Bei Gelegenheit der Einweihung einer Kirche zu Tschio-be kam eine Verfolgung zum Ausbruch. Auch die Mandarinen, welche bis dahin nicht eingegriffen hatten, erließen jetzt Verbote gegen Annahme des Christenthums und Verkehr mit den Fremden; die am Sonntag geschlossenen Läden der Christen wurden durch Edikt der Plünderung preisgegeben. Aber nur ein Mitglied der Gemeinde ließ durch diese Verfolgungen sich einschüchtern, die anderen trauten auf Gott, fuhren fort, die Kapellen zu besuchen und des Sonntags ihre Läden zu schließen, und der Herr ließ sie nicht zu Schanden werden; die Feinde wagten auch nicht eines der Gemeindeglieder anzurühren.

Unter ihnen war ein Kleiderhändler, der mit Weib und Kindern Christ geworden war. Soldaten kamen in seinen Laden und fragten, ob er ein Christ sei. — „Ja, und ihr solltet auch Christen sein mitsamt den Mandarinen und dem Kaiser, denn Christus ist unser Herr." — Die Soldaten sagten sofort, sie seien gekommen, ihn zu arretiren und vor den Mandarin zu bringen. — „Sehr gut! da werde ich Gelegenheit haben, dem Mandarin das Evangelium zu verkündigen. Ich fürchte mich garnicht, mit euch zu gehen." — Die Soldaten zögern und fragen nach seinem Sohne. — „Er ist hier, und ihr könnt ihn nehmen, so gut als mich. Er kennt das Evangelium und wird Zeugniß ablegen vor dem Mandarinen. Er fürchtet sich ebensowenig als ich. Hier ist auch mein kleines Mädchen; sie ist nur neun Jahre alt, aber sie ist im stande, dem Mandarin zu sagen, wie es sich mit der christlichen Religion verhält. Nehmt sie nur mit, sie fürchtet sich garnicht." — Das war den Soldaten ganz unerwartet, und sie wußten nicht, was anfangen. Da fiel ihnen ein, daß sie wenigstens den Laden des Mannes ausplündern könnten, um doch nicht mit leeren Händen zurückzugehen. Als sie nun Hand an die Kleider legten, so half ihnen der christliche Händler dazu, nahm selbst alles hervor, was er hatte, und legte es vor die Soldaten auf den Ladentisch, indem er sagte: „Dies ist all mein Eigenthum, und ich gebe es euch sehr gern. Nehmt es nur, ich habe etwas viel besseres durch das Christenthum und eine Hoffnung auf das himmlische Erbe. Diese Sachen liegen mir garnicht sehr am Herzen. Nehmt sie fort! Nehmt sie fort!" — Dadurch wurden aber die Soldaten so beschämt, daß sie von solchem Glaubenshelden sich hinwegwandten, und ohne Gefangene wie ohne Beute zurückkehrten.

Die Gemeinden selbst trugen zum Unterhalt von Kirche und Schule bei, und jeden Monat ward bei der Feier des Abendmahls ein Opfer zum besten bedürftiger und nothleidender Gemeindeglieder gesammelt, das im Jahr 1856 auf etwa 50 Dollars sich belief. Im ganzen arbeiteten Mitte 1857 von den drei genannten Gesellschaften in Amoy neun Missionare, acht Missionsfrauen und eine unverheiratete Lehrerin, sowie 15 eingeborene Gehilfen. Die Lond. Missionsgesellschaft zählte 202, die holländisch Reformirten 210 und in Tschio-be 36, die englischen Pres-

[1]) Besonders wirkte hier Missionar W. Ch. Burns, ein Mann von außerordentlicher Aufopferungsfähigkeit und einer fast mönchischen Askese zugethan.

byterianer 52, alle zusammen also 500 eingeborene Gemeindeglieder, und unter den 9 Schulen auf der Haupt- und den Nebenstationen befanden sich 2 Mädchenschulen und 1 Evangelistenschule.[1])

Wenig erfreulich sah es in Kanton aus, wo der eingewurzelte Fremdenhaß dem Evangelio als starkes Hinderniß entgegenstand. Nur das Hospital der Londoner Mission zählte seine Patienten jährlich nach tausenden. Der alte Gehilfe Leang-a-fa, der Erstling der Chinesen, war immer noch thätig.

Der Bischof von Viktoria erzählt von einer Unterhaltung mit ihm: „Er sprach sehr demüthig von sich selbst und vergoß Freudenthränen, als ich der Traktate erwähnte, welche er vor 20 Jahren in dieser Stadt an Gelehrte austheilte, seiner nachherigen Flucht und Verfolgung und der jetzigen Unternehmung Tai-p'ing-wangs. Er hofft viel von dieser Unternehmung und sagt, der Anführer sei bei allen seinen Verirrungen wahrhaft (?) gläubig; die Tataren seien von jeher die Feinde Gottes und des Evangeliums gewesen, und er glaube, der Herr werde das alles zur Förderung seines Reichs ausschlagen lassen. Er sagte, er bete zu jeder Stunde des Tages zu dem Allmächtigen um einen Segen für die Anführer. Als wir uns trennten, kniete er nieder und flehte aus vollem Herzen um einen reichen Segen für China und die Anführer der Bewegung, die er offenbar von Gott berufen hält zur Erreichung großer Absichten in China." Leang-a-fa selbst starb am 12. April 1855. Missionar Williams, von der Amerikanischen Missions-Gesellschaft, sagt von ihm: „Er hat seit dreißig Jahren seinem Herrn gute Dienste geleistet, und ist nun mit dem Bewußtsein zu Grabe gegangen, daß der Glaube, in welchem Dr. Milne ihn unterwiesen hatte, der wahre sei und werth aller der Mühen und Leiden, die dessen Bekenntniß ihm zugezogen hatte. In den letzten Jahren blieb er unangefochten und nahm zu an Salbung und Ernst in seinen Predigten."

Die Mission der englischen Methodisten, welche durch den Eintritt eines schon längere Zeit auf eigne Hand und Kosten wirkenden Missionars G. Pierce in diese Gesellschaft zu Kanton begründet wurde, mußte wegen der Kriegsunruhen abgebrochen werden; überhaupt mußten damals, wie es scheint, alle europäischen Missionare die Stadt verlassen.

In Ning-po war zu den bereits oben erwähnten Missionen, die sich noch nicht gerade ausgedehnter Erfolge rühmen konnten, die der Chinese Evangelisation Society getreten, eine Gesellschaft, die sich 1850 zur Unterstützung des Gützlaffschen Vereins gebildet hatte. Als aber die Unhaltbarkeit des letzteren an den Tag kam, hatten die Missionare derselben in der genannten Stadt ihre Arbeit begonnen. Dr. Parker gründete ein Hospital, während Taylor mit großer Selbsthingabe die evangelistische Thätigkeit übernahm. Wir begegnen ihm später wieder als dem Stifter der China-Inland-Mission.

In gleicher Absicht wie die eben genannte Gesellschaft hatte sich der Berliner Hauptverein für China gebildet, dessen Missionar Neumann nach Gützlaffs Tode bald der letzte war, welchem die Aufgabe zufiel, Gützlaffs chinesischen Verein zu halten. Er hatte freilich dieselben trüben Erfahrungen durchzumachen wie seine Vorgänger. Bitter

[1]) Ohne trübe Erfahrungen ist es freilich auch auf diesem Gebiete nicht abgegangen. Als Burns von einer Reise nach Europa auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte, fand er, wie sich arge Schäden in die kleine Gemeinde eingenistet hatten, und es bedurfte einer energischen Läuterung. Man merkte doch, daß die dem schlauen Chinesencharakter gegenüber so nöthige Vorsicht bei den früheren Arbeiten nicht in genügendem Maße angewendet worden war.

enttäuscht entließ er einen der Nationalgehilfen nach dem andern, und bald war vom Verein keine Rede mehr. Er suchte dann noch einige Zeit sich auf Hong-kong und den benachbarten Inseln einen eigenen Wirkungskreis zu schaffen und kehrte 1855 krank nach Deutschland zurück. Später fand er in Amerika eine ganz andre Art von Missionsthätigkeit unter den in New-York eintreffenden deutschen Auswanderern. Bald nach seiner Abreise von Hong-kong trafen zwei neue Arbeiter des Vereins daselbst ein, Hanspach und Dr. med. Göcking, und ließen sich in der Stadt nieder, wo sie, noch mit Erlernung der Landessprache beschäftigt, zunächst in dem Hospital für deutsche und holländische Matrosen zu Viktoria ihren Arbeitskreis fanden. Später wurde auch Göcking zum Missionar ordinirt. Er sowohl wie Hanspach fanden später ein weites Missionsfeld auf dem Festlande. — Der **Berliner Frauenverein** für China entstand gleichfalls 1850. Pastor Knak gehörte zu den Stiftern und hat ihn bis zu seinem kürzlich erfolgten Heimgange treulich gepflegt. Der Verein nahm zunächst die Gattin des Missionars Neumann bei dessen Aussendung zu seiner Agentin in China an und legte ihr vornehmlich die Pflege ausgesetzter Chinesenkinder ans Herz. Elf solcher Kinder waren bereits in Neumanns Hause, als der Frauenverein 1852 die Schwester Julie Poser ihnen zur Hilfe sandte, nach deren baldigem Tode zwei andere, Charlotte Süsseroth und Elisabeth Nagel, die Frau Neumann unterstützen sollten, noch unterwegs aber die Nachricht erhielten, daß Neumanns auf der Rückreise nach Europa begriffen seien. Auf Hong-kong angelangt, fanden die beiden Schwestern unter Hanspachs Beistand ihre Arbeit an den Waisenkindern, aber die erstere verschied bald nach schweren Leiden. Doch durfte das Findelhaus nicht aufgegeben werden, und im Oktober 1856 ward die Familie Ladendorf, Vater, Mutter und Tochter, nach Hong-kong abgeordnet, um demselben vorzustehen.

Die **Rheinische Missionsgesellschaft** setzte durch ihre Missionare Genähr und Krone ihre Arbeiten im Sa-nonkreise rüstig fort. Die von seiten der Rebellen ihren Stationen drohende Gefahr ging durch Siege der Kaiserlichen glücklich vorüber; ein Katechetenseminar zu Saiheong unter Genährs Leitung erblühte; die Gemeinde zu Fuk-wing mehrte sich, obschon unter Verfolgungen der Gläubigen; die Missionsreisen, wenngleich unter mancherlei Gefahren, wurden fortgesetzt, selbst in den nächstgelegenen Tung-kunkreis und bis Amha und Hung-piu-tsiu. Anfangs 1855 aber ward Missionar Krone schwer krank, doch nach mehrmonatlicher Ruhe wieder hergestellt und durch Zusendung einer Braut und eines neuen Mitarbeiters, Miss. Louis, die im Herbst 1855 ausgesandt wurden, erfreut. Im folgenden Jahre finden wir Krone zu Hoau, einer weiter landeinwärts im Kui-schenkreise gelegenen Station, die er von Lobscheid übernommen hatte. Letzterer war inzwischen in den Dienst der Chinese Evangelisation Society getreten, glaubte aber die Wirksamkeit durch Predigtreisen der an eine feste Station gebundenen vorziehen zu müssen und hatte deshalb die von ihm gegründete Station an die Rheinische Gesellschaft abgetreten.

Ueberblicken wir jedoch zuvor die Entwicklung der **Basler Mission**

daselbst. Während Missionar Hamberg auf Hong-kong seine Thätigkeit unter den Hakkas fortsetzte und deren eine ziemliche Anzahl taufen konnte, bat Lechler in Jam-tsao dringend um einen Gehilfen, der am 7. Januar 1852 in der Person des Missionars Winnes ihm zugesandt wurde. Durch Verfolgungen der Mandarinen gegen die Christen sah inzwischen Lechler sich genöthigt, Jam-tsao, wohin zurückzukehren er von Hong-kong aus umsonst versuchte, aufzugeben. Im März 1853 zogen die drei Basler Brüder von Hong-kong aus, um das Hakkaland[1]) zu durchwandern, wo Hamberg mit seiner Gattin in Pu-kak[2]), Lechler und Winnes in Tung-fo[3]) sich niederließen und, obwohl unter Krankheit und Gefahren, sowie durch Bürgerkrieg und Räuberbanden bedroht, in Segen wirkten. Leider verlor Lechler schon im April 1854 seine Gattin, mit der er kaum 6 Wochen verbunden gewesen, und schon am 13. Mai folgte Missionar Hamberg[4]) ihr nach. Infolge dessen zog Winnes mit Lechler von Tung-fo nach Pu-kak, zu welchem die Außenstation Li-long kam, die später zur Hauptstation gewählt wurde. Von allen in China arbeitenden Missionsgesellschaften aber hatte keine eine so große Anzahl bekehrter Chinesen aufzuweisen, als die Basler, welche Anfang 1855 deren 175 zählte, von denen 19 auf der Station Pu-kak, 87 auf dem benachbarten Dorfe Li-long, 31 in anderen Dörfern der Umgegend, 38 in Hong-kong und in 8 verschiedenen Kreisen der Provinz Kwangtung lebten; die Gesamtzahl der seit Anfang dieser Mission durch ihre Missionare Getauften betrug 213 Seelen.

Als nun nach Ausbruch des Krieges die Kantonprovinz, wie wir oben bemerkten, von Räuberbanden überschwemmt wurde, dazu auch der Oberkommissar Yi auf den Kopf jedes Europäers einen Preis von 140 und später 190 Dollar setzte und für jeden lebendig eingebrachten 300 Dollar versprach, da waren die deutschen Brüder freilich in großer Gefahr. Lechler und Krone waren sicher, da sie in Geschäften nach Hong-kong gereist. Winnes aber war in Pu-kak, Genähr in Sai-heang und Lobscheid in Ho-au. Letzterer kam im November nach Pu-kak, von dessen aufgeregter Bevölkerung das Schlimmste drohte. Nur mit Mühe gelang es ihm zu entspringen, sich in einem Sumpf zu verbergen und endlich und unter den schwersten Mühsalen nach Sai-heong zu entkommen, von wo er sich mit Genähr nach Hong-kong rettete. Winnes aber, der krank in Pu-kak zurückgeblieben war, konnte nur um ein Lösegeld von 240 Dollar sein Leben erkaufen. Dazu mußte er den Schurken von Dorfältesten versprechen, daß er durch seine Fürbitte bei einer Abtheilung englischen Militärs, das zu seiner Rettung herannahte, sie straflos halten wollte. Am 10. November war auch er nach Hong-kong in Sicherheit gebracht.

An eine Rückkehr auf die verlassenen Stationen war für die nächste Zeit nicht zu denken.

---

[1]) cf. Basl. Missions-Mag. 1854, I, p. 127 ff.
[2]) cf. Ev. Reichsb. 1857, p. 27 ff.
[3]) cf. Basl. Missions-Mag. 1853, IV, p. 39 ff.
[4]) cf. Basl. Heidenb. 1854, p. 89 ff. Missions-Magazin 1855, I, p. 51 ff.

Genähr hatte sein kleines Seminar mit nach Hong-kong gebracht; die beiden anderen gingen in die Spitäler und suchten verkommene Kinder um sich zu sammeln — aber eine genügende Beschäftigung war das alles nicht. Erst als der Friede zu Tien-tsin geschlossen worden, konnten die Brüder wieder einmal wagen, ins Land zu gehen und nachzusehen, was aus ihren Stationen und Gemeinden geworden sei. Krone ging nach Ho-au, fand, daß man schon wieder wagen dürfe, dort zu wohnen, und daß noch etliche getaufte Personen und Freunde treu geblieben seien. Da er aber bald seiner schwer erkrankten Frau wegen nach Deutschland zurückkehren mußte, so zog Genähr nach Ho-au und sammelte dort seine Katecheten um sich — freilich auch ihm sollte keine lange Wirksamkeit dort beschеert sein. Missionar Louis hielt sich zunächst abwechselnd in Ho-au oder in Fuk-wing oder in Am-ha auf.

Von den Basler Missionaren wird uns berichtet[1]), daß sie in dem sogenannten Deutschen Missionshaus zu Victoria mit den andern Brüdern zusammen wohnten und aus den armen eingewanderten Hakkaarbeitern eine kleine Gemeinde zu sammeln suchten. Gewitzigt durch frühere Erfahrungen nahm man es jetzt sehr genau mit den Aufzunehmenden, d. h. auf die bloße Zustimmung zur Wahrheit wollten sie niemand mehr taufen, da sich gezeigt hatte, daß, wo nicht vor der Taufe eine gründliche Erweckung stattfand, auch nach derselben immer ein schläfriges todtes Wesen übrig blieb. Dazu war denn geregelter Unterricht und in diesem Weckung des Gewissens und Hinweisung auf den Heiland die Hauptsache. Allmählich zeigte sich auch das Werk des Geistes an den Herzen; es kam zu aufrichtigen Sündenbekenntnissen (während doch der längst getaufte 80jährige Magister in Li-long immer sehr böse wurde, wenn man ihn auch zum Sünder machen wollte). Die verschlossenen Herzen öffneten sich. Man fand Freudigkeit, etliche zu taufen, wenn auch der ursprünglich vorgesetzte Maßstab nicht ganz streng angelegt werden durfte. Besonders Eingang fanden die Brüder bei den Maurern und Steinbrechern im Dorfe Sau-ki-wan. Winnes konnte nach vielen Prüfungen endlich von der Wahrhaftigkeit seiner Christen überzeugt sein. Das war keine geringe Errungenschaft[2]). Lechler predigte auch oft in einer Hok-logemeinde der amerikanischen Mission. Auch gab es literarische Arbeiten, und so erwies sich die Wartezeit doch als eine gesegnete.

Lechler wurde durch Krankheit genöthigt, für einige Jahre nach Europa zurückzukehren (1858). Da in jener Zeit das deutsche Missionshaus von der Regierung in Anspruch genommen wurde und also für die Basler Mission ein neues Haus gebaut werden sollte, versuchte

[1]) Basler Magazin 1863, S. 464 ff. Ich nehme diesen Abschnitt ausführlicher auf, weil er manche charakteristische Züge der chinesischen Mission überhaupt enthält.

[2]) Eine Mission in Kanton mußte damals ihre ganze Gemeinde wegen Betruges entlassen. Die 26 Christen hatten dem Missionar zu weitläufigen Baulichkeiten einen Architekten empfohlen, mit dem sie sich verständigt hatten, daß er ihnen 10 Prozent der Bausumme auszahle. So hatten sie sich ein paar tausend Dollar Missionsgeld erschlichen.

Winnes, ob es nicht anginge, wieder auf dem Festlande den Wohnsitz zu nehmen. Er fand die Dinge besser als er erwartet hatte. Zwar im Anfang wehte ihm in Li-long ein kühler Geist entgegen. So ein chinesisches Gemeinlein, wenn es längere Zeit sich selbst überlassen blieb, fühlt sich zuerst an „wie ein kalter Frosch", nach und nach erwarmt es aber doch zu größerer Herzlichkeit. — Ehe Winnes übersiedelte, taufte er zu Victoria noch 12 Personen, die er lange unterrichtet hatte, doch ohne sehr sanguinische Hoffnungen von ihnen zu hegen.[1]) Die nun auf 42 Seelen angewachsene Gemeinde, welche sich alle vom heidnischen Brauche fernhielten und, wenn auch ohne viel sichtbares Ringen, doch unanstößig wandelten, übergab er der Pflege eines zuverlässigen Lehrers und begab sich im Oktober 1859 nach Li-long. Dort stand bereits eine Kapelle, in die er nun mit Gehilfen, Lehrern, Schülern und Dienern einzog. In dieser Zeit widmete er sich insbesondere der Bildung seiner Jünglinge, deren begabteste er deutsch, nicht englisch lehrte; denn wer in China englisch lernt, entgeht kaum der Versuchung, seine Kenntnisse möglichst bald als Dolmetscher, Comprador oder sonst im Dienste von Kaufleuten uud Beamten zu verwerthen. Der Mission gehen solche Schüler größtentheils verloren.[2]) — Den einzelnen Christenfamilien in Li-long fehlte es noch sehr an dem rechten innigen Zusammenschluß. Es hält schwer, solche nüchterne Menschen wie die Chinesen für die Schönheit des evangelischen Gemeindelebens zu begeistern. Bei einigen ließ sich auch ganz deutlich vermerken, daß ihnen als die empfehlenswertheste Seite des Christenthums seine Wohlfeilheit erschien; nämlich nicht die freie Gnade, sondern daß man damit durchkommen könne, ohne für Goldpapier, Lichter und Weihrauch etwas aufzuwenden. Ein christliches Familienleben wollte auch nicht so schnell heranwachsen. Hier und da wurde eine früher verlobte Tochter an den heidnischen Bräutigam abgegeben und so der Gemeinde entzogen. In der dreijährigen Zeit, in der sie sich selbst überlassen war, hatte sich die Gemeinde eher vermindert als vermehrt. Die Treugebliebenen, 112 an der Zahl, zeigten sich muthlos und verschüchtert. Am lebendigen Zeugniß gegenüber den Heiden fehlte es fast ganz. Immerhin hatte das treue Verharren im überkommenen Glauben einige Wirkung gethan; in den nahen Dörfern

---

[1]) Sie haben die Ueberzeugung von der Eitelkeit des Götzendienstes erlangt und alles, was mit demselben zusammenhängt, entschieden aufgegeben. Ihre Sündenthaten erkennen sie an, sind aber noch ziemlich blind für ihren Sündenstand, wie das bei dem abgestumpften sittlichen Sinne des Volkes, seiner geistlichen Gefühllosigkeit fast zu erwarten ist. Natürlich lege ich im Tanfunterricht allen Nachdruck auf den christlichen Heilsweg. Wenn ich aber meine, nun haben sie es gefaßt und frage wieder, so heißt es eben abermals: „Wir müssen gutes thun" u. s. w. Ich weise sie zurecht und suche nicht müde zu werden in der Darlegung des Evangeliums, taufe aber am Ende doch diejenigen, welche einen ernsteren Sinn und ein redliches Verlangen an den Tag legen.

[2]) Jetzt wird es von den meisten Missionaren als eine unrichtige Methode betrachtet, die Gehilfen eine europäische Sprache zu lehren. Wenn ich nicht irre, sagt Muirhead (oder der jüngere Medhurst?) irgendwo ganz recht, daß diejenigen, welche man mit solcher für einen Chinesen außerordentlich schweren Aufgabe belaste, in ihrer eigenen Sprache und Literatur immer Stümper bleiben werden.

hatten etliche dem Ahnendienste entsagt, und sowie das Evangelium wieder regelmäßig verkündigt wurde, mehrten sich die Zeichen seiner geheimen Wirkung. — Sehr erfreulich lauteten damals die Berichte eines Basler Katecheten, Namens Tschong-hin, der 1857 in seine ferne Heimat Tschong-lok (30 Meilen nordöstlich) zurückgekehrt war. Er meldete, daß 200 Leute dort sich der Verehrung des wahren Gottes zugewandt hätten und auf die Taufe warteten. Dagegen harrte des Missionars auf Hong-kong, wohin er alle 2—3 Monate einmal zur Stärkung der dortigen Gemeinde reiste, eine sehr betrübende Ueberraschung. Es war damals der Kulihandel besonders im Gange. Für verschiedene britische Kolonien wurden Arbeitskräfte in den chinesischen Hafenstädten angeworben und durch schöne Beschreibungen und klingendes Angeld angelockt. Die Chinesen waren über diesen Menschenhandel sehr empört. Sie nannten die Agenten mit einem wenig schmeichelhaften Titel: „Sauhändler". In diesem Falle hatte nun sogar ein früherer Missionar den Agenten gemacht und den größten Theil der Gemeinde von Sau-ki-wan zur Auswanderung nach Britisch Guyana veranlaßt; und jene Leute, auf die Winnes als auf die zuverlässigsten seiner Bekehrten schaute, hatten sich dazu verstanden, ohne ihren Lehrer auch nur um Rath zu fragen. Nachher beim Abschied offenbarte sich doch etwas von Anhänglichkeit.[1]) Eine nicht ganz so schwere Erfahrung war der Abgang des Sprachlehrers Tai, des letzten, der noch aus dem chinesischen Verein stammte. Als er sich entlarvt sah, suchte er eine weltliche Anstellung, und bald war der langjährige Schein seines Christenthums ganz erloschen. Er verfiel wieder in den Ahnendienst u. s. w.

Zur Hilfe für Winnes kam 1860 aus Basel ein begabter junger Missionar Martig hinaus, der aber leider, noch ehe er recht die Hand ans Werk legen konnte, durch den Tod abgerufen wurde. Doch damit kommen wir bereits über die Grenzen dieses Abschnitts hinaus.

Auf den andern Stationen Amoy, Fu-tschau, Schang-hai und Ning-po war die Mission in der Zeit des Krieges fast garnicht unterbrochen worden. Es ging alles dort seinen gewohnten Gang. Die in diesen Häfen stationirten englischen Kriegsschiffe sorgten für die Sicherheit der Missionare. — Wie gesagt, bedeutend waren damals die Erfolge der Mission in China überhaupt noch nicht; und zwar nicht blos numerisch, sondern auch was das Maß christlichen Lebens betrifft, blieb manches bei den bereits gesammelten Gemeinden zu wünschen übrig, wie mancher von den obigen Zügen beweist, die wir uns keineswegs auf die Gemeinden der Basler Mission beschränkt denken dürfen. — Doch hatte sich die Zahl der Bekehrten gegen Ende der in Rede stehenden Periode gegen früher beträchtlich gehoben. Man schätzte sie fast auf 2000. Genauere statistische Angaben über die letzten Jahre liegen mir nicht vor; daher gebe ich diejenigen des Jahres 1855, welche im mittlern

[1]) Diese Leute sind in der weiten Ferne doch dem christlichen Bekenntniß treu geblieben und haben als Gemeinde unter einem Katecheten zusammen gehalten. Die Briefe voll Enttäuschung, die sie später schrieben, haben andere abgehalten ihnen zu folgen. In neuerer Zeit ist der Kulihandel durch strenge Strafgesetze unterdrückt worden.

Durchschnitt den Stand der evangelischen Mission in China im Laufe jenes Jahrzehntes angeben mögen.

Die Arbeiter dieser Gesellschaften vertheilen sich nun auf die fünf Hauptsitze der chinesischen Mission in folgender Weise.

Stationen:	Aussendende Gesellschaften und Vereine:	ausgesandte Missionare.	gegenwärtig thätige Miss.	Gemeindegl.	gegründete Schulen.	Knaben in den Schulen.	Mädchen in den Schulen.	durchschnittl. Zuhörer.	Patienten im Spital.
Hong-kong und Umgegend	Amerikanische Baptisten	2	2	35	6	60	24	40	—
	Morrisonsche Erziehungsgesellsch.	1	—	—	—	—	—	—	—
	Londoner Missionsgesellsch.	4	2	30	3	85	9	130	—
	Basler Evangel. Missionsgesellsch.	3	2	175	2	27	—	100	—
	Rheinische Missionsgesellsch.	3	2	85	2	12	5	—	—
	Chines. Evangelisat.-Ges. in London	2	2	12	1	—	4	—	—
	Engl.-Kirchl. Missionsgesellschaft	1	—	—	—	—	—	—	—
	Kasseler Missions-Verein	1	—	—	—	—	—	—	—
	Berliner Hauptverein	3	2	—	—	—	—	—	—
	Unabhängige Missionare	1	—	—	—	—	—	—	—
Kanton	American Board	9	5	1	—	—	—	75	—
	Londoner Missionsgesellsch.	4	1	7	—	—	—	100	21 260
	Amerikan. Baptisten	1	—	—	—	—	—	—	—
	Amerikan. Presbyterianer.	5	4	1	—	—	—	—	—
	Südl. Baptisten in Nordamerika	4	1	2	3	67	—	50	—
	Engl.-Wesleyan. Missionsgesellsch.	6	6	—	2	29	10	40	—
Amoy	Londoner Missionsgesellsch.	6	4	92	4	28	28	150	2 349
	American Board	4	2	90	1	21	10	300	—
	Amerikan. Presbyterianer	4	—	—	—	—	—	—	—
	Engl. Presbyterianer	3	2	18	2	58	—	—	—
	Unabhängige Missionare	1	—	—	—	—	—	—	—
Fu-tschau	American Board	7	5	—	3	54	6	50	—
	Amerikan. (Nord-) Methodisten, (Method. Episcopal Ch.)	7	2	—	—	—	—	—	—
	Schwedische Missionsgesellsch.	2	—	—	—	—	—	—	—
	Engl.-Kirchl. Missionsgesellsch.	3	3	—	1	30	8	30	—
Ning-po	Amerikan. Baptisten	4	3	13	1	50	—	50	11 000
	Amerikan. Presbyterianer	10	7	26	4	90	28	60	6 000
	Engl. Allgem. Baptisten	2	1	—	—	—	—	—	—
	Engl.-Kirchl. Missionsgesellsch.	4	3	20	4	68	20	50	—
Schang-hai	Londoner Missionsgesellsch.	7	4	31	1	17	—	100	11 000
	American Board	3	3	2	1	—	20	30	—
	Südl. Baptisten in Nordamerika	9	5	—	—	—	—	—	—
	Amerik.-Bischöfliche Missionsgesellsch.	8	4	46	12	152	129	500	—
	Amerik. Presbyterianer	4	2	—	—	—	—	—	—
	Engl.-Kirchl. Missionsgesellsch.	6	2	6	3	90	—	60	—
	Sabbathar. Baptisten Missionsges.	2	2	6	—	—	—	40	—
	Amerik. (Süd-) Methodisten (Method. Episcopal Ch.)	6	4	—	—	—	—	—	—
	Chines. Evangelisat.-Ges. in London	2	2	—	1	16	5	10	—

Missionsgesellschaften:[1])	Anzahl						
	der Missionsstationen.	der ausgesandten Missionare.	der gegenwärtig thätigen Missionare.	der Mitglieder der bekehrten Gemeinden.	der Schulen.	der Knaben in den Schulen.	der Mädchen in den Schulen.
Londoner Missionsgesellschaft	4	21	11	160	8	130	37
American Board	4	23	15	93	5	75	36
Amerikan. Baptisten-Miss.-Verein	2	7	5	48	7	110	29
Amerikan. Episcopal Board	1	8	4	46	12	152	129
Engl.-Kirchliche Missionsgesellschaft	3	14	8	26	8	188	28
Amerikan.-Presbyterian. Missionsgesellschaft.	3	23	13	27	4	90	28
Morrisonsche Erziehungsgesellschaft	—	1	—	—	—	—	—
Engl.-Allg. Baptisten-Missionsgesellschaft	1	2	1	—	—	—	—
Basler Evangelische Missionsgesellschaft	1	3	2	175	2	27	—
Rheinische Missionsgesellschaft	1	3	2	85	2	12	5
Missionsgesellschaft der Süd-Baptisten in Amerika	2	13	6	2	3	67	—
Sabathar.-Baptisten-Missionsgesellschaft	1	2	2	6	—	—	—
Missionsgesellschaft der (Nord-) Methodisten in Amerika	1	7	2	—	—	—	—
Engl. Presbyterianer	1	3	2	18	2	58	—
Missionsgesellschaft der (Süd-) Methodisten in Amerika	1	6	4	—	—	—	—
Evangel. Missionsgesellschaft in Schweden	—	2	—	—	—	—	—
Engl.-Wesleyanische Missionsgesellschaft	1	6	6	—	2	29	10
Gesellschaft für Evangelisirung Chinas in London	2	4	4	12	2	16	9
Missionsgesellschaft der Independenten	4	2	—	—	—	—	—
Berliner Hauptmissionsverein	—	3	2	—	—	—	—

10. Vom Frieden von Pe-king bis auf die neueste Zeit.

Der Friede war wieder hergestellt. Der morsche Mandschurenthron, der dem Zusammenbrechen schon so nahe schien, war noch einmal erhalten. Aber seine Tage schienen gezählt. Ein minderjähriger Kaiser, unter einem ganz von bornirt chinesischen Tendenzen und vom Fremdenhaß erfüllten Rechenschaftsrath, stand an der Spitze des Reiches. Mit unglaublicher Frechheit versuchte man in offiziellen Darstellungen vor dem Volke die demüthigenden Ereignisse wegzulügen. Es ließ sich an, als wenn die mit Blindheit geschlagene Mandschudynastie provozirend geradezu ins Verderben laufen wolle — dazu die drohende Gefahr von der aufs neue mächtig sich erhebenden Tai-p'ingrebellion. Für die Dynastie war es ein Glück, daß durch eine Palastrevolution der Regentschaftsrath gestürzt und Prinz Kung zum Reichsverweser ausgerufen wurde. Kung, der ein bedeutender Mann ist, hatte, die Lage durchschauend, wenigstens mit den gegebenen Verhältnissen rechnen gelernt. Besondere Sympathien für die Europäer wird man ihm nicht nachsagen können, aber er sah ein, wie es jetzt darauf ankomme, sich dieselben warm zu erhalten. Vor allem mußte das Tai-p'ingreich überwunden werden.

[1]) Wir nehmen auch diese Tabelle aus der ersten Auflage mit auf, obgleich einige Zahlen (aus andern Quellen stammend?) mit der vorigen nicht übereinstimmen.

Der Tien-wang hatte sich eine Zeit lang ruhiger verhalten. Nach Ueberwindung innerer Krisen schienen sich die Verhältnisse seiner Herrschaft immer geordneter zu gestalten. Wir erwähnten schon, wie er den Missionar Roberts zu seinem Minister berief. Einen weitläufigen Verwandten Hung-yin, einen Bekehrten der Basler Mission, hatte er zu der hohen Stellung des Kan-wang befördert und bewies sich vielfach freundlich gegen die Europäer überhaupt und gegen die Missionare, deren damals mehrere von verschiedenen Gesellschaften sich in Nan-king einfanden und die beste Gelegenheit hatten, das Evangelium zu verkündigen. Die Berichte, die sie von den unter der Tai-p'ingherrschaft waltenden Zuständen gaben, lauteten sehr günstig. Waren auch die Spuren der grausamen Eroberung noch nicht verwischt[1]), so begann doch wieder der Wohlstand sich zu heben, und einer der Missionare bezeugt, daß er nirgends sonst in China so viele blühende frische Gesichter gesehen habe wie in der Tai-p'inghauptstadt, und Roberts behauptete, daß die letztere in Beziehung auf die Sittlichkeit das Wunder der Welt sei. In den Missionskreisen herrschten damals weit und breit die besten Hoffnungen auf Dienste, welche die Tai-p'ingherrschaft dem Reiche Gottes leisten würde. Die meisten Missionsgesellschaften dachten darauf, einen ihrer Arbeiter nach Nan-king zu schicken. Leider war man dabei meist etwas zu sanguinisch. Jedenfalls aber zeigte sich damals Hung-siu-tseuen den Europäern höchst entgegenkommend.

Als nun die Mandschuregierung nach der Bedrängniß durch die Europäer nach dem Frieden von Pe-king wieder Luft bekommen hatte, ging sie ans Werk, das Rebellenreich zu überwinden. An ein paar Punkten gelang es den Kaiserlichen auch, Vortheile zu erringen. Dagegen traten nun auch die Heere des Tien-wang wieder kräftiger auf, und mit schnellem Vorstoß nahmen sie am 9. Dezember 1861 Ning-po ein. Die Stadt war fest genug, um eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten; aber beim ersten Anlauf der Rebellen floh alles, was Füße hatte, und jene zogen fast ohne Schwertstreich ein. „Da war kein Morden und Niedermetzeln oder Anzünden der Häuser; die Rebellen benahmen sich mit großer Mäßigung und respektirten besonders die europäische Niederlassung. Kurz sie haben das ängstlichste Verlangen an den Tag gelegt, mit den Ausländern auf gutem Fuße zu stehen" — so schrieb damals eine Zeitung.

Die Bewerbungen um die Freundschaft der Europäer fanden jedoch keine Erwiderung. Der englische Kaufmann dachte erschrocken: „Wem soll ich Opium verkaufen, wenn die Tai-p'ingsache siegt?" Der englische Politiker meinte: Es sind kräftige Kerle; wenn sie das ganze Reich haben, wird man mit ihnen nicht so leicht fertig werden können wie jetzt mit den Mandschuren. Daß viele der im Mandschurenreiche herr-

[1]) Diese Grausamkeiten sind oft in einseitiger Weise den Tai-p'inglenten vorgeworfen. Man muß jedoch beachten, daß dieselben überhaupt mit der chinesischen Kriegsführung verbunden sind wie sie von Alters her besteht und in gleicher Weise von den kaiserlichen Truppen geübt wurde. In diesem Stücke ist freilich die chinesische Kultur auf dem Standpunkt stehen geblieben, wie ihn uns die Geschichte auch bei vielen andern Völkern in früheren Zeiten zeigt.

schenden Schäden in dem Tai-p'ingreiche beseitigt waren, daß hier sich eine neue Entwicklungsstufe des chinesischen Lebens anbahne, die doch unvergleichlich höher stehe als die in jenen vorliegenden verlotterten Zuständen, fiel dabei nicht ins Gewicht. Was kümmert den Politiker das Wohl oder Wehe von 400 Millionen einer fremden Rasse, wenn's seinen Interessen nicht paßt!

Die Eroberung von Ning-po war ein großer Erfolg. Aber doch war der Besitz der Stadt von keinem Werthe, so lange die Kaiserlichen das benachbarte Schang-hai hielten. Die Massen des Tai-p'ingheeres wälzten sich gegen diese Stadt. Der Anführer erklärte den dort lebenden Europäern, daß ihre Niederlassung ebenso gewissenhaft respektirt werden solle, wie dies bei Ning-po geschehen. Dafür wurde ihm von seiten der Engländer und Franzosen die Antwort, daß sie nicht blos die europäische Niederlassung, sondern auch die Chinesenstadt Schang-hai mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln vertheidigen würden. Lange tobten dann die verwüstenden Kämpfe in der Gegend von Schang-hai hin und her, indem die mit disziplinirten Reichstruppen vereinigten englischen und französischen Soldaten sich mit dem Tai-p'ingheere maßen. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein. Die letzteren wurden zurückgetrieben. Trotz der im Frieden von Pe-king stipulirten Neutralität hatten die Europäer in den Kampf eingegriffen und den Kaiserlichen die wichtigsten Dienste geleistet.

Es ist sehr erklärlich, wie diese Verhältnisse im Tai-p'inglager die tiefste Erbitterung hervorrufen mußten. Anstatt der Geneigtheit gegen die Ausländer trat nun, da sie so schnöde die dargebotene Hand zurückwiesen, ein glühender Haß. Aus erster Hand bekam denselben wohl Missionar Roberts zu fühlen. Er, der noch im Herbste 1861 voller Lobeserhebungen über die Zustände im Tai-p'ingreiche schrieb, war wenige Monate später mit Lebensgefahr dem Tyrannen, der bei „seinem äußerst heftigen Temperamente seine Leute für ein ungeschicktes Wort mit dem Tode büssen lasse", entflohen. Er nennt den Kaiser der Rebellen einen verrückten Menschen, seine religiöse Tendenz sei eine Farce u. s. w.[1])

Seitdem waren die hochgespannten Hoffnungen, welche viele Missionsfreunde auf die Tai-p'ingbewegung gesetzt hatten, bedeutend herabgestimmt. Sonst hörten sie über dieselbe nicht gern Worte nüchterner Kritik. Jetzt wurde die ganze Sache im Bausch und Bogen verworfen. Die europäische Unterstützung machte den Kaiserlichen wieder Muth. Ning-po wurde von einer kleinen Abtheilung französischer Soldaten

[1]) Allerdings waren die religiösen Anschauungen des Tien-wang immer weiter abgekommen von dem, was einigermaßen mit christlicher Dogmatik zu vereinigen ist. Früher hatte vieles von ihm gut biblisch geklungen. Die überraschenden Erfolge aber hatten ihm wohl so die Sinne umnebelt, daß er in jene Selbstvergötterung gerieth, indem er sich zu einem integrirenden Theil der Trinität machte, und auch seine Anhänger zwang, sich dazu als zu einem Dogma zu bekennen. Aber noch lange nachdem er solche Lehren aufgestellt, konnten Missionare mit ihm verkehren, und vielleicht wäre er unter Umständen bei richtiger Behandlung seitens der europäischen Mächte besseren Einflüssen nicht unzugänglich geblieben. Erst nach ihrem feindseligen Verhalten mußte auch der Verkehr der Missionare aufhören.

wieder erobert. Britische Offiziere übten die chinesischen Regimenter nach moderner Taktik ein, und die Kaiserlichen gewannen einen Sieg nach dem andern. Die Tai-p'ingsache kam immer mehr ins Gedränge, bis sie endlich mit der Eroberung von Nan-king (im Juli 1864) und dem Tode Hung-siu-tseuens, der sich in der Verzweiflung selbst entleibte, vollständig vernichtet ward. Mit Hilfe der Europäer war der morsche Mandschuthron wieder für einige Zeit befestigt.

Für die Mission war mit dem Frieden von Pe-king eine neue Periode angebrochen. Das alte Verbot, welches keinem Ausländer erlaubte, weiter als eine Tagereise von einem der Freihäfen aus ins Land zu gehen, war beseitigt. Ohne Gefahr konnten die Missionare, mit einem vorschriftsmäßigen Passe versehen, tief ins Land gehen und die entfernteren Orte aufsuchen, an denen das Evangelium durch dahin gezogene bekehrte Eingeborne schon Anknüpfungspunkte gewonnen hatte. Die Zuvorkommenheit und Höflichkeit, mit der die Mandarinen seither den etwa beanspruchten Schutz gewährten, verdient alle Anerkennung. Sieben neu eröffnete Häfen boten zur Gründung neuer Stationen die beste Gelegenheit, welche verschiedene Gesellschaften in ausgedehnter Weise benutzten. In England wie in Amerika wurden von verschiedenen Seiten bedeutende Anstrengungen gemacht, um die für China verwendbaren Mittel und Kräfte zu vermehren. — Ehe wir aber im einzelnen auf diese Arbeiten näher eingehen, betrachten wir kurz die weitere Entwicklung der chinesischen Verhältnisse bis auf die Gegenwart.

Ein Jahrzehnt verfloß, ohne daß es zwischen den europäischen Mächten und der chinesischen Regierung zu offenen Differenzen gekommen wäre. Freilich auf Dank für die geleisteten Dienste durften die ersteren nicht rechnen. Im Grunde blieb doch dieselbe Abneigung gegen die ausländischen Barbaren wie früher, die im Volke ab und zu zu Tumulten Veranlassung gab, wenn auch das letztere sich in manchen Gegenden mehr und mehr an die Fremden gewöhnte. Manche dieser Unruhen rührten von dem Artikel des französischen Vertrages her, nach dem all das früher eingezogene Eigenthum der katholischen Kirche wieder herausgegeben werden sollte. Solche massenhafte Rückerstattung nach einem hundertundvierzigjährigen anderweitigen Besitz mußte allerdings mancherlei Konflikte hervorrufen. Die französische Diplomatie wußte in solchen Fällen den Forderungen ihrer Landsleute energisch Nachdruck zu geben. Auch reizte es wohl, daß katholische Missionare sich wie Staatsbeamte geriren und das Zeremoniell, wie es dem höheren Mandarinenrange entspricht, für sich beanspruchen. Dazu ist es ein entschiedener Eingriff in fremde Rechte, wenn sie verlangen, daß ihre Bekehrten der Jurisdiktion der Behörden entzogen sein und dem französischen Protektorat unterstellt sein sollen. Durch diese Verhältnisse hatte sich allerlei Zündstoff angesammelt.

So kam das Jahr 1870 heran. In demselben sollten nach einer Bestimmung des Friedens von Peking die Verträge revidirt werden. Europäischerseits wurden allerlei Wünsche über Erweiterung der Zugeständnisse erhoben. Unerwarteterweise aber brachte auch die chinesische Regierung einen Wunschzettel und zwar gegen die Mission gerichtet.

Die Missionare sollten fortan nichts predigen, was gegen die Lehre des K'ung-fu-tsz verstoße; die Bekehrten sollten eine gewisse Zahl nicht übersteigen dürfen, europäische Frauen sollten nicht im Lande weilen dürfen, chinesische Frauen keine Kirche, sowie ihre Töchter keine Schule betreten, die Missionare sollten den Mandarinen gegenüber zu dem gleichen Zeremoniell verpflichtet sein wie die Eingebornen, die sich ihnen nur kniend nähern dürfen u. s. w.

Diese feindseligen Forderungen der Regierung sollten aber bald eine eigenthümliche Illustration erhalten an den Vorgängen, die bekannt sind als das Blutbad von Tien-tsin[1]). Am 21. Juli 1870 wurden dort neun katholische Schwestern, ein Priester, der französische Konsul und sein Sekretär nebst mehreren französischen Kaufleuten und drei Russen unter den schändlichsten Mißhandlungen öffentlich ermordet. Die Ermordeten hatten keine Veranlassung zu dem Ausbruch gegeben. Wenigstens die, welche am meisten zu leiden hatten, fromme, barmherzige Schwestern, die, um das Werk der christlichen Liebe an Verwaisten und ausgesetzten Kindern zu thun, nach China gekommen waren — sie trugen nicht die Schuld, wenn etwa ihre Bischöfe in der oben angedeuteten Weise das Volk verletzten und reizten. Aber hier handelte es sich nicht um einen plötzlichen Ausbruch der Volkswuth, sondern um die Früchte langer absichtlicher Hetzereien, die, wenn nicht grade von der Obrigkeit ausgehend, so doch von ihr geduldet und wie es scheint gern gesehen waren. In öffentlichen Plakaten wurde vor den Nonnen gewarnt, die den Kindern die Augen und das Herz ausschnitten, weil die Europäer daraus ihre kräftigen Zaubermittel machten. Das wurde wirklich geglaubt;[2]) die Chinesen aber haben selbst dafür gesorgt, daß wir einigermaßen überschauen können, was alles chinesischer Lügenhaftigkeit, Bornirtheit und Schamlosikeit zugetraut werden darf. Sie haben es uns schwarz auf weiß gegeben in einem Büchlein mit dem Titel: „Todesstoß für verderbliche Lehren"; ein schändliches Machwerk, das der christlichen Religion alle denkbaren und undenkbaren Greuel aufbürdet, um den tiefsten Abscheu vor derselben in die Gemüther zu pflanzen. Ein solches Buch schreibt der Pöbel nicht, sondern das thun Leute, die zum Gelehrtenstande gehören, aus welchem sich die Beamtenwelt rekrutirt; eine Menschenklasse, die so großen Einfluß besitzt, daß Minister und Gouverneure oft nichts gegen sie vermögen, ja sich oft vor ihr fürchten müssen. Da in diesen gelehrten Herren der chinesische Nationalstolz kulminirt, so ist auch gerade in ihnen der Haß gegen die Ausländer und die Verachtung alles nichtchinesischen am tiefsten gewurzelt und aufs Höchste entwickelt. Es beleidigt ihr chinesisches Gefühl, einen Fremden in China zu erblicken. Ihr Herz blutet ob der Schwäche ihrer Dynastie, die zugeben mußte, daß Barbaren die so lange aufrecht erhaltene Scheidewand durchbrechen und mit ihrer diabolischen Gegenwart die Seelenruhe der Söhne des himmlischen Reiches stören.

[1]) Vergl. Basler Miss.-Magazin 1874, S. 14.

[2]) Wenn man hört wie solche Verrücktheiten von den Chinesen gesagt und geglaubt werden, mag man von daher auch einiges Licht bekommen über Aussprüche und Lehren des Tai-p'ing-wang, die uns nur als Verrücktheit erscheinen konnten.

Man weiß nun aus guter Quelle, daß ein Beamter das elende Buch geschrieben hat, wie auch Beamte sich allenthalben bemühen, durch Verbreitung desselben den Fremdenhaß anzufachen. — Aus Furcht vor dieser Gelehrtenklasse durfte auch die chinesische Regierung die Verträge mit den Ausländern nie veröffentlichen. Das Volk ist noch heute nicht davon unterrichtet, wenigstens nicht durch amtliche Ankündigungen; und der Hof in Pe-king zittert vor jeder neuen Forderung, welche die Barbaren noch stellen wollen, weil er wohl weiß, daß jede neue Konzession, die er machen muß, ein neuer Stoß ist an den Thron des Kaisers, sofern ihm die Ergebenheit des Volkes in dem Maße verloren geht, indem er sich genöthigt sieht, den fremden Teufeln nachzugeben.

Jenes Ereigniß von Tien-tsin wäre aber jedenfalls der Anlaß zu neuen schweren Demüthigungen der Mandschudynastie geworden, wenn nicht Frankreich damals durch den Krieg mit Deutschland verhindert worden wäre, nachdrücklich einzugreifen. So begnügte sich Herr Thiers mit der Genugthuung der Absetzung der Mandarinen von Tien-tsin, der Hinrichtung von 16 Chinesen (ob es grade die betreffenden Rädelsführer waren, ist nicht ausgemacht) und einer Summe Geldes zur Herstellung der zerstörten Gebäude.[1])

Gleichzeitig mit dem Ausbruch in Tien-tsin waren auch in den südlichen Provinzen Minen gelegt, deren verderblichen Wirkungen jedoch einigermaßen vorgebeugt werden konnte. Hier war die beabsichtigte Vertilgung der Fremden vorbereitet worden durch die Geschichte des „Geisterpulvers", die besonders die Missionen gefährdete. Aufgefundenes Mehl wird zuerst als Geschenk der Götter unter das Volk verbreitet, als ein Mittel, das jedem, der es genieße, Gesundheit und Glück gewähre. Nach einigen Wochen wird das Gerücht verbreitet, das Mehl sei ein von den Ausländern herrührendes Gift, das seine tödliche Wirkung nach 40 Tagen offenbare. Die Fremden hätten ein Gegengift, das sie aber nur denjenigen geben wollten, die ihre Religion annehmen, und dazu sei die ganze Sache ins Werk gesetzt. Nur durch das kräftige Eingreifen des Generalgouverneurs von Kwang-tung und Kwang-si wurde der Ausbruch der aufgestachelten Volkswuth zurückgehalten und wenigstens das Leben der Missionare gerettet, wenn auch die Rheinische Mission, wie wir sehen werden, zwei Stationen darüber einbüßte.

Auch diese Aufregung ist vorübergegangen. Aber immer mehr gährt im Verborgenen der chinesische Fremdenhaß, der über kurz oder lang

---

[1]) Bei dieser Sache kam auch die Audienzfrage auf die Tagesordnung. Daß die fremden Mächte ihre Geschäftsträger in Pe-king haben sollten, war durch die Verträge bestimmt. Der Kaiser aber hatte sich nie soweit herabgelassen, sie „das Drachenantlitz" schauen zu lassen. Herr Thiers verweigerte nun auch dem chinesischen Botschafter die Audienz, falls nicht fortan auch dem französischen Gesandten in Pe-king dieselbe Auszeichnung gewährt sei. Nach dem Meistbegünstigtenprinzip der Verträge machten nun auch die anderen Gesandten darauf Anspruch. Nach langem Zögern wurde denn endlich den Vertretern der europäischen Mächte die erste Audienz gegeben. Der chinesische Volksmund sagt davon, nicht als Witz sondern im Ernst, daß den fremden Teufeln der Schrecken vom Anblick des großen Drachen so in die Glieder gefahren sei, daß sie sich wochenlang davon nicht hätten erholen können; der britische Gesandte aber soll sofort gestorben sein.

aufs neue zu einem Kriege mit den Europäern führen wird. Soviel aber hat China nun doch gelernt, daß es, um die Barbaren zu bekämpfen, sich von denselben die Waffen borgen muß. Das Militär wird nach europäischer Weise organisirt. Eine Zeit lang wurden große Massen europäischer Waffen angekauft. Allein man fühlte bald, daß dies dem Lande zu theuer wurde. Deshalb errichtete man eigene Arsenale[1]), ausgestattet mit den besten Maschinen, um die ganze Waffenfabrikation an Ort und Stelle zu betreiben. Man fabrizirt Hinterlader, Torpedos und allerlei Sprenggeschosse, jetzt auch gutes Pulver mit deutschen Maschinen. In Fu-tschau gehen jährlich etliche selbstgebaute Dampfer vom Stapel. — Junge chinesische Seeoffiziere dienen auf englischen Kriegsschiffen, und Landtruppen werden von französischen und deutschen Offizieren eingeübt.

Nur noch an einem andern Punkte hat das Reich der Mitte sich den europäischen Einfluß willkommen sein lassen, nämlich in der Anstellung europäischer Zollbeamten. Eine der Hauptursachen des staatlichen Verfalls in China ist die Bestechlichkeit der Beamten, die erst eingerissen ist, seitdem die Mandschukaiser aus finanziellen Verlegenheiten anfingen, die Aemter zu verkaufen. Wir dürfen die Mandarinen in diesem Stücke nicht zu hart beurtheilen, da sie geradezu darauf angewiesen sind, sich für ihre Auslagen bei Uebernahme des Amtes schadlos zu halten. Es fehlt ihnen dabei ja natürlich das christliche Gewissen, und viele treiben es zu unverschämt. Manche Beamte aber sind doch auch generös und geben bedeutende Summen von dem Ertrage ihres Amtes für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten. Man hat nun aber doch erkannt, daß es für den Staatssäckel selbst viel vorteilhafter ist, gewissenhafte Steuererheber zu haben. Da nun auch die Fremden bei Entrichtung der Eingangszölle gegen die versuchten Prellereien der Mandarinen fortwährend unangenehmen Widerspruch erheben würden, so hat man die sämtlichen betreffenden Zollämter mit Europäern besetzt und fühlt in der gefüllteren Kasse wohl die guten Wirkungen dieser Einrichtung.

Könnte sich die Regierung entschließen, nach dieser Seite hin eine Reorganisation ihres Beamtenwesens überhaupt durchzuführen, so möchte dies die bedenklich wankende Staatsmaschine wieder bedeutend kräftigen; denn das chinesische Volk ist keineswegs heruntergekommen. Es besitzt vielmehr eine wunderbare Zähigkeit, Kraft und Leistungsfähigkeit, vermöge deren es die Fremden in vielen Stücken so überbietet, daß diese die Konkurrenz nicht ertragen können. Gegen den fleißigen und bedürfnißlosen Chinesen kann niemand aufkommen, wie dies am besten illustrirt wird durch die Stellung der Chinesen in Australien und Kalifornien und durch die ungeheure Angst, welche die chinesische Einwandrung in den Vereinigten Staaten mehr und mehr erregt. Die Früchte, welche sich Europa bis vor kurzem von dem völlig eröffneten Verkehr mit China versprach, erweisen sich immer mehr als Illusionen. Der

[1]) Vergl. Faber, in der Allgem. Missionszeitschrift 1879, S. 101.

Handel mit China ist für die Ausländer schon lange nicht mehr so gewinnbringend. Die Chinesen ziehen es vor, selber den Rahm desselben abzuschöpfen. Abgesehen von vielen einzelnen großen Handelshäusern besteht eine große chinesische Handelsgesellschaft mit einem Kapital von mehr als 30 Millionen Mark, „welche im vergangenen Jahre 31 Dampfschiffe im Gange hatte und ihren Theilhabern 444000 Mark Dividende auszahlen konnte. Die freiwilligen Beiträge der Gesellschaft zur Unterstützung der von der letzten Hungersnoth[1]) heimgesuchten Provinzen betrugen 110000 Mark, Beiträge für andre gemeinnützige Zwecke fast ebensoviel." Mit solchen Leistungen werden die Vertreter des europäischen Handels schwerlich konkurriren können.

Besonders aber der bereits erwähnte Eifer in der Weiterentwicklung des chinesischen Militärwesens deutet darauf hin, daß das alte Reich noch keineswegs daran ist, den Europäern zur Beute zu fallen. Gerade die europäischen Einflüsse, denen sich China in neuster Zeit zugänglich bewiesen hat, dienen dazu, es den Fremden gegenüber zu stärken.

Inzwischen aber hat trotz aller Anfeindung nicht blos von chinesischer Seite, sondern auch selbst von Vertretern des europäischen Handels und der Diplomatie, die Mission still aber nachhaltig ihr Werk getrieben. Sind die Zahlen, in denen sich ihre Früchte ausdrücken, im Verhältniß auch immer noch unscheinbar, so zeigt doch das Wachsthum derselben in beschleunigtem Maße die hohe Bedeutung dieser Arbeit. Betrachten wir nun, was in diesem Zeitraum von den verschiedenen Gesellschaften auf den einzelnen Feldern geleistet worden ist.

A. Provinz Kwang-tung inklusive Hong-kong.

Hong-kong. Daselbst hatte die Church Missionary Society ihre wichtigste Thätigkeit im St. Pauls Kolleg und mehreren andern Missionsschulen. Die kleine Gemeinde, welche 1864 aus 23 Getauften

[1]) In den nördlichen Provinzen ist Mißernte und folgende Hungersnoth ein chronisches Uebel, da der sonst so außerordentlich fruchtbare Lößboden beim Ausbleiben des Regens die Ernte vollständig versagt. Je vollständiger die Abholzung der Wälder erfolgt ist, desto schlimmer ist der Schaden. Nur eine systematische Wiederbewaldnng könnte dem Uebel nach und nach abhelfen. Dazu fehlt freilich bei dem Stande der chinesischen Naturwissenschaft noch alles Verständniß. — Die letzte große Hungersnoth, die uns aus den grauenerregenden Zeitungsberichten noch im frischen Andenken ist und deren Opfer auf 7—8 Millionen Menschenleben geschätzt werden, zeigt übrigens deutlich, wie sehr die jetzt heruntergekommene Staatseinrichtung dazu beiträgt, daß ein derartiges Unglück solche Dimensionen annehmen kann. „Die Noth", sagt Faber, „wurde hauptsächlich durch zwei Umstände verschärft, durch schlechte Wege und schlechte Mandarinen. Reis und andere Lebensmittel kamen reichlich nach Tien-tsin und andere Häfen des Nordens, aber die Transportmittel von dort über Land reichten nicht aus, da die Landstraßen zu schlecht sind und in manchen Gegenden über steile Bergpässe führen. So kam es, daß der Proviant in den Hafenstädten großentheils verdarb, und die Leute hinter den Bergen verhungerten. Ein nicht geringerer Uebelstand war die Unzuverlässigkeit und Habsucht der Beamten. Ein Herr Budd, der Almosen in die Hungergegend brachte — es gingen von Europa und Amerika sehr beträchtliche Summen ein, die

bestand, stammte fast ausschließlich aus diesen Anstalten und rekrutirte sich aus denselben. Auch in den folgenden Jahren kam diese Mission noch nicht in eine recht befriedigende Entwicklung. Der mehrfache Wechsel der Missionare war dem Gedeihen nicht förderlich. Eine Zeit lang war ein noch wenig mit der Sprache und den Verhältnissen vertrauter Missionar allein auf diesem schwierigen Posten. Oft war derselbe durch Arbeiten in der englischen Gemeinde in Vertretung des Regierungskaplans sehr in Anspruch genommen. Auch wenn die Station wie in der Folge meistens mit zwei Missionaren besetzt war, hinderte jener Umstand die Wirksamkeit unter den Eingeborenen. Einem bereits zum Diakonus ordinirten Gehilfen Lo-sam-yuen war ein Theil der Arbeiten übertragen. Zuweilen wird demselben als einem lieben christlichen Bruder und guten Prediger alles Lob gespendet; zuweilen aber spricht der Bericht davon, daß er zu einer vermehrten und stetigeren Missionswirksamkeit angetrieben werden mußte. Fünfmal in der Woche hatte er die von etwa 80 Personen besuchte Heidenpredigt, die jedoch der Gemeinde nicht großen Zuwachs zuführte. Hong-kong ist geistlich ein unfruchtbarer vereinzelter Fels. Das viele Hin- und Herziehen der Bevölkerung nach dem Festlande und nach den Kolonien ist für die Mission sehr nachtheilig. Die kleine Gemeinde, die im Jahre 1873 bis auf 51 Mitglieder angewachsen war, nachdem elf in Demerara bekehrte Chinesen nach ihrer Rückkunft von dort sich ihr angeschlossen hatten, gab abwechselnd Gelegenheit zur Klage über Gleichgiltigkeit und mangelnden Eifer; dann aber zeigten sich auch wieder Züge eines regeren christlichen Interesses. Am weitesten gehen wohl die Wirkungen der höheren Schulanstalt (St. Pauls College), deren zahlreiche frühere Schüler bei mancher Gelegenheit ihren alten Lehrern treue Anhänglichkeit an den Tag legen und zwar, was bei den Chinesen viel sagen will, gelegentlich auch durch Geldbeiträge[1]); jedoch die meisten derselben haben sich nicht dem Christenthum zugewandt. — Seit 1866 besitzt diese Mission eine stattliche Kirche und ein Pfarrhaus. — Da die Arbeit auf der Insel selbst auch in neuerer Zeit keine reichlicheren Früchte tragen wollte, so hat man mit der Gründung von Außenstationen auf dem Festlande angefangen: Tseng-yün (8 engl. Meilen N. von Kanton), Wong-pi (14 M. S. O. von da) und andere werden als solche genannt. Das Werk auf dem Festlande scheint allerdings bessere Aussichten zu haben. In dem neusten Jahresberichte sind von dieser Mission 50 Kommunikanten und 123 eingeborene Christen angegeben.

---

meist von Missionaren in der aufopferndsten Weise an den gefährlichen Stätten des Elends vertheilt wurden — erhielt zwei Mandarinen zur Hilfe. Diese ließen sich von den Empfängern ein Fünftel des vertheilten Geldes zurückbezahlen und ließen zugleich Schläge austheilen um Stillschweigen, dafür zu erzwingen. — Wie epidemische Krankheiten im Gefolge der Hungersnoth die Verheerung vervollständigten, sei hier nur angedeutet. Auch ein paar der menschenfreundlichen Almosenvertheiler erlagen dem Typhus."

[1]) Dem Rev. Piper schenkten sie 100 Dollar zum Druck des Common-Prayerbook in Punti. Zum Jubiläum des Bischof Smith, der ebenfalls früher ihr Lehrer war, zeichneten sie für eine Stiftung namhafte Beiträge.

Die Londoner Mission hatte zu Anfang der in Rede stehenden Periode nur eine unscheinbare Kapelle in einem nicht gerade günstig gelegenen Stadtheile von Victoria. Dr. Legge, der nebenbei sich durch Uebersetzung der chinesischen Klassiker verdient machte, hielt dort von seinem Gehilfen Tsun-schin, welcher einige Jahre später selbst ordinirt werden konnte, regelmäßigen Gottesdienst. Die Gemeinde zählte schon 1862 nicht weniger als 64 Kommunikanten. Zwei Jahre später, als eine neue Kapelle in einem belebteren Stadttheile errichtet wurde[1]), mehrte sich ihre Zahl durch Zuzug von der bald zu erwähnenden Station Pok-lo. Eine gesegnete Wirksamkeit hatte Dr. Legge unter den Gefangenen, unter denen dann und wann eine Bekehrung vorkam. Um 1865 finden wir in der Gemeinde 90 Kommunikanten, „die hinsichtlich ihres Wandels und ihrer Frömmigkeit den Vergleich mit den meisten Gemeinden in England aushalten." Ein gutes Zeugniß für diese Gemeinde war, daß sie beschloß, 2—300 Dollar jährlich zur weiteren Evangelisation aufzubringen. Seit 1868 hat sie einen chinesischen Prediger in Fat-schan unterhalten, während von Kanton aus für ein Lokal dort gesorgt wurde. Im Jahre 1876 verlor sie ihren geliebten Seelsorger Dr. Legge, der als Professor der chinesischen Sprache nach Oxford berufen wurde. Der Wechsel im Amte hatte jedoch keine nachtheiligen Folgen. Die Gemeinde war bereits erstarkt und zum Empfang der "Toga virilis" herangereift. Seit 1877 finden wir auf Hong-kong unsern Landsmann Dr. Eitel, einen würtembergischen Theologen, neben einem englischen Missionar. Auch ein Fräulein Row wirkt in dieser Mission und hat unter den chinesischen Frauen ein weitergehendes Interesse zu erwecken gewußt. Ein eingeborner Prediger mit seiner Frau geht ihr dabei zur Hand, der mit bemerkenswerther Energie zu den Abendandachten die Frauen „zusammentrommelt". Es ist bewundernswerth, wie sie seine kaum weniger als 1½stündigen Predigten so geduldig mit anhören. Früher hatte die Mission fast nur auf die Männer Einfluß gehabt. — Die neuesten Angaben weisen 187 Kommunikanten und 221 Anhänger auf, sowie zwei Schulen mit 140 Knaben.

Eines Absenkers der Hong-kong-Mission müssen wir hier sogleich gedenken. In **Pok-lo**, der etwa 10 deutsche Meilen östlich von Kanton am Ostflusse (Tong-kiang) gelegenen Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, wurde durch den 1856 von Dr. Legge auf Hong-kong getauften Tsch'ê (Chea) eine weitergreifende Bewegung für das Christenthum hervorgerufen. Eine ganze Schar stand zum Uebertritt bereit. Der Missionar konnte auf seiner Besuchsreise dort nach eingehender Prüfung mehr als hundert taufen. So war dort unerwartet eine Christengemeinde emporgeschossen. Die Taufe aber veranlaßte Unruhen des Pöbels, die schließlich zum völligen Aufstande wurden.

Im Oktober 1861 ward auf Anstiften des bitteren Christenfeindes Su-ho-yu die Kapelle zerstört. Tsch'ê wurde zwei Tage lang an Händen und Füßen aufgehängt, verspottet und gemartert. Da er aber seinen Herrn nicht verleugnen wollte,

[1]) Union Chapel, dient (wenn ich nicht irre) auch der europäischen Independentengemeinde als gottesdienstliches Lokal.

warfen die Feinde ihn in den Fluß, und damit hat die junge Kirche Chinas ein leuchtendes Beispiel von Treue bis in den Tod aufgestellt. Die Christen, deren dreie auch Martern erduldeten, retteten sich zum großen Theil durch die Flucht nach Kanton.

Lange währte die Unruhe in Pok-lo. Mit Wiederherstellung der Ordnung aber wurden die Feinde zum Schweigen gebracht, und die Gemeinde konnte, wenn zunächst auch nur schüchtern, sich wieder sammeln. Es schien jedoch nicht gerathen, die Mission in der Stadt selbst zu erneuern. Es wurden vielmehr in zwei benachbarten Dörfern, in denen die meisten Christen wohnten, Kapellen gebaut. Die Gemeinde muß ziemlich schnell gewachsen sein. Um 1866, als der in Verbindung mit der Basler Gesellschaft hinausgegangene und bald zur London Miss. Society übergegangene Missionar Eitel die Arbeit auf diesem Felde übernahm, fanden sich, obwohl immer wieder Anfeindungen und Verfolgungen hervortraten, schon 221 Bekehrte in dem Kreise vor. Auch konnte die Station in der Stadt damals wieder hergestellt werden. Seinen Wohnsitz behielt Eitel in Kanton, von wo aus er dies Feld regelmäßig besuchte. Gute Dienste that eine in Pok-lo angelegte Missionsapotheke unter Leitung eines medizinisch geübten eingebornen Gehilfen, die besonders an den zahlreichen Markttagen ausgedehnten Zuspruch fand. Im Laufe des Jahres zählte man 7000 Patienten. Die öffentliche Stimmung wurde dadurch günstiger. — Im folgenden Jahre konnten drei selbstständige Gemeinden konstituirt werden. Die Auswahl der Kommunikanten — zu denen nur diejenigen genommen wurden, welche bestimmtere Beweise eines neuen Lebens gegeben hatten (44 unter 226) — machte Schwierigkeiten. Die andern fühlten sich zurückgesetzt und mußten wie Kinder beruhigt werden. Eine Schule für Knaben und eine solche für Mädchen waren in gutem Gange.

Im Jahre 1866 finden wir in Pok-lo den in Basel gebildeten und später ordinirten Wan-wai-tsing mit der Leitung dieser Mission betraut, die neben den drei organisirten Gemeinden noch sieben Außenstationen umfaßte. Dr. Eitel aber hat die Oberaufsicht auch von Hong-kong aus beibehalten. Er berichtet über die kirchliche Selbstständigkeit, mit der die Gemeinden ihre Angelegenheiten selber ordnen. Sie scheinen sich schon als Independenten zu fühlen. So wurde z. B. der Vorschlag, die Konfirmation einzuführen, abgelehnt. Ueber die Frage, ob mit unbedecktem oder bedecktem Haupte zu beten sei? — die nach chinesischer Etikette allerdings eine besondere Wendung erhalten muß — konnte eine Einigung nicht erzielt werden.

Die Gemeinde zählt zusammen 261 Kommunikanten und 446 Anhänger.

Kehren wir jedoch nun wieder nach Hong-kong zurück, um die dortigen Arbeiten der Basler Mission ins Auge zu fassen. Ihre Thätigkeit hier hatte während einer dreijährigen Abwesenheit des Missionars Lechler eingeschränkt werden müssen, da der zurückgebliebene Winnes die wichtigere Station auf dem Festlande zu halten hatte und von dort nur dann und wann nach Hong-kong herüberkommen konnte. Mit Lechlers Rückkehr (1861) nahmen jedoch die dortigen Arbeiten einen neuen Aufschwung. Für die kleine zum Theil aus Hak-ka, zum Theil

aus Hok-lo bestehende Gemeinde wurden Gottesdienste in beiden Dialekten in der freundlichst zur Mitbenutzung überlassenen Londoner Missionskapelle gehalten. An zwei verschiedenen Orten der Stadt wurde täglich für die Heiden gepredigt. Auch das eine Stunde von der Stadt entfernte Filial Sau-ki-wan, wo sich Katechumenen vorfanden, gab manche Arbeiten. In Viktoria selbst gelang es, festeren Fuß zu fassen, durch Anlegung eines besondern Missionsgehöftes, zu dem die Regierung Grund und Boden schenkte. Die dazu errichtete Mädchenanstalt [1]) brachte die thätige Frau des Missionars bald zum Gedeihen. Es wird (1864) von mehreren wirklich bekehrten Töchtern in derselben berichtet. Ueber die Knabenschule führte Lechler nur die Aufsicht, da er immer mehr durch die vier außerhalb der Stadt gelegenen Filiale in Anspruch genommen wurde und außerdem die ganze Leitung der Basler Mission in China und die Führung der Generalkasse auf ihm ruhte. — Auch die Basler mußten mancherlei erfahren von den Schwierigkeiten, die Hong-kong für die Mission hat. Die Unbeständigkeit der ab- und zuziehenden Bevölkerung war für das Gedeihen der Gemeinde nicht förderlich, die oft durch Auswandrung vermindert wurde. Andrerseits aber war auch der Segen damit verknüpft, daß der Same des göttlichen Worts in andere Gegenden hinausgetragen wurde. So bildete die Basler Mission einen Ableger in dem etwa zehn Meilen nordwestlich von Kanton gelegenen Tsang-yenkreise, wo unter der Hak-kabevölkerung zu Kim-kai-tsai unter Leitung eines Katecheten eine stetig wachsende Gemeinde entstand, die vom Missionar regelmäßig besucht wird. Auch in dem südlichen Sin-lenkreise wurde Fuß gefaßt; unter dem Hasse der Heiden und Katholiken wollte jedoch bis jetzt die Sache des Evangeliums noch nicht recht gedeihen. — Auch die Gemeinde auf Hong-kong wuchs nur langsam. Erst in neuerer Zeit büßte sie einen Theil ihrer Mitglieder durch Auswanderung nach den Hawaiiinseln ein. Mit diesen Fortgezogenen wird soviel als möglich briefliche Verbindung erhalten. Manche kehren zurück, zuweilen mit beträchtlichem Vermögen, und treten meist sofort wieder der Gemeinde bei. — Unter allen Bekehrten auf Hong-kong haben die mit der Basler Mission in Verbindung stehenden das beste Gerücht, obgleich es auch bei ihnen nicht an Schwachheiten fehlt. Zu einem rechten Segen für die Stadt wurden die von Lechler in Anregung gebrachten gemeinsamen Quartalversammlungen der verschiedenen Missionsgemeinden. Die Filiale machten in neuster Zeit manche Noth; doch gibt es in Sau-ki-wan brave ältere Christen und Frauen, frühere Schülerinnen der Mädchenanstalt. Die letztere, für welche ein stattliches Gebäude errichtet wurde, gewährt immer noch viel Befriedigung. Fast alle Schülerinnen erhalten die Regierungsprämie (zusammen 284 Dollar). In Tsang-yen sind zwei weitere Gemeinden hinzugekommen, die sich erfreulich entwickeln, während die ältere dem Missionar Sorge machte. Nach dem neuesten Berichte (1878) gehörten zu der Station Hong-kong

[1]) Ein Theil der Zöglinge sind Kinder, die einst dem Tode geweiht, aber durch Vermittlung christlicher Familien gerettet waren.

213 Christen, darunter 126 Kommunikanten. Die Zahl würde erheblich größer sein, wenn nicht wieder eine größere Anzahl von Gemeindegliedern nach den Hawaiiinseln ausgewandert wäre.

Fügen wir hier sogleich noch einige Bemerkungen über die andere deutsche Mission auf Hong-kong an. Das vom Berliner Frauenverein gegründete Findelhaus Bethesda ist bis jetzt im Segen fortgeführt worden. 80 Kinder, zum Theil größere Schulmädchen, zum Theil selbst noch Säuglinge, befinden sich dort in der Pflege von vier evangelischen Schwestern unter Leitung des Pastor Klitzke und Frau, der nach einer Erholungsreise nach Deutschland vor einigen Monaten auf seinem Posten wieder eingetroffen ist. Einen schweren Verlust hat diese Mission in dem Heimgange ihres Stifters, des Pastor Knak, zu beklagen. Sein Sohn hat nach ihm die Leitung des Vereins übernommen.

Viel wichtiger aber als die Station der Basler auf Hong-kong sind die beiden Missionsfelder dieser Gesellschaft auf dem Festlande unter der Hak-kabevölkerung im Sin-on- und im Tschong-lok-Kreise. Das erstere haben wir bereits näher kennen gelernt und gesehen, wie die Gemeinde zu Li-long zu einer der fruchtbarsten auf dem ganzen chinesischen Missionsgebiete sich entwickelt hatte. Nach Rückkehr des Missionar Winnes (S. 203) ließen sich weitere Fortschritte erwarten. Allein es stellten sich immer mehr Schwierigkeiten seitens der heidnischen Bevölkerung heraus. So lange die Missionare auf Hong-kong wohnten und die fortlaufende Arbeit durch Nationalgehilfen gethan wurde, hatten die Aeltesten von Li-long die ganze Sache für ungefährlich gehalten. Die vorübergehenden Besuche der Missionare galten als unschädlich; die Gehilfen wurden als bloße Söldner angesehen, denen es mehr um das Geld als um die Religion der Fremden zu thun sei. Man könne ja den Leuten den guten Verdienst gönnen. Als nun aber Missionare selber ihren Wohnsitz in Li-long nahmen, da erwachte eine tiefe Abneigung gegen sie: Furcht, Argwohn und Neid bewegte die Gemüther. Durch den Uebertritt des chinesischen Sprachlehrers wurde die Bildung einer rührigen missionsfeindlichen Partei veranlaßt, die durch Plakate und anderweitige Drohungen den Haß der Menge schürte.

Man schimpfte, daß die Frauen Sonntag für Sonntag in die Kirche kämen und die Predigt hörten, ganz gegen die chinesische Sitte. Die Schulen seien gefährlich. Es würden dort neue Dinge gelehrt, und die unentgeltliche Ertheilung des Unterrichts lasse befürchten, daß die übrigen Lehrer ihre Schüler verlieren und so in ihrem Einkommen geschädigt würden. Der genannte Sprachlehrer, einer ihrer einflußreichsten Männer, sei ihnen entzogen, indem ihn Winnes als Sohn angenommen. (So deuteten sie die mißverstandene Taufformel.) Die Anhänglichkeit der Christen an den Missionar war ihnen besonders ein Dorn im Auge. Man fürchtete, falls sich ihre Zahl mehre, würde er den ganzen Ort beherrschen. Die Befürchtungen hinsichtlich Gefährdung der Ahnenverehrung spielten natürlich dabei auch eine große Rolle.

Die Aufwiegelung, welche sich durch die ganze Gegend verbreitete, trug denn auch bald ihre Früchte. Eine der Filialgemeinden sagte sich, einem treulosen Gehilfen folgend, vom Christenthume los. Dadurch war „die Luft etwas reiner geworden", und zu Li-long gehörten immer noch 111 Seelen.

Trotz dieser Anfechtungen ging die Missionsarbeit ihren ruhigen Gang vorwärts, wenn auch die Missionare (1862 wurden Eitel und Bender dem Missionar Winnes zur Hilfe gesandt) viel über chinesische Impertinenz und Vornirtheit zu klagen, sowie mehrfach von Raubgesindel zu leiden hatten. Auch an einzelnen Gemeindegliedern kamen immer wieder trübe Erfahrungen vor, während im ganzen sich die Christen unter der Leitung der Missionare wacker bewiesen. Schon um die Mitte des Jahrzehnts bot das Werk einen recht erfreulichen Anblick dar. Den Hauptzweig desselben bildeten die verschiedenen Schulen. Der Zudrang der Schüler war so groß, daß viele Anmeldungen aus Mangel an Raum unberücksichtigt bleiben mußten. Drei chinesische Lehrer waren beschäftigt.

„Könnte ein chinesischer Lehrer sich in unsre europäische Lehrmethode finden, so könnte er ganz wohl 55 Schüler unterrichten. Nach chinesischer Methode aber, die großentheils in der Sprache begründet ist, kann ein Lehrer höchstens 15 Schüler unterrichten, wenn diese nicht träge sein sollen. — Die Schüler sind in vier Klassen getheilt. Der erste Lehrer, ein Graduirter, unterrichtet die erste und zweite mit zusammen 17 Schülern im Alter von 15—25 Jahren" u. s. w. Diese Schule bildete die sogenannte Katechetenschule, die sich an eine Mittelschule und eine Elementarschule anschloß.

Auch die Gemeinde mehrte sich; besonders war der Zuwachs bemerkbar, als nach Unterdrückung der Tai-p'ingsache manche, die sich derselben angeschlossen hatten, zurückkehrten und nun nach einem Halt suchten. Auch ein Gerichtszug eines höheren Mandarinen, der 1870 zur Vereinigung sämtlicher seit 20 Jahren noch in der Schwebe befindlicher Rechtssachen ausgeführt wurde und weite Kreise der Bevölkerung in Angst versetzte, öffnete der Mission hier und da neue Thüren. In einem Jahre werden 50—60 erwachsene Taufbewerber erwähnt, während 1871 auf allen Stationen 86 Seelen der christlichen Kirche zugefügt wurden. Dieser Zuwachs scheint jedoch meist der ziemlich ausgebreiteten Diaspora um Li-long mehr als der Stationsgemeinde zu gute gekommen zu sein. Die zahlreichen Häuflein von Christen in verschiedenen Dörfern stehen unter der Pflege des in Basel ausgebildeten Predigers Tsch'in-Min-siu, der in seiner von Li-long nicht weit entfernten Heimat Tschong-hang-kang stationirt ist, wo er von seinen Landsleuten geachtet und geliebt wird. Nichtsdestoweniger war im allgemeinen die Stimmung der Bevölkerung zu Li-long immer noch keine günstige, und der lange geplante Bau eines Predigerseminars hatte noch nicht erfolgen können. Als dann durch die oben erwähnte Hetzerei mit dem „Geisterpulver" das ganze Land in Aufregung kam, lebte auch dort die feindliche Partei so auf und nahm so bedrohliche Haltung an, daß die Missionare ihres Lebens nicht mehr sicher waren und sich nach Hongkong zurückziehen mußten. Die Gemeinde selbst, obwohl vielfach angefochten, blieb jedoch standhaft. Die Gottesdienste wurden von dem Katecheten Tsch'in-Min-siu fortgeführt. Die von der chinesischen Behörde an die Wohnungen der Missionare gelegten Siegel wurden respektirt — es wurde nichts zerstört und geplündert.

Nach fünf Monaten hatte sich alles wieder soweit beruhigt, daß die Missionare es wagen konnten zurückzukehren. Der Empfang seitens

der Gemeinde war sehr herzlich. Auch die heidnischen Dorfältesten ließen sich wenigstens zu dem Versprechen herbei, jeder Theil sollte seiner Wege gehen können.

Seitdem ist das Werk ruhig fortgeschritten; ja es konnte sogar aus neuerer Zeit ein Umschwung der öffentlichen Stimmung gemeldet werden, und der bis dahin so hartnäckige Widerspruch gegen die Errichtung eines Gebäudes für ein Predigerseminar war geschwunden. Letzteres ist dennoch ins Leben getreten mit zehn Zöglingen. Außerdem ist eine Weberei angelegt, in der manche Gemeindeglieder ihren Verdienst finden, wie überhaupt alle ihr täglich Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Nur ein alter Mann ist auf Unterstützung angewiesen. Im Jahresbericht von 1878 finden wir Li-long nebst der Filiale Tschong-hang-kang mit 551 Christen aufgeführt, von denen 359 Kommunikanten sind. Die Gemeinde in Li-long selbst zählte (1877) 186 Seelen.

Das andere Missionsfeld der Basler auf dem Festlande ist das bereits erwähnte in dem weit nach Nordosten gelegenen Tschong-lok-Kreise, der zu der gebirgigen Präfektur Ka-y-in-tschu gehört.[1]) Lange Zeit war der dorthin verzogene Nationalgehilfe Tschong-hin fast verschollen gewesen. Sein bereits oben erwähnter (S. 204) günstiger Bericht wurde anfangs mit Vorsicht aufgenommen. Erst 1862 konnte Missionar Winnes selber hinreisen, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Es bestätigte sich, daß in Tschong-lok und Umgegend durch Tschong-hins Arbeiten nicht blos das Evangelium reichlich verbreitet, sondern auch von einer ganzen Schar mit Freuden angenommen war. Etliche derselben waren bereits nach Hong-kong(?) gereist und hatten dort die Taufe empfangen. Weitere 100 Seelen aber konnte der Missionar sofort durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufnehmen. „Dagegen stellte sich zu tiefer Betrübniß desselben heraus, daß Tschong-hin selbst, während er den anderen unstreitig zum Segen geworden war, für seine eigne Person großen Schaden an der Seele genommen hatte. Dazu trug ohne Zweifel der Umstand viel bei, daß er zu einem Aeltesten seines Stammes gewählt[2]) und in bürgerliche und politische Händel mancherlei Art verflochten wurde, noch mehr aber, daß er wegen Kränklichkeit seiner Gattin eine zweite Frau nahm, ein Schritt, den die heidnischen Chinesen natürlich vollkommen billigten, der von ihm selbst aber nicht ohne schwere Verletzung des Gewissens gethan werden konnte. Da nun aber dieser Mann, der Gründer der Gemeinde, von allen Gliedern als ihr Haupt und Hort betrachtet wurde, war es für die Brüder eine sehr schwere Aufgabe, den Weg zu finden, auf welchem dem göttlichen Gebote genüge geschehen und doch die Gemeinde vor Spaltung und Abfall bewahrt werden konnte". Tschong-hin mußte aus dem Dienste der Gesellschaft entlassen und aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Nun aber fehlte es an einer Kraft zur Leitung der letzteren. Erst 1864 konnten die Brüder Bender und Piton Hand ans Werk legen, die

[1]) Kahle Berge zeigen hier und da ein Fleckchen Hochwald, dazwischen ziehen sich grüne Thäler mit ihren vielen Dörfern hin — eine malerische Landschaft.

[2]) Der dadurch erlangte Einfluß ist jedenfalls bei Erklärung seiner außerordentlichen Erfolge mit in Rechnung zu ziehen.

Christen auf den Bergen des Tschong-lok-Kreises, die sich um die Orte Tschong-tʃ'un und Nyen-hang-li gruppirten, zu einer Gemeinde zu sammeln.

Zuerst reiste Bender nach Tschong-tʃ'un, wo er mit Freuden von den Christen begrüßt wurde. Ungestört konnte er den einzelnen Seelen nachgehen, größere und kleinere Partien der Gemeinde auf einzelnen Höfen um sich sammeln, die Jugend unterrichten und die nöthigen Einleitungen zur Begründung einer festen Station treffen. Alles ließ sich hoffnungsvoll an. Nur die Erwartung, die Gemeindeglieder würden die für den Betrieb der Mission in den Bergen nöthigen Gebäulichkeiten selbst aus eigenen Mitteln herzustellen im stande sein, ging nicht in Erfüllung, weil es sich herausstellte, daß, wie die Missionare schon vorher vermuthet hatten, die Leute zu arm seien, um mehr als einen — jedoch nicht ganz unbeträchtlichen — Beitrag zur Errichtung der Stationsgebäude aufzubringen. Indessen traf auch Br. Piton auf der Station ein, und nun veränderte die heidnische Umgebung alsbald ihre bisher freundliche Physiognomie. Gleich in den ersten Tagen begrüßten die heidnischen Umwohner der Station die beiden neuen Ankömmlinge auf einem Spaziergang mit Gebrüll und einem Hagel von Steinen. Doch verfehlte der Mandarin des Hauptorts (Kreisstadt Tschong-lok) auf die Klage der auf Grund der Vertragsartikel Schutz nachsuchenden Missionare nicht, die Schuldigen in eigner Person an Ort und Stelle zur Rechenschaft zu ziehen. Dadurch wurde die Ruhe wiederhergestellt.

Im folgenden Jahre zeigten sich Unruhen andrer Art. Ein versprengtes Heer von Insurgenten durchschwärmte die zugänglichen Niederungen des Kreises und überwältigte sogar die Hauptstadt — indessen die Station blieb vor dem raub- und mordlustigen Gesindel verschont. Auch ein Anschlag fanatischen Heidenthums wider das Leben der Missionare wurde durch Gottes Hand gnädig abgewendet. Je näher diese aber die Gemeinde kennen lernten, um so mehr mußten sie an derselben mancherlei schwere Erfahrungen machen. „Wir erfuhren wie immer, so auch auf den Tschong-lok-Bergen, daß Christengemeinden aus den Heiden, die nur von Eingebornen geleitet sind und nur zeitweise von Europäern besucht werden, beständig beobachtet und im einzelnen gepflegt, ein anderes Bild darbieten, als sie wenigstens einem ungeübteren Auge, aus der Ferne gesehen, darbieten könnten." Da bedurfte es denn freilich sehr der stillen, geduldigen und unermüdlichen Missionsarbeit an den jungen Gemeinden, welche oft schwieriger ist als der Zug mit dem Netze des Evangeliums unter den Heiden. Ein hauptsächliches Mittel dieser Seite der Missionsarbeit sind die Schulen. — Diese gediehen besonders auf der zweiten, bald nach Tschong-tʃ'un auf diesem Felde errichteten Station Nyen-hang-li. Dort fing Missionar Piton mit den acht bis zehn in der Nähe wohnenden Christenkindern den Unterricht an und konnte nur noch fünf auswärtige dazu vermögen, daran theilzunehmen. Für letztere wurde ein Verschlag in der Veranda der Kapelle angelegt. Dieses primitive Pensionat erweiterte sich jedoch nach und nach, sodaß ein stattliches Gebäude, mit Wohnung für einen besonderen Hausvater, für die Knabenanstalt errichtet werden mußte. In neuerer Zeit ist auch die Mittelschule, welche früher in Li-long bestand, hierher verlegt worden.[1]) In Tschong-tʃ'un dagegen ist eine entsprechende

[1]) An derselben arbeitet der in Basel ausgebildete Kong Fat-lin A-yun, der ein tüchtiger Schulmann zu sein scheint und sich auch um eine christliche Schulbuchliteratur verdient macht. So hat er z. B. ein Handbuch der Weltgeschichte u. s. w. verfaßt.

Mädchenanstalt errichtet worden. — Anderseits wurden manche Schwierigkeiten, welche die chinesischen Sitten und Gebräuche der Einführung des Christenthums ins praktische Leben entgegenstellen, durch Aufstellung einer Gemeindeordnung zu beseitigen gesucht. Namentlich wurde daran gearbeitet, in bezug auf Eheschließung die Ausbildung einer christlichen Sitte anzubahnen und das Kaufen der Frauen, das sich nicht von vornherein mit einem Schlage abthun ließ, nach und nach zu beseitigen.

Neben der stillen vertiefenden Arbeit aber ging auch die der äußeren Ausbreitung der Gemeinde weiter. In verschiedenen Dörfern der Umgegend wurde Interesse geweckt und kleine Häuflein von Christen gesammelt, die sich allmählich durch weitere Uebertritte mehrten. Da manche dieser Orte zu weit von der Hauptstation entfernt liegen, mußten einige Außenstationen angelegt werden.

Nach zehnjährigem Bestande dieser Mission spricht der Jahresbericht zwar wieder noch von dem sehr langsamen innern Wachsthume der Christen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten aber (wie damals unter der durch das „Geisterpulver" hervorgerufenen Aufregung) zeigte sich doch ein ruhiges und getrostes Festhalten an dem christlichen Bekenntniß. Hier und da kam wohl ein betrübender Fall vor, wie eines oder das andre Glied der Gemeinde in heidnische Sünden zurücksank; um so erfreulicher aber war es, solche Gefallene doch endlich den rechten Weg der Buße finden zu sehen. So hatten die Missionare denn auch die Freude, endlich den alten Tschong-hin langsam aber sicher von seinem tiefen Falle umkehren zu sehen.

Ein paar immer wiederkehrende Züge der Tschong-lok-Gemeinden sind die Armuth ihrer Glieder nnd die Anfeindungen seitens der Heiden. Es hält vielfach schwer, den Leuten unter den drückenden Nahrungssorgen das Trachten nach dem Reiche Gottes beizubringen, besonders wenn die Reisernten gering ausgefallen sind. „Viele Christen haben nicht einmal genug geerntet, um den Pachtzins, der in natura geliefert wird und etwa ein Drittel eines guten Ertrages beträgt, zu entrichten; nur drei bis vier Familien sind da, die nicht Monate lang den Reis zur täglichen Nahrung leihen müssen, um ihn bei der nächsten Ernte mit wenigstens dem doppelten Betrage zurückzuerstatten!" — Was den andern Punkt betrifft, so führt der Bericht von 1872 folgendes Beispiel an: Wollte ich erzählen, was alles der zwanzigjährige Tschongfuk-yin von seinen Verwandten, denen nach seinem bischen Vermögen gelüstet, hat erdulden müssen, so könnte ich Bogen damit anfüllen. Gegenwärtig hält er sich mit seiner verwitweten Mutter im Missionsgehöfte auf, da er von Haus und Hof vertrieben worden ist und all seine bewegliche Habe zerstört und weggenommen wurde. Trotz aller Obrigkeit herrscht in China eben doch das Faustrecht, da die Obrigkeit nur einschreitet, wenn es profitabel für sie ist, und in diesem Falle dann beide Theile blutegelartig aussaugt. Auch sind mir wieder mehrere Fälle zu Ohren gekommen, da Heiden näherkamen und Hoffnung zu geben anfingen, bis ein Pacht- oder Schuldherr ihnen mit der Drohung

ihr Feld zurückzunehmen oder eine Schuld einzufordern, die Lust Christ zu werden wieder vergehen machte.

Zuweilen tritt die Verfolgung auch schärfer und in größerer Ausdehnung auf, wie in dem Dorfe Yun-sin-wui, wo der Betsaal zerstört und die kleine Christengemeinde vertrieben wurde. In solchem Falle richtet dann die Reklamation des deutschen Konsuls bei den chinesischen Behörden allerdings etwas aus; es verbreitet sich doch auch in weiteren Kreisen die Ansicht, daß das Christenthum doch manchen Schutz gegen die Uebergriffe der heidnischen Obrigkeit gegen die Erpressungen der Steuererheber, Polizeidiener und dergl. gewährt. Man weiß schon, daß infolge der öfter erwähnten Vertragsartikel der Missionar beim Kreismandarinen einen wichtigen Einfluß hat, daher sich die unteren Beamten schon etwas hüten, den Christen Unrecht zuzufügen. Es ist erklärlich, wie auch dieser Umstand unter den Beweggründen zum Uebertritt mitwirken mag.

Dennoch läßt sich der in neuerer Zeit wieder beträchtliche Zuwachs jedenfalls nicht allein darauf zurückführen. Es thun sich immer neue Thüren auf. In Tscham-hang, einer Außenstation von Nyen-hang-li, zeigte sich infolge der merkwürdigen Bekehrung zweier Hauptfeinde des Evangeliums eine außerordentliche Bewegung, und 88 Personen schlossen sich der Gemeinde an (1876). Aehnlich ging es in Moi-lim, neun Stunden südlich von der genannten Station. Dort vereinigten sich, weich gemacht durch göttliche Heimsuchungen und angeregt durch den Uebertritt vieler Chinesen, in dem bereits zum Missionsfelde von Swa-tau gehörigen Luk-fung-Kreise unter dem Einflusse eines früheren Nationalgehilfen der englisch-presbyterianischen Mission und des Basler Missionars Kong-Fat-lin A-yun über 80 Personen zur vorläufigen Einrichtung einer Filialgemeinde.

So sind denn die Tschong-lok-Gemeinden bereits zu beträchtlicher Ausdehnung herangewachsen. Die neuesten Angaben zählen 863 Mitglieder, von denen 563 Kommunikanten sind.

Von der Rheinischen Mission war bereits oben erzählt, wie die unter den Kriegsunruhen vertriebenen Missionare auf dem Festlande wieder Fuß gefaßt hatten. In Fuk-wing wurde Br. Louis freilich durch Streitigkeiten zweier verschiedener Stämme sehr in seiner Wirksamkeit gehindert, obgleich er durch dieselben nicht gerade gefährdet war. Immerhin aber konnte er sich nur besuchsweise dort aufhalten und mußte seine Thätigkeit mehr auf die Reisepredigt wenden. Auch Genähr war viel umhergereist, bis er mit seinem kleinen Gehilfenseminar sich in Ho-au festsetzen konnte.

„Die Missionsreisen", schrieb er damals, „bieten stets dasselbe dar. Viel Lärm und Spektakel, viel Zuhörer in den ersten Tagen, viel Gelegenheit zum Predigen, viel Lob, mitunter auch Schimpf." Viel Lob und Zulauf erwarb er sich durch seine medizinischen Kuren und Operationen, insonderheit durch seine Heilung von Opiumrauchern. Etwa 6—7 Tage waren erforderlich, um solchen armen Tropf, der sich durch Opiumrauchen ruinirt hat, durch nervenstärkende Mittel und angemessene Diät vom Opium zu entwöhnen und ihn zu neuer Lebensfrische zu erwecken. — Der Zudrang aber verlor sich schnell, sobald die Predigten etwas bekanntes wurden.

Die Mission konnte jedoch nicht so schnell wieder erstarken, da

Genähr wegen seiner geschwächten Gesundheit sich auf das Gehilfenseminar beschränken mußte und der 1861 neu hinausgesandte Missionar Krolczyk, ein ostpreußischer Pfarrer, noch unter den Schwierigkeiten der Sprache arbeitete, sodaß Louis allein die beiden genannten Stationen zu besorgen hatte.[1]) Seinen Wohnsitz hatte er auf Hong-kong, von wo aus er nebenbei noch weitere Reisen machte. Die Gemeinden selbst waren noch sehr schwach. Die wenigen Getauften (meist Frauen) hatten einen schweren Stand und mußten oft Spott erdulden. Doch machten sich bei etlichen Spuren geistlichen Wachsthums bemerkbar. Von einem eigentlichen Gemeindeleben konnte natürlich noch nicht die Rede sein. Die Station Ho-au, auf der Genähr, so sehr er auch der Erholung bedürftig war, immer noch aushielt, war unter der Hak-ka-Bevölkerung mit einer nur kleinen Puntikolonie nicht günstig gelegen und konnte, da die Missionare nur den letztern Dialekt sprechen, nicht gedeihen. Als der genannte Missionar starb[2] (1864), wurde die Gehilfenschule von dort nach Fuk-wing verlegt.

„Aus diesem kleinen Seminar sind fast alle Nationalgehilfen hervorgegangen, welche unsre Missionare auf ihren Reisen begleiten, mit ihnen predigen, als Quartiermacher vorangehen, um ihnen in fremden und feindlichen Orten eine Unterkunft zu bereiten, hierhin und dorthin geschickt werden, wohin der Missionar im Augenblick nicht selbst mit seiner Predigt kommen kann, kleinen christlichen Schulen vorstehen oder die Leitung von Nebenstationen übernehmen und in jeder Weise den näheren Verkehr des Missionars mit ihren Landsleuten vermitteln helfen. Daß diese jungen Männer noch manches zu wünschen übrig lassen und einer sehr direkten speziellen Aufsicht bedürfen, ist außer Frage. Aber ebenso gewiß ist, daß diese Gehilfen den Missionaren von dem allergrößten Nutzen, ja fast unentbehrlich sind, und daß, wenn man die jetzigen von Genähr herangebildeten mit den älteren vergleicht, die unsere Missionare bei ihrer Ankunft in China aus Gützlaffs Schule empfingen, sich doch ein sehr wesentlicher Fortschritt zum besseren erkennen läßt."

Das ziemlich unbedeutende Strandstädtchen Fuk-wing, obgleich von den Rheinischen Missionaren viel besucht, war doch bis 1863 immer nur als Nebenstation behandelt worden. Erst in diesem Jahre siedelte Louis mit seiner Familie dahin über. Das Wohnen eines Missionars an solchem Orte hatte freilich viel schwieriges.

„Nicht als ob er um seines Glaubens willen angefochten würde, sondern als ein Europäer, als Mensch der Geld hat, ist er das allgemeine Augenmerk dieser spitzbübischen, lügnerischen und geldgierigen Rasse. Jedermann will an ihm verdienen und Profit machen, jeder betrügt und bestiehlt ihn wie er kann, jedem Dieb und Schurken ist sozusagen das Privilegium gegeben, den Fremden zu berauben; ja die gesamte Einwohnerschaft mit ihren Aeltesten legt dem Missionar eine Kontribution von mehreren hundert Dollar auf und droht ihn fortzujagen, falls er sich weigert zu bezahlen. Alsbald beginnt das Steinwerfen, das Brandstiften, das Beschmieren des Hauses mit Unrath, und gegen solche Unbill ist nirgends Recht und Gerechtigkeit zu finden. Zwar könnte der Missionar sich wohl vertheidigen, denn er hat eine ziemliche Anzahl Schüler und Gehilfen um sich. Aber wie würde das einem Friedensmann und Prediger ziemen!"

---

[1]) Der dritte Missionar, Krone, war auf einer Erholungsreise in Europa. Er starb 1863 auf der Rückreise zu Aden.

[2]) In Ausübung barmherziger Liebe an einer cholerakranken Christin, die von ihren heidnischen Wirthsleuten hinausgeworfen war, zog er sich selbst den Tod zu.

Von Fuk-wing aus war eine Nebenstation in Nam-tau, gleichfalls einer Strandstadt, eröffnet, in der die Schule es bald auf 30 Schüler brachte. Noch versprechender aber wurde Krolczyks Niederlassung in Schek-lung, einer großen Handelsstadt am Ostfluße, nachdem er dort auf mehrfachen Besuchen Boden gewonnen und Gehilfen stationirt hatte. So lange er freilich noch an verschiedenen andern Orten arbeitete und bald in der nicht fernen Kreisstadt Tung-kun, sowie in Fu-mun, am südlichen Endpunkte des bei jener vorüberführenden Kanals des Ostflusses, den Grund zu weiteren Missionsarbeiten legte, hatten die Gehilfen in Schek-lung noch nicht viel ausgerichtet. Erst als er dort seinen bleibenden Aufenthalt nehmen und jenen eine „geordnete geistliche Zucht" angedeihen lassen konnte, ging es voran. Zwei Jahre später, als er seine Kapelle einweihte, war die erst ziemlich schroffe Abneigung der Bevölkerung gegen die Mission soweit beseitigt, daß sich 5—600 Personen an der Einweihungsfeier betheiligten und keinerlei Störung vorkam. Namentlich war es bemerkenswerth, wie man in dem Besuch des Gottesdienstes seitens der Frauen nicht mehr etwas anstößiges sah. — Noch hoffnungsvoller gestaltete sich die Lage zu Fu-mun, wo der inzwischen ausgesandte Missionar Faber sehr schnell eine außergewöhnliche Anerkennung, namentlich in den höheren Ständen fand. Die Kapelle war Sonntag für Sonntag gefüllt, die Zahl der Schüler kam bald auf 80, und einer der höchsten Militärbeamten der Provinz, der dort seinen Wohnsitz hat (Fu-mun ist eine Art befestigtes Lager), erließ eine öffentliche Bekanntmachung, in der die Bestrebungen des Missionars der Bevölkerung aufs wärmste empfohlen wurden. Auch die bereits erwähnte Kreishauptstadt Tung-kun sollte in der Folge zur Hauptstation werden. Schon wohnten daselbst ein paar Gehilfen, und der 1866 ausgesandte Missionar Nacken hatte öfter dort Besuche gemacht, um sobald als thunlich seinen ständigen Wohnsitz an diesem Orte zu nehmen. In Fuk-wing sah es allerdings damals nicht sehr erfreulich aus. Das Katechetenseminar war von einer schweren Krisis betroffen, infolge deren es gänzlich aufgelöst werden mußte.

Ueberhaupt stellte es sich doch immer mehr heraus, wie die Mission unter den Punti einen weit schwereren Stand hat, als die unter den Hakka. Auch die erst so erfreulichen Hoffnungen im Tung-kun-Kreise fingen bald wieder an bedeutend zu verblassen. Vollends als zu Anfang unsres Jahrzehnts die bekannte Hetzerei gegen die Fremden durchs ganze Reich ging, wurde schon 1870 die Kapelle in Tung-kun durch einen Pöbelhaufen zerstört, und die Missionsgebäude in Schek-lung entgingen nur mit knapper Noth einem ähnlichen Schicksale. Dennoch beruhigte sich noch einmal alles, nachdem durch diplomatische Verhandlungen die Leistung von Schadenersatz herbeigeführt war. Krolczyk konnte auf seine Station zurückkehren, und auch Tung-kun wurde durch Nackens Niederlassung daselbst zur Hauptstation erhoben. — Ueberblicken wir in Kürze den damaligen Stand der Rheinischen Mission in China.

Etliche hundert Seelen waren getauft, und eine Anzahl einzelner Gehilfen stand den Missionaren bei ihren Predigten und sprachlichen Arbeiten zur Seite. „Aber

es fehlt noch sehr an dem Bewußtsein der Gemeinschaft und der gliedlichen Zusammengehörigkeit. Manche der Getauften haben sich wieder in den heidnischen Massen verloren, sind zum Theil verschollen, und auch die unter den Augen der Missionare lebenden Christen nehmen viel Geduld und tragende Liebe in Anspruch. Doch fehlt es nicht an einzelnen, an denen unsre Brüder große Freude haben. Da ist z. B. ein Schuhsohlenfabrikant, der auch als Schriftsteller auftritt und mit großem Ernst und Eifer seine Landsleute auf die wahre Religion verweisen will. Ferner drei Brüder, die Stroh- und Hanfsäcke verfertigen und mit einer ziemlich fortgeschrittenen Erkenntniß eine wohlthuende Wärme verbinden" u. s. w. In Fuk-wing waren etwa 70 Getaufte, unter denen 20 Kommunikanten. Die Hoffnung für weitere Erfolge der missionirenden Thätigkeit waren nur gering. Das Evangelium hatte bereits den Reiz der Neuheit verloren. „Man kennt den Singsang (Lehrer) und seine Lehre, und ist gar nicht neugierig weiteres davon zu hören. Im übrigen begegnete man ihm mit der bekannten Höflichkeit. Aber nur seine unentgeltlichen medizinischen Kuren erhielten ihm die Gunst des Publikums. — Aehnlich war es auch in Schek-lung. „Die Kapelle dort wird zwar gern und viel besucht, aber weniger von solchen, die nach Wahrheit, als die für sich oder ihre Freunde Heilung suchen oder auch von solchen, die den Fremden gegenüber ihr Licht leuchten lassen und sich im Disputiren üben wollen." Neben dem Gottesdienst bildete die Schule, Pflege von Findelkindern, literarische Arbeiten und Uebersetzungen die Zweige der Missionsthätigkeit; auch war Krolczyk unermüdlich im Reisen, um der Mission neue Gebiete aufzuschließen. Dabei kam er bis an das Gebiet der Miau-tsz, von wo er einen Mann mitbrachte, den er zum Lehrer für seine Landsleute auszubilden hoffte. In Fu-mun hatte Faber doch allerlei Schwierigkeiten gefunden, namentlich in dem Wechsel, dem ein Theil der Bewohner dieser Militärstadt unterworfen ist. Ein gut Theil seiner Kräfte verwandte er mit richtigem Scharfblick auf die wissenschaftlichen Arbeiten. Es ist schon erwähnt, wie er durch seine englischen resp. deutschen Uebersetzungen und Erläuterungen chinesischer Klassiker und ähnlichen chinesischen Arbeiten über Theile der heiligen Schrift das gegenseitige Verständniß zwischen Chinesen und Fremden zu fördern sucht. Was er in dieser Beziehung geliefert hat, ist jedenfalls das tüchtigste, was auf diesem Gebiete bis jetzt geleistet wurde. Auch war er bei gemeinschaftlichen literarischen Unternehmungen verschiedener protestantischer Missionare (Vorbereitung einer neuen Bibelübersetzung u. dergl.) betheiligt. Dennoch versäumte er die praktische Thätigkeit nicht. In der Stadt selbst hatte er etwa 20 Bekehrte gesammelt, und das Werk ging seinen stillen Gang. Erfreulich war das Gedeihen der Außenstation zu T'ai-p'ing, wo ein mit seiner ganzen Familie bekehrter früherer Mandarin nebst einem andern Getauften — beide ohne irgend eine Unterstützung zu erhalten — eifrig für das Evangelium arbeitete. Auch beschäftigte sich Faber mit Ausbildung einer Anzahl von Gehilfen, sowie der Vertheilung von Medizin an Kranke, die von der amerikanisch-presbyterianischen Mission in Kanton geliefert wurde. Die jüngste Station, Tung-kun, zählte 20 Getaufte.

Ein schwerer Schlag aber traf die Rheinische Mission im Jahre 1871, als der längst angesammelte Zündstoff zur Explosion kam. Wie bereits erwähnt, wurden während der an das Geisterpulver sich knüpfenden Aufregung die beiden Stationen Schek-lung und Tung-kun zerstört. Die Missionare mußten nach Hong-kong flüchten, wo Krolczyk aus seiner rastlosen Arbeit unvermuthet in die obere Heimat abgerufen wurde. Durch das energische Eingreifen des deutschen Konsuls wurden von der chinesischen Regierung bald 700 Dollar Schadenersatz gezahlt, aber nur Tung-kun konnte als eine Nebenstation wieder mit einem Gehilfen besetzt werden. Schek-lung mußte vorläufig aufgegeben werden. Ueberhaupt klagen die folgenden Jahresberichte über die ungünstige Stimmung der Bevölkerung.

Bald aber erhielt die Rheinische Mission einen beträchtlichen Zuwachs dadurch, daß der Berliner Hauptverein für China ihr

seine dermaligen Stationen nebst den Missionaren und Gemeinden überließ. Von den beiden im vorigen Abschnitte erwähnten Missionaren war Dr. Göcking seit längerer Zeit nach Europa zurückgekehrt. Hanspach hatte unermüdlich auf Reisen hier und da für das Evangelium Grund zu gewinnen gesucht und namentlich eine ganze Reihe von Schulen angelegt, in denen christliche Lehrbücher gebraucht wurden [1]). Hier und da waren auch kleine Häuflein Getaufter vorhanden. Die ganze Arbeit bewegte sich unter der Hakkabevölkerung und erstreckte sich über ein sehr weites Gebiet, namentlich auch auf den Fa-yen-Kreis, nördlich von Kanton und auf den Kui-schen- und Yün-on-Kreis weit im Osten. Der Mittelpunkt seiner Arbeiten war Long-häu im San-on-Kreise, drei Meilen von der Basler Station Li-long, was zu Kollisionen Veranlassung geben mußte, infolge deren eine Uebersiedlung des Missionars (dem 1866 ein zweiter, Hubrig, zur Seite getreten war) nach Tam-schui versucht wurde. Dort aber erhob sich gegen die beiden eine so wüthende Verfolgung, daß sie mit knapper Noth ihr Leben retten konnten und sich vorläufig nach Kanton zurückzogen. Damit war dort eine Station des Hauptvereins entstanden. Es wurde eine Zentralschule eingerichtet u. s. w. Nachdem für die Ausschreitungen zu Tan-schui Schadenersatz geleistet, versuchte man noch einmal eine Station in jener Gegend anzulegen und zwar nicht wie früher in dem Dorfe bei dieser Stadt, sondern in der Kreisstadt Fui-tschu selber. Aber auch dieser Versuch wurde durch die bedrohliche Haltung der Bevölkerung vereitelt. Wohl aber ward schließlich doch wieder Long-häu, wo die christliche Gemeinde den Berliner Missionaren zugethan blieb, besetzt, nachdem durch die Brüder Pritzsche und Vahldink Verstärkung eingetroffen (1869). Letzterer wurde freilich bald durch den Tod abgerufen, und auch Hanspach mußte aus Gesundheitsrücksichten, nachdem er bereits auf einer Reise nach Japan Kräftigung gesucht, das ihm theure Missionsfeld verlassen (1870). Seitdem hatte der Hauptverein seine Arbeiten durch die beiden übrigen Missionare auf den genannten Stationen fortgeführt, war aber durch wachsende finanzielle Schwierigkeiten immer mehr dazu gedrängt, das ganze Werk einer andern Gesellschaft zu übertragen, was, wie gesagt, im Jahre 1873 an die Rheinische Missionsgesellschaft erfolgte.

Hubrig hatte damals in Kanton eine Gemeinde von 50 Personen, größtentheils Hausgenossen und Zöglinge seiner Schule, aus welcher letzteren zugleich die Nationalgehilfen hervorgehen und welche ihm die Hauptarbeit machte. Außerdem aber hatte er in einer ganzen Reihe von Orten im Fa-yen-, Kui-schen- und Yün-on-Kreise etwa 150 Hakkachristen unter seiner Pflege. Diese weite Diaspora verursachte natürlich sehr ausgedehnte Arbeiten, die zum Theil von Nationalgehilfen gethan wurden. Es ist kaum zu verwundern, wenn

[1]) Manche der Lehrer waren noch Heiden. Original war der Versuch, die Kinder durch dargebotenen Verdienst zur Schule heranzuziehen. Es wurden Webestühle aufgestellt; den halben Tag arbeiteten die Kinder, die andere Hälfte hindurch wurden sie unterrichtet.

es unter diesen Verhältnissen mit dem innern Leben der zersprengten Häuflein sehr dürftig bestellt war. — Bruder Pritzsche zu Long-häu hatte unter seiner Pflege 169 Christen, die in etwa 40 Ortschaften des Sin-on- und Tung-kun-Kreises zerstreut lebten. Der Stand der Gemeinden war hier noch weiter zurückgekommen, infolge einer lebensgefährlichen Krankheit des Missionars, die ihn lange Zeit an jeder Arbeit gehindert hatte. So war hier und da ein Geist der Unordnung eingerissen, der dem armen Bruder nicht geringe Noth machte.

Mit der Uebernahme der Berliner Stationen hatte es die Rheinische Mission auf deren vier gebracht. Tung-kun konnte immer und auch bis jetzt noch nicht wieder mit einem europäischen Missionar besetzt werden, dagegen wurde durch Anstellung des in Berlin ausgebildeten Nationalgehilfen Tschan A-si in dem weit im Norden der Provinz gelegenen Nam-hyung, dieses im Jahre 1875 als fünfte Station hinzugefügt. In Fu-mun stand dem Missionar Faber der jüngere Bruder Dilthey zur Seite, wodurch jener Raum erhielt, seine Reisen sowie seine literarischen Arbeiten auszudehnen. In Fuk-wing wurde der auf einer Erholungsreise begriffene Missionar Louis von Bruder Nacken vertreten. Die Zahl der Getauften hatte sich um das genannte Jahr von 554 bis auf 536 verringert. Immer mehr stellte es sich nämlich heraus, wie ein großer Theil der Hakkachristen doch nur durch äußere Beweggründe dem Christenthum zugeführt und auch wohl zu schnell getauft worden war. Auch unter der letztgenannten Zahl vermuthet der betreffende Bericht noch manche, die nur dem Namen nach Christen sind und stellt als hauptsächliche Aufgabe eine Reinigung der Mission von den trägen und faulen Gliedern hin. Die Berührung mit der Basler Mission, zu der die Uebernahme der Hakkachristen geführt hatte, veranlaßte den Versuch einer gegenseitigen Abgrenzung der Arbeitsgebiete, der sich aber bei der Mischung der Bevölkerung aus Punti und Hakka unausführbar bewies. Die beiden Gesellschaften gehen jedoch freundlich neben einander her, und es wird sogar einer späteren Verschmelzung aller durch deutsche Missionare gewonnenen Hakkachristen z. B. durch Benutzung der gleichen literarischen Hilfsmittel vorgearbeitet.

War in dem folgenden Jahre die Arbeit der Missionare durch Krankheit vielfach geschwächt, so konnte doch in dem nächsten Jahre 1876 von erfreulichen Regungen in den verschiedenen Klassen der Bevölkerung gesprochen werden, und die Zahl der Christen war trotzdem, daß wieder zwei Missionare zur Erholung in Europa sein mußten, beträchtlich gewachsen. Nach dem letzten Berichte ist die Zahl der Christen auf 740 gewachsen, unter denen jedoch nur 200 und etliche Punti sich befinden. Als Centrum der ganzen Mission gestaltet sich immer mehr Kanton, woselbst von der amerikanisch-presbyterianischen Mission ein großes Missionshaus und Kapelle käuflich übernommen wurde. Die Frage der Grenzregulirung wurde mit den Vertretern der Basler Mission wiederholentlich verhandelt, ohne jedoch bis jetzt zum Abschluß gediehen zu sein. Immer mehr aber scheint es die Bestimmung der

weiteren rheinischen Missionsarbeiten zu sein, sich dem Norden der Provinz zuzuwenden, während die Basler im Süden und Osten wirken.

Um die Betrachtung der gesamten deutschen Arbeiten in der chinesischen Mission ununterbrochen zum Schlusse zu bringen, sind wir bereits auf ein weiteres Feld jenes großen Missionsgebietes vorgerückt, auf dem wir nun noch in Kürze die Arbeiten der anderen Gesellschaften zu mustern haben.

In **Kanton und Umgegend** treffen wir zunächst die Londoner Mission, welche in der Hauptstadt seit 1859 eine Station hat, zu der jetzt drei Außenstationen gehören. In den Jahresberichten, sowie in den andern Publikationen der Gesellschaft, geschieht dieser Mission selten und kaum in etwas ausführlicher Weise Erwähnung. Nur dem Besuche des Bischofs von Victoria verdanken wir einige weitere Bemerkungen über die schlichte und doch komfortable Ausstattung der Station im östlichen Stadttheile, mit ihrem Missionshospital, das dem Evangelium auch hier die Thüren öffnen hilft, die gut gelegene Missionskapelle, das Depot der britischen Bibelgesellschaft u. s. w. Im übrigen müssen wir uns auf folgende statistische Daten des letzten Jahresberichts beschränken: Zwei englische Missionare und ein ordinirter Eingeborener; fünf Nationalgehilfen, 232 Kommunikanten, 400 Anhänger und eine Knabenschule mit 20 Schülern. Die Zahlen umfassen auch die Daten über die Außenstationen.

Die Arbeiten der Wesleyan. Methodisten, auf ihrer damals einzigen Station in China, waren zu Anfang der in Rede stehenden Periode noch ziemlich beschränkt. Die Gemeinde zu Kanton zählte etwa 20 Mitglieder. Jetzt gibt es zwei Stationen in der Stadt, eine im östlichen Theile der Stadt (Sandstraße), die andere im westlichen (Taischa-po, zehnte Wache), um die sich je eine Gemeinde von etwa 50 Gliedern gesammelt hat. Dazu kommt eine dritte etwas größere in der ein paar Meilen südwestlich gelegenen bedeutenden Fabrikstadt Fatschan. Alle drei Stationen sind mit europäischen Missionaren besetzt, denen chinesische Prediger, zum Theil ordinirte, zur Seite stehen. Von letzteren wird gerühmt, daß sie mit Eifer und Salbung predigen. Das religiöse Leben der Gemeinden, obgleich es nicht so ganz allen Erwartungen entspricht, entfaltet doch öfters erfreuliche Zeichen von Leben und Kraft — besonders beim Aussprechen der geistlichen Erfahrungen. Es sind wohl solche Glieder da, wegen derer die Missionare in Zweifel sind, während andere sich fest in ihrem Glauben und Bekenntniß erzeigen. Ein ander mal wird geklagt über geistliche Trägheit in der Gemeinde, die das Missionswerk sehr aufhielt, während man wegen anderer Mitglieder in beständiger Besorgniß sein mußte. „Wir fangen an zu merken, daß ein Element der Schwäche dadurch eingedrungen ist, daß die Gemeinde zu ausschließlich aus der Schule resp. den Hausgenossen der Missionare hervorgegangen ist. Es sind auch solche da, die befürchten lassen, daß sie die Taufe nachgesucht haben, mehr mit unwürdigen Erwartungen als aus innerer Ueberzeugung.“ Anderseits aber zeigte sich auch wieder ein missionirender Eifer, der mit Ehrgeiz verknüpft für etliche Glieder zur Gefahr wurde, indem sie darüber die Pflege

des eignen innern Lebens versäumten. Trotzdem kommen einzelne Muster von ächter christlicher Frömmigkeit vor, wie jener alte Kapellenwächter, ein schlichter Mann ohne viele Bildung, aber von tadelloser Treue. Wöchentlich ging er einmal in das eine Stunde entfernte Siechenhaus, um mit schlichten Worten unter den Insassen dem Herrn Jünger zu werben. Mit einem alten Ehepaar ist's ihm auch gelungen. Kürzlich ist er gestorben, und die Gemeinde hat viel an ihm verloren.

Die Schwierigkeiten, welche in den sozialen Verhältnissen begründet sind, traten hier besonders in der Sonntagsfrage an den Tag. Die Missionare waren selber in Verlegenheit, wie die Heiligkeit des Tages in Einklang zu bringen sei mit barmherziger Betrachtung der übeln Lage, in der sich christliche chinesische Kaufleute und Handwerker ihren Kollegen gegenüber befinden, und der daraus entspringenden Laxheit in der Heiligung des Feiertages. Jedenfalls aber mußte dieser Punkt den Prüfstein der Aufrichtigkeit des Bekenntnisses bilden.

Was die Heidenpredigt anbetrifft, so sind in verschiedenen Theilen der Stadt resp. der Vorstädte Predigtlokale gemiethet, in denen in gewöhnlicher Weise mehrere mal in der Woche das Evangelium verkündigt wird. Auch in dem auf einer Insel gelegenen Stadttheil Honam und den benachbarten Landstädten Tschan-tsün (80000 Seelen) und Schi-kin ist dies der Fall, ohne daß diese Filialen schon zur Bildung besonderer Gemeinden Veranlassung gegeben hätten[1]). Mit den drei Stationen stehen eine Anzahl Schulen in Verbindung, in denen nach dem neusten Berichte im ganzen 277 Knaben und 120 Mädchen unterrichtet werden. Die letzteren gehören überwiegend den besseren Ständen an, wie die kleinen Füße zeigen. — Eine besondere Thätigkeit gilt den Frauen, in der Fräulein Radcliffe großen Eifer entfaltet. Sie dirigirt eine Anzahl Bibelfrauen, welche der von ihr geleiteten Bibelklasse immer aufs neue Theilnehmerinnen zuführen.

In dem neuesten Jahresberichte ist noch eine besondere Mission auf dem Nordflusse erwähnt, in der ein europäischer Missionar samt einem Katecheten thätig ist.

Die Mission der amerikanischen Presbyterianer zu Kanton war vor zwanzig Jahren noch in den Anfängen. Obgleich schon 1844 eingerichtet, hatte sie nach zehnjähriger Arbeit erst einen hoffnunggebenden Bekehrten gefunden, und erst im Jahre 1862 konnte ein kleines Häuflein mit den Missionsfamilien zu einer christlichen Gemeinde zusammengeschlossen werden. Der zweite Krieg, während dessen die Missionare in Macao Zuflucht gesucht hatten, verursachte eine nachhaltige Unterbrechung. Die treue unabläßige Arbeit, die erst so vergeblich zu sein schien, hat hier in neuerer Zeit überraschende Früchte gebracht. Was dieser Mission den außergewöhnlichen Aufschwung verliehen hat, scheint

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß die Signatur für die Wesleyan. Mission auf der Karte „Asien Nr. 26" in meinem Missionsatlas einer ganzen Reihe von Städten nur durch Versehen beigefügt ist. Der Lithograph hatte die Unterstreichung, welche auf der Manuskriptkarte die Kreisstädte hervorhob, mit jener Signatur verwechselt.

besonders auf Rechnung des von dem trefflichen Dr. J. Kerr eingerichteten und bis 1875 geleiteten Missionshospitals zu kommen, mit dem eine früher zur Londoner Mission gehörige ähnliche Anstalt bald verschmolzen wurde. Eine besondere Medical Missionary Society brachte die Kosten für dasselbe auf; in neuerer Zeit finde ich die letztere jedoch nicht mehr erwähnt. Dr. Kerr wurde bald eine populäre Persönlichkeit, und tausende von Kranken nahmen seine Hilfe in Anspruch. Es werden nämlich im Hospital auch Patienten behandelt, die sich nur zur Konsultation dort einfinden. Aber nicht blos auf die Hauptstadt beschränkte der thätige Doktor seine Arbeit, sondern bereiste mit seinen Gehilfen vielfach die Umgegend und die angrenzenden Kreise. Hier und da fand er Eingang. In uneigennützigster Weise half er den Missionaren anderer Gesellschaften, wie z. B. denen der Rheinischen bei der Anlage der Station Schek-lung. Besonderen Zugang fand er in Fat-schan, wo er eine Zeit lang ein Zweighospital unterhielt, an das sich eine Nebenstation anschloß. Später wurde diese Thätigkeit aufgegeben und die Mission dort ist, wie wir sahen, jetzt in den Händen der Methodisten. Ueberhaupt scheint Dr. Kerr in neuerer Zeit seine Arbeiten mehr auf die Hauptstadt konzentrirt zu haben. Neben dem Hospital hatte er seine medizinische Bildungsanstalt, in der er eine Reihe von eingeborenen Missionsärzten heranzog. Jenes aber erfreut sich auch jetzt noch eines immer wachsenden Zuspruchs. 1877—78 waren in demselben 10094 Kranke verpflegt und 1409 Operationen vollzogen worden. Zur Konsultation hatten sich nicht weniger als 26443 Personen eingestellt. — Neben dieser wichtigen Hilfsarbeit für die Mission war aber die eigentliche Missionsarbeit nicht vernachlässigt. Dr. Happer, einer von den Gründern der Station, hatte treulich weitergearbeitet in Heidenpredigt, Schule u. s. w. Seitdem erst der Anfang einer Gemeinde da war, folgte ein schnelles Wachsthum. Bald war die erste Gemeinde so stark, daß man eine zweite in Verbindung mit der Hospitalkirche organisiren konnte. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der Bekehrten und ist in neuester Zeit bis auf 226 gestiegen. Soviel davon in den Berichten die Rede ist, wird ihnen ein gutes Zeugniß ausgestellt.

Eine hervorragende Stellung in dieser Mission nimmt die Schulthätigkeit ein, und zwar wird besonderer Nachdruck auf die Bildung des weiblichen Geschlechts gelegt. Mehrere amerikanische Damen sind dabei thätig, besonders in einer höheren Töchterschule, aus der Lehrerinnen und andere Gehilfinnen (Bibelfrauen) hervorgehen.

Interessant ist ein besondrer Zweig dieser Mission in dem Stadttheile, in welchem der Mandarinendialekt gesprochen wird, der nicht weniger als 70 000 Einwohner hat. Ein Krüppel aus der Hauptstadt einer benachbarten Provinz, der im Hospital behandelt worden war, aber als unheilbar entlassen werden mußte, hatte sich dem Evangelio zugewandt und blieb nun mit seiner ihn treu pflegenden Mutter in Kanton, und zwar da sie jenen Dialekt sprachen, nahmen sie ihren Wohnsitz in dem genannten Stadttheil. Nach einiger Ausbildung im theologischen Seminar, besonders aber durch eigene Studien, war er tüchtig geworden,

das Evangelium zu verkündigen, was nicht ohne Erfolg geblieben ist. Die chinesische Gemeinde der ersten Kirche hat nun sogar auf eigne Kosten dort eine kleine Kapelle errichtet.

Auch die presbyterianische Mission ist nicht auf die Hauptstadt beschränkt; sie hat mehrere Außenstationen mit christlichen Schulen (auch hier einige Mädchenschulen) und kleine Häuflein von Bekehrten — wenn es bis jetzt auch noch nicht zu einer förmlichen Organisation einer Gemeinde gekommen ist. Erwähnt mögen werden als die wichtigsten: Ngan-pin, 1 1/2 Meilen westlich und nicht weit davon gelegen Ping-ti, sowie San-ui, 22 Meilen südlich von Kanton.

Wir kommen weiter zur Mission der südlichen amerikanischen Baptisten. Dieselbe war zu Anfang der besprochenen Periode gleichfalls noch nicht zu besonderer Ausdehnung gediehen und kam bald durch den amerikanischen Krieg in die bedrängteste Lage. Ein trefflicher Missionar Rosewell H. Graves[1]), Dr. med., hat sie in jener Krisis vor dem Abbrechen bewahrt. Auch die Londoner Missionsgesellschaft gewährte damals jener gefährdeten Mission eine namhafte Geldunterstützung. Dr. Graves hatte als Arzt wie sein Kollege Dr. Kerr vor anderen Missionaren das wichtige Hilfsmittel seiner Kuren voraus, um unter dem Volke Liebe und Vertrauen zu gewinnen. Es scheint ihm dies in hohem Grade gelungen zu sein, obgleich er nicht eine so große Anstalt wie das erwähnte Hospital zur Verfügung hatte. Mit großem Eifer durchreiste auch er das Land mit seinen Gehilfen, und gerade in der Zeit, wo seine Stellung so bedrängt war, gelang es ihm, Fuß zu fassen nicht blos in der etwa 15 Meilen westlich am Westflusse gelegenen Stadt Schiu-hing (Schau-king[2])), sondern den Fluß weiter bis über Grenzen von Kwang-si verfolgend in Wut-schau, wo namentlich bei den großen Staatsprüfungen Gelegenheit war, das Evangelium vor vielen Gebildeten zu verkündigen. Graves war der erste Europäer, der bis zu dieser Stadt vordrang. Obgleich es auch dort zu erfreulichen Anfängen kam, scheint es, wurde die Arbeit dort wieder aufgegeben, wahrscheinlich weil der dort gesprochene Mandarinendialekt zu viel Schwierigkeiten machte und Gehilfen, die desselben mächtig gewesen wären, nicht so bald ausgebildet werden konnten. Dagegen hatte Schiu-king zu Anfang des laufenden Jahrzehnts schon eine organisirte Gemeinde. Dazu waren verschiedene Außenstationen hinzugekommen. Die Mission war inzwischen verstärkt worden und hatte einen erfreulichen Aufschwung genommen. Um 1874 waren in derselben 3 amerikanische Missionare thätig. Die Zahl der Bekehrten, bei deren Aufnahme man sehr vorsichtig zu Werke geht, war auf 132 gestiegen. Die Schulen zählten 98 Zöglinge. Auch hier wurde besondere Sorgfalt dem weiblichen Geschlechte zugewandt, und auch die ärztliche Thätigkeit wurde im Segen

---

[1]) Sollten dem würdigen Vater vielleicht diese Zeilen einmal zu Gesicht kommen, so mögen sie ihm das dankbare Andenken bezeugen, mit dem sich der Verfasser des schönen in seinem Hause (1868) verlebten Sonntags erinnert.

[2]) In den Jahresberichten ist oft der Druckfehler Shin-hing ganz durchgehend.

fortgeführt. Leider sind mir neuere Berichte über diese Mission nicht zugekommen.

Ebenso weiß ich nicht viel zu sagen über die Mission der amerikanischen unirten Presbyterianer, welche in Kanton 1860 durch Rev. J. C. Nevin begründet und jahrelang von ihm allein fortgeführt wurde. Nach einer statistischen Notiz scheint er noch im verflossenen Jahre allein auf seinem Posten gewesen zu sein. Ueber die Arbeiten und Erfolge habe ich nichts näheres finden können.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Mission des American Board, der 1860 noch 3 Missionare in Kanton hatte, nachdem zwei derselben gestorben und der dritte nach Kalifornien übergesiedelt war, 1865 aufgehoben wurde, da die Bedürfnisse anderer Missionsfelder dringender erschienen.

In der Kwang-tung-Provinz bleibt uns nun nur noch die Mission von Swa-tau zu betrachten, in der amerikanische Baptisten (A. B. Union) und englische Presbyterianer thätig sind. Jener östliche Theil der Provinz wird mit dem Namen Tie-tschiu bezeichnet und ist das Gebiet des Hok-lo-Dialekts. Unter den von dort ausgegangenen Auswanderern hatten die Baptisten in Bang-kok das Christenthum gepflanzt, und als China sich allmählich öffnete, siedelten sie die kleine Gemeinde zunächst nach Hong-kong über, von wo Beziehungen zu der Heimat angeknüpft wurden. Wir sahen, wie auch die Basler Missionare in jener Gegend, besonders zu Yam-tsau, schon Fuß faßten, ohne daß es jedoch zur Gründung einer bleibenden Station kam. Als nun aber Swa-tau auch als ein Freihafen den Europäern zugänglich wurde, verlegten die amerikanischen Baptisten ihre Station von Hong-kong aus dorthin 1860. Bereits aber einige Jahre früher (1856) war durch den schon oben erwähnten eifrigen Missionar Burns eine englische presbyterianische Mission, ein Ableger derjenigen zu Amoy, begründet worden, wie wir hier in Ergänzung des früheren Abschnittes nachholen wollen.

Begleitet von H. Taylor war Burns in chinesischer Tracht nach Swa-tau gekommen. Sie hatten sich dort im elendesten Stadtviertel unter den verkommensten Menschen eingemiethet. Die Lage der Hafenstadt, die gleichsam den Schlüssel zu den bevölkerten Provinzen Südchinas bildet, ließ die Arbeit hier als besonders wichtig erscheinen. Aber der Boden war hart. Die Bevölkerung erwies sich als äußerst roh. Der Opiumhandel, dessen Hauptschmuggelplatz Swa-tau war, zeigte auch seine Wirkungen. Burns wurde von Dieben aller seiner Habe bis auf die Kleider, die er trug, beraubt — aber er arbeitete ruhig fort. Auf einer Predigtreise wurde er zu Tschau-tschau von den chinesischen Behörden festgenommen und nach Kanton gesandt, wo er vom englischen Konsul befreit ward. Noch kaum vom Fieber hergestellt, eilte er auf sein Arbeitsfeld zurück. Die mit ihm gefangenen Nationalgehilfen, die trotz Gefängniß und Schlägen ihrem Glauben treu geblieben waren, erhielten auf seine Fürsprache auch wieder die Freiheit. In stiller Weise arbeitete Burns weiter in Swatau, bis er 1858 dort soweit den Boden geebnet hatte, daß Missionar Smith die Station übernehmen und er selbst nach Amoy zurückkehren konnte. Als er dann selber 1860 noch einmal nach Swa-tau kam, durfte er das fröhliche Grünen der von ihm ausgestreuten Saat sehen, und in Yam-tsau, wo einst Lechler unter Trübsal gesäet hatte, mit Freude ernten. Unter den anderen Zweigstationen ist noch besonders Tai-hau-po, eine große Stadt auf einer Insel südöstlich von Swa-tau, zu erwähnen. Burns aber fand bald darauf seine Thätigkeit im Norden, wo er seine letzten Kräfte im Dienste des Evangeliums verzehrte.

Trotz der erfreulichen Anfänge entwickelte sich die Swa-tau-Mission nicht so schnell wie die zu Amoy. Im Jahre 1866, als schon drei europäische Missionare dort thätig waren, zählte man erst 68 Bekehrte. Seitdem aber sind auch hier ausgedehnte Erfolge hervorgetreten, durch die Swa-tau zu einem der fruchtbarsten chinesischen Missionsfelder geworden ist. Indem wir die Entwicklung dieses Umschwunges nicht näher ins Auge fassen können, beschränken wir uns auf die Angaben über den neuesten Stand dieser Mission. Sie umfaßt (anfangs 1879) sechs Stationen mit organisirten Gemeinden, während auf zehn weiteren Außenstationen regelmäßig gearbeitet wird. Diese sechzehn Orte gehören zum Hok-lo-Gebiet. Aber auch auf das im Westen und Nordwesten angrenzende Hakkagebiet hat sich die Arbeit erstreckt bis zur Berührung mit den Arbeiten der Basler Tschong-lok-Mission. Zwischen beiden Gesellschaften ist die Grenze ihrer Gebiete in freundlicher Weise geregelt worden. Die englischen Presbyterianer haben sechs Hakkastationen, zur Zeit ist noch auf keiner derselben eine Gemeinde gebildet. Die Zahl der sämtlichen Kommunikanten ist bereits auf 603 herangewachsen, neben denen 169 getaufte Kinder vorhanden sind.

Bei dieser Ausdehnung des Werkes müssen die Missionare viel auf Reisen sein, um die Gemeinden zu überwachen, haben dabei aber immer wieder Gelegenheit, dem Worte Gottes Eingang zu schaffen. Für diese Reisen, die vielfach zu Wasser geschehen, ist ein eigenes „Evangeliumboot" vorhanden. In Swa-tau selbst haben sie ihr Gehilfenseminar sowie eine Kostschule für Knaben. Wichtige Dienste leistet auch hier ein Hospital, dem ein Missionsarzt ungetheilt seine Kräfte widmet. — Es ist erfreulich, daß in einem Jahre 92 Personen durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden konnten. Doch geht auch hier nicht alles ganz glatt. Die Mehrzahl der Taufen scheint auf einzelne Stationen zu kommen, während auf anderen ein kühles Wesen und wenig Zeichen von Wachsthum sich spüren lassen, und auf etlichen sich auch offenbarer Rückgang einstellt. Die Missionare wollen den Missionsfreunden in der Heimat auch kein zu günstiges Bild von dem Zustande ihrer Bekehrten geben.

„So wie wir oft zu den Bekehrten, wenn wir sie taufen, sagen: „Wir halten es für Recht euch zu taufen, weil ihr euch zu Christo bekennt — — — — aber wir geben euch damit keine Bürgschaft für das Heil eurer Seelen, das hängt davon ab, wie ihr in Buße und Glauben bleibet und euer Bekenntniß bewährt", so möchten wir der heimatlichen Kirche sagen: Wir stehen nicht dafür, daß alle, die wir taufen, wirklich gute Leute und wahre lebendige Christen sind; aber wir hoffen, daß unter den von uns in die äußere Kirchengemeinschaft aufgenommenen viele sind, die der Herr selbst seiner Kirche zufügt und die selig werden." — Wenn wir uns auch alle Mühe geben und jeden Fall aufs genaueste prüfen, haben wir doch Fehler in der Aufnahme der Bekehrten gemacht und Männer und Frauen angenommen, die uns schwer getäuscht haben. Und ich kann hinzusetzen, wir sind oft zu vorsichtig gewesen und haben, wie ich fürchte, manche vom Empfange der Taufe zurückgehalten, die wir dazu hätten ermuntern sollen. Es ist nun einmal menschlich zu irren.[1])

[1]) Report of the For. Missions of the Presbyterian Church of England 1878, p. 7. Diese Bemerkung dürfte auf die sämtlichen chinesischen Missionen Anwendung finden.

Wie trotzdem das Christenthum der Bekehrten nicht bloßer Schein ist, beweist die Standhaftigkeit in den Verfolgungen, wie solche in neuester Zeit vorgekommen sind. Ein Häuflein Christen, die in ihrem eignen Dorfe den Gottesdienst einrichteten, wurde von einem wüthenden Haufen überfallen, der eine ermordet, andere grausam geschlagen u. s. w. Auch die vermehrten Geldbeiträge der Gemeinden geben solches Zeugniß. Im letzten Jahre wurde ein neues größeres Hospital erbaut, auch ein besonderes Hospital für Aussätzige eingerichtet. — Für die Hakkamission ist ein besonderer Missionar hinausgesendet.

Die Station der amerikanischen Baptisten war auf Ma-su (Double Island), einer der beiden kleinen Inseln im Hafen von Swa-tau, auf denen die Europäer ihre Wohnsitze genommen haben, angelegt. Bald wurde eine Station zu Tat-hau-po hinzugefügt, und nach und nach mehrten sich die Außenstationen in der Gegend. Die Hauptstation aber wurde später von dem dem Festlande zu fern gelegenen und verhältnißmäßig wenig bewohnten Ma-su nach Kak-tschie, einem der Stadt Swa-tau dicht gegenüber gelegenen Orte, verlegt. In letzterer selbst war lange kein Eingang zu finden, da niemand passende Lokalitäten vermiethen wollte. Trotzdem ein Stamm der christlichen Gemeinde den Missionaren gefolgt war, betrug die Zahl der Christen 1864 nur dreißig. Zehn Jahre später war sie auf 188 gewachsen. Aber an vielen Punkten auf dem Festlande hatte das Christenthum Wurzel gefaßt zum Theil auch dadurch, daß Bekehrte in ihrer alten Heimat sich niedergelassen hatten. Die zahlreichen Außenstationen sind überall in bedeutenderen Städten angelegt, um welche sich in jener stark bevölkerten Gegend eine ganze Menge von Dörfern gruppirt. So ist denn jede Außenstation selbst wieder das Centrum weiteren Einflusses geworden, der in neuester Zeit stärker als man nach den Anfängen hätte erwarten sollen, zu Tage getreten ist. Der neueste Jahresbericht zeigt, daß in einem Jahre 169 Personen getauft wurden; und die Zahl aller Christen auf den 17 Außenstationen betrug 512. Unter den vierzehn eingeborenen Predigern waren zwei bereits ordinirt. Zwanzig Bibelfrauen wirkten unter der weiblichen Bevölkerung.

Wir schließen diese Uebersicht über die evangelische Mission in der Kwang-tung-Provinz inklusive Hong-kong mit folgenden statistischen Angaben aus dem Jahre 1878[1]): 62 europäische resp. amerikanische Missionare, 146 Nationalgehilfen', 9 Stationen und 82 Außenstationen, 35 organisirte christliche Gemeinden mit 3190 Kommunikanten, 77 Schulen mit 2113 Schülern.

B. Fu'-kien.

Diese Provinz enthält zwei getrennte Missionsfelder, auf denen verschiedene Dialekte herrschen. Das südlichere, welches seinen Mittelpunkt zu **Amoy** (Emeu) hat, ist mit dem eben besprochenen Swa-tau-

[1]) Proceedings of the General Conference on Missions, London 1878, p. 248. Es scheint, daß dort die Angaben aus der schon 1877 gehaltenen Schang-hai-Konferenz genommen sind. Auch am Schluß der hier folgenden Abschnitte gebe ich die Zahlen aus dieser Quelle.

gebiete verwandt durch Sprache und Charakter der Bevölkerung. Beide sind rauh und schroff wie die von den Hok-lo bewohnte Landschaft mit ihrer zerrissenen Felsenküste. Dennoch hat hier das Evangelium sehr ausgedehnte Erfolge erlangt, wie wir sie in ihren Anfängen schon in den ersten Decennien der Arbeit kennen lernten.

Die Londoner Missionsgesellschaft hatte bereits zu Anfang des in Rede stehenden Zeitraums gegen 250 Gemeindeglieder gesammelt, von denen freilich nur ein kleiner Theil auf die Stadt selbst mit ihren 200 000 Seelen kam, während die meisten in den Dörfern, nordwestlich auf dem Festlande lebend, sich um drei Außenstationen gruppirten. Auch in der großen Stadt Tschang-tschau mit 400 000 Einwohnern, gerade westlich von Amoy, (wo schon lange eine katholische Gemeinde war) bestand eine Station. Diese letztere hatte jedoch schwer zu leiden, als die Stadt von den Tai-p'ing erobert wurde. Die gesammelte Gemeinde war fast aufgerieben, stärkte sich aber bald wieder, nachdem der Friede hergestellt war. Ein neuer Zweig dieser Mission wurde einige Jahre später in dem nordöstlichsten Winkel des Hok-lo-Gebietes um Bo-pien eröffnet, wohin einer der Bekehrten aus Amoy das Evangelium verpflanzt hatte. Bald entstanden in jener Gegend verschiedene weitere Außenstationen, auf deren einer eine ernstliche Verfolgung der Sache des Christenthums doch keinen Abbruch thun konnte. Ueberhaupt waren die Fortschritte auf diesem Missionsfelde vielfach mit Verfolgungen verknüpft. Doch darf man daraus nicht gerade ein Zeugniß für die Tiefe und Kraft des Christenthums aller Bekehrten suchen. Leider sind auch hier die Schwankungen nicht ausgeblieben. Zuweilen wurden die schönsten Hoffnungen zu schanden durch den Abfall einer größeren Anzahl solcher, die sich scheinbar in vollster Aufrichtigkeit dem Evangelio zugethan gezeigt hatten — aber die strenge christliche Zucht nicht tragen konnten. Auch hier erkannten die Missionare, wie die schwerste Geduldsarbeit erst dann angeht, wenn die Gemeinden gesammelt sind. Trotzdem fehlt es nicht an einzelnen erfreulichen Zeichen von tiefer gehenden Wirkungen des Evangeliums. Als besonderen Zug der Londoner Amoygemeinden haben wir noch die verhältnißmäßig bedeutenden Fortschritte zu finanzieller Selbstständigkeit zu erwähnen. Dabei haben sich trotz der immer wieder auftauchenden Verfolgungen die Gemeinden überraschend gemehrt, sodaß in neuester Zeit zwanzig Außenstationen vorhanden sind und die Zahl der Christen auf mehr als 1000 (700 Kommunikanten) gestiegen ist. In einem Jahr hatten dieselben zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse über 6800 Mark aufgebracht. Von den hier arbeitenden Missionaren müssen wir Rev. Stronach erwähnen, der schon seit 1837 auf diesem Felde im Segen wirkt.

Die Mission der Englischen Presbyterianer hat ihr hauptsächlichstes Arbeitsfeld auf dem Festlande in Südwesten gefunden, wo wir die Station Pe-tschu-ia schon kennen lernten, an die sich eine ganze Zahl weiterer Außenstationen, K'i-boē, Bê-pê (Bai-pai), Pe-tschio u. s. w., anschlossen. Die eifrige Arbeit des rastlosen Missionar Burns hat dort überall reichliche Früchte getragen. Erst in neuester Zeit gelang es, wie

zuvor schon lange beabsichtigt, die Hauptstadt des betreffenden Distrikts, Tschang-pu, zu besetzen, wo auch Missionar Burns bereits Eingang zu gewinnen versucht hatte. Viele der verfolgten Christen waren zu verschiedenen Zeiten dorthin vor Gericht geschleppt worden oder hatten dort im Gefängniß geschmachtet. — Im Nordosten aber hat auch diese Mission ein weiteres Feldzu An-hai, einem etwa 8 d. Meilen entfernten Hafenort, dessen Besuch jetzt durch einen kleinen Missionsdampfer sehr erleichtert wird. Von dort aus fünf Meilen weiter nördlich liegt die große Stadt Tschin-tschiu oder Tsiueu-tschau mit 300 000 Seelen, in der schon seit lange eine kleine christliche Gemeinde gesammelt war. Erst in neuester Zeit wurde es nach vielen Schwierigkeiten möglich, eine Kapelle dort zu errichten. Von dort hat sich das Evangelium weiter nach Nordwesten verbreitet und in Sia-oan einen neuen Haltpunkt gewonnen. — Die charakteristischen Züge dieser Mission stimmen ganz mit denen der zuvor besprochenen überein: schnelles Wachsthum der Gemeinden trotz mancherlei Anfechtung und Verfolgung, langsame Fortschritte im christlichen Leben und viel Schwachheiten, welche ein gutes Maß Geduld von den Missionaren in Anspruch nehmen. Die Zahl der Außenstationen ist auf 26 gestiegen, deren acht organisirte Gemeinden haben. Mit Einschluß der getauften Kinder beträgt die Zahl der Christen 936, von denen 662 Kommunikanten. Für kirchliche Bedürfnisse wurde von denselben im letzten Jahre 7692 Mark beigetragen.

In herzlicher Einmüthigkeit mit den englisch-presbyterianischen Missionaren arbeiten die der amerikanischen reformirten Kirche (früher Reformed Protestant Dutch Church). Sie haben ein paar Außenstationen auf der Insel selbst, die andern auf dem nahen Festlande im Norden und in der schon erwähnten großen Stadt Tschangtschau neben der Londoner Mission. Alle diese drei Missionen gehen in brüderlichster Weise Hand in Hand. So arbeiten sie, wenn ich nicht irre, gemeinsam an dem großen Missionshospital, das durch Beiträge der zu Amoy lebenden Fremden erhalten wird, auch haben sie gemeinsame Prüfungen der Zöglinge ihrer theologischen Seminare, die sich im Segen bewähren. — Die neueste Statistik dieser amerikanischen Mission liegt mir nicht vor. Schon 1873 zählte sie 540 Kommunikanten, etwas mehr als die englische presbyterianische. Wahrscheinlich ist die Zahl ihrer Bekehrten im gleichen Verhältniß wie die der letztgenannten Mission gestiegen, daß wir also auf dem gesamten Gebiet der Station Amoy bereits nahe an 3000 Christen zählen dürfen.

Hierbei müssen wir sogleich noch einen Exkurs nach der dem südlichen Fu-kien gegenüberliegenden Insel **Tai-wan** oder **Formosa** machen, welche in politischer Beziehung zu der genannten Provinz gehört, soweit sie (auf der westlichen Hälfte) von Chinesen bevölkert ist, bei denen der Dialekt von Amoy herrscht. Hierher pflanzten die englischen Presbyterianer einen Absenker ihrer Amoymission 1863. Aus der Hauptstadt Tai-wan-fu wurde Dr. Maxwell zwar bald wieder vertrieben; es gelang aber in der dem europäischen Handel zugänglichen, etwas südlicher gelegenen Hafenstadt Ta-kau eine Station zu gründen, trotz manches bittern Widerstandes. Schließlich jedoch schaffte die von der

Mission gewährte ärztliche Hilfe jener beim Volke Eingang und nach einiger Zeit konnte „der freundliche Missionsdoktor auch in der Hauptstadt wieder ankommen. Sein lieblichstes Arbeitsfeld aber eröffnete sich ihm in dem nordöstlich von der Hauptstadt gelegenen Hochlande von Po-sia, wo ein schon ziemlich zivilisirter Stamm der malaiischen Ureinwohner, die sogenannten Sek-hwan, etwa 10 000 an Zahl, ihre Wohnsitze haben."

Einige dieser Leute, die in T'ai-wan-fu von dem fremden Arzte von Krankheiten geheilt waren, brachten 1870 das Evangelium in ihre Heimat. Besonders eifrig war einer, dem ein großes Gewächs ausgeschnitten worden war. Sobald er nach Hause kam, zerschlug er seine Götzen und fing an, den Seinigen die christlichen Hauptwahrheiten zu lehren. Er feierte mit ihnen den Sonntag, sang christliche Lieder und suchte auch seine Landsleute für seinen Glauben zu gewinnen. Es dauerte nicht lange, so konnten sechzig dieser schlichten Leute getauft werden, denen im nächsten Jahre fast dreihundert folgten. Es wurden Schulen angelegt, alte Volksweisen christlichen Liedern angepaßt u. s. w. Ein deutscher Reisender urtheilt zwar sehr absprechend über den Gesang dieser jungen Christen, weiß aber sonst nichts ungünstiges von ihnen zu sagen, was jedenfalls als ein gutes Zeugniß für sie angesehen werden darf.[1])

Seither hat sich die Mission weit auf der Insel ausgebreitet. Außer den eben genannten Sek-hwan im Tschang-hwa-Distrikte bildet ein andrer ähnlicher Stamm, die Pe-po-hwan im T'ai-wan- und Ka-gi-Distrikte, ein ergiebiges Arbeitsfeld. Im ganzen gibt es jetzt zwölf Außenstationen dieser Mission unter den Aborigines. Unter den Chinesen ist die Wirksamkeit in der Umgegend von Ta-kau am ausgedehntesten, wo zwölf Außenstationen bestehen, eine unter einer Hakkakolonie. Sonst bestehen chinesische Gemeinden nur noch in Kagi und in der Hauptstadt. Die Zahl der Bekehrten ist schnell gewachsen, und der neueste Jahresbericht gibt 950 Kommunikanten an. Es würden ihrer noch mehrere sein, wenn nicht kürzlich 40—50 hätten ausgeschlossen werden müssen. Nicht genügende Prüfung der Aufzunehmenden, dann aber auch mangelhafte Kräfte zur Seelsorge für die jungen Christen waren Schuld daran. Dem Uebelstande abzuhelfen, wird jetzt der Ausbildung der Nationalgehilfen größere Sorgfalt gewidmet. Um dies zu ermöglichen, wurde Ta-kau als Hauptstation aufgegeben und die sämtlichen europäischen Kräfte in T'ai-wan-fu konzentrirt, sodaß hier bei den vielen Reisen doch immer ein Missionar daheim bleiben kann, um sich der jungen Leute anzunehmen. — Eine Zeit lang versuchte man auch den Aborigines jenseits der Berge, unter denen auch Stämme sich finden, die bereits etwas Zivilisation angenommen haben[2]), das Evangelium zu bringen. Eine Station jedoch, die mehrere Jahre lang fortgeführt wurde, mußte wegen der allzu drohenden Gefahren aufgegeben werden. Kürzlich hat einer der Kolporteure der schottischen Bibelgesellschaft die kleinen Häuflein zivilisirter Eingeborener in den Gebirgen aufgesucht, und es hat sich herausgestellt, daß die geringe Seelenzahl derselben weitere Missionsunternehmungen noch nicht zuläßt. — Er-

[1]) Nach Basler Missions-Magazin 1878, S. 118 ff.

[2]) Die Hauptmasse der dortigen Bevölkerung sind, wie schon oben bemerkt, rohe grausame Wilde.

freulich ist auch in dieser Mission die Freigebigkeit der Bekehrten, die für die Hungerleidenden in Nordchina 2040 Mark und außerdem für ihre kirchlichen Einrichtungen 3300 Mark zusammenbrachten.

Wir haben aber noch eine zweite Mission auf Formosa zu erwähnen, nämlich die der kanadischen Presbyterianer, welche seit 1872 besteht und ihre Hauptstation in Tam-schui, der nördlichen Freihafenstadt der Insel, hat. Besonders Dr. Mackay, der dort die Mission begann, zeichnet sich durch seine mit großer Selbstverleugnung betriebene Arbeit aus. Er hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt. Rastlos zieht er umher, predigt, gibt Medizin, zieht Zähne aus u. s. w. Schon nach fünf Jahren durfte er auf elf christliche Kapellen mit ebensovielen Nationalgehilfen und 75 Abendmahlsgenossen als erfreuliche Früchte hinschauen. Die Zahl der letzteren ist kürzlich auf 182 gewachsen. Bei Gelegenheit der Errichtung einer Kapelle in der großen Stadt Ban-ka war sein Leben ernstlich bedroht. Die Verfolgung aber hat weder ihm noch seiner Sache etwas schaden können; vielmehr ist er bereits weit und breit bei der Bevölkerung eine gern gesehene Persönlichkeit, und selbst die Beamten können ihm die Anerkennung nicht versagen.

Wir kommen zu dem zweiten Missionsfelde der Provinz Fu'-kien, das in der Hauptstadt Fu'-tschau seinen Mittelpunkt hat. Hier arbeiten drei Missionsgesellschaften: die Church Missionary Society (seit 1850), der American Board (seit 1847) und die Methodist Episcopal Church (seit 1847).

Die Church Missionary Society hatte in den ersten Jahrzehnten ihrer Wirksamkeit fast noch gar keine Erfolge erzielt. Nachdem verschiedene Missionare gestorben oder krank zurückgekehrt waren, stand 1860 ein junger Mann, noch unter den Schwierigkeiten der Sprache arbeitend, allein auf diesem Posten. Nicht ein einziger Bekehrter, nicht einmal ein Katechumen war vorhanden. Schon sollte die unfruchtbare Mission abgebrochen werden. Der Missionar that Fürbitte, wie der Gärtner für den unfruchtbaren Feigenbaum. Im folgenden Jahre wurden die vier Erstlinge dieser Mission getauft, die durch einen Missionsarzt, der Fu'-tschau besuchte, gewonnen waren. Der Missionar starb. Sein Nachfolger wurde John R. Wolfe, ein äußerst rühriger, von Begeisterung für seinen Beruf erfüllter Mann. Er erkannte mehr und mehr, wie die Landdistrikte ein viel ergiebigerer Boden seien als die mächtige Großstadt. So begab er sich seit 1864 viel auf Reisen, besonders in die nördlich gelegenen Gegenden. Im folgenden Jahre konnte ein Katechet in Lien-kong etwa acht deutsche Meilen nördlich stationirt werden, der dort solchen Eingang fand, daß bald darauf die Gelegenheit wahrgenommen wurde, Lo-nguong (abermals acht Meilen weiter nördlich) und Ku-tsch'eng (Ku-tien 22 Meilen nordwestlich) in gleicher Weise zu besetzen. Nach einigen Jahren finden wir noch andere Plätze, wie die bedeutende Seestadt Fu'-ning (Hok-ning-fu) im Norden und weit im Innern die Kreisstadt Yen-ping (Jong-ping-fu), sowie Ning-te' (—taik) nicht fern von Lo-nguong[1]) mit

[1]) In neuester Zeit hat die Gesellschaft angefangen, auch im Süden des Min im Hing-hwa- und Tek-hwa- (Tait-) Distrikte zu arbeiten.

unter den Außenstationen. Anfänglich ging's freilich auch in allen diesen Orten nur langsam, aber seit dem Anfange unseres Jahrzehntes bilden sich um diese Mittelpunkte immer weitere Kreise, indem unter der Landbevölkerung trotz aller Opposition und Verfolgung, besonders seitens der Literaten und größeren Grundbesitzer, ein reges Interesse für das Christenthum geweckt wird. Ueberraschend mehren sich die Gemeindemitglieder von Jahr zu Jahr, da vielfach die Bekehrten selber alsbald zu missioniren beginnen. Im Jahre 1873 aber steigt die Zahl der Christen in beschleunigtem Maße auf mehr als 1000, und jetzt ist bereits das dritte tausend voll geworden. Man sollte erwarten, die Missionsgesellschaft müsse auf diesem Felde eine ganze Reihe von Missionaren beschäftigen, um solche Erfolge zu erzielen. Es ist jedoch nur ein Kollege dem Rev. J. Wolfe an die Seite getreten. Beide erhalten durch viele Reisen die Verbindung mit den 70—80 Katecheten und mit den Gemeinden lebendig. Ob aber der Anbau des ganzen Feldes bei der Vielgeschäftigkeit, wie sie diese Verhältnisse bedingen, in solider Weise vollzogen werden kann, bleibt doch fraglich. Möge der Herr das so fröhlich aufblühende Werk vor Rückschlägen bewahren. Jedenfalls wäre eine Vermehrung der europäischen Arbeitskräfte dringend wünschenswerth. Seit längerer Zeit schon steht den Missionaren ein ordinirter Gehilfe zur Seite, der als treu und zuverlässig gerühmt wird. Ein weiterer Fortschritt war es, daß 1876 vier andere Prediger durch den Bischof von Victoria ordinirt wurden, um als Pastoren auf verschiedenen der oben genannten Stationen angestellt zu werden. In dem betreffenden Jahresberichte sind diese vier Männer in fast überschwenglichen Ausdrücken gepriesen worden.[1]) Die Ordination soll dem ganzen Werk einen merklichen Impetus gegeben haben. Außer jenen stehen 80 besoldete Katecheten im Dienste der Mission nebst 100 freiwilligen Helfern (exhorters), die zweimal in der Woche mit ihren Pastoren eine Berathung über ihre Amtsthätigkeit haben. Zur Heranbildung der Lehrkräfte hat Rev. Wolfe in der Hauptstadt ein Seminar. Diese Riesenstadt selbst ist und bleibt todt und unfruchtbar; aber rings umher auf dem Missionsfelde gedeiht alles, wie bei gnädigem Regen, trotz der mancherlei Prüfungen und Verfolgungen, die bis in die neueste Zeit fortdauern[2]), ja unter dem mit der wachsenden Gemeinde auch zunehmenden Hasse der Feinde sich steigern. Der Missionar berichtet nicht blos von äußerem Zuwachs, sondern von wirklichen Fortschritten im geistlichen Leben und christlichen Erfahrungen bei nicht wenigen der Bekehrten. Wachsender Gebetseifer, Sorge für das Heil anderer, geduldiges Ertragen der Verfolgung und Bereitwilligkeit Beiträge zu geben, werden als Zeugniß dafür angeführt. Es ist wahr, viele von ihnen sind schwach, bedürfen der Leitung und machen dem Missionar viel Sorge. Sonnenschein und

[1]) Dergleichen läßt doch einen gewissen Mangel an Nüchternheit durchblicken.

[2]) Erst kürzlich wurde selbst das Missionsgehöfte in Fu'-tschau (auf dem sogenannten Schwarzsteinberge, Wu-schi-schau, gelegen) von einem Pöbelhaufen zum Theil demolirt. Auch auf den Außenstationen sind die Christen oft vielerlei Mißhandlungen ausgesetzt.

Wolken wechseln in seinen Erfahrungen — doch oft überwiegt der erstere. Seit einigen Jahren ist eine jährliche Konferenz der sämtlichen Fu'kien-gemeinden dieser Gesellschaft eingerichtet worden. Zehn Tage lang dauerten die Versammlungen 1877, an denen sich 160 Personen betheiligten, und die sich als eine Zeit geistlicher Förderung erwiesen. Im folgenden Jahre stieg die Zahl der Besucher auf 300. Es wurde über wichtige Fragen des praktischen Lebens, z. B. Abstellung der Kinderheiraten u. s. w., verhandelt.

Aehnlich wie die eben besprochene Mission, hat sich die der amerikanischen bischöflichen Methodisten im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte von kleinen Anfängen zu einer bedeutenden Ausdehnung entwickelt. Noch im Jahre 1860 zählten die kleinen Gemeinden, die in verschiedenen Theilen der Stadt gesammelt waren, nur etwa vierzig Mitglieder, während auf einer Außenstation deren fünfzehn gewonnen waren. Acht Jahre später hatte sich die Zahl fast verzehnfacht, und die Gesamtzahl der Christen mit Einschluß der Katechumenen war nahe an tausend gekommen. Auch hier aber kam es nur dadurch zu einem solchen Wachsthum, daß in verschiedenen Landdistrikten das Evangelium Fuß faßte. In dem Jahresberichte von 1868 sind nicht weniger als dreißig Orte genannt, an denen christliche Gemeinden bestanden, deren Glieder, wie es scheint, wieder in verschiedenen Ortschaften vertheilt waren. Trotz jener großen Zahlen waren die gesammelten Häuflein zum Theil nur klein. Es läßt sich denken, wie viele Kräfte die Arbeit auf diesem weit verzweigten Gebiete[1]) erfordert. Es scheint jedoch in dieser Mission in ziemlich ausreichender Weise für Ausbildung von Nationalgehilfen gesorgt worden zu sein. Den vier in Fu'-tschau stationirten amerikanischen Missionaren standen schon zu Anfang unsres Jahrzehntes über sechzig chinesische Gehilfen zur Seite, unter denen bereits zwölf ordinirt waren.

Einer derselben, Yek-ing-kwang, wird in einem der Berichte folgendermaßen beschrieben: „Er kommt dem am nächsten, was man eine wandelnde Predigtmaschine nennen möchte. Es ist wirklich ergötzlich, zu sehen, wie er unter seiner Last von 70—80 Pfund [als Kolporteur] dahin trabt, meilenweit und unablässig predigt, denen die voraufgehen, sowie denen, die hinter ihm sind. Ich war überrascht durch sein Geschick, die Aufmerksamkeit der Volkshaufen zu fesseln und das Gespött der Feinde zum Schweigen zu bringen." — In einer kleinen Christengemeinde, die fast nur aus Frauen bestand, hielt er während der Feier des heiligen Abendmahls folgende Ansprache: „Meine lieben Schwestern! es ist ein großes Vorrecht, daß ihr das Gedächtniß der Leiden und des Todes Christi unsres Heilands feiern dürft, der da starb, um euch und euer ganzes Geschlecht zu erretten. Es war eine Frau, der er sich zuerst nach seiner Auferstehung zeigte — — —. Ich hoffe, ihr werdet ihm folgen und etwas thun für ihn. Vor allen Tsch'ien-wang nimm dich in acht mit deinem

[1]) Dasselbe liegt vorzugsweise südlich und westlich von der Hauptstadt. Einer der Hauptpunkte ist die große Stadt Hing-hwa, nicht weit von der südlichen Grenze des Fu'-kiendialekts gegen den Hok-lodialekt. Etwa halbwegs zwischen diesem Punkte und Fu'-tschau liegt Hok-tschiang, ebenfalls einer der fruchtbarsten Distrikte dieser Mission. Weniger ergiebig war die Arbeit in den bereits bei den Arbeiten der Church Mission Society erwähnten Distrikten Ku'-tscheng und Yen-ping. In den südwestlich gelegenen Distrikten In-tschong, Te'-hwa und Tai-tscheng waren bis vor einigen Jahren nur einzelne Christen vorhanden.

Mundwerk. Wenn dir nun deine Brutente oder die Jungen sterben oder gestohlen werden, so mache nicht einen Lärm, als wenn man dir das Leben nähme. So machen es die Heiden. Aber ihr müßt ihnen ein besseres Beispiel geben."[1])

Was die Bekehrten anbetrifft, so hatten sie ein gutes Gerücht unter ihren Landsleuten. „Diese Christen sind merkwürdige Leute", sagte einmal einer der Lastträger des Missionars. „Man bekommt sie nicht dazu, daß sie streiten. Was irgendwie ein bischen schlecht ist, lassen sie sich nicht überreden zu thun. Ihren Sonntag halten sie strenge. Jeden Sonnabend sehe ich, wie sie ihre Vorräthe für den Sonntag einkaufen und man würde sie nicht bewegen, für einen Pfennig an diesem Tage zu kaufen. Das merkwürdigste aber ist, daß, sowie sie Christen werden, können sie alle lesen". Wenn der schlaue Kuli nur nicht allzusehr dem Missionar nach dem Munde geredet hat. — Daß es auch hier nicht an Verfolgungen fehlt, sei nur im Vorübergehen erwähnt.

Eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt die mit dieser Mission verbundene Presse, die in einem Jahre mehr als 3 800 000 Druckseiten lieferte. Weniger ausgedehnt war bis vor etlichen Jahren das Schulwesen. Nur an drei der Außenplätze bestanden gering besuchte Tagesschulen; in der Hauptstadt waren es mehrere, unter andern eine Kostschule für Töchter unter der tüchtigen Leitung eines amerikanischen Fräuleins. Ein besonderer Frauenmissionsverein in der Heimat unterstützt dieses, wie einige andere Unternehmungen für das weibliche Geschlecht.

In eine ganz neue Periode aber trat diese Mission etwa im Anfange der siebziger Jahre ein, als die Wünsche der Missionare und Missionsfreunde über Bitten und Verstehen erfüllt wurden durch die Bereitwilligkeit von größeren Scharen, sich den christlichen Gemeinden anzuschließen, und zwar auf dem südlichen Theile des Missionsfeldes. Es ist schwer, sich von der Natur dieser Bewegung aus den darüber vorliegenden Notizen eine klare Vorstellung zu machen. Vielleicht war manches durch methodistische Mittel erreicht, vielleicht wirkten besondere lokale Ursachen mit. Jedenfalls war ein derartiges Anwachsen der Gemeinden in der Geschichte der evangelischen Mission in China noch nicht dagewesen. Hunderte von Taufkandidaten drängten sich herzu. „Es kann nicht überraschen, daß unter solchen Scharen, trotz aller Sorgfalt, die auszuschließen, welche aus unrechten Beweggründen kamen, viele mit unterliefen, die nicht wirklich bekehrt waren. Ebensowenig kann es auffallen, daß solche Leute, wenn sie nun das Christenthum als eine rein geistliche Anstalt (?) erkannten und ihre selbstsüchtigen Zwecke darin nicht erreichbar fanden, aufhörten, sich dafür zu interessiren. Das mit einer schärferen Zurückweisung gleich bei der Aufnahme auch bessere Elemente verloren gegangen sein würden, liegt auf der Hand. Aber nun wurde die Kirchenzucht treulich geübt" u. s. w.[2]) Es mußten theilweis größere Scharen wieder ausgeschlossen werden. In einem Jahre betrug die Abnahme der Bekehrten 258. Trotzdem ist durch

[1]) Missionary Advocate 1873, p. 3.
[2]) Annual Report of the Miss. Soc. of the M. E. Church for 1873, p. 51 ff.

immer neuen Zufluß die Zahl der Mitglieder beständig gewachsen und beträgt 1255, neben 537 noch in der Probe befindlichen, und die Zahl der getauften Kinder (1873 schon 300) finde ich in meiner Quelle nicht angegeben. Jedenfalls aber übersteigt die Zahl der Christen schon 2000.

Besonders charakteristisch für diese Mission sind die Jahresversammlungen, zu denen die eingebornen Christen von allen Seiten zu Fuß, zu Schiff, in Tragstühlen und auf Eseln herbeiströmen. Auf denselben wird die Sache der Selbsterhaltung der Gemeinden kräftig gefördert. Die eingeborenen Prediger thun ihr Möglichstes dazu, um den Gemeinden ihren Unterhalt zu erleichtern, wie z. B. einer sich mit einem Jahrgehalte von 60 Dollar begnügte — obwohl er Familie hat. Einige Gemeinden zahlen ihren Predigern soviel wie ein einzelner Mann zu seinem Unterhalte nöthig hat, und die Missionsgesellschaft gewährt einen angemessenen Zuschuß für die Familie. Es ist ihr Prinzip, von vornherein dahin zu wirken, daß ihre Agenten soviel wie möglich von den Gemeinden besoldet werden.

Die dritte Mission, der wir in Fu-tschau begegnen, ist die des American Board. Auch hier haben sich die kleinen Anfänge in stetigem Fortschritte entwickelt, wenn auch nicht zu solcher Ausdehnung wie in den beiden soeben betrachteten Missionen. Mit vierzehn Kirchengliedern traten die Missionare des Board in unsre Periode ein. Jetzt haben sie deren 170. Damals beschränkte sich die regelmäßige Arbeit noch auf die große Stadt. Jetzt sind eine Reihe von Außenstationen vorhanden, sodaß im ganzen an 23 Predigtplätzen regelmäßig das Evangelium verkündet wird. An neunen jener Orte bestehen organisirte Gemeinden, deren zwei jetzt bereits ihren Pastor selbst besolden. Die Außenstationen liegen zum Theil südlich von Min namentlich in den Distrikten Tschang-lo und Sung-fu zum andern Theile etwas vereinzelt am oberen Min. Auf diesem Theile des Gebietes ist kürzlich in der weit im Innern (52 Meilen von Fu-tschau), in der Nähe der Theedistrikte gelegenen großen Stadt Schau-wu (Shao-wu, Shau-u) eine neue Hauptstation eröffnet und mit zwei amerikanischen Missionsfamilien besetzt worden. Auf dem südlichen Gebiet hätte die Gesellschaft mehrfach Gelegenheit gehabt, mit den Methodisten in Grenzstreitigkeiten zu kommen. Es scheint jedoch, daß der Board um des Friedens willen auf Früchte seiner Arbeiten verzichtete. Es ist dies mit ein Erklärungsgrund des verhältnißmäßig geringeren Wachsthums dieser Mission.

In Fu-tschau selbst bestehen die beiden Hauptstationen: die eine in der Stadt, die andre in der südlichen Vorstadt Nan-tai, nach dem Hügel, auf dem das Missionsgehöft liegt, Po-na-sang genannt. Verschiedene Kapellen und Predigtplätze stehen mit beiden in Verbindung. Mit der einen Kapelle ist ein Hospital verbunden, wo in neuerer Zeit als Spezialität die Opiumkur getrieben wird. Die Dauer derselben ist freilich nur kurz, und doch genügt sie, um auf viele jener armen verkommenen Leute einen christlichen Eindruck zu machen, wie denn mehrere derselben bereits getauft wurden.[1]) — Von Schulen haben wir das kleine theo-

[1]) Ueber die Opiumkur selbst sind mir verschiedene Ansichten entgegengetreten. Die eine, wie es scheint, mehr von medizinischer Seite, spricht der Kur fast jeden

logische Seminar, sowie eine Kostschule für Knaben und eine solche für Mädchen zu erwähnen. Auf die erstere trifft jener Ausdruck nicht ganz zu. Es wird den Zöglingen (jetzt 13 an Zahl) nämlich nur eine Unterstützung von einem Dollar monatlich für ihren täglichen Reis gewährt. Außer dem Unterricht in den chinesischen Klassikern wird hier auch der in lateinischen Buchstaben zur Schriftsprache erhobene Volksdialekt systematisch gelehrt[1]). Die Mädchenschule ist etwas stärker besucht (35). Mit den Volksschulen (7 mit 71 Schülern) geht es noch nicht nach Wunsch. Sie wollen nicht recht gedeihen, weil die Mädchen durch die Vorurtheile über Stellung des weiblichen Geschlechts fern gehalten werden, während die Knaben auf dem Lande infolge häufiger Verwendung zum Ackerbau zu viel den Unterricht versäumen und daher nicht vorwärts kommen. Mit der Erstarkung christlicher Gemeinden wird aber auch die christliche Schule gekräftigt werden.

Was die Nationalgehilfen betrifft, so wird hier, wie ähnlich auch von anderen Gesellschaften berichtet, daß sie „freilich langsame aber doch sichere Fortschritte" machen. Es zeigt sich dies bei den vierteljährlichen Konferenzen, die immer mit Prüfungen und Proben im Predigen u. s. w. verbunden sind. „Sie bedürfen nur einer reicheren Taufe des Heiligen Geistes, sodaß die Liebe Christi ihr Herz treiben und sie in ihrem Werke erhalten möge." Es scheint überhaupt, daß trotz mancher schöner Beispiele im großen und ganzen diesen Gehilfen doch noch ein gut Stück von dem chinesischen Alltagswesen und Materialismus anklebt, dessen Bekämpfung einen nicht unwesentlichen Theil in der Arbeit der Missionare ausmacht.

Erwähnen wir schließlich noch die Presse des Amerikanischen Board in Fu-tschau, auf der unter anderm die Uebersetzung der Bibel in den Volksdialekt jener Gegend gedruckt wird, sowie eine illustrirte Kinderzeitschrift. Die Leistungen dieser Presse sind nicht gering, aber doch nicht so massenhaft wie die der Methodisten.

Ueberblicken wir schließlich die gesamte evangelische Missionsthätigkeit in Fu-kien, so finden wir folgende Daten: 38 Missionare, 320 Nationalgehilfen, 273 Außenstationen, 173 Gemeinden mit 5247 Kommunikanten, 149 Schulen mit 2731 Schülern.

Erfolg ab. Dieses Urtheil dürfte sich jedoch auf die Patienten beschränken, die dem Laster im höchsten Grade verfallen sind. Es gibt ja auch einen Grad der Trunksucht, der fast unheilbar ist.

[1]) Diesem „Romanizing Chinese dialects" wie man es nennt, das auch auf dem Amoygebiete resp. Formosa in ausgedehnter Weise Anwendung findet, können wir nicht ungetheilt zustimmen. Das Lesenlernen wird ja freilich auf diese Weise sehr erleichtert, und Chinesen meinen vielfach, daß es nur durch Zauberei möglich sei. Aber wer solch einen Dialekt lesen gelernt hat, besitzt damit keineswegs die Fähigkeiten fürs öffentliche Leben, die sonst die Kunst des Lesens mit sich bringt. Er bleibt beschränkt auf die kleine Zahl Bücher religiösen Inhalts, die in diesem Dialekt übersetzt sind, während er vor einem Plakat an der Straßenecke als Analphabet (der Name trifft freilich im Grunde nicht zu) stehen bleibt. Die dadurch bewirkte Isolirung der Christen aus der nationalen Gemeinschaft kann nicht günstig wirken. Nicht weniger nachtheilige Folgen dürfte die Zersplitterung haben, welche entsteht, wenn die Heilige Schrift und die ganze religiöse Literatur nicht für alle

C. Tsché-kiang.

Unsre Umschau führt uns weiter nördlich zunächst nach **Ning-po**, wo nicht weniger als fünf verschiedene evangelische Missionen bestehen.

Fassen wir zuerst die englisch-kirchliche Mission ins Auge. Sie hat in der Stadt selbst zwei Kirchen mit organisirten Gemeinden, mit zusammen 165 Christen, deren 90 Kommunikanten sind. Von der heidnischen Umgebung werden sie wenig mehr belästigt, aber bei der Ruhe, deren sie sich erfreuen, fehlt es doch wieder an lebenskräftigen Fortschritten. Unter den Schulanstalten steht das theologische Seminar oben an. In demselben wird unter anderm viel aus der Bibel nach chinesischer Methode auswendig gelernt. Einer der Zöglinge hatte das ganze Neue Testament auswendig gelernt. — Die 16 Außenstationen dieser Mission vertheilen sich auf die vier Distrikte Saen-po, Saen-nen im Norden resp. Nordwest, der westliche Berg- und der östliche Seedistrikt am Tong-wu. Die Gegend ist dicht bevölkert, schroffe Bergzüge durchschneiden sie. Auch hier ist das bereits verhältnißmäßig recht ausgedehnte Werk in neuerer Zeit weniger fortgeschritten. — Die Katecheten geben immer wieder als Grund dafür die Landessitten, Vorurtheile gegen die Fremden und die falschen Gerüchte an, die wider das Christenthum verbreitet werden. Vor allen Dingen ist hier das Opium ein gewaltiges Hinderniß der Mission. Die neuesten Angaben verzeichnen 139 Kommunikanten neben 330 Anhängern. Eine interessante Persönlichkeit in dieser Gemeinde ist der Künstler Tai, Maler und Dichter, der im Opiumhospital bekehrt wurde, und nun seine Gaben in den Dienst des Reiches Gottes gestellt hat.

Auf dem Wege von dieser Gegend nach der Provinzialhauptstadt Hang-tschau liegt die bedeutende Stadt Schau-hing[1]), die seit 1870 auch eine Hauptstation der Church Missionary Society hat. Es sind hier ebenfalls zwei Kirchen gegründet, an deren jeder ein Missionar arbeitet. Bis jetzt haben sie jedoch nur sehr kleine Häuflein von Christen um sich gesammelt. Der eine leitet zugleich eine kleine Presse, welche Uebersetzungen im Ning-podialekt mit lateinischen Lettern liefert. In der Umgegend sind bereits einige Außenstationen angelegt.

Etwas älter ist die Station in der berühmten, schönen Großstadt Hang-tschau seit 1864. Auch hier giebt es über nur langsame Fortschritte zu klagen. Unter den Missionsmitteln ist hier ein Hospital zur Kur von Opiumrauchern zu nennen, in dem aber auch andere Patienten

---

bekehrten Chinesen dieselbe bleibt. In China ist durch die einheitliche Schriftsprache ein für die weitere Entwicklung des Christenthums höchst wichtiges, kräftiges Moment gegeben. Setzt man die Dialekte an seine Stelle, so verzichtet man auf einen wichtigen Hebel. Nur für solche, denen die chinesische Schrift überhaupt unzugänglich bleiben würde, und denen es an Fähigkeiten fehlt, sie zu bemeistern, dürften die so bearbeiteten Dialekte sich als ein Nothbehelf empfehlen. — Die Angelegenheit wird nächstens auf der Versammlung der Evangelischen Alliance in Basel berathen werden.

[1]) Größer als Ning-po nach Ausdehnung und Seelenzahl, gelegen in einer weiten Ebene voll von Dörfern und nach allen Richtungen von Kanälen durchschnitten, die bequeme Verkehrsstraßen darbieten.

behandelt werden. Die große Stadt ist ein wenig fruchtbarer Boden. Mehr Eingang findet das Evangelium an verschiedenen Punkten der Umgegend. Im ganzen waren 122 Anänhger (36 Kommunikanten) gesammelt. — Einer der englisch-kirchlichen Missionare, Russel, zu Ning-po, ist 1872 zum Bischof geweiht worden. Das nordöstliche China ist ihm als Sprengel zugetheilt.

Die amerikanischen Presbyterianer haben ebenfalls, von Ning-po beginnend, ihre Mission nach Westen zu ausgedehnt und in denselben Distrikten wie die eben besprochene Gesellschaft eine Anzahl von Außenstationen angelegt, die gleichfalls unter der Leitung von zum Theil ordinirten Nationalgehilfen stehen. Einige der Gemeinden haben Anfänge der Selbsterhaltung gemacht. Das Häuflein der Christen zu Yu-yiau brachte schon 130 Dollars, das ganze Gehalt ihres Pastors, auf, während sie 100 Dollars zum Ausbau ihrer Kirche verwendeten, was um so anerkennenswerther ist, da die Leute nur ein kärgliches Auskommen haben, ja vielfach Noth leiden. Unter manchem Entmuthigenden, das auch diese Mission drückt, ist dies gewiß ein erfreuliches Zeichen. Auch die Gemeinde in Ning-po selbst, die sonst hinter den Landgemeinden immer zurückgeblieben war, hat es in den letzten Jahren zur pekuniären Unabhängigkeit von der Missionsgesellschaft gebracht. — Ein anderes erfreuliches Zeichen ist dies, daß manche Gemeindeglieder sich rege an der Missionsarbeit in der heidnischen Umgebung betheiligen. In einer Gemeinde hatten sich die Kommunikanten verbunden, jeden Sonntag zu zweien und zweien umherzugehen, entweder zu ihren Verwandten oder an öffentliche Plätze u. s. w., um über das Evangelium zu sprechen und Traktate zu verbreiten. Eine der kleinen Gemeinden war in letzter Zeit durch eine ernste Verfolgung bedroht. Die Christen blieben aber fest und waren, zum Gebet versammelt, selbst des Martyriums gewärtig; doch wurde die Gefahr durch das Einschreiten der Behörden abgewendet. Die oben angedeuteten Schattenseiten, die diesen erfreulichen Zügen gegenüberstehen, finde ich in den mir vorliegenden Berichten nicht näher bezeichnet. Auch diese Gesellschaft hat bereits seit 1859 eine Hauptstation in Hang-tschau, mit der einige nördlich gelegene Außenstationen verbunden sind. Ueber die Zahl der Gemeindeglieder fehlen mir besondere Angaben. Die genannten beiden Stationen werden mit den bald zu besprechenden: Schang-hai, Su-tschau und Nang-king zusammengefaßt, und diese ganze Mission zählt 650 Kommunikanten.

Wir kommen drittens zu den amerikanischen Baptisten (A. B. Union). Sie haben dieselben drei Hauptpunkte besetzt, wie die Church Missionary Society: Ning-po, Schau-hing (hier geschrieben Zao-hying) und Hang-tschau. Zu jeder dieser Stationen gehören Außenplätze. Eine zu Ning-po gehörige Gemeinde befindet sich auf der Insel Tschusan, die früher den Schauplatz verschiedener evangelischer Missionsunternehmungen darbot. Doch ist nur ein Nationalgehilfe in Ting-hai, dem Hauptplatz der Insel, stationirt. Die etwa 30 Meilen im Südwesten gelegene große Stadt King-hwa bot eine Zeit lang die günstigsten Aussichten, und es war nahe daran, daß sie als Haupt-

station besetzt wurde. Es wurde dies jedoch verhindert, und in neuerer Zeit ist wenig von weiteren Fortschritten des Evangeliums in jener Gegend die Rede. Hang-tschau ist für die Baptisten ein besonders harter Boden gewesen. Vor einigen Jahren wenigstens scheint es trotz langjähriger Arbeiten dort noch keinen Bekehrten gegeben zu haben. Nur an einigen von hier aus besuchten Außenstationen sind ein paar Häuflein von Christen gesammelt. Die Arbeit in diesem Distrikt scheint überhaupt nicht viel Ermuthigung zu gewähren. „Verfolgungen hat es nicht gegeben; im Gegentheil, es war ein ungewöhnlicher Grad von Ruhe und selbst Apathie beim Volke vorhanden. Unsere Kapellen haben weniger Zuhörer als früher, und geringere Geneigtheit zum Aufmerken zeigt sich bei denen, die hereinkommen. Ich fürchte, die Schuld liegt zum Theil bei den Sprechern. Wir bedürfen der Salbung von oben" ꝛc. So heißt es in einem Berichte, und ähnlich klingt es an manchen Punkten der anderen. Ueber manche der Mitglieder wird geklagt, daß sie erkaltet seien. Doch finden sich immer wieder einzelne Bekehrte aus den Heiden. In neuerer Zeit scheinen sie sich sogar gemehrt zu haben, denn die Gesamtzahl der mit dieser Mission verbundenen Christen, welche 1873 nur 219 betrug, ist jetzt auf 307 gekommen. Schau-hing ist in neuester Zeit als besonderer Distrikt von der Ning-po-Mission abgelöst.

Hang-tschau ist auch eine der beiden Hauptstationen der südlichen Presbyterianer, die andre in Su-tschau in der Nachbarprovinz. An beiden Orten haben sie erst sehr kleine Gemeinden, dort achtzehn, hier vier Mitglieder. Außer der Predigt in den Straßenkapellen sind die Missionare in verschiedenen Schulen thätig, besuchen auch mit Reisepredigt die Umgegend, haben jedoch Außenstationen noch nicht gegründet.

Ueber die Mission der United Methodist Free-Churches kann ich nur ganz kurz bemerken, daß sie außer der Station Ning-po (östliche Vorstadt) sechs Außenstationen umfaßt, sowie 143 Gemeindeglieder, zwei Reise- und acht Lokalprediger.

Schließlich aber begegnen wir in der Provinz Tsché-kiang auf nicht weniger als 41 Punkten noch einer weiteren Mission, auf die wir um ihrer Besonderheit willen etwas näher eingehen müssen. Es ist die vom Missionar J. Hudson Taylor ins Leben gerufene China Inland Mission. Der Stifter war von der auf Gützlaffs Anregung in England entstandenen Chinese Evangelisation Society ausgesendet worden. Diese löste sich schon nach kurzem Wirken wieder auf, wie die meisten der Gützlaffschen Stiftungen. Taylor, der bereits einige Jahre in Ning-po gearbeitet hatte, mußte wegen Krankheit zurückkehren, war dabei aber von dem beständigen Flehen bewegt, daß der Herr diesen seinen Besuch in England zu einem Mittel machen möge, um wenigstens fünf andere Missionare nach China zu führen. Es wurde dies über Bitten und Verstehen erfüllt. Die gesuchten Leute fanden sich bald sowie auch christliche Freunde, welche die Mittel zu ihrer Aussendung beschafften. Schon 1862 ging der erste hinaus; vier andere folgten 1865. Diese Erfolge drängten zu weiteren Plänen.

Die Eröffnung des Inneren Chinas für europäische Reisende führte zu dem Gedanken, dort ein besonderes Arbeitsfeld zu suchen und eine größere Schar von Missionaren nach geeigneter Vorbereitung in einer der zugänglichen Hafenstädte nach verschiedenen Theilen des Innern zu senden. Daraus entstand die freie Vereinigung christlicher Freunde, welche nun mehr als anderthalb Jahrzehnte ohne sich zu einer Missionsgesellschaft zu organisiren, das unter dem Namen China Inland Mission bekannte ausgedehnte Werk getrieben hat. Als Taylor mit seiner Familie 1866 nach China zurückkehrte, begleiteten ihn fünfzehn Personen, um sich dem Missionsdienst zu widmen. Inzwischen aber hatten die Vorausgegangenen von Ning-po aus einen guten Anfang gemacht und die beiden weiteren Stationen Fung-hwa (im Süden) und Schau-hing besetzt. Als Ort der Vorbereitung wurde für die neu eintreffende Gesellschaft die Provinzialhauptstadt Hang-tschau gewählt. Die neuen Arbeiter des Evangeliums, lauter schlichte, meist dem Handwerkerstande angehörige Leute, nahmen sämtlich, auch die Frauen und Jungfrauen, die chinesische Kleidung an, und etliche unter ihnen hatten schon im nächsten Jahre solche Fortschritte in der Sprache gemacht, daß verschiedene Stationen besetzt werden konnten: zunächst Siau-schau, zehn englische Meilen südlich von Hang-tschau, dann die Departementsstadt Tai-tschau, weit im Süden der andern Station Fung-hwa und endlich Wun-tschau, nicht weit von der Grenze von Fu-kien gelegen. Dazu wurden verschiedene Rekognoszirungsreisen gemacht und weitere Anknüpfungspunkte gesucht. Im Jahre 1868 dehnten sich die Arbeiten weiter nach Norden aus. Ueber die Grenzen der Provinz hinausgehend, besetzte man in Kiang-su die große Stadt Su-tschau und sogar jenseits des Yang-tsz Yang-tschau[1]). Ein Aufruhr der dortigen Bevölkerung gegen die Europäer, dem die Missionare für eine Zeit lang weichen mußten, hat seiner Zeit viel von sich reden gemacht. Die Veranlassung zu demselben war jedoch nicht von diesen englischen Missionaren gegeben, wie gewöhnlich angenommen wurde, sondern von den Katholiken, die dort ein Waisenhaus gegründet. Nach diplomatischer Reklamation wurde reichlich Schadenersatz geleistet — übrigens nicht auf Antrag der Missionare — aus dem man einen Fond für weitere Missionsarbeiten in Yang-tschau bildete. Nach einer Untersuchungsreise bis zum alten Bette des Hwang-ho wurde die große Freihafenstadt Tsching-kiang am Yang-tsz besetzt und diesem Strom aufwärts folgend auch das Land im Westen erforscht. In der Provinz Ngan-hwui, die durch Krieg, Hungersnoth und Seuchen einen großen Theil ihrer Einwohner eingebüßt hatte, wurde durch Besetzung der Hauptstadt Ngan-king Fuß gefaßt. Auch hier mußten die Missionare freilich noch einmal weichen, aber um sich dann desto sicherer niederlassen zu können. Inzwischen war die Zahl der Arbeiter von England her verstärkt. Hier und da hatten sich schon Früchte in Bekehrungen gezeigt, Schulen waren im Gange, und das Evangelium wurde in immer weiteren Kreisen verkündigt. Nach

[1]) In dieser Stadt war Marco Polo eine Zeit lang Gouverneur.

wenigen Jahren charakterisirte ein Missionar der amerikanischen Baptisten die China Inland Mission folgendermaßen:

Sie haben einen ausgezeichnten Geist, selbstverleugnend, fromm, voll Glauben, Liebe und Demuth. Ihre Unternehmungen werden mit großer Sparsamkeit, doch wirkungsvoll ausgeführt. Sie bestreben sich, mit dem Volk in die nächste Berührung zu treten; bedienen sich der nationalen Wohnung, Kleidung und meist auch der nationalen Speise, um möglichst den Chinesen Chinesen zu werden. Sie sind weit verbreitet; an jedem Punkte lebt nur eine oder zwei Familien. Sie haben guten Erfolg ihrer vielen Predigten und Gebete; es werden Seelen der christlichen Gemeinde zugefügt und — ich bin überzeugt — aufrichtig bekehrte. Sie sind nicht alle gebildete Leute, sondern aus den niederen arbeitenden Klassen, meist solche, die auf revivals bekehrt sind und sich für Missionsarbeit geschickt zeigen. Daher verbringen sie ihre Zeit nicht unverständigerweise mit dem Studium alter chinesischer verstaubter Bücher und schreiben keine Werke, die doch keiner lesen würde [1]), sondern predigen und arbeiten nur zur Bekehrung der Seelen.

Das Jahr 1870 war für diese Mission voll von Heimsuchungen. Auf Krankheiten und Todesfälle gehen wir nicht näher ein. Die Aufregung aber, welche weit und breit im Lande gegen die Fremden ausgestreut ward, zeigte sich dem Werke sehr hinderlich. Trotzdem konnte eine Anzahl neuer Stationen eröffnet werden, und die Bekehrten wuchsen und erstarkten innerlich unter den mancherlei Leiden. Auch äußerlich aber ist die Schar seitdem mehr und mehr gewachsen. Wir können jedoch nicht weiter im einzelnen auf die Entwicklung dieses Werkes im Laufe der letzten Jahre eingehen und geben nur den Stand desselben nach den neuesten uns vorliegenden Nachrichten an.

In Tsché-kiang sind folgende Hauptstationen besetzt: Kiu-tschau, Hang-tschau, Schau-hing, Ning-po, Fung-hwa, Taitschau, Wun-tschau, außerdem 34 Außenstationen. Desgleichen in Kiang-su, wie wir hier sofort mit hinzunehmen: Nan-king, Tsing-kiang, Yang-tschau, letztere mit zwei Außenstationen. In Ngan-hwui besteht nur die eine Station Ngan-king mit sechs Außenstationen und in Kiang-si Kiu-kiang mit einer solchen, sowie auch in Hu-pe Wu-tschang und eine Außenstation. Auf allen diesen Plätzen waren (Männer und Frauen gerechnet) einige dreißig europäische Personen thätig. Die Gesamtzahl der Gemeindeglieder belief sich auf 553.

Außerdem aber hatten mehrere Missionare auf weiten Reisen das Land untersucht, und ist die Gründung der Mission in Kwei-tschau zu Kwei-yang und in Sz-tschʻuen zu Tschung-king bereits erfolgt. Daß auch einige Missionare der China Inland Mission sich in Bhamo in Barma niedergelassen haben, ist bereits im letzten Hefte dieses Werkes erwähnt worden.

Im ganzen arbeiten in der Provinz Tsché-iang 45 Missionare

---

[1]) Dieser Angriff auf Arbeiten wie wir sie oben erwähnten, besonders von Legge und Faber, zeigen einen bornirten Standpunkt, der dem Missionswerk nur nachtheilig sein kann.

unterstützt von 150 Nationalgehilfen. Es sind 94 Außenstationen vorhanden und 65 organisirte Gemeinden, die 1756 Kommunikanten umfassen. Die Schülerzahl 1026 vertheilt sich auf 61 Schulen.

D. Kiang-su.

Wenn wir von den bereits erwähnten Stationen der China Inland Mission absehen, so haben wir hier nur die beiden Städte Schang-hai und Su-tschau ins Auge zu fassen. Besonders die erstere ist, wie wir sahen, bald nach der Eröffnung Chinas der Schauplatz evangelischer Missionsarbeiten verschiedener Gesellschaften gewesen. Auch hier waren nach Verlauf der ersten beiden Jahrzehnte die Erfolge noch nicht bedeutend zu nennen.

Die Church Missionary Society hatte zu Anfang der sechziger Jahre ihre europäischen Arbeiter von Schang-hai nach der versprechenderen Station Ning-po versetzt und das kleine Häuflein Bekehrter unter einem ordinirten Nationalgehilfen zurückgelassen. Der letztere, Dsau-tsang-lai, ein nicht hervorragend begabter, aber treuer Mann, hatte einigen Halt an der amerikanischen bischöflichen Mission und mehrte mit seiner schlichten Arbeit die kleine Gemeinde von 17 auf 32 bis zu seinem 1867 erfolgenden Tode. Durch letzteren war diese Mission der Auflösung nahe. Die befreundeten Amerikaner übernahmen zunächst die Pflege. Als 1870 die Church Mission Society wieder einen Missionar, der bereits im Anfang in Schang-hai gearbeitet hatte, dahin sandte, fand er die Gemeinde auf die Hälfte der Glieder zusammengeschmolzen und das Gotteshaus in verfallenem Zustande. Seitdem ist die Missionsarbeit regelmäßig fortgeführt worden, wird aber wenig in den Jahresberichten erwähnt. Der neueste derselben sagt uns, daß der Missionar drei Gehilfen hat und die Gemeinde 64 Anhänger zählt, von denen vierzehn Kommunikanten sind. Die fluktuirende Bevölkerung der großen Handelsstadt, besonders der Fremdenvorstädte, scheint hier wie auf Hong-kong dem Gedeihen der Mission im Wege zu stehen. Ueber Versuche unter der Landbevölkerung Eingang zu gewinnen, finde ich in den Berichten nichts erwähnt.

Mehr in dieser Richtung hat die Londoner Mission gearbeitet. Schon 1862 hatte sie außer ihren drei Kapellen resp. Predigtlokalen in der Stadt vier Landstationen und auf jeder derselben eine Kirche und Gemeinde unter Pflege eines eingebornen Predigers. Im ganzen waren bereits 326 Erwachsene getauft. Durch die Wirren der Tai-pings war aber ein beträchtlicher Theil der Christen zerstreut, immerhin aber wurde noch von 180 Kommunikanten gesprochen. Diese Mission besaß eine kleine Presse und wirkte auch mit an dem chinesischen Hospital, in dem der schottische Missionsarzt Dr. Henderson im Jahre 38 000 Kranke behandelte. — Einige Jahre später finden wir neben den Landgemeinden, die nach wiederhergestellter Ruhe zum Theil erfreulich gewachsen waren, auch die große schöne Stadt Su-tschau und Tsching-kiang als Außenstationen angegeben. Letztere scheint jedoch nur vorübergehend

besetzt gewesen zu sein. Die Zahl der Christen war (1867) schon auf 600, die der Kommunikanten (1866) auf 385 gewachsen, von denen jedoch nur 74 auf die Stadt selbst kamen. In den folgenden Jahren muß diese Mission von einer Krisis heimgesucht worden sein, denn in den betreffenden Berichten zeigen die entsprechenden Zahlen eine erhebliche Verminderung (210—450). Ja die Zahl der Kommunikanten ist in neuerer Zeit noch weiter heruntergegangen (174), während die Zahl der Anhänger auf 700 gestiegen ist. Die Berichte gewähren in die Veranlassungen dieser merkwürdigen statistischen Bewegungen keinen näheren Einblick. Die Zahl der Außenstationen beläuft sich jetzt auf neun. Su-tschau ist als Hauptstation besetzt worden. Von Schang-hai sind noch eine Anzahl Mädchenschulen zu erwähnen, sowie das Hospital, das vor einigen Jahren verlegt und größer neugebaut wurde. Die Londoner Mission hat in demselben jetzt ausschließlich die Seelsorge, während es im übrigen aus lokalen Beiträgen erhalten wird.

Eine weitere Mission zu Schang-hai ist die der Episkopalkirche in Amerika, in der ein Bischof und zwei Missionare thätig sind. Die in der Stadt liegende Christuskirche, mit der drei Schulen verbunden sind, ist die Kathedrale. Von den in Verbindung mit derselben getauften 250 Bekehrten sind jetzt noch 125 vorhanden, welche die Gemeinden bilden;[1]) 50 sind gestorben, ebensoviele verzogen, die anderen sind wieder abgefallen. Jetzt sind nur wenig inquirer vorhanden; aber die Gemeinde wächst in Erkenntniß der Wahrheit und wird immer geschickter, dieselbe weiter fortzupflanzen. Eine zweite Kapelle (Zion Chapel) liegt vor dem Westthore, in Verbindung mit zwei Kostschulen. Die eine für Mädchen hat bereits mehrere Lehrerinnen ausgebildet. Andere Zöglinge heiraten Nationalgehilfen und bleiben so in Verbindung mit der Mission. Die andre Schule (Baird Hall) bildet namentlich junge Männer zum Missionsdienst aus. Im Süden resp. Südwesten der Stadt liegen vier Außenstationen.

Ein andrer Zweig dieser Mission mit einem besondern Hospital liegt in der amerikanischen Vorstadt Hong-kiu. Zu der dortigen Kirche gehört eine Gemeinde von 248 Mitgliedern. Eine weitere Zweigstation Kong-wang mit verschiedenen Außenstationen liegt etwa drei Meilen nördlich und steht unter der Pflege eines eingebornen Pastors. Im ganzen umfaßt der Schang-hai-Distrikt dieser Mission 172 Kommunikanten.

Die Mission der amerikanischen Presbyterianer, welche mit dem Ning-po-Distrikt zusammengefaßt wird, ist bereits erwähnt worden. Eine bedeutungsvolle Stellung in derselben nimmt die Presse ein, die verschiedene Bibelausgaben im Auftrage der britischen, der amerikanischen und der amerikanisch-baptistischen Bibelgesellschaft in ausgedehntem Maße vervielfältigt. Auch liefert dieselbe eine periodisches Jugendblatt, das in einem Jahre in 34 000 Nummern verbreitet wurde. Sonst wären noch verschiedene Schulen zu erwähnen. Die Gemeinde von

[1] Einschließlich einiger Außenstationen.

94 Kommunikanten erstreckt sich zugleich auf ein paar Außenstationen.

Die beiden Hauptstationen dieser Denomination Su-tschau und Nang-king (gegründet 1871 resp. 1876) haben noch nicht so ausgedehnte Erfolge erreicht: hier sind sieben, dort acht Bekehrte vorhanden. Doch hat die erstere Station schon auf einem Außenplatz in der Nähe des großen Sees Fuß gefaßt.

Ueber die Mission der amerikanischen Methodist Episcopal Mission des Südens, welche ihr Missionsfeld in Schang-hai, Su-tschau und Umgegend hat, sind leider trotz jahrelang fortgesetzten Bemühungen keine direkten Angaben zu erlangen gewesen. Ich ersehe nur aus den Verhandlungen der Schang-hai-Missionskonferenz, daß außer jenen beiden mit amerikanischen Missionaren besetzten Hauptstationen fünf Außenstationen vorhanden sind[1]), sowie daß die vier organisirten Gemeinden 112 Kommunikanten zählen. Schülerzahl 161.

Von geringerer Ausdehnung ist die Mission der südlichen Baptisten in Schang-hai, die — wie dies jedenfalls auch bei der eben erwähnten der Fall war — zu Anfang unsrer Periode unter den Wirkungen des amerikanischen Bürgerkrieges zu leiden hatte. Durch die Opferwilligkeit ihrer Missionare, die ganz auf Gehalt verzichteten und mit Nebenverdienst sich ihren Unterhalt verschafften, war eine Auflösung der Mission abgewendet worden. Seitdem ist das Werk seinen stillen Gang gegangen. Man kann sich nicht wundern, wenn hier nicht von großen Scharen Bekehrter die Rede ist, wenn man das hochgesteckte Ziel bedenkt, nach dem nur Personen, die aus dem Geiste wiedergeboren sind, aufgenommen werden sollen. Es läßt sich denken, wie schwer es dem Missionar gerade in China sein muß, aus diesem Gesichtspunkte zu arbeiten, und wieviel Sorgen und Seufzer auch noch immer über die nach der gewissenhaftesten Prüfung Aufgenommenen bleiben müssen. Doch gibt's auch Gottes Gnade zu rühmen an manchen der Bekehrten, wie an dem treuen ordinirten Nationalgehilfen u. s. w. Diese Mission hat ein paar Außenstationen, aber nur eine organisirte Gemeinde von 86 Kommunikanten.

Von den anderen in der Provinz Kiang-su arbeitenden Missionen (China Inland Mission, südliche Presbyterianer), ist schon im vorigen Abschnitte die Rede gewesen. Im ganzen wirken an den fünf genannten Punkten 37 Missionare und 64 Nationalgehilfen. Es gibt 19 christliche Gemeinden (28 Außenstationen), 780 Kommunikanten, 74 Schulen mit 1576 Schülern.

E. Ngan-hwui, Kiang-si und Hu-pé.

Diese vom Yang-tsz durchströmten Provinzen boten sich als Arbeitsfelder für die evangelische Mission dar, sobald einige der am Strom belegenen Städte dem ausländischen Handel geöffnet waren.

[1]) Die beigegebenen Karten zeigen deren acht im Westen resp. Norden von Schang-hai und zwei in der Gegend von Su-tschau.

Besonders einladend war das mächtige Städtekleeblatt: Wu-tschang, Hang-kau und Han-yang. Die Mission der Wesleyanischen Methodisten nahm 1862 Hang-kau zum Hauptquartier, wo neben Kapelle und Schule auch ein Hospital errichtet ward, erstreckte ihre Arbeit aber auch über die beiden anderen Städte, in denen regelmäßige Predigt eingerichtet wurde. Wu-tschang erhielt später eine Hauptstation. Die Erfolge zeigten sich nur langsam. „Viel Arbeit wurde aufgewendet, aber wenig offenbare Fortschritte erfolgten, und wir warten noch auf den belebenden Geist" (1872). Dabei wurden die Predigten reichlich besucht und nicht blos wie anfangs von den niederen Klassen. Viele Fremde, die der Geschäfte wegen hierher kamen, wurden bekannt mit dem Evangelium. Um jene Zeit waren bereits an den beiden Hauptstationen Gemeinden gesammelt. Aber von Hang-kau wird geklagt, daß die (methodistische) Einrichtung der „Klassen" nicht recht vorwärts wolle. Natürlich hält es gerade bei den Chinesen sehr schwer, ein Aussprechen über geistliche Erfahrungen zuwege zu bringen. Als ein gesegnetes Hilfsmittel für die Mission bewährt sich auch hier das Hospital, von dem ein Zweig auch nach Wu-tschang verlegt ward. Die ansässigen Fremden brachten ansehnliche Beiträge zur Erhaltung desselben auf.

Nach zehnjährigem Bestehen breitete sich diese Mission nach Osten aus; Kwang-tschi und Wu-such, nicht weit von der Grenze der Provinz, wurden besetzt, wo schon nach Jahresfrist eine Kapelle erbaut und 28 Seelen zur Gemeinde gesammelt waren. Ueberhaupt zeigte sich die Landbevölkerung jenes Distrikts recht zugänglich. Die Aufregung jedoch, mit der dieser gute Anfang erfolgte, ließ bald nach. Die Bildung der Klassenversammlungen stieß auf Schwierigkeiten und erwies sich als verfrüht; die Gottesdienste wurden weniger besucht, die Beiträge für die Mission blieben aus, und manche, die dem Evangelio geneigt waren, zogen sich zurück, während etliche der Bekehrten sogar in grobe Sünde fielen. Als Grund dieses Rückganges wird der Mangel an Arbeitskräften angegeben, anderseits hatte es aber auch wohl an der Vorsicht bei der Aufnahme etwas gefehlt, die um so nöthiger gewesen wäre, als in jenen Gegenden die katholische Mission gearbeitet und in der Bevölkerung den Eindruck von der Aeußerlichkeit des Uebertrittes zum Christenthum bewirkt hatte. — Auch in der allmählich heranwachsenden Gemeinde zu Wu-tschang gab es manche Sorge in bezug auf die Gemeinde, in der etliche Fälle von groben Sünden vorkamen, während andere Glieder sich gleichgiltig zeigten. In Hang-kau mußten ebenfalls Ausschließungen erfolgen, und es war über das Betragen einiger der ältesten Mitglieder Klage zu führen. Einer von den Helfern, der unter Kirchenzucht gestellt werden mußte, trat zu den Katholiken über und suchte andere Gemeindeglieder mitzuziehen. Die folgenden Berichte lauten günstiger. Die Kraft des Geistes ließ sich spüren. Mehrere unter Kirchenzucht befindliche Personen thaten Buße; es wurde wieder eine größere Zahl neuer Bekehrter gewonnen. Doch wird von den jungen Christen auch hier ausdrücklich gesagt, daß sie in bezug auf Gebrauch der Gnadenmittel, in ihren gegenseitigen Beziehungen, in

ihren Beiträgen für des Herrn Sache und im Verhältniß zu den Heiden noch nicht „geistlich" sondern „fleischlich" seien, und daß man sie selbst „Kinder in Christo" noch nicht nennen könne. Doch waren Fortschritte in den genannten Punkten nicht zu verkennen. Auch wird von einzelnen Gliedern doch mehr und mehr geistliches Wachsthum gemeldet.

Die neueste Statistik des ganzen Wu-tschang-Distrikts der Wesleyaner ist folgende: 7 Kapellen (davon 4 in Kwang-tschi und Wu-sueh), 9 Missionare, 2 Katechisten, 2 Lehrer, 4 unbesoldete Lokalprediger, 161 Mitglieder, 65 auf Probe, Schülerzahl 55.

Die Londoner Mission zu Hang-kau war schon 1861 gegründet. Als derselben besonders förderlich sind die tüchtigen, treuen Gehilfen zu erwähnen, welche sie bald erwerben durfte. Zwar reiften auch hier die Früchte nicht besonders schnell, aber während die Zahl der Kommunikanten 1867 eben das erste Hundert überschritt, war sie vier Jahre später schon auf 232 gewachsen und ist in neuester Zeit auf 478 gekommen. Diese sind aber nicht blos etwa in den großen Städten gesammelt — obgleich auch zu Wu-tschang seit 1865 eine zweite Station errichtet ist. Der größere Theil der Bekehrten scheint den Landdistrikten anzugehören, über die sich die Missionsarbeit ausgebreitet hat. Es sind besonders die im Westen gelegenen Distrikte von Hiau-kau und Hwang-kia-kau zu erwähnen. — Auch hier geht freilich nicht alles glatt. Dann und wann müssen Mitglieder wegen gänzlicher Vernachlässigung der Gnadenmittel gestrichen werden. Um so erfreulicher sind andere Beispiele von eifrigem Christenthum und freudiger Ausbreitung desselben. Leider gestattet unser Raum nicht mehr, einige der von diesem Felde gelieferten Biographien aufzunehmen. — Die an Ort und Stelle aufgebrachten Beiträge beliefen sich im letzten Jahre auf 2600 Mark. Darunter ist jedoch jedenfalls ein bedeutender Theil von den europäischen Kaufleuten in Hang-kau gegeben.

Jünger als die beiden genannten Missionen ist die der amerikanischen bischöflichen Kirche zu Hang-kau und Wu-tschang, deren Gemeinde in neuester Zeit noch nicht mehr als 38 Kommunikanten hat. Sie beschränkt sich, wie es scheint, auf die Städte selbst. Unter den Missionsmitteln ist ein eignes Hospital zu erwähnen.

Weiter ist hier die Methodist Episcopal Mission zu Kiukiang, der zur Provinz Kiang-si gehörigen Hafenstadt am Yang-tsz, zu besprechen. Sie besteht seit 1868 und ist jetzt mit fünf Missionaren und zwei amerikanischen Gehilfen besetzt; war aber früher mit weit geringeren Kräften versehen; sodaß noch nicht viel Früchte zu Tage getreten. Eine Außenstation ist zu Kung-lung, nördlich jenseits des Stromes, eine andre zu Ta-ku-tang, südlich am Po-yangsee angelegt. Aber auch die an demselben liegende große Stadt Nan-k'ang, sowie der Ort Hwang-mei (jenseits Kung-lung), sowie die fernen Distrikte von Nan-king und Tsching-kiang sind mit in den Kreis der Arbeit von der genannten Station aus eingegliedert. Auf den beiden letztgenannten Stationen ist sie allerdings vorläufig noch suspendirt. Die Zahl der Mitglieder ist 28, und mit Einschluß getaufter Kinder und der zur Probe angenommenen werden 55 gezählt.

Die Stationen der Inland Mission in den Provinzen Kiang-si und Ngan-hwui sind bereits genannt worden.

Schließlich fassen wir die Statistik der evangelischen Mission in den drei genannten Zentralprovinzen zusammen: 33 Missionare, 38 Gehilfen, 16 Außenstationen, 7 organisirte Gemeinden, 666 Kommunikanten, 16 Schulen, 407 Schüler.

F. Schan-tung.

Hier begegnen wir in der dem ausländischen Handel geöffneten Hafenstadt Tschi-fu und der 10 Meilen nordöstlich gelegenen Distriktsstadt Teng-tschau (Tung-chow) den amerikanischen Presbyterianern, welche seit 1862 resp. 61 an beiden Punkten arbeiten. Erst 1872 wurde auch die Provinzialhauptstadt Tsi-nan-fu von ihnen besetzt. Von den beiden erstgenannten Stationen aus sind eine ganze Reihe von Außenplätzen, welche über der ganzen Halbinsel von Schan-tung verbreitet liegen, gewonnen worden. Als die beiden wichtigsten mögen Ping-tu und Tsi-mé (Chimeh) genannt sein. Einer der Missionare, Dr. Nevius, bringt seine Zeit zum größten Theil mit Reisen in diesem Gebiete zu, das nach jeder Richtung hin nur auf einem Wege von 120—130 Meilen durchkreuzt werden kann. Mehrere Monate zieht er sich dann mit den Erweckten aus den verschiedenen Dörfern auf die Hauptstation zurück, um ihnen den Taufunterricht zu ertheilen. Diese seit sieben Jahren betriebene Reisepredigt wollte in den ersten fünf Jahren wenig Frucht tragen. In neuester Zeit aber ist der ausgestreute Samen reichlich aufgegangen. Die auch in dieser Provinz wüthende Hungersnoth hat die Herzen vielfach für das Evangelium empfänglich gemacht. Viele Vorurtheile gegen die Fremden sind dadurch beseitigt, ebenso wie die Furcht, welche die niederen Stände vielfach von den Missionaren fern hielt. Auch die bereits zum Christenthum Uebergetretenen wurden in jener Zeit mit neuem Eifer erfüllt, ihre Landsleute der Wahrheit zuzuführen. Mehr als 112 Erwachsene und 60 Kinder wurden der christlichen Gemeinde hinzugefügt. Bemerkenswerth ist es, daß in dieser Mission auf den weit zerstreuten Außenstationen keine anderen Gehilfen verwendet werden als die, welche in dem Werke selbst herangebildet sind, indem sie dem Missionar auf seinen Reisen und sonst zur Hand gehen und nebenher die nöthigen Studien treiben. Verschiedenartige Leute, auch ein alter sechsundsechzigjähriger Literat, haben sich ihm auf diese Weise angeschlossen. — Auf der Station selbst gab es in den jüngst verflossenen Jahren viel zu thun in Werken der Barmherzigkeit für die armen Hungernden, die dahin ihre Zuflucht genommen hatten. — In Teng-tschau bieten die dort abgehaltenen Examina immer Gelegenheit, einer großen Zahl von Literaten das Evangelium zu verkündigen. — Die Station in der Hauptstadt ist noch jung. Doch hat auch sie schon ein paar Außenstationen und eine Gemeinde von dreizehn Kommunikanten, während mit den beiden anderen schon 5—600 verbunden sind.

Weiter arbeitet in Tschi-fu auch die Mission der schottischen unirten Presbyterianer. Sind gleich ihre sichtbaren Erfolge geringer als die eben besprochenen, so leistet sie doch ein gut Theil wichtiger Arbeit. Dr. Williamson beschränkt sich nicht darauf, das Evangelium mündlich zu verkündigen, sondern sucht nach eingehendem Studium der chinesischen Literatur die christliche Wahrheit und die gesamte christliche Weltanschauung den Gebildeten in einer ihnen wirklich faßbaren Weise nahe zu bringen durch verschiedene literarische Arbeiten — während der treffliche Missionsarzt Dr. Henderson an dem Missionshospital treulich seine gesegnete Arbeit thut. Es fehlen dieser Mission nur die Kräfte, um alle die Früchte, die aus dem auf diese Weise ausgestreuten Samen erwachsen, einzusammeln. Dies trat in der Zeit der Hungersnoth deutlich zu Tage. Obgleich auch hier reichlich Werke der Barmherzigkeit gethan wurden und selbst mehrere Angehörige der Mission den der Noth folgenden Epidemien erlagen, folgte nicht wie bei den übrigen Missionen ein bedeutender Zuwachs der Gemeinde. Sie zählt nur dreißig Kommunikanten. Freilich scheint man bei der Aufnahme besonders vorsichtig zu Werke zu gehen, um unlautere Elemente fern zu halten.

Die englisch baptistische Mission arbeitet zu Tschi-fu[1]) auch bereits seit 1861, ohne sehr extensive Erfolge erzielt zu haben. Die Gemeinde zählt 62 Kommunikanten. Auch hier wird eine ärztliche Thätigkeit geübt, wenn auch nicht in dem Maße wie von den unirten Presbyterianern. Missionar Richard arbeitet auch mit an der Herstellung einer christlichen chinesischen Literatur. Vor einigen Jahren gelang es ihr, weit im Innern einen Punkt, die Distriktstadt Tsiu-tschau, durch Erwerbung eines Hauses fester zu besetzen. Darüber wäre es fast zu einem Aufruhr gekommen. Doch die ärztliche Hilfe in einer gerade eintretenden Epidemie gewann die öffentliche Meinung in hohem Maße für die Mission, sodaß die Anschläge der Feinde vereitelt wurden. In der Hungersnoth hat Missionar Richard in hingebendster Weise gearbeitet, um dem leiblichen und geistlichen Elende abzuhelfen.

Zu Tschi-fu besteht ferner die einzige Mission der Society for the Propagation of the Gospel in China. Sie ist noch jung (gestiftet 1874) und ist über die Zeit des Säens noch nicht hinausgekommen. Die Gesellschaft scheint jedoch dies Feld nun ernstlicher ins Auge fassen zu wollen. Im vorigen Jahre wurde beschlossen, daß es wünschenswerth sei, „einen Missionsbischof mit einem großen Stabe von Priestern für Nordchina anzustellen."

In Teng-tschau arbeiten neben den Presbyterianern auch südliche Baptisten. Sie haben in der Umgegend zwei Außenstationen. Die Gemeinde, welche bereits fast alle ihre kirchlichen Ausgaben selbst bestreitet, zählt 120 volle Mitglieder.

Ein großes Gebiet im westlichen Theile der Provinz Schan-tung ist von Tien-tsin aus unter den Einfluß des Evangeliums gebracht

[1]) In den Berichten heißt die Station gewöhnlich Yen-tai, ich meine nach der Vorstadt, in der das Missionsgehöft liegt.

worden. Die dort von verschiedenen Gesellschaften gestifteten Gemeinden werden im nächsten Abschnitt erwähnt werden. Hier schließen wir mit der Statistik, die sich auf die in dieser Provinz gelegenen Hauptstationen bezieht: 28 Missionare, 25 Nationalgehilfen, 23 Außenstationen, 14 Gemeinden, 734 Kommunikanten[1]), 26 Schulen, 534 Schüler.

G. Pe-tschi-li.

In der Hauptstadt des chinesischen Reiches begann die Londoner Missionsgesellschaft schon 1861 durch Dr. Lockhardt ihr Werk, während dies gleichzeitig in Tien-tsin durch den Missionar J. Edkins geschah, dem später die erstgenannte Station übertragen wurde. Die Gründung eines Hospitals in **Pe-king** hatte zunächst nicht geringe Schwierigkeiten, wurde aber durch den Einfluß des britischen Gesandten durchgesetzt und erlangte bald durch glückliche Kuren, die in demselben ausgeführt wurden, das Zutrauen der Bevölkerung. Schon nach fünf Jahren finden wir ein Häuflein von 90 Christen (60 Kommunikanten) mit dieser Station verbunden. Wichtiger aber als in der Hauptstadt selbst wurde bald die Arbeit in den südlich gelegenen Landdistrikten, wo manches von dorther eingeführte Samenkörnlein aufgegangen war. Die Zahl der Außenstationen ist in neuester Zeit auf 14 angewachsen, die der dortigen Kommunikanten auf fast 300, während sich die in der Hauptstadt nur auf 93 mehrten.

Eine ganz andre Mission der Londoner Gesellschaft ist an dieser Stelle namhaft zu machen, die in Pe-king ihre Basis hat. Es ist die seit 1870 nach dreißigjähriger Unterbrechung wieder aufgenommene **Mongolenmission**. Wir können nicht hier näher darauf eingehen, wie 1818 Missionare zu dem Stamme der Buriäten in Sibirien geschickt waren, die in Selinginsk mehr und mehr in Segen gewirkt hatten, bis 1840 durch einen kaiserlichen Ukas die Mission aufgelöst wurde.[2]) Wenn nun auch jetzt keineswegs an eine Erneuerung derselben gedacht werden konnte, so faßte man doch die verwandten Mongolenstämme auf chinesischem Gebiete ins Auge, welche jetzt zugänglich geworden sind. Ein Missionsarzt, Dr. Gilmour, der seinen Sitz in Pe-king hat, macht seit 1870 in der geeigneten Jahreszeit Reisen[3]) zu den nomadisirenden Stämmen und wirkt unter ihnen vorbereitend für das Evangelium. Natürlich hat diese Art der Mission noch keineswegs ein festes Gepräge. Gewiß ist der durch dieselbe ausgeübte Einfluß nicht zu unterschätzen. Der Missionar übrigens ist selber zu der wahrscheinlich bei wenigen seiner Landsleute Anklang findenden Ansicht gekommen, daß diesen innerasiatischen Horden eine weitere Entwicklung unter dem russischen Szepter bevorsteht, und daß auch seine eigene Arbeit nur dazu dienen werde, der griechischen Kirche hier Wege zu bahnen.

---

[1]) Die Zahl ist seither erheblich gewachsen.
[2]) Ausführlicheres siehe im Basler Missions-Magazin 1875, S. 491 ff.
[3]) Auch die Buriäten hat er einmal aufgesucht und einige deutliche Spuren der früheren Mission gefunden.

In Tien-tsin, der großen Handelsstadt am Pei-ho, hat dieselbe Gesellschaft nicht ganz so große Erfolge erzielt. Die feindselige Spannung des politischen und literarischen Chinesenthums, die 1870 das bekannte Blutbad hervorrief, war hier vielleicht mehr als auf anderen Gebieten der Mission im Wege. Auch etliche Außenstationen erfüllten nicht die ursprünglich gehegten Hoffnungen. Doch ist die Gemeinde, wenn auch noch klein (62 Kommunikanten), bereits ziemlich erstarkt und hat ihren ordinirten Pastor, dessen Gehalt sie zum Theil aufbringt. Die Summe von 3560 Mark freilich, welche im letzten Jahresberichte als lokale Beiträge angegeben ist, wird wieder manche europäische Gabe mit umfassen. Auch hier wurde die Noth in den Jahren 1877 und 1878 stark gefühlt und mit christlicher Barmherzigkeit ihr entgegen gearbeitet. Es ist nicht ersichtlich, ob damit eine weitergehende Bewegung zum Christenthum, wie sie sich neuerlichst in dem südlichen Landdistrikt gezeigt hat, im Zusammenhange steht. In einem Dorfe Ma-lien-tswang, etliche Meilen von der Grenze von Schan-tung, meldete sich eine große Zahl der Bewohner zum Uebertritt, nachdem sie ihre Ahnentafeln begraben hatten. Ein junger Bauer von dort, der einige Jahre zuvor in dem Hospital dieser Mission das Christenthum kennen gelernt und später in das kleine Gehilfenseminar eingetreten war, hatte den Anstoß zu dieser Bewegung gegeben.[1]) Zwei andere Außenstationen liegen nicht weit von dem genannten Dorfe. Im letzten Jahresberichte (bis Dezember 1877) ist die Gemeinde auf den Außenstationen noch mit nur 21 Mitgliedern angegeben.

Kehren wir zurück nach Pe-king, wo seit 1863 auch die Church Missionary Society eine Station hat. Ihre Arbeiter haben noch mehr als die Londoner es erfahren müssen, was für ein harter Boden die chinesische Hauptstadt ist, umsomehr da ihnen nicht wie jenen das Hospital zur Gewinnung der Herzen zu Hilfe kam. In den ersten Jahren dieses Jahrzehnts war die Haltung der Bevölkerung zuweilen sogar eine bedrohliche. Einer der Missionare war in großem Maße durch Uebersetzungsarbeiten in Anspruch genommen. Die kleine Gemeinde wuchs jedoch bis auf 36 Kommunikanten an. Darunter waren auch Angehörige der besseren Stände. Leider zeigt der neueste Bericht einen Rückgang bis auf 25 bei 75 eingebornen Christen überhaupt. Auch von einer größeren Anzahl, die in neuerer Zeit erst getauft waren, fielen die meisten wieder ab, da sie nicht im stande waren, den an sie immer wieder aus der heidnischen Umgebung herantretenden Versuchungen zu widerstehen. Etwas erfreulicher stand es auf einer Außenstation, wo die angedeuteten Versuchungen weniger vorkommen.

Die Missionare der amerikanischen Presbyterianer klagen ebenfalls über das harte Feld in der Hauptstadt, auf dem seit 1863 nur achtzehn Kommunikanten gewonnen wurden. Dennoch sei es wichtig, die Arbeit auf diesem für das ganze Reich so einflußvollen Posten fortzusetzen. Nur einzelne Fälle persönlicher Frömmigkeit belohnten die

[1]) Vergl. die interessante Erzählung im London Missionary Chronicle 1877 XII. — Calwer Missionsbl. 1878, S. 17 ff.

mancherlei Anstrengungen. Ganz unerwartet aber bringt der neueste Jahresbericht die Nachricht von einer „besonderen Ausgießung des Heiligen Geistes" im Winter 1877—1878. Fast vierzig Personen haben um Fürbitte gebeten, darunter vier frühere Gemeindeglieder, die wieder abgefallen waren. Die Abendversammlungen für Dienstboten, die von einer Dame eingerichtet waren, sind, menschlich zu reden, das Mittel zu dieser Erweckung gewesen. Wir können die Befürchtung nicht unterdrücken, daß in der Folge die an diese Bewegung geknüpften Hoffnungen vielfach unerfüllt bleiben werden.

Der American Board hat eine ziemlich ausgedehnte Thätigkeit in der Provinz Pe-tschi'-li, welche in den Berichten als Nordchinamission aufgeführt ist. Sie wurde schon 1860 zu Tien-tsin begonnen. Drei Jahre später wurde Pe-king besetzt, nachdem zuvor bereits zu T'ung-schau drei Meilen östlich von dort eine Außenstation errichtet. Das Bedürfniß eines Ortes von kühlerem Klima für einen der Missionare führte 1865 zur Gründung der Station in Kalgan (Tschangkia-kau), dem wichtigen Stapelplatz des russisch-chinesischen Handels, dicht an der großen Mauer, nordwestlich von Pe-king gelegen. Von dort aus fand die Mission in der etwa zwanzig Meilen südlicher bereits in der Provinz Schan-si liegenden Landstadt Yü-tschau, das zu Anfang dieses Jahrzehntes einige Jahre als Hauptstation besetzt war, dann aber wieder nur als Außenstation von Kalgan verwaltet wird. Inzwischen war auch T'ung-tschau zur Hauptstation erhoben, dem später auch die Provinzialhauptstadt Pau-ting-fu als solche an die Seite trat.

Auch diese Mission hat genug der Hindernisse und Schwierigkeiten erfahren. Von dem Aufstande in Tien-tsin, von dem sie durch Zerstörung einer Kapelle betroffen wurde, läßt sich dies nicht gerade sagen; die Regierung mußte Entschädigung dafür gewähren, und das Werk wurde nicht weiter unterbrochen. Doch gerade in den größeren Städten, die man zur Anlegung der Stationen ausgewählt, war die Abneigung der Bevölkerung gegen die Fremden so stark, daß die Predigt wenig Eingang zu finden vermochte. Auch in Tien-tsin, wo einer der Missionare, zugleich Arzt, die ärztliche Praxis treibt, blieb das Häuflein der Bekehrten verhältnißmäßig klein. Erfreulicher waren die Erfahrungen, die man in einer Anzahl von Landstädten und Dörfern machte, wo entweder auf Reisen die Saat des Evangeliums ausgestreut, oder wohin sie durch Personen, die sie während ihrer Anwesenheit an den Stationsorten empfangen hatten, verpflanzt war. So finden wir denn bald die Mehrzahl der mit dieser Mission verbundenen Christen weit und breit über das Land zerstreut, ohne daß es gerade zur Organisation von Außenstationen, resp. Anstellung von Katecheten, Erbauung von Kapellen u. s. w. gekommen wäre, wie dies meist bei den anderen Missionen der Gang der Sache zu sein pflegt. Mag diese Methode der Mission auch mancherlei Gefahren haben, so hat sie doch den Vorzug, daß die Christen von vornherein auf eigenen Füßen stehen lernen. Man hofft, daß solche einzelne Christenfamilien über kurz oder lang sich als Keime zahlreicher Gemeinden erweisen werden. Von Tien-tsin aus sind namentlich in den südlich noch im Gebiet der Provinz Schan-tung liegenden Landdistrikten

eine ganze Anzahl solcher Anhänger gewonnen worden. Aber auch zu Pe-king, Tung-tschau und anderen Stationen scheint eine solche Diasporagemeinde zu gehören, die natürlich von den Missionaren fleißig besucht werden muß. In neuerer Zeit breiten sich nun manche der vereinzelten Pflanzen schon weiter aus, und der außerordentliche Zuwachs, den diese Mission zu verzeichnen hat, liegt augenscheinlich auf dieser Seite. Zu Anfang dieses Jahrzehntes war die Zahl sämtlicher Kommunikanten nur 83. Nach sieben Jahren ist sie auf 293 gestiegen — ein für die chinesischen Verhältnisse sehr günstiger Erfolg. Auch hier mögen die Folgen der Hungersnoth und der in derselben bewiesenen christlichen Barmherzigkeit mitgewirkt haben. Mehr und mehr wird die Anstellung von Gehilfen, deren Zahl bis jetzt die der Missionare noch nicht erreicht, nöthig werden. Zur Ausbildung derselben besteht in Tung-tschau ein Seminar. Einige von den Missionaren beschäftigen sich mit literarischen Arbeiten, besonders im Mandarindialekt; auch hat diese Mission ihre eigene Presse.

Die Mission der Protestant-Episkopalkirche der Verein. Staaten, welche eine Reihe von Jahren in Pe-king bestand, ist im neuesten Jahresberichte nicht mehr erwähnt.

Diejenige der Methodist-Episkopalkirche (der Nord-China-distrikt), welche erst 1869 begonnen wurde, hat schon zwei Stationen Pe-king und Tien-tsin mit einigen Außenstationen im Süden und im Norden. Es arbeiten dort sechs Missionare mit fünf amerikanischen Gehilfen und fünf Nationalgehilfen. Zwei weibliche Missionare werden von einer besonderen Frauenmissionsgesellschaft unterhalten — wie dies auch auf den beiden anderen chinesischen Missionsfeldern dieser Mission der Fall ist. — Die gesammelten Gemeinden zählen sechzig Kommunikanten.

Schließlich haben wir noch die reichgesegnete Mission einer kleinen englischen Demonination anzuführen: der Methodist New Connexion, welche nur die eine Hauptstation (seit 1861?) inne hat, ihr Werk aber hauptsächlich in den nordöstlichen Distrikten von Schan-tung treibt. Es sind dort zehn Außenstationen mit ebensoviel organisirten Gemeinden, deren sieben bereits die finanzielle Unabhängigkeit erreicht haben; aber in noch viel mehr Dörfern gibt es bereits Häuflein von Christen. Die Mission, welche nur von zwei europäischen Missionaren betrieben wurde (später vier), zählte 1872 bereits 242 Kommunikanten, fünf Jahre später aber stieg die Zahl schon auf 429, und wahrscheinlich ist sie nach überstandener Nothzeit jetzt noch weiter gewachsen. Missionar Hall, der achtzehn Jahre lang treu gearbeitet hatte und bei der Bevölkerung sehr beliebt war, hat — wie auch mehrere Missionare anderer Denominationen — in den Werken der Barmherzigkeit sein Leben geopfert.

In der Provinz Tschi-li sind im ganzen 46 Missionare thätig nebst 58 Nationalgehilfen. Es bestehen 36 Außenstationen, 23 Gemeinden mit 1217 Kommunikanten, 47 Schulen mit 756 Schülern.

Als Anhang müssen wir noch eine kurze Nachricht über ein Missionsfeld hinzufügen, das nicht zu dem eigentlichen chinesischen Reiche gehört, sondern zu den tributpflichtigen Gebieten: die nordöstlich von

Tschi-li gelegene Landschaft Sching-king. In dem geöffneten Hafen von Niu-tschwang wurde die Mission noch von dem ausgezeichneten Missionar Burns 1867 begonnen. Es war dies sein letztes Unternehmen. Schon nach einigen Monaten vollendete er dort seine Laufbahn, das Werk in den Händen eines treuen Katecheten zurücklassend. Später wurde es von der Mission der irischen Presbyterianer übernommen (1869), an die sich 1874 die Missionare der schottischen unirten Presbyterianer in brüderlicher Weise anschlossen. Dies Missionsfeld ist wichtig als das Thor zu dem weiten Gebiete der Mandschurei, das bisher von evangelischer Mission noch gänzlich unberührt geblieben war. Die irischen Missionare haben durch dasselbe verschiedene Untersuchungsreisen gemacht, auf denen sie überall freundlich aufgenommen wurden und viel christliche Schriften verbreiten konnten, und einer drang bis an die Ufer des Amur vor, wo er die Einflüsse der griechisch-katholischen Mission vorfand. Es sind bis jetzt die drei Stationen besetzt: der Hafen Niu-tschwang oder Ying-tsz (1869), Tien-tschwang-tai (1874) und das eigentliche Niu-tschwang (1876). Eine Gemeinde war 1876 noch nicht gesammelt. „Auch die Methodisten in Fu-tschau mußten zehn Jahre warten, bis sie den ersten Bekehrten gewannen." Es könnte scheinen, daß die Hoffnung schnell in Erfüllung gegangen sei, denn die statistischen Tafeln der Schang-hai-Konferenz führen 31 Kommunikanten auf, wenn nicht diese Zahl irrthümlich aus der die folgende Mission betreffenden Spalte hier eingerückt ist. Die Unirten Presbyterianer hatten nämlich damals gerade soviel Bekehrte (1878 schon 41). Sie scheinen sich überhaupt mehr auf die nähere Umgebung zu beschränken und haben eine Anzahl Außenstationen, darunter auch die Hauptstadt Muk-den, besetzt. Unter den verschiedenen Missionsanstalten befindet sich auch ein Hospital zu Niu-tschwang.

Fassen wir schließlich die Zahl der in den verschiedenen Provinzen Bekehrten zusammen:

Fu-kien	5247
Kwang-tung	3190
Tsché-kiang	1756
Tschi-li	1217
Schan-tung	734
Kiang-su	780
Hu-pé	627
Ngan-hwui	34
Kiang-si	39
Summa	13 623

Ich stehe am Schluß dieses Abschnitts, der unter der Ueberfülle des Stoffes schon beträchtlich über das Maß ausgedehnt werden mußte, mit dem unbefriedigten Gefühle, daß ich meinen Lesern hier zum großen Theile nur ein Skelet bieten konnte. Hätte ich die neuere Mission in China nach der ursprünglichen Anlage dieses Buches ausführen wollen, so würde der zehnfache Raum erforderlich gewesen sein.

Auch eine zusammenfassende Schilderung der Hauptzüge der Missionsarbeit in China und ihrer Erfolge, wie ich sie im Laufe der Arbeit noch hoffte hier anfügen zu können, muß ich mir versagen[1]); denn der für das immer wichtiger werdende Missionsgebiet in Japan noch übrige Raum dieses Buches darf nicht weiter verringert werden.

Mögen aber die letzten Blätter auch nur trockene Daten gebracht haben, soviel werden sie dem Leser im Vergleich mit den obigen Angaben über die früheren Perioden der evangelischen Mission in China deutlich zeigen, daß wir trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten in dem mächtigen Ostreiche getrost den Arbeitern zurufen dürfen: „Wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn!"

B. Japan.

1. Das Land.

„Dai Nippon"[2]), wie die Eingebornen ihr schönes Vaterland nennen, gehört zu dem mittlern Theil des mächtigen Inseldammes, der wie zum Schutz der östlichen Gestade des asiatischen Kontinents in den großen Ozean hineingebaut erscheint und mit seiner geschwungenen Linie die drei Binnenmeere bildet (das ochotskische, das japanische und das Ostmeer, Tong-hai, der Chinesen). In Halbmondform zieht sich der japanische Theil des Dammes von der Gegend der Amurmündung bis zur Südostspitze von Korea, hier wie dort dem Kontinent sehr nahe tretend.[3]) Die nördlichste von den fünf großen Inseln, in die jener Halbmond zerfällt, gehört nicht mehr zu dem von uns zu betrachtenden Reiche. Saghalin (Karafto), das früher zur Hälfte japanisch war, ist 1875 ganz russisch geworden.[4]) Yezo, von den Japanern Ainotschuni, das Land der Aino genannt, eine gebirgige bewaldete Insel, so groß wie Schottland, mit ziemlich rauhem Klima, ist schon seit langer Zeit von den Japanern unterworfen, aber erst an einigen Küstenstrecken kolonisirt worden. Der Hauptheil des Reiches ist die große, lang hingestreckte Insel Hondo, die sich mit einem Ende nach Norden, mit

---

[1]) Ich verweise in diesem Stücke auf den Artikel vom Missionar Piton im Basler Magazin 1878, X und XI.

[2]) Der Name Nippon soll Sonnenaufgang bedeuten. Dai Nippon also: das große Ostland. Im Chinesischen wird der Name Dschi-pan gebraucht; mit Anhängung des Wortes Kos wurde daraus Zipango, unter welchem Namen Marco Polo vom Hörensagen die Kunde von Japan nach Europa gebracht hat. Ich kann jedoch nicht dafür einstehen, daß diese Bemerkungen linguistisch Stich halten. Der Name Nippon ist bisher in unseren geographischen Lehrbüchern für die größte der Inseln gebraucht — jedoch fälschlich; sie heißt Hondo.

[3]) Die Breite der Straße von Korea wird durch die Insel Tsu-sima beträchtlich vermindert.

[4]) Japan erhielt dafür die Kurilen.

dem andern nach Westen wendet. Ihre Küsten sind reichlich gegliedert, ebenso wie die der beiden im Südwesten sich anschließenden kleineren Inseln Schikoku und Kiuschiu, die mit jener das Binnenmeer, Seto Utschi, bilden, das mit seinen Hunderten von Buchten und Inseln zu der Zahl jener Wasserbecken gehört, um die sich seit alters eine fruchtbare Kultur entwickelte — befördert durch die Lage im südlichen Theile der gemäßigten Zone. Nach dem Flächeninhalt ist Hondo fast so groß wie die Hauptinsel des britischen Reiches, während Kiuschiu etwas größer als Irland ist, und Schikoku ein gut Stück größer als die Hälfte des letzteren. Alle drei Inseln sind gebirgig. Die Hauptinsel ist der Länge nach von einer zusammenhängenden Gebirgskette durchzogen, die nach beiden Seiten ihre Zweige aussendet. Am höchsten thürmen sich die Berge in der Mitte auf, nach Yezo hin wie im Westen nehmen sie ab: aber in der Zentralprovinz Sinano ragen über mächtige Bergzüge Gipfel bis zu 3000 m auf, während noch südlicher der Fudschi-no-Yama[1]) 4000 m mit seinem tadellosen, schneebedeckten Kegel weit über die Ebene von Tôkiô (früher Yedo) hinschaut. Der schöne Berg ist der Stolz der Japaner. Der Künstler pflegt ihn im Hintergrunde seiner Bilder anzubringen. — Meist erhebt sich die Küste mit Felsen schroff aus dem tiefen Meere. In der Nähe derselben aber pflegen sich keine höheren Berge zu finden, sondern das Land steigt allmählich zu Hügeln hinan, von denen es sich in weiteren Terrassen zu den Hochgebirgen erhebt. Alle die Inseln zusammen zeigen sich deutlich als die Kämme eines ins Meer versunkenen Gebirgslandes. Vielleicht ist ein Nachklang der geologischen Revolution, der sie die Entstehung verdanken, in der alten Sage wieder zu finden, daß Dai Nippon einst ganz vom Meere verschlungen werden solle. Die reißenden Strömungen freilich, welche es von allen Seiten umspülen und hie und da das Felsgestade unterwaschen, daß ein Stück nach dem andern abbröckelt, tragen wohl dazu bei die Sage zu erhalten.

Das anbaufähige Land ist größtentheils sehr fruchtbar. Auf tausenden von Reisfeldern ist die Fruchtbarkeit durch die bei der Bodengestaltung leicht anzubringende Bewässerung, sowie durch fleißige Düngung gehoben und hat seit tausendjähriger Bewirthschaftung noch nicht nachgelassen.

Die meisten Flüsse sind, wie nach der angedeuteten Formation zu erwarten, nicht von großer Ausdehnung. Für gewöhnlich erscheinen sie fast nur als ärmliche Bäche[2]). Nach anhaltendem Regenwetter aber verwandeln sie sich in wilde Bergströme, die alles mit unwiderstehlicher Gewalt hinwegreißen, fruchtbare Aecker überschwemmen, mit Geröll bedecken und so jährlich unschätzbaren Schaden anrichten. Nur in einigen Provinzen gibt es Flüsse, die auf größeren Strecken schiffbar sind; an manchen Stellen hat die Kunst mit Schleusen und Kanälen nachgeholfen, sodaß man sogar eine Reise von Tôkiô nach Niigata an der gegenüberliegenden Westküste zum großen Theile im Boot machen kann.

---

[1]) Yama-Berg.
[2]) Das Flußbett einiger ist jedoch so breit wie das des Rheins bei Mainz.

Ueberall auf den japanischen Inseln zeigen sich Spuren von vulkanischer Thätigkeit. Noch jetzt zählt man zwanzig thätige Vulkane, deren einige unabläſſig in gleichen Absätzen ein leichtes Dampfwölkchen in die Luft blasen, während dann und wann auch ein größerer Ausbruch mit heftigem Erdbeben eintritt. Hunderte von Bergen aber zeigen einen erloschenen Krater. Solfataren, Schwefellager, heiße Quelle u. s. w. sind nichts seltenes. Noch müssen wir die reichen Metallschätze der Inseln, unter denen sich neben Gold, Silber und Quecksilber besonders das Kupfer auszeichnet, erwähnen. Auch Petroleum ist an manchen Stellen reichlich vorhanden.

Das Klima entspricht im ganzen etwa dem des südlichen Englands, obwohl Japan in gleicher Breite mit dem südlichen Spanien liegt. Die Jahreszeiten kommen und gehen mit ziemlicher Regelmäßigkeit. Der Sommer ist nicht zu drückend, der Winter nicht zu rauh. Die Mehrzahl der Eingebornen bekommt selten Eis, das mehr als einen Zoll dick ist, zu sehen und hat selten über Schnee zu gehen, der länger als 24 Stunden alt wird. Die Landschaften am japanischen Meere sind etwas kälter. Doch sinkt das Thermometer nicht leicht unter 7° R. Im Sommer treten leicht die bekannten furchtbaren Stürme (Taifun) mit wolkenbruchartigem Regen ein. Meistentheils glänzt über Japan ein herrlicher blauer Himmel.

Ueberblicken wir nun das Land nach seiner politischen Eintheilung[1]). Früher und zwar schon seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts wurde es „den natürlichen Verhältnissen entsprechend", wie die alten Berichte sagen, in neun große Landschaften eingetheilt, deren jede wieder in eine Anzahl Kuni, Bezirke, zerfiel.

1. Beginnen wir mit der Landschaft **Kinai** (Gokinai), in welcher die alte Reichshauptstadt Kiôto lag.[2]) Sie umfaßte den mittleren Theil von Hondo, welcher den Schauplatz der ältesten japanischen Geschichte dieser Insel bildet. Es ist die Gegend, welche sich von dem östlichsten großen Busen des inneren Meeres, an dem die Hafenstadt Ôzaka liegt, nach Osten bis auf die Bergzüge erstreckt, von denen man nach dem großen Ozean und dem Busen von Owari hinüberblickt. Im Westen zieht sich das Gebiet dem Ufer der Bai folgend bis über Hiôgo hinaus, während rechtwinklig abspringend ein schmaler Streif sich nach Norden erstreckt, ohne das Ufer des japanischen Meeres zu erreichen. Es ist dies der Bezirk der Yamaschiro, in dem die Hauptstadt selbst liegt. Von den übrigen vier Bezirken nennen wir nur noch Yamato im Südosten, der in der Geschichte eine große Rolle spielt. Die ganze Landschaft Kinai (die fünf alten Provinzen im Gegensatz gegen den erst später eroberten Kwanto, dies sind die drei weiter unten zu nennenden Landschaften) galt als unveräußerliches Eigenthum der kaiserlichen Familie, selbst zu den Zeiten als der Mikado durch den Schôgun gänzlich

[1]) Mit Benutzung von Leo Metschnikoffs Aufsatz in Petermanns Mittheilungen 1876, S. 401 ff.

[2]) Vielfach findet man dieselbe in den Handbüchern Miako genannt, das bedeutet: Residenz. Genauer dürfte vielleicht Kiyôto und Miyako zu schreiben sein.

seiner Macht beraubt war. Nur die Einkünfte von Ôzaka fielen dem letzteren zu. Dies ist eine reiche alte Handelsstadt, jetzt mit 600 000[1]) Einwohnern, nahe an der Mündung eines bedeutenden Flußes, des Odschinogawa, gelegen und von zahlreichen Kanälen durchschnitten, daher oft das japanische Venedig genannt. Ihre Wichtigkeit verdankt sie ihrer Lage an dem innern Meere sowohl als der Wasserverbindung mit dem Biwasee, die man auch jetzt bis Fuschimi[2]) mit dem Dampfer befahren kann. Dazu kommen die beiden Eisenbahnen nach Hiôgo und Kiôto. „Ôzaka darf wohl mit Recht neben Kiôto als die ansehnlichste Stadt in Japan betrachtet werden. Es hat vor Tôkiô eine regelmäßigere Bauart (die Straßen laufen, soweit es die Kanäle gestatten, rechtwinklig zu einander), bessere Häuser und sauber gepflasterte Straßen voraus."

Als eine der offenen Hafenstädte hat Ôzaka nicht besonders an Bedeutung gewonnen, da es durch Hiôgo mit seinem bessern Hafen überflügelt worden ist. Dennoch hat es noch immer seine Wichtigkeit als Stapelplatz für den einheimischen Handel selbst der am japanischen Meere gelegenen Städte, da sich die Schiffahrt auf dem letzteren der stürmischen Westwinde wegen auf einige Monate im Jahre beschränkt. Der Hafen von Ôzaka ist daher immer von zahlreichen Dschunken und kleinen Dampfern recht belebt.

„Der Reisende wird nicht versäumen, der stattlichen neuen Münze in herrlicher Lage am Flusse einen Besuch zu machen, die mit ihren hohen, luftigen Räumen, mit den sauberen Maschinen, selbstkontrolirenden Wagschalen, kurz allen neueren Einrichtungen den soliden Eindruck, welchen ihr äußerer Anblick macht, noch weiter bestätigt." Ein zweiter Ausflug wird der Burg gelten, die mit ihren riesigen Quadermauern (ein Block z. B. mißt 14 m bei 5 m Höhe) auf einer Anhöhe liegt. „Das Innere desselben birgt außer den wenigen Baracken für die Festung nur große, freie Plätze, sodaß man eigentlich nur von einem befestigten Lager sprechen sollte, groß genug, um ein Armeekorps aufzunehmen."[3]) Manche historische Erinnerungen knüpfen sich an das Bauwerk. Ursprünglich war es ein großes befestigtes Buddhistenkloster, das Nobunaga (siehe unten) nach viel Blutvergießen zum Theil zerstörte und dafür die Burg baute. Am 9. Juni 1615 erlag hier unter furchtbarer Metzelei Hidéyori mit seinem Anhange, und mit ihm brach die letzte Stütze der katholischen Mission. — — Schön ist die Aussicht von den Wällen; „eine vollständige Rundschau aber erhält man am besten von der Tennodschipagode, die im Süden der Stadt auf einer Sanddüne gelegen, stolz über alles hinwegschaut. Man blickt von da aus über die Bai nach Hiôgo, und weithin auf zahlreiche Berge, unter denen auch im Südosten der Ominesandscho (ein berühmter buddhistischer Wallfahrtsort in wildem zerrissenen Berglande mit uralten Buchenwäldern), sichtbar ist. — Ein Ausflug dorthin würde uns zu weit führen; doch möchte ich dem Leser wenigstens die gleichfalls im Yamatobezirk, vier Meilen östlich von Ôzaka gelegene alte Stadt Nara zeigen. Sie war einst die Hauptstadt des Reiches im achten Jahrhundert und ist samt Umgegend noch voller Alterthümer, Kaisergräber, großer alter Tempel, unter denen sich einer durch seine 53 Fuß hohe Kolossalstatue des Buddha von vergoldetem Kupfer auszeichnet. Ein Kloster enthält eine bedeutende Bibliothek — Nara war einst Sitz der Gelehrsamkeit. Hier wurde 711 der Kodschiki, das heilige Buch der Japaner, abgefaßt. In einem Tempel ist eine schöne Ausstellung von allerlei Gegenständen aus dem Haushalte der alten Kaiser. Ein großer Park, in dem zahlreiche

[1]) Nach anderen Angaben nur 292 000.

[2]) Historischer Platz am Udschi-gawa, dem Abfluß des Biwa, mit den Ruinen(?) einer alten, von Hidéyosi erbauten Burg.

[3]) E. Knipping in Petermanns Mittheilungen, 1878, Seite 137.

Hirsche ohne Scheu sich dem Besucher nähern, umgibt den Tempel. Durch zahlreiche Dörfer und Weiler nehmen wir den Weg nach Ôzaka zurück, welcher mehrere Höhenzüge überschreitet, bis er in die fruchtbare Ebene eintritt, die halbmondförmig die Bai umgibt. In denselben fällt uns der ausgedehnte Baumwollenbau, bei dem amerikanische Gins (Reinigungsmaschinen) neuester Konstruktion verwendet werden, auf. Demselben entspricht die ausgedehnte Industrie in Ôzaka.

Von Ôzaka machen wir zunächst mit der Eisenbahn dem etwa fünf Meilen im Westen liegenden Hiôgo-Kobê einen Besuch. Es ist dies eine Doppelstadt, seitdem mit Eröffnung des Hafens, von dem 50000 Seelen zählenden Hiôgo nur durch eine Brücke getrennt, die Niederlassung Kobê für die Ausländer gegründet wurde. Letztere hatte schon 1874 eine Bevölkerung von 8000 Seelen, darunter 332 Ausländer. — Die Bucht ist fast ringsum von einem Walle steiler grüner Berge umgeben. Kriegsschiffe verschiedener Nationen und eine ganze Reihe von Handelsschiffen findet man immer hier vor Anker liegend. Die plumpen Dschunken mit ihren breiten Segeln und schnelle Fischer- oder Passagierboote, von halbnackten Eingebornen gerudert, beleben den Wasserspiegel.

Mit einer andern Bahn erreicht man von Ôzaka in etwa anderthalb Stunden Kiôto, „die Stadt der Gärten“[1]), in herrlicher Umgebung, in einem Thalkessel, der nur nach Süden sich öffnet, sonst aber von schöngeformten, mit Busch- und Hochwald bedeckten Bergen umkränzt ist. Das Thal wird von dem westlich von der Stadt hinfließenden Kasturagawa durchschnitten, welcher sich weiterhin mit dem Udschigawa vereinigt. In nächster Umgebung zieht sich um die Stadt ein Kranz herrlicher Gärten und Parkanlagen; letzterer ausgezeichnet durch das schöne mannigfaltige Herbstlaub — die Japaner sind nämlich Meister in der Landschaftsgärtnerei. Weniger anmuthig ist die Stadt selbst mit ihren engen Straßen.[2]) Auch der große befestigte Palast des Mikado, Goscho genannt, sonst ein unnahbares Heiligthum, jetzt jedem Touristen geöffnet, zeigt nur ein sehr einfaches, um nicht zu sagen ärmliches Aeußere.“

Er besteht nämlich aus einer Menge von Gebäulichkeiten, die zwar einen großen Flächenraum einnehmen, aber keinen architektonischen Werth haben, von jetzt vernachlässigten Höfen umgeben, auf denen hohes Gras wächst. „Auch im Innern ist nichts von dem Luxus zu sehen, den man in einem Kaiserpalaste erwartet.[3]) Freilich finden sich dort nicht wenige der schönsten Erzeugnisse der Kunstindustrie. Noch jetzt

[1]) Wegen seiner Bedeutung für Kunst, Gelehrsamkeit und seine Sitte hat man es das japanische Athen genannt. Die früher so berühmte Porzellan- und Bronzefabrikation ist in neuerer Zeit zurückgegangen.

[2]) „Nur phantasiereiche Schwärmer und Leute, die wie ein Zeitungskorrespondent aus Japan der Wahrheit ins Gesicht schlagen, können überhaupt japanische Städt schön finden“, sagt Dr. J. Rein, Petermanns Mittheilungen, 1875, 217.

[3]) Man ist umsomehr über die übertriebene Einfachheit an diesem Orte erstaunt, wenn man die imposanten Tempel gesehen hat, welche die Japaner zu bauen verstehen, die kunstvollen Decken, mit denen manche derselben verziert sind und die oft mit ganz geringen Mitteln angelegten niedlichen Gärten. Der Palast erinnert ganz an die einfachste Bürgerwohnung.“ E. Knipping, a. a. O.

ist dieselbe zu Kiôto in bedeutendem Betriebe; wenn auch viele Gewerbe gegen frühere Zeiten sehr zurückgegangen sind, so liefert die Stadt doch noch manche schöne Fabrikate. Einige Gewerbe, wie die Seidenweberei, werden von der Regierung begünstigt. Es wird alles mögliche dazu gethan, daß die Stadt durch die Uebersiedlung des Hofes nach Tôkiô nicht viel zu leiden hat."[1])

Der berühmteste Berg in der Nähe von Kiôto ist der Hiyäzan, der uns aber bereits über die Grenze der Landschaft Kinai nach **2. Tosando** hinüberführt. Diese umfaßt die binnenländischen Bezirke des mittleren Hondo, sowie den nördlichen Theil der Insel in seiner ganzen Breite. Mit der Besteigung des genannten Berges kommen wir in den Distrikt Omi, in dessen Mitte der schöne Biwasee liegt.

Der Hiyäzan, der seine blutige Berühmtheit durch die Metzelei des Nobunaga erlangt hat, erhebt sich nordöstlich von Kiôto 770 m hoch, hauptsächlich aus Granit, aber in einer Basaltkuppe endend. Am Nordostabhange, wo der Basalt beginnt, befinden sich in einem Haine von Kryptomerien drei Buddhatempel. Sie sind jetzt verschlossen und die Wohnungen ringsum, wo einst über 3000 Priester hausten, verödet. Modergeruch dringt aus den Hallen, und auf den Höhen windet sich der Bärlapp durch dicke Moospolster.[2]) In früherer Zeit, als der Mikado noch Macht hatte und meist eifrig dem Buddhismus zugethan war, war ein Prinz von kaiserlichem Blute Oberpriester der hier herrschenden Sekte, welche oft einen wesentlichen Einfluß auf die Geschicke des Landes ausübte. Wie später die Verfolgung hier wüthete, werden wir in einem spätern Abschnitt ausführlicher berichten. — „Die Tempel liegen im Kimon (Ki = Teufel, Mon = Thor), d. h. genau nordöstlich vom kaiserlichen Schlosse, also in der Richtung, aus welcher der Aberglaube alles böse kommen ließ, das hier durch Hersagen langer Gebete in Begleitung von Paukenschlag nnd Glockengeläute fern gehalten wurde."

Vom Hiyäzan führt ein ziemlich steiler Pfad nach Otsu, der Hauptstadt von Omi, am südwestlichen Ende des schönen Biwasees. Derselbe soll der Sage nach in derselben Nacht entstanden sein, in der die Götter den Fudschinoyama aufbauten, was auf vulkanischen Ursprung hinzuweisen scheint. An Größe übertrifft er den Bodensee.

„Er hat viel weniger von dem Charakter eines Gebirgssees, als ich nach Beschreibungen europäischer Reisenden erwartete. Mit seinem schönen, blauen Wasser und seinen hügligen Ufern erinnerte er mich an den nördlichen Theil des Genfer Sees. Das westliche Ufer ist im ganzen höher als das östliche, doch erheben sich die höheren Berge nicht mehr als 200 m über den Wasserspiegel." (Dr. Woeikof, Petermanns Mittheilungen, 1879, Seite 44). Jetzt beleben auch geschäftige Dampfer den See, neben den vielen Fahrzeugen der mit Kormoranen arbeitenden Fischer.

Nicht weit vom östlichen Ufer des Sees liegt Sekigahara, berühmt durch die große Schlacht von 1600, durch welche die erbliche Herrschaft der Tokugawa begründet wurde.

Nordöstlich von Omi folgen die Bezirke Mino, Hida, Schinano und Kodzuke, durch welche die eine japanische Hauptkunststraße, die Kiôto und Tôkiô verbindet, sich hinzieht. Sie wird Nakasendô, „die mittlere Bergstraße" genannt, oder Tosando, die „östliche Bergstraße", wo-

---

[1]) Dr. Woeikof a. a. O. — Seit jener Uebersiedlung hat Kiôto den offiziellen Namen Sai-kio erhalten, der sich aber noch nicht einbürgern zu wollen scheint.

[2]) Nicht weit davon fand sich unser Waldmeister, sowie die Schattenblume; auch ließ sich ein alter Bekannter, der Kuckuk, vernehmen.

nach die ganze Landschaft den Namen führt. Diese alte Straße war zum Theil schon im zweiten Jahrhundert in Gebrauch, wurde aber erst im achten vollendet. Die Länge beträgt 82 Meilen. Sie führt über 9 Bergpässe (Toge) durch die prächtigen Landschaften von Schinano, das durchschnittlich 2500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Ueberall bringt sie den Reisenden über klassischen Boden. Schmerzlich tritt den Erinnerungen aus der alten Heldengeschichte die Beobachtung der tiefen Armuth und des niedrigen Entwicklungsstandes der Landbevölkerung gegenüber. Doch sind in neuerer Zeit auch hier überall schon Schulen nach neuem System gegründet. Für die Reise auf dem Nakasendô besitzt Japan schon seit 1805 ein ausgezeichnetes Reisehandbuch in sieben Bänden mit vielen guten Abbildungen.[1]) — Ein Theil des Bezirks Mino ist Tiefebene, durchströmt vom Kisogawa, einem der bedeutendsten Flüsse Japans. Dort wird ein ausgedehnter Seidenbau, sowie auch Porzellanmanufaktur getrieben. Bei der südöstlichen Grenze von Kodzuke verläßt der Weg das in Rede stehende Gebiet. Der im Westen folgende Bezirk Schimodzuke besteht zum Theil aus Plateaux, 100 M. und mehr über dem Meeresspiegel, die mit einer starken Schicht der fruchtbarsten schwarzen Erde (ganz wie der russische Tschernozem) auf Lehmunterlage bedeckt sind. Weit und breit ist kein Gebirge mehr zu sehen — nur Hügellandschaften gibt es von parkartigem Gepräge, Wiesen mit besonders hohen Geranien (oft zwei Meter), und untermischt mit Leguminosen und einzelnen Bäumen. Bambus- und Maulbeerpflanzungen sind häufig, und in den Dörfern hört man das Geräusch der Webestühle. Die Plateaux von Tschernozem wechseln mit breiten Thälern voll üppiger Reisfelder. Der Wasserreichthum ist groß. An einigen Stellen rieseln zu beiden Seiten des Wegs Kanäle.[2]) Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich. Der Mais erreicht eine Höhe von vier Meter. Im Norden des Bezirks, wo die Gegend bergiger wird, liegen die berühmten Tempel von Nikko mit den prächtigen Mausoleen mehrerer Schôgun aus der Tokugawafamilie. Herrliche Alleen uralter Bäume führen zu demselben hinan. Die schöne bergige Lage, die rauschenden Gewässer und namentlich die alten Bäume machen Nikko zum Glanzpunkt von ganz Japan. Jetzt wird es viel von Europäern besucht, wie auch zahlreiche japanische Pilger sich immer dort einfinden. Einer der schönsten Tempel mit einem hohen Glockenthurm wurde 1874 ein Raub der Flammen.

Gegen Norden schließt sich der Distrikt Inwasiro an, zu dem man auf niederen Pässen über breite Bergrücken hinübergeht. Aus dem schönen blauen Inawasirosee fließt der Aidzugawa dem japanesischen Meere zu. Terrassenkultur, die nach Norden zu seltener wird, findet

[1]) Das Reisen — sei hier bemerkt — geschah früher meist im Tragstuhl, der in neuerer Zeit durch die Dschin-riki-scha verdrängt wird. Dies ist ein elegant gebautes Wägelchen auf zwei hohen Rädern, das von einem oder zwei Kuli gezogen resp. geschoben wird.

[2]) In anderen Gegenden Japans ist die Bewässerung keineswegs überflüssig und oft hört man überall dem Laut des Gong, der die Gebete der Bonzen um Regen begleitet.

sich hier noch ziemlich häufig. Die in dunkle Nadelholzgruppen gehüllten Dörfer stechen von den hellgrünen Reisfeldern und Maulbeerpflanzungen angenehm ab. Die Berge sind mit schönen Eichen- und Kiefernwäldern bedeckt. — Im Osten erreicht hier die Landschaft Tosando den Ozean mit dem Bezirke Iwaki. Ich finde über denselben nichts näheres. Nach der Karte scheint er ein Plateau mit schroff abfallender, wenig gegliederter Küste zu sein. Nach Norden zu folgt Usen im Westen und Rikusen im Osten, beide die ganze Breite der Insel einnehmend. Der letztere Bezirk umschließt die Bai von Sendai, an der die gleichnamige Hafenstadt. Früher war sie der Sitz eines mächtigen Daimio; jetzt macht sie den Eindruck einer gefallenen Größe, da sie 1868 verbrannt wurde und sich nur langsam erholt. Handel und Industrie scheinen nicht gerade schwunghaft. Doch gibt es dort verschiedene höhere Lehranstalten, Seminar und Realschule, in denen in englischer Sprache unterrichtet wird.

Die Küsten und namentlich die Inseln des Golfes von Sendai sind in Japan als sehr schön berühmt. Ich machte eine Exkursion dorthin. Erst nach der Stadt Siogama. In der Nähe derselben steht auf einem hohen Hügel ein berühmter Tempel. Der Bau selbst ist nicht besonders schön, aber es gibt einige steinerne, bronzene und eiserne Kandelaber von ausgezeichneter Arbeit, alles Geschenke reicher und mächtiger Fürsten früherer Zeit. Die Aussicht auf das Meer und die Inseln ist sehr schön, außerdem einige alte Bäume, wie gewöhnlich bei Tempeln. Namentlich fand ich zwei große Kamelien, die ersten großen Exemplare, die ich, von Norden kommend, gesehen hatte. Bei dem Tempel wird ein großer Kupferkessel gezeigt, wo der Gott Siogama zum ersten male Salz siedete und dies die Menschen lehrte.

Am nächsten Morgen ging ich per Boot nach Matsushima, wo ein berühmter buddhistischer Tempel steht. Vor demselben ist eine große bronzene Statue des Buddha, mit einer Glorie umgeben. Der Tempel wurde vom Sendai-Daimio-Dale-Masamune im Anfang des 17. Jahrhunderts gebaut, und im Innern gibt es ziemlich gute Malerei auf Papier, Bronze und Lackarbeiten u. s. w. von dieser Zeit. Wir wurden dann eingeladen, bei dem Abte des Klosters Thee zu trinken. Bei den buddhistischen Mönchen findet sich, wie bekannt, der beste Thee, und ich hatte schon den Werth des japanischen Thees kennen gelernt und konnte denn das ausgezeichnete Getränk schätzen. Als Bedienter fungirte ein Knabe von etwa acht Jahren. Er war mit dem gelben Talar der buddhistischen Bonzen bekleidet und hatte den Kopf rasirt. Die Einrichtung der Zimmer des alten Herrn war dieselbe wie in anderen japanesischen Häusern.

Von Matsushima ging ich weiter, um mir die Inseln anzusehen. Das Gestein ist vulkanischer Tuff von hellgrauer Farbe, oft sehr vom Wasser zerfressen, Grotten, Thore u. s. w. bildend. Fast alle Inseln sind mit der flachkronigen japanesischen Kiefer (Mazu) bewachsen. Bei günstiger Beleuchtung muß die Szene ganz hübsch sein, der Tag aber war trübe, und somit war ich nicht besonders entzückt. Die Insel Sabu-Sawa, wohin ich dann kam, ist die Station der Dampfboote, welche mit Yokohama verkehren. Der Hafen ist tief und sicher. Fischfang ist die Hauptbeschäftigung hier und auf den anderen größeren Inseln; die kleinen sind unbewohnt, und große Quantitäten getrockneter und gesalzener Fische werden nach Tokio verschickt.[1])

Der Gebirgsrücken der Insel, den man auf dem Wege von hier nach Usen überschreitet, bildet nur noch breite, dicht bewaldete Bergrücken, über die sich, wie es scheint, wenig bemerkenswerthe Gipfel und zwar nicht von bedeutender Höhe erheben. Es zeigen sich Spuren von vulkanischer Thätigkeit, z. B. heiße Quellen, auch wird ein Geiser erwähnt.

[1]) Dr. Woeikof in Petermanns Mitth. 1878, S. 182.

Rikutschiu, Ugo und Mitschinoku sind die drei nördlichsten Bezirke. Diese wie die beiden vorgenannten (nördlich vom 38. Grad) waren noch lange Zeit nachdem die übrigen Theile der Insel zu hoher Kultur gelangt, in ihrem alten Zustande geblieben und hießen: Yezo, d. h. „Barbarenland". Auch jetzt noch erscheint die Gegend gegen die übrigen sehr zurückgeblieben. Viele Spuren zeigen die starke Mischung von Ainoblut bei der Bevölkerung; aber in Sprache, Sitten und Gebräuchen sind die Leute hier ebensogut Japaner geworden wie im Süden. Der Ackerbau ist wenig entwickelt, besonders fehlt es an der sonst so reichlichen Terrassenbewässerung für die Reiskultur. Die Gebirge sind fast unbewohnt, während in den Thälern eine dichte Bevölkerung zu finden ist.

3. Wir kommen zu der dritten Landschaft, welche im Süden der eben besprochenen liegt, vom Ozean bespült, der hier manche schöne Bai und unzählige kleine Buchten bildet. Nach der hindurchführenden alten Kunststraße, die ebenfalls die beiden Hauptstädte verbindet, wird die Gegend **Tokaido**, d. i. „östliche Meerstraße", genannt. Beginnen wir mit der Betrachtung der östlichsten Bezirke derselben: Hitatschi, Schimosa, Kadzuza, Awa und Muschaschi, die zum großen Theile eine weite Ebene bilden, auf welche der nicht ferne Fudschinoyama majestätisch herabschaut. Tief in dieselbe drängt sich die herrliche Bai von Tôkiô, welche gegen Südosten durch eine lange Halbinsel geschützt ist. Diese umfaßt den Bezirk Awa und einen Theil von Kadzusa. Ihr gegenüber liegt im Westen eine zweite Halbinsel. Zwischen beiden windet sich der stattliche Uragakanal, der aus dem Golf von Tôkiô in die gleichnamige Bai führt, an deren nordwestlicher Einbuchtung die Hauptstadt liegt. Auf dieser Seite bespülen die Wellen der Bai den Distrikt Musaschi, der nur im Westen und Südwesten etwas bergig, bald in die Ebene übergeht, welcher der benachbarte Schimosadistrikt gänzlich angehört. Zwei Flüsse, der Tonegawa und der Sumidagowa, durchschneiden sie mit zahlreichen Armen. Die alten Japaner fanden diese berglose Gegend nichts weniger als schön. Ein altes Gedicht sagt von derselben: „In der Wüste Musaschino gibt es keine Erhebung, hinter welcher der auf- und niedergehende Mond sich verbergen könnte, wenn weiße Nebelmassen die Spitzen der Gräser umhüllen." Im Jahre 360 n. Chr. fanden die ersten Boten des Mikado hier allerdings eine öde, unbebaute und von wilden Thieren bewohnte Länderstrecke. Jetzt freilich ist die Gegend nicht mehr so melancholisch stimmend. Lachende Felder erfüllen sie, zwischen denen zahlreiche Dörfer und Weiler mit dunkleren Baumgruppen sich zeigen, wohlgebahnte Wege ziehen sich hindurch, der eine von der Reihe der Telegraphenstangen gesäumt sowie belebt vom Rasseln der Postkutschen. Ja schon läßt die Lokomotive ihre Rauchsäule über die benachbarte blaue Flut der Bai aufsteigen. Dort erhebt sich die Kaiserstadt mit einer Bevölkerung von fast einer Million.[1])

[1]) Die Angabe von drei Millionen ist allzeit sehr übertrieben gewesen. Auch jetzt schwanken die Angaben zwischen 925 000 und 600 000.

Es ist schwierig, eine Beschreibung dieser Stadt zu geben, da sie, wie schon der seit nicht lange gewechselte Name andeutet, selbst in der Umwandlung begriffen ist. Yedo, wie Iyéyasu an der noch unbewohnten Stelle es gründete, war einfach nach dem Plane eines großen Lagers angelegt. In die nordwestliche Ausbuchtung der Bai ergießen sich zwei Arme des Tone gawa: der Yedo gawa und Naka gawa, sowie von diesem westlich der Sumida gawa, der etwa $^3/_4$ Meilen von der Mündung von Westen kommend fast rechtwinklig umbiegt. Dieser trennt die Altstadt von der östlich liegenden unbedeutenden Neustadt. Jene läßt die ursprüngliche Anlage noch deutlich erkennen. Im Centrum liegt auf einer sanften Erhebung die Burg Oschiro, die auch das Gebäude des hohen Staatsrathes, die Baracken der kaiserlichen Leibwache, die Schatzkammer u. s. w. enthält und von einem rings geschlossenen breiten und tiefen Graben umgeben ist. Parallel diesem zieht sich ein zweiter bogenförmig um die innere Stadt vom Sumida bis zur Bai. Diese Gräben, deren Böschungen gut mit Steinplatten ausgelegt sind, haben verschiedenes Niveau, sodaß das Wasser, welches von dem Flüßchen Tana gawa durch einen Kanal zugeleitet wird, nicht stagnirt. Stellenweis sind sie mit üppigem Lotus bedeckt; tausende von Wasservögeln, wilde Gänse, Störche, Reiher u. s. w. beleben sie ohne sich von dem Geräusch der Großstadt stören zu lassen. In dem durch beide Gräben gebildeten Ringe befinden sich die Yaschiki, die Wohnungen der Daimio mit ihrem Gefolge, wie in dem japanischen Lager die Zahl der Krieger sich um das Hauptquartier des Generals gruppiren. — Das Yaschiki ist ein charakteristisches Bauwerk, ein innen offenes Viereck von zehn Ar Größe bis zu einem Hektar und darüber. Die vier Seiten sind in geschlossenen Reihen von Häusern mit vergitterten Fenstern gebildet, nur durch ein paar bedeckte Thore, ein größeres für die angesehenen, ein kleineres für geringere Personen, unterbrochen. In diesen Häusern wohnt das Gefolge aus den niederen Klassen der Samurai und die Dienerschaft. Rings um das ganze Viereck lief gewöhnlich ein Wassergraben vier bis zwölf Fuß breit, die Wände sauber mit rautenförmigen schwarzen Ziegeln ausgesetzt mit weißen, sorgfältig im Rundstabe ausgeführten Bandfugen. Der innere Raum enthält die Wohngebäude des Daimio und seiner Räthe, umgeben von herrlichen alten Baumgruppen, Blumen- und Küchengärten, Plätze für Schießübungen, feuerfeste Vorrathshäuser (Kura) u. s. w. Die Straßen zwischen den Yaschiki machen einen monotonen Eindruck. — Rings um diese innere Stadt zieht sich ein breiter Gürtel, der die Wohnungen des gemeinen Volks enthält und auch von einigen Kanälen durchschnitten ist. Noch mehr ist letzteres in der Neustadt der Fall, welche die tiefgelegene Gegend zwischen dem Sumida und Naka gawa einnimmt, die durch Terrainhebung erst in historischer Zeit aus dem Meere aufgetaucht ist[1]). Der südliche Theil Fuka gawa befand sich noch im 16. Jahrhundert ganz unter Wasser. Diese Stadttheile haben nicht viel angenehmes. Am schönsten sind die Umgebungen mit ihren sauber gehaltenen Gärten und Baumschulen, umgeben von Dämmen oder geschnittenen Hecken, mit den vielen Tempeln, Villen, Theegärten u. s. w. Nirgends aber finden sich großartige Architekturen. Die schmalen Straßen mit ihren gleichförmigen Häusern[2]) sind monoton und keineswegs so sauber gehalten wie man erwartet. Auch die Läden enthalten durchaus nichts von dem Luxus, wie wir ihn in großen Städten gewohnt sind[3]). —

Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt wäre etwa noch die große Brücke mit kupfergeziertem Geländer zu erwähnen, der Nipponbasch, welche als Mittelpunkt des Reiches gilt und von dem an alle Entfernungen gemessen werden.

---

[1]) Vergl. Dr. E. Naumann in Petermanns Mitth. 1879, S. 121 ff.

[2]) Sie sind aus Bambus gebaut, mit Cement beworfen und weiß gestrichen, so daß sie wie massiv erscheinen. Die Fenster sind statt des Glases mit feinem durchscheinendem Papier versehen. Von den zwei Stockwerken wird das oberste nur als Vorrathsraum benutzt, während das untere einen einzigen tapezirten Raum bildet, der durch Setzschirme in verschiedene Abtheilungen getheilt wird.

[3]) Ein Luxus ganz andrer Art zeigt sich dagegen umsomehr in diesem japanesischen „Babel." „Seine Theater sind die besten des ganzen Reiches, die Restaurants und Theehäuser gelten als das Non plus ultra ihrer Art, die Geysia (Tänzerinnen und Sängerinnen) und die Dsioro der Dschosi-wara (Lupanarien) kennen keine Nebenbuhlerinnen im ganzen Osten." (Metschnikoff a. a. O.)

Die vorstehende Schilderung ist meist aus Berichten über Yedo geschöpft. Aber Yedo ist nicht mehr. Aus der Residenz der Usurpatoren, welche ihre Vasallen an sich fesselten, ist Tôkiô die Hauptstadt des nach neuem System umgestalteten Reiches geworden. Mit dem Falle des Vasallenthums hat das charakteristische Yaschiki seinen Grund verloren. Viele dieser Gebäude sind in der kurzen Zeit seit dieser Umwälzung schon in Verfall gerathen und werden nicht wieder gebaut. Bald wird solch ein Bauwerk zu den historischen Merkwürdigkeiten gehören. Unter den vielen Neuerungen, die in Japan mit Macht eindringen, wird natürlicherweise auch die Baukunst stark von dem europäischen Einflusse verändert. Schon sieht man hier und da stattliche öffentliche Gebäude, deren Styl sich dem europäischen anschließt, und über kurz oder lang dürfte sich die ganze Erscheinung der Hauptstadt stark verändern[1]).

Von Tôkiô kommt man mit der Eisenbahn über Kanagawa nach dem etwa fünf Meilen entfernten Yokohama. Beide Städte liegen an den Ufern einer spitz einschneidenden Bucht einander gegenüber. Die letztere ist erst seit dem Verkehr mit den Ausländern aus einem Fischerdorfe entstanden, regelmäßig angelegt, mit breiten, gut gepflasterten und mit Randsteinen versehenen Straßen, großartigen Gebäuden, Waarenhäusern, Läden im europäischen Style, Gasthäusern, Restaurationen, Zeitungsbüreaux, photographischen Ateliers u. s. w. Sie zählt 80 000 japanesische Bewohner nebst 1000 Chinesen und 1200 Europäern resp. Amerikanern. Diese wohnen jedoch fast alle in einem besonderen Stadtviertel (Bluff), das sich mit seinen anmuthigen, von Gärten umgebenen Villen, zwischen denen drei Kirchen hervorragen, einen sanften Hügel hinanzieht. Die Aussicht von dort über die etwa drei Meilen breite Bai soll eine der schönsten auf der ganzen Welt sein. Yokohama ist insbesondere als Knotenpunkt der verschiedenen Dampferlinien von Europa und Amerika wichtig und hat als solcher seine kosmopolitische Bedeutung wie kein andrer Punkt. Die Vertreter der christlichen Mächte haben nicht in Tôkiô, sondern hier ihren Sitz.

Wenige Meilen weiter südlich liegt Kamakura, berühmt als die Residenz der Schôgun vor der Gründung von Yedo. Viele Ruinen und Antiquitäten erinnern an jene Zeit. Bemerkenswerth ist die kupferne Kolossalstatue des Buddha, 44 Fuß hoch, in malerischer Lage unter alten Bäumen.

Nicht weit von hier führte der Tôkaidô vorüber, der zunächst am Strande des Golfes sich nach Odwara, einer Stadt von 20 000 Einwohnern, hinzieht. Von dort überschreitet man auf einem 871 Meter hohen Passe das Hakonegebirge, das nach Süden zu sich über die Halbinsel Idsu ausbreitet. Die frische Luft, die schöne Szenerie — besonders an dem Bergsee gleichen Namens und viele warme Bäder machen

[1]) Die Europäer dürfen ihre Wohnungen nur auf einem bestimmten Terrain haben, wo Grund und Boden den Gesandtschaften von der Regierung verkauft wird. — Seit einigen Jahren hat die Stadt eine schöne breite Straße mit Bäumen bepflanzt erhalten. Sie ist 1/4 Meile lang. Man könnte sie „die Linden von Tôkiô" nennen. Buchläden und allerlei großartige Verkaufslokale finden sich dort, in denen man alle europäischen Artikel haben kann.

das Gebirge zu einem beliebten Sommeraufenthalt für Einheimische und Fremde[1]). Jenseits derselben tritt die Straße bald wieder an das Meer, das hier die Bai von Suruga bildet. Der Fudschi zeigt sich in seiner vollen Majestät. Die ganze Gegend ist voll historischer Erinnerungen. Schon die katholischen Missionare der alten Zeit haben öfters die Reise durch dieselbe beschrieben. Der rege Verkehr, der sonst den Tokaido belebte, ist allerdings sehr zurückgegangen, seitdem der Feudalismus gefallen und die Daimio nicht mehr genöthigt sind, so oft die Reise nach Yedo zu machen — und seitdem die Dampfer eine so viel bequemere Reisegelegenheit gewähren. Eine der größeren Städte, welche die Straße weiterhin berührt, ist Hamamatsu mit 50 000 Einwohnern. Von dort aus wendet sie sich nach Nordwesten nach Owari, wo wieder eine große Bai tief ins Land dringt. Nagoya, die Hauptstadt dieses Bezirks, zählt sogar 400 000 Einwohner. Es ist berühmt durch seine Porzellan- und Fächerfabrikation. Von dort aus führt der Weg über den Kisogawa, einen bedeutenden Fluß, durch die beiden letzten Bezirke der Landschaft Tokaido, nämlich Ise und Iga. Jene zieht sich an der Westseite der Bai hin. Die uralten Tempel von Geigu (Naiku) sind hier bemerkenswerth, in denen sich ganz ohne buddhistische Einflüsse der Styl der alten Schintôtempel rein erhalten hat: Holzbau mit Strohdach. Die Umgegend ist flach; nur einige alte Bäume geben ihr Reiz. Sonst sieht man überall Reisfelder. Weiter nach Westen wird die Gegend gebirgiger, wenig bevölkert und dicht bewaldet oder mit hohem Gras und Leguminosen bedeckt und führt auf einem 500 m hohen Passe hinüber nach Iga, von wo die Gewässer schon dem oben erwähnten Yodogawa zufließen.

4. Die vierte Landschaft heißt **Hokurokudo**, die nördliche Kontinentalstraße. Sie umfaßt die vom japanischen Meer bespülten Küstenbezirke des mittleren Hondo: Wakasa, Etschisen, Kaga, Noto, Etschiu, Etschigo und die Insel Sado. Diese Gegend hat größtentheils etwas rauheres als die soeben besprochene. Die hohen Gebirge mit Gipfeln wie der Hakusan (2536 m) und der Tateyama (2750 m) bilden eine klimatische Grenzscheide. Sie bilden eine Mauer, welche die anderen Theile der Insel gegen den kalten Nordwind schützt, hier aber seine Wirkungen anhäuft. Die nach dem Meere zu geöffneten Thäler haben oft noch im Juli Schnee, und schon im Oktober, wenn der Nordwind wieder herrschend wird, sind die ganzen Bergzüge weiß. In der kalten Jahreszeit gibt es hier wenig heitere Tage. Der Himmel ist beständig mit Wolken bedeckt. Auf einem der Pässe pflegt der Schnee 9—10 Fuß hoch zu liegen. Dennoch ist der Winter nicht so rauh wie unter gleicher Höhe auf dem Kontinente. An der Küste, die übrigens hier flach, sandig und von Dünen gesäumt ist, sinkt das Thermometer nur selten bis auf — 7° R. Selbst bei Niigata (38° N. Br.) gedeiht noch der Theestrauch. Pfirsiche und Weinstöcke werden häufig an Spalieren gezogen. Letztere Stadt, am Ausflusse des ziemlich bedeutenden

[1]) Von Odawara gelangt man innerhalb weniger Stunden an ein halbes Dutzend kleiner Badeorte.

Sinanogawa gelegen, gehört zu den offenen Hafenplätzen. Im Winter ruht jedoch die Schiffahrt fast ganz wegen der vorherrschenden Stürme, und selbst die Dampfer stellen dann meist ihre Fahrten ein. Vom April bis Dezember dagegen ist der Verkehr lebhaft. Die Provinz hat Ueberfluß an Reis, der nach dem südlichen Japan, ja sogar nach China ausgeführt wird, während fast alle Manufakturen von Süden kommen. Die Handelsverhältnisse sind jedoch für Europäer wenig günstig, sodaß nur wenig Kaufleute von dem Niederlassungsrecht Gebrauch gemacht haben. Sonst ist Niigata durch und durch Handelsstadt und darin, freilich im kleinen, Ôzaka sehr ähnlich. Auch die große Zahl der Wasserstraßen und Brücken erinnert an jene Stadt. — Als Produkt dieser Landschaft ist noch das Naphtha zu erwähnen, das zu Petroleum verarbeitet wird. — Auch hier wird viel die Terrassenkultur angewendet, und stellenweis hat man wohl den Eindruck, daß jeder Fußbreit Landes aufs beste ausgenutzt wird. Es gibt aber sehr weite Länderstrecken auf Japan, die noch der Kultivirung harren. — Schließlich sei noch von den Städten Kanasawa erwähnt, die Hauptstadt von Kaga, mit 100 000 Einwohnern.

Die drei zuletzt besprochenen Landschaften mit Ausnahme der nördlichen Bezirke (jenseits des 38. Grad) bilden zusammen das historisch wichtige Land Kuanto, das ist: „das Land der östlichen Schutzwehr". Die nachfolgenden vier werden dem gegenüber wohl unter dem Namen Kuansai, „Land im Westen der Schutzwehr", zusammengefaßt. Als Schutzwehr (Kuan) gelten dabei die Burgen der fünf ältesten Bezirke, Kinai.

Der noch nicht besprochene fünfte und sechste Theil der Insel Hondo umfaßt die beiden Landschaften **Sanaydo** und **Sanindo**, dieser die an der südlichen Küste gelegenen Bezirke einschließlich Nagato, jener die an der nördlichen. Auch dieses Gebiet ist von Gebirgen, die zwischen dem Ozean und dem japanischen Meere die Wasserscheide bilden, durchzogen, aber sie erreichen nicht die Höhe derjenigen, welche wir im mittleren Theile der Insel kennen lernten.

Wir heben folgende Punkte hervor. Zu Ikuno, bei dem gleichnamigen Bergpasse, sind die bedeutendsten, der Regierung gehörigen Bergwerke und Schmelzwerke, die jetzt nach dem neuesten Standpunkte der Metallurgie betrieben werden. Es wird hier nur Gold und Silber gewonnen, das direkt an die Münze von Ôzaka abgeliefert wird.

„Alle umliegenden Höhen wurden früher ihrer Wälder beraubt, um Holz nach Ikuno zu liefern, und es wächst jetzt dort fast nur Gebüsch, unter welchem Kamelien und Azalien vorwalten. Im Frühling, wenn sie in Blüte stehen, soll der Anblick prachtvoll sein". Der Weg auf eine der Anhöhen (710 m) war beschwerlich, besonders wegen des dort massenhaft verbreiteten Zwergbambus; doch belohnte eine ausgedehnte Aussicht auf eine große Menge fast gleich hoher Spitzen die Strapazen. Von den beiden Meeren war jedoch keines sichtbar.

Nach Himedji am inneren Meere führt eine treffliche Chaussee. Die Stadt ist durch ihre ausgezeichneten Lederarbeiten berühmt. Zwischen hier und Hiroschima ist der Boden wenig fruchtbar, die Berge sind entwaldet, und die zahlreiche Bevölkerung, obgleich die sorgfältigste

Terrassenkultur treibend, lebt in Armuth. An manchen Stellen ist wegen Wassermangels Reis nicht zu bauen. Dort sieht man Felder von Caladium, Zwiebeln, Bohnen, Baumwolle. In dieser Gegend gibt es auch Marmorbrüche. — Hirosima mit 100 000 Einwohnern ist eine bedeutende Handelsstadt; einige Aehnlichkeit mit Ôzaka ist nicht zu verkennen.

Nicht weit von hier ist Aki Miyasima, eine der größeren Inseln des inneren Meeres, die durch ihre alten Heiligthümer berühmt ist. Die Bevölkerung besteht aus Priestern, Gastwirthen und ihren Dienern, Fischern und Holzschnitzern, welche letztere ihre Ware an die zahlreichen Pilger absetzen. Land- und Gartenbau ist angeblich durch die Göttin Bentin, der die Insel heilig ist, verboten. Alle Speise muß vom Festlande gebracht werden. Wenn des Morgens die Boote mit Reis und Gemüse kommen, so sieht man hunderte von Hirschen an den Strand eilen, um sich direkt von den Bootsleuten eine Gabe zu erbitten, die ihnen nicht abgeschlagen wird. Der wohlgepflegte Wald der Insel sticht recht gegen die kahlen Höhen des Festlandes ab. Der Haupttempel auf derselben stammt aus dem 6. Jahrhundert.

Weiter gegen Süden zu wird der Boden wieder fruchtbarer und die Vegetation üppiger. Die Bearbeitung ist sehr sorgfältig; noch ziemlich steile Abhänge sind in Terrassen verwandelt. Mächtige Kampherbäume sind in Menge vorhanden. Sehr häufig sieht man Orangen und Kamelien, besonders schöne Bambus und die japanische Kiefer (Mazu) mit ihrer breiten Krone, die hier wie auch in anderen Gegenden Japans zu schönen Alleen verwandt ist. Die Berge sind hier wieder bewaldet. Maulbeerpflanzungen zeigen den Seidenbau der Gegend an. An der Küste wird ausgedehnte Salzfabrikation aus Meerwasser getrieben. Der südwestlichste Bezirk von Hondo ist Nagato, das frühere Gebiet des Daimio von Tschoschiu, der in den Reformbewegungen eine große Rolle spielt. Auch die Stadt Schimonoseki (10000 Einwohner), am äußersten Punkte der Insel gelegen und von Kiuschiu nur durch eine schmale Meerstraße getrennt[1]), werden wir weiterhin zu erwähnen haben.

7. Die folgende Provinz **Saikaido**, d. i. westliche Meerstraße, umfaßt die Insel Kiuschiu und alle übrigen südlich liegenden Inseln des japanischen Meeres, welche letztere zum Fürstenthum Satsuma gehörten. „Zur Zeit des Lehnwesens konnte dieses Fürstenthum, der Familie Simadsu gehörig, als ein abgesonderter Staat angesehen werden. Der König der Lutschu- (Riu-kiu-) Inseln war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Vasall von Satsuma."[2])

Kiuschiu mit seinen vielen Buchten und Inseln, mit den hohen Ufern und waldigen Gebirgen, ist einer der schönsten Theile Japans und übertrifft namentlich an der Westküste das viel gerühmte innere Meer an landschaftlicher Schönheit bei weitem. Der wichtigste Bezirk, wie aus dem bereits Gesagten ersichtlich, ist Satsuma, der südwestlichste

[1]) Gelegentlich seien hier die Leuchtfeuer erwähnt, wie sie an allen wichtigen Punkten von der Regierung erhalten werden, und zwar überall nach bester Konstruktion angelegt.

[2]) Auf eine nähere Beschreibung der Lu-tschu-Inseln brauche ich in dieser Auflage nicht näher einzugehen, da sie vorläufig für die Mission keine Bedeutung mehr haben.

Theil der Insel mit seiner Hauptstadt Kagoſima, deren Seelenzahl wohl etwas zu hoch auf 200000 geschätzt wird. Sie liegt an der von Süden nach Norden tief ins Land einschneidenden Bucht, an der sie sich weit ausbreitet. Doch ist „von Wohlstand nichts zu sehen, die Häuser sind niedriger und schlechter gebaut als in anderen großen Städten. Sie hat sich von dem Bombardement (1865) noch nicht erholt. Ihr gegenüber liegt die schöne Insel Sakurasima, die einen beträchtlichen Theil der Bucht einnimmt und aus einem erloschenen Vulkan besteht. Sie ist sehr fruchtbar und liefert Gemüse und Früchte für die Stadt, enthält auch einige warme Quellen.[1]) In der Nähe der letzteren sind bedeutende neuere Fabriken, eine Baumwollenspinnerei und Waffenfabrik, die schon vor 1868 gegründet wurden und die nur von Japanern geleitet werden. — An dem nördlichsten Theile der Bucht ist „die Gegend entzückend schön. Die Berge rundherum sind vulkanisch; die Formen und die Beleuchtung nicht minder schön als bei Neapel, während die Vegetation unvergleichlich üppiger ist.“ Am westlichen Ufer der Bucht erhoben sich die Berge etwa 300 m, nur senkrechte Abhänge waren kahl, sonst walteten immergrüne Bäume vor, auch Laubbäume mit schönen Herbstfarben und Nadelhölzer fehlten nicht. Am Ufer waren viele Lavatrümmer. Im Nordosten zeigte sich der schöne, eben mit frischem Schnee bedeckte Berg Kirischima.“ Letzterer, 1520 m hoch, könnte der japanische Olymp genannt werden. Der Bezirk Hinga, in dem er liegt, ist die Wiege des japanischen Reiches, der Schauplatz der ältesten noch sagenhaften Geschichte.

Die Dörfer sind weitläufig gebaut, meist jedes Haus mit einem Stein- oder Erdwall umgeben, auf dem Kampher- und andere immergrüne Bäume gepflanzt sind. In der Nähe des Meeres sieht man in den Dörfern auch wohl Palmen und Bananen, doch nirgends in großer Zahl. In Satsuma wird viel Tabak gebaut, der sogar nach Cuba ausgeführt wird, weil er vorzügliche Deckblätter liefert und von dort als Havannazigarren nach Europa kommt. In den höheren Gegenden, wo der Reis nicht gedeiht, baut man viel Knollengewächse (Caladium und Bataten). Auch auf Terrassen wird auch Awa, eine Art Sorghum, gebaut.

Im nördlichen Theile der Insel zeigen sich weniger vulkanische Spuren. Die hervorragenden Kegel verschwinden und langgestreckte Rücken bilden die Gebirge. In den Hochwaldungen sind schöne dunkelgrüne Sugi häufig, d. i. Cryptomeria japonica, die überhaupt neben Mazu, der lebhaft grünen flachkronigen Kiefer, für die japanische Landschaft charakteristisch sind. Ein paar Meilen[2]) von der Westküste, in einem breiten Thale, liegt die Stadt Kumamoto mit 100000 Einwohnern. Von größerer Bedeutung aber ist Nagasaki (80000 Einwohner) mit seinem den Fremden geöffneten Hafen. Die Stadt liegt auf der vielgebuchteten Halbinsel, welche den Bezirk Hisen ausmacht, höchst malerisch. „Ringsum auf den Abhängen und Gipfeln liegen

[1]) Warme Salz- und Schwefelbäder werden von verschiedenen Punkten Kiuschius erwähnt.

[2]) Die Japaner rechnen die Entfernungen nach Ri zu vier Kilometer.

50 bis 60 Tempel, stellenweis dicht bei einander und oft auf hunderten von Stufen zu ersteigen. Die Stadt nimmt mit ihren Gärten einen großen Raum ein, und zieht sich zwischen den Bergen hin.

Vor Nagasaki liegt die kleine Insel Dêschima, auf der allein sonst der Aufenthalt den Holländern gestattet war.[1]) Nur ein schmaler Kanal, der zur Ebbe trocken ist, trennt sie vom Lande. — Gegenüber zu Hakanora stand schon 1861 eine mächtige Maschinenfabrik mit rauchenden Schloten und sprühenden Dampfhämmern, welche die Maschinen zu großen Dampfern lieferte. Die kleineren zu Kiuschiu gehörigen Inseln übergehen wir.

8. Wir kommen zur achten Landschaft des Reiches, **Nankaido**, d. i. „südliche Meerstraße", welche außer der Insel Schikoku nur einen auf Hondo gelegenen Bezirk, Kii, und die der Bai von Ôzaka vorgelagerte Insel Awadschi umfaßt, welche letztere als heiliger Wohnort des Götterpaares Isanagi und Isanami hoch verehrt wird. Schikoku ist gebirgig und hat mehrere Schneegipfel. Sonst habe ich über dieses Gebiet weiter nichts mittheilenswerthes gefunden.

9. Die Provinz **Hokukaido** oder nördliche Meerstraße ist erst in neuerer Zeit gebildet. Jetzt nach dem Austausch der Insel Saghalin gegen die Kurilen besteht sie aus 11 Bezirken, deren 10 auf Yezo liegen, der 11. heißt Tsi-sima, „Tausend-Inseln", und umfaßt die Kurilen.

Die Insel Yezo ist, wie schon oben bemerkt, nur an einigen Punkten von Japanern kolonisirt und überhaupt fast nur an den Küsten bewohnt. Hier erwähnen wir nur zunächst den Hauptort Matsumaë im Süden, mit festem Schlosse, Sitz des Statthalters, 60 000 Einw., sodann etwa 6 Meilen nordöstlich davon Hakodate mit seinem vortrefflichen Hafen, der den Ausländern geöffnet ist.

Die alte Eintheilung, der wir hier gefolgt sind, ist nun 1871 durch eine neue, nach dem Muster der französischen Departements, ersetzt worden. Den letzteren entspricht das heutige Ken, und der „Kenraï ist der Präfekt.

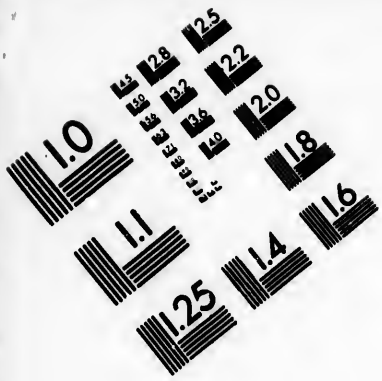
Die drei Hauptstädte Tôkiô, Kiôto und Ôzaka bilden eximirte Verwaltungsbezirke mit dem chinesischen Namen Fu. Im übrigen wurde das Reich mit Ausschluß der genannten Provinz Hokukaido, die unter einer besonderen Kolonialverwaltung steht, im Jahre 1861 in 67 Ken eingetheilt, später ist die Zahl auf 60 und im Jahre 1876 sogar auf 35 reduzirt worden. Die Kenraï ressortiren direkt vom Minister des Innern. Eine Aufzählung der sämtlichen Ken, die je nach dem Hauptorte genannt werden, dürfte hier überflüssig sein.

2. Die Japaner und ihre Lebensweise.

Das japanesische Reich zählt 33 600 000 Bewohner, sodaß ihrer 88 auf einen Quadratmeter kommen, 9 mehr als dies im Deutschen Reiche und 20 weniger als es in Großbritannien der Fall ist.

Die Nationalität der Japaner steht durchaus selbständig da. Ueber

[1]) Früher hatten die Holländer ihre Niederlassung auf Hirado, einer größeren Insel zehn M. nordwestlich von Nagasaki.



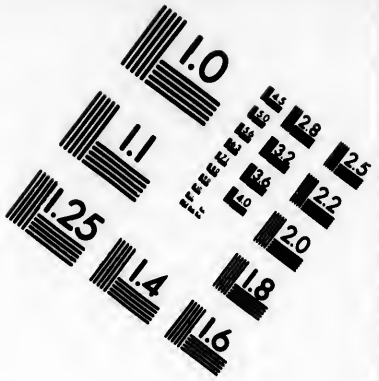
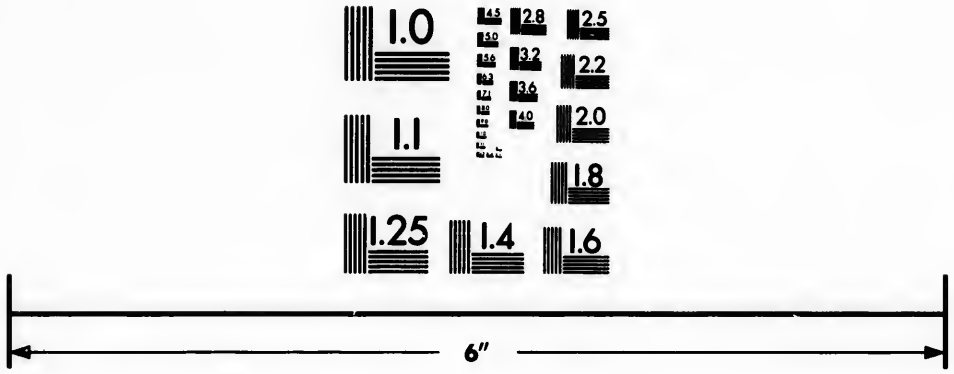
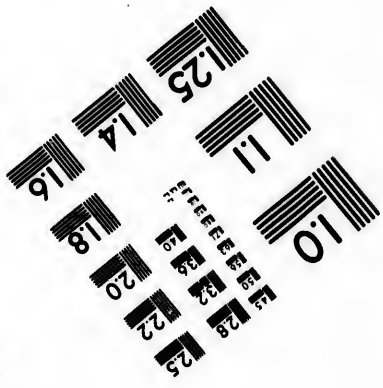


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

die Abstammung derselben sind die Ansichten noch ziemlich getheilt. Wir dürfen uns wohl der Griffisschen Annahme anschließen (auf die wir unten in dem geschichtlichen Abschnitt wiederholt zurückkommen), nach welcher alle japanischen Inseln in alten Zeiten eine Bevölkerung von Ainô hatten, wie sie jetzt noch auf Yezo vorhanden ist. Durch eine Einwanderung von China kam ein ganz andres ethnographisches Element ins Land, das vermöge seiner Kulturüberlegenheit bald das herrschende wurde und die Urbevölkerung, soweit sie nicht in den Kämpfen ausgerottet wurde, sich assimilirte. Daher finden wir die Hauptzüge des mongolischen Typus vor. In dem nördlichsten Theile von Hondo, wo nach verschiedenen Zeugnissen Spuren von Ainoblut unter der Bevölkerung vorliegen, ging diese Assimilation in verhältnismäßig später Zeit vor sich. Noch jetzt aber findet sich überhaupt in der Bevölkerung ein bemerklicher Abstand zwischen der Physiognomie der höheren Stände und derjenigen der Landleute, die ein runderes, flacheres Gesicht, weniger schräge Augen und eine gerade, an der Wurzel aufgeworfene Nase haben. Die Vornehmen dagegen haben ein feines, länglich ovales Gesicht mit markirten Zügen, schräg liegende, schwarze Augen[1]) in tiefen Höhlen, lange, hängende Lider, Augenbraunen im hohen Bogen, sanft gebogene Nase, kleinen Mund, spitzes Kinn u. s. w. Aus diesem Unterschiede machen die Maler, Karikaturenzeichner, die Novellenschreiber und Theaterdichter ein reiches Kapital. — Charakteristisch aber ist überhaupt für die japanische Physiognomie das scharfe Hervortreten der Züge, welches nur gemildert ist, wo die Muskulatur noch jugendliche Frische hat. Mit dem Alter bekommen die Gesichter sehr bald ein mageres Ansehen.[2])

Die Hautfarbe variirt beträchtlich — zwischen einzelnen Fällen, die braungelb oder rothbraun zu nennen sind, bis zu dem Farbenton der Nordeuropäer. Im ganzen kann man sagen, daß sie dem letzteren näher kommt als die erbsengelbe Farbe der Chinesen. Meist ist die Gesichtsfarbe frisch und blühend. Kinder, strotzend von Fülle der Gesundheit und mit rothen Wangen, sieht man selbst in den südlichen Provinzen allenthalben. Im allgemeinen sind — wie überall — die Frauen hellfarbiger als die Männer, die Vornehmen am hellsten, weil am wenigsten der Luft und der Sonne ausgesetzt. Die Bauern und Fischer sind am dunkelsten.

Die Haarfarbe ist schwarz, oft mehr durch die allgemeine Anwendung von Pomade. Die frühere häßliche Sitte, den vordern Theil des Kopfes kahl zu scheren und einem Theil der Haare vom Hinterkopf nach vorne zu streichen, scheint mehr und mehr abzukommen. Der Bart ist stets glatt geschoren, was den Männern oft ein weibliches Ansehen gibt[3]).

---

[1]) Die schrägen Augen sind ein Hauptmoment im Schönheitsideal der Japaner, und ihre Maler übertreiben es in einer uns unerträglichen Weise.

[2]) Dr. O. Mohnicke weist in seinem sehr gründlichen Büchlein „Die Japaner" (dem ich übrigens in diesem Abschnitte zumeist folge) nach, wie dies seinen Grund im Bau des Knochengerüstes hat.

[3]) Gegen die bärtigen Europäer ist von früher her noch die Aversion vorhanden; sie dienen als Popanz für die Kinder.

Unter allen Völkern Ostasiens stehen die Japaner in bezug auf geistige Anlagen den Ariern am nächsten. Was Fassungskraft, Gedächtniß und Urtheil betrifft, bleiben sie nicht hinter uns zurück. Sie zeichnen sich aus durch richtiges Begreifen einer Idee, schnelles Verstehen auch fremder Verhältnisse, geschicktes Sichhineinfinden in dieselben. Dadurch unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den Chinesen, mit denen man sie bei aller Gleichheit des Rassentypus nach dieser Seite hin nicht zusammenstellen darf. Die japanische Kultur ist zwar wesentlich eine Tochter der chinesischen; aber sie ist selbständig auf japanischem Boden herangewachsen. Auch bei den neuesten Reformen sind die Japaner nicht blos blinde Nachahmer. So hervorstechend ihre Anlage ist, fremde Bildung aufzunehmen, so stark ist auch ihre Fähigkeit, sie selbständig zu verarbeiten und sich in der That zum Eigenthum zu machen. Dieser Zug ist besonders in der Literatur zu spüren. Die ältesten Schriften tragen noch ganz chinesisches Gepräge. In der Folge aber tritt freie geistige Thätigkeit an die Stelle jener engherzigen dogmatisirenden Scholastik.

Unter den Geisteskräften der Japaner bemerkt man im allgemeinen ein Vorherrschen des Verstandes vor der Phantasie. Daher die Kunst in der höheren Bedeutung des Wortes bei ihnen verhältnißmäßig nicht weit entwickelt ist. Ihre künstlerischen Bestrebungen lagen lange Zeit in den Fesseln chinesischer Tradition, haben sich aber wie in der Literatur davon mehr und mehr frei gemacht. Daß sie auch im stande sind, in den bildenden Künsten etwas zu leisten, beweisen einige Gemälde, die unverkennbar den Einfluß holländischer Meister zeigen[1]); nur scheint dieser Einfluß unter dem Abfluß gegen die Barbaren unterdrückt worden zu sein. Die japanische Musik ist von der lauten, lärmenden der Chinesen sehr verschieden, und steht, wenn auch unseren Ohren fremdartig, uns doch näher als jene.

Bedeutend ist die Anlage für mathematische Wissenschaften. Im Rechnen bringen es die Japaner ohne Mühe sehr weit[2]). Auch ist ihnen geometrische Akkuratesse eigen. Dazu sind sie tüchtige berechnende Kaufleute, die selbst den schlauen Chinesen nicht nachstehen.

Die historische Entwicklung hat bei ihnen manchen Charakterzug hervorgerufen, durch den sie unsern Vorfahren in der Ritterzeit nahe stehen. Sie sind tapfer, für die Großthaten der Alten begeistert, mit ausgebildetem Sinn für Ehre und Recht, der wie dort im Duell hier im Harakiri[3]) seinen krankhaften Auswuchs findet. Schöner muthet uns der hochherzige Sinn an, wie er sich in dem Muth der Märtyrer

---

[1]) Vergl. Griffis, p. 180 und 209.

[2]) Wie überall im östlichen und mittleren Asien wird auch hier das Rechenbrett gebraucht.

[3]) Selbstmord durch Aufschlitzen des Bauches infolge gekränkter Ehre, ursprünglich Sepukka genannt. Der Beleidiger wird dadurch verpflichtet, das gleiche an sich selbst zu thun. Staatsbeamte sind dazu verpflichtet, wenn eine erhebliche Verletzung ihrer Amtspflichten oder ein Mißlingen ihrer Amtsgeschäfte vorgekommen ist. Durch das Harakiri wird die Ehre der Familie gewahrt und überdies dem Sohne die Nachfolge im Amte gesichert (?).

offenbart. Ueberhaupt findet sich bei den Japanern ein wirklicher Adel der Gesinnung, ein Bewußtsein der Verpflichtung, alle niedrigen Handlungen zu vermeiden, wie er sich in der Zeit des Feudalismus ausgebildet hat.

Weiter erwähnen wir als Charakterzug die Ausdauer und Beharrlichkeit, mit denen der Japaner bei Ausführung seines Planes vor keiner Schwierigkeit zurückschrickt. Auch kann man sie verschwiegen und zuverlässig nennen. Gastfrei sind sie in hohem Maße, sowie mildthätig gegen Arme und dankbar für empfangene Wohlthaten. Gegen Freunde sind sie treu, wählen aber nur wenig Freunde und nach sorgfältigster Prüfung. In Reinlichkeitsliebe sollen sie nach Mohnicke die europäischen Völker übertreffen. Ihre Mäßigkeit und Einfachheit, sagt er ferner, sei anerkennenswerth, besonders gegenüber der raffinirten Kochkunst, Feinschmeckerei und Vielesserei der Chinesen. Auch von dem einzigen berauschenden Getränk (Sakki, aus Reis gebrannt) machen sie nur mäßigen Gebrauch. „Trunksucht gehört nicht zu den nationalen Fehlern dieses Volkes."

Die Gemüthsart der Japaner ist ruhig und gleichmäßig, wozu die allgemeine Gewöhnung an Selbstbeherrschung viel beiträgt. Man bemüht sich, keine Aufwallung des Gefühls oder der Leidenschaft sichtbar werden zu lassen. Ihr Charakter ist im allgemeinen ein gutherziger; die gemüthliche Gutmüthigkeit, die der Franzose Bonhommie nennt, ist ihnen eigen. Sie zeigt sich besonders in ihrem häuslichen Leben, namentlich in den Vergnügungen, die still und einfach sind. „Das Lieblingszimmer fast eines jeden [vornehmen] Hauses sieht auf kleinere oder größere stets sehr wohl unterhaltene Gartenanlagen. Hier im Kreise einiger weniger durchaus erprobter und zuverlässiger Freunde im vertraulichen Gespräche, rauchend und Sakki trinkend, zu verweilen, während das Auge auf die Blumen und mannigfachen Zierpflanzen geheftet ist, bietet den Japanern schon einen großen Genuß. Oder sie freuen sich hier an dem Gesange ihrer Töchter und Frauen, und deren Spiel auf der dreisaitigen Laute (San-sin oder Samisen), oder aber bewundern die anmuthigen mimischen Körperbewegungen einer jugendlichen Tänzerin [1])."

Auch das heitere, fröhliche Wesen der Bevölkerung wird von vielen Berichterstattern hervorgehoben.

Alles hat in Japan ein munteres Ansehen. Alles lacht: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwatzen und scherzen fortwährend, sind sorglos, leichtlebig und dazu äußerst höflich. Nicht nur die hübschen Mädchen in den Theehäusern[2]), sondern auch die Träger des Palankins, auf denen der Reisende und sein Gepäck lastet. Munter schreiten diese letzteren über felsige Gebirge auf rauhen Pfaden oft durch wilde Ströme bis an den Gürtel ins Wasser. Der Schweiß läuft ihnen über die Stirne; aber sie hören nicht auf zu plaudern und zu scherzen. Alle zehn Minuten pflegen sie mit einander im Tragen abzuwechseln, und doch gibt es trotz ihrer schmerzhaft gedrückten Schultern jedesmal einen höflichen und humoristischen

[1]) Dies letztere hängt doch wohl oft mit dem bald zu erwähnenden Laster der sinnlichen Ausschweifung zusammen.

[2]) Auch auf der Straße sieht man nicht leicht ein mürrisches oder verdrießliches Gesicht, dagegen manches volle, rothwangige Mädchengesicht in heiterster Stimmung.

Wettstreit in Anreden und Erwiderungen dabei. „Erlauben Ew. Gnaden", sagt der eine, „daß ich mit meiner Schulter für sie eintrete; Ew. Gnaden sind gewiß sehr ermüdet." „Durchaus nicht", entgegnet der andere, „Ew. Gnaden täuschen sich vollständig. Doch wenn es Ew. Gnaden beliebt, so gebe ich Ihren Wünschen nach." — Und so geht die mühsame Schlepperei unter beständigem Gelächter, Protestiren und Complimentiren immer weiter. Sogar die japanischen Bettler suchen nicht etwa wie die unsrigen durch Weinen und jämmerliche Geberden das Mitleid des Publikums auf sich zu ziehen, sondern setzen allerlei Kunstgriffe, Späße, komische Vermummungen u. s. w. in Bewegung, um ihren Zweck zu erreichen."[1]) „Drei kleine fette Kobolde in sonderbarer Kleidung, mit Löwenkopf und Federn als Kappe und rothen Bändern, die über den Rücken herunterhingen, trollten sich vor uns her, indem sie allerlei Faxen machten, den Kopf zwischen den Füßen durchsteckten" u. s. w. (Griffis 332.)

Die Haltung und das Benehmen der Vornehmen ist würdig und gemessen, aber ohne Stolz, Anmaßung und Gemachtheit. „Gegen ihre Diener und Untergebenen zeigen sie sich im allgemeinen sehr wohlgesinnt und wissen sie mit Vermeidung aller Vertraulichkeit an sich zu fesseln. Im Verhältnisse und dem Benehmen der einzelnen Glieder einer Familie gegen einander herrschen Güte, Wohlwollen, Freundlichkeit. Die Eltern sind gegen die Kinder liebevoll und sanft, diese ehrerbietig, gehorsam und unterwürfig gegen die Eltern. Die japanischen Frauen sind im allgemeinen Muster ehelicher Zucht und Sitte, dabei häuslich sparsam, fleißig und verstehen die Leitung eines Hauswesens aus dem Grunde."

„Wie geschickt die Japaner auch in dem Erwerben von Vermögen besonders durch Handel sind, und wie sehr sie auch solches zu schätzen wissen, so sind sie doch weder geizig noch verschwenderisch." Der großartige Luxus der Daimio unter den Schôgunen war durch die letzteren geflissentlich hervorgerufen, um einer Anhäufung von Vermögen und Macht vorzubeugen, die ihnen selbst hätte gefährlich werden können.[2])

Diesem wie es scheint doch mit etwas optimistischen Farben gezeichneten Bilde von den Tugenden des Japaners gegenüber zeigt uns unser Gewährsmann nun auch etliche Laster. Vor allem ist die große

---

[1]) Basler Missions-Magazin, 1876, Seite 28. Das dort folgende Beispiel von den loszukaufenden Thieren (wie es auch in China sehr üblich ist) dient mehr zur Illustrirung des Buddhismus.

[2]) Bei weitem weniger günstig hat neuerlichst sich Dr. Wernich über die Japaner ausgesprochen (Ausbreitung und Bedeutung der neuen Kulturbestrebungen in Japan). Er hält sie für ein schwächliches Geschlecht im Vergleich zur robusten Körperkonstitution der Chinesen und führt dafür den dürftigen Wuchs, geringen Brustumfang und spärliche Entwickelung der Muskulatur an. Den Grund findet er in der einseitig vegetabilischen Nahrung, sowie in den frühzeitigen geschlechtlichen Ausschweifungen. Dabei hebt er verschiedene geistige Mängel, die dem Fortschritte des Volks entgegenstehen, hervor. Er spricht ihnen alle Festigkeit des Willens ab, überhaupt das was wir Charakter nennen. Es fehle ihnen, sagt er, die rechte Werthschätzung der eigenen Person, der Arbeit und des Besitzes. Ihre geistige Bildung bleibe beschränkt durch die alte chinesische Methode des Auswendiglernens, was die Unfähigkeit zur Bildung von Abstraktionen und Kombinationen zur Folge habe. Das juraro in verba magistri sei ihr Denkgesetz u. s. w. (Vergleiche Basler Missions-Magazin, 1879, Seite 253 ff.) Es hält schwer bei so verschiedenen Zeugnissen den wahren Sachverhalt herauszufinden. Hatte das erstere zu günstige Farben, so dürften in dem letzteren vielleicht die Schatten doch etwas übertrieben sein.

Neigung zu sinnlichen Ausschweifungen, selbst zu den entehrendsten, zu nennen[1]); ferner „eine Rachsucht, die ihre Opfer nicht selten jahrelang unter der größten Freundlichkeit verfolgt, und gegenseitiges Mißtrauen." Es liegt ihnen wenig daran, ihr gegebenes Wort zu halten; Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gehören nicht zu ihren Tugenden. Die Staatsverfassung, welche die letzten drittehalb Jahrhunderte herrschend war, hat — z. B. durch die systematische Spionage — wohl in dieser Beziehung auf die Entwicklung der Sittlichkeit des Volkes ungünstig eingewirkt.

Lassen wir uns jedoch die äußere Erscheinung der Japaner im Leben beschreiben. Gewaltige Gegensätze treten dem fremden Beobachter entgegen. Auf der einen Seite sieht man Leute, die — mit Ausnahme eines um die Lenden geschlungenen dünnen Stückes Zeug vollständig nackt — in gemessenem Schritte und in tiefen Gutturaltönen dazu summend einen schwerbeladenen zweirädrigen Lastwagen ziehen und schieben, mit unnatürlich ausgebildeter Muskulatur. Bei manchen ist der ganze Körper mit Tätowirung, manchmal in bunten Farben, bedeckt. Auf der andern Seite erblickt man einen Vornehmen in prächtigen, weiten, seidenen Gewändern in seinem Tragstuhl mit einer ebenfalls kostbar gekleideten Menge Diener. Dazwischen endlich zeigen sich Gruppen von Herren in europäischer Tracht mit eleganten Spazierstöcken, zuweilen auch mit einer Zigarre im Munde. Diese drei Gegensätze begegnen einem immer wieder.

Die alte Kleidung, die seit Jahrhunderten ohne der Mode unterworfen zu sein üblich war, wird folgendermaßen beschrieben. Hemden tragen sie nicht, sondern der Mann einen Lendengürtel, die Frau ein sehr breites, bis auf das Knie reichendes Schürzchen, darüber aber einen langen, weiten, seidenen oder wollenen Rock (den „Japon" der Niederländer) mit weiten Aermeln, der den türkischen Schlafröcken gleicht, bei den Männern einfarbig, bei den Weibern großblumig und anschließender. Die Männer tragen drei bis vier, die Weiber aus Eitelkeit oder zum Schutz wider die Kälte zehn und mehr solcher Röcke, die sehr leicht sind, über einander. Ein Gürtel hält sie zusammen. Auf der Straße trägt

[1]) Es sch int dabei ein gänzlicher Mangel an Keuschheit und Abwesenheit alles Schamgefühls zusammenzuhängen. Frauen und Mädchen finden es gar nicht anstößig, sich in puris naturalibus sehen zu lassen. Als Mohnicke eines der warmen Bäder besuchte, fand er mehr als hundert weibliche Wesen jedes Alters darin, die, wie sie waren, herauskamen und sich neugierig um die Fremden drängten. Damit sind auch die so sehr verbreiteten unzüchtigen Darstellungen, die zum Schmuck auf Gefäßen, lackirten Geräthen in Schnitzereien u. s. w. angebracht werden, in Verbindung zu bringen. Alle Porzellanläden, Spielwarenhandlungen und gewöhnliche Buden waren voll davon. Bei festlichen Gelegenheiten, besonders am Neujahrstage wurden in Prozessionen große Symbole der Zeugungskraft, dem Lingam der Civaiten entsprechend, herumgetragen — die vielleicht auf einen alten Phallusdienst hinweisen, wie sich von solchem noch Spuren bei den Ainô finden sollen. Diesem ärgerlichen Heidengräuel ist nun freilich durch einen Regierungserlaß öffentlich ein Ende gemacht. Im Verborgenen aber mag er noch lange nicht ausgerottet sein. Sehr beschämend aber muß es für uns sein, daß derselbe Erlaß zu gleicher Zeit die Einführung sittenloser Bilder, Photographien und Bücher, wie sie aus den Hauptstädten christlicher Länder nach Japan gebracht wurden, verbieten mußte.

man noch eine Art Mantel von dunkler Farbe darüber; zur männlichen Kleidung gehört noch für festliche Tage und feierliche Gelegenheiten ein Prunk- oder Parademantel mit dem Familienwappen, auch „Komplimentenmantel" genannt. Beinkleider sind ebenfalls nur bei der Staatskleidung im Gebrauch. An den Füßen trägt man Sandalen mit oder ohne Strümpfe, bei schlechtem Wetter zwei Querleisten unter der Fußsohle; im Hause geht man ohne Schuhwerk. Weiß ist die Farbe der Trauer. Die Hüte sind aus Stroh, Holz oder Leder, bemalt und lackirt, mit kleinem Kopf, aber desto größerer Krempe. Den Gebrauch der Edelsteine zum Schmuck kennen die Japaner nicht. Die Edlen (Samurai) trugen früher stets zwei Schwerter, ein kürzeres und ein längeres im Gürtel, von denen das erstere, messerähnliche ausdrücklich für den ehrenrettenden Selbstmord bestimmt war. Jetzt ist das Waffentragen allen Zivilpersonen verboten.

Die Wohnungen[1]) sind leicht und meist aus Fichtenbrettern gebaut, selten von Stein und oft nur mit Stroh bedeckt, vielfach nur Bambushütten, deren Seiten mit Lehm und darüber mit einem farbigen Kalkanstrich übertüncht, die Dächer bisweilen abwechselnd mit weißen und schwarzen Ziegeln oder Schindeln gedeckt und in der Regel etwas vorspringend, um Schutz gegen die Sonne zu gewähren, zuweilen auch mit Drähten überspannt sind, um die Krähen und Raben abzuhalten. Die Fensterscheiben sind von geöltem Papier; Kamine gibt es nicht, und der Rauch muß durch die Ritzen und Spalten seinen Ausweg suchen, wenn nicht absichtlich ein Loch in der Mauer für diesen Zweck gelassen ist. Die Häuser sind fast alle einstöckig, obwohl manche derselben eine von Säulen getragene Vorhalle haben. Vor oder hinter den Wohnungen befindet sich in der Regel ein eingehägter Raum, der als Garten oder Erholungsplatz dient, immer aber mit blühenden Sträuchern, kleinen Bassins mit Goldfischen und dergl. geschmückt ist. Die verschiebbare Hausthür ist entweder zur Rechten oder zur Linken durch das vorragende Dach geschützt, und von der vorderen Seite führt ein Gang direkt nach dem Ausgang nach hinten, wo sich die verschiedenen Seitengebäude befinden. Der obere Theil der Wohnungen unter dem Dach bildet häufig noch ein bequemes Zimmer, da die Dächer stark geneigt sind, wird aber in der Regel nur als Waren- oder Rumpelkammer oder zur Wohnung für die Dienstboten benutzt. Die Giebelseite steht nach der Straße zu, und in großen Städten befindet sich auf allen Dächern ein immer volles Wasserfaß, das in Stroh eingebunden ist zum Schutz gegen Sonne und Wetter und gegen Feuersgefahr stets bereit gehalten wird. Auch in den Straßen stehen zu diesem Zweck überall solche Wasserfässer samt Feuerspritzen. An den Kaufläden wird gewöhnlich die ganze Vorderseite geöffnet, um die Waren zur Schau zu stellen; jedes Haus aber besitzt eine Art von Zauberschutz in dem über den Thürpfosten angebrachten gemalten Götzen[2]) oder auch nur einem bedruckten oder beschrie-

[1]) Ausland 1851, S. 543.

[2]) Z. B. die lachende Maske eines feisten Mädchengesichtes — der Göttin Suzume mit mythologischer Anspielung.

benen Papier, das vor Feuer und anderem Unfall Schutz gewähren soll. Die erhöhte Plattform, die fast das ganze Innere des Hauses einnimmt, ist mit weißen Matten von gesetzlich vorgeschriebener Größe — 3′ breit und 6′ lang — belegt, die durch eine Unterlage von Stroh dick und weich gemacht sind. Auf diesen Matten sitzen die Leute mit untergeschlagenen Beinen, um zu essen, ihre Waren zu verkaufen, ihre Pfeifen zu rauchen, mit ihren Freunden zu schwatzen und bei Nacht zu schlafen. Im letzteren Falle kleiden sie sich nicht aus, sondern brauchen nur eine gesteppte Matte zur Decke und eine kleine harte Kiste zum Kopfkissen. Ueberhaupt ist die häusliche Einrichtung höchst einfach und das Hausgeräth kärglich. Da jedermann auf den Fersen zu hocken oder mit unterschlagenen Beinen zu sitzen oder auch zu knien und zu liegen gewohnt ist, so bedarf es keiner Stühle oder Tische, obgleich beides bei Staatsangelegenheiten vorkommt. Als Geräthe bei der Mahlzeit dienen lackirte Becher, Schüsseln und Tassen, Porzellangefäße, die unvermeidlichen Eßstäbchen und jeweilen ein irdener Löffel. Ihre Suppen trinken sie direkt aus der gemeinsamen Schüssel, nachdem sie mit ihren Eßstäbchen die darin herumschwimmenden Stückchen Fisch herausgeholt haben. Ihre Theekessel, die ununterbrochen am Feuer stehen, sind aus Bronze, Silber oder Thon. In der Mitte des Zimmers befindet sich ein viereckiges, mit Backsteinen ausgemauertes und mit Sand gefülltes Loch, in welchem stets das Kohlenfeuer brennt, mit dem Dreifuß und Theekessel darüber. Der Thee wird immer schwach und ohne Zucker genossen. Die besseren Häuser sind meist mittelst einer Kohlenpfanne erwärmt, die auf einem lackirten Untersatze steht und leicht von Zimmer zu Zimmer getragen werden kann, was freilich nicht selten für die Sicherheit der Wohnungen bedenkliche Folgen hat. Die Nahrung[1]) der Japaner besteht vorzugsweise aus Pflanzenkost und Fischen. Zu jeder Mahlzeit werden ungeheure Massen von Reis vertilgt, der, rein mit Wasser ausgequollen, selbst ohne Salz, nur von einem Bissen Fisch und in Salz präservirten Gemüses gewürzt, genossen wird. Die große, täglich dreimal eingestopfte Reismenge, die bei Leuten aus dem Mittelstande für jede Mahlzeit 470 g beträgt, führt zu der habituellen Magenerweiterung und den ebenso häufigen Verdauungsstörungen (Wernich). Fleisch wird infolge des buddhistischen Gebotes fast garnicht gegessen, höchstens hier und da etwas Geflügel. In den Straßen werden zubereitete Gemüse und ein Präparat von Bohnen und Reismehl, das wie Käse aussieht, feilgeboten, und dies bildet die Hauptmahlzeit der ärmeren Klassen. Beim Einkauf bestehen überall feste Preise, und vom Markten weiß man nichts.

Berg-, Acker- und Gartenbau, Fischerei und Seidenzucht wird in Japan weit mehr getrieben, als Jagd und Viehzucht. Der Ackerbau ist sehr blühend; auch das kleinste Stückchen des Erdbodens wird benutzt, und der fleißige Landmann ist in unausgesetzter Thätigkeit, da in Japan alles zu bestimmten Zeiten geschehen muß, ohne Rücksicht darauf, ob das Wetter günstig ist oder nicht. In der Gemüse- und Blumen-

[1]) Ausland 1851, S. 542.

gärtnerei haben es die Japanesen zu einem Grade der Kunst gebracht, von dem man in Europa keine Ahnung hat, namentlich in der Zucht von Bäumen und selbst Weinstöcken in Zwerggestalt leisten sie fast unglaubliches. Ihr Kunstfleiß und ihre Kunstfertigkeit[1]) aber ist weit und breit berühmt und um so erstaunlicher, je mehr es ihnen an bedeutenden technischen und mechanischen Hilfsmitteln mangelt. „In der Fabrikation von lackirten Waren wird es kein anderes Volk ihnen zuvorthun. Auch in der Bearbeitung von Metallen ist Japan vortrefflich. Sie haben Gold-, Silber-, Eisen- und Kupferhütten, sowie Eisen- und Kupferhämmer und Gießereien. Ihre Damaszenerklingen sind ausgezeichnet. Das Vergolden verstehen sie trefflich. Sie haben Thermometer, Barometer, Uhren und Spieluhren von großer Vollkommenheit. In der Seidenweberei, namentlich in der Bereitung schwerer bordirter Stoffe, werden sie nur von den Chinesen übertroffen, während ihre Baumwollenzeuge gering sind. Eine Menge Fabriken aller Art sind in den Städten vorhanden. Die Kunst im eigentlichen Sinne anlangend, so ist die Baukunst bei ihnen noch nicht ausgebildet, doch sind ihre Tempel zum Theil mit viel Geschmack gebaut und die Brücken mit Tüchtigkeit ausgeführt. Auch in der Bildhauerei sind sie zurück; ihre Götterbilder sind plump und roh, dagegen sind ihre Schnitzarbeiten oft bewundernswürdig fein. In ihren Malereien ist das Kolorit ausgezeichnet, aber die Zeichnung unrichtig; sie malen ohne Licht und Schatten, obwohl sie die Perspektive beobachten. Ueberhaupt ist die ideale Seite der Kunst in Japan wenig ausgebildet, während alles, was zur praktischen Seite des Lebens gehört, bis zu großer Vollkommenheit entwickelt ist. Auch fehlt es ihnen doch eigentlich an selbständiger Erfindungsgabe. Um so erstaunlicher ist ihre Fertigkeit in der Nachahmung, ihr Wissensdurst, ihr Trieb nach Fortbildung", womit sie jede Gelegenheit ergreifen und benutzen, etwas neues zu erlernen und sich zu vervollkommnen.

Werfen wir schließlich noch einen kurzen Blick auf die Sprache und Wissenschaft dieses merkwürdigen Volkes. Die japanische Sprache ist von der der benachbarten kurilischen und mandschu-tungusischen Völkerschaften durchaus verschieden, ihre Aehnlichkeit mit der von China und Korea aber stammt unstreitig aus der späteren Zeit, als Japan durch chinesische Kolonien zivilisirt wurde und den Buddhismus über Korea empfing. Die ältere, reinere, auch die Yamatosprache[2]) genannt, ist die Gelehrtensprache, die jedoch von jedermann verstanden und vorzüglich in der höheren Literatur, besonders der Geschichtsschreibung, der Dichtkunst, und am Hofe des Mikado angewendet wurde und in zwei Dialekte zerfällt, naiden und gheden genannt, jener für die religiösen, dieser für die profanen Schriften gebraucht; die neuere, die Vulgärsprache, weicht von jener sehr ab und ist stark mit chinesischen Worten gemischt, hat jedoch mehr Wohlklang als das Chinesische. Außerdem bedienen sich die Gelehrten häufig, besonders in religiösen Werken

[1]) cf. Ausland 1857, S. 19 ff.
[2]) So genannt nach der Provinz, in der in alten Zeiten die Hauptstadt lag.

der chinesischen Sprache, welche in Japan eine ähnliche Stellung einnimmt wie bei uns das Lateinische.

Die Schrift haben sie zuerst aus China bekommen. Im neunten Jahrhundert aber erfand der gelehrte Bonze Kôbô ein Syllabar, das durch 47 Zeichen die Silben i, ro, ha, ni, ho, he, to u. s. w. ausdrückt. Durch diakritische Punkte kann die Zahl dieser Zeichen bis auf 70 vermehrt werden. Diese Schrift wird in zwei Formen gebraucht, die eine quadratische heißt Katagema und wird im Druck angewandt, die andre, Hiragana, ist die Kursivschrift. Seit dem 13. Jahrhundert ist die Buchdruckerei bekannt, die hier bis in die neueste Zeit wie in China nur mit Holzschnittplatten ausgeführt wurde. An Büchern aus allen möglichen Gebieten des Wissens, selbst an illustrirten Werken haben die Japaner Ueberfluß. Auch ihre belletristische Literatur hat eine außerordentliche Ausdehnung.

Gehen wir noch kurz auf das Volksleben in Japan ein, so finden wir Klassenunterschiede, die bis in die neueste Zeit zum Theil mit kastenartiger Sonderung bestanden.[1]) Jetzt jedoch sind mit Beseitigung der Gesetze gegen die Zwischenheiraten die Scheidewände gefallen, wenn gleich die Neuerung auch in diesem Stücke noch keineswegs das herkömmliche Volksbewußtsein umgewandelt hat. Für alle Beziehungen und Vorfälle des geselligen Lebens sind mannigfache Zeremonien und Höflichkeitserweisungen vorgeschrieben, von welchen niemand, er sei klein oder groß, vornehm oder gering, reich oder arm, abweichen darf. Die ganze bürgerliche Gesellschaft wird gleichsam durch eine ängstliche Sorge zusammengehalten, in keinem Stücke gegen diese Formen zu verstoßen, bei denen man sich eine große Unterthänigkeit beweist. „Vom Kaiser bis zum ärmsten Bettler im Reich herab findet ein unausgesetztes Niederwerfen und Knien statt. Der Kaiser wirft sich in Ermangelung eines Höheren über ihm vor den Götzenbildern nieder, und jeder seiner Unterthanen, vom Fürsten bis zum Bauer, hat irgend jemand, vor dem er sich in den Staub werfen muß. Die Japaner haben darin eine wunderbare Fertigkeit. Die gewöhnliche Weise ist folgende: Man sinkt auf die Knie, kreuzt die Füße und kehrt die Fersen samt den Zehen einwärts, so daß die Beine unmittelbar sich berühren. Oft hockt man nur nieder, mit den Sohlen fest am Boden, die Knie gebogen und den Körper möglichst gebückt." Um bei feierlichen Gelegenheiten keinen Verstoß zu begehen, haben viele das Höflichkeitsgesetzbuch vor sich, das überall zu bekommen ist und in aller Händen sich befindet. Diese Menge von Höflichkeitsformen hängt übrigens vielleicht mit dem System des Mißtrauens und Spionirens zusammen, welches unter dem Regimente der Tokugawa die ganze Nation wie mit einem unzerreißbaren Netz umspannt hat.

Was die Stellung der Frau betrifft, so ist dieselbe in Japan weit höher als man in einem asiatischen Lande erwarten sollte. Schon oben hörten wir andeutungsweise das Lob der japanischen Hausfrau

[1]) Näheres darüber folgt unten in dem historischen Abschnitte.

mit ihren wirthschaftlichen Tugenden und der gebildeten Töchter. „Schon im Hause des Japaners (in dem mehr sittlich gesundes ist, als die meisten Fremden, welche nur die offenen Hafenstädte kennen gelernt, ahnen) erhalten die Töchter ihre erste Bildung: bei den Vornehmen durch Erzieherinnen. Die Mittelstände senden sie früher schon in eine öffentliche Mädchenschule — eine Institution, die bei keinem andern asiatischen Volke sich entwickelt hat. Nach vollendetem Schulkursus geht es an das Selbststudium einer Reihe von Werken, die ganz ausdrücklich für das weibliche Geschlecht abgefaßt sind und die in jedem anständigen Hause die Bibliothek der weiblichen Familienmitglieder bilden. Moral, Zeremoniell, Hauswirthschaft in demselben Umfange wie bei H. Davidis „die Hausfrau", u. s. w. sind der Inhalt dieser Frauenbibliothek, in der auch ein Briefsteller nicht zu fehlen pflegt. Nicht selten treiben die Damen auch alte Geschichte und machen poetische Versuche. In der Musik sind sie meistens geübt. — Griffis sagt, daß die Japanerinnen in der angebornen Liebe zur Schönheit, Ordnung und Sauberkeit, sowie im Geschick zur Leitung und Verschönerung des Haushalts, in Anmuth in bezug auf die Kleidung und Etikette nach ihrer Weise von den Frauen keiner andern Nation übertroffen werden.

Doch gibt es manche dunkle Schatten, die uns zwischen diesen erfreulichen Zügen entgegentreten. Dahin gehört vor allem die Polygamie. Ein jeder Mann kann, wenn es ihm beliebt und seine Mittel es ihm erlauben, außer seiner ersten rechtmäßigen Frau eine Anzahl Kebsweiber nehmen, und oft gibt jene, namentlich wenn sie selbst kinderlos geblieben ist, dazu die Veranlassung. Dennoch wird von dieser Freiheit nicht so ausgedehnter Gebrauch gemacht wie frühere Beschreibungen angaben. Nach Griffis soll die Zahl der Männer, welche mehrere Frauen nehmen, nicht mehr als fünf Prozent der Bevölkerung betragen. Auch viele, die dies nicht aus Sparsamkeitsrücksichten thun, verzichten darauf. Die Ehescheidung ist nicht schwer, obwohl die Gründe, um derentwillen sie zulässig ist, gesetzlich bestimmt sind. In gewissen Fällen hat der Mann Macht über das Leben der Frau.

Noch viel dunkler aber ist jenes verbreitete Yoschiwarasystem, eine wohl geordnete Prostitution, in der das Laster mit allen Reizen feiner Bildung aufgeputzt erscheint. Aber auch hierüber sollen die Berichte, die fast nur auf die Wahrnehmungen in den offenen Hafenstädten[1]) oder in der sittenlosen Hauptstadt sich stützen, sehr übertrieben sein. Namentlich sei es eine Verleumdung, wenn behauptet wird, daß Keuschheit in Japan nahezu etwas unbekanntes sei. Auch dort betrachtet man die Yoschiwara, die Straßen, in denen jene Dienerinnen des Lasters wohnen[2]), die nicht selten aus guter Familie von ihren Eltern dazu bestimmt oder verkauft worden sind (etwa in Zeiten finanzieller Verlegenheit) — als Stätten des Elendes und Verderbens, wenn sie auch äußerlich mit Blumen und feiner Bildung geschmückt erscheinen.

---

[1]) In letzteren haben die Europäer in diesem Stücke ihren Christennamen auf das Schmachvollste besudelt.

[2]) Auch findet man sie oft in gewissen Theehäusern und Theegärten.

Zahlreiche Sprichwörter zeugen dafür, sowie die Ausdrücke „Gift", „Höllenweiber", mit denen die Insassen bezeichnet werden. Zahlreiche Romane handeln von dem tragischen Lose solcher Mädchen, die, dem väterlichen Befehl gehorchend, sich in dieses gleißende Elend begeben und nur durch die Pietät sich abhalten lassen, demselben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Einigen von ihnen gelingt es wohl, das Herz eines Mannes, meist aus niederem Stande, zu gewinnen, der um ihrer höheren Bildung sie zur Frau nimmt und aus der furchtbaren Lage erlöst. — Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß damit die Stätte des Lasters beschränkt ist, meistens auf einen Theil der Vorstädte, während die Stadt selbst davon rein bleibt, sehr im Gegensatz zu den Großstädten christlicher Länder, auf deren Hauptstraßen sich oft genug die Prostitution breit macht. — Eine rechte Hebung des weiblichen Geschlechts wird in Japan allerdings nicht möglich sein, so lange der Buddhismus herrscht mit seiner Lehre, daß ein Weib erst als Mann wiedergeboren werden müsse, um der Seligkeit fähig zu werden.

Von der Geringschätzung der weiblichen Kinder, wie sie sonst bei den heidnischen Völkern fast allgemein ist und in China und sonst wo zum Kindermord führt, scheint in Japan nichts vorzukommen. Knaben und Mädchen werden etwa vier Wochen nach der Geburt in den Tempel gebracht und erhalten ihre Namen. Sobald die ersteren das fünfzehnte Jahr erreicht haben oder eine unabhängige Stellung einnehmen, legen sie sich einen andern Namen bei. Auch später wird der Name bei mehrfachen Veranlassungen verändert, namentlich wenn einer seinen Stand oder sein Amt wechselt; viele erhalten auch nach ihrem Tode eine neue Benennung. Mit dem dritten Jahre empfängt der Knabe den Gürtel. Im siebenten Jahre wird ihm mit großer Feierlichkeit der Prunkmantel umgehängt und darauf im Tempel der priesterliche Segen ertheilt, und zwar geschieht dies stets im elften Monat des Jahres. Hat der Jüngling das fünfzehnte Jahr erreicht, oder nimmt er eine unabhängige Stellung ein, so erfolgt seine Mündigkeitserklärung, indem ihm das Haupthaar verschnitten und in der Weise geordnet wird, wie die Männer es tragen. Knaben und Mädchen besuchen die Schule, die ganze Erziehung aber ist sehr milde, und körperliche Züchtigung der Kinder gehört zu den Seltenheiten. Der Jüngling heiratet gewöhnlich, bevor er das achtzehnte, und das Mädchen, bevor es das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hat. Die gesetzmäßige Frau muß ihrem Gatten an Rang und Stand gleichstehen, und die Hochzeit wird unter mannigfaltigen und weitläufigen Zeremonien und Höflichkeitsbeweisen gefeiert. Wenn die Braut das Haus ihres Gatten betritt, ist sie in Weiß gekleidet, zum Zeichen, daß sie ihrer Verwandtschaft abgestorben ist. Der Mann kann sich von seiner rechtmäßigen Frau scheiden lassen; macht sie sich des Ehebruchs schuldig, so wartet ihrer ein bisweilen sehr schmerzhafter und grausamer Tod. Selbst den Schein muß sie aufs sorgfältigste vermeiden, denn wenn sie nur mit einem andern Mann allein in einem Zimmer gefunden wird, hat sie schon das Leben verwirkt. Sogar die Verwandten des Mannes dürfen sie des Ehebruchs wegen strafen. Im Beisein der Frau läßt der Mann auch in der

Regel niemals Fremde zu sich, doch ist jetzt auch darin wohl durch europäischen Einfluß die Sitte bereits freier geworden.

Unter den öffentlichen Vergnügungen wären manche zu nennen, wie das Steigenlassen von Papierdrachen, Fußball u. s. w.[1]) Das Theater hat in Japan eine ziemliche Ausbildung erreicht. Auch Frauen erscheinen hier als Schauspielerinnen, was in China nicht zulässig ist. Jetzt bildet die Bühne den Ort, wo man am besten noch die schnell dahin schwindenden Trachten, Sitten und überhaupt die alte Gestalt des japanischen Lebens kennen lernen kann. Mancherlei Feste, das Flaggenfest, Laternenfest u. a., die keineswegs immer religiöser Art sind, geben zu den oben genannten Vergnügungen oftmals Gelegenheit.

Die Todten werden in sitzender Stellung mit vornüber geneigtem Haupt in eine Kufe gethan, welche als Sarg dient, und mit vielen Zeremonien bestattet. Nachdem die Leiche aus dem Hause getragen worden ist, werden alle Räume desselben gekehrt und gesäubert. Bei der Bestattung begleiten sie viele Blutsverwandte, Freunde und Priester nach der Begräbnißstätte, welche stets in der Nähe eines Tempels liegt. Manche Leichen werden auch verbrannt, was ebenfalls außerhalb der Stadt geschieht, und die Gebeine dann in eine Todtenurne gesammelt und aufbewahrt. Auf den Begräbnißplätzen findet sich eine große Mannigfaltigkeit von Denkmälern und Grabsteinen. Es sind einfache Steinplatten oder aufrechtstehende Grabmäler und Obelisken, meist von grünem Stein, hin und wieder auch Buddhabilder in verschiedenen Stellungen und von verschiedener Größe. Eine Fülle von Blumen wird täglich frisch in Vasen oder anderen Gefäßen neben den Gräbern aufgestellt, auch andere Opfergaben sieht man vor den Buddhabildern. Auf den Denkmälern liest man die Lebensumstände, den Stand, die Verdienste und den Todestag des Verstorbenen, während neben den frischen Gräbern auch wohl Tafeln oder Pfosten stehen mit Ermahnungen an die Lebenden, insbesondere Aufforderungen, die heiligen Bücher Buddhas fleißig zu lesen oder durch Priester in seinem Namen lesen zu lassen und so seine Verdienste zu mehren. Eine Grabschrift auf einem Begräbnißplatz bei Schimoda z. B. lautet: „Was für eine Dauer besitzt die Herrlichkeit dieser Welt? Sie verschwindet vor dem Auge, wie der Morgenthau vor der Sonne. Wer in die Freuden des himmlischen Lebens einzugehen wünscht, der möge ein wenig von dem Duft der Vorschriften Buddhas kosten." —

3. Die Religion der Japaner.[2])

In der Mythologie der Japaner ist „Dai Nippon" das Weltall, von anderen Ländern oder Erdtheilen ist keine Rede. Die Gottheiten sind daher nichts als vergötterte Helden, Eroberer und Regenten, zum

[1]) Im Hause werden verschiedene Spiele vorgenommen, deren eines dem Schach gleicht — mit 40 Figuren und einem Brett von 81 Feldern.

[2]) Hauptsächlich nach Griffis bearbeitet im Basler Missions-Magazin 1877, S. 308 ff.

Theil Persönlichkeiten, die der Geschichte, nicht nur der Sage, angehören. Ja, die ganze Schöpfungsgeschichte und Götterlehre läuft darauf hinaus, daß der Mikado als Abkömmling und Vertreter der Götter anzusehen und zu verehren ist, welche Himmel und Erde, d. h. eben Japan geschaffen haben. Er heißt Tenno, d. i. Herr des Himmels, und es gibt keine höhere Pflicht als ihm zu gehorchen. Das ist eigentlich der Kern der alten japanischen Religion, die von den Eingeborenen selbst als „Kami no mitschi", d. h. Weg oder Lehre der Götter, und von den Chinesen mit dem Namen Schintô bezeichnet wird. Die Hauptgrundsätze dieser Religion, wie sie noch im Jahre 1872 durch das japanische Ministerium für geistliche Angelegenheiten formulirt und im ganzen Lande proklamirt wurden, lauten also:

1. Du sollst die Götter ehren und dein Vaterland lieben.

2. Du sollst die himmlischen Grundsätze und die menschlichen Pflichten recht verstehen.

3. Du sollst den Mikado als deinen Herrn verehren und seiner Regierung unterthan sein.

Die Vergötterung von Kaisern, Helden und Gelehrten sowie die Verehrung personifizirter Naturkräfte und zwar ohne äußere Darstellungen, Götzenbilder und dergleichen ist charakteristisch. Die einzigen Symbole, welche gebraucht werden, sind der runde Spiegel als Bild der Sonne und das sogenannte Gohei, welches aus vielen bunten Papierstreifen besteht, die von einer hölzernen Gerte herabhängen. Die Unsterblichkeit der Seele wird zwar nicht ausdrücklich gelehrt, folgt aber doch mit Nothwendigkeit aus dem Glauben, daß alle Menschen (Japaner) von den unsterblichen Göttern abstammen. Das älteste Wort für „Mensch" ist „hito" d. h. Lichtträger, und der alte Titel des Kronprinzen war Lichterber. Feuer und Licht (Sonne) haben von jeher für Gegenstände der Verehrung gegolten.

Der Schintôismus hat keine Sittenlehre, ja genau genommen nicht einmal eine Glaubenslehre. Der leitende Grundsatz für die Frommen besteht darin, daß sie die berühmten Thaten ihrer Vorfahren nachahmen und sich durch ein tadelloses Leben ihrer Ahnen würdig zeigen. Dabei spielt der Abscheu vor jeder Art von Unreinlichkeit und die Beobachtung von Reinigungszeremonien eine wichtige Rolle. Namentlich Tod und Geburt sind verunreinigend. In der alten guten Zeit wurden Leichname und Wöchnerinnen in abgesonderte Hütten gebracht und diese nach dem Gebrauch verbrannt. Vor jeder heiligen Handlung mußte der Priester baden, reine Kleider anziehen und sich den Mund mit einem Streifen Papier verbinden, damit sein Hauch nicht die Opfer verunreinige. Zahlreiche Feste wurden gefeiert zum Zweck der Reinigung und dabei der heilige Boden jedesmal mit Salz bestreut. Ursprünglich verrichteten die Kaiser und Priester in eigener Person die Reinigungszeremonien für das Volk, später wurden zweimal jährlich Papierfiguren, welche das Volk vorstellen sollten, zur Sühne der in dem verflossenen Halbjahr begangenen Sünden in einen Fluß geworfen, noch später pflegte der Mikado durch einen hohen Religionsbeamten in Kiôto diesen symbolischen Akt für sämtliche Unterthanen auf einmal vor-

nehmen zu lassen. Nach einem Todesfall müssen die Glieder der betreffenden Familie sich von allen anderen Menschen absondern und dürfen eine Zeit lang weder an den Gottesdiensten noch an öffentlichen Geschäften theilnehmen.

Gebete werden von Männern und Frauen dargebracht. Dieselben enthalten Danksagungen, Bitten, Lobpreisungen und Sündenbekenntnisse. Früher fanden sich die Kaiser und Edelleute öfters in einem Tempelgarten ein, um solche Gebete oder Gedichte für die Götter aufzusetzen. Gewöhnlich werden beim Beten die Hände zweimal zusammengeschlagen, der Kopf oder die Knie gebeugt, das Gebet selbst aber leise verrichtet. Dabei betritt der Beter den Tempel nicht, sondern bleibt am Eingange stehn und zieht hier an einem herabhängenden Glockenstrang, um die Aufmerksamkeit der Gottheit auf sich zu lenken, welche dann das Gebet hört, auch ohne daß man es ausspricht. Der Mikado betet täglich in seinem Palast für das ganze Volk, seine Gebete sind wirksamer als die anderer Menschen. Vor dem Gebet müssen die Hände gewaschen und der Mund ausgespült werden. Die Gebete selbst, weil nicht für menschliche Ohren bestimmt, sind einfach und ohne Schmuck der Rede, wie folgende Beispiele zeigen: „O Gott, der du in der hohen Ebene des Himmels wohnst, der du nach Wesen und Verstand göttlich bist und uns schützen kannst vor Schuld und Strafe, der du Unreinigkeit entfernen und uns reinigen kannst — Heerscharen der Götter! neiget eure Ohren und höret diese unsere Gebete." Oder: „Ich sage mit Ehrfurcht, laß es dir gefallen, mich dadurch zu segnen, daß du die unabsichtlichen Fehler, welche ich vor deinen Augen und Ohren begangen habe, besserst, daß du Unglück abwendest, welches böse Götter mir zufügen möchten, daß du mich lange leben lässest wie den festen, dauerhaften Fels, daß du den Göttern himmlischen Ursprungs wie den Göttern irdischen Ursprungs die Bitten wiederholst, welche ich täglich darbringe, unterstützt von deinem Athem, damit sie hören mögen mit der Feinhörigkeit eines dahinsprengenden Füllens."

Die Opfer, welche mit großer Feierlichkeit von dem in weiße Gewänder gehüllten Priester den Göttern dargebracht wurden, bestanden meist aus Fischen, Wild, Gemüse und Früchten. Mit Anbruch der Nacht wurden sie wieder weggenommen und gehörten von da an dem Priester. Merkwürdig ist dabei, daß das dargebrachte Wild und Geflügel nicht getödtet, sondern an den Füßen vor dem Tempel aufgehängt und später freigelassen wurde. Auch frischer Reis und die Erzeugnisse der Baumwollen- und Seidenzucht wurden geopfert.

Vor jedem Tempel war ein „Torii" oder Vogelstand angebracht, bestehend aus zwei aufrechten Baumstämmen mit einem Querbalken und über diesem mit einem dritten an beiden Enden etwas vorstehenden Baumstamm. Dieses Gerüst war von den geweihten und fortan unverletzlichen Vögeln bevölkert, welche alle Morgen mit ihrem Gesang den Tag verkündeten. Später wurde der ursprüngliche Zweck dieser Gerüste vergessen und schließlich galten sie für Thore, mit denen sie allerdings einige Aehnlichkeit hatten. Die Buddhisten befestigten Tafeln an dem Querbalken, bemalten und verzierten die Pforten, gaben dem

Dachbalken eine ausgebogene Form, nahmen dazu Stein oder Metall statt des Holzes und vervollkommten sonst das einfache Gerüst, welches, zwei aneinanderstoßenden Kreuzen gleichsehend, bis auf den heutigen Tag eine charakteristische Eigenthümlichkeit jeder japanischen Landschaft bildet.

Die Tempel oder „Mijas" waren durch die strengste Einfachheit ausgezeichnet, eigentlich nur hölzerne, mit Stroh oder Gras gedeckte Hütten. Keine Farbe, Vergoldung oder sonstige Verzierung durfte das heilige Gebäude entweihen. Im Innern sah man nichts als das Gohei und die täglichen Opfer. In einer kleinen Kammer in einem hölzernen Schrein befindet sich gewöhnlich ein Spiegel, der in einigen Tempeln auch dem Volke sichtbar ist.

Die Schintôpriester, deren Titel „Kannuschi" Schreinhüter bedeutet, sind in verschiedene Rangstufen abgetheilt; die höchsten werden aus dem Hofadel genommen. An ihrer Spitze steht der Minister der geistlichen Angelegenheiten. Alle aber sind im strengsten Sinne des Wortes Regierungsbeamte. Für gewöhnlich kleiden sie sich nach der allgemeinen Landestracht, nur beim Gottesdienst haben sie weiße Gewänder an und bei Hofe die Hofkleidung. Sie heiraten, haben Kinder und tragen ihr Haar unrasirt. Ihr Amt ist meist erblich. In mehreren Tempeln sind aber auch jungfräuliche Priesterinnen angestellt.

Herr Griffis gibt in seinem Buch eine anschauliche Schilderung von seinem Besuch in einem Schintôtempel. Dieser ist dem Odschin Tenno, dem Sohne der berühmten Dschingu Kogo, geweiht, welche einst in Kraft des über ihr noch ungebornes Söhnlein gekommenen Geistes Korea erobert haben soll und eine große Rolle in der japanischen Heldensage spielt. Der Tempel stammt aus dem neunten Jahrhundert und wurde später besonders durch eine goldene Wasserrinne berühmt, welche der große Hidejoschi in demselben stiftete. Diese Rinne war dazu bestimmt, das aus dem Heiligthum abfließende selbst heilige Wasser aufzufangen. Jetzt ist nur noch ein paar Fuß langes Stück davon übrig. In Kriegs- und Nothzeiten haben die jeweiligen Machthaber keinen Anstand genommen, die leere Staatskasse durch dergleichen Tempelschätze wieder zu füllen. Auf mehreren steinernen Treppen steigt man zu diesem Heiligthum auf. Oben angekommen schreitet man durch eine lange, schöne Allee von Fichtenbäumen, die ganz mit hohen steinernen Kandelabern besetzt ist, auf den Tempel zu. Hier sieht man zwei Priester, in blendendes Weiß gekleidet, mit hohen schwarzen Mützen auf dem Kopf: sie bringen gerade Opfer von Fisch, Früchten und anderen Nahrungsmitteln dar. Jede einzelne Gabe wird auf einen Bogen des reinsten weißen Papiers und mit diesem auf den Altar gelegt, der ganz schmucklos in dem ebenfalls höchst einfachen Tempel dasteht. Nur ein Gohei mit den herabhängenden gefiederten Papierstreifen ist auf demselben angebracht. Götter, Statuen, Bildsäulen sucht man vergebens. Die herrlichen alten Bäume, welche das Heiligthum umgeben, das tiefe Schweigen, welches hier herrscht, nur unterbrochen vom Gesang der Nachtigal[1]), und die erhabene Einfachheit des Ganzen — alles

[1]) Uguise, ficedula coronata.

macht einen imponirenden Eindruck. Willig zieht auch unser Amerikaner wie seine japanischen Begleiter die Schuhe von den Füßen und entblößt sein Haupt, wenn er auch nicht mit ihnen seine Hände zum Gebete erhebt. Er war der erste Ausländer, der diesen Ort betreten, und die Priester empfingen ihn aufs freundlichste. Die Geheimnisse ihres Glaubens aber, wenn überhaupt solche vorhanden sind, hat auch er nicht erforschen können.

Nach aller Mühe, die schon auf die Erforschung des Schintôismus verwandt worden ist, sind die Gelehrten doch noch nicht darüber einig, ob diese Religion ein rein japanisches Gewächs ist oder nur ein Ableger der alten chinesischen Religion, wie sie vor Confucius existirte. Doch hat die letztere Annahme mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Manche alte Sagen stimmen genau mit der chinesischen Mythologie überein, und einige Stücke aus der japanischen Schöpfungsgeschichte finden sich fast wörtlich so in den alten chinesischen Büchern. Was die heiligen Schriften der Schintôreligion betrifft, so finden sich fast nur Erzählungen, Lieder, Gebete darin, aber keine Vorschriften oder Lehrsätze. Ueberhaupt entspricht das Ganze nur sehr unvollkommen dem, was man gewöhnlich unter einem Religionssystem versteht. Die japanischen Gelehrten gestehen selbst zu, daß derselbe kein Sittengesetz kenne, machen aus diesem Mangel neuerdings aber einen Vorzug, indem sie schlau behaupten, in Japan habe man keine Moral gebraucht, weil jedermann, von seinem eigenen Herzen geleitet, moralisch gelebt habe; die sittenlosen Chinesen freilich und andere Völker hätten solch äußere Vorschriften wohl nöthig gehabt.

Darin stimmen aber so ziemlich alle Sachkundigen überein, daß der Schintôismus kaum den Namen einer Religion verdiene, sondern der Hauptsache nach eine politische Einrichtung zur Stütze des Kaiserthrones sei. Und es läßt sich ja leicht denken, wie man dazu kam. Die Ainos, wie alle rohen Völker, waren geneigt, die höher begabten und siegreichen Einwanderer als himmlische Wesen zu verehren, und diese waren gescheit genug, sich das zu nutze zu machen. Die neue Staatsverfassung wurde von Anfang an theokratisch gestaltet, Religion und Regierung vermischt, von den unterworfenen Stämmen manche Sagen und Gebräuche angenommen, mit den eigenen Ueberlieferungen verschmolzen und später durch chinesische Mythologie und Philosophie theils bereichert, theils begründet. Das Resultat war der Schintôismus. Seiner Entstehung weiter nachzuspüren und die verschiedenen Elemente, aus welchen er sich zusammengesetzt hat, zu analysiren, vermögen wir nicht.

Soviel ist klar, diese sogenannte Religion war wohl geeignet dazu, die Einheit des japanischen Reiches und die Ehrfurcht vor dem Mikado zu befördern, dem Menschengeist aber, der einmal zum Durst nach Wahrheit und zur Sehnsucht nach Frieden erwacht ist, vermochte sie nichts zu bieten. Kein Wunder daher, daß die erste beste Religion, welche in Japan mit dem Versprechen auftrat, jene innersten Bedürfnisse zu befriedigen, in kürzester Frist zahlreiche Anhänger fand. Diese neue Religion war der **Buddhismus**.

Obgleich nach langen Kämpfen in seinem Entstehungslande überwunden, hatte derselbe durch den unvergleichlichen Missionseifer, der ihn von Anfang an auszeichnete, sowie durch seine ebenso unvergleichliche Anbequemungskunst außerhalb Indiens um so glänzendere Eroberungen gemacht. Barma, Siam, China, Tibet, die Mandschurei, das östliche Sibirien, Korea hatten die mit so großer Zuversicht als Weltreligion sich empfehlende neue Lehre angenommen. Weiter unten werden wir sehen, wie im 6. Jahrhundert über Korea eine bedeutende Einwanderung nach Japan stattfand. Im Jahre 552 erschien eine ganze Schar von Aerzten, Wahrsagern, Astronomen und Mathematikern. Diese waren zugleich die ersten Missionare des Buddhismus, welche nach Japan kamen. Sie brachten Bücher, Bilder, Rosenkränze, Altargeräthe, Meßgewänder als Geschenke an den kaiserlichen Hof, wo all diese neuen Dinge sorgfältig aufgehoben wurden.

Einige Höflinge fingen an die neuen Bücher zu studiren, und im Jahre 584 erklärten mehrere von ihnen sich für bekehrt zum Buddhismus. Eine furchtbare Seuche, die ein Jahr darauf ausbrach, wurde von den patriotischen und konservativen Gegnern der fremden Religion natürlich dem Zorn der alten Götter zugeschrieben, es folgten heftige Auftritte, und einige der bereits errichteten Buddhatempel wurden zerstört. Aber es half nichts. Bald wurden sogar im kaiserlichen Palast buddhistische Gottesdienste gehalten, neue Missionare wurden eingeladen und schon im Jahre 624 zwei Bonzen (jap. Bozu) als eine Art Papst und Vizepapst von Amts wegen anerkannt. Tempel wurden errichtet, und als im Jahre 700 ein Bonze starb, wurde sein Leichnam verbrannt, eine unerhörte Neuerung für Japan, ein Zugeständniß an die indische Religion. Im Jahre 741 wurde ein kaiserliches Dekret erlassen, welches die Errichtung von je zwei Tempeln und einer siebenstöckigen Pagode für alle Provinzen anordnete; 765 wurde sogar ein Priester Staatsminister; 827 wurde eine kostbare Reliquie, eins von Buddhas Gebeinen, im Palast des Mikado niedergelegt. Das Meisterstück priesterlicher Klugheit aber wurde im Anfang des neunten Jahrhunderts ausgeführt, als ein gewisser Kôbô, der Erfinder des Syllabar's, der drei Jahre in China studirt hatte, eine Art Versöhnung zwischen dem alten Nationalglauben und dem fremdländischen Buddhismus zu stande brachte und dadurch auch den besten Patrioten die neue Art von Frömmigkeit annehmbar machte. Dieser japanische Philo stellte nämlich die Lehre auf, daß die Schintögottheiten nichts als Erscheinungen Buddhas in japanischem Gewande und auf japanischem Boden seien.

Damit war der Sieg des Buddhismus entschieden. Bis derselbe freilich im ganzen Lande auch nur bekannt wurde, verging noch viel Zeit, denn von Anfang waren es nur die höheren Klassen, namentlich Beamte und Edelleute gewesen, die sich der neuen Lehre ergaben. Ins Volk wurde dieselbe eigentlich erst durch die Missionsbestrebungen zweier hervorragender Männer, Schinran und Nitschiren, gebracht, welche durch ein Verbannungsurtheil hierzu veranlaßt, die Apostel des östlichen und nördlichen Japan wurden. Schinran reiste zu Fuß durch sämtliche Provinzen im Norden und Osten von Kiôto, sich seines Exiles

rühmend, überall predigend, lehrend und Jünger machend. Alles zusammengenommen, kann man sagen, daß es 900 Jahre brauchte, bis ganz Japan zum Buddhismus bekehrt war. Damit hatte die erste von drei mächtigen Strömungen, welche der Reihe nach an der Umgestaltung Japans zu arbeiten bestimmt waren, ihr Werk vollendet. Ihr folgte im fünfzehnten Jahrhundert die zweite, nicht mehr über Korea, aus China und Indien, sondern aus dem katholischen Europa kommende, und gegenwärtig ist zum dritten mal der ausländische Einfluß geschäftig, das lang verschlossene Inselreich zu reformiren. Fragt man aber, welche von diesen drei Strömungen am nachhaltigsten und gründlichsten gewirkt hat, so muß man den Vorrang entschieden der buddhistischen lassen. Was Japan noch heute ist, das hat es zum größten Theil der anregenden, befruchtenden, ausgleichenden, einigenden Wirkung des Buddhismus zu verdanken.

Herr Griffis meint, Japan sei in besonderer Weise für den Buddhismus prädestinirt gewesen. Die Lehre vom Nirwana, von der ein wohlgenährter und gekleideter Anglosaxone freilich sich nicht vorstellen könne, daß sie einen vernünftigen Menschen anzusprechen im stande sei, wäre der armen, gedrückten, das Leben als Last empfindenden Bevölkerung Japans willkommen gewesen. Ich möchte dagegen darauf hinweisen, daß Japan nur den durch die Lehre von dem westlichen Paradiese[1]) seinem innersten Wesen untreu gewordenen Buddhismus erhielt. Jene Lehre aber entspricht den natürlichen Bedürfnissen der Menschenseele, die sich aus dem Jammerthale nach dem Himmel sehnt. Durch die Lehre vom Nirwana würde der Buddhismus schwerlich Japan erobert haben, so wenig als er diesem Punkte gerade die Herrschaft in irgend einem Lande verdankt.

So lange die neue Sekte noch verfolgt und unterdrückt war, hielten ihre Anhänger treulich zusammen. In der Zeit seiner Herrschaft und Blüte spaltete sich aber auch der japanische Buddhismus in eine Unzahl von Parteien. Viele Priester und Gelehrte reisten nach Korea und China, gewannen dort neue Anschauungen und gründeten, nach Japan zurückgekehrt, eigene Schulen oder Sekten. Von diesen Männern ist wohl der bedeutendste jener schon genannte Kôbô (774—815), welcher nicht nur durch seine Kenntniß des Pali, Sanskrit und Chinesischen, sondern auch durch große Frömmigkeit ausgezeichnet, der Gründer der sogenannten Schin-Gon-Sekte (wahre Worte) wurde.

Das goldene Zeitalter des Buddhismus in Japan war aber das dreizehnte Jahrhundert. Damals entstanden die meisten der jetzt noch vorhandenen Sekten. Beispielshalber wollen wir zwei derselben etwas näher schildern und zwar die des Nitschiren und die des Schinran.

Im Jahre 1222 wurde in einer Vorstadt von Kominato ein Kind geboren, das bestimmt war, auf das religiöse Leben vieler Millionen einen gewaltigen Einfluß auszuüben und eine der bedeutendsten, reichsten, eifrigsten, ja fanatischsten Sekten zu stiften. Dieses Kind war Nitschiren (Sonnenlotus), so genannt, weil

[1]) Vergl. Heft VIII. S. 26.

seine Mutter neun Monate vor seiner Geburt geträumt hatte, daß die Sonne in ihren Leib eingegangen sei! Träumerisch und phantasiereich war denn auch der Knabe, der schon früh zu einem heiligen Bonzen in die Lehre gethan wurde, gar bald über manche seiner Lehren und Vorschriften sich hinwegsetzte und endlich zum Entschluß kam, der reinen Wahrheit durch eine eigene Schule zum Sieg zu verhelfen. Zu diesem Zwecke studirte er aufs eifrigste die alten buddhistischen Klassiker und wurde bald ein gewaltiger Schriftgelehrter. Seine Vorliebe für die Bücher zeigte sich schon in dem neuen Gebet, das er seine Anhänger lehrte. Bis dahin war die von allen japanischen Buddhisten gebrauchte Gebetsformel das einfache „Namu, Amida Butsu" (Anbetung, ewiger Buddha!) gewesen. Jetzt sollte man beten: Namu mio ho ren ge kio", d. h. Preis dem heilbringenden Buch des Gesetzes, oder wörtlich: Heil dem wahren Weg des Heils, der Blume der Lehre. Bis auf den „heutigen Tag ist dies die unterscheidende Parole der Nitschirensekte, welche sich auf ihren Tempelvorhängen, Grabsteinen, Bannern und Schreinen findet. Alle anderen Buddhisten erklärte der aufgeblasene Mann für schlechte Patrioten, für Diebe und Spitzbuben, für Betrüger und Höllenbrände. Noch heute sind seine Anhänger[1]) die unverschämtesten Schreier, die gemeinsten Schimpfer, die unversöhnlichsten Verfolger, die lautesten Erweckungsmacher, die verstocktesten Pharisäer. Kato Kiyomasa, der blutige Verfolger der Katholiken im 16. Jahrhundert, der „vir ter execrandus" der Jesuiten, gehörte zu ihnen und gilt jetzt für einen ihrer größten Heiligen.

Dieser zeiotische Parteigeist zog dem Nitschiren natürlich zahlreiche Feinde zu und führte zu seiner Verbannung nach Idzu, wo er drei Jahre blieb, aber sich keineswegs besserte, denn kaum zurückgekehrt, trat er unverschämter als je auf, sodaß er eingesperrt und zum Tode verurtheilt wurde. Seine Anhänger aber glauben und erzählen folgende Legende über ihn: Eines Tages wurde Nitschiren aus seinem Gefängniß geführt, um am Meeresufer enthauptet zu werden. Hier kniete er ruhig hin, nahm seinen Rosenkranz in die Hände und sagte andächtig jenes Gebet, das zugleich sein Glaubensbekenntniß war, her. Nun erhob der Henker sein Schwert und führte mit aller Macht den tödtlichen Streich. In diesem Augenblick aber strömte ein blendendes Licht auf den Heiligen herab, das Schwert zerbrach, die Beamten standen verdutzt da, Nitschiren aber war unverletzt. Zugleich hatte der entfernte Richter bei heiterem Himmel einen rollenden Donner gehört und deutlich den Blitzstrahl gesehn. Er errieth, was das bedeute, und sandte sofort einen Eilboten nach dem Richtplatz. Umgekehrt hatte der mit Nitschirens Hinrichtung beauftragte Beamte einen Kurier an den Richter geschickt. Die zwei begegneten sich unterwegs an einem kleinen Bach, wo noch heute die betreffende Stelle gezeigt und nach jenem Ereigniß genannt wird. Nitschiren wurde nun losgelassen, mußte sich aber auf die Insel Sado begeben, die er erst später bei einer allgemeinen Amnestie verlassen durfte. Nach einem wechselvollen, thatenreichen Leben, von zahlreichen Jüngern fast angebetet, starb er endlich in der Nähe von Yokohama, wo heute noch große Tempel und Denkmäler an ihn erinnern.

Wenn man fragt, worin das Geheimniß seines Einflusses und der schnellen Ausbreitung seiner Sekte liegt, so ist's eigentlich nur die Entschiedenheit und Ausschließlichkeit, mit welcher er alle anderen Parteien verfluchte und seinen Anhängern das Heil versprach. Die Autorität oder das heilige Buch, auf welches er angeblich seine Schule gegründet, ist dasselbe, dessen Titel (in chinesischer Uebersetzung) in jenem Gebet verherrlicht wird und das eigentlich unter dem Namen „Manah Saddharma-pundarikasutra" bei Buddhisten bekannt ist. Nichtsdestoweniger bezeichnet sein Auftreten den Anfang einer neuen Aera für den japanischen Buddhismus. An die Stelle der früheren Duldsamkeit und Sanftmuth war ein Geist der bittersten Verfolgungswuth aber auch des unternehmenden Missionseifers getreten. Bis auf den heutigen Tag hat das Christenthum in Japan keinen entschlosseneren Gegner als diese Partei, welche ohne Zweifel noch lange gegen das Evangelium sich auflehnen und andere aufhetzen wird.

Kann man die Sekte des Nitschiren mit der jesuitischen oder ultramontanen Partei vergleichen, so erkennt man in ihren Nebenbuhlern, den Anhängern des Schinran, die Protestanten von Japan. Diese Sekte heißt Schin schiu oder die

[1]) They are the Ranters of Buddhism.

neue und wurde im Jahre 1262 gegründet. Schinran, obgleich selbst dem geistlichen Stande angehörend, lehrte doch die Heiligkeit des ehelichen Lebens und erklärte den Zölibat für eine Erfindung der Priester, welche dem reinen Buddhismus zuwider sei, ja im dreißigsten Jahr seines Alters heiratete er selbst eine adlige Dame in Kioto. Aber auch das Fasten, Wallfahren, Einsiedlerleben, Mönchswesen, das Tragen von Amuleten, die Enthaltung von gewissen Speisen und vieles andere erklärte Schinran für unnütz, ja schädlich. An die Stelle klösterlicher Zurückgezogenheit soll ein ordentliches Familienleben treten. Andächtiges Gebet, Herzensreinigkeit, ein tugendhaftes Leben, vor allem aber der Glaube an Buddha, den einzigen vollkommenen Gerechten, das sind die Dinge, auf welche es ankommt. Andere Buddhisten lehren, daß man durch Werke selig wird. Schinran aber lehrt, daß man nur durch den Glauben an Buddha selig werden kann. Seine Sekte zeichnet sich durch Einfachheit und Lauterkeit aus. Ihre heiligen Schriften sind auch nicht sanskritisch oder chinesisch, sondern japanisch, sodaß jedermann sie lesen und verstehen kann. Die anderen Sekten lieben es, ihre Tempel an abgelegenen Orten, in den Bergen, überhaupt fern vom Getriebe der Menschen, zu errichten; die Schinschuisten dagegen haben ihre Kirchen und Kapellen mitten in den großen Städten und wenden alle Mittel an, um das Volk herbeizuziehen und zu unterrichten. Die Priester sind verheiratet, und gewöhnlich folgt dem Vater der Sohn, oder, falls er nur Töchter hat, ein Schwiegersohn im Amte nach. Sie gehören zu den gebildetsten und aufgeklärtesten Leuten in ganz Japan. Dabei sind sie nicht weniger eifrig als die anderen Sekten, überall greifen sie ins wirkliche Leben ein, oft haben sie selbst die Waffen in die Hand genommen und den Ausgang eines Krieges entschieden. Obgleich vielfach verfolgt, haben sie doch an Zahl, Einfluß und Ansehen stetig zugenommen. Wenn man ihnen unsittliche Motive vorwirft und sie wegen ihres scheinbar weltlichen Lebens verleumdet, so antworten sie gelassen: Die Sonne scheint ja über alles, warum sollen wir Dinge unrein nennen, die offenbar für den menschlichen Gebrauch geschaffen sind? Gerechtigkeit besteht weder im Essen und Trinken, noch im Fasten und Sichenthalten. Ja, sie behaupten kühnlich, daß verheiratete Priester bessere Menschen seien als die Mönche in ihren Klöstern, und daß die öffentliche Sittlichkeit durch nichts so sehr gefördert werde als durch eine verheiratete Priesterschaft. Seit 20 Jahren haben sie viel von den Europäern gelernt, namentlich für die Einrichtung ihrer Schulen und Seminare. Sie sind entschlossen, sich durchs Christenthum oder den Confucianismus in keiner Weise überbieten oder verdrängen lassen. Der neueste Vorwurf, der ihnen gemacht wird, besteht darin, sie seien ja den Christen so ähnlich, daß sie eigentlich ganz zu denselben übertreten sollten. Wie den alten pharisäischen Buddhisten, so sind sie längst auch den Katholiken ein Dorn im Auge gewesen, welche in ihnen das leibhafte Lutherthum wiederzufinden meinten.

Aus dem Bisherigen geht schon hervor, daß der ursprünglich indische Buddhismus sich in Japan ganz eigenthümlich entwickelte, aber eben deswegen nur um so völliger akklimatisirte. Die alte Religion war deswegen nicht abgeschafft. Noch heute steht manch schöner Schintötempel, der erst lange nach der Einführung des Buddhismus gebaut wurde, z. B. jener dem Kriegsgott Odschin Tenno geweihte. Die Buddhisten haben freilich auch diesen früheren Mikado für eine Inkarnation Buddhas erklärt und damit allem Nachtheil vorgebeugt, der ihrem Kultus aus seiner Verehrung hätte erwachsen können. Als im Jahre 1281 eine chinesisch-tatarische Eroberungsflotte in Japan erschien, da begab sich der regierende Mikado samt seinem noch lebenden Vorgänger zum Schintöhohenpriester, schrieb ihm gewisse Gebete auf und schickte ihn mit diesen ins Heiligthum von Ise. Und wie der Hohepriester hier angekommen, die kaiserlichen Gebete darbringt, da zeigt sich plötzlich am wolkenlosen Himmel ein dunkeler Streifen, ein furchtbarer Orkan zieht auf und vernichtet die feindliche Armada! Die Japaner aber sahen darin einen Sieg ihrer Götter und ihres Himmels über den Himmel und die Götter der Chinesen, ja fortan wurden die Götter in Ise als die Herren über Meer und Wind erst recht verehrt. Trotzdem fiel es aber niemand ein, darin eine Verletzung des herrschenden Buddhismus zu sehn. So völlig hatte dieser selbst eine japanische Gestalt angenommen. Sonst wäre er auch nie so populär geworden.

Das Erste und Auffallendste, wodurch die neue Religion sich äußerlich zu erkennen gab, war die Errichtung von Tempeln, Pagoden, Götzen, kleinen Schreinen

und Klöstern, ferner die Einführung der Leichenverbrennung und die Abschaffung des Thierschlachtens und Fleischessens. Der Mittelpunkt des religiösen Lebens war Kióto, wo sich die prächtigsten Tempel und die reichsten Klöster befanden und wohin beständig Priester und Laien aus dem ganzen Lande gewallfahrtet kamen, um dann frömmer und heiliger ein jeder an seinen Ort zurückzukehren. Unter den zahlreichen Sekten und Mönchsorden gab es manche, die den entsprechenden Anstalten im katholischen Europa aufs Haar gleichsahen. Wie hier, so gab es nun in Japan Bettelmönche, Ablaßverkäufer u. s. w. Bald wurden die Klöster Zufluchtsstätten für Verfolgte, Heimatlose und andere Unglückliche. In ihnen fand der flüchtige Krieger, der bankrotte Kaufmann, der vom Bluträcher Gejagte den sichersten Schutz. Oft kam es vor, daß müde Kriegshelden, abgedankte Minister, ja oft noch junge Mikado sich in ein Kloster zurückzogen, um hier den Rest ihrer Tage in Andacht und frommen Uebungen zuzubringen. Nicht selten faßte ein reuiger Verbrecher oder ein Soldat angesichts seines blutigen Opfers den Entschluß, in ein Kloster zu gehen. Auch unglückliche Liebe, zweifelhafte Geburt, zerrüttete Familienverhältnisse halfen die Klöster füllen. In der Regel jedoch rekrutirte die regelrechte Armee der Bonzen sich aus Waisenkindern, frommen Knaben und jüngeren Söhnen allzu kinderreicher Häuser. Auch den weiblichen Orden fehlte es nicht an reichlichem Zudrang. Unglückliche Liebe, Lebensüberdruß, Witwenschaft lieferten gar manche aufrichtige Nonne. Aber auch politische Gründe, Furcht vor einer aufgenöthigten Heirat oder innerer Trieb führten mehr als eine vornehme Dame in die Nonnenklöster. Die Mehrzahl jedoch kamen aus Bequemlichkeitsliebe und Scheu vor den Pflichten des gewöhnlichen Lebens. Mönch und Nonne spielen daher, wie bei uns, so auch in japanischen Romanen, Schauspielen, Gedichten und Bilderbüchern eine bedeutende Rolle. In den Klöstern war es verboten, Fisch oder Fleisch[1]) zu essen, Sake (Sakki) zu trinken, Haar und schöne Kleider zu tragen, gewisse Bücher zu lesen und sinnlichen Vergnügen nachzugehn. Fasten, Nachtwachen, Andacht und Gebet mit Hilfe von Rosenkränzen, Kerzen, Glocken und Formularen waren vorgeschrieben. Häufig wurden Wallfahrten oder auch Bettelreisen unternommen, um Geld zu sammeln für einen neuen Tempel oder Gottesdienstgegenstand. Noch heute zählen diese Denkmäler frommen Eifers und heiligen Müßiggangs nach tausenden. Oft übrigens waren Mönche und Nonnen selbst die Bauleute und Künstler. Das Bekannteste dieser Art sind die schon erwähnten kolossalen Buddhabilder. Das Metall, aus dem die Statue in Nara gegossen ist, soll aus 500 Pfd. Gold, 1954 Pfund Quecksilber, 16 827 Pfund Zinn und 986 080 Pfund Kupfer zusammengeschmolzen sein. Ebenso berühmt sind die herrlichen Tempelglocken von Kióto und Mildera mit ihren weichen melodischen Klängen, bei welchen jedem rechten Japaner das Herz warm wird.

Das Gießen einer Glocke war jedesmal eine Art Volksfest. Wenn der Oberpriester einer Stadt verkündigt hatte, daß eine neue Glocke nöthig sei, so brachte jedermann seinen Beitrag an Geld oder an allerlei goldenen, bronzenen, zinnernen und kupfernen Gefäßen. Damen gaben ihre kostbaren Metallspiegel her, junge Mädchen brachten ihre silbernen Haarnadeln und andere Schmucksachen. Wenn der Hause groß genug und die einzelnen Metalle im rechten Verhältniß zu einander waren, so wurden Schmelztigel, Oefen, Blasebälge und die Form hergestellt, dann wurde gebetet und endlich nach reiflicher Erwägung ein glückbringender Tag für das wichtige Vorhaben bestimmt. Gewöhnlich war ein Hügel oder ein freier Platz der Ort der Zusammenkunft. In Feierkleidern und buntem Gedränge strömte das Volk dahin, während die Arbeitsleute alles vorbereiteten und die Priester in ihrer Amtstracht dabeistanden. Dann wurde das Feuer in den Oefen angezündet, die Glockenspeise geschmolzen und endlich unter dem Jauchzen und Zurufen der Menge der Guß vollzogen. Zum Abschied verkauften die Bonzen dann noch gestempelte Tücher und Papierstreifen mit heiligen Texten, die als Andenken und segenwirkende Erbstücke zuweilen vom Vater auf den Sohn und so durch Generationen hindurch verwahrt und geschätzt wurden. Natürlich vereinigte sich dann kindliche Liebe mit eigener Frömmigkeit, um die Besitzer dieser theuren Andenken, so oft sie die Glocke läuten hören, zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu treiben.

[1]) Auch die fünf stinkenden Pflanzen waren verboten: Knoblauch, Schnittlauch, Zwiebeln und zwei andere Arten Lauch.

Viele Priester und Mönche waren aber auch tüchtige Lehrer, Rathgeber, Notare, Aerzte und Gelehrte. Ihnen hat Japan gar viel zu verdanken. Wie manchen Strom haben sie überbrückt, wie manche Straße gebaut, wie manche Brunnen und Teiche gegraben, wie manche Obstgärten gepflanzt, wie manche Wasserleitung angelegt und wie manche Wildniß oder Berggegend erforscht. In Wissenschaft und Kunst haben sie Großes geleistet, in Staatsangelegenheiten und sogar in die Fehden der Großen nur allzu oft sich eingemischt. So wenig auch gerade die buddhistische Religion zu dem blutigen Handwerk von Rittern und Soldaten zu passen scheint, in Japan haben beide einen innigen Bund geschlossen. Die meisten japanischen Helden waren Buddhisten. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Schutzheiligen, und wenn's in die Schlacht ging, so durfte das im Inneren des Helms befestigte Buddhabild nicht fehlen. Viele Tempel in Japan verdanken ihre Entstehung einem Sieg über die Feinde oder der Erfüllung eines Gelübdes. Oft trugen Generale auf ihren Fahnen buddhistische Inschriften, und mehr als ein Kriegsbericht erzählt von der Wunderwirkung der Amulete, Bilder und heiligen Papierstreifen, an denen ein Pfeil abgeprallt oder ein Schwert zerbrochen. Oft bekriegten sich aber auch feindliche Sekten unter einander, sodaß die Klöster in Festungen verwandelt wurden. Auch kam es vor, daß Priester oder Mönche in weltliche Händel sich mischten und den Bürgerkrieg nährten, der ohnehin fast chronisch im alten Japan zu sein pflegte. In den Klöstern wurden Waffenvorräthe gehalten und bald dieser, bald jener Partei zur Verfügung gestellt, ja ganze Söldnerheere standen im Dienste der schlauen Priesterschaft, welche überall einen Vortheil herauszuschlagen und sich zu bereichern verstand, dabei aber — wie es nicht anders sein konnte — immer mehr verweltlichte.

Furchtbar war die Rache, welche sie treffen sollte. Der große Nobunaga, ein berühmter Heerführer und Staatsmann des sechzehnten Jahrhunderts, der weder an die Macht der Götter noch an die Unverletzlichkeit ihrer Priester glaubte, war von Abscheu und Haß gegen die damals freilich sehr tief herabgekommene Klerisei erfüllt. Erzogen bei einem Schintöpriester, hatte er von Jugend auf keine Sympathien für die Bonzen gehabt. Wiederholt hatten sie seine Pläne durchkreuzt, und er war überzeugt, daß nur dann Frieden im Lande befestigt werden könne, wenn zuvor ihre Macht gebrochen sei. Ein besonderer Gegenstand seines gerechten Zornes war das riesige Tempelgut in Hiyäzan am Biwasee. Dreizehn Thäler, aufs herrlichste mit aller Kunst der Landschaftsgärtnerei geschmückt, bildeten den Grund, auf dem über 500 Tempel, Kapellen und Priesterwohnungen standen. Hier lebten tausende von Mönchen in Herrlichkeit und Freuden, verbotene Speisen essend, Sake trinkend, mit ihren Konkubinen schäkernd und im Vertrauen auf ihre Unantastbarkeit in alle politischen Händel sich mischend. Hier schlug Nobunaga im neunten Monat des Jahres 1571 sein Lager auf und befahl seinen Generälen, ganz Hiyäzan in Brand zu stecken. Die Generäle protestirten gegen diesen gottlosen Befehl, Nobunaga aber hielt ihnen all die Schandthaten der vermeintlichen Heiligen vor, sodaß sie nichts mehr sagen konnten, und schloß dann seine längere Rede mit dem nochmaligen Befehl: „Umzingelt ihre Wohnungen und verbrennet sie, lasset keine Seele leben!" So geschah es: vom greisen Abt bis zum Säugling, vom gleißenden Priester bis zur üppigen Buhlerin wurde alles niedergemacht. Aehnlich wäre es in Ozaka gegangen, wenn nicht der Mikado selbst sich ins Mittel gelegt und die in ihrer Klosterfeste von Nobunaga belagerten Mönche zur Uebergabe bewogen hätte. Aber schon während der Belagerung waren tausende gefallen. Seither gilt der große Feldherr bei den Buddhisten als ein eingefleischter Teufel, für den kein Fluch und keine Verwünschung schlecht genug ist. Merkwürdig, daß derselbe Mann ein Freund und Beschützer der Jesuiten war, welche um jene Zeit nahezu ganz Japan erobert hätten, wovon einer der folgenden Abschnitte handeln wird.

4. Japans alte und mittlere Geschichte.

Die alte Geschichte Japans ist vollständig mit der Mythologie verwachsen. Die Quelle für die Kenntniß derselben bildet Kodschiki, „das Buch der alten Traditionen", drei zu Anfang des achten Jahrhunderts

abgefaßte Bände, die aus älteren, nicht mehr vorhandenen Werken geschöpft sind. Es kann als die Bibel der Japaner betrachtet werden.[1] Nach der ausgedehnten mit vielen Göttergeschichten verflochtenen Kosmogonie, die deutliche chinesische Anklänge zeigt und bei der Japan als der wichtigste Theil der Erde die Hauptrolle spielt, beginnt die Geschichte mit Dschimmu Tennô[2], dem ersten Mikado. Er ist der Abkömmling der Sonnengöttin, der mit seinen Brüdern und einigen Anhängern, die sämtlich als göttliche Wesen dargestellt werden, das Land in verschiedenen Kriegszügen in Besitz nahm. Er fand bereits eine Bevölkerung, die in Dörfern unter Häuptlingen lebte, vor. Kodschiki hält auch diese für Abkömmlinge der Götter, nur daß sie böse waren, während Dschimmu Tennô als rechtschaffen gepriesen wird. Als Schauplatz der Erzählung dient zuerst die Insel Kiuschiu, wo von dem noch jetzt als heilig verehrten Berge Kirischima der göttliche Herrscher vom Himmel herabgestiegen sein soll. Von dort ging sein siegreicher Zug nach Hondo hinüber, wo er jedoch später durch Niederlagen aufgehalten wurde, bis er schließlich in der Gegend des jetzigen Kiôto seine Residenz nahm.[3] Seine Thaten sind vielfach mit Wundern ausgeschmückt. Er ist der Stammvater der in ununterbrochener Reihenfolge noch jetzt in ihrem 123. Gliede auf dem Throne Japans befindlichen Dynastie.[4] In den von ihm eroberten Gebieten richtete er eine feudale Organisation ein, indem er seine Krieger mit Land belehnte und die Heerführer zu Häuptlingen der Provinzen machte, wofür sie und ihre Nachkommen zu ferneren militärischen Leistungen verpflichtet blieben. In den weiter unterworfenen Gebieten scheinen auch manche der vorhandenen Häuptlinge in tributbarer Stellung belassen zu sein.

---

[1]) Ein ähnliches Werk ist Nihongi. Beide sind vielfach in Kommentaren erläutert. Die spätere sichere Geschichte des Landes bildet den Gegenstand der außerordentlich reichhaltigen historischen Literatur Japans, die in den verschiedenen Zweigen (Biographien, Monographien über einzelne Städte, Chroniken und Familiengeschichten, Heiligengeschichten — letztere besonders in den buddhistischen Klöstern gepflegt —, populäre Geschichtsbücher, zahlreiche für die Jugend bestimmte Werke) wohl ausgebildet ist. Die Japaner halten viel auf Kenntniß ihrer Geschichte, und für das wissenschaftliche Studium derselben sind allerlei weitere Hilfsmittel, z. B. archäologische Museen u. s. w. vorhanden. Auf den Artikeln der Kunstgewerbe kommen historische Szenen im weitesten Maße zur Darstellung.

[2]) Der Name, auch Zin-mu geschrieben, beruht auf der später mit den chinesischen Charakteren eingeführten Form. Die japanische Form lautet Kan Yamato Iware hiko no mikoto. Wir gebrauchen im folgenden überhaupt anstatt der langen unbequemen japanischen Namen die kürzeren chinesischen. Tenno (Ten-wo), Himmelskönig oder Himmelssohn, ist der Titel, der jedem Mikado beigelegt wird, nachdem er gestorben und in die Reihe der Götter erhoben ist.

[3]) Kiôto selbst wurde erst 794 n. Chr. die Hauptstadt („Miako"), bis dahin war dies Kaschiwabara, Nara (letztere in der Provinz Yamato) oder ein anderer Ort der ältesten Provinzen.

[4]) Ein Erlöschen der Dynastie ist nach dem Glauben der Japaner nicht möglich. Sollte ein Mikado kinderlos bleiben, so senden ihm die Götter vom Himmel einen Sprößling, der unter einem heiligen Baum gefunden wird. Es ist erklärlich, wie der Herrscherfamilie göttliche Verehrung gezollt wird. Außer dem gewöhnlichen Titel Mikado sind Tennô (Himmelskönig), Daiô (großer König), Tschotei (Audienzhalle), Dairi (kaiserl. Palast) und viele andere in Gebrauch.

Daß Dschimmu, wie ihn die Tradition zeigt, eine historische Person sei, wird selbst von den meisten gebildeten Japanern nicht behauptet, während die Orthodoxen, die zugleich allen Neuerungen widerstreben, streng an der alten Tradition festhalten. Aber auch abgesehen von den europäischen Einflüssen, hat sich eine rationalistische, die Wunder wegexegesirende, Auffassung verbreitet. Dennoch wird man in dem Mythos einen historischen Kern erkennen, der auch durch chinesische Nachrichten bekräftigt wird. Es wird nämlich dort gemeldet, daß ein Prinz der Schudynastie mit seinem Anhange ausgewandert sei, und man nimmt an, daß er sich nach Japan begeben habe. Die Zeitbestimmung trifft mit der japanischen (nach der die Thronbesteigung[1]) Dschimmus ins Jahr 660 v. Chr. fällt) nahe zusammen. Die Verwandtschaft der japanischen Kultur mit der chinesischen bestärkt die Annahme, daß Japan vom Festlande her seine staatliche Organisation erhalten hat. Keineswegs dürfen wir uns aber die Sache so vorstellen, als seien damals die Inseln auch zuerst bevölkert worden. Mögen die Eroberer auch chinesische Kolonien nach sich gezogen haben und vielleicht solche ihnen bereits vorausgegangen sein, jedenfalls ist das chinesische Element in der Bevölkerung Japans das geringere. Deutliche Spuren lassen noch jetzt in der Hauptmasse des Volkes die frühere — nach Griffis — aus Aino bestehende Bevölkerung erkennen, die namentlich in dem länger unabhängig gebliebenen Norden der Hauptinsel deutlich hervortritt (wo auch vielfach die geographischen Namen darauf hinweisen), wie denn jetzt in Yezo die Ainobevölkerung sich unvermischt erhalten hat.[2]) Durch jene Mischung aber und durch das Hineinziehen des Fischer- und Jägervolkes in eine höhere Kulturentwicklung ist der jetzige japanische Typus entstanden.

Die Entwicklung aber ging nur sehr allmählich vor sich. Noch der zehnte Mikado, Sû-dschin, der von 97—30 v. Chr. regierte, hat Großes geleistet in der Zivilisation seiner halbwilden Unterthanen.

Er führte besondere Tempelbauten behufs Verehrung der Götter ein, die bis dahin nur im Freien geübt wurde. Er errichtete das Nationalheiligthum zu Udschi in der Provinz Ise, wo die heiligen Insignien des Reiches (Spiegel, Schwert und Kugel) von einer seiner Töchter als Priesterin bewahrt wurden — wie denn bis jetzt dort Priesterinnen aus kaiserlichem Geschlechte fungiren. Sein Palast wie auch die Tempel waren durch außerordentliche Einfachheit und Vermeidung alles Luxus ausgezeichnet, und auch seine Nachfolger traten in diesem Punkte in seine Fußtapfen. Selbst die Gräber der alten Kaiser entbehren aller Pracht. — Weiter ist von Sûdschin zu melden, daß er Frohndienste einführte; Männer wie Frauen waren an bestimmten Tagen zu öffentlichen Arbeiten verpflichtet. Er ordnete regelmäßige Volkszählungen an behufs gerechter Vertheilung der Steuern. Den Schiffbau förderte er, um den Handel zu heben. Auch ist er der Vater des japanischen Ackerbaues, indem er eine gesetzlich geregelte Ueberrieselung der Felder herbeiführte und damit den ergiebigen Reisbau möglich machte. Die Terrassen, Kanäle, Schleusen, Reservoire

---

[1]) Der Jahrestag derselben (4. April) wird in Japan mit ebensoviel Jubel, Trubel und Pulverknallen gefeiert, wie in den Vereinigten Staaten der 4. Juli.

[2]) Die geographische Lage Japans macht die erste Besiedelung von Norden her wahrscheinlich, während die Meeresströmung vom Indischen Archipel her auch diejenigen Elemente dem Lande zugeführt haben mag, die sich auf jenen Inseln finden, wie denn Spuren vom malaischen und Negritotypus noch zu erkennen sind.

u. s. w., staunenswerthe zu diesem Zwecke angelegte Werke, sind zum Theil bis auf jene Zeit zurückzudatiren. Auch traf Sû-dschin militärische Einrichtungen, besonders um die Grenzen gegen die Angriffe der nördlichen, resp. östlichen, wilden Ainostämme zu schützen. Er theilte dazu sein Reich in vier militärische Departements[1]), deren jedes einem Schôgun (General) unterstellt wurde; legte auch Arsenale und Magazine an. Unter den fortwährenden Kämpfen mit der Grenzbevölkerung bildete sich späterhin ein besonderer erblicher Kriegerstand aus; in jener alten Zeit aber wurde nach Bedürfniß die Armee aus den Bauern gebildet, die wenn der Kampf ausgefochten, zu ihrer friedlichen Beschäftigung zurückkehrten. — Aus Sû-dschis Zeit stammt auch das kaiserliche Wappen, die Chrysanthemumblüte, das für alle äußeren Angelegenheiten gebraucht wird und seit 1868 seine inzwischen gesunkene Bedeutung wiedergewonnen hat, während für die inneren das kaiserliche Haus betreffenden Angelegenheiten Blatt und Blüte der Paulownia das Wappen bildet.

Eine andere Figur, die aus der alten japanischen Geschichte besonders hervorragt, ist der kriegerische Prinz Yamato Dake, Sohn des 12. Mikado Keiko (71—130 n. Chr.), welcher die Herrschaft nach Osten und Norden bis etwa zum 38° N. Br. erweiterte. Zunächst drang er über die östlichen Gebirge (Hakone) nach der reichen Ebene von Tôkiô (Yedo) vor. Beim Uebersetzen über die Bai hätte er fast mit seinem Herrn den Untergang gefunden, wenn sich seine Gattin nicht[2]) dem erzürnten Meeresgotte geopfert hätte. Weiter ging der Kriegszug dem Gestade folgend. Der mit vielen Wundern ausgeschmückte Rückzug im Innern des Landes über die Gebirge muß als eine der bedeutendsten militärischen Leistungen gelten.

Weiter dürfen wir nicht die Heldenkaiserin Dschingu Kôgô unerwähnt lassen, die, durch ihre Schönheit, Frömmigkeit, Klugheit und Tapferkeit berühmt, noch jetzt eine bei dem Japaner sehr beliebte Gestalt ist. Nachdem ihr Mann Tschinai (192—200) bei Unterdrückung eines Aufstandes gefallen war, übernahm sie die Herrschaft und unterwarf mit Hilfe ihres Feldherrn die Rebellen. Nach mehreren göttlichen Vorzeichen unternahm sie als Mann verkleidet einen Eroberungszug nach Korea. Ohne Blutvergießen gewann sie das Land, da der König der plötzlich erscheinenden Armee keinen Widerstand zu leisten wagte und aus freien Stücken tributbar wurde. Große Schätze und Geiseln brachte die Siegerin heim. Erst jetzt genas sie eines Sohnes, dessen Geburt sie auf magische Weise aufgehalten hatte. Odschin ist sein Name, der jetzt als japanischer Kriegsgott überall im Lande verehrt wird. Die Unterwerfung Koreas aber hat ihre wichtigste Bedeutung durch den aus ihr entspringenden Einfluß der Kultur des Kontinents auf Japan. Chinesische Künste und Handwerke, Schrift, Literatur, Philosophie u. s. w. fanden über Korea auf dem Inselreiche Eingang, sowie auch der Buddhismus. Die Entfaltung dieser Einflüsse, in denen

[1]) Wir dürfen uns den japanischen Staat jener Zeit aber noch nicht als ein einheitlich entwickeltes Ganze vorstellen. Der Mikado selbst herrschte nur über die „Fünf Heimatprovinzen", die Gegend zwischen dem Biwasee und der Bai von Ôzaka und Owari. Die übrigen von tributpflichtigen Vasallen regierten Provinzen waren mit diesem Kern des Reiches nur locker verbunden und häufige Rebellionen erschwerten das Zusammenwachsen des ganzen Reiches.

[2]) Dieselbe Taschibana wird noch jetzt mit ihrem Gemal göttlich verehrt und hat ihren viel besuchten Tempel am südlichen Ufer der Bai in Kadzusa.

das unterworfene Land geistig die Herrscher unterwarf, erstreckte sich durch Jahrhunderte. Vom dritten bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts wird immer wieder die Ankunft von Künstlern, Gelehrten, Astrologen, Doktoren u. s. w. erwähnt: 462 wurde der Maulbeerbaum und jedenfalls der Seidenbau eingeführt; 552 kamen buddhistische Missionare, die, wie wir weiter unten lesen werden, ihre Lehre mit großem Erfolge ausbreiteten. Es scheint in dieser Periode eine beträchtliche chinesische Einwanderung in Japan stattgefunden zu haben.

Von den weitgreifendsten Folgen aber war die Einführung des Klassenranges der Beamten (603 resp. 649), wodurch ein klassifizirter Adel in 30 Graden hervorgerufen wurde und zugleich die in alten Zeiten so einfachen Staatsämter sehr komplizirt wurden. Aus den acht Ministerien, die nun den Mikado umgaben, überragte bald das des Krieges alle übrigen. Damit ging Hand in Hand die Bildung einer organisirten Armee und die immer festere Gestaltung des Kriegerstandes, der aus der ganzen Bevölkerung alle kräftigen, hervorragenden Elemente an sich zog. Dieser Stand der Samurai monopolisirte für eine Reihe von Jahrhunderten das Nationalgefühl, die Bildung und Gelehrsamkeit, während ihm gegenüber der indolente, fügsame und nur etwa bei Steuerüberbürdung zur Revolte greifende Bauernstand im charakteristischen Kontrast sich ausbildete. Diese beiden Klassen, Militär und Ackerbauer, stehen bis auf den heutigen Tag in Japan schroff einander gegenüber.

Aus dem höheren Adel aber erhoben sich verschiedene Familien[1]), die mehr und mehr die Herrschergewalt in ihre Hände brachten und den Mikado gleichsam mit einem „Ring" umgaben, der ihn zuletzt völlig vom Volke abschloß. In dem mit immer größeren Luxus ausgestatteten Palaste von Kiôto wurde er, für keinen gewöhnlichen Menschen sichtbar, verborgen gehalten und führte ein fast mythisches Dasein. An die Stelle der Heldenkaiser alter Zeit traten verweichlichte Schattenfürsten, oft fast noch unverständige Knaben, die in Schwelgerei und Ueppigkeit ihre Kräfte zerrütteten.

„Selbstsüchtige, schlaue oder gewaltthätige Männer bekamen die Zügel des Staats in ihre Hand, und namentlich das Militär erhielt eine übermäßige Bedeutung. Ehrgeizige Generale waren bald die wahren Regenten des Landes. Der Mikado trat immer mehr in den Hintergrund, und was er an politischer Macht einbüßte, konnte durch die übertriebene religiöse Wichtigkeit, welche ihm nun immer mehr und immer absichtlicher beigelegt wurde, nicht ersetzt wurden. Schließlich war er ein gefangener Gott, der von Weibern und Höflingen beherrscht, vom Volk angebetet, von den soldatischen Machthabern scheinbar verehrt, in Wahrheit aber für ihre Privatzwecke mißbraucht wurde.

Dazu aber kam der Einfluß des Buddhismus, der bald am Hofe festen Halt gewann und 741 offiziell im ganzen Reiche mit dem Bau

[1]) Am einflußreichsten wurde die Familie der Fudschiwara, die sämtliche höchste Beamtenstellen in ihre Hand bekam und dabei dem krassesten Nepotismus huldigte. Auch wurde fast immer die Kaiserin aus ihrem Kreise gewählt. Dieser Hofadel, die Kugé genannt, stand in ziemlich schroffem Gegensatz gegen den in den weiteren Kämpfen sich ausbildenden militärischen Landadel (Samurai) und schaute verächtlich auf denselben herab.

von Tempeln und Pagoden eingeführt wurde. Meistens dankte der Mikado wenige Jahre nach seiner Thronbesteigung wieder ab, um als Mönch (Hô-ô, d. h. Kaiser im Kloster) die ausschweifenden Sinnengenüsse, denen er während seines kurzen Regiments gefröhnt hatte, zu büßen — oder auch fortzusetzen.

Auf Jahrhunderte lang besteht die Geschichte Japans besonders aus den Kämpfen der verschiedenen Adelsfamilien um den Einfluß auf den Mikado, die mit höchster Eifersucht und Erbitterung geführt wurden. Weiberintriguen, Gift und Dolch spielen darin eine große Rolle. Die im Reiche fast allmächtigen Fudschiwara vernichteten manches edle und strebsame Glied anderer Familien, das ihnen Gefahr drohte, wie den gelehrten Ten-dschin (Mitschizane), der noch jetzt als Märtyrer, als Patron der literarischen Bildung göttlich verehrt wird.[1]) Zwei andere Familien, Minamoto und Taira (Dschen-dschi und Hei-ke), die dem Hofe ferner bleibend nur die hohen militärischen Stellen in Anspruch nahmen, wurden eher geduldet. Im zehnten bis zwölften Jahrhundert ward in glänzenden Waffenthaten die Unterwerfung der Aino des westlichen und nördlichen Theils von Hondo vollendet. Die beiden genannten Familien hatten dabei gemeinsam mitgewirkt. Nun aber begannen die Rivalitäten zwischen ihnen, die mit dem völligen Siege der Taira endeten. Kiyomori, einer von ihnen, erhob sich 1167 zum militärischen Fürsten des Reiches. Der Mikado, ein unmündiger Knabe, und die ihn umgebenden Fudschiwara verloren allen Einfluß; letztere mußten bald den Gliedern der Familie Taira weichen, während gegen die Minamoto eine furchtbare Verfolgung eingeleitet wurde. Diese Familienfehde, die zum Bürgerkrieg wurde und das ganze Land in Mitleidenschaft zog, dauerte auch nach Kiyomoris Tode fort und endete mit der Vernichtung fast aller der Taira samt Weib und Kind in der großen Seeschlacht bei Schimonoseki[2]) 1185. Sie bildet einen sehr beliebten und vielfach behandelten Abschnitt der japanischen Geschichte voll ritterlicher Romantik.

Es waren aber dazumal höchst verwahrloste Zustände im Lande. Räuber trieben ihr Unwesen, und selbst die Buddhistenklöster waren zuweilen Sitze wüster Kriegsrotten geworden. Der Führer der Minamoto, Yoritomo[3]), führte mit kräftiger Hand Ruhe und Ordnung zurück. Er hatte bald von Kamakura (einige Meilen südlich von Yokohama), seiner Residenz, die Fäden der Macht in Händen[4]) und wurde von dem Mikado, den er aus den Händen der Taira gerettet hatte, als höchster militä-

[1]) Von den Schülern ähnlich wie in China K'ung-fu-tsz.

[2]) Zwischen Kiusiu und Hondo.

[3]) Einer der hervorragendsten Männer der japanischen Geschichte, doch von unbeschränkter Selbstsucht und Grausamkeit; daher nicht einstimmig als Nationalheld verehrt. Viel beliebter ist das Andenken seines Bruders Yeschitune geblieben, der jenen großen Sieg gewonnen hatte, hernach aber von seinem Bruder bis zum Tode (Harakiri) verfolgt wurde.

[4]) Er richtete eine neue Verwaltung des Landes ein. An die Spitze der Provinzen traten je fünf Militärbeamte, wie solche auch den übrigen Beamten zur Seite gestellt wurden.

rischer Herrscher unter dem Titel Sei-i-tai-schôgun (Barbaren unterwerfender General) anerkannt. Seitdem (1194) bestand in Japan jenes sonderbare, von den europäischen Berichterstattern vielfach dahin mißverstandene Verhältniß, als werde das Reich von zwei Kaisern, einem geistlichen und einem weltlichen, neben einander regiert. Aber zu keiner Zeit schwand das Ansehen des Mikado als des göttlichen Herrschers (wie auch Kiôto die Hauptstadt des Landes blieb), wenngleich in Wirklichkeit alle Gewalt auf jenen seinen höchsten Beamten übergegangen war. Mit der neuen Würde ging es übrigens vielfach ebenso wie mit der des Mikado. Oft wurden unfähige und unmündige Personen mit derselben bekleidet, während Familienintriguen die Ausübung der Macht bald hier bald dorthin spielten. Nur dann und wann war ein kräftiger Herrscher auf dem Throne. Die Familie der Hôdschô, welche die Minamoto bald stürzte und von 1199—1333 die Staatsgewalt usurpirte, hatte jedoch mehrere für die Entwickelung des Reiches bedeutende Männer, wie z. B. Yasutoki, der einen legislativen und einen administrativen Rath einrichtete und ein noch heute geschätztes Gesetzbuch verfaßte, Tokiyori, der durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe, und Akitoki, der durch die Pflege der Wissenschaften berühmt ist. Keiner von den Gliedern dieses Hauses aber beanspruchte die Würde des S.-t.-Schôgun selber, welche sie zum Theil unbedeutenden Gliedern der Fudschiwara, zum Theil Söhnen der Mikados verliehen.[1]) Zu Zeiten wurden die Hofintriguen, wie sie nun an zwei Plätzen, zu Kiôto und zu Kamakura, spielten, dem Lande höchst verderblich. Ein Versuch der Familie des Mikado, die ursprüngliche Macht wieder zu gewinnen, mißlang und wurde mit grausamem Blutvergießen und Konfiskationen gerächt. Die Gewalt der Hôdschô, welche nun auch zu Kiôto eine ihrer Kreaturen auf den Thron gesetzt, wurde zuletzt unerträglich. Endlich wurde ihnen von den Anhängern des Mikado im blutigen Bürgerkriege, mit der Zerstörung von Kamakura, ein Ende gemacht. Noch jetzt wird ihr Name nur mit Abscheu genannt, obgleich, wie gesagt, um das Staatswohl verdiente Männer unter ihnen waren und die Blüte der Künste, der Baukunst, Bildhauerei und Malerei[2]), sowie überhaupt nationales Gedeihen und Erstarken in jene Zeit fällt.

Letzteres war besonders verknüpft mit der Vernichtung einer mächtigen chinesischen resp. mongolischen Flotte, die der stolze Kaiser Kublai Khan, nachdem sein Verlangen, daß ihm Japan Tribut senden solle, mit Entrüstung zurückgewiesen war, zur Eroberung des Inselreiches gesandt hatte (1279). Mit Hintansetzung aller inneren Fehde hatten die Japaner muthig gekämpft, um die Landung der Feinde zu vereiteln. Den Hauptsieg aber verdanken sie einem Taifun, den, wie man meinte, die Götter auf die in den Schintô- und Buddhistentempeln dargebrachten Gebete sendeten und der die Flotte vernichtete. Nur drei Männer ent-

[1]) Sie selbst blieben Schikken, oberste Beamte.

[2]) Auch der japanische Buddhismus und seine Wissenschaft hatten damals den Höhepunkt erreicht. Die Gründer der Hauptsekten, der heiligen Nitschiren und Schinran, lebten und wirkten zur Zeit der Hôdschô.

kamen, um ihrem Herrscher die traurige Kunde zu bringen. Es ist dies der einzige Versuch einer fremden Macht, Japan zu erobern, gewesen. Dieser Sieg unter der Führung eines Hôdschô hat in den Augen der japanischen Patrioten ein gut Theil Uebelthaten jenes Geschlechts aufgewogen.

Nach der Niederlage des letzteren schien es, als sollte die Doppelherrschaft beendet sein. Der vertriebene Mikado Go-Daigo war nach Kiôto zurückgekehrt, das Land beruhigt. Die loyalen Krieger wurden (wie immer in solchem Falle) mit Landbesitz belehnt. Ungleiche Vertheilung desselben aber erzeugte viel Unzufriedenheit, die einer der Führer, Takaudschi Aschikaga, zugleich ein schlauer Schmeichler, auszubeuten wußte.[1]) Da er nie im Kampfe gegen den „Sohn des Himmels" im Volke Sympathien finden konnte, so erhob er aus dem kaiserlichen Geschlecht einen Gegenkaiser Kogen, der in Kiôto einzog, wo Go-Daigo zuvor geflohen war, und der seinem Patron in der wiedererbauten Stadt Kamakura die Würde des Schôgun verlieh (1336). So war die Doppelherrschaft schon nach drei Jahren wieder hergestellt, und schlimmer als zuvor: es gab zwei Mikado, die wider einander waren. Auf den sechsundfünfzigjährigen Bürgerkrieg, der daraus entstand[2]) und ein wirres Gemisch von Treue, Verrätherei, Mord, Raub, Verwüstung, Hungersnoth und Seuche darbietet, und das Land auf lange Zeit aufs schlimmste zerrüttete, können wir hier nicht näher eingehen. Das Gegenkaiserthum erlosch zwar mit dem Aussterben der Nachkommen Kogens, aber dennoch kam das Land nicht zur Ruhe, so lange die Familie Aschikagas in der erblichen Würde eines Schôgun von Kamakura das Heft in den Händen hatte. Es waren Zeiten des trostlosesten Verfalls in allen Beziehungen, auf die der japanische Patriot mit Scham und mit Thränen in den Augen zurückblickt, und in denen der moderne Künstler seinen Vorwurf findet, wenn er Mißstände der heutigen Verhältnisse mit bittrer Satire geißeln will. Am meisten empört sich das Nationalgefühl über Aschikaga Yoschimitsu, dem dritten in der Reihe dieser Herrscher, welcher sich nicht entblödete, eine Gesandtschaft mit Geschenken nach China zu senden und von dort den Titel Nippon-ô (König von Japan) anzunehmen (1401).

Die Familie regierte in fünfzehn Gliedern bis zum Jahre 1573. Die Geschichte dieser Zeit ist voll von inneren Kämpfen. In den letzten Jahrhunderten nämlich war das japanische Ritterthum zu seiner weitesten Entwicklung fortgeschritten. Der Raum gestattet uns nicht, eine eingehendere Schilderung der damaligen Zustände zu geben, die wegen ihrer schlagenden Uebereinstimmung mit den mittelalterlichen Verhältnissen der christlichen Länder höchst interessant sein würde. Immer größer war die Macht jener Adelsfamilien der Samurai[3]) geworden, die auf

[1]) An dieser Stelle hat die japanische Geschichte eine ihrer tragischsten Episoden. Der Kaiser ließ sich durch seine von Aschikaga bestochene Konkubine gegen seinen eigenen Sohn bethören, den er durch jenen bekämpfen und umbringen ließ, um zu spät die wahre Sachlage zu durchschauen.

[2]) Der Krieg der beiden Chrysanthemums, der an die beiden Rosen erinnert.

[3]) Für die Ritter, welche ein Gefolge um sich gesammelt, war schon damals der Ausdruck Daimiô (d. h. großer Name) gebräuchlich geworden.

ihren wohlbefestigten Schlössern wie unbeschränkte Herrscher hausten, stets bereit, mit ihrem gut bewaffneten Anhange gegen ihre Feinde kleinere Fehden aufzunehmen oder sich einem größeren Kriegszuge anzuschließen. Die feste Rüstung, das geliebte Schwert, das hochgeehrte Familienwappen, der (buddhistische) Schutzheilige, der im Kampf angerufen wird, das Kloster in seinen mannigfachen Beziehungen zur Burg[1]) und viele andere Züge erinnern ganz deutlich an die Ritterzeit unsres eigenen Vaterlandes. Auch die Romantik derselben finden wir in Japan reichlich vertreten; ebenso fehlten nicht ritterliche Spiele, die Jagd mit dem Falken u. s. w. — Gelehrsamkeit und feine Sitte waren in diesen Kreisen freilich nicht so ausgebildet wie am Hofe zu Kiôto, und obgleich oft die Söhne in die Hauptstadt geschickt wurden, war unter jenem Landadel die unserm „Krautjunker" entsprechende Figur zahlreich vertreten. Dort dagegen war die Hofetikette, sowie literarische Bildung zur Blüte gelangt, letztere besonders von Frauen gepflegt, deren mehrere die vorzüglichsten Leistungen der schönen Literatur Japans geliefert haben.

Die Herrschaft der Aschikaga währte 238 Jahre. Aber schon in den letzten Jahrzehnten befand sich die Macht in anderen Händen. Nobunaga, ein Heerführer, der glücklich verschiedene Aufstände unterdrückt hatte, und obgleich er nie Schôgun wurde, lange Zeit das Reich regierte, machte endlich durch Absetzung des letzten jenes Hauses der Dynastie ein Ende 1573. Ihn selbst werden wir bald als einen Freund der um jene Zeit in Japan zuerst eintreffenden Europäer, Beschützer der sich schnell mehrenden Christen und Verfolger der Buddhisten kennen lernen. Auch Hidêyoschi, einer seiner Feldherrn, ein Emporkömmling aus bäuerlichem Geschlecht, der nach ihm die Herrschergewalt überkam und den Titel Taiko annahm, setzte jene Verfolgungen fort. Er hat als ein Förderer des Wohlergehens und der Größe Japans einen guten Namen. Der von ihm ins Werk gesetzte Kriegszug gegen Korea, dessen Abhängigkeit in der Zeit der Aschikaga in Vergessenheit gekommen war, das aber nun den geforderten Tribut lieferte, ist freilich nicht sehr rühmlich. Das in vollem Frieden befindliche Land wurde mit Feuer und Schwert überfallen und mehrere tausend Ohren getödteter Koreaner als Beute heimgebracht, die unter einem noch jetzt in Kiôto vorhandenen Monument begraben sind. Hidêyoschi machte die Stadt Ozaka zu seiner Residenz, — das japanische Venedig, das ihm seine Größe verdankt. Zu seiner Zeit nahm der Schiffbau großen Aufschwung und japanische Kaufleute und Abenteurer waren bald in Hinterindien und den Inseln des Archipels bekannte Gäste.

Auch nach Beseitigung der Aschikaga war das Land noch keineswegs zur Ruhe gekommen. In unablässigen Parteikämpfen, in die auch die Christen und die katholischen Missionare verflochten waren, dauerte der Bürgerkrieg fort, bis endlich Iyêyasu demselben ein Ende machte. Einer der Feldherren, Hidêyoschis, hatte er nach dessen Tode

[1]) Oft aber wurden die Klöster selbst zu Burgen und die Mönche der verschiedenen Sekten fochten blutige Kämpfe gegen einander aus.

die Vormundschaft für den unmündigen Hidêgori übernommen, sah sich aber bald von verschiedenen Prätendenten der Herrschaft umringt. In der Schlacht bei Sêkigahara[1]) (1600), der berühmtesten in der japanischen Geschichte, überwand er seine Feinde[2]) und begründete die Herrschaft seiner Familie, der Tokugawa, welche die erbliche Würde eines S. T. Schôgun[3]) mehr als dritthalb Jahrhunderte innegehabt hat. Den aufreibenden inneren Kriegen wurde damit ein Ende gemacht. Iyêyasu wußte alle Daimiô, auch die, welche seinen Gegnern zugethan gewesen waren, dadurch zu begütigen, daß er ihnen die Vorrechte um die sie lange gekämpft, gewährte und ihnen eine weitgehende Selbständigkeit in ihren Herrschaften einräumte. Mit fester Hand wußte er dann unter diesen seinen Vasallen[4]) Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Dem Mikado gegenüber stand er selbst nur als der erste Vasall da, der für den Schutz des göttlichen Herrschers zu sorgen hatte. Doch war wie nie zuvor die Gewalt in seine Hände gelangt. Das Wappen der Tokugawa, ein Kreis mit drei an den Spitzen zusammenstoßenden Malvenblättern, drängte das kaiserliche Chrysanthemum ganz in den Hintergrund.

Iyêyasu ist der Gründer von Yedo. An der Stelle, wo sich jetzt die stolze Großstadt erhebt, stand damals erst seit einem Jahrhundert nur eine Burg und wenige Hütten. Mit 300000 Arbeitern ließ er Mauern, Kanäle, Straßen u. s. w. anlegen, und in nicht langer Zeit erhob sich an der einsamen Stätte die prächtige Residenz. Auch ist sein

[1]) Am Biwasee gelegen.

[2]) Auch Hidêgori erhob sich später mit bewaffneter Hand gegen seinen Vormund, wurde mit Eroberung der Burg von Ozaka überwunden und kam um (1615).

[3]) Die beiden vorgenannten Herrscher hatten diese Würde nicht erlangt, weil sie nicht von den Minamoto ihre Abstammung herleiten konnten. Iyêyasu war derselben entsprossen und rühmte sich das Blut der Mikado in seinen Adern zu haben. Der Titel wurde ihm übrigens erst 1604 von dem nach Frieden sich sehnenden Hofe von Kiôto zuerkannt.

[4]) Wir übergehen die verschiedenen komplizirten Klassen dieser Vasallenfamilien der Daimiô, die etwa unseren Herzögen, Grafen, Rittern entsprechen, obwohl sie nicht verschiedene Rangstufen bezeichnen, wie denn auch der Sei-i Tai Schôgun selbst nur primus inter pares war. Eine niedere Adelsstufe aber bildeten die Hatamoto und Gokenin, das erbliche persönliche Gefolge des Schôgun. Aus diesen Kreisen wurden meistentheils die Beamten gewählt. — Alle diese waren Samurai, gegenüber den Kugê, dem Hofadel, der sich über sie erhaben dünkte. Die Samurai hatten erbliche Einkünfte von der Regierung zu erhalten (regelmäßige Lieferungen an Reis, die sich für manche der angesehensten Familien aus mehreren hunderttausend Koku [à 333 ℔] beliefen und durften zwei Schwerter tragen. Ihre Ehre verbot ihnen jede Erwerbsarbeit. Wenige lagen den Wissenschaften ob, die meisten verbrachten ihr Leben in träger Unthätigkeit, aus der mancherlei Laster, Trunk-, Streitsucht u. s. w. entsprangen. In den Kreisen der von ihnen oft bedrückten Kaufleute, Handwerker u. s. w. bildete sich eine weitverbreitete Gilde, die Otokodatê, die als die Beschützer des Volkes gegen die Anmaßungen der Samurai auch eine Art Adelsstellung gewannen. Oft lagen sie mit jenen im Kampfe. Es sei hier sogleich erwähnt, daß die (Schintô-?) Priester als in gleichem Range mit den Samurai stehend betrachtet wurden und auch die zwei Schwerter tragen durften. Unter ihnen standen die Ackerbauer, die Handwerker und die Kaufleute. Als Kastenlose galten die Eta, Leute, die irgendwie mit todten Thieren, Fellen oder Leder zu thun hatten, und endlich die Schinin, die niedrigste Klasse der Bettler, aus deren Kreise die bei den Hinrichtungen und Bestattung der Verbrecher beschäftigten Diener genommen wurden.

Wegebau, die Regelung des Verkehrs, Anlegung von Brücken, Fähren u. s. w. zu erwähnen.

So war für Japan eine Zeit des Friedens angebahnt, nach jahrhundertelangen Kämpfen, die nur in wenigen Fällen auf kurze Zeit unterbrochen werden sollte. Diese Ruhe wurde freilich mit jener vollkommenen Absperrung gegen alle fremden Völker erkauft, wie sie bis in die neueste Zeit bestanden hat und was damit zusammenhängt mit der Unterdrückung des Christenthums. Doch davon haben wir im folgenden Abschnitte zu reden. Die folgenden 250 Jahre der japanischen Geschichte enthalten nichts besonders erwähnenswerthes. Wir werden mit unsrer Betrachtung der in den letzten Jahrzehnten vollzogenen Umwandlung Japans dieses Reich zunächst fast ganz in dem Zustande des 17. Jahrhunderts wiederfinden, nur daß manche der damals lebenskräftigen Einrichtungen sich überlebt hatten, entartet waren und alles auf eine Neugestaltung hindrängte.

5. Die alte katholische Mission in Japan.

Der erste Europäer, welcher Japans Boden betrat, nachdem zuvor Marco Polo nur vom Hörensagen über das Inselreich Zipango berichtet hatte, war Mendez Pinto, ein portugiesischer Abenteurer, der nach seiner Rückkehr solche Wunderdinge erzählte, daß man seinen Vornamen spöttisch in Mendaz (Lügner) verwandelte. Und doch zeigte sich bald, daß er die volle Wahrheit berichtet hatte. Er war mit einer chinesischen Piratendschunke, die im Kampf den Steuermann verloren, zunächst nach den Liu-kiu-Inseln verschlagen, und da man dort keine Landung fand, nach der kleinen Insel Taneyaschima südlich von Kiu-schiu getrieben. Die japanischen Berichte bestimmen die Ankunft der ersten Europäer auf 1542 und setzen damit die Einführung der Feuergewehre in Verbindung. Pinto und seine beiden Gefährten waren mit Arquebusen bewaffnet, die mehr als die Fremdlinge selbst die Neugierde des Volkes auf sich zogen. Bei dem Daimiô von Bungo (an der Ostküste von Kiu-schiu) wurden sie um der neuen Waffen willen freundlich aufgenommen, und bald gab es nach diesen Mustern gefertigte japanische Gewehre, wie sich auch die Kunst Pulver zu bereiten, bald im Reiche verbreitete. Es ist nicht zu verwundern, daß in der Vorstellung des Volkes das bald von gleicher Seite eintreffende Christenthum unauslöschlich mit Pulver und Blei verknüpft blieb.

Der Pirat, welcher Pinto nach Japan gebracht, machte bei seiner Rückkehr ein vortreffliches Handelsgeschäft und hatte 300 pCt. Gewinn an seiner Ladung. Auch die drei Portugiesen kehrten reich mit Schätzen beladen heim und reizten eine ganze Schar von Abenteuern, sich den fernen Inseln zuzuwenden. Die Daimiô wetteiferten unter einander, die Fremdlinge aufzunehmen, in der Hoffnung, dieselben zur Hebung ihrer Macht auszubeuten, umsomehr, da unter der sinkenden Herrschaft der Aschikaga jeder seinen eigenen Weg ging. Bald war der Handel der Portugiesen mit Japan in vollem Gange.

Dem Kaufmann folgte der Missionar. Schon waren portugiesische Priester und Franziskanermönche zahlreich in Indien und mehreren Punkten des Archipels. Ein Japaner Andschiro, der um Mordes willen sein Vaterland verlassen hatte und nach vielen Beschwerden nach Goa gekommen war, wurde dort von Xaver bekehrt, war bald mit der christlichen Lehre wie mit der portugiesischen Sprache vertraut und wurde später die Veranlassung zu dem Verlangen seines geistlichen Vaters, auch in Japan das Kreuz aufzurichten. Auf die Frage, ob seine Landsleute wohl das Christenthum annehmen würden? gab er die noch heute dem japanischen Charakter ganz entsprechende Antwort: „Sie werden nicht sofort der Verkündigung zustimmen, sondern durch eine Menge von Fragen zu ergründen suchen, was ich von der christlichen Religion halte, besonders beobachtend ob mein Wandel mit meinen Worten übereinstimmt. Wenn dies geschehen ist, wird der Daimiô, der Adel und die erwachsene Bevölkerung dem Christenthum zufallen, denn die Nation handelt überall nach Vernunftgründen."

Im Jahre 1549 am 13. August landete Xaver mit zwei Missionaren seines Ordens, Andschiro und zwei Dienern in Kagoschima in der Provinz Satsuma, im Süden von Kiuschiu. Er fing an die Sprache zu lernen, ist aber nie über ihre Anfangsgründe hinausgekommen. Es ist eine grobe Uebertreibung der katholischen Erzählungen, daß er schon nach sechs Wochen habe fließend japanisch sprechen können. An jenem Orte aber, der noch nicht viel von Portugiesen berührt war, fand er wenig Anklang und zog bald weiter nach Bungo und Nagato (Nakatsu?) im Osten der Insel, wo die Daimiô schon von seinen Landsleuten große Vortheile gehabt hatten. Er vertheilte fleißig Bilder der Jungfrau mit dem Kinde, predigte durch Andschiro als Dolmetscher, las aber auch mit großem Eindruck aus dem, von jenem in lateinischer Schrift in seine Muttersprache übertragenen Evangelien vor, obgleich er das Gelesene nicht verstand. Von dort lenkte er seinen Weg nach Kiôto, fand sich aber in der durch Krieg und Feuer sehr heruntergekommenen Stadt, die gar nicht den glänzenden Schilderungen Marco Polos entsprach, sehr enttäuscht. Außer dem großen Kriegslager waren wenig bewohnte Häuser vorhanden. Hier trat er als Bettler in vollster Armuth auf, obgleich er sonst Schaustellung von Pracht für seine Zwecke benutzte. Der Mikado war nur ein Schatten, der S. T. Schôgun[1]), Yoschiteru, befand sich nur im Besitz von fünf Provinzen, in der Aufregung jederzeit eine Schlacht erwartend. Mit keinem der beiden ließ sich Verbindung anknüpfen. Er versuchte mehrfach auf der Straße zu predigen, aber niemand hörte ihm zu, und entmuthigt verließ er die Hauptstadt, sowie später (1552) das Land ohne namhaften Erfolg seiner Arbeiten.[2])

Sein Vorgang aber hatte andere begeistert, die bald Erstaunliches

---

[1]) In den Berichten der katholischen Missionare ist dafür immer der Titel Kubosama gebraucht.

[2]) Bekanntlich ging er nach China (dem südl. Kwang-tong), um dort nach kurzer Arbeit sein Haupt zur Ruhe zu legen.

ausrichteten. Fünf Jahre nach Xavers Besuch in Kiôto waren in der Nähe der Hauptstadt sieben Gemeinden gegründet, während im Südwesten deren schon Dutzende bestanden. Im Jahre 1581 gab es 200 Kirchen und 150 000 eingeborene Christen in Japan. In Bungo, Suwo, Harima und Omura hatten sich die Daimiô selbst zu dem neuen Glauben bekannt; während Nobunaga, der Verfolger der Buddhisten, offen die Christen begünstigte und ihnen Grund und Boden für ihre Gebäude schenkte.

Es war sehr erklärlich, wie Nobunaga dazu kam, die katholischen Missionare, deren bitterste Feinde die buddhistischen Mönche waren, auf alle Weise auszuzeichnen. Besonders in Kiu-schiu hatte das Christenthum schon festen Halt gewonnen. Eine Gesandtschaft von vier jungen Edeln wurde 1583 von dortigen Daimiô mit einer Unterwürfigkeitserklärung an den Papst gesendet. Acht Jahre später, nachdem sie bei Philipp II. von Spanien Audienzen gehabt und Sixtus V. (?) die Füße geküßt, kehrten sie, von 17 neuen jesuitischen Missionaren begleitet, zurück. Dazu kamen von den Philippinen spanische Franziskaner, Dominikaner und Augustiner nach Japan, alle mit Eifer die Gelegenheit wahrnehmend, um Scharen von Seelen der allein seligmachenden Kirche zu gewinnen. In der Zeit der höchsten Blüte zählte die katholische Mission (nach ihren eigenen Angaben) 600 000 Bekehrte. Von dem inneren Werthe abgesehen, mag die Zahl nicht übertrieben sein. Wohl ist letzteres von den japanischen Berichten zu sagen, die gern mit großen Zahlen um sich werfen und von 2 000 000 Christen reden. Prinzen, Generäle und Offiziere und viele aus den angesehensten Klassen der Bevölkerung waren darunter. Auch den Bemühungen einflußreicher Damen in den höchsten Kreisen verdankte die Mission viel Förderung. Im westlichen Hondo waren überall christliche Kapellen und Kreuze zu finden, wie zuvor die zahlreichen Heiligthümer des Buddhismus. Auch in dem neu gegründeten Yedo gab es bald eine Kirche.

Die Gründe dieser erstaunlichen Erfolge sind keineswegs darin zu suchen, daß der Boden geistlicher Erkenntniß für die Saat des Christenthums vorbereitet gewesen wäre. Jahrhundertelange Mißregierung mit fortwährenden Kämpfen hatte das Volk in tiefe Armuth und Elend gebracht. Die vorhandenen Religionen konnten in denselben auch nicht den Schein von Trost gewähren. Die Schintôreligion war vom Buddhismus so überwuchert, daß nur wenige über sie recht informirt waren. Dieser selbst aber war auch bereits so entartet, daß von irgend welchem religiösen Einfluß auf das Volk nicht die Rede sein konnte. Die Seligkeit wurde erkauft bei den Bonzen, die handwerksmäßig ihre Gebete verrichteten und mit Pomp ihre Gottesdienste zelebrirten, während sie die heiligen Satzungen aufs schnödeste mit Füßen traten.

Die katholischen Missionare überboten mit allem auf sinnlichen Eindruck berechneten Pomp bald den in diesem Stücke ihnen so verwandten Buddhismus. Dazu fesselten sie vielfach durch glänzende Beredsamkeit, und ihre Verkündigung eines unmittelbaren Eintrittes in das Paradies, den jener durch seine Seelenwanderung dem gewöhnlichen

Menschen in unendliche Ferne rückt, mußte ihnen vollends die Herzen gewinnen. Auch war ja der Uebergang von einer Religion zur andern außerordentlich leicht. Selbst die Bilder des Buddha wurden mit wenigen Aenderungen in Bilder Christi umgewandelt, viel leichter noch die Heiligen des Buddhismus in solche der katholischen Kirche. Die besonders beliebte Kwanon (=Kwanyin in China) wurde die Mutter Maria. Das Kreuz trat an die Stelle des Torii und prangte bald auf Bannern und an den Helmen der Krieger. Ein Buddhistentempel brauchte nur mit Weihwasser besprengt und gereinigt zu werden und man hatte ihn zu einem christlichen Gotteshause gemacht. Dieselbe Glocke, deren weich zitternder Ton die Horen der heidnischen Priester begleitet hatte, wurde nur getauft und rief das Volk zur katholischen Beichte und Messe. Das heilige Wasserbecken vor dem Tempel wurde zum Taufstein, und das Rauchfaß, das sonst vor Amida geschwungen, gab seinen Duft für den christlichen Gottesdienst. Rosenkränze, Lichter u. s. w. wurden nach wie vor gebraucht. Nie hat es eine Mission so bequem gehabt wie die katholische in Japan. Dies mußte sie jedoch von vornherein sehr bedenklich erscheinen lassen.

Dazu kommt, daß die katholischen Missionare sofort im Geiste der damals in Spanien und Portugal in Blüte stehenden Inquisition zu wirken begannen, die Bonzen heftig angriffen, das Volk zur Zerstörung oder Entweihung ihrer alten Heiligthümer, sofern dieselben nicht in christliche Kirchen verwandelt wurden, aufforderten und ihre Wirksamkeit reichlich mit dem von den katholischen Königen der Heimat ihnen zu Gebote gestellten Golde unterstützten. In zwei ein halb Jahr erhielt Xaver nicht weniger als 1000 Dublonen, etwa 60 000 Mark, zum Unterhalt seiner Mission. Diese reichlichen Mittel verfehlten nicht, die Edeln wie das Volk auf die Mission aufmerksam zu machen. Wo erst die Daimiô sich dem Christenthume zugewendet, verstand es sich ganz von selbst, daß alle ihre Unterthanen ihnen folgten. Wer sich weigerte, wurde verbannt. Das gleiche Los traf die Bonzen, wenn sie nicht getödtet wurden. Ja nicht selten missionirte man mit Feuer und Schwert. Die Erzählungen der Jesuiten berichten darüber sehr naiv und loben „den wahrhaft apostolischen Eifer", mit dem dieser oder jener Daimiô die Teufel ausrottete, als wenn dies und alle damit verknüpfte Grausamkeiten zur Verehrung des wahren Gottes aufs beste gestimmt hätten. So zerstörte der Daimiô von Bungo einst einen berühmten Tempel und die Wohnungen von 3000 Mönchen. Der Berichterstatter sagt: Dieser glühende Eifer des Fürsten ist ein deutlicher Beweis seines Glaubens und seiner Liebe.

Am nachtheiligsten war es für die Mission, daß nach und nach die verschiedenen in derselben wirkenden Kongregationen einander ins Gehäge kamen. Grenzverletzungen der einen gegen die Parochien der anderen führten zu Anschwärzungen und Streitigkeiten, worüber die Bekehrten zuerst sehr erstaunt, die Bonzen aber sehr erfreut waren. Auch fanden die letzteren willkommene Bundesgenossen an den holländischen und englischen Kaufleuten, welche, die politische Rivalität in religiösen Fanatismus niederster Art übertragend, froh waren, wenn sie den spa-

nischen und portugiesischen Priestern ihr Werk verderben konnten, und dazu sich nicht entblödeten mit den Heiden gemeinsame Sache zu machen, wie denn bekanntlich Holländer es waren, die geradezu vor den Japanern ihr Christenthum verleugneten und das Zeichen des Kreuzes mit Füßen traten, wobei sie wahrscheinlich mit der hyperreformirten Antipathie gegen alle bildliche Darstellungen ihr Gewissen beruhigt haben werden.

Der überseeische Handel sämtlicher europäischer Völker, vor allem aber der der Portugiesen, war damals eng mit Sklavenhandel verknüpft. Auch in Japan wurde derselbe getrieben. Tausende von Japanern wurden nach den verschiedenen indischen Besitzungen der Philippinen und nach Macao verkauft. Infolge der langjährigen politischen Zerrüttung und der furchtbaren Noth waren die Sklaven so wohlfeil, daß selbst die Malaien oder Neger, welche die Portugiesen begleiteten, in japanischem Menschenfleisch Geschäfte machten. Hidêyoschi erließ verschiedene Verordnungen, welche alle, die diesen Handel betrieben, mit dem Tode bedrohten. Vorzüglich ging derselbe von den Häfen Hirado und Nagasaki aus, wo sich die niedrigste Art europäischer Abenteurer angesammelt hatte, zwischen denen es oft zum Zank, Mord und Todschlag kam, sodaß die Landesbehörde eingreifen mußte, um die Ruhe wiederherzustellen. Zur Ehre der katholischen Missionare muß es nachdrücklich hervorgehoben werden, wie sie alles, was in ihren Kräften stand, daransetzten, um den abscheulichen Menschenhandel zu verhindern. Aber vielfach wurde vom Volke doch alles, was von den Fremden geschah, zusammengeworfen, und das konnte nichts weniger als einen günstigen Eindruck machen.

So lange Nobunaga lebte und die Jesuiten sich seiner Huld erfreuten, ging alles gut, und die Mission glich einem Siegeslaufe. Auch Hidêyoschi war ihnen anfänglich günstig, wurde aber mehr und mehr gegen sie eingenommen und erließ 1587 ein Verbannungsdekret gegen alle fremden Missionare, deren es damals 120 im Lande gab. Die Jesuiten schlossen ihre Kirchen und Schulen, hörten auf öffentlich zu predigen, trieben aber im geheimen ihre Arbeiten nach wie vor. Sie sollen in jedem der drei folgenden Jahre weitere zehntausend Bekehrte gewonnen haben. Spanische Franziskaner von den Philippinen waren sogar so verwegen, ganz offen in ihrer gewöhnlichen Tracht und in einem keineswegs gemäßigten Tone zu predigen. Dies erweckte Hidêyoschis Zorn. Das Ausweisungsdekret wurde erneut und einige Kirchen verbrannt. Da in der Folge dennoch wieder Franziskaner geradezu in der Hauptstadt öffentlich predigten, so wurde es ihnen nicht schwer, die gesuchte Märtyrerkrone zu finden. Im Jahre 1596 wurden ihrer sechs mit drei Jesuiten und 17 eingeborenen Christen nach Nagasaki gebracht und dort gekreuzigt. Dennoch blieben die Jesuiten im Lande und zwar in Kiuschiu, von wo sie in Verkleidung auch ihre Gemeinden auf Hondo besuchten. Auch war noch keineswegs im allgemeinen eine Verfolgung gegen die Christen verhängt, und mehrere von den Generälen der nach Korea gesandten Armee bekannten sich offen zu der Religion der Fremden.

Als der Taikô starb, schienen die Sachen sich wieder günstiger zu gestalten. Iyêyasu schien den Christen gewogen zu sein. Aber als in

der Schlacht von Sekigahara mehrere christliche Generale wider ihn gekämpft hatten, wurden die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu nichte. Besonders hart traf die von ihm vorgenommene neue Vertheilung der Lehnsherrschaften die Sache der Christen, namentlich auf Kiu-schiu. Die neuen Daimiô verlangten ohne weiteres, daß ihre Untergebenen den neuen Glauben aufgeben sollten, ebenso wie ihre Vorgänger einst die Bekehrung derselben mit Gewalt herbeigeführt hatten. Jetzt aber waren die Leute keineswegs mehr so gefügig, da sie zu den Missionaren als ihren eigentlichen Herrschern aufzuschauen sich gewöhnt hatten. Sie widerstanden bis aufs Blut und griffen zu den Waffen. Die Idee einer Empörung der Unterthanen gegen die Herrscher war in Japan etwas so unerhörtes, daß Iyêyasu fremden Einfluß argwöhnte. Vertheiltes Gold und Geschenke sowie nachweisliche Verbindungen der Fremden mit dem nach der Herrschaft strebenden Hidêyori bestärkten ihn darin. Seitdem wurde jede Unfügsamkeit der Christen mit Blut gerächt. Die Ausübung der christlichen Religion wurde 1606 verboten. Man fügte sich äußerlich, während im verborgenen die Christen ihrem Bekenntniß treu blieben. Vier Jahre später aber verleiteten wieder spanische Franziskaner (welche die Methode der Jesuiten für Verleugnung hielten), das Volk zum offenbaren Widerspruch gegen die Obrigkeit. Im folgenden Jahre erhielt Iyêyasu urkundlichen Beweis von dem Vorhandensein einer Verschwörung, die darauf zielte, Japan europäischer Herrschaft zu unterwerfen. Hierdurch wurde eine scharfe Verfolgung hervorgerufen. Viele Christen starben den Märtyrertod. Die Missionare zogen sich nach Nagasaki zurück. Von dort wurden am 25. Oktober 1614 ihrer 139 (117 Jesuiten, 22 Franziskaner, Dominikaner und Augustiner) in ein paar elende Fahrzeuge gepackt und mit Gewalt aus dem Lande entfernt. Auch eine große Zahl eingeborener Priester wurde gleicherweise verbannt.

Seit jener Zeit datirt die vollständige Abschließung Japans, die bis in die neuesten Zeiten fortdauerte. Ein Edikt Iyêyasus erschien, wonach „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Müttern, Ammen und was immer zu ihnen gehört, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll." Das nämliche Edikt erklärte, daß bei Todesstrafe kein japanisches Fahrzeug und kein Eingeborner von Japan das Land verlassen dürfe. Es verordnete, daß jeder Japaner, der vom Auslande nach Hause zurückkehren würde, dem Tode verfallen sei; daß, wer vom Auslande einen Brief nach Japan bringe, sterben müsse; daß kein Edelmann oder Soldat etwas von Ausländern kaufen dürfe; daß, wer die christliche Religion auszubreiten sich unterfangen oder wer auch nur den Christennamen trage, den Tod zu erleiden habe; endlich ward ein Preis ausgesetzt auf die Entdeckung eines Priesters oder eingebornen Christen.

Eine der bedeutendsten Niederlagen aber erlitt die Sache der Christen, als 1615 Hideyori, der immer noch mit den Europäern in Verbindung stand, in der blutigen Schlacht, resp. Eroberung der Burg von Ôzaka vollständig überwunden wurde und selbst den Tod fand. Damit war den Christen die letzte Stütze im Lande geraubt.

Durch dies alles aber ließen sich die Missionare nicht abhalten, immer wieder die Rückkehr zu versuchen. Hidétaba, Iyéyasus Nachfolger, verhängte gegen jeden ausländischen Missionar, der im Lande gefunden würde, die Todesstrafe. Der folgende Schôgun, Iyemitsu (1623—49), beschränkte den nur mit Holländern und Chinesen zulässigen auswärtigen Handel auf die beiden Hafenplätze Nagasaki und Hirado. Alle Schiffe mit Ausnahme der kleinen Küstenfahrzeuge sollten zerstört werden und der Neubau nur nach dem Modell der letzteren gestattet sein. Es kam zu neuen Verfolgungen. Manche der früher christlichen Adligen hatten sich der Regierung gefügt und waren vom Christenthum wieder abgefallen. Jetzt sollte auch das Volk mit Feuer und Schwert ins Heidenthum zurückgezwungen werden. Tausende von Bekehrten flohen nach China, Formosa und den Philippinen. Durch das ganze Reich, besonders zu Ôzaka und Kiu-schiu, wurden die Leute gezwungen, als Probe ihres Gehorsams das Kreuz mit Füßen zu treten. Die, welche sich weigerten, hatten alle möglichen Verfolgungen zu erdulden. Sie wurden in Stroh gehüllt auf Haufen gepackt und so lebendig verbrannt. Alle Mittel, wie sie nur die raffinirteste Grausamkeit erfinden konnte, wurden angewendet. Doch ließen sich nur wenige der Eingebornen zur Verleugnung ihres Glaubens verleiten. Ruhig ließen sie sich zum Scheiterhaufen führen, der aus den Kreuzen, vor denen sie einst knieten, gebaut war, oder zu dem schroffen Felsen, um herabgestürzt zu werden, oder selbst zum offnen Grabe, in dem sie lebendig begraben werden sollten. Mütter nahmen ihre Kinder lieber mit in das Feuer oder unter das Schwert, um sie nicht im Heidenthum aufwachsen zu lassen. Nicht blos die europäischen Berichte, sondern gleicherweise auch die japanischen bezeugen den heroischen Glaubensmuth dieser Märtyrer, die sich mit Ehren denen an die Seite stellen lassen, die einst in den Arenen Roms ihren Lauf vollendeten.

Endlich im Jahre 1637 erhoben sich die Christen zu zehntausenden, bemächtigten sich zu Schimabara[1]) einer alten Festung, die sie wieder in stand setzten, und erhoben die Flagge der Revolution. Zwei Armeen wurden gegen sie abgesandt. Die Führer meinten mit diesen Bauern bald fertig zu werden. Doch war eine zwei Monate lange Belagerung zu Land und Wasser zur Einnahme der Festung erforderlich, welche schließlich doch nur mit Hilfe der Kanonen gelang, die man zwangsweise von einem holländischen Handelsschiffe zu Nagasaki requirirt hatte. Nach hartem Kampfe ergab sich die tapfere Besatzung, und nun begann die Metzelei. Es wurden 37000 Christen getödtet. Viele wurden von den schroffen Felswänden des Inselchens Pappenberg bei Nagasaki herabgestürzt. Viele tausend andere wurden in ferne Provinzen verbannt oder auf verschiedene Weise zu Tode gemartert. Manche entkamen und flüchteten nach Formosa.

Die Edikte gegen die verderbliche Sekte (Dschaschiu Mon) wurden aufs neue eingeschärft und hinzugefügt, daß kein Ausländer Japan betreten und kein Eingeborner es verlassen solle. Allein den Holländern

[1]) Sechs Meilen östlich von Nagasaki.

wurde das Inselchen Déschima im Hafen von Nagasaki angewiesen, wo unter entehrenden Bestimmungen und fortwährender Bewachung einige von ihnen wohnen durften, und nur einmal im Jahre war es einem holländischen Schiffe gestattet, sich dort einzustellen, um Handel zu treiben. — Durch ganz Japan aber wurde der Name Christ nur mit Abscheu und Entsetzen genannt. Er galt als Inbegriff aller Verwerflichkeit und alles Verderbens. Im ganzen Reiche, in jeder Stadt, jedem Dorfe und Weiler, bei jeder Fähre und auf jedem Bergpaß waren Tafeln aufgerichtet mit den härtesten Strafbestimmungen wider die Anhänger der bösen Sekte. Man glaubte sie vollständig ausgerottet zu haben. Nur eine dunkele aber immer wieder Schrecken erregende Erinnerung an dieselbe blieb im Volke zurück, während in Yedo ein paar Gelehrte gehalten wurden, die mit den Lehren des Christenthums bekannt bleiben mußten, um als „geistliche Bluthunde" die etwaigen Anhänger desselben aufspüren zu können.

Einen bereits 1611 gemachten, vergeblichen Versuch der Engländer, Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen, übergehen wir. Auch den Versuch eines italienischen Priesters Sidotti, die Mission zu erneuern — er wurde ergriffen und starb wie es scheint nach mehrjähriger Gefangenschaft — berühren wir nur im Vorübergehen. Das ferne Inselreich war auf zwei Jahrhunderte gegen jeden europäischen Verkehr abgeschlossen, mit Ausnahme des geringen mit den Holländern, die sich mit ihrer Aschenbrödelstellung auf Déschima begnügten. — Die fast hundert Jahre der Berührung mit Europäern schienen für die Japaner ganz fruchtlos vorübergegangen zu sein. Nichts von Keimen höherer Kultur war zurückgeblieben. Nur der Gebrauch der Feuergewehre, das Tabakrauchen, eine Art von Kuchen, Castira (Castilianer) genannt, eine Anzahl von Fremdwörtern, die in die Sprache übergegangen[1]), und die früher nicht bekannte venerische Krankheit sind die einzigen Spuren des europäischen Einflusses jener Zeit. Für geistige und sittliche Erneuerung des Volkslebens war auch von der Mission keinerlei Antrieb gegeben.

Doch war äußerlich das Christenthum in Japan nicht ausgerottet, wie man in Europa und im Lande selbst meinte. Nach langer Zeit tauchten hier und da ein paar Anhänger der verbotenen Sekte auf. So wurden 1829 sechs Personen, darunter eine alte Frau, gekreuzigt, weil sie in Verdacht kamen Christen zu sein. Als aber 1860 wiederum katholische Missionare nach Nagasaki kamen, waren sie freudig überrascht, in den Dörfern der Umgegend tausende zu finden, die sich zu dem Zeichen des Kreuzes bekannten.

6. Japans Neugestaltung

„Welch eine staunenswerthe Veränderung!" so möchten wir wohl ausrufen, wenn wir von dem bisher skizzirten Bilde des ostasiatischen Inselreiches auf seine jetzigen Zustände hinüberblicken. Ein schwung-

[1]) Deus, Espiritu Santo, Kirischito (Christus), Yesu, pan (Brod), Dontaku (Sonntag), bouton (Knopf) u. a.

voller Handelsverkehr für tausende der geächteten Fremden in „das Land der Götter“ und nicht blos zu einzelnen geöffneten Hafenplätzen, sondern weit und breit dürfen sie ungehindert durch dasselbe reisen. Offen wird das Evangelium verkündigt und tausende von Japanern bekennen sich ungestraft zum Christenthum. Dagegen ist der Buddhismus als offizielle Religion abgeschafft und nur noch tolerirt, die Schôgunwürde beseitigt und der Mikado als wahrer Regent des Reiches wieder hergestellt. Alle Verhältnisse umgewandelt, durch Nachahmung der Künste jener einst so verhaßten Barbaren, von denen man nun mit unersättlicher Lernbegierde sich zeigen läßt wie Dampfer, Eisenbahnen und Telegraphen gebaut werden! Und das alles ist nicht nach Jahrzehnten der Vorbereitung, sondern zum Theil im schroffsten Bruche mit der Vergangenheit entstanden. In der ganzen Weltgeschichte ist wohl bisher eine derartige Umwandlung noch nicht vorgekommen. — Sehen wir aber etwas näher zu, wie sich diese neuen Verhältnisse entwickelten.

In den letzten drittehalb Jahrhunderten, während des Regiments der Tokugawa, hatte sich Japan wie gesagt fast gar nicht verändert. Die Macht dieser Usurpatorenfamilie war unerschüttert geblieben und hatte sich in geschickter Weise befestigt. Den Daimiô, die allein gefährlich werden konnten, war ihre Freiheit immer mehr beschränkt.[1]) Ihre Hofhaltungen hatten sie nach Yedo verlegen müssen, wo sie sich den größten Theil des Jahres aufzuhalten hatten und ihre Familien, gleichsam als Geiseln, immer zurücklassen mußten, bewacht von einem mächtigen Heere, dessen Zuverlässigkeit der Schôgun und sein Anhang wohl zu sichern wußte. Alle einflußreichen Beamtenstellen waren mit Gliedern des niederen Adels besetzt, die als bloße Kreaturen des Schôgun und stets ihrer Versetzung, wenn nicht gar Absetzung gewärtig, in vollster Fügsamkeit erhalten wurden. Dabei hatte man das vollste Spionirsystem eingeführt, wie es sprichwörtlich geworden ist. Der Mikado saß immer noch in Kiôto mit einem Jahrgehalt, das gerade für seine Hofhaltung ausreichte, wobei ihm aber immer auch von den Anhängern des Schôgun bereitwilligst die göttliche Ehre gezollt wurde. Die höchsten Adelsfamilien in der Miako (Kiôto), die noch vor allen durch Bildung sich auszeichneten, wurden gleichfalls knapp genug gehalten, sodaß von ihnen nichts zu befürchten war. Aller Glanz war geflissentlich nach Yedo gezogen und der S. T. Schôgun hatte zuletzt sogar einen Titel angenommen, der keinen Zweifel übrig ließ, daß er sich als das eigentliche Oberhaupt des Reiches ansah. Tai-kun nannten sie sich mit einem chinesischen Namen,

[1]) Abgesehen von einigen der mächtigsten Familien, die sich wenig um die Herrschaft des Schôgun bekümmerten, den Tokugawa als Rivalen gegenüber standen und in ihren Fürstenthümern ganz selbständig regierten. Die Simadzu in Satsuma, die Môri in Nagato (Tschôschiu), die Maëda in Kaga, Noto in Etschiu sind als solche zu nennen, neben zwei bis drei anderen.

der erhabener Herrscher bedeutet, ein Titel, der eigentlich nur dem Mikado beigelegt werden durfte.[1]) Unerschüttert stand noch immer die Abschließungspolitik gegen alle Fremden.

Da geschah es am 7. Juli 1853, daß Kommodore M. C. Perry mit einer Flotte mächtiger amerikanischer Dampfer in der Bai von Yedo, einige Meilen von der Hauptstadt entfernt, ankerte. Der ungewohnte Eindruck war ein überwältigender. Die Dampfer erklärten sich die Eingebornen als Schiffe, in denen Stücke von gezähmten Vulkanen thätig wären. Die Expedition hatte nichts kriegerisches. Die Vereinigten Staaten verlangten ganz freundlich aber bestimmt die Eröffnung einiger Häfen, damit ihre Schiffe dort im Falle der Noth einlaufen könnten — ein namentlich mit Berücksichtigung der Verhältnisse jener Gewässer sehr gerechtfertigtes Verlangen, das wohl nicht länger, um des japanischen Eigensinnes willen, unterdrückt werden durfte. Die Antwort des Tai-kun wollte man keineswegs sofort haben, sondern gewährte eine Bedenkzeit von mehreren Monaten. Als dann der Kommodore im Februar des nächsten Jahres mit vermehrtem Geschwader wiederkam, fand er den alten Trotz gebrochen. Die Verträge, welche die amerikanischen Forderungen gewährten, wurden zu Yokohama ausgewechselt. Was früher nur durch den blutigsten Krieg zu erreichen gewesen wäre, war hier ohne einen Tropfen Blut zu vergießen erreicht worden. Die unauslöschliche Feindschaft gegen die fremden Barbaren war durchbrochen. Wie mit Freunden tauschte man mit ihnen Geschenke aus, und diejenigen, welche man empfing, ein elektrischer Telegraph und eine kleine Lokomotive, die sofort in Thätigkeit vorgeführt wurden, können als Samenkörner einer neuen Kulturperiode in Japan gelten. Wenige Jahre später gingen die Amerikaner weiter und erlangten in einem neuen Vertrage das Recht, daß ihre Staatsangehörigen in den eröffneten Hafenorten auch wohnen und Handel treiben durften (1859), nachdem zuvor die Engländer unter dem Eindrucke ihres in China gewonnenen Sieges und in bedrohender Haltung gegen Yedo vorgehend einen dahingehenden Handelsvertrag abgeschlossen hatten. Die anderen europäischen Großmächte folgten diesem Vorgange. So war Japan endlich geöffnet.

Freilich nicht ohne viel Widerstreben und ohne schwere Krisen im Innern konnte dies geschehen. Es ist jedoch unzutreffend, wenn man angenommen hat, daß alle die neueren Umwälzungen in Japan nur aus dem Eingreifen der Fremden hervorgegangen seien. Ihr Ursprung muß viel weiter zurückdatirt werden; die Keime lagen in den inneren Verhältnissen des Reiches. Von außen wurde nur die Ver-

[1]) Offiziell kommt dieser Titel erst bei dem drittletzten Schôgun, Iyêsada vor der von 1853—58 regierte. Man lasse sich durch die englische Orthographie Tycoon nicht irre machen.

anlassung zu einer schnellen Entfaltung derselben gegeben, die über kurz oder lang doch eingetreten sein würde.

Lange Zeit hatte Japan Frieden gehabt unter den geschickten militärischen Usurpatoren. Aber das Unberechtigte dieses Regiments war allmählich doch in immer weiteren Kreisen gefühlt worden. Vor allen waren es die Daimiô, denen die Abhängigkeit, in welche sie der Schôgun hineingezwängt hatte, unerträglich wurde. Auch die Samurai überhaupt, der professionelle Kriegerstand, war mit diesem fortwährenden Frieden keineswegs zufrieden. Unbeschäftigt in ihrem Berufe hatten sie sich zum großen Theil den Wissenschaften zugewendet, die schon seit mehr als einem Jahrhundert eine neue Wendung genommen hatten. Im siebzehnten Jahrhundert hatte die buddhistische Literatur Japans ihre höchste Blüte erreicht. Von da an beginnt ein Umschwung, zum Theil veranlaßt durch Scharen chinesischer Literaten, die nach der Eroberung ihres Vaterlandes durch die Mandschuren dasselbe verlassen hatten und nun in Japan eine Zufluchtsstätte suchten, ihre Gelehrsamkeit mit sich bringend, wie einst griechische Gelehrsamkeit aus dem von den Türken eroberten Konstantinopel in ähnlicher Weise nach Westen getragen wurde. Unter dem Einfluß der Ethik des K'ung-fu-tsz erkannte man das Mißverhältniß der bestehenden Reichsverfassung; die fast vergessene und geflissentlich verdunkelte Kunde, daß dem Mikado das Regiment gebühre und der Schôgun nichts als ein Beamter desselben sei, kam wieder deutlicher zu Tage, namentlich durch das Studium der alten Geschichtswerke, aus denen man auch wieder die alte Schintôreligion kennen lernte und mit gesteigertem Nationalgefühle von dem einst von außen eingeführten und nun immer mehr versumpfenden Buddhismus sich abwendete.

So hatte sich nun seit langer Zeit die Revolution vorbereitet, welche den Mikado wieder in seine ursprünglichen Rechte einführen sollte. Mehrere der angesehensten Daimiô standen an der Spitze der Bewegung, und es hatte sogar nicht an thatsächlichen Versuchen gefehlt. Als nun der Taikun die Verträge mit den verhaßten Barbaren abschloß, wurde die Aufregung gegen ihn im ganzen Lande mächtig angefacht. Namentlich wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er betrügerischerweise als Kaiser mit denselben verhandelt habe[1]). „Ehre dem Mikado" und „hinaus mit den Barbaren" wurden bald die Losungsworte, die durchs ganze Land widerhallten. Mitten in dieser kritischen Lage, die noch durch Erdbeben und Hungersnoth gesteigert war, starb der Schôgun Iyêsada (1858). Da ein Erbe nicht vorhanden war (?), so mußte aus der Familie der Tokugawa ein Nachfolger gewählt werden. Ein populärer Kandidat war ein Sohn des Fürsten von

[1]) Wäre die Sachlage des japanischen Regiments den Europäern klar gewesen, so hätten sie sich vermuthlich an den Mikado gewendet.

Mito; aber der Premierminister Dschi wählte ganz im Gegensatz zu dem allgemeinen Wunsche den Fürsten Kii, einen zwölfjährigen Knaben, und verhängte gegen einige dawider protestirende Fürsten harte Strafen.

Immer mächtiger regte sich nun der Patriotismus. Banden zogen umher, die es laut ausriefen, jeden Fremden und den Schôgun tödten zu wollen, und es kam zu Gewaltthätigkeiten; der Premierminister Dschi wurde ermordet. Dadurch eingeschüchtert ließ sich der junge Schôgun herbei, die früher in jedem Jahre übliche Reise nach Kiôto zu machen und dem Mikado die Huldigung darzubringen. Seit mehr als zweihundert Jahren war diese Sitte ganz in Vergessenheit gekommen. Dadurch lernte auch das Volk den wahren Sachverhalt wieder verstehen. Ferner verstand er sich dazu, daß ihm der Fürst von Etschizen, ein Anhänger der Partei des Mikado, zum Premierminister gegeben wurde. Dieser schaffte alsbald das Gesetz über den Zwangwohnsitz der Daimiôfamilien in Yedo ab. „Wie wilde Vögel aus dem offnen Käfig" flatterten die alten Adelsfamilien von dannen, um sich zu Kiôto um den Mikado zu scharen. In wenigen Wochen mußte Yedos Glanz vernichtet sein, während die alte Miako der Schauplatz eines lange entbehrten bunten Lebens wurde.

Es ist schwer, die weiteren Verwicklungen während der ersten sechziger Jahre in kurzer Darstellung klar zu legen. Hier möge folgendes darüber genügen. Der an zwei Punkten erfolgende offene Ausbruch des Fremdenhasses entflammte die Kriegsfackel. In der Nähe von Yokohama wurde ein Engländer, der allerdings mit starker Rücksichtslosigkeit die Formen der japanischen Höflichkeit gegen einen Daimiô verletzt hatte, getödtet (14. Sept. 1862). In einem andern Falle wurde ein amerikanischer Dampfer, der die Durchfahrt durch die noch nicht vertragsmäßig geöffnete Straße von Schimonoseki sich nicht verbieten lassen wollte, angegriffen. Hier war der Daimiô von Nagato (Tschôschiu), dort der von Satsuma in die Angelegenheit verwickelt, beide eifrige Anhänger und Parteigänger des Mikado. Die Hauptstädte der beiden, Schimonoseki und Kagosima, wurden von den Fremden bombardirt und ein schweres Strafgeld (in einem Falle 1 300 000 Dollars) vom Reiche erzwungen[1]). In der Folge finden wir den Mikado jenen beiden mächtigsten seiner Parteiträger entfremdet. Eine Petition derselben, ernstlich gegen die Ausländer vorzugehen, an die sich große Scharen „Freiwilliger" angeschlossen und um Kiôto gesammelt hatten, wird abgelehnt. Die genannten Fürsten schicken Truppen, noch immer patriotisch, dem Mikado ergeben, nur um die Ruhe aufrecht zu erhalten; von der andern Seite aber zieht die Reichs-

[1]) Es ist bedauerlich, daß beide Fälle von den Europäern so behandelt wurden, da augenfälligerweise das Recht nicht auf ihrer Seite war. — Nachträglich finde ich, daß das Bombardement von Schimonoseki erst einige Wochen nach der Schlacht von Kiôto stattfand.

armee heran, am 20. August 1864 kommt es zur Schlacht, in der die blühende „Stadt der Gärten" (Kiôto) zum größten Theil in einen Aschenhaufen verwandelt wird. Die Fürsten werden zurückgetrieben. Damit bekommt noch einmal die Familie der Tokugawa neuen Muth. Ihr Heer zieht in der Folge (1866) gegen Tschoschiu und Satsuma. Nun aber entfaltet die lange höchst sorgfältig mit europäischen Gewehren und Kanonen gerüstete Armee des ersteren besonders ihre Ueberlegenheit über die alten Waffen. Nach drei Monaten des Kampfes ist der Schôgun mit seinem Anhange glänzend besiegt und damit seine Gewalt für immer dahin. Der arme junge Mann starb infolge der Aufregung. Noch griffen die Tokugawa zu dem letzten Mittel, den früher so beliebten Keiki, Sohn des Fürsten von Mito, der 1858 der Rival des Verstorbenen war, zum Schôgun zu erheben. Trotz seiner anfänglichen Weigerung gab er, wankelmüthig wie er war, nach und nahm die Würde an am 6. Febr. 1867. Aber schon im November desselben Jahres dankte er ab, dem ernstlichen Andringen vieler Adelsfamilien folgend, welche die Wiederherstellung der in alter Zeit geltenden Staatsverfassung forderten.

Aber noch war der Mikado selbst in der Gewalt einer den Tokugawa ergebenen Familie, der Aidzu[1]). Durch einen Staatsstreich bemächtigten sich die verbündeten Fürsten der nationalen Partei am 3. Januar 1868 der Palastthore. Die Hofbeamten, die noch der Gegenpartei angehörten, wurden entfernt und eine Regentschaft gebildet, welche die Abschaffung der Schôgunwürde und die Wiederherstellung der Herrschaft des Mikado proklamirte. Noch einmal jedoch erhoben sich die Tokugawa, und der zurückgetretene Schôgun, hin und herschwankend, ließ sich verleiten, nochmals das Kriegsglück zu versuchen. Ihre Sache war hoffnungslos, denn jetzt kämpften sie gegen den Mikado, sie waren „Tschoteki", Reichsfeinde. Bei Fusimi, in der Nähe von Kiôto, kam es am 27. Febr. zur Schlacht, die drei Tage dauerte. Die Chrysanthemumblüte und die Malvenblätter (vergl. oben Seite 302 und 308) standen das erste und letzte mal einander gegenüber. Schließlich wurden die Tokugawatruppen in wilder Flucht auseinander getrieben. Der Führer (Exschôgun Keiki) entkam nach Yedo. Der dringenden Aufforderung seines Ministers, Harakiri zu begehen, folgte er nicht, so wenig als der Aufforderung, noch einmal das Schwert zu erheben. Er erklärte seine Unterwerfung unter den Mikado und zog sich ins Privatleben zurück. Hier und da stritten noch kleine Scharen seiner Anhänger. Selbst in Yedo mußte ein Haufe derselben angegriffen werden, wobei ein prächtiger Tempel verbrannte. Im Jahre 1869 aber waren die letzten Banden überwunden und das Land zur Ruhe gebracht.

[1]) Der Fürst Aidzu war der Gouverneur der Stadt Kiôto und hielt dieselbe mit seinen Truppen besetzt. Der Mikado Komei war 1866 gestorben und ihm der noch jugendliche Mutsuhito, 16 Jahr alt, gefolgt.

Die Partei des Mikado war selbstverständlich aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Außer hochherzigen Männern hatten auch Vagabunden für seine Sache gefochten. Die meisten der Kämpfer verlangten nun nach weiterer kriegerischer Arbeit, nämlich die Barbaren aus dem Lande zu treiben. Dscho-i, Fremdenhasser, war der Name der Partei von dieser Seite. Laut forderten die Krieger, daß der Kampf sofort beginne; auch unter den Diplomaten wollten einige, daß die Freihäfen alsbald wieder geschlossen würden, die Schintôpriester verlangten nach Verfolgung der eingeborenen Christen und Unterdrückung der Buddhisten. Die besonnenen Männer aber verhehlten sich nicht die Aussichtslosigkeit eines jeden Kampfes mit den Fremden und ermahnten zur Geduld, bis die japanische Armee soweit ausgebildet sei, um jenen mit Erfolg gegenüber treten zu können. Einige von den Führern, die bei einer gründlichen japanischen Bildung sich bereits eingehender mit den europäischen Verhältnissen bekannt gemacht hatten, besonders der Minister Okubo, waren dafür, mit den Ausländern diplomatisch zu verhandeln und wußten trotz des anfänglichen Widerspruchs von Seiten des Hofadels den Mikado zu bewegen, die Gesandten zu einer Konferenz nach Kiôto einzuladen. Der englische und holländische Gesandte nahmen die Einladung an. Durch ihren Aufenthalt mit Gefolge in der alten Hauptstadt wurden die Kugê merkwürdig umgestimmt.

Einen guten Schritt weiter kam die Entwickelung Japans durch ein kühnes Memorandum Okubos, welches dem Mikado rieth, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten den unnützen Pomp des Hofes abzustellen und in schlichter Einfachheit wie einst seine Vorfahren dem Volke nahe zu treten. Dazu wurde die Verlegung der Residenz empfohlen. Der junge Mutsuhito folgte dem Rathe. Nach manchen Schwierigkeiten wurde Yedo zur Residenz gemacht und führt seitdem den Namen Tôkiô, d. h. östliche Hauptstadt.

Okubo und seine Gesinnungsgenossen suchten ferner für Aufklärung des Volkes in weiteren Kreisen zu wirken. Unter dem heftigsten Widerspruche von anderer Seite wurden Zeitungen gegründet, die aber ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung gewannen. Dazu kam es, daß eine ganze Anzahl von jungen Japanern, die noch von dem Taikun ins Ausland geschickt waren, um die Sprachen zu lernen, damit sie als Dolmetscher dienen könnten, jetzt ihre occidentalischen Ideen, die sie mit heimgebracht, in fleißigen literarischen Arbeiten ihren Landsleuten zugänglich machten und mehr und mehr Anhänger gewannen. Besonders zeichneten sich die Werke Fukuzawas, eines Schuldirektors, aus, der aufs schlagendste darthat, wie falsch die Abschließungspolitik sei u. s. w. Ein andrer Schriftsteller dieser Richtung ist Nakamura, der namentlich die Religionsfreiheit vertrat, im Gegensatz gegen die einseitigen Forderungen der Schitôisten.

Als endlich im Jahre 1870 der Krieg völlig beendigt war, zeigte

der Mikado und seine Rathgeber große Mäßigung gegen die überwundenen Feinde. Keine Verbannungen, keine Hinrichtungen erfolgten, wie sonst in solchem Falle, vielmehr im Gegentheil manche tüchtige Männer aus den Tokugawa wurden in politische Aemter eingesetzt, und unter diesen waren wieder solche, die keineswegs mit den fanatischen Dschō-i stimmten, sondern den Ausländern geneigt waren. Die Regierung wurde immer mehr in dem neuen System bestärkt, und nachdem schließlich die widerwilligen Beamten entlassen und durch Leute der neuen Richtung ersetzt waren, reiften die wichtigsten Reformen im Reiche. Das Feudalsystem war bereits aufgegeben, unter Befürwortung mehrerer der angesehensten Daimiō-familien. Zunächst schaffte man die verschiedenen Ausdrücke Kugē und Daimiō ab. Beide sollten fortan durch Kuazoku (edle Familie) ersetzt werden. Weiter kam dann das Gesetz, daß sich die früheren Daimiō ins Privatleben zurückziehen sollten, um die Verwaltung ihrer Gaue fortan der Regierung zu überlassen. Ohne viel Widerstand wurde die alte Burg des Feudalismus abgebrochen (1871); ihre Lebenskraft war längst geschwunden. Die Daimiō selbst waren, wie schon oben angedeutet, mit wenigen Ausnahmen eine verkommene Klasse geworden, und tüchtige Männer, Samurai niederen Ranges, hatten in ihren Kreisen längst die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Händen. Diese wurden nun Beamte der Regierung.[1]) Damit war denn vollends das neue System durchgeführt. Die feindseligen Fanatiker mußten sich immer mehr zurückziehen, den Fremden wurde das Land in immer weiterem Maße geöffnet und selbst Kräfte aus dem Auslande herangezogen, um auf den verschiedensten Gebieten die Kultur der christlichen Völker in Japan einzubürgern, wobei jedoch alles bloße, blinde Nachahmen ausgeschlossen blieb.[2]) Alle die

[1]) Nominell traten auch wohl die Daimiō selbst in die Aemter ein.

[2]) Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die neuen Einrichtungen des Militärs, der Marine, des Unterrichtswesens, der Post, des Telegraphen, der Eisenbahn, des Gerichts- und Verwaltungswesens ausführlicher besprechen. Alle diese Zweige wie auch der Handel, welcher die abgelegensten Dörfer mit allen europäischen Artikeln versorgt, lassen Japan als durchaus in die Reihe der modernen Kulturstaaten eingetreten erkennen. Wer noch das alte Japan, wie man es aus den bis vor anderthalb Jahrzehnten erschienenen Schilderungen kennt, sehen will, muß im Theater Gelegenheit dazu suchen.

Bei aller Umwandlung mag es als bezeichnend erscheinen, daß die alte Grausamkeit und Barbarei noch nicht gewichen ist, wenn wir hören, daß der dem Mikado zur Seite stehende gesetzgebende Rath die beantragte Abschaffung des Harakiri fast einstimmig mit großer Entrüstung abgelehnt hat. Ein genaueres Studium des japanischen Nationalbewußtseins würde dies jedoch in anderm Lichte zeigen. Jedenfalls haben wir nicht das Recht, über Japan in diesem Stücke den Stab zu brechen, so lange in unserm Offizierkorps das Duell noch obligatorisch ist, und so lange es aus unsrer Studentenschaft nicht beseitigt ist! Wollte Gott, wir könnten den Japanern ein besseres Vorbild geben! —

Schließlich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß bei Einführung der Reformen auch manches übertrieben und übereilt gemacht wurde. Einige der Führer waren von den Eindrücken der westlichen Kultur so betäubt, daß sie die rechten Grenzen

neuen Einrichtungen sind auf japanischem Boden gewachsen, wenn auch die Saat dazu von außen stammt. Es ist erstaunlich, welche Fortschritte das neugestaltete Reich in dem kurzen Zeitraum weniger Jahre gemacht hat, unter dem charakterfesten Regiment des von seinem Volke geliebten und verehrten Herrschers, umgeben von seinen fähigen Räthen. Das lang abgeschlossene Inselreich ist eingetreten in die Reihe der modernen Kulturstaaten. Willig hat es sich dem Einflusse der verschiedenen Zweige der Kultur eröffnet. Offen ist Japan nun auch faktisch für das Evangelium[1]), und diese Wurzel aller unsrer Kultur muß vor allem dort gepflanzt werden, wenn echte und bleibende Früchte daselbst erwachsen sollen.

7. Die evangelische Mission in Japan.

Sobald Japan den Fremden geöffnet war, schickte sich auch die evangelische Mission an, ihr Werk daselbst zu treiben. Voraufgeeilt war ihr freilich bereits der Einfluß europäischer Laster, der ihr hier vielleicht mehr als auf anderen Gebieten schwere Hindernisse in den Weg legen mußte. Vor allem war es die Unsittlichkeit abendländischer Matrosen und Kaufleute, die noch jetzt in den geöffneten Hafenstädten in einer Weise an den Tag tritt, daß einem darüber die Schamröthe auf die Wangen kommen muß, wie erst kürzlich ein Reisender, der keineswegs für Religion und Mission Partei nimmt, versichert hat. Daneben ließen sich viele Europäer gegen Japaner selbst der höheren Stände ein so ungesittetes, arrogantes Benehmen zu schulden kommen, mit souveräner Verachtung aller im Lande bestehenden Ordnungen, daß jene fein gebildeten Leute, trotz aller Bewunderung der tech-

nicht finden konnten. Machte doch einer derselben sogar den Vorschlag, die englische Sprache unter gewissen Modifikationen zur Volkssprache Japans zu machen. Ebendahin gehört die Einführung der europäischen Haartracht, die in einigen Gegenden mit Polizeizwang durchgeführt werden sollte, was einen Aufstand der Bevölkerung hervorrief. Für die Beamten des ganzen Reichs wurde die europäische Kleidung obligatorisch gemacht, und ihre Einführung durch lithographirte Musterblätter erleichtert. Ja unter den eifrigen Vertretern von Jungjapan, die dem Westen absehen möchten „wie er sich räuspert und wie er spuckt", aber aus ihrer alten Haut doch nicht sogleich herauskommen können, fehlt es nicht an den sonderbarsten Karikaturen.

[1]) Die Mission ist freilich immer noch manchen Beschränkungen unterworfen. Fremde dürfen nur in den geöffneten Hafenstädten, und auch dort nur auf dem von der Regierung angewiesenem Terrain Wohnung nehmen. Die Annahme einer Lehrerstelle im Regierungsdienst hilft manchen Missionaren über die Beschränkung hinweg. Auch hält es nicht schwer einen Paß zu bekommen, um durchs ganze Land zu reisen. Die Regierung beobachtet der Mission gegenüber ein System der Nichtintervention; die alten Gesetze gegen das Christenthum sind nicht offiziell aufgehoben, aber man wendet sie nicht an, obgleich eine große Parte. im Lande, namentlich von Buddhistenpriestern rege gehalten, sehr gerne die alten Gewaltmaßregeln angewandt sehen würde. Vielfach aber zeigen auch die Behörden gegen die Mission noch mancherlei Feindschaft und können derselben manche Hindernisse in den Weg legen. Gewöhnlich aber läßt sich auf diplomatischem Wege Abhilfe schaffen.

nischen Ueberlegenheit, nur mit Staunen solche Roheit betrachten konnten. Natürlich sahen sie alles dies als charakteristische Merkmale des Christenthums an, dessen verhaßter Name ihnen ja von alters her als Bezeichnung für die Fremden gedient hatte. Es war dringend nöthig, daß den Japanern das Christenthum von einer andern Seite gezeigt wurde. Die Mission aber schien nicht viel Aussicht zu haben. Nicht nur bestanden noch die alten Gesetze, welche jeden Bekenner des Christenthums mit dem Tode bedrohten, sondern es war auch in dem amerikanisch-japanischen Handelsvertrage ein Artikel, der die Kontrahenten verbindlich machte „nichts zu erlauben, was religiösen Zwist und Hader hervorrufen könnte."

Dennoch sandten mehrere amerikanische Missionsgesellschaften ihre Boten in das neu eröffnete Reich. Die Missionare der reformirten Kirche in Amerika (früher Reformed Protestant Dutch), die der amerikanischen Presbyterianer und die der protestantisch-bischöflichen Kirche waren die ersten[1]), welche im Jahre 1859 ziemlich bald nach einander den Fuß auf japanischen Boden setzten. Yokohama und Nagasaki waren die beiden Orte, an denen die Verkündigung des Evangeliums begann, sobald die Schwierigkeiten der Sprache überwunden waren. In gewisser Beziehung zeigte sich im Volk das größte Entgegenkommen. Aber zum Schrecken der Missionare wurden Evangelisten, Apostel und Propheten von einigen mit in die Reihe der Schintôhalbgötter aufgenommen.[2]) Die Behörden dagegen waren von Argwohn und Vorurtheil erfüllt, ließen die Wohnungen der Missionare fortwährend beobachten und von geheimen Polizeiagenten besuchen, die sich als Freunde des Christenthums stellten, in Wirklichkeit aber nur Spione waren. Bald überzeugte sich jedoch die Regierung, daß sie die fremden Lehrer mit für ihre reformatorischen Zwecke benutzen könne. Zwölf junge Männer von hohem Range wurden nach Kanagawa geschickt (wo damals noch die Fremden wohnten), um von einem der Missionare in der englischen Sprache unterrichtet zu werden. Später (1865?) wurde in Yokohama sowohl wie auch in Nagasaki eine Regierungsschule errichtet und je ein Missionar mit der Leitung derselben betraut. Es wurde ihnen in der Wahl des Lehrstoffs wie der Unterrichtsmethode freie Hand gelassen. Die amerikanischen Schulbücher, die sie einführten, boten manche Gelegenheit den Schülern die christliche Wahrheit ans Herz zu legen, und religiöse Fragen wurden ungehindert besprochen, obgleich eigentlicher Religionsunterricht aus Vorsicht vermieden werden mußte. Selbst an die große Nationalakademie, die 1866 in Yedo gegründet wurde, zog man Missionare als Lehrkräfte heran. Die Missionsfrauen unterrichteten inzwischen in mehreren Kinderschulen,

[1]) Von den mißlungenen früheren Versuchen — namentlich Gützlaffs — in das noch verschlossene Reich einzudringen, sehe ich hier ganz ab.

[2]) Dr. Ferris auf der Miss.-Konferenz, London 1878. Rep. p. 239.

während Dr. Hepburn von der presbyterianischen Mission in Yokohama in seiner Klinik neben ärztlicher Behandlung auch die Verbreitung der christlichen Wahrheit sich angelegen sein ließ. Außerdem waren die Missionare mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt. Im übrigen aber war zu einem direkten Missioniren noch keine Gelegenheit. Oeffentliche Predigten waren nicht erlaubt; die Zuhörer wären der Gefahr harter Strafen ausgesetzt gewesen, da die alten Gesetze gegen die christliche Religion noch unerschüttert in Geltung waren, und überall die Tafeln mit dem Verbot der „verderblichen Lehre" standen. So mußte sich die Missionsthätigkeit auf den Privatverkehr beschränken. Die erste Taufe eines Eingebornen fand 1865 statt. Yano, einer der ersten Sprachlehrer, den die Missionare „der reformirten Kirche" in Yokohama seit 1860 beschäftigt hatten und der sich mehr und mehr dem christlichen Glauben zugeneigt hatte, bat auf dem Sterbebette (?) um das Sakrament, das er in Gegenwart seiner ganzen Familie empfing, um bald darauf als Erstlingsfrucht Japans in die himmlischen Scheunen eingeerntet zu werden.

„Aber noch," schrieb damals Missionar Brown, „fühlt sich jeder Japaner wie von einer eisernen Hand, der Hand der Regierung, gehalten. Diese verlangt, daß jedermann, auch Frau und Kind, im Register eines Buddha- oder Schintötempels eingetragen sei, sonst wird ihnen ein ehrliches Begräbniß versagt. — Die Missionare hätten vielleicht nicht zu leiden, wenn sie öffentlich predigen würden, gewiß aber die Hörer. So zögern wir denn und wünschen den göttlichen Willen noch völliger zu erkennen. Wir möchten weder feig noch voreilig sein."

Diese Vorsicht war um so nöthiger, als eine schwere Katholikenverfolgung schon im Anzuge war. Es waren nämlich, sobald es die Verhältnisse gestatteten, auch wieder katholische Missionare nach Japan gekommen, von denen der später zum Bischof ernannte Petitjean genannt sein möge. Zu ihrer Freude entdecken sie bald, daß die jahrhundertelange blutige Verfolgung doch nicht die Bekenner des Christenthums völlig hatte ausrotten können. In der Gegend von Nagasaki und Urakami hatten sich noch ganze Scharen heimlicher Anhänger desselben erhalten, obgleich sie sich äußerlich in den Formen des Buddhismus hielten. Diese fielen nun wieder den Priestern zu. An ihrer Weigerung, bei der Bestattung ihrer Todten ferner den Bonzen fungiren zu lassen, kam ihr Bekenntniß an den Tag und zog ihnen Anklagen beim weltlichen Gerichte zu. Da sie sich weigerten ihren Glauben zu verleugnen, so wurden ganze Scharen nach der kalten Nordinsel Yezo verbannt, indem sie die Regierung zugleich für ihre dortige Kolonisation benutzte. Bei dem Transport, wo sie in großer Menge auf Schiffe gepackt wurden, sind sicherlich viele umgekommen. Die Intervention einiger Konsuln war fruchtlos. Damit war denn der alte Christenhaß, der besonders bei den Bonzen seine

Stätte hatte, wieder mächtig geschürt. So hatten denn auch in den folgenden Jahren etliche von den wenigen, die sich inzwischen zum evangelischen Glauben bekannt, Gefängniß und Bande zu erdulden.

Es bereitete sich jedoch mehr und mehr ein Umschwung vor. Hunderte von jungen Japanern waren inzwischen in Amerika oder in Europa gewesen, um wissenschaftlichen oder technischen Studien obzuliegen. Viele von ihnen hatten nach ihrer Rückkehr einflußreiche Stellungen erlangt. Es konnte nicht fehlen, daß die Ideen, welche sie aus den christlichen Ländern mitbrachten, allmählich zur Geltung kamen. Wenn auch nur einzelne eine religiöse Anregung empfangen hatten, die sie befähigte, scheinende Lichter in ihrem Vaterlande zu werden, so wurde doch durch die mit Eifer aufgenommene westländische Kultur das alte japanische System immer mehr erschüttert. Der vom Buddhismus verpönte Fleischgenuß verbreitete sich, und mancher suchte es darin den Engländern gleichzuthun. Die Studenten und wer modern sein wollte, machte sich über die dummen buddhistischen Mönche und ihre privilegirte Faulenzerei lustig. In weiten Kreisen des Volkes hatte die alte Religion ihre Wurzeln verloren. Auch die Eifrer für Wiederherstellung der alten Schintôreligion hatten sich beruhigt, da sie im Grunde ihre Wünsche in der politischen Wandelung erfüllt sahen.

So kam es denn, daß die Regierung des Mikado von den alten Bahnen der Christenverfolgung sich abwandte. Die verbannten Katholiken wurden zurückgerufen und eine Verfügung erlassen, daß überall im Reiche die Tafeln mit den alten Gesetzen gegen das Christenthum entfernt werden sollten (1872). Schon freuten sich die Missionare, daß nun die Zeit der Religionsfreiheit angebrochen sei. Soweit aber ist's in Japan bis jetzt nicht gekommen. Die Regierung ist immer noch sehr besorgt, daß Religionsstreitigkeiten den Frieden des Reiches erschüttern könnten. So machte sich denn auch damals bald wieder bis zu einem gewissen Maße eine Reaktion geltend. Eine Erklärung wurde veröffentlicht, daß die Beseitigung jener Tafeln nur angeordnet sei, weil der Inhalt der fraglichen Gesetze bereits zur genüge im Volke bekannt sei: die letzteren blieben also bestehen. Aber die Regierung hat sie nicht mehr in Anwendung gebracht, wie sie denn überhaupt gegen die Thätigkeit der Missionare ein Auge zudrückt. Nur ein Gouverneur, der persönlich denselben abgeneigt ist, legt ihnen wohl allerlei Hindernisse in den Weg, die aber doch mit der Zeit beseitigt oder überwunden werden.

Seitdem diese Lage der Dinge eingetreten ist, hat sich die evangelische Mission in Japan wunderbar entfaltet. Im Laufe ihrer ersten vierzehn Jahre hatte sie nicht ein Dutzend Bekehrter gewonnen. Jetzt sind weitere sechs Jahre verflossen, und mehr als tausend Japaner bekennen sich offen als evangelische Christen. Freilich haben sich inzwischen die Kräfte der verschiedenen Missionen bedeutend vermehrt.

Die Hauptbrennpunkte der Mission sind natürlich die geöffneten Hafenstädte geblieben, da den Europäern ein bleibender Wohnsitz an anderen Orten noch nicht gestattet ist. Aber durch bekehrte Eingeborne ist das Evangelium tief ins Land hineingetragen, und an verschiedenen Punkten des Reiches sind christliche Gemeinden aufgesproßt, die von den Missionaren, denen die Reise mit einem Paß erlaubt wird, regelmäßig besucht und gestärkt werden. Wie gern gesehene Gäste die Missionare auch in den abgelegensten Gegenden sind, zeigt das Beispiel eines japanischen Schlaukopfes, der auf seiner Reise gern freies Quartier und Zehrung erhalten wollte und seinen Zweck nach Wunsch erreichte, indem er sich für einen Missionar ausgab, obgleich er nie mit der Mission etwas zu thun gehabt hatte. — Auch christliche Schriften finden ihren Weg bis tief ins Land hinein, und manche Forscher sind durch sie erweckt worden.

Ueberblicken wir nun die verschiedenen Missionen, die auf dem jetzt so ergiebigen Felde thätig sind. Zwei jener ältesten, die amerikanische reformirte und die amerikanische presbyterianische haben sich vor zwei Jahren (1877) samt einer dritten, der erst 1874 begonnenen schottischen unirtpresbyterianischen, zu einer gemeinsamen Thätigkeit vereinigt, da die betreffenden Denominationen in Lehre wie in kirchlicher Organisation ganz übereinstimmen. Durch diese Verbindung sind natürlich die Hände gestärkt worden. Die sämtlichen Gemeinden sind einem Presbyterium (Tschiukuwai) untergeordnet. Ein gemeinsames theologisches Seminar bildet die Nationalgehilfen aus, die dann von jenem die Predigtlizenz erhalten. Außer vier bereits ordinirten sind jetzt fünfzehn solche Prediger thätig, meist die ältesten Bekehrten, ernste Arbeiter. In Ausbildung befinden sich ihrer achtzehn. Daneben werden manche junge Mädchen und Frauen als Bibelleserinnen ausgebildet, die zwar nicht offiziell mit solchem Amte betraut werden, aber ganz in der Stille in ihren Kreisen ein wichtiges und gesegnetes Werk treiben.

Die Zahl der sämtlichen diesem Bunde angehörigen Arbeiter ist auf achtzehn gestiegen; darunter zwei Aerzte und ein Lehrer. Daneben aber wirken außer den Frauen der Missionare elf Lehrerinnen, deren Thätigkeit in den Mädchenschulen wie in den Elementarschulen höchst wichtig ist. Gegen 400 Zöglinge stehen unter Leitung dieser Mission.

Der jüngste Bericht weist achtzehn dem Presbyterio unterstellte Gemeinden nach. Zwei derselben sind in **Yokohama**, nicht weniger als acht in verschiedenen Stadttheilen von **Tôkiô** (inkl. Schinagawa), drei in der westlich gelegenen Provinz Schimosa und zwar zu Sakura, Omori und Hoden, je eine zu Wadomura in Musaschi, Kiriu in Kodzuke, Uyeda in Schimano und in Nagasaki[1]). Im ganzen

[1]) Die Gemeinde zu Nagasaki ist verhältnißmäßig klein. Vielleicht ist die in jener Gegend eifrig betriebene katholische Mission der evangelischen hinderlich.

zählen (Dez. 1878) diese Gemeinden mit den getauften Kindern 1089 Mitglieder. Im letztverflossenen Jahre waren nicht weniger als 355 durch die heil. Taufe hinzugethan. Die Beiträge für kirchliche Ausgaben beliefen sich in demselben auf etwa 6000 Mark, die sich aber etwas ungleich vertheilen, indem einige der älteren Gemeinden fast ganz ihre Ausgaben bestreiten, während andere, erst kürzlich gebildete, darin noch zurück sind. — Mit jeder der Gemeinden steht eine Sonntagsschule in Verbindung. — Höchst bedeutsam ist der Schritt, welchen das Presbyterium bereits gethan hat, nämlich die Organisation einer eigenen Mission und zwar nach **Korea**. Japan ist das einzige Land, welches mit jenem Halbinselreiche Verbindung hat, und nur durch Japaner ist es möglich, dorthin das Evangelium zu verpflanzen. Der für diesen Zweck gebildete Board hat bereits einen Kandidaten als Sendling nach Korea gewonnen, und ein zweiter bereitet sich dazu vor. Die Hafenstadt Fusan ist als Stationsort gewählt. Es ist gewiß ein seltener Fall, daß eine junge Kirche in dieser Weise heranreift, daß sie im ersten Jahrzehnte bereits an der weiteren Ausbreitung des Reiches Gottes mitarbeitet.

Die ärztliche Thätigkeit Dr. Hepburns in Yokohama ist immer noch reich gesegnet. Seine Klinik ist jeden Sonnabend geöffnet und wird etwa von 60 Patienten besucht. Außerdem ist er, einer der besten Kenner der japanischen Sprache, der auch das beste Lexikon verfaßt hat, in der Uebersetzung der Heiligen Schrift thätig im Verein mit mehreren anderen Missionaren. Das Neue Testament ist fertig. Kürzlich war eine Konferenz aller evangelischen Missionare, die in Japan arbeiten, zusammengetreten, um über die Uebersetzung des Alten Testaments zu berathen. Um die Vollendung zu beschleunigen, wurden einzelne Theile verschiedenen dazu befähigten Männern zugewiesen. Auch die Abfassung anderer christlicher Schriften nimmt guten Fortgang. Meist werden dieselben von japanischen (heidnischen) Buchhändlern in Verlag genommen. Früher wagte sich keiner daran, ein christliches Buch drucken zu lassen. — In einer kleinen Blindenanstalt ist bereits der Versuch gemacht, die japanische Schrift in erhöhtem Drucke in Anwendung zu bringen. Ein Missionararzt der U. Presbyterianer arbeitet in einem Hospital in Tôkiô. Eine andere Art seiner Thätigkeit bestand in einer Reihe von Vorträgen gegen den Darwinismus, die er vor einem großen Kreise von Gebildeten der Hauptstadt hielt, die durch jene Weisheit bereits stark beeinflußt sind. Unter anderen Zeitschriften wendete auch der japanische Kladderadatsch dieser Angelegenheit ziemlich unparteiische Aufmerksamkeit zu.

Eine zweite Gruppe der in Japan thätigen Missionen gehört der anglikanischen Kirche an. Die protestantisch-bischöfliche Mission, die schon 1859 zu Nagasaki begonnen war, wurde später nach Ôzaka verlegt. Eine zweite Station ist dann in Tôkiô hinzugekommen, wo auch ein Missionsarzt zwei verschiedene Heilanstalten

leitet. An jedem dieser Orte wirken zwei amerikanische Missionare, von mehreren Nationalgehilfen unterstützt. Doch sind die numerischen Erfolge weniger bedeutend als die soeben erwähnten. Von den 43 Kommunikanten kommen auf die kleine Gemeinde von Ôzaka nur sieben. Schülerzahl: 51. Zu Tôkiô gehören übrigens zwei Außenstationen auf dem Lande. Die Berichte erwähnen noch mancherlei Hindernisse, anderseits aber auch die fortschreitende Beseitigung derselben. So ist z. B. in neuerer Zeit von japanischen Zeitungen hingewiesen worden auf das Unberechtigte der obligatorischen buddhistischen Begräbnisse. Kürzlich hat der Chef eines großen Bankgeschäftes in Tôkiô, obwohl er selbst kein Christ ist, ein Blatt zur Verbreitung der Bekanntschaft mit dem Christenthum begründet, weil er sich von dieser Religion für die Zukunft Japans doch am meisten verspreche.

Mit der genannten Mission im besten Einvernehmen wirkt die der Church Missionary Society seit 1869. In diesem Jahre kam ihr Missionar Ensor in Nagasaki an, wo er an einigen Japanern, deren Bekanntschaft er schon in England gemacht hatte, einen Anknüpfungspunkt fand. Man begegnete ihm freilich in weiteren Kreisen mit Zurückhaltung, die sich jedoch legte, als man fand, daß er kein katholischer Missionar sei. Seitdem hatte er viel Gelegenheit, in Privatgesprächen zu wirken, Bibeln zu verbreiten u. s. w. Seine wie seines Nachfolgers Gesundheit hielt jedoch den Anstrengungen nicht stand. Als der letztere durch den früher in Madagaskar angestellten Missionar Maundrell abgelöst wurde (1875), war bereits auf Dêschima eine hübsche Kirche vollendet und eine kleine Gemeinde gesammelt. Schnelles Wachsthum kann von derselben bis zur neuesten Zeit nicht gerade berichtet werden. Der Aufstand der Samurai, welcher im Jahre 1876 die benachbarten Provinzen unsicher machte, wird mit als ein Hinderniß des Fortschrittes bezeichnet. Zwei Nationalgehilfen unterstützen den Missionar. Der eine regte bei einem Besuch in seiner Heimat Higo, in der Nähe von Kumamoto, der größten Stadt auf Kiuschiu, ein weites Interesse für das Christenthum an, das besonders unter den Zöglingen, einer unter Leitung des amerikanischen Kapitain L. L. James stehenden höheren Lehranstalt, welche der Exdaimiô von Satsuma gegründet hat, fruchtbaren Boden fand. Einige der jungen Leute ließen sich nach Nagasaki versetzen und schlossen sich der christlichen Gemeinde an. Andere werden wir in Ôzaka wiederfinden. In Kumamoto selbst aber scheint es noch nicht zur Gemeindebildung gekommen zu sein, obgleich die Besuche der Gehilfen wiederholt wurden. In neuerer Zeit hat der Missionar auch ein kleines Gehilfenseminar eingerichtet.

Die zweite Station der Church Missionary Society zu Ôzaka wurde durch Missionar C. F. Warren begonnen, der am Sylvesterabend 1873 dort eintraf. Auch hier konnte trotz aller anfänglichen

Hindernisse schon 1875 öffentlicher Gottesdienst gehalten und eine kleine Kapelle gebaut werden, welche letztere schon 1877 durch eine größere Kirche ersetzt wurde. In derselben war der Missionar regelmäßig zu gewissen Stunden bereit zu religiösen Besprechungen, die bei gutem Wetter zahlreich besucht waren. Im folgenden Jahre wurden die sechs ersten Bekehrten dieser Mission aus verschiedenen Ständen getauft, darunter ein armer Dschinrikischamann (vergl. oben S. 268 Fußnote 1), der für die weitere Verbreitung des Evangeliums besondere Hoffnungen erweckte. Doch war auch hier der numerische Zuwachs bis 1877 noch nicht so gestiegen, wie wir ihn bereits in anderen Missionen fanden. Die kleine Gemeinde zählte 20 Bekehrte, von denen sechs Kommunikanten sind.[1]) — Die Missionsarbeit erstreckt sich übrigens nicht allein auf die Stadt. Einer der beiden Missionare suchte durch Besuche auf den umliegenden Dörfern auch dort Eingang zu finden. Meist konnte er ohne Widerspruch vor zahlreichen Versammlungen seine Botschaft verkündigen. Ein sehr schöner Zug der Mission in Ôzaka ist die brüderliche Gemeinschaft, welche zwischen den Missionaren der verschiedenen Denominationen besteht und die sogar zu einer gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahls sämtlicher Bekehrten und Missionare führte. Die englischen und amerikanischen Episkopalen knieten mit denen vom American Board zusammen am Tische des Herrn.[2])

Die dritte Station wurde 1874 in der Hauptstadt Tôkiô angelegt. Missionar Piper begann die Thätigkeit in einem gemietheten Lokal an einer der Hauptstraßen. Auch hier ist seit 1876 eine kleine Gemeinde gesammelt. Es wird als erfreuliches Zeichen angeführt, daß ein wirkliches Gemeinschaftsbewußtsein in derselben rege ist, sowie daß die Bekehrten, welche verheiratet sind, auch ihre Frauen zum Glauben gebracht haben. Neuerlich ist auch hier eine eigne hübsche Kirche erbaut.

Noch jünger ist die Station zu Niigata, der Hafenstadt am japanischen Meere. Sie ist eine rechte Burg des Buddhismus, und wenn derselbe auch in der Bevölkerung schon vielfach seinen Halt verloren hat, so herrscht doch hier noch die alte Scheu gegen das Christenthum, mit der es als etwas infernales betrachtet wird. Man fürchtet den Missionar als Zauberer. Dazu ist auch die oberste Behörde hier demselben abgeneigt. Daraus erklärt sich, daß der Missionar der Church Missionary Society, welcher hier seit 1876 arbeitet, noch nicht viel Erfolg gehabt hat. Der neueste Jahresbericht gibt die Zahl der Bekehrten auf fünf an, deren drei Kommunikanten waren. Betrübend war es, daß manche, die sich erst dem Missionar angeschlossen hatten, sich zurückzogen, nachdem sie gemerkt, daß mit

[1]) Nach den neueren Nachrichten bereits 22 Kommunikanten; 1878 konnte von weiteren 20 Getauften gemeldet werden.

[2]) Report (1877—78) p. 211.

dem Uebertritt kein pekuniärer Vortheil verknüpft sei. Auch in der Umgegend fand sich nicht viel ermuthigendes. Ein paar Bauern, die ziemlich nahe daran waren, Christen zu werden, fielen wieder ab. Es verbreitete sich das Gerücht, daß jeder 200 Dollar vom Missionar erhalten habe. Diese Summe wäre ihnen aber von dem letztern aus ihrem verschlossenen Kasten wieder hinweggezaubert worden — deshalb hätten sie ihn verlassen. Es scheinen dort im Norden noch ziemlich andre Verhältnisse als in den südwestlichen Theilen Japans zu herrschen.

Wir kommen endlich zur Station Hakodati (—date), die offene Hafenstadt auf der großen nördlichen Insel Yezo, die nur an einzelnen Punkten von Japanern kolonisirt ist. Dorthin kam 1874 Missionar W. Dening, der früher in Madagaskar arbeitete, begleitet von einem der Bekehrten von Nagasaki. Letzterer trat leider bald darauf zu einer andern Denomination über, und obgleich er späterhin erfolgreich für das Evangelium in Tôkiô gearbeitet hat, war er doch jener Gesellschaft verloren, und dadurch der Anfang in Hakodati bedeutend erschwert. Ein dort gewonnener Bekehrter fiel auch bald wieder ab. Besser ging es mit dem zweiten, der des Missionars rechte Hand wurde. Die Predigten, welche an Sonntagen und einmal in der Woche in einem gemietheten früheren Kaufladen gehalten wurden, waren von 150 bis 200 Personen meist aus den geringeren Ständen besucht. Gewöhnlich aber zeigte sich auch hier und da ein Samurai, ab und zu auch ein Ainô. Ogawa, jener erste Bekehrte, bewies sich unter mancherlei Versuchungen standhaft, legte vor den Behörden kräftiges Zeugniß fürs Christenthum ab, ließ sich durch Versprechungen nicht zur Sonntagsarbeit verleiten u. s. w. Später kamen manche wie Nikodemus, um nach der christlichen Wahrheit zu fragen. Endlich kam es auch wie auf den anderen Stationen dazu, daß eine Klasse von Katechumenen unterrichtet werden konnte und eine kleine Gemeinde sich bildete. Auch in anderen Orten fand die Mission guten Boden und hat nun drei Außenstationen Ono, Arikawa und Nanai[1]), jede 7—12 englische Meilen entfernt, in denen regelmäßig gepredigt wird. Auch die Ainô sind von dem Missionar, der ihre Sprache studirt, aufgesucht worden. Nach dem neuesten Berichte gehörten zu dieser Station 19 Christen.

Im ganzen zählte 1877—78 die Church Missionary Society auf ihren 5 Stationen in Japan 88 eingeborene Christen und 30 Kommunikanten, 3 Schulen, 14 Schüler und 4 eingeborene Lehrer.[2])

[1]) Nanai ist eine der erst in neuester Zeit angelegten Musterkolonien. Es sind dort eine Anzahl junger modern gerichteter Leute, die für die Predigt ein offnes Ohr haben.

[2]) Inzwischen ist der neue Jahresbericht eingetroffen, der 62 Kommunikanten nebst 128 eingeborene Christen angibt.

Eine dritte episkopale Mission ist die seit 1873 bestehende der Society for the Propagation of the Gospel, welche ihre Stationen zu Tôkiô und Kobê hat. In der Hauptstadt hat sie mehrere Kapellen und Predigtplätze, einige ziemlich weit von dem Stadttheile liegend, in dem es den Fremden gestattet ist zu wohnen. Eine regelmäßig besuchte Außenstation ist zu Ono, sieben Meilen entfernt, zum Theil mit Eisenbahn zu erreichen. Auch in andern Orten auf dem Lande sind schon Anknüpfungspunkte vorhanden: so in Fudschisawa. Die andre Station zu Kobê scheint noch nicht so weit fortgeschritten. Kürzlich erst wurde dort der erste Bekehrte getauft. Genauere Angaben über die Zahl der Bekehrten finde ich nicht.

Gleichzeitig mit der Church Missionary Society hatte auch der American Board seine Arbeiten in Japan begonnen, die reichere Früchte als diejenigen irgend einer der bereits genannten Gesellschaften tragen sollten. Nach einer kurzen Probe in Yedo wurde Kobê als erster Stationsort gewählt; nach zwei Jahren wurde auch Ôzaka und 1876 Kiôto besetzt.

Missionar Greene begann (1869) damit, für die Ausländer in Kobê einen englischen Gottesdienst einzurichten. Für direkte Missionsarbeit war damals noch nicht viel Raum gegeben. Ueberall standen noch die Tafeln mit dem Verbot der christlichen Religion, und dem Missionar wurde mitgetheilt, daß ein Beamter damit beauftragt sei, alle Christen aufzuspüren. Die Folge einer öffentlichen Predigt werde die sein, daß die Zuhörer ihre Köpfe verlören. Er mußte sich also darauf beschränken, das Neue Testament in chinesischer Sprache zu verbreiten, und hier und da jemanden im Privatgespräche sowie seinen Dienern und seinen Sprachlehrern die christliche Wahrheit nahe zu bringen. Letzterer wurde wegen seiner Hinneigung zum Christenthum sogar einmal ins Gefängniß geworfen.

Im Jahre 1873, nachdem inzwischen mehrere andere Missionare, auch der Arzt Dr. Berry eingetroffen waren, finden wir bereits zwei blühende Schulen in Kobê und Ôzaka, sowie am ersteren Orte einen von etwa zwölf Eingeborenen besuchten Gottesdienst in japanischer Sprache, unbelästigt von den Behörden — Dank dem damals erfolgten politischen Umschwung.[1]) Dr. Berry hatte nicht blos bald eine ausgedehnte Praxis erlangt, sondern auch einen Verein japanischer Aerzte um sich gesammelt. Ueberall wirkte er zugleich für das Evangelium. Auch gewann er auf seinen Reisen in der Umgegend manche Anknüpfungspunkte. Damals fand in Yokohama eine Konferenz der sämtlichen evangelischen Missionare statt wegen gemeinsamer Arbeit an der Bibelübersetzung. Missionar Greene, der seine

[1]) Es war damals, als die verbannten Katholiken zurückgerufen, buddhistische Tempelgüter eingezogen, Tempel in Schulen und Hospitäler verwandelt und Glocken eingeschmolzen wurden.

ganzen Kräfte derselben widmete, nahm fortan als Mitglied einer ständigen Kommission für diesen Zweck seinen Wohnsitz in der genannten Stadt.

Im folgenden Jahre zeigte sich fortwährender Fortschritt. In der Kapelle zu Kobê versammelte sich regelmäßig eine Bibelklasse, aus der bald darauf elf Personen getauft wurden, und zur Predigt kamen etwa achtzig Zuhörer. Gleichzeitig entstand auch in Ôzaka die kleine Gemeinde von sieben Mitgliedern. Viele der Bekehrten waren begierig, das Evangelium weiter zu verkündigen, wozu wenige Jahre vorher niemand Lust gehabt hatte. Es traten erfreuliche Zeichen von der Pflicht, selber die Kosten der kirchlichen Einrichtungen zu tragen, zu Tage. Bedeutende Fortschritte machte auch die ärztliche Seite der Mission. Die Regierung übernahm die sämtlichen Kosten für Dr. Berrys Hospital, obgleich in demselben täglich christliche Andachten gehalten und christliche Schriften ausgetheilt wurden. Manche seiner medizinischen Studenten waren gleich eifrig für die Religion des Lehrers wie für seine Wissenschaft. Auch durch manche medizinische Werke in japanesischer Sprache machte sich der Missionsarzt verdient, unterstützt von seinen Zöglingen. In den Städten Sanda, Arima ($3^1/_2$ und 5 Meilen von Kobê) und anderen[1]) gelang es ebenfalls, ärztliche Anstalten zu gründen, die weitere Anknüpfungspunkte für die Missionsthätigkeit darboten.

Im ganzen erhielt diese ärztliche Mission von der japanischen Regierung 5 bis 6000 Dollars Unterstützung. — Mit freudigen Aussichten konnten die Missionare melden: Das Feld ist überall reif zur Ernte.

Der Board verfehlte nicht, die Zahl der Arbeiter zu vermehren. Schon der Bericht von 1876 zählt 10 ordinirte Missionare, deren zwei zugleich Aerzte, sowie zwei weitere Aerzte und sieben Lehrerinnen außer den Frauen der Missionare. Trotz der Petition einer widerstrebenden Partei wurde eine höhere Schule und eine solche für Mädchen in Kiôto eröffnet. Die kleine Gemeinde zu Kobê war bis auf 75 Mitglieder gewachsen. 121 Dollar waren von derselben aufgebracht, besonders für Reisekosten derjenigen Mitglieder, welche an anderen Orten die frohe Botschaft verkündigten. Vier der bekehrten Frauen, und zwar zwei ganz ohne Geldunterstützung, widmeten sich der Mission unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung. Die Mädchenschulen gediehen. Ueber den Charakter der Christen in Ôzaka wird geschrieben:

> Es gewährt uns große Befriedigung die Umwandlung im Charakter vieler Gemeindeglieder zu bemerken, wie junge Leute, die vor etlichen Jahren stolze, hochmüthige Großsprecher waren, und die niedrigen Klassen als „Menschen ohne Seele" verachteten, die nicht werth seien, daß man sie belehre, Woche für Woche geduldig vor unwissenden Bauern, Arbeitsleuten, Handelsleuten u. s. w. stehen, um ihnen

[1]) Kakogawa, Himedschi, Sakai bei Ôzaka und Hikone am Biwasee.

mit strahlendem Gesicht in freundlicher Weise den Weg zur Seligkeit zu verkündigen. Es weigert sich keiner, wenn wir ihn auffordern, hier und da in einer schmuzigen Hütte zu predigen. — Freilich fanden sich unter den Christen auch schon solche, die ihr Gelübde vergessen hatten und in offenbare Sünde gerathen waren. Doch blieb es zu bewundern, wie verhältnißmäßig wenige dies waren.

Zwei neue Gemeinden waren in Sanda und in Hiogo gegründet. Neben den Fortschritten der ärztlichen Mission ist auch die Entstehung einer bedeutenden christlichen Literatur zu erwähnen. Eine Zeitschrift „Schitschi-Itschi Zappo" (wöchentlicher Bote) ist seither mit steigendem Erfolg herausgegeben worden.[1]) Die Zahl der Außenstationen mehrte sich. Auch auf der Insel Schikoku zeigten sich die ersten Anknüpfungspunkte für die Mission.

In der Folge finden wir, wie sich die Nationalgehilfen mehren, gut vorgebildet durch das Seminar in Kiôto[2]). Einige derselben hatten früher Kapitän James Schule in Kumamoto besucht. Sie werden folgendermaßen charakterisirt:

Alle sind arm, von ihren Eltern enterbt und haben meistens nichts als ihre Bibel und die Kleider, die sie tragen. Sie besitzen eine Bildung und Kenntniß des Englischen, die sie befähigten, eine Anstellung mit einem monatlichen Gehalt von 100 Dollar zu erhalten, wenn sie in den Regierungsdienst übertreten und ein Probejahr oder zwei — nach dem vortrefflichen System des Zivildienstes in Japan — durchmachen wollten. Hier arbeiten sie für $3^1/_2$ Dollar monatlich und bereiten sich zu dem noch schwereren Dienst der Predigt vor. Für Beköstigung und Unterricht zahlen sie $2^1/_2$ Dollar zurück, und es bleibt ihnen nur 1 Dollar monatlich für Kleidung, Licht, Feuerung, Schreibmaterial, Bücher, Wäsche u. s. w. einschließlich der Gaben der Wohlthätigkeit; denn sie alle legen wöchentlich einen kleinen Beitrag für die Ausbreitung des Evangeliums zurück. Ich glaube nicht, daß auf unsern Planeten ein Beispiel größerer Entsagung um Christi willen vorkommt, als wir es in unsren Schulen haben; doch haben wir noch keinen Klageseufzer gehört.

In neuester Zeit sind die weiteren Missionsarbeiten in Kiôto durch die unfreundliche Haltung des Lokalgouverneurs gefährdet. Nur als Lehrer an der höheren Regierungsschule sollte den Missionaren der Aufenthalt in der alten Hauptstadt gestattet sein — freilich haben die Europäer überhaupt nur die Erlaubniß, in den offnen Hafenorten zu wohnen. Ein paar Lehrerinnen erhielten nicht die Erlaubniß sich niederzulassen, und ebenso wurde Dr. Taylor ausgewiesen, weil er praktizirt habe, wozu er nicht berechtigt sei. Es scheint jedoch, daß diese Schwierigkeiten glücklich beseitigt wurden, denn nach den neuesten Nachrichten finden wir die Station wieder ungestört in blühendem Zustande. Auf der Außenstation zu Hikone ist eine Gemeinde gesammelt, der ein paar Männer, die bisher eine Spielhölle und ein anderes übelberüchtigtes Haus gehalten hatten, beitraten, nachdem sie ihr schändliches Gewerbe aufgegeben und auch die früher darin Verstrickten möglichst aus dem Laster zu retten gesucht hatten. Die

---

[1]) Verschiedene Personen im Innern des Landes, die mit keinem Missionar zusammengekommen waren, wurden durch das Lesen dieser Zeitschrift zum Christenthum geführt.

[2]) Ein in den Vereinigten Staaten gebildeter Japaner wurde 1877 ordinirt.

kleine Gemeinde wurde nachher schwer erschüttert durch die Rückkehr eines Mannes, der früher zur Zahl der Erweckten gehört hatte, nun aber nach längerer Abwesenheit als Anhänger der griechischen Kirche zurückkehrt und in verleumderischer Weise gegen die amerikanische Mission agitirt. Dennoch war ein Häuflein und auch jener einstige Inhaber der Spielhölle samt seiner Frau treu geblieben. „Sein Gesicht hat sich, seit er bekehrt ist, so verändert, daß man ihn nach einer früheren Photographie nicht wiedererkennen würde."

Wir können aber nicht ausführlich alle die einzelnen Gemeinden besprechen, die von den drei Hauptstationen aus gegründet worden sind, und erwähnen nur noch, daß eine solche auch weit im Nordosten, in der Provinz Kodschuke zu Annaka, entstanden ist, nachdem das Evangelium durch einen der Bekehrten an diesen seinen Heimatsort verpflanzt wurde. Im ganzen weist der letzte Jahresbericht zehn Gemeinden nach. Die Zahl der Mitglieder war 1877 schon 240, ist aber bisher jedenfalls bedeutend gewachsen. Die ärztliche Thätigkeit hat der Mission noch hier und da Thüren aufgeschlossen, so neuerlichst in Okayama, wo — nach früheren Versuchen jetzt unter großer Bereitwilligkeit der Behörden ein Hospital übernommen und Gottesdienst eingerichtet ist. Die Mädchenschulen, auf denen ein großer Theil der Hoffnungen für Japan ruht, sind in gutem Gange. Strahlende Kinderaugen beim christlichen Unterricht und lieblicher Gesang sind dem Besucher ein bedeutsames Zeichen.

Eine der jüngeren Missionen in Japan ist die der methodistisch-bischöflichen Kirche in Amerika. Sie sandte 1873 vier Missionare dahin, welche sich in Yokohama, Tôkiô, Hakodati und Nagasaki niederließen. Im neuesten Jahresberichte finden wir die Zahl der Missionare auf sechs gestiegen und bereits von 28 Nationalgehilfen unterstützt. Eine fünfte Station ist hinzugekommen in Hirosaki, einer Stadt von 35 000 Einwohnern, im äußersten Norden der Insel Hondo. Dort war ein Missionar der amerikanischen reformirten Kirche als Lehrer an der Regierungsschule angestellt gewesen und hatte eine Anzahl Anhänger. Als aber der methodistische Missionar sie mit der Lehre und den Einrichtungen seiner Kirche bekannt gemacht hatte, schlossen sie sich nach „sorgfältigem Studium" der letzteren an. Manche fielen wieder ab — jetzt waren noch 29 Mitglieder in voller Gemeinschaft. Auch in zwei kleineren Städten in der Nähe, Awomori und Kuroischi, wurde regelmäßig gepredigt. — Ebenso hat Hakodati schon mehrere Außenstationen, namentlich Saporo und Matsumai, die nächsten Hauptplätze der Insel Yezo. Hakodati wird vielfach als Sommeraufenthalt von den Europäern gewählt. Auch mancher Missionar von den südlichen Stationen sucht dort Erholung, wobei die brüderliche Einigkeit der Vertreter verschiedener Denominationen, die in Japan so wohlthuend berührt, oft zu Tage tritt. — In Tôkiô, wo diese Mission drei Kapellen hat, schreitet das Werk

langsam aber sicher voran. In der benachbarten Provinz Schimosa ist eine Filialgemeinde gegründet. In Yokohama bestehen zwei Gemeinden, und hat von hier aus die Mission mehrere Ableger in entfernten Theilen des Reiches, z. B. in den großen Städten Nagoya und Nischiwo in der Provinz Owari, abgesenkt. Die Station Nagasaki scheint auch hier am wenigsten Fortschritte gemacht zu haben. Sie umfaßt einschließlich der getauften Kinder und Katechumenen nur siebzehn Personen. Im ganzen zählt diese Mission 400 Angehörige, darunter 255 Kommunikanten.

In Verbindung mit derselben arbeitet ein sehr thätiger Frauenverein, der auf mehreren der genannten Stationen Schulen erhält und Lehrerinnen für dieselben aussendet.

Die baptistische Mission in Japan gehört zu den älteren, wurde aber zunächst nur von den von der Free Baptist Missionary Society unterstützten Missionaren Goble und Brown (?) in Yokohama vertreten. Seit 1873 sind dieselben von der American Baptist Missionary Union angenommen, welche einige weitere Missionare mit ihnen aussandte und die Arbeiten aufs neue organisirte. Seitdem hat sie ihre Stationen zu Yokohama und Tokio, jede mit einer kleinen Gemeinde von 22 resp. 23 Mitgliedern. Die Missionare sind u. a. mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt, da sie die japanesische Bibelübersetzung, soweit sie vorliegt, nicht gebrauchen können, weil der darin für „Taufe" gebrauchte Ausdruck dem baptistischen Ritus nicht entspricht. Auch vermeiden sie alle gelehrten chinesischen Ausdrücke, soweit sie nicht in die chinesische Volkssprache übergegangen sind und einer Erklärung bedürfen, welche die ganze Bibel auf 20 dicke Bände anschwellen müßte. Es wäre zu wünschen, daß durch diese baptistische Besonderung nicht auch in die evangelische Mission in Japan solch ein Zwiespalt gebracht werde wie in China durch die leidige Term question.

Außer dieser baptistischen Mission scheinen aber noch mehrere einzelne jener Denomination angehörige Männer in Japan zu arbeiten, ohne im Dienste einer Missionsgesellschaft zu stehen. Von einem solchen, W. Hack aus Südaustralien, ist ausführlich im Basler Missionsmagazin (1876, S. 148 ff.) erzählt. Er erhielt eine Anstellung an der Regierungsschule in Hiroschima und wirkte dort zu gleicher Zeit missionirend. Ein andrer Baptist ist Dr. Palm, der in Niigata als Missionsarzt arbeitet und 1837 30 Bekehrte um sich gesammelt hatte. Ich konnte nichts darüber finden, ob derselbe etwa mit einer Missionsgesellschaft in Verbindung steht.

Schließlich haben wir noch außer einer Mission der Medical Missionary Society in Edinburg, über die keine weiteren Nachrichten vorliegen, diejenige der Wesleyanischen Missionsgesellschaft in Canada zu erwähnen. Diese schickte 1873 zwei Missionare nach Japan, die vorläufig in Yokohama ihren Sitz nahmen.

Später wurde Tokio als Arbeitsfeld bezogen, und 1877 war dort bereits eine beträchtliche Gemeinde gesammelt. Außerdem sind ein paar Stationen zu Schidzuoka und Numadzu, zwei Städte südwestlich von Tokio am Tokaido gelegen. In der ersteren war die Gemeinde 1877 schon bis auf 86 gewachsen; in der andern war noch viel Hinderung der Behörden vorhanden, bei der die Arbeit nicht gedeihen wollte.

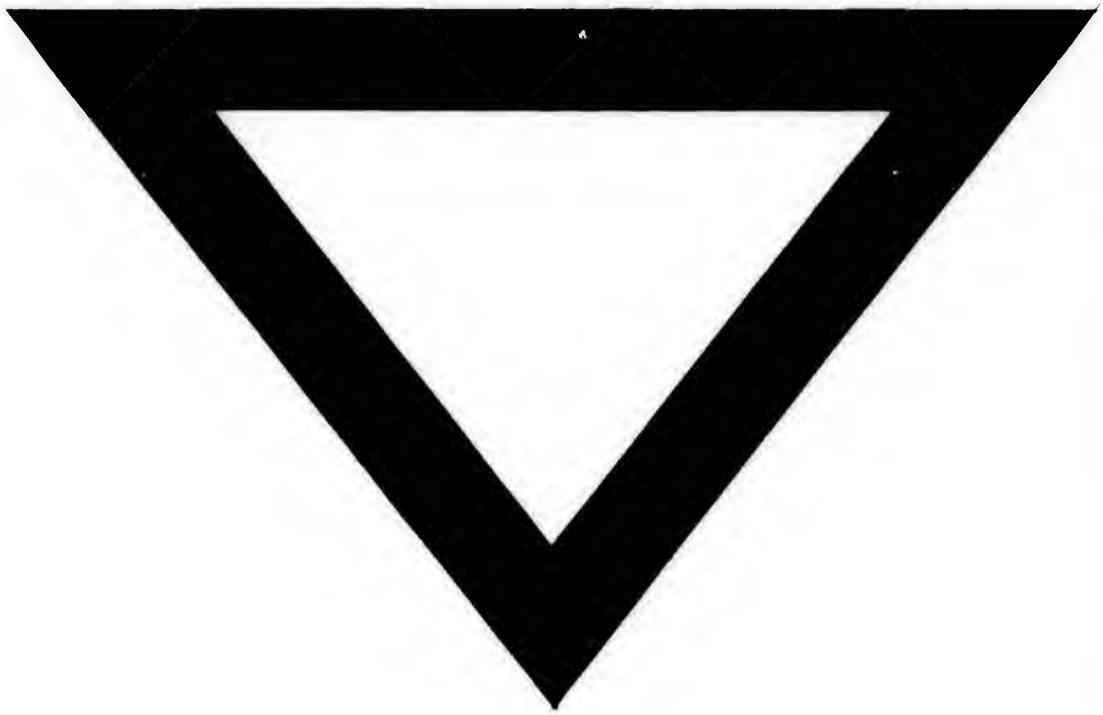
Hiermit wäre der Stand der evangelischen Mission in Japan nach den neuesten Nachrichten angegeben. Genau und erschöpfend können diese Angaben nicht sein. Hier ist die Mission in einem Stadium des Wachsthums begriffen, in dem wenige Monate die statistischen Daten wesentlich verändern können. Wir vermögen nicht einmal augenblicklich genau die Zahl der Bekehrten anzugeben. Nur das ist sicher, daß sie das zweite Tausend bereits überschritten hat — und während ich dieses schreibe, ist vielleicht schon das dritte voll. Auch wird es nicht an neuen Missionskräften fehlen, die auf dieses versprechende Feld eintreten.[1]) Jedenfalls hat der Herr in besonderer Weise sein Werk in jenem merkwürdigen Lande. Meinen wir aber nicht, daß dort alles so glatt in ungebrochener Linie fortgehen müsse. Wir sind nicht sicher, daß die jetzige Politik vor jedem Rückschlag bewahrt bleibe. Dazu kommt, daß mit aller westlichen Kultur auch die religionslosen und antichristlichen Auswüchse derselben nach Japan verpflanzt sind, und daß sie dort, wo vieler Herzen durch den verkommenen Buddhismus und den leeren Schintoismus der Religion schon lange stark entfremdet waren, einen fruchtbaren Boden finden. Auch ist die bedeutende Ausbreitung der katholischen Mission[2]) und selbst von Rußland aus nachdrücklich betriebenen griechischen[3]) nicht zu übersehen.

Die Regierung steht trotz aller liberalen Institutionen dem Christenthum selbst in gewissem Maße argwöhnisch gegenüber. Sie will nur die westliche Kultur, aber nicht die christliche Religion. Man darf nicht das Gegentheil finden in der Einführung des christlichen Sonntags als offiziellen Ruhetages („Tag des Lichtes" wird er genannt). Man hat den Tag des Herrn eben nur als eine

[1]) Es ist schon von einer eignen deutschen Mission in Japan die Rede gewesen. Ich sollte meinen, so lange wir nicht im stande sind, unsre bestehenden Missionen in angemessener Weise fortzuführen, und manche derselben unter fortwährenden Nöthen verkrüppeln, dürften wir nicht im entferntesten an ein solches Unternehmen denken.

[2]) Es liegen mir eben nur statistische Nachrichten von dem apostolischen Vikariat in Nordjapan vor, das in den fünf Distrikten Yokohama, Tokio, Nigata, Hakodate und Mathunaga die nördliche Hälfte des Reichs begreift, und das 1877 schon 1235 Bekehrte umfaßte, von denen allein im Laufe des letzten Jahres 797 getauft waren. In der südlichen Hälfte des Reiches sind die Zahlen jedenfalls noch größer, da dort die Gegend liegt, in der die Reste der katholischen Kirche aus alter Zeit sich erhalten hatten. In der Umgegend von Nagasaki sind tausende von Christen vorhanden.

[3]) Seit 1869 ist dieselbe in Thätigkeit auf den drei Stationen Yedo, Hakodate und Sendai. Schon um 1873 war von 336 Mitgliedern die Rede.

bürgerliche Institution angesehen, wie man auch unsern Kalender einführte. Selbst das Weihnachtsfest ist adoptirt unter dem Namen Geburtstag des Dschimmu Tenno. Trotzdem wird der Christianisirung des Landes dadurch mehr vorgearbeitet, als die Vertreter der Regierung ahnen. Rechnen wir dazu die Einflüsse europäischer Bildung, welche durch die Schulen weit und breit in die Bevölkerung eindringt und die zum Theil dem Christenthum günstig lauten, wie z. B. manche Zeitungen ganz offen für dasselbe Partei ergreifen, aber übersehen wir nicht die noch größere Partei derer, die den Buddhismus mit den Mitteln der neuen Bildung wieder zu heben und mit ihren Waffen zu vertheidigen sucht — so wird man schwerlich unter diesen mannigfaltigen Fäden, die in der Entwickelung Japans durch einander laufen, mit Sicherheit für die nächsten Jahrzehnte den Verlauf derselben zu erkennen im stande sein. Das aber wissen wir in guter Zuversicht, daß zuletzt des Herrn Reich auch in Japan triumphiren wird.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.